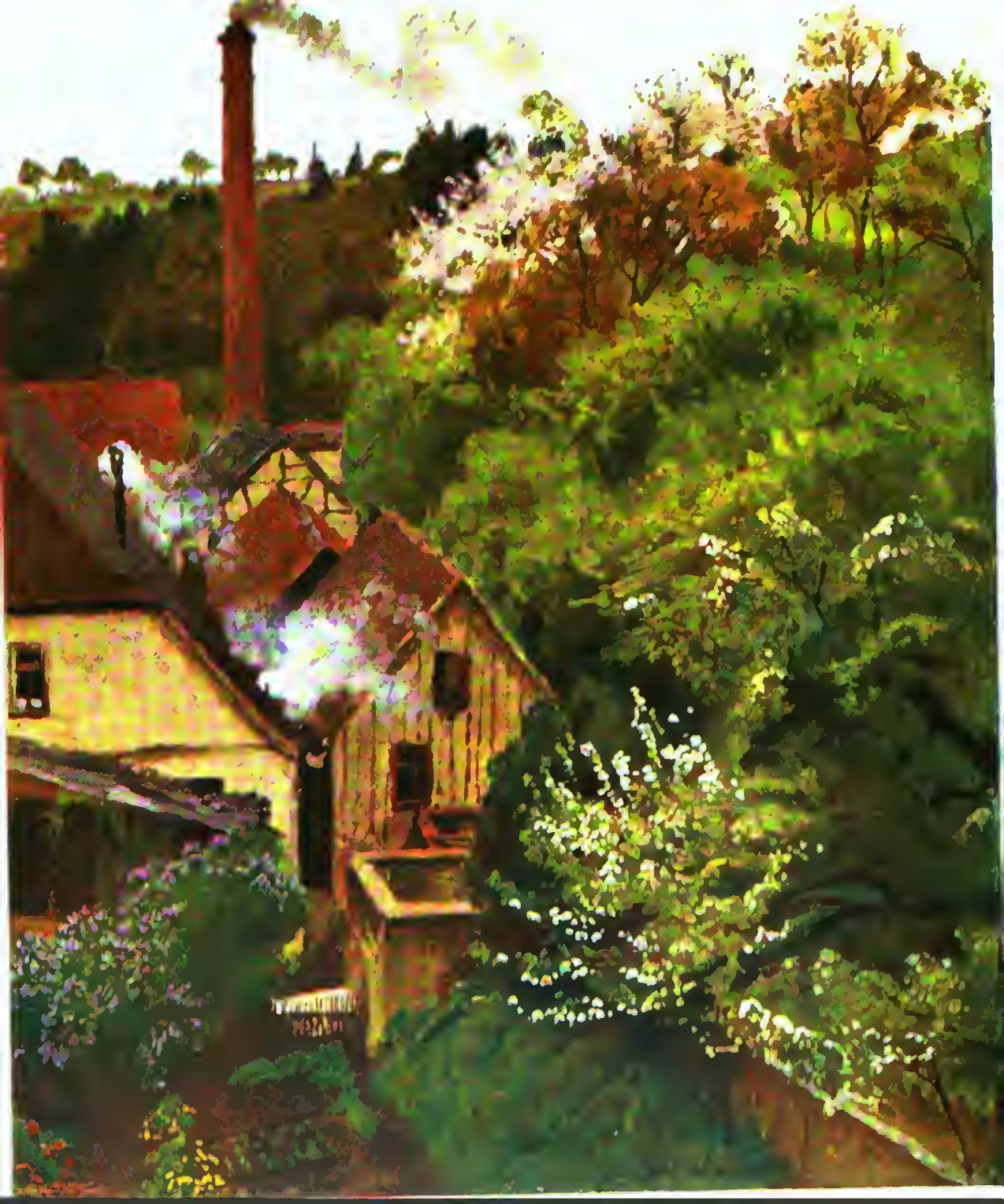
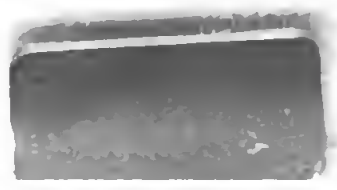


Velhagen & Klasings Monatshefte



Digitized by Google

Velhagen & Klasings
MONATSHEFTE

Jahrgang 1902/1903

2. Band

s Buch
der
nde
zu Be. Db 117

Bielefeld und Leipzig
Verlag von Velhagen & Klasing

2196

Digitized by Google

LOAN STACK

AP30
V4
v.17:2

Inhaltsverzeichnis.

XVII. Jahrgang 1902/1903.

Zweiter Band.

Die illustrierten Beiträge sind mit * bezeichnet.

Romane, Novellen und Verwandtes.

Boy-Ed, Ida: Die Ketten. Roman . . 257, 369, 481
Hoffmann, Hans: Tante Fritzchen auf Abwegen. Erzählung 311
Klitscher, Gustav: Madonna von Disentis. Novelle. Mit einem Einschaltbild in Tondruck 89
Muellenbach, Ernst: Geschenkter Wein. Novelle 191
Pfordten, Otto von der: Das offene Fenster. Roman 1, 129, 344
*Rheden, Klaus von: Die Übervilla. Humoreske. Mit zwölf Originalzeichnungen von August Mandlick 563
Scotta, Marie: Hochwasser. Erzählung . 454
Sommer, Anna: Der Knirps. Erzählung 680

Gedichte, Sprüche.

*Boelitz, Martin: Abend im Hyde-Park. Mit Vignette 404
— — Abendstunden 582
Busse-Palma, Georg: Sehnsucht 36
— — In jungen Veilchen 222
— — Sehnsucht 222
*— — Zigeunerlieder. Mit Bildnis . . 306
— — Mit einem Ringe 538
— — Spielerballade 711
*Erdner, Fritz: Baldersbraue. Mit Bildnis 307
Evers, Franz: Ergebnis 230
*— — Frühlingsmacht. Mit Bildnis . . 305
Falke, Gustav: Ich habe Dich sehr lieb gehabt 457
Finckh, Ludwig: Abendsonnengold . . . 190
— — Abendhimmel 190
*— — Liedel. Mit Bildnis 308
Fitger, Arthur: Der Karrengaul 562
*Hango, Hermann: Die Poeten. Mit Vignette von F. Willmann 650
*Havemann, Julius: Die heilige Gertrud. Mit Vignetten 47
*— — Schönheit. Mit Vignette . . . 164
*— — Gänseliese. Mit Vignetten . . . 280
*— — Lübecker Frühling. Mit Bildnis . 309
Henning, Peter: Begegnung 121
— — Zum Wandern 121
*Hesse, Hermann: Schweizer Frühling. Mit Bildnis 307
— — Hochgebirgsabend 697
*Knodt, Karl Ernst: An die Natur. Mit Bildnis 307
*Langewiesche, Wilhelm: Neues Glück? Mit Vignette 476
*Liliencron, Detlev von: Kleine Legende. Mit Vignette 636
Martell, Georg: Im Märchenwald . . . 334
*Muellenbach, Ernst †: Es gilt nicht mehr! Mit Vignette 308
Münchhausen, Börries Freiherr von: Die Waise 679
*Nonne, Else: Breite Deine Flügel weit — Mit Bildnis 306
*Puttkamer, Alberta von: Auf den Tod eines Jünglings. Mit Vignette . . . 100
*Ritter, Anna: Abend. Mit Bildnis . . 306
*Salus, Hugo: Frühlingschoral. Mit Bildnis 305
*Schanz, Frida: Die Linde. Mit Vignetten 210
*— — Trocknende Tränen. Mit Bildnis. 310
— — Auf der Höhe 343
— — Sturmnacht 619
Stern, Maurice von: Das verwilderte Paradies 471
*Stier, Adelheid: „Maikäfer, fliege!" Mit Bildnis 309
*Vanselow, Carl: Komm . . . Mit Vignette 72
Waetzoldt, Wilhelm: Trost 453
*Wilda, Johannes: Meerleuchten. Mit Vignette 448
*Witkop, Philipp: Im Frühling Mit Bildnis 310
— — Sommerwanderung 528

Vom Schreibtisch und aus dem Atelier.

Goltz, Colmar von der: Das Glück im Orient 539
Kloepfel, Dr. Fritz: Allerlei Verrücktheiten . 298
Meyer, Dr. M. W.: Wie ich der Urania-Meyer wurde 181
Oncken, Prof. Dr. W.: Erinnerungen an Graf Bismarck und sein Parlament 1867 . . 651

Seite

Pietsch, Prof. L.: Meine Erlebnisse während der bulgarischen Ereignisse vam August bis September 1886 423

Kunst und Literatur.

*Engels, Georg: Gabriel van Seidl. Mit neunzehn Abbildungen in Tandruck . . 199
*G., P.: Illustrierte Rundschau 477
Hart, Heinrich: Neues vam Büchertisch 117, 359, 472, 583, 712
*Heyck, Prof. Dr. Ed.: Das Liebespaar in der Kunst. Mit dreizehn Abbildungen in Tandruck nach Werken alter und neuer Meister 281
*Mühldarfer, Julius: Arthur Fitger. Mit zwei Einschaltbildern und dreizehn Textillustratianen in Tondruck 37
*S., H. van: Illustrierte Rundschau 122, 237, 363, 586, 616
*Stahl, Fritz: Eugen Bracht. Mit zwei Kunstbeilagen, zwei Einschaltbildern und siebzehn Textillustrationen zum Teil in farbigem Faksimiledruck 241
Starck, Dr. Carl: Die Russische Musik. Zum 100. Geburtstage van Michael Glinkas . 231
*Stradanitz, Stephan Kekulé van: Eine heraldische Episade aus Goethes Leben. Mit zehn Abbildungen 101

Sonstige Aufsätze.

*Adelmann, De. jur. Graf: Ein Besuch in der Residenz des Sultans van Marakka. Mit einem Einschaltbild und zwanzig Textillustratianen in Tondruck nach Aufnahmen des Verfassers 73
*Brüning, Dr. W.: Das alte und das neue Aachen. Ein deutsches Städtebild. Mit vierzehn Abbildungen nach Phatographien 545
Calm, Dr. med. M.: Des armen Heinrichs Leiden 110
Charpentier, De. A.: Das „kathalische Protektarat" im Orient 449
*Faerster, Ernst: Die neue Germaniawerft in Kiel-Gaarden. (Einige Betrachtungen über maderne technische Arbeitsmittel im Stahlschiffbau.) Mit siebzehn Abbildungen nach Originalaufnahmen 458
Foller, Dr. Felix: Macedonisches 335
Gattberg, Otta von: Amerikanische Charakterzüge 212
*Heck, Dr. L.: Steppe und Steppenwirtschaft. Herbsttage bei Friedrich Falz-Fein. Mit dreißig Abbildungen nach Originalaufnahmen 165
Hesdörffer, Max: Aus den Gartenstädten Belgiens 557
*Heyck, Prof. Dr. Ed.: Maria van Medici. Mit neun Abbildungen nach Gemälden van P. P. Rubens 698
*Hörstel, W.: Carrarischer Marmar. Mit neunzehn Abbildungen in Tondruck nach Originalaufnahmen 665
*Levering, Gustav: Die Fürsten zu Fürstenberg und ihre Schlösser. Mit neunundzwanzig Abbildungen nach Originalaufnahmen 405
*Meyer, Dr. M. Wilhelm: Der Amateurphotograph auf Reisen. Mit zwei Einschaltbildern und einundzwanzig Textillustrationen in Tandruck nach Originalaufnahmen des Verfassers 433
Neubaur, De. Paul: Die Usambara-Bahn . 575
Oncken, Prof. Dr. W.: Die Flucht des Prinzen von Preußen in den Märztagen 1848. Ertrag der freiwilligen Mitarbeit unseres Leserkreises 48
*Pötzl, Ed.: Wiener Kneipen. Mit zehn Abbildungen nach Originalzeichnungen von W. Gause 529
*Spargies, Bagislaw: Berliner Parks. Mit neunzehn Originalaufnahmen in Tandruck 323
*Stinde, Dr. Julius: Blumenpflege in der Großstadt. Mit zehn Liebhaberaufnahmen 223
*Wegner, Dr. Georg: Meine Reise zum Mant Pelé im März 1903. Mit einer Karte und neun Abbildungen nach Originalaufnahmen des Verfassers und anderen 637

Neues vom Büchertisch.

Böhmer, Emma: Ein Ehe-Intermezzo . . 120
Briefe, die ihn nicht erreichen 712
Busse-Palma, Georg: Zwei Bücher Liebe . 362
Geißler, Max: Jochen Klähn 585
Hoffmann, Camill: Adagio stiller Abende . 361
Huldschiner, Richard: Fegefeuer 474
Jensen, Wilhelm: Gradiva 715
— — Mettengespinst 715
Keller, Paul: Waldwinter 120
Mann, Heinrich: Die Herzogin van Assy . 475
Mayer, Eduard von: Falsche Feuer . . . 117
Ompteda, Georg Frhr. v.: Aus großen Höhen 474
Ott, Arnald: Gedichte 361
Prince, Magdalena: Eine deutsche Frau im Innern Deutsch-Ostafrikas 714
Reicke, Georg: Das grüne Huhn 118
Salus, Huga: Ernte 362
Schnellbach, Peter: Gedichte 360
Schrickel, Leonhard: Von Gestern und Margen 582
Viebig, Clara: Der Müller-Hannes . . . 584
Wichert, Fritz: Zwischen Auf- und Niedergang 361
Wildenbruch, Ernst von: Vice-Mama . . 472

Kunstbeilagen.

Bartels, Hans van: Holländisches Mädchen. Aquarellstudie. Faksimiledruck . zw. 592 u. 593
— — Tulpenbeete in Holland. Aquarellstudie. Faksimiledruck . . . zw. 600 u. 601
— — Schlechte Stimmung (Katwijk). Aquarellstudie. Faksimiledruck . . . zw. 608 u. 609
— — In den Dünen. Aquarellstudie. Faksimiledruck . . . . . zw. 616 u. 617
— — Friedhof bei Ragusa. Aquarellstudie. Faksimiledruck . . . . . zw. 624 u. 625
Bracht, Eugen: Frühlingsfanne. Ölstudie. Faksimiledruck . . . . . zw. 240 u. 241
— — Holzstapel im Walde. Ölstudie. Faksimiledruck . . . . . zw. 272 u. 273
Erdtelt, Alais: Junge Dachauerin. Gemälde. Faksimiledruck . . . . . zw. 128 u. 129

Seite

Erdtelt, Alois: Bildnis einer alten Frau. Gemälde. Faksimiledruck . . zw. 136 u. 137
— — Holländisches Mädchen. Ölstudie. Faksimiledruck . . . . . zw. 144 u. 145
— — Aus dem Hofe einer Ruine bei Klausen in Tirol. Ölstudie. Faksimiledruck zw. 152 u. 153
Klinger, Max: Elsa Assenijeff. Polychrome Porträtbüste. Faksimiledruck. . zw. 368 u. 369
Ludwig, Karl: Aus dem Neckartal. Ölstudie. Faksimiledruck . . . . . Titelbild
Müller-Kurzwelly, Dr. Konr.: Birkenwald. Gemälde. Faksimiledruck . . . zw. 480 u. 481
Selke, Willy: Bildnis. Skulptur . zw. 48 u. 49

Einschaltbilder.

Abelmann, Dr. jur. Graf: Im Frauengemach zu Casablanca in Marokko. Liebhaberaufnahme. Tondruck . . . . zw. 80 u. 81
Beyrer, E.: Jugend. Bronze. Tondruck zw. 232 u. 233
Boineburg, M. Gräfin zu: Der Dorfteich. Liebhaberaufnahme. Tondruck zw. 584 u. 585
Bracht, Eugen: Hünengrab im Hümmling. Gemälde. Tondruck . . . . zw. 248 u. 249
— — Der rote Acker. Gemälde. Tondruck zw. 256 u. 257
Burne-Jones, E.: Waldnymphe. Gemälde. Tondruck . . . . . zw. 512 u. 513
Diez, Wilhelm von: Heimkehr. Gemälde. Tondruck . . . . . zw. 520 u. 521
Exter, Julius: Ländliche Szene. Gemälde. Tondruck . . . . . zw. 192 u. 193
Feddersen, Hans Peter: Bildnis. Gemälde. Tondruck . . . . . zw. 304 u. 305
Fehr, Fr.: Die Schachspieler. Gemälde. Tondruck . . . . . zw. 688 u. 689
Fitger, A.: Studienzeichnung. Tondruck zw. 32 u. 33
— — Die heilige Cäcilie und die Großherzogin Cäcilie von Oldenburg. Gemälde. Tondruck . . . . . zw. 41 u. 42
Frobenius, Hermann: Abendlandschaft. Gemälde. Tondruck . . . . . zw. 424 u. 425
Georgi, Walter: Saure Wochen — Frohe Feste. Gemälde. Tondruck . . zw. 381 u. 385
— — Schlüsselblumen. Gemälde. Tondruck . . . . . zw. 392 u. 393
Grönvold, M.: Picknick im Walde. Gemälde. Tondruck . . . . . zw. 544 u. 545
Hals, Frans: Bildnis eines Kavaliers. Gemälde. Tondruck . . . . . zw. 576 u. 577
Hantelmann, W.: Die alte Geige. Skulptur. Tondruck . . . . . zw. 696 u. 697
Hildebrand, Irene: Weiblicher Kopf. Marmorrelief. Tondruck . . . . zw. 112 u. 113
Israels, Josef: Beim Mahl. Gemälde. Tondruck . . . . . zw. 184 u. 185
Janssen, Karl: Steinklopferin. Skulptur. Tondruck . . . . . zw. 16 u. 17
Kuehl, Gotthard: Bei den großen Mühlen in Danzig. Zeichnung. Tondruck zw. 24 u. 25
Liebermann, Ernst: Der Wanderer. Gemälde. Tondruck . . . . . zw. 320 u. 321

Seite

Meyer, Dr. M. Wilhelm: Kalifornischer See. Photographie. Tondruck . . . zw. 432 u. 433
— — Waldinneres (Am Schlachtensee bei Berlin). Photographie. Tondruck zw. 448 u. 449
Millet, J. F.: Zur Arbeit. Gemälde. Tondruck . . . . . zw. 216 u. 217
Müller-Kurzwelly, Dr. K.: An der schwedischen Küste. Gemälde. Tondruck zw. 496 u. 497
Piepho, Karl: Einsamkeit. Gemälde. Tondruck . . . . . zw. 656 u. 657
Samberger, Leo: Professor H. Zügel. Porträtzeichnung. Tondruck . . . zw. 52 u. 53
— — Professor Franz Stuck. Porträtzeichnung. Tondruck . . . . . zw. 252 u. 253
Schleich, Robert: Auf der Fahrt zur Trauung. Gemälde. Tondruck zw. 400 u. 401
Schmarje, Walther: Wasserträgerin. Bronze. Tondruck . . . . . zw. 336 u. 337
Seffner, Carl: Johann Sebastian Bach. Marmorbüste. Tondruck . . zw. 456 u. 457
Seidl, Gabriel von: Mittelbau des Kgl. Bayr. National-Museums zu München. Tondruck . . . . . zw. 208 u. 209
Waderé, H.: Giulia. Bronzebüste. Tondruck . . . . . zw. 560 u. 561
Watts, Frederic: Orpheus und Eurydice. Gemälde. Tondruck . . . . zw. 664 u. 665
Wenk, Albert: Der Golf von Neapel. Gemälde. Tondruck . . . . . zw. 160 u. 161
*** Die Madonna von Disentis. Gemälde eines unbekannten Meisters. Tondruck zw. 96 u. 97
*** Gotische Kapellen am Münster zu Aachen. Photographie. Tondruck . . zw. 552 u. 553

Selbständige Abbildungen, Studien- und Skizzenblätter im Text.

Erdtelt, A.: Waitbruck in Tirol. Studienzeichnung 149
— — Skizze 157
Georgi, Walter: Dotterblumen. Farbige Zeichnung 373
— — In der Postkutsche. Farbige Zeichnung 377
— — Bauernstube. Farbige Zeichnung . 380
Janssen, Peter: Ölstudie 389
Miethe, Prof. Dr. A.: Am Waldesrand. Farbige Photographie. Faksimiledruck . 5
— — Bildnis. Farbige Photographie. Faksimiledruck 9
— — Spreekahn bei untergehender Sonne. Farbige Photographie. Faksimiledruck . 12
Mohn, Paul: Studie zu dem Märchen „Drei Männlein im Walde“ 269
Müller-Kurzwelly, Dr. K.: In den Dünen. Ölstudie. Faksimiledruck 485
— — Alter Fischer. Ölstudie. Faksimiledruck 487
— — Stranddisteln. Ölstudie. Faksimiledruck 489
— — An der schwedischen Küste. Ölstudie. Faksimiledruck 491
Taschner, Ignatius: Studie zu dem Märchen „Das tapfere Schneiderlein“ . . . 21

Seite

Wolff, H.: Skizze 261
Zick, A.: Studienzeichnung 29
— — Studienzeichnung 501
— — Studienzeichnung 505
Zitzewitz, Marie von: Distelfeld. Ölstudie . 397

Kunst, Kunstgewerbe und anderes.

Aachen, Silberschatz der Stadt 586
Anschütz, Ottomar: Die Photographie im Hause 237
Berlin, Innendekoration der Kunstausstellung zu 586
Bing & Gröndahl: Neue Porzellane . . 616
Blockhäuser, Nordische 363
Bowlen, Moderne 586
Brahms, Joh.: Grabdenkmal für 586
Dom zu Florenz, Die neue Bronzetür am 616
Dresden, Innendekoration der Kunstausstellung zu 586
Dresdner Werkstätten für Handwerkskunst: Möbel 122
— — Modernes Spielzeug 363
Dürer, Albrecht: Restauration des Baumgartnerschen Altarbildes 122
Erdtelt, Alois, in seinem Atelier 237
Falke, Gustav 122
Flickel, Paul † 363

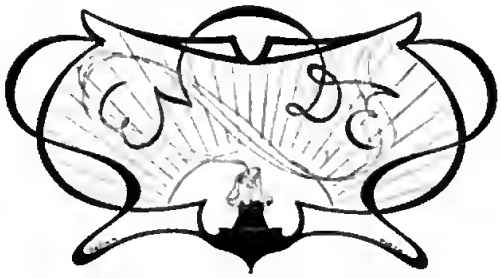
Seite

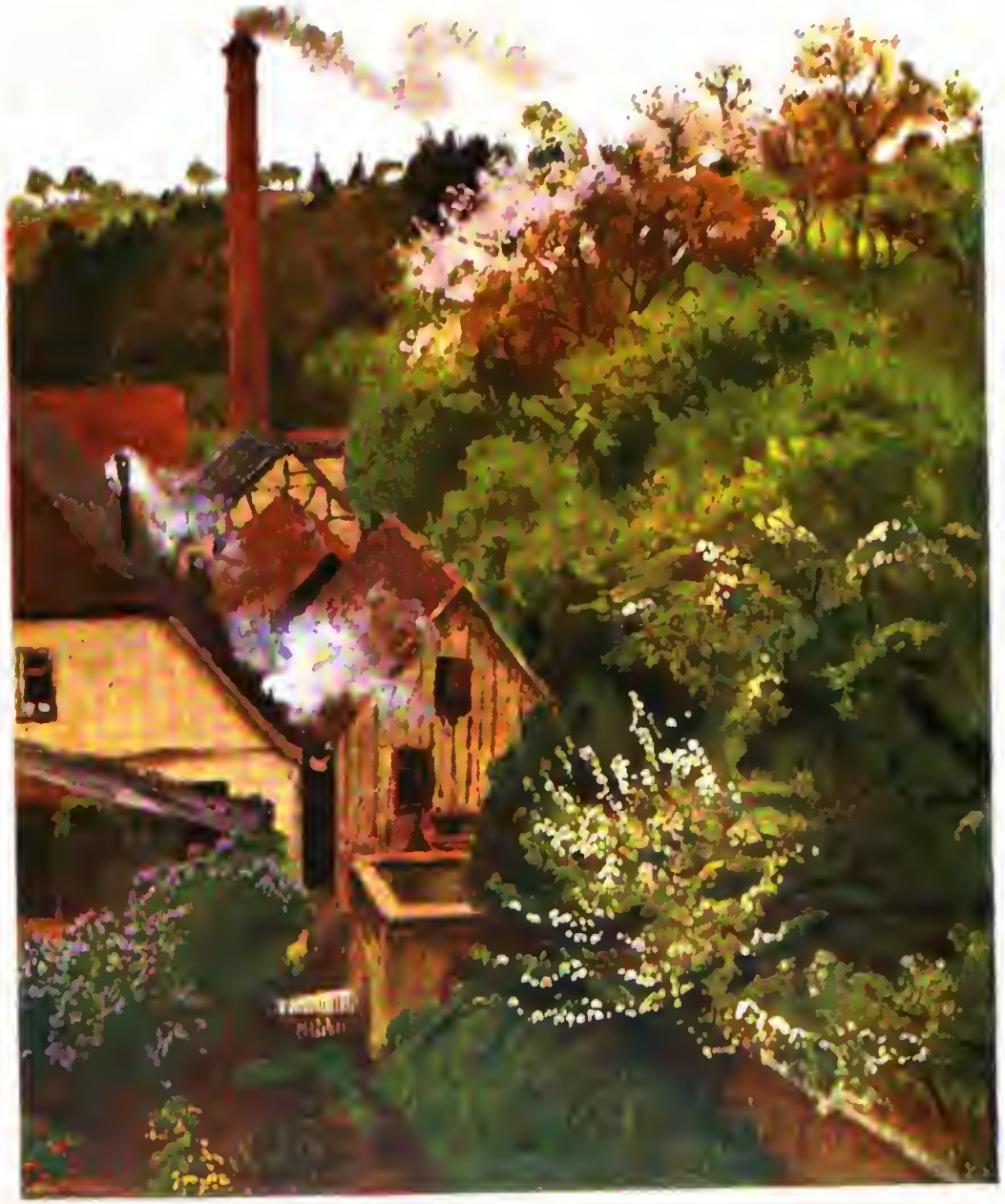
Fliegende Blätter, zur Feier der 3000. Nummer 122
„Frau Rat", Entwurf für ein Denkmal der 586
Gerckesmeyer, C.: Toilettentisch 586
Gurschner, G.: Elektrische Läutknöpfe . . 586
Hauptmann, Gerhart: „Der arme Heinrich" 122
Heider, Künstlerfamilie von 616
Lasser, Joseph: Messing- und Bronzearbeiten 477
Mayer, Rudolf: Medaillen 363
Medaille der Düsseldorfer Ausstellung . . 122
Metz, Das neue Christusportal an der Kathedrale zu 586
Meunier, Constantin, in seinem Atelier . 616
Morawe, Chr. Ferdinand: Standuhren . 363
Müller-Kurzwelly, Dr. Konrad 586
Münchener Illustrationen, Vom Kostümfest 122
Pankok, Standesamtszimmer zu Dessau . . 616
Porzellan der Kaiserl. Russischen Porzellan-Manufaktur 477
Pössenbacher, Anton: Interieurs und Möbel 237
Rothmüller, K.: Kollier und Petschaft . . 237
Schmid, Adolf: Plaketten 477
Steingut von Utrecht 477
Stickereien, Dänische und Finländische . . 363
St. Louis, Ehrenhof der Weltausstellung zu 122
Tierkeramik, Nordische 237
Venedig, Plakat der Kunstausstellung zu . 122
Wille, Fia: Kunstgewerbliche Arbeiten . . 586
Wolf, Hugo † 232

Gratisbeilage:

Velhagen & Klasings Romanbibliothek. XIII. Band, Nr. 7 bis 12:

Stumme Musikanten. Roman von Luise Glaß. Seite 193—328.
Ein „Stroz". Roman von Fürst Friedrich Wrede. Seite 329—392.





Aus dem Neckartal. Ölstudie von Prof. Karl Ludwig †.

Velhagen & Klasings
MONATSHEFTE

Herausgeber:

Theodor Hermann Pantenius und Hanns von Zobeltitz.

XVII. Jahrgang 1902/1903. Heft 7, März 1903.

Das offene Fenster.

Roman von

Otto von der Pfordten.

(Fortsetzung.)

(Abdruck verboten.)

Doktor Georg ging sehr befriedigt heim. Diese Fanny war doch eigentlich ein prächtiges Geschöpf. Das Herz auf dem rechten Fleck. Einige Schrullen. Leider gerade solche, die ihm sehr peinlich waren. Aber wie sie heute gesprochen, so dachte nicht jede. Was ging sie eigentlich diese Frau an und Stephan, der eine andere begehrt hatte. —

Oder sollte sie sich noch für den interessieren? Aber das war gar nicht herauszuhören. Sie sprach immer nur von ihr, betonte und unterstrich stets die Frau — und Stephan war doch schließlich nicht so absolut hinreißend —

Sehr einfach zu lösen, wenn man sie bände. Aber sich auch — sonst ging das nicht. Und sich verloben — wenn man erst nach Paris und Berlin will — nein, gar zu unrationell.

Und der Junggeselle in ihm siegte.

Auch Fräulein Fanny machte sich ihre Gedanken, als sie die Treppe zu ihrem Mädchenstübchen hinaufstieg. Die Hand tat ihr noch ein klein bißchen weh; eine deutliche Erinnerung an den Druck und den Kuß. Das war doch sehr seltsam.

Ihr ging es ungefähr so, wie ihm. Auch sie suchte nach einem zureichenden Grunde — und fand ihn in seinem Interesse für Frau Creszenz. Augenscheinlich hatte es ihm diese sehr angetan. Und die Frau wurde ihr dadurch noch interessanter, die gleich zwei so gescheite Männer zu fesseln vermochte — das begriff sie eigentlich nun doch nicht.

Aber sie wollte noch näher zusehen, wenn die Gelegenheit kam. Auch Georgs Neigung, des spöttischen, spröden —

Das wollte ihr nicht in den Kopf. Der wollte doch immer hoch hinaus. Aber dann — dann galt ja der Handkuß ihr, wirklich ihr, wenn das andere nicht zutraf. Und das war ihr kein unangenehmer Gedanke. Vielleicht — —

Wenn man die Seelen der Menschen wirklich erreichen könnte! Professor Jäger, dessen Werke da lagen, auf ihrem niedlichen Schreibtisch, der dachte sich die Sache so leicht. Aber bei den Männern versagte die Theorie. Die meisten, die rauchten, rochen nur nach Tabak, der eine wie der andere.

Und die Ärzte alle nach Karbol, Jodoform oder einem Gemenge dieser lieblichen Düfte. Also gerade in ihrem Fall nutzte Jäger gar nichts; denn Georg war Arzt und rauchte Cigaretten. Damit deckte er also seine schwarze Seele zu, wenn er so eine hatte; und die weiße konnte nicht durchdringen mit ihrem Maiglöckchenparfüm durch die aufdringlichen Fremdstoffe, die

keinesfalls mit dem Seelenduft etwas zu tun hatten.

Ach, das Erkennen der Dinge war schwer. Besonders auf dem Gebiet der Psychologie. Und gar wenn es sich um ein Mädchen handelt, den nichtsnutzigen Männern gegenüber. Nicht einmal ein Handkuß war eindeutig, er konnte sich gar auf eine andere beziehen.

Das Studium war da machtlos und sie so hilflos, wie alle anderen, die nicht so viele gelehrte Bücher gelesen hatten. Aber deswegen war es doch schön, zu lesen und ordentlich denken zu können. Das dankte sie ihrem Vater, der ihr erlaubt hatte, das Arbeiten ernster zu nehmen, als es üblich war, trotz allen Einspruchs der Verwandten. Nicht ein Fach zu ergreifen, aber wenigstens, was sie lernte und las, gründlich zu nehmen. Mens sana in corpore sano, das schöne Wahrwort, hatte sie auch dabei gelernt. Und es mit dem zweiten Teil auch sehr wichtig genommen, wie ihre Bemühungen in Wiesen und Bekleidungsartikeln zeigten. Nur war es damit noch immer nicht befriedigend gelungen.

Vielleicht kam das jetzt. Ein großes Paket wurde gebracht, und bald lag das halbe Zimmer voll echter gestempelter Normalartikel. Sie versenkte ihr Näschen darein — es roch sehr vielversprechend. Mußte es auch, wenn es echt Jäger war. Und fühlte sich äußerst mollig an.

Und der böse Doktor trug das ja auch, wenn auch nur auf Bergtouren. Dann konnten eben die psychischen Effekte, die Professor Jäger seinen Anhängern versprach — große Heiterkeit der Seele und zufriedene, gehobene Stimmung — bei dem nur auf den Bergen eintreten. Man hätte also eine Bergtour mit ihm machen müssen.

Aber das ging nicht an, denn ihr lieber Papa kletterte nicht. An sich mußte sie das nun bald erleben und freute sich sehr darauf. Doktor Georg war sogar dabei gewesen, als sie es kaufte. Es war doch ein merkwürdiger Tag.

Ein Handkuß, von dem man nicht recht wußte, wem er galt, und viel Wolle, von der man nicht wußte, wie sie wirkte. Ob das wohl noch einmal in Beziehungen zueinander kam?

12.

Und Frau Creszenz hatte Abschied genommen; Abschied von ihrem Doktorhaus, der Wiese und den Pferden, den Bergen, dem großen Stück Himmel, das man täglich sah; und von dem ganzen Dorf und ihrer Privatklientel mit offenen und nichtoffenen Fenstern. Es war alles so gekommen, wie es kommen mußte.

Noch ein Winter, grausamer als die beiden vorherigen. Kälteperioden, die oft mehrere Jahre dauern. Dann folgen wieder gelindere, wie die sieben fetten auf die mageren Jahre. Aber wer mag sie abwarten. Stephan hatte genug.

Alles verschärft, zu Hause und im Dorfe, alle kleineren Mißstände durch seine eigene Mißstimmung aufs höchste gesteigert, das Unangenehme unleidlich erscheinend, das Angenehme vergessen. Und in München eine andere, bessere Stelle in Sicht, mit festen Bezügen, der Vater in eifriger Aktion, die Mutter liebevoll zuredend, Eugen heimlich schürend und spornend. Dann die Bewerbung und die Ernennung — und sie brachen ihre Zelte in Simmelskirchen ab auf Nimmerwiedersehen.

Eine traurige Abfahrt. Ihren Toni fest an sich gepreßt, saß Frau Creszenz im gemieteten Wagen — der eigene war schon verkauft — und weinte unaufhörlich, still, ohne ein Wort. Der ganze Mensch weinte von innen heraus; und durch die Öffnung der Augen tropfte nur langsam und leise, was sich aus dem zerwühlten Innern Bahn gebrochen. Und Frau Creszenz wurde nicht schöner, wenn sie weinte; im Gegenteil.

Mißmutig sich abwendend, saß ihr Mann neben ihr und sah zur Seite auf die Gegend hinaus. Er wollte sich freuen und konnte doch nicht; sein Wunsch ging in Erfüllung, und er ärgerte sich doch, daß er sich ärgerte — und nicht freute. Und dann saßen sie im Eisenbahnwagen, dritter Klasse natürlich, wie landesüblich, und Toni, der harmlose Knabe, freute sich kindisch. Er fuhr ja zum erstenmal Eisenbahn. Nur von fern hatte er sie bisher fahren sehen, diese Wonne aller Kinder der Eisenbahnzeit! Und nun saß er selber darin. Seine Gefühle waren so überwältigend, daß seine Eltern gar keine Zeit mehr hatten zu den ihrigen. Die Tränen mußten versiegen, der Ärger über den Ärger verschwinden

Digitized by Google

— denn Toni fuhr mit dem Dampfroß in die weite, weite Welt nach der großen wunderbaren Stadt.

Und dort wandte sich das Blatt vollkommen, und Frau Creszenz betrat die gefürchtete Residenz mit einer einzigen verstohlenen Träne, aber der Rührung über den herzlichen Empfang. Es war nur eine Nachzüglerin von den vielen — und für lange Zeit die letzte, die sie vergoß.

Die Familie war wirklich liebenswürdig gewesen, und es war nicht einmal eine Lüge. Denn Herr Eugen studierte dieses Jahr in Berlin und hatte viel anderes zu denken; auch hatte er seine Spezialidee über diesen Fall klüglich für sich behalten. Und die anderen empfingen das Paar ohne Hintergedanken, ja mit Nachsicht und schonender Liebe.

Nun sie der Familie den Willen getan, empfand man auf einmal instinktiv, daß sie etwas geopfert hatten, einen persönlichen Besitz, eine Selbständigkeit, ein kleines Dasein.

Creszenz natürlich am meisten; auch das fühlten sie deutlich. Und so bestrebten sich alle ihr bestes zu geben und den Einzug erfreulich und als gutes Omen für die Zukunft zu gestalten. Und das gelang vollkommen.

Die Wohnung war hübsch, teilweise mit dem Gelde des Vaters neu ausgestattet; ein Salon vom besten Möbelgeschäft, hübsche Teppiche, eine schöne helle Küche mit einem erstaunlich anständigen und tüchtigen Mädchen darin, einer wahren Perle, von Mathilde unter Aufgebot aller Erfahrungen und Inanspruchnahme sämtlicher Freundinnen gekiest — Frau Creszenz hätte ein Unmensch sein müssen, um sich nicht ein wenig zu freuen. Und das war sie ja gar nicht.

Also richteten sie sich behaglich ein, hatten die Eltern zu Gast, die Perle kochte erstaunlich gut, alles lächelte Anerkennung und Zufriedenheit. Und Creszenz fand den Haushalt in der Stadt unendlich viel leichter und bequemer, als auf dem Lande. Sie brauchte gar nichts zu tun, als ein wenig Staub zu wischen und Besorgungen zu machen; alles andere vollführte das Juwel und wachte eifersüchtig darüber, daß die Frau Doktorin keinerlei schwere Arbeit zu tun brauchte. Das war ihr von Mathilde auf die Seele gebunden worden, und da sie ein wirkliches Juwel war, so hielt sie es getreulich.

Denn alle Pläne der Familie Winkler für das Heil ihres Sohnes und seiner Frau gingen ja auf Hebung, Veredelung und Verfeinerung. Da durfte die Frau nicht im Haushalt untergehen, das war klar. Aber auch nicht den ganzen Tag in der Kinderstube sitzen und Toni unterhalten. Das war weniger klar. Aber das gab den ersten Zwist.

Der kleine Toni hatte es vorgezogen, nach seiner Mutter zu geraten. Unfaßlich, aber wahr. Er hatte die Wahl gehabt, nach irgend einem der sämtlich hochgebildeten und angesehenen Winklerschen Vorfahren zu schlagen und hatte die verhängnisvolle Entscheidung getroffen, die weibliche Linie zu bevorzugen. Er war ein kleiner, stämmiger Bauernjunge, auch in den schönen neuen Stadtkleidern, und seine Neigungen und Gewohnheiten hatten etwas Derbes und Unzivilisiertes. Das hatte Mathilde mit Seherblick sofort herausgefunden.

Da mußte entgegengewirkt werden, und schleunigst. Mama wurde rasch für ein Projekt gewonnen, und heute saßen der Rat und seine Gemahlin in Frau Creszenz' Salon, um diese Sache ins Reine zu bringen. Sie saßen gewichtig in den Lehnstühlen, Creszenz nur auf einer Kante ihres Stuhles, teils aus Respekt teils aus Unruhe. Denn ihr ahnte deutlich, daß da etwas gegen sie vorgehen sollte. Der Herr Rat war noch bei der Begründung des Urteilsspruches.

„Wenn Sie sich nur in die Verhältnisse fügen wollen, Frau Schwiegertochter, so wird es schon gehen. So zu leben wie auf dem Lande, ist hier eben nicht möglich. Es sind nur *sehr* wohlgemeinte Vorschläge, die wir Ihnen unterbreiten. Es hängt ganz von Ihnen ab, ob Sie sie annehmen" — und so fort in immer kleiner werdenden Kreisen den Toni umgarnend. Sie nannten sich immer noch „Sie".

Frau Creszenz briet langsam am Spieße. Endlich fielen von den Lippen der Mama die entscheidenden Worte: „Liebe Creszentia" — die Latinisierung schien ihr feiner und sie hatte sie jetzt in der Übung — „wir meinen also, unter der Woche den Kindergarten und am Sonntagnachmittag bei uns" —

Creszenz fühlte sich beinah erleichtert. Sie war auf eine französische Gouvernante oder noch Schlimmeres gefaßt gewesen. So oponierte sie nur gegen den zweiten Teil, fürs erste.

„Grad am Sonntag hat aber der Stephan Zeit übrig für seinen Buben," meinte sie.

„Vor allem muß Anton mit Kindern gebildeter Eltern zusammenkommen, liebe Creszentia — er ist doch ein wenig verwildert da draußen. In dem Kindergarten sind nur feine Familien, es ist eine private Gründung, außerordentlich passend. Und am Sonntag könnten wir ihm öfter kleine Gesellschaften einladen, von unsern Bekannten. Du selbst fängst ja hier erst an," erläuterte die Mama.

Creszenz verteidigte noch eine Weile ihre Sonntage, man einigte sich auf einen Wechsel und alle vierzehn Tage. Mit dem Kindergarten ließ sie sich völlig überrumpeln. Sie hatte nie einen gesehen, nur viel Rühmendes davon gehört. Und es war die erste Bitte, die die Großeltern vorbrachten. Schließlich liebten sie den Enkel wirklich und es war schön und gut, daß sie sich um ihn kümmerten. Einen Versuch konnte man ja machen. Creszenz kapitulierte.

Die Familiensonntage kamen in Gang, und jeden Nachmittag wandelte Toni, der Kleine, gesittet an der Hand seiner Mutter zu den Kindern der gebildeten Eltern.

Frau Creszenz hatte auf einmal merkwürdig viel Zeit übrig. So viel, als sie gar nicht gewohnt war. Aber ehe ihr dies recht zum Bewußtsein gekommen war, erschien programmäßig Fräulein Fanny Bender.

Zunächst zu hoher Befriedigung der Familie Winkler, die das „einfach rührend" fand. Und bald in stillem Zusammenwirken mit Fräulein Mathilde. Diese wollte den Buben, sie die Frau bilden, so viel es möglich war. Mathilde träumte davon, ihrem Schützling noch vor der Schule Französisch zu lehren — Creszenz hatte also richtig geahnt — war aber einstweilen mit dem Erreichten zufrieden.

Fräulein Fanny sah sich vor einer ungleich schwierigeren Aufgabe. Die ersten Versuche mit häuslicher Lektüre mißlangen. Und die üblichen Kunstvergnügungen wirkten weit weniger, als die Städter erwartet hatten.

Es zeigte sich, daß Kunstgenuß von Jugend auf gepflegt sein will und daß es mit der Volkskunst eine ganz eigene Sache ist. Frau Creszenz war nicht musikalisch; sie saß da und hörte andächtig zu, hörte sogar gut zu, denn sie war still und ließ die Töne auf sich wirken. Aber zum Erfassen des Einzelnen, Feineren, der Unterschiede der Komponisten, der verschiedenen Stile und Richtungen, war sie absolut nicht zu bringen. Schöne Musik war ihr ein allgemeiner, hoher Begriff; je mehr faßbare Melodie, desto besser, je einfacher, desto lieber; Gesang rührender Lieder das Liebste. Was sollte sie in den prachtvollen Orchester-Konzerten mit Lisztschen symphonischen Dichtungen und Verwandtem? Und nun gar klug und gebildet darüber zu reden vermochte sie gar nicht. Und das ist doch zweifellos die Hauptsache bei der Pflege der Tonkunst.

Im Theater wollte sie große Stoffe und hochgestellte Menschen sehen und hören; je großartiger, desto besser. Schillersche Dramen, Lohengrin mit dem Schwan, Tragödien aus sagenhafter Zeit; der Fidelio ergriff sie am meisten. Grillparzers Medea machte sie einen ganzen Abend stumm erschauern, wie in Vorahnung ähnlichen Schicksals. Aber diese Gattung von Theater liebte ihr Mann nicht, er war darüber hinaus, und solche veraltete Sachen wurden auch selten gegeben. Den Eindruck der Medea hatte Stephan mit schlechten Witzen abzuschütteln versucht. Denn auch ihn hatte das Allgemeinmenschliche darin getroffen. Aber es war ihm nur peinlich.

Fanny erhoffte sich viel von dem Eindruck moderner realistischer Kleinkunst auf diese naive Seele; das mußte sie doch sympathisch berühren. Und dann fing es gerade an große Mode zu werden. Aber das Gegenteil trat ein. Frau Creszenz war völlig abgestoßen: dazu ginge sie doch nicht ins Theater und gäbe das teure Geld aus, um solchen Jammer und so widerwärtige Menschen zu sehen. Entsetzlich banausische Anschauungen. Fanny saß in Todesangst, daß es die Umsitzenden hören könnten. Bei dem jubelnden Beifall sah sich Frau Creszenz verwundert um: „Warum klatschen jetzt die Leut', das war doch nicht schön?" fragte

Aus unserer Bildermappe:

Am Waldesrand.
Originalaufnahme in natürlichen Farben von Prof. Dr. A. Miethe-Berlin.

sie erstaunt und ging kopfschüttelnd von dannen.

Geradezu empört aber war sie über ein oberbayrisches Bauernstück. Dann fing sie an zu lachen, als es rührend wurde.

„Der kennt die Bauern gut," meinte sie. „Bauern gehören überhaupt nicht aufs Theater. Das weiß ich von eh', wie die denken und reden, und so reden's nit, wie die da droben. Und wann sie's richtig reden lasseten, dann geht g'wiß kein Mensch mehr herein. So was hat ja gar keinen Wert."

Nach solchen entsetzlichen, unlogischen Auslassungen konnte man wohl jede Hoffnung aufgeben, Frau Creszenz einen Begriff von Kunst beizubringen. Aber Fanny verlor den Mut nicht. Nun wurde es mit populären Vorträgen versucht, in die das Ehepaar zusammen oder einzeln geschleppt wurde. Das sollte die Anregung sein; das eigene Lesen und der Kunstgenuß dann folgen.

Sehr wesentlich wäre gesellschaftlicher Verkehr gewesen. Aber das erwies sich auch als nicht so leicht. Es rächte sich jetzt, daß keine Brautbesuche gemacht worden wären, durch Stephans Eigensinn. Nicht alle dachten so großherzig wie Fräulein Fanny. Sie hatten allerdings auch keinen Handkuß bekommen, wie diese. Und verübeln konnte man es ihnen kaum, daß sie sich nicht für das Paar interessierten, das vor Jahren der Stadt und der Gesellschaft den Rücken gekehrt hatte.

Da kam der Zufall zu Hilfe. Hans Veit, ein junger Maler, hatte Studien in der oberbayrischen Hochebene gemacht und war dabei auch nach Simmelskirchen verschlagen worden. Dabei hatte er Frau

Creszenz entdeckt. Sie war ihm als etwas ganz Originelles erschienen, und er hätte sie gern genau „studiert", wenn er damals Zeit gehabt hätte. Aber er hatte zu gleicher Zeit auch mehrere Bauerntöchter zu studieren versucht und dies wohl etwas zu großstädtisch angefangen, denn er geriet mit deren berechtigten Liebhabern in Konflikt und verschwand plötzlich ohne Abschied aus Simmelskirchen.

Nun traf man sich in München wieder. Der leichtlebige Maler erneuerte rasch und unbefangen die Bekanntschaft und erbot sich, das Ehepaar bei seinen Freunden einzuführen. Daß er dort schon öfter und nicht ganz wahrheitsgetreu vom Doktorhaus in Simmelskirchen erzählt hatte, verschwieg er. Ein demnächst stattfindendes Fest sollte den Anknüpfungspunkt liefern.

Ein Künstlerfest — das Wort hat für alle, die davon hören, einen großen und geheimnisvollen Zauber. So erwachte auch in Fräulein Fanny die Lust sich anzuschließen. Bruderlos, hatte sie nie Gelegenheit gehabt etwas derartiges kennen zu lernen. Zur Mißbilligung Mathildens, der die ganze Künstlerwelt nicht paßte. Aber zur großen Freude von Frau Creszenz. Kam sie doch in die seltsame Lage, Fanny etwas bemuttern zu müssen, anstatt von ihr protegiert zu werden, ihr, der Weltgewandten und Sicheren. Dieses qui pro quo hatte seinen Reiz, und Creszenz fühlte gut, daß sie diese Situation hob.

Doktor Stephan ließ sich willig treiben. Seit er in München war, sorgte alles für ihn, half ihm. Haus, Kind, Geselligkeit — er brauchte sich nicht den Kopf zu zerbrechen; sogar die Praxis kam ihm zum Teil von den Eltern und ihren Beziehungen. Die Freuden der Selbständigkeit hatte er auf dem Dorfe genügend ausgekostet. Das Gegenteil weckte ihm zunächst Behagen, und das Stück Faultier, das in jedem steckt, kam zu seinem Rechte. Er war eifrig in seinem Beruf, und sonst ließ er es gehen, wie's kam.

So zog man denn aus, und der Abend à quatre versprach genußreich zu werden. Stephan führte Fanny, Herr Veit Frau Creszenz. Für alle Beteiligten genug der neuen Konstellation. Und dazu die Kostüme und das Künstlertreiben. Sie hatten nach Verbrauch aller neuesten Ideen wieder mal zu einer uralten, dem Münchener naheliegenden gegriffen: eine Kirchweih auf dem Lande. Allerdings noch mit dem Reiz des Antiquarischen: am Anfang des XIX. Jahrhunderts. Noch ohne Sommerfrischler und Touristen. Alles echt, natürlich. Ein stilvolles Trachtenfest. Nichts Plundriges zugelassen.

Und Fanny und Creszenz hatten zwei wundervolle, alte Kostüme Dachauer Bäuerinnen gewählt, mit der schweren hohen Pelzmütze, reichem Mieder und zierlich kurzen Röcken. Die Herren entsprechend: Stephan äußerst behäbig, mit der kurzen Pfeife im Munde, der Maler flotter als junger Bursche mit der Nelke hinter dem Ohr — alles streng im Stil. Gestalten und Gesichter aller vier paßten vortrefflich; denn auch Fräulein Fanny sah trotz ihres vielen Kurierens nicht überzart aus und hatte noch gute Farben vom letzten Landaufenthalt in Wolle her.

Frau Creszenz ging der Sache mit Fassung entgegen. Ohne jede Ahnung, wie es da zuging, aber in dem Gefühl ihrer fraulichen Würde, empfand sie ruhige Neugier und gemäßigte Freude. War man schon in der Stadt, dann hieß es, angreifen, wo man es von ihr verlangte. So hatte sie ihr Leben stets aufgefaßt, mit dem sachlichen Ernst der Arbeitsgewohnten. Und sachlich faßte sie auch das Künstlerfest.

Sie sollte hübsch aussehen — das tut jedes Weib gerne; sie sollte alte Tänze tanzen — und gerade diese konnte sie von der Jugend her, den echten Dreher und den alten Bayrischen. Auf jedem modernen Ball wäre sie mit ihrer Tanzkunst unterlegen — hier paßte sie und paßten ihre heimischen Gewohnheiten.

Frau Creszenz sah fabelhaft „echt" aus und erregte bald allgemeine Bewunderung. Das holzgeschnitzte Madonnengesicht, wie es ihr Schwiegervater genannt, wirkte wie eine typische Erscheinung. Herr Veit war sehr stolz.

Und der Zauber des Arrangements nahm auch sie anfangs gefangen, so lange es galt zu gucken und sich begucken zu lassen. Unbegreiflich echt, unerreicht natürlich war der Saal in einem Dorfplatz verwandelt, stimmungsvoll die alten Weisen, maßvoll die alten ruhigen Tänze. Bis zum Souper ging alles vortrefflich. Sie machten eine Menge Bekanntschaften, Stephan

erneuerte frühere, Fräulein Fanny strahlte und genoß, trotz aller Weisheit und Vernunft.

„Da hast Du nun Dein Dorf in der Stadt," lachte Stephan zu seiner Frau, „bist Du nun zufrieden? Siehst Du, wir sind ja eigentlich alle gute Bauern im Herzen. Bayern und Bauern gehören zusammen. Gelt, das hast Du nicht erwartet, Alte!?"

Sie lächelte und nickte ihm so vergnügt zu, wie seit langem nicht. Und es war bekanntlich günstiger für sie, wenn sie lächelte, als wenn sie weinte. Das Souper verlief höchst animiert; man fühlte sich glücklich, heiter und sorglos.

Aber nach den schweren und gepantschten Weinen zog ein anderer Geist in die Herren der Schöpfung, und beide Kavaliere verkippten den Becher der Freude, jeder auf seine Art. Stephan hatte mit Fanny den Tisch verlassen; der Altertümelei müde, tanzte man heutigen Walzer. Frau Creszenz blieb sitzen, Herr Veit an ihrer Seite. Und der Lärm und die Lustigkeit nahmen zu, die Sinne verwirrend und berauschend.

Stephan war nicht ganz zufrieden mit der Erscheinung seiner Frau. Er fand sie „zu echt", und das mißfiel ihm. Ohne zu wissen, daß unbeteiligte Festgäste schon häufig am Abend dasselbe geurteilt. Eine spitznasige schlanke Dame hatte das Stichwort ausgegeben: Die Dachauerin sähe „zu echt" aus. Es hatte sich herumgesprochen. Und ihr Mann fand es für sich allein.

An seinem Arm aber hing diejenige, an die er in seiner Jugend — sie lag noch nicht sehr lange zurück — Gedichte gemacht. Sonette sogar, allerdings nur unter dem Hochdruck gymnasialer Nachempfindung, aber leibhaftige Sonette, die sich ganz richtig reimten. Verloschenes Feuer glomm wieder auf, während er sie im Tanze umschlungen hielt. Und er beging eine Taktlosigkeit.

Fräulein Fanny hinwiederum hatte das Fest einfach reizend gefunden. Diese Künstler benahmen sich doch lange nicht so unanständig, als Mathilde glaubte. Sogar in den Kostümen. Und nun war der erste, der ihr auf die moralischen Hühneraugen trat — die wirklichen waren auf einem Ball nicht so empfindlich — ein verheirateter Mann. Das konnte ihr gar nicht passen. Seine Sonette hatte sie vergessen.

Und sie ließ ihn sanft, aber nicht undeutlich „abfahren", was den einmal in Jugenderinnerungen geratenen Doktor nur noch mehr reizte. Schließlich tanzte sie ihm mit einem Bildhauer vor der Nase weg davon. Stephan aber sagte sich, daß er doch sehr viel verscherzt habe, und seine Frau unendlich dankbar sein müsse, wenn er ihr treu bliebe —

Die saß nun mit Herrn Veit ganz harmlos und sah dem Tanzen zu; und war so lebhaft und heiter, daß es der Künstler auf seine hinreißende Persönlichkeit bezog und zu noch etwas größeren Taktlosigkeiten überging, wie der Doktor.

„Welches Glück, daß Sie den Walzer nicht tanzen — mögen! Ich — sitze viel lieber — bei schönen Frauen," stammelte er.

Creszenz lächelte ruhig. Eine verheiratete Frau hat auf dem Lande immerwährende Schonzeit. Vielleicht ist die Eifersucht des Bauern die Hauptursache. Aber so umworben das ledige Volk ist, so sicher fühlt sich das Weib. „Gefall' ich Ihnen so gut?"

„Sie sind unbedingt die echteste Erscheinung heut abend — das will was heißen — und ich, ich besonders" — er ging zum Flüsterton über — „ich liebe alles, was Erdgeruch hat und echt ist" —

„Wie meinen Sie, Erdgeruch!?" Sie rückte ein wenig ab. „Ich mag keinen Parfüm, und mein Mann auch nicht; aber sauber waschen tun wir uns alle Tag' —"

Der Maler errötete. Solche Naivität war doch zu stark. Gut, daß das niemand gehört hatte. „Mißverständnis — verzeihen Sie — ein technischer Ausdruck. Soll nur heißen, das Urwüchsige, Ländliche, Originelle — wir sagen nur so, wir Künstler —"

„Das leuchtet mir nicht ein," beharrte Creszenz. „Ich will gar nicht originell sein. Das ist doch nur Spott."

„Wie können Sie denken! Wie soll ich meine Bewunderung ausdrücken, als bildlich? Wollen Sie das nicht, so muß ich es einfacher sagen. Sehn Sie, ich beneide Ihren Mann" —

„Dem geht's auch gut," sagte die Doktorin kühl. „Aber Sie schau'n mir nicht aus, als fehlet Ihnen was. Wie viel Damen haben Sie schon heut' dasselbe gesagt?" Soweit ging ihre Weltkenntnis schon; die Schmeichelei war zu plump.

„Ich hab' heut' nur Augen für Sie. Und ich muß Sie malen. In dem Kostüm, aber genau so, wie heut'" —

Der Gedanke machte Creszenz Spaß. Sie wendete sich wieder näher zu ihm und ging lebhaft darauf ein. Er erläuterte ihr, wie und warum ihr das Mieder so gut stehe, daß sie es noch ein wenig enger schnüren müßte, damit die Büste — da hatte er plötzlich den Arm um ihre Taille gelegt.

Aber das war nicht nach ihrem Geschmack. Sie befreite sich sehr energisch und sagte ganz ruhig: „Malen tut man mit dem Pinsel, aber nicht mit der Hand. Jetzt geh'n Sie einmal tanzen, sonst denk' ich, Sie können den Walzer auch nicht. Ich bleib' gern ein wenig allein."

Verblüfft zog sich Herr Veit zurück und tanzte nun wirklich. Denn es blieb ihm nichts anderes mehr übrig. Creszenz aber starrte in das Gewühl vor ihr und überließ sich ihren Gedanken. Die waren auf einmal gar nicht mehr heiter.

Das Ganze kam ihr jetzt vor wie ein Spott, wie eine Parodie. Das sollte Landvolk sein, das echt und volksmäßig? Das sollte ihr Ersatz bieten für verlorene Wirklichkeit, ja auch nur sie angenehm an ihre glückliche Zeit erinnern? Wie hatte sie sich nur selbst das vorher einreden können! Mummenschanz, weiter nichts. Und die Luft kam ihr auf einmal so drückend vor; Bergluft wurde nicht geliefert, stand nicht im Festprogramm. Hitze und Staub, wie oft draußen im Dorf, aber kein Wind, der darüber weht. Sie sah sich nach einem Fenster um; da war keines erkennbar, das man hätte öffnen können.

Sie kam sich plötzlich ganz fremd vor, ganz allein. In dem törichten Anzug, der die Blicke auf sich lenkte, und die dreisten Handbewegungen — das war kein Zeichen, unter dem ihr Leben stehen konnte. Für Leichtlebigkeit war sie verloren. Sie verurteilte nicht. Aber sie paßte nicht da herein. Sie wäre am liebsten gegangen.

Allmählich fand sich die Gesellschaft wieder zusammen; zuerst Fanny mit ihrem Tänzer, dann Stephan solo, endlich Herr Veit mit einer Dame. Die Fremden halfen über die Situation. Man beschloß eine gemeinsame Promenade, da eben Pause war. Aber nun nahm die Sache eine noch ungünstigere Wendung.

Creszenz ging mit dem Bildhauer, der mit Fanny getanzt hatte, und den ihr scharfgezeichnetes Profil interessierte. Ohne jeden Nebengedanken. Aber sie hatte alle Unbefangenheit verloren. Sie erwartete eine neue Deutlichkeit. Und fiel in den unpassendsten Ton, den ihrer Krankenschwesterjahre. Ganz prüde, ganz altjüngferlich, beinahe geziert.

Der Bildhauer war konsterniert über ihre einsältigen Antworten; ihr Mann, der dahinter ging, mit der Dame des Malers, und einiges auffchnappte, sehr ärgerlich. Was fiel seiner Frau ein, so albern war sie ja nie gewesen.

Sie aber handelte wie unter einem Zwange, hielt sich bocksteif, sah nichts mehr an, verstand jeden Scherz falsch. Ja als Fräulein Fanny, die ihre Laune rasch wiedergefunden, ein wenig lauter wurde, warf sie ihr einen mißbilligenden Blick zu und schulmeisterte beinah: „Ich bitt' Sie, wir werden ja auffällig, alles schaut auf uns her."

Das war zwar noch nicht der Fall, sollte aber noch kommen. Man hatte wieder zu tanzen begonnen, und ein ungeschickter Tänzer kam knapp vor Creszenz zu Fall. Nicht, weil er sich verletzt, sondern weil er reichlich getrunken hatte, blieb er einen Moment liegen, anstatt gleich wieder aufzuspringen. Da beugte sich Frau Creszenz zu ihm herab, mit den typischen Bewegungen der Pflegerin und dem charakteristischen Tonfall: „Haben Sie sich verletzt? Soll ich Ihnen helfen, mein Herr?" Der wurde im Aufstehen puterrot und gab eine derbe ungezogene Antwort. Und nun guckten wirklich viele, wenn auch nicht alle auf die seltsame Frau.

Stephan stieg das Blut zu Kopf. Eine solche Blamage. Er drängte hinweg, und nicht lange nachher fuhren das Ehepaar und Fräulein Fanny in sehr schlechter Laune davon durch die Straßen. Es sah einer Flucht ähnlich. Herr Veit hatte sich sehr kurz empfohlen. Stephan schwieg vor innerer Wut; Fanny gähnte, sie war zufrieden und hatte ihr Amüsement gefunden. Creszenz aber erklärte ruhig: „So wo geh' ich nie wieder hin. Ich hab' doch keinen Sinn für die Maskerade. Einmal und dann nimmer." Ihr Mann aber dachte sich: .Mit Dir, nein; aber ohne Dich, vielleicht

Aus unserer Bildermappe:

Bildnis.
Originalaufnahme in natürlichen Farben von Prof. Dr. A. Miethe-Berlin.

einmal wieder.' Er verzichtete auf Auseinandersetzungen und Erklärungen; denn wenn er auch kein großer Psychologe war, so fühlte er doch, daß mit Worten da nicht viel zu ändern war. Und dann war er fast ebenso böse auf Fräulein Fanny, die ihn so unsanft in seine Schranken gewiesen —

Frau Creszenz legte ihren Staat behutsam ab, in dem sie einmal geprunkt. Morgen kam er zu dem Sammler alter Trachten zurück, einem reichen Kunstfreund, der ihn Herrn Veit geliehen. Sie hatte wirklich keinen Sinn für das Verkleiden —

Schlimm, sehr schlimm für die Komödie des Lebens, in der sie eine Rolle spielen sollte. Denn die will ebenso ernsthaft genommen sein, wie ein Künstlerfest. Man darf sein Kostüm erst ablegen, wenn alles vorbei ist, ganz vorbei. Vorher beileibe nicht. Und man muß die anderen in den ihrigen immerfort bewundern. Sie für das halten, wofür sie gelten wollen. Nie andeuten: ‚Schöne Maske, ich kenne Dich. Dahinter siehst Du eigentlich ganz anders aus. Man soll Dich nur für Deine Rolle halten. Aber ich kann es nicht. Denn ich kenne Dich ja.'

Schlimm, daß Frau Creszenz keinen

Respekt hatte vor dem Mummenschanz. Denn das Leben in der sogenannten Welt ist auch einer. Auf dem Dorfe nicht. Aber in der Stadt. Bei den Gebildeten. Die spielen sich Maskerade vor ihr ganzes Leben lang. Und sie wollte nur einen einzigen Abend mitspielen. —

An diesem Abend kam noch einmal die Rede auf sie unter den jungen Künstlern, als Frau Creszenz schon längst an der Seite des brummenden Gatten schlief. Es ging schon gegen Morgen; man saß im Nachteasé und hielt die Kritik ab über das Fest.

„Laß mi aus mit Deiner Doktorin," sagte der Bildhauer zu Herrn Veit. „Da hast Du was zusammen renommiert. Die ist ja sad wie eine Nonne! Erdgeruch — laß mi aus. Der ihr Erdgeruch schmeckt ja nach Sittlichkeit! Pfui Teufel!"

„Ich habe mich gänzlich in ihr getäuscht," gestand der Maler. „Aber da draußen in dem Nest war sie wirklich ganz anders. So natürlich, so wie aus dem Erdboden gewachsen, so mit ihm verwandt. Ja — lach' nur! Das ist schon wahr. Aber heut' war sie zu echt —"

Und das Wort blieb. „Zu echt." Es lag eine Kritik darin. Aber nicht für Frau Creszenz. Sondern auch für die, die es sprachen. Alle behaupteten sie, die Natur zu suchen, zu lieben, zu verehren. Aber wenn sie sie ungeschminkt ansah, nicht als gefällige Kellnerin, nicht als bequeme Maske, sondern mit den strengen Augen der alten Sphinx, der unergründlichen — dann wandten sie sich von ihr ab. Das Geschminkte war doch das Wahre.

13.

Also mit der Kunst war es nichts für Doktors. Das Porträt von Creszenz wurde auch nie gemalt — es kam nicht dazu; wie man sagt, wenn man nicht will. Und Herr Veit hatte Lust und Interesse verloren. Fräulein Fanny aber wurde eine Weile merkwürdig zurückhaltend. Doktor Stephan hatte Feuer gefangen. Das nun Unerreichbare erschien in rosigstem Licht. Seine Phantasie gaukelte um Fanny als Dachauer Bäuerin, Fanny mit ihm tanzend, Fanny hochmütig das Näschen rümpfend. Mathilde hätte blutige Tränen geweint, wenn sie diesen Seelenzustand des Bruders geahnt hätte. Aber sie ahnte ihn nicht, weil er sich nicht aussprach.

Fanny hatte einen schweren Stand. So oft sie von nun an ins Haus kam, versuchte der Mann sie mit Beschlag zu belegen, wollte mit ihr musizieren, von alten Zeiten sprechen, ihr in jeder Weise die Cour machen. Und sie wollte das alles nicht.

Und Frau Creszenz half ihr nicht, blieb apathisch, wurde nicht eifersüchtig. Kein Wort noch war zwischen den Gatten gefallen über Fanny und Stephans unverhohlene Schwärmerei. Mit der Doktorin ging eine Veränderung vor, das war klar. Sie konnte stundenlang müßig sein, sinnen und denken. Und das war bei ihrem Temperament nicht natürlich.

Sich ganz zurückzuziehen hinderte Fanny ihre Gutmütigkeit und das geweckte Interesse an dem seltsamen Paar. Aber sie suchte Gelegenheiten, wo dem flatternden Doktor die Flügel gebunden waren, außer seinem Hause. Oder die Gegenwart Fremder. Oft dachte sie an Doktor Georg. Der wäre da sehr von Nutzen gewesen. Und auch ihr nicht unerwünscht. Er war doch ein prächtiger Mensch, trotz seiner Neigung zum Spott. Aber der saß fern in der Hauptstadt des Reiches, nachdem er in Paris wenig von dem gefunden hatte, was er gesucht. In Berlin gefiel er sich außerordentlich, davon zeugten seine spärlichen Briefe. Und er würde so bald nicht zurückkommen.

Stephan hatte nun auch reichlich Gelegenheit, mit der Wissenschaft wieder in Berührung zu kommen. Die Tuberkulose-Hausse war zwar vorüber, aber es gab doch immer Neues und Interessantes. Freilich empfand er auch deutlich, daß ihn, den praktischen Arzt, eine scharfe Kluft von den Herren der Universität trennte, die berufen waren, die Wissenschaft zu pflegen. Und da hinein noch jetzt zu gelangen, Forschungen, Untersuchungen zu liefern, sich zu habilitieren, dazu langten weder sein Vermögen, noch seine Verbindungen. Auch seine Gaben nicht, hätte Georg geurteilt.

Den ehemaligen Freund fing er an zu beneiden. Der hatte alles. Die Zukunft stand ihm offen. Wissenschaft, Gesellschaft, Tätigkeit jeder Art. Ihm selbst, dem einfachen Arzt, blieb nichts als die tägliche

Karre ermüdender Praxis. Und mit seiner Heirat hatte er sich gründlich festgelegt. —

Aber wissenschaftlich wenigstens wollte er seine Praxis ausüben, nach den Regeln der Kunst, so erhaben wie möglich. Und er warf mit lateinischen Worten umher, auch wo sie nicht verstanden wurden. Und verschrieb die modernsten Heilmittel, die nur auftauchten, alle „ine" und „one" in den gewagtesten Zusammenstellungen. Immer auf dem Boden der Forschung, das heißt derjenigen, die er in seinen Universitätsjahren gelernt. Wirklich mit fortzuschreiten ist nicht so leicht, wenn man draußen steht. Aus der Literatur griff er unwillkürlich *das* heraus, was auf seinen gewohnten Anschauungen weiterbaute. Das andere übersah er. Alles kann man nicht lesen.

Aber auch seine Frau lebte nun in der Stadt und fand da Nährstoff für ihre ketzerischen Ideen, die aus Büchern, Vorträgen und Gesprächen hier neues Leben bekamen. Nur daß sie gerade nach dem Hygienischen suchte und haschte, was ihr Mann beiseite schob. Um die Lebensweise, um die täglichen Gewohnheiten und Genüsse ging für sie der Streit. Und Frau Creszenz bekam mehr Mut und wollte im eigenen Hause anfangen zu reformieren.

Bei ihrem Manne hatte sie kein Glück. „Das wird auch übertrieben," knurrte er. „Wenn man gar nichts mehr haben soll vom Leben, gar keinen Genuß, nicht trinken, nicht rauchen, nicht essen, was man mag — dann dank' ich für das Leben, als Arzt und als Patient. Was hat man dann noch von der Schinderei auf der Welt?"

Da schwieg Frau Creszenz freilich bald still. Blieb noch ihr Kind. Da war sie auch nicht zufrieden. Bei den Großeltern, meinte sie, würde der Toni regelmäßig überfüttert. Tagelang hatte er dann Störungen und dabei schlechte, blasse Farbe und schwammiges Fleisch. Sein Vater sah das nicht oder wollte es nicht sehen. Sie aber glaubte, Abhilfe zu wissen. Nicht soviel Fleisch und immer wieder Fleisch. Die Kost mußte geändert werden.

Mit der geistigen Behandlung hatte sie sich nachgiebig gezeigt. Der Kindergarten ging fort, wenn auch zu ihrem Mißvergnügen. Aber nun wollte sie handeln. Ihm wenigstens einen gesunden Körper verschaffen, soviel an ihr lag. Und sie begann ihre Pläne ganz ruhig und zielbewußt auszuführen. Stephan merkte zuerst wenig, er dachte an seine Bazillen, die „ine" — und Fräulein Fanny.

Aber bei den Großeltern gab es Krach. Mathilde geriet in Aufruhr bei der ersten Andeutung. „Wir sind alle so aufgewachsen, und es ist uns gut bekommen; alle Winklers haben soviel gegessen, der Anton kann leben wie wir alle." Creszenz mochte beteuern, daß es dem Toni eben nicht gut bekomme — Mathilde tat, als ob die Mutter ihr Kind wolle verhungern lassen.

Die Mama wollte der Sache eine allgemeinere Wendung geben. „Ich liebe es auch nicht, wenn man alles anders machen will wie die anderen Menschen. Wozu? Es wird nur darüber geredet. Man fällt auf. Davor solltest Du Dich hüten, liebe Creszentia."

Den Vater Winkler interessierten diese Fragen überhaupt nicht. Er hatte zwar ein Herzleiden vom vielen Biertrinken, aber das war er gewohnt und schob es auf die Überarbeitung im Bureau. Zu seiner Jugendzeit kümmerte man sich nicht um die sogenannte Hygiene; man lebte, wie man mochte, und erduldete dann, was kam. „Iß, was Du magst und leid, was Du kannst," war sein Wahlspruch. Er fand Creszenz neuerdings überspannt.

Diese meinte nur, zunächst sei *sie* doch verantwortlich. Und sie müsse das Kind nähren, wie sie es am besten halte. Darauf erfolgte allgemeines Stillschweigen. ‚Autorität beansprucht sie auch noch,' dachte man sich im stillen. Stephan schwieg, weil er nicht liebte, sich das gute Mittagessen bei den Eltern zu stören.

Nach Tisch nahm sich Mathilde den Bruder allein vor. „Das mußt Du doch als Arzt und Vater in die Hand nehmen und ein Machtwort sprechen. Jetzt will Deine Frau *uns* belehren — über Kinderbehandlung! Das geht doch zu weit. Ich habe die Geduld und Nachsicht der Eltern bewundert —"

Stephan erklärte, er wolle die Sache wissenschaftlich prüfen und dann genaue Regeln festsetzen, an denen niemand mehr etwas tadeln könne. Danach müsse sich seine Frau dann auch richten. Aber daß sie es gut meine, dürfe man auch nicht vergessen.

„Gewiß, gewiß," versicherte Mathilde

Spreekahn bei untergehender Sonne.
Originalaufnahme in natürlichen Farben von Prof. Dr. A. Miethe-Berlin.

scheinheilig, „Creszenz ist Dir eine wackere, vortreffliche Frau, und —“

„Das weiß ich sehr gut — das brauchst Du mir nicht zu sagen,“ warf der Bruder ärgerlich ein.

Aber Mathilde setzte ihren kleinen Vorstoß ruhig fort. „Sie hat ja wohl ihre Fehler, wie alle Frauen — und ist etwas derb und wenig anschmiegend. Aber das wußtest Du ja, als Du sie wähltest. Und es war so Dein Geschmack. Du konntest ganz anderes begehren und hast diese Art vorgezogen.“

„Konnte ich das wirklich? Ich glaube, das hast Du Dir nur eingebildet,“ versetzte Stephan und sah beinah träumerisch ins Weite.

„Wen meinst Du, von wem sprichst Du?“

„Von Fanny natürlich. Jetzt habe ich nicht den Eindruck, als ob sie sich je viel aus mir gemacht hätte.“

Mathilde horchte hoch auf. „Das finde ich doch nur taktvoll. Übrigens kommt sie ja oft zu Euch — nicht?“

„Die letzte Zeit immer weniger,“ seufzte der Doktor. „Sie findet augenscheinlich in meiner Frau nicht, was sie in ihr gesucht hat. Ob die als Frau für mich getaugt hätte? Was meinst Du?“

„Stephan, mein lieber Bruder, Du bist *nicht* glücklich?!“ brach da Mathilde aus.

Aber das war nicht nach seinem Geschmack. „Ach laß doch die Phrasen. Das ist dummes Zeug. Damit ändert man nichts. Aber *leicht* hab' ich mir das Leben *nicht* gemacht, leicht und bequem, soviel ist sicher.“ Und er machte einige Schritte im Zimmer. „Aber ich weiß, es ist meine eigene Schuld. Und ich klage nicht.“

„Wer das damals gesagt hätte, Stephan,“ sagte Mathilde, über die „Phrasen“ etwas

gereizt, „dem hättest Du einfach die Freundschaft gekündigt und die Geschwisterliebe. Du hast uns ja alle gezwungen —“

„Und es ist auch gut so, wie es ist. Alles kann der Mensch nicht haben. Wenn Euch was nicht recht ist an meiner Frau — Ihr dürft auch nicht klagen. In Simmelskirchen waren wir weit vom Schuß. Warum habt Ihr uns à tout prix herein haben wollen? Also — lassen wir's — ich werd' schon selbst nach dem Rechten sehen in meinem Hause.“

Für Mathilde stand es nun fest, daß ihr teuerer Bruder die unvergleichliche Fanny hoffnungslos liebe. Welche Tragik! Und sie näherte sich in Gedanken sehr dem Standpunkt des jüngeren Bruders, der fern in Berlin weilte. Der hätte die Sache im stillen noch nicht für aussichtslos gehalten. Es gab ja Ehescheidungen — und auch die Schwester verfiel auf solche Pläne. Zunächst wollte sie diplomatisch sondieren, wie es in der Freundin Herzen aussähe. Das machte sie so geschickt, daß diese sofort stutzig wurde. So also konnte man ihren Verkehr im Hause Winkler junior deuten? Das paßte nicht zu ihrem stolzen Sinn. Wenn sie auch früher einmal nicht ganz gleichgültig war — jetzt, nein.

Ueberhaupt war sie enttäuscht. Diese Creszenz war doch aus sehr hartem Holze geschnitzt. Aus gutem, ja. Aber was hatte sie schließlich erreicht? Die konnte sie doch nicht mehr ändern; die blieb so, wie sie war. Ein bißchen mehr Bildung oder weniger, was verschlug das so viel. Schließlich war das die Sache des Mannes.

Das Unglück wollte, daß sie bei einem Besuche, bei dem sie Creszenz ein geliehenes Buch zurückbringen wollte und vorhatte Ausreden vorzubringen, wenn sie noch seltener käme, als schon die letzte Zeit — diese nicht traf. Sondern der Doktor machte zufällig selbst die Türe auf und nötigte sie einzutreten, wenn auch nur für einen Augenblick.

Sie nahm ihre hochmütigste Miene an, erledigte das Äußerliche und machte ganz steife Konversation. Aber Stephan wollte nicht sehen. Wie sie da vor ihm saß in seinem Studierzimmer, in dem schönen, hohen Stuhl, einem Geschenk seiner Eltern, dem einzigen Prachtstück des Arbeitsraumes, nur für hohe Besucher — das Licht fiel voll auf ihr zartes Gesicht, während er im Schatten saß, wie das die Ärzte immer so arrangieren — da ging ihm die Zunge durch. Er machte ihr Vorwürfe in allem Ernst, daß sie ihn so vernachlässige.

„Ich werde ganz einsam. An mich denkt niemand. Meine Musik liegt auch ganz danieder — niemand will mich begleiten. Warum sind Sie so grausam? Warum so ungerecht? Wie heiter waren wir draußen zusammen in unserem Häuschen. Jetzt sind wir Ihnen nicht mehr gut genug.“

„Ich bitte Sie, was soll ich da sagen?“ wehrte Fanny ab.

„Sie wollen mich nicht verstehen, daß ich mich nach Ihnen sehne, wochenlang, bis Sie wieder einmal kommen. Ich entbehre so viel. Und ihr Anblick macht mich schon heiter. Wie Sie da sitzen, so von Licht umstrahlt in meinem Zimmer“ — und er haschte nach ihrer Hand.

Seine glühenden Augen sagten das übrige.

Sie aber stand auf. „Wenn Sie so reden, zwingen Sie mich nur zu gehen. Entschuldigen Sie mich bei Ihrer Frau, so gut Sie können, — daß ich nicht auf sie warte und — sobald nicht wiederkomme. Adieu, Herr Doktor.“

„Aber Fräulein Fanny, Fräulein Fanny, hören Sie nur“ —

Doch sie ging schon hinaus. Und wirklich für immer. Es traf sich, daß sie Verwandte in Augsburg besuchen konnte. Das nahm sie zur Ausrede in einem langen freundlichen Brief an Creszenz . . Diese merkte deutlich: das war ein Abschiedsbrief.

Und so war es auch. Das Ehepaar litt schweigend darunter. Frau Creszenz ahnte den wahren Grund sehr gut, dafür war ihre „derbe“ Natur doch fein genug. Obwohl sie nicht von den kleinen Vorfällen auf dem Ball und im Sprechzimmer wußte.

Zu einer Szene zwischen den Gatten kam es noch immer nicht. Sie waren beide keine Freunde wortreicher Auseinandersetzungen und fühlten instinktiv, daß sie nicht wußten, wie weit eine solche führen würde.

„Warum haben Dich Benders nicht zum Hausarzt genommen? Ich hab' nichts dagegen,“ sagte sie stolz.

Das war das Einzige. Sie wollte ihm zeigen, daß sie wußte oder ahnte, daß er da keine Aussicht habe.

Stephan sagte nur ärgerlich: „Sie haben ihren alten nicht wegjagen können."

„Schade," meinte Frau Creszenz.

Mit der körperlichen Behandlung des Kindes hatte sie gesiegt. Darüber hatten sie reden müssen, und Stephan wollte einen sehr hohen Ton anschlagen mit wissenschaftlichen Prinzipien.

Da hatte sie mit bebender Stimme entgegnet: „Eins hör' an von mir. Du hast mir meine Kurpfuscherei vorgeworfen, wie Du's nennst, schon draußen am Land. Hier hab' ich's sein lassen. Ganz sein lassen. Verlangt auch kein Mensch mehr einen Rat von der Frau Doktorin. Wird mir leicht; ich seh's auch ein, daß es nicht gut ist. Aber — mein' Toni, meinen Buben laß mich behandeln, wie ich glaub', wie ich weiß, daß es ihm gut ist! Nur das eine — nimm mir nicht auch noch. Ich hab' ja sonst keine Freud' mehr auf der Welt."

Der Ton machte ihn schauern. Nicht rührend, nicht pathetisch; ganz einfach und ruhig. So selbstverständlich — —

War's schon so weit? Ging's schon zu Ende mit ihnen beiden? Fannys Abschied hatte ihn auch ernüchtert. Keine Freude mehr auf der Welt hatte seine Frau, die so herzlich lachen konnte. Er erschrak und lenkte ein.

Schließlich war's wirklich nicht gegen sein ärztliches Gewissen, was sie mit dem Toni wollte. Man konnte es ja einmal so probieren. Und sie bekam ihren Willen. Aber ein rechtes Einverständnis zwischen den Gatten war selbst darüber nicht zu stande gekommen. —

Ein Jahr waren Winklers wieder in der Stadt, da kam Georg in Ferien von Berlin nach München zurück. Nun wollte er sich persönlich überzeugen, wie es da stand; aus dem Bruder Eugen, dem Studenten, den er gelegentlich in Berlin getroffen, war nicht viel herauszubringen gewesen. Und dessen arroganter Ton hatte ihn verdrossen. Auch hatte er selbst so viel anderes zu denken gehabt, soviel Eindrücke erhalten.

Aber als er nun in die Straße einbog, wo die Freunde wohnten, wurde ihm die Simmelskircher Idylle wieder voll lebendig. Diese Leute hatten doch vortrefflich zueinander gepaßt. Vielleicht war es doch auch hier gegangen. München war ja noch nicht so großstädtisch wie Berlin. Aber er war neugierig — —

Die Frau Doktor war allein zu Hause und empfing ihn in ihrem Salon. Ein langweilig, steif und ungeschickt möbliertes Zimmer, die „gute Stube" in des Wortes verwegenster Bedeutung. Gerade so charakterlos, wie das Kleid von Frau Creszenz. Das sah der Weltmann auf den ersten Blick. Aber er begrüßte sie warm und herzlich: „Ja, grüß Gott, da bin ich einmal wieder —"

„Guten Tag, Herr Doktor, wie geht es Ihnen?" entgegnete sie würdevoll in Hochdeutsch. „Das wird meinen Mann sehr freuen."

„Sie nicht auch ein biß'l," wollte er scherzen.

Aber sie sagte förmlich: „Bitte legen Sie ab, und nehmen Sie Platz." Und setzte sich selbst korrekt auf das steiflehnige Sofa.

Er ging lächelnd darauf ein: „Wenn Sie gestatten, gnädige Frau —"

„Ich bitte, das kommt mir nicht zu."

„Aber Frau Creszenz, warum reden Sie denn auf einmal so — seltsam mit mir? Sind wir nicht mehr gute Freunde?"

„War das nicht recht so. Ich dachte, so wär's in der Ordnung?" frug sie mit einem müden Tone.

Er sah sie noch einmal scharf an. Wie der erste Eindruck gewesen, das bestätigte sich jetzt: schlaff, apathisch, resigniert.

„Aber, liebe Frau Creszenz! Freilich war's recht — für einen Fremden! Soll ich denn das sein? Wollen Sie nicht mit mir wieder reden, wie damals, wo wir gut Freund wurden? Nicht? Bitte, tun Sie's doch. Sehen Sie, ich hätt' meinen Hut ganz von selber abgelegt, und wenn Sie erlauben, geb' ich Ihnen sogar nochmals die Hand und sag' nochmal: Grüß Gott."

Sie erwiderte den Händedruck mit flüchtiger Herzlichkeit.

„Ja, Sie sind noch der Alte, das seh' ich schon. Trotzdem Sie jetzt in Berlin leben und in der großen Welt verkehren —"

„Ich wollt', ich hätte Sie einmal dort gehabt bei meinen Freunden," entgegnete er heiter, „denen hab' ich oft erzählt von Simmelskirchen und wie lustig wir da zusammen waren" —

„Waren wir das?“ sagte sie schon wieder müde. „Das war gut. Ich kann mich kaum mehr erinnern.“

„Ich hab' Ihr Lob gesungen. Aber Sie werden doch hier auch Freunde gefunden haben. Erzählen Sie mir ein wenig. Mich interessiert alles, was Sie betrifft.“

„Da ist nicht viel zu erzählen. Das mit dem ‚Verkehr‘ ist nicht so leicht für einen praktischen Arzt. Wir haben allerhand probiert. Aber viel ist nicht dabei herausgekommen.“

„Nun ich dächte doch, seine Eltern —“

„Die sind erst recht gut getroffen.“ Sie lächelte in der Erinnerung. „Die Mama hat mir neulich einen Vortrag gehalten, ich müßte mich bemühen; ich sollt' meinem Mann dazu helfen, daß er mehr Umgang hätt'. ‚Eine Frau kann viel tun für die Karriere ihres Mannes.‘ So hat sie g'sagt. Jetzt bitt' ich Sie — ich! Davon hab' ich freilich nichts gelernt. Kein Sterbenswörtel.“

„Das ist freilich viel verlangt. Aber—“ er wollte schon sagen, so ganz unrecht habe die Mama auch nicht. Doch unterbrach er sich lebhaft. „Aber Fräulein Bender, die ist doch zu Ihnen gekommen, ich weiß —“

„Jetzt kommt sie nicht mehr.“

„Nicht mehr? Gar nicht mehr?“

„Nein. Lassen Sie sich das nur von ihr erzählen,“ sagte Creszenz ganz ruhig.

Georg wurde weniger ruhig. Die ganze Sache war also wirklich schief gegangen. Das war ja peinlich. Er lenkte ab und berichtete einiges von sich und seinen Studien.

„Und das Herz!?“ meinte Frau Creszenz. „Hat sich noch nichts dafür gefunden? Nein?“

„Ganz ehrlich, nein.“

„Eine schöne Professorentochter —“

„Muß es denn gerade so eine sein?“ lächelte der Doktor.

„Sie wollen doch an die Universität. Ein jeder in seinem Stand, so ist es am besten.“

„Und die Neigung, die Liebe?“

Da sagte sie mit einem eigentümlich verächtlichen Zug um die Mundwinkel: „Das ist ein Traum.“ Und lehnte sich in den Sessel zurück. Georg wurde es heiß. So weit hatten sie diese Natur schon gebracht!

„Das ist aber eine trübe Philosophie, die Sie sich da zurecht gemacht haben,“ scherzte er, „sonst haben Sie nicht so gedacht. Sie dürften doch nicht so reden —“

Aber sie blieb sitzen und sah zu der Decke hinauf. „Gerade ich! Ich hab' ein Recht dazu. Und Zeit hab' ich auch zum Sinnieren, viel zu viel Zeit. Denken's Ihnen nur“ — und sich beugte sich nun lebhaft vor, sprach ihm ins Gesicht — „ich langweil mich zum Erschrecken. Was sagen Sie dazu?“

„Sie!? Ist das möglich! Draußen die Tätigkeit selber“ —

„Ich bin ja zu nichts mehr gut. Draußen — was hab' ich da alles gehabt. Das ganze Haus, die Wäsch', die Küch', ein wenig Garten, ein wenig Landwirtschaft — das alles gibt's hier ja gar nicht. Es paßt nicht, ich kann's nicht, soll nicht. Das bissel Hauswesen geht ja von selber. Dort hab' ich ihm auch noch helfen müssen — bei allem, Sie wissen's ja, haben's ja gesehen. Die Apotheke hab' ich geführt; da —“ sie deutete auf ein elegantes Wandschränkchen — „das ist hier die Hausapothek'. Am Vormittag geht's noch — aber am Nachmittag“ —

„Aber der Toni! Ihr Kind! Ist er gesund und wohlauf?“

„O ja, dem Buben fehlt nix.“

Auch da ‚gleichgültig?‘ dachte der Doktor. „Kann ich ihn sehen?“

„Nein, er ist im Kindergarten.“ Er sah erstaunt auf. „Ja, das will die Mathilde. Er soll auch schon gebildet werden. Der arme Bub.“

Georg mußte lächeln. „Und er geht nicht gern?“

„O nein! Der arme Hascher! Er hat halt kein Geschick zu den Fröbelschen Spielen. Seine Finger sind zu dick und zu ungeschickt! Und er soll halt durchaus die Flechterei und Stichelei zu stand' bringen. Ich kann ihm auch nicht helfen — ich versteh' das Zeug selber nicht. Bei uns zu Haus hat man so was nicht g'habt.“

„Aber das ist ja auch ganz veraltet!“ fiel Georg lebhaft ein. „Das tut ja kein Mensch mehr. Es ist eine unnütze Quälerei. Vor der Schule soll man Kinder in Ruhe lassen —“

„Das sag' ich auch, aber ich bin ja der Garniemand. Auf mich hört keins. Und

die Mathilde möcht' ihm fürs Leben gern schon Französisch lehren —"

„Kümmert sie sich denn so besonders um das Kind?"

„O mein, freilich. Aber nit aus Lieb. Sondern aus Langeweil'! Die langweilt sich ja auch zum Sterben. Da ist der Tani grad recht. Wissen's, ich glaub', das tun sie alle da herin, die Frauen, wenigstens alle, die ich kenne. Da sitzen sie und warten auf einen Mann, und wenn sie einen haben, ist's nicht viel anders."

Er lächelte, und sie fuhr eifriger redend fort: „Und krank sind sie auch alle, wenigstens reden sie immer von ihrer Gesundheit. Wenn man ihnen dann einen guten Rat gibt, nachher tun sie's nicht. Das hab' ich hier schon ganz aufgegeben. Da hab' ich noch mehr bezweckt bei die Dickköpf' am Land. Denn mir scheint, das ist fein, wenn man krank ist — und mir fehlt nie nix, nicht ein bissel!"

Sie stand auf und reckte die Arme. „Als — Luft, Raum, offene Fenster! So eng ist's da herin — so eng!" Sie stieß ein Fenster auf. „Und wenn man hinausschaut — nichts als Stein und Mauern und Häuser — die reinen Festungswäll'. O, meine Berg', mein graß Stück Himmel! Ich bin gefangen da herin — und meine Fenster sind zu — wo meine Luft geweht hat."

Sie hatte sich in eine Erregung hineingeredet, die mit der anfänglichen Apathie seltsam kantrastierte. Georg versuchte zu beruhigen, gab einige scherzhafte Ratschläge und neckte sie, daß sie viel mehr Dialekt spräche, als früher. Das war ganz richtig, wenn es auch unbewußt geschah; vielleicht in dem Anfang einer instinktiven Auflehnung. Sie versprach aber sich Mühe zu geben und dankte ihm herzlich, daß er sie aufmerksam gemacht.

Stephan kam noch immer nicht. Sie hatten ihn noch gar nicht erwähnt. Georg empfand eine starke Sympathie mit dieser Frau. Halb philasaphisch, halb persönlich.

Er sah saviel Schwäche, saviel Degeneration im Leben, die allermeisten litten an ihrer Schwäche, körperlich und geistig. Und hier war Kraft, unzweifelhaft; das Blut gesund, natürlich. Warum nun wieder verdarben, verdreht, entwurzelt? Der Mann mußte doch daran schuld sein. So schwierig waren doch die Verhältnisse nicht. Eine Daktarsfrau war schließlich keine Ministersgattin, die feinsten Schliffes bedarf. Das Äußerliche konnte auch hier nicht das Entscheidende, Eigentliche sein.

Der Mann schätzte nicht, was er besaß. Er hatte leichtherzig nach einem Schatz gegriffen und wußte ihn nun nicht zu verwerten. So urteilte Georg, während das Gespräch über seichte Stellen hinwegglitt.

Wie um sich selbst den Freund vorzuhalten, dem er grollte, sagte er einmal rasch: „Da kann niemand Fremdes helfen. Das ist Ihres Mannes Sache — keines anderen auf der Welt. Fragen Sie den, halten Sie sich nur an den —"

Da sagte sie in ruhigem, hoffnungslasen Ton: „Ja, ja, Sie haben recht, das werd' ich auch tun." Und sah Georg dabei an, als wenn sie hinzusetzen wallte: ‚Ein so gescheiter Mensch und fühlt nicht, daß der mir eben nicht hilft.'

Der Kahn der Unterhaltung war auf eine Klippe gestaßen und saß fest.

Gearg waendete sich ab von dem Blick. Er, er selbst konnte — nein, ehrlich, er wollte auch nicht helfen und eingreifen. Denn er sah kein klares Ziel, aber wahl — eine Gefahr. Diese Frau war momentan ziemlich haltlas. Hier auftreten, ihre Partei nehmen, sie stützen und trösten konnte leicht weiter führen, als ihm lieb war. Er spürte einen starken Eindruck und fürchtete sich davar. Creszenz in dieser pessimistischen, gebrachenen, beinah madernen Stimmung hatte etwas Verführerisches für ihn. Sie wieder frah und stark zu machen, eine verlockende Luft — —

Aber sie war seines Freundes Frau. Der erwartete van ihm, daß er zu ihm hielt. Und nun ihn dappelt betrügen, enttäuschen — nimmermehr. Er verabschiedete sich herzlich, aber rasch. Und lief fast davon, mit dem festen Vorsatz, das Haus sobald nicht wieder zu betreten. Es tat ihm weh; dennach siegte die Klugheit und das Gewissen. Stephan sah er einmal flüchtig im Café und machte allerlei Ausreden. Fräulein Fanny war verreist, auch sie sah er nicht. Seine Ferien gingen zu Ende, und er hatte es glücklich vermieden, noch einmal zu Wintlers zu kommen.

Die Frau Doktarin hatte auch diesen Freund verloren, gerade wo er ihr im Herzen am nächsten gestanden.

Steinklopferin. Skulptur von Karl Janssen-Düsseldorf.

14.

Creszenz stand nun ganz allein mit ihrem Mann und seinen Verwandten. Sie hatte sich in das neue Leben gefunden, wie man von ihr verlangt hatte. Es ging. Aber es fehlte die Lebenswärme, die Energie. Sie ließ es eben gehen. Und das ist nichts.

Creszenz fühlte, ob sie es sich auch nicht klar machte, daß die ganze Familie gegen sie war. So herzlich und schön es auch angefangen, ein inneres Verhältnis war nicht zu stande gekommen. Es schmerzte sie nur von einer eigentlich, von ihres Mannes Mutter.

Aber auch diese war den unangenehmen Kontrasten des Äußeren unterlegen. Es zeigte sich, daß sie sich doch nie so im Detail klar gemacht hatte, welche Unterschiede durch veränderte Bildungsstufen zu stande kommen. Jetzt, wo sie das alles oft vor Augen sah, kam ihr die Wahl und der Geschmack ihres ältesten Sohnes immer unbegreiflicher vor. Wie hatte er nur *das* suchen können?

Es war eben keine „Dame" und würde nie eine werden, so ungefähr faßte sie ihr Urteil zusammen. Das ließ sich eben doch nicht erlernen. Zumal, wenn man nicht lernen wollte, wie diese eigensinnige Schwiegertochter. Alle Versuche sie zu verfeinern, glitten ab an ihrer schroffen Natur. Sie sagte immer gerade heraus, was sie dachte. Schon das unerträglich, unbrauchbar. War unfähig, ein wenig zu schmeicheln, Komplimente zu machen, die Eitelkeit der anderen zu befriedigen. Und in den „Manieren" waren auch nur geringe Fortschritte zu verzeichnen.

Seit sie manchmal geklagt und sich mißmutig geäußert, hatte es Creszenz vollends mit Mama Winkler verdorben. Was! Eine Frau, die dieses unverschämte Glück gehabt, die ihren Sohn, der eine Gräfin hätte haben können, geheiratet, wirklich geheiratet hatte — die wollte gar unzufrieden sein? Mit welchem Recht? Von welchem Gesichtspunkt aus? Im Stillen hatte sie das Empfinden, eine *solche* Frau müßte doch jeden Tag auf den Knieen danken und alles mit lächelnder Rührung hinnehmen als unverdiente Gottesgabe.

Und auf diesen Standpunkt war Creszenz entschieden nicht zu bringen. So ohne Gefühl eigenen Wertes war sie nicht. Wenn sie auch noch nicht ihn geltend machte. Sie hatte gedacht, wenigstens diese Frau, die Mutter, auf ihrer Seite zu finden. Sie hatte sich getäuscht. Und ertrug es halb apathisch, wie alles.

Solche Zustände können lange andauern, ohne daß es zu einem Konflikt kommt. Niemand drängte zu einem solchen. Und doch empfanden alle einen Druck, eine Spannung. Gut war es nicht, wie es war, nicht froh, nicht befriedigend. Ein ruhig stehendes Pulverfaß, so unschuldig aussehend, so nett und rund. Erst wenn ein Fünkchen hineinfliegt — —

Bruder Eugen kam von Berlin zurück, um in München seine Examina zu absolvieren. Er war noch bedeutend selbstbewußter und weltmännischer geworden. In der Weltstadt, natürlich. Er glaubte alles von einem sehr hohen Gesichtspunkte aus zu betrachten, nachdem er in Berliner Salons verkehrt und dort eine Anzahl Berühmtheiten kennen gelernt hatte. So was hebt das Niveau des ganzen Menschen außerordentlich.

Der Heimgekehrte übersah mit Feldherrnblick das Ganze. Und sein Urteil war rasch gefällt. Diese Ehe war wirklich „unmöglich".

Es kostete nur einen kräftigen Entschluß. Und die einzige, die opponieren würde und könnte, die Frau selbst — die hatte ja alle Energie sichtlich verloren. Creszenz' gleichgültige Ruhe machte ihm Mut. Die gab womöglich im Stillen ihre Sache selbst verloren.

Über Stephan war er sich klar. Der bereute und schämte sich nur, es zu gestehen. Nicht aus Liebe mehr, sondern aus Trotz. Dem mußte man helfen. War er die Bäuerin nur erst los, dann dankte er's noch. Er stand ja noch in den besten Jahren, konnte noch zehnmal wieder heiraten. Das Kind genierte Eugen weiter nicht; Gott sei Dank war es nur eines. Über Kinder verfügt man.

Und er riskierte eines Tages am Tische der Eltern einen Vorstoß.

„Ich halte Stephan einfach für unglücklich. Sogar *sie* ist nicht zufrieden. Warum machen sie kein Ende? Man sollte es ihnen nahelegen. Es war eben ein Irrtum, aber man braucht doch nicht ihn ein Leben lang fortzusetzen. Ich glaube, wenn

Du, lieber Papa, ein deutliches Wort reden wolltest, die Geschichte hätte am längsten gedauert. Und uns allen wäre wohler dabei."

Es war das erstemal, daß jemand laut den Gedanken der Scheidung aussprach. Und der es tat, war momentan der Stern der Familie. Er imponierte allen, sogar dem Papa. Die jüngeren Brüder bewunderten ihn laut. Die Frauen im Stillen.

Aber der Rat fuhr dem Sohn scharf über den Mund und verbat sich solche frivole Redereien. In die Ehe seines älteren Bruders habe er, Eugen, gar nicht dreinzureden und solle an sein Examen denken. Und die Mama weinte und schalt ihn gefühllos und herzensroh. So lieblos dürfe man nicht über seine Mitmenschen aburteilen. Was Gott zusammengefügt, soll der Mensch nicht scheiden. Sie wolle so häßliche Worte nie von ihm hören, das solle er ihr versprechen. Creszenz sei keine Bäuerin mehr, sondern seit Jahren seine Schwägerin, und er habe mit Respekt von ihr zu sprechen.

Das tat Eugen nun zwar nicht; aber er schwieg. Mathilde hatte ihm zugenickt und erst beschämt den Kopf gesenkt, als die Eltern moralisch wurden. Er büffelte wirklich auf sein Examen, denn er war ein Streber von Grund aus und wollte hoch hinaus in der Welt. Und sein Pfeil saß doch.

Mehr, als er wußte und ahnte. Die Alten hatten die Rückkehr nach München bewußt betrieben und veranlaßt. Das verantworteten sie auch vor sich selbst, besprachen es untereinander und hielten es noch für das einzig Vernünftige. An der Tatsache der Ehe hatten sie dabei nie gerüttelt. Die galt es zu tragen.

Aber es ist ein eigen Ding, wenn dem Menschen ein Weg gezeigt wird, etwas abzuschütteln, was er immer ertragen hatte. Viele Kreuze schleppt jeder so durchs Leben; viel, was ihn drückt und einmal auch stark gequält hat, dann aber gewöhnt und erduldet wird. Nun der Gedanke: man könnte das abwerfen, man könnte das los werden. Es ist nicht dauernd, nicht bindend, es muß n i c h t sein. Solche Gedanken haben immer eine verlockend geheimnisvolle Kraft.

Sie empfanden es beide, Vater und Mutter. Aber sie wagten nicht, es nochmals auszusprechen. Ein Aufatmen wäre es gewesen, eine Befreiung von tausend kleinen Unannehmlichkeiten, die ebenso drücken und stechen, wie die großen. Sie hatten sich endlich darein gefunden. Da sagte der unreife Knabe, das sei unnötig. Wär' es wirklich noch wieder gut zu machen?

Die Mama nahm Stephan vor. Sehr vorsichtig und behutsam. Sie wollte nur wissen, ob er je daran gedacht, sich von dieser Fessel zu befreien. Ob er es als Fessel empfand, oder als unlösbare Kette. Aber sie wurde nicht klug aus ihrem Sohn.

In Wahrheit hatte er nicht klar aussprechen können, was er selbst noch nicht klar empfand. Er war keine philosophische Natur und pflegte nicht viel zu grübeln und Betrachtungen anzustellen. Die Phantasie für Fräulein Fanny war ein Impuls gewesen, dem er folgte; aber ein Gefühl, kein Plan. Er begehrte, hatte Leidenschaften, aber er theoretisierte nicht über seine Ehe. Und ein Akkord der früheren Harmonie klang doch noch in ihm nach.

So geschah nichts, aber in vier Köpfen hatte sich doch die Idee festgesetzt: das Beste wäre es, wenn die beiden auseinander gingen. Hätten die Familienglieder ahnen können, daß um dieselbe Zeit jemand Frau Creszenz ermunterte, sich frei zu machen, sie wären starr vor Staunen gewesen. Aber das konnten sie nicht erfahren.

Eines Tages war eine elegante Dame in raschelnder Seide in der Frau Doktor Salon gerauscht, zu deren Freude und Erstaunen. Frau Clara Waltenhoffen, die Dame, in deren Krankenstube sie sich mit ihrem Stephan verlobt. Sie lebte als geschiedene Frau in der Stadt und hatte Creszenz, die sie ganz aus dem Auge verloren, zuerst aufgesucht. Alte Erinnerungen lebten da mächtig wieder auf.

Frau Clara war Frauenrechtlerin geworden. Eine energische Vorkämpferin, schneidig in ihrem Urteil über die Männer. Kein Wunder, sie hatte Erfahrungen danach gemacht. Und sich frei gemacht vom Manne. Das sollten die anderen auch tun. Für sie war der Mann ein störendes Glied in der großen Schöpfungsorganisation.

Sie hatte eine hohe Meinung von Creszenz. Und ihr erstes Gefühl, als sie nach und nach den Verlauf dieser Ehe er-

fuhr, war das der Empörung. Viel schärfer als Georgs schwache Parteinahme. Dahin hatten sie diese kernige Natur gebracht, daß sie jetzt zwecklos und gelangweilt in freudlosem Dasein dahinlebte. Das war wieder ganz echt, wie es die Männer machen. Wasser auf ihre Mühle.

Erst das tüchtige, taugliche Weibgeschöpf mutwillig aus seiner Sphäre gerissen, in der es sich wohl gefühlt. Mit Liebesdusel betört — o, den kannte sie wohl. Dann eine Zeitlang sogenanntes Glück. Endlich ist der Tyrann seines Spielzeugs müde. Er wirft es nicht weg, aber er achtet es nicht mehr. Spielt nicht mehr damit. Spielt wahrscheinlich mit anderen — —

Frau Clara redete prachtvoll von der Würde des Weibes, seiner Selbständigkeit, seiner tausendjährigen Sklaverei und endlichen Entdeckung. Und der Schluß war: Frau Creszenz solle ein Ende machen. Ihr Mann sei ihr sicher untreu, nach allen Anzeichen zu schließen. Dann bekäme sie ihr Kind. Und könne wieder ihr Haupt hoch tragen und es ihm zeigen, was sie allein wert sei — —

Merkwürdig, dafür fand die Dame kein Echo. Creszenz wies den Gedanken weit von sich, mit energischer Kühle, wie etwas ganz Fremdes. „Ich lieb' meinen Mann und verlang' mir nichts Besseres, als ihn. Draußen hat er mir auch gehört. Hier kann er wieder zu mir zurückfinden. Ich spionier' ihm nicht nach. Mag sein, daß er anderen nachläuft. Gelegenheit ist ja genug in der Stadt. Da hört's auf mit der Eifersucht; soviel hab' ich auch gelernt. In Simmelskirchen hab' ich ihn geplagt mit der einen Josepha. Auch eine Dummheit von mir. Hier sind hundert Josephas. Wenn ich denen allen nachlaufen sollt'. Davon will ich nichts wissen."

Frau Clara kam auch mit Stephan zusammen. Sie pfauchte ihn derartig an, daß es ihn belustigte. Der Abend, an dem sie zum Essen blieb, wurde beinahe heiter. Eine solche Männerfeindin war ihm noch nicht vorgekommen. Er ging Wortgefechte mit ihr ein und war so gesprächig und lebhaft, wie lange nicht. Schließlich mußte sogar Creszenz lachen, wie die beiden das Ewig-Männliche und -Weibliche gegeneinander ausspielten, in immer kühneren Übertreibungen.

„Man hat schon von einem Amazonenstaat gehört, aber noch nie, daß sich Männer allein beholfen hätten —"

„Sie vergessen die Mönchsklöster und Eremiten, Gnädigste. Haben Sie schon einmal von einem weiblichen Klausner vernommen?"

„Jawohl, die kommen sogar im Ekkehard vor."

„Aber nicht sehr einladend," lachte er wieder. „Die Männer bleiben oft freiwillig ledig, die Frauen immer nur unfreiwillig."

„Wie ungalant und beleidigend —"

„Galant sollen wir sein!? Ja, meine Gnädige, wenn Sie uns erst in allen Stücken ebenbürtig sind, ist's mit der Ritterlichkeit gegen das Frauentum zu Ende. Die wird nur dem schwächeren Geschlecht gezollt. Der ebenbürtige Gegner hat kein Recht auf Schonung. Und Sie jedenfalls" — mit kleiner Verbeugung — „sind mir ein völlig gewachsener Kämpe."

„Das war nun doch ein wenig galant, Herr Doktor."

Schließlich ging man in Frieden auseinander. Aber Frau Clara ließ noch nicht locker. Gut, wollte diese Frau auch bei ihrem Manne bleiben, unbegreiflicherweise, so sollte sie wenigstens eine andere Stellung haben im Haus und in der Familie. So war es ja unwürdig. Und sie wiederholte ihre Besuche und predigte überzeugt und eifrig. Etwas blieb haften, wenn auch nicht viel. Bisher hatte jedermann, der seine Weisheit kundgegeben, Frau Creszenz geraten, sich zu fügen, sich anzupassen, zu ändern und zu verbessern. Das Gegenteil hatte etwas Schmeichelnd-Verlockendes. Zum mindesten war es ein Gegengift gegen Apathie.

Ihr natürlicher, gesunder Menschenverstand spürte zwar die Übertreibung. Aber jede Energie hat etwas Ansteckendes. Durch schlaffes Gehenlassen wurde nie etwas besser. Frau Creszenz reckte sich wieder.

Frau Clara ging auch zu den Eltern, zu denen eine frühere Beziehung sich fand. Sie hielt dort keine Philippika, aber deutete doch klar genug an, wie sie dachte. Die eisige Ablehnung schreckte sie nicht. Das war sie als Kämpferin schon gewohnt.

Der Vater nahm die überspannte Dame überhaupt nicht ernst. Die Mutter mochte

sie nicht, weil sie selbst eine echt weibliche Natur und glückliche Gattin war. Nur Mathilde ließ sich mit ihr ein; sie liebte die Männer auch nicht, weil sie noch keiner begehrt hatte. Die Brüder natürlich ausgenommen. Stephan insbesondere. Aber Mathilde pickte aus den Gesprächen nur heraus, daß diese Ehe eben verfehlt und unglücklich sei, und verwendete das in ihrem und Eugens Sinne, mit dem sie sich längst ohne Worte verstand. Frau Clara verfehlte ihre Mission gänzlich in der Wirkung.

Bald wendete sie sich auch wieder anderen Aufgaben und anderen Familien zu, vermutlich immer im Sinne der Ruhestörung und gelinden Aufhetzung. Eine Natur, wie die ihrige, konnte nicht lange bei einem Ziele beharren. Und der unverstandenen, mißhandelten Frauen waren so viele, unendlich viele. Kein Leben genügte, um sie alle zum Selbstbewußtsein zu wecken.

Vorher hatte sie nur noch Creszenz' Bekanntschaft mit einigen überzeugten Streiterinnen, von gereiften Jahrgängen, vermittelt, damit das heilige Feuer nicht allzu rasch verlösche. Frau Creszenz bekam zur Kaffeestunde ab und zu interessante Besuche voll seltsamer Anschauungen. Giftig waren sie alle.

Ein Kampfpreis wurde zunächst gewonnen. Für Toni, das Kind. Den Kindergarten erklärten diese Damen sämtlich einfach für rückständig, überholt, undiskutierbar. Toni brauchte nicht mehr zu sticheln und die dämlichen Lieder dazu zu singen.

Stephan hatte kapituliert, denn er war überrumpelt worden, als er in eine solche Kaffeestunde hereinfiel. Nachher hatte er sich zwar noch ein paar boshafte Bemerkungen gegen seine Frau geleistet.

„Es hat doch immer geheißen, es soll das Begriffsvermögen sehr stärken, diese Übung — jetzt schreien die alten Weiber Zeter und Mordio —"

„Ich weiß nur, daß die Kinder früher auch groß geworden sind ohne das Zeug. Es ist ein Notbehelf für arme Leut', die ihre Kinder nicht überwachen können. Weiter nichts. Das hab' ich immer gesagt."

„Dir wär's gar lieber, der Toni spielte auf der Gasse mit den Rangen vom Metzger —"

„Wär' ihm auch gesünder," beharrte Creszenz steifnackig. „Am Tisch hockt er noch frühzeitig genug, wenn er zur Schul' muß. Ich beneid' immer die armen Kinder — für ihn, für den Toni — die dürfen doch die Glieder noch regen. Und haben eine Jugend. Der arme Bub sieht nichts als die vier Wänd' und einen langweiligen Spaziergang."

Stephan brummte etwas Unverständliches. Nur selten, aber doch manchmal empfand auch er eine Art Heimweh nach der freien Natur. Und er dachte daran, wie er mit dem Kleinen im Gras getollt hatte und ihn neben sich in den Wagen gesetzt, und wie der Toni den Stall geliebt hatte und alle Tiere im Dorf.

Die Fröbelei blieb von nun an erledigt.

Zu einem richtigen Landaufenthalt reichten die Einnahmen noch nicht bei Doktors. Das standesgemäße Leben kostete zu viel Geld. Man half sich mit Landpartien. Das waren die schönsten Tage im Jahr. Beinah wie in alter Zeit. Sie mußten immer für lange vorhalten.

Sonst wurde es nur immer ungemütlicher. Frau Creszenz' Eigenwille war wieder erwacht, machte sich in Kleinigkeiten geltend und führte zu Reibungen, auch mit der Familie. Ganz umsonst hatte Frau Clara doch nicht gesät. Und Eugen sah mit Staunen diese Veränderung, die seiner Diagnose zuwiderlief. So einfach schien sich das nicht abwickeln zu wollen. Und er konnte sich die Ursache nicht recht erklären; aber er blieb bei seiner Meinung.

15.

Gegen Ende des zweiten Winters wurde Stephan krank. Wie er behauptete, wegen Überarbeitung. Wie sie behauptete, wegen unvernünftiger Lebensweise. Jedenfalls war es eine langwierige Sache mit starker Nervenaffektion, erst influenzaartig, dann schleichend. Er konnte sich gar nicht erholen und war sehr niedergeschlagen.

Creszenz aber war außer sich vor Schmerz und Ärger. Darum waren sie nun in die Stadt gezogen! Das war der ausschlaggebende Grund der Familie gewesen, gegen den es keinen Einwand mehr gab: ihr Stephan ruiniere sich sein teures Leben in der harten Arbeit des Landdoktors. Er sei das nicht gewohnt, dazu gehörten

derbere Naturen. Mit zarter Anspielung auf die Frau, die immer gesund war.

Und nun saßen sie in der ersehnten, hochgelobten Stadt, und es ging ihm erst recht schlecht. Creszenz empfand das wie Hohn, wie einen persönlichen Angriff. Alle Opfer gebracht und das Ziel dennoch verfehlt! Mit wahrer Wut packte sie jetzt die Sehnsucht nach dem Doktorhäusl, wo sie glücklich und zufrieden gewesen waren.

Tatsächlich war die Erkrankung kein Wunder. Der Körper hatte sich an die starke Luft der freien Hochebene und die viele Tätigkeit in ihr gewöhnt; die harten Winter ihn zwar attackiert, aber gestählt; gerade, als sie weggezogen, war Stephan akklimatisiert und abgehärtet. Nun kam das Gegenteil. Kein Kutschieren mehr über Land, keine weiten Gänge, kein Schneewaten, keine Gartenarbeit. Immer nur Zimmerluft, Straßenluft, Kneipenluft.

Da er ja von Hygiene nichts hielt, sondern nur von der „Wissenschaft", das heißt dem nicht hygienischen Teile, so hatte er gar nicht auf sich geachtet und die Bequemlichkeiten der Stadt mit vollen Zügen genossen. Immer die Pferdebahn benutzt, für die kleinsten Wege, oft auch Droschken, weil er das Fahren gewohnt war. Aber er saß nicht auf dem Bock, und der Wind bließ ihm dabei nicht in die Lungen. Das war der kleine Unterschied dabei. Wie alle Ehemänner, die sich zu Hause mäßig glücklich fühlen, hatte er sich angewöhnt, oft abends in Restaurants zu gehen. Da traf er Bekannte, las Zeitungen, zerstreute sich. In Simmelskirchen war die Verlockung gering gewesen, in der niedrigen unbequemen Wirtsstube zu sitzen mit ihren harten Bänken. Nun erfreute er sich der eleganten Lokale der Großstadt. Auf den Polstern saß man weicher und desto länger. Aber ein Trinker war er nicht, Gott behüte. Andere tranken ja noch viel mehr. Da war er doch der Vernünftigsten einer.

Nur schade, daß die Natur nach solchen

Aus unserer Studienmappe:

Skizze zu dem Märchen „Das tapfere Schneiderlein" von J. Taschner.

Sophismen nicht fragt. Der Rückschlag war unausbleiblich. Lungen und Herz hatten Besseres kennen gelernt und sahen gar nicht ein, warum sie nun mit dem Schlechten vorlieb nehmen sollten. Und sie rebellierten, die Racker, und rissen noch andere Organe in den Generalstreik mit, um sich bessere Behandlung zu erzwingen. Aber Stephan wollte sie ihnen nicht geben; und so wuchs die Rebellion.

Frau Creszenz kämpfte auf Seite der streikenden Organe. Und zwar mit Leidenschaft. Denn nun galt es das Teuerste, was sie hatte. Die Apathie war verflogen. Sie beschwor ihn, auf ihre Ratschläge zu hören, schleppte Bücher herbei, die ihm beweisen sollten, daß andere, kluge Leute auch so urteilen, und drängte ihn eines Tags, sie zu studieren.

„Gesteh Dir doch endlich selber ein, daß Du das nicht gelernt hast. Gut beobachten, eine Diagnose stellen, der Sach' einen lateinischen Namen geben, das kannst Du aus dem ff. Das bestreitet Dir kein Mensch, ich g'wiß nicht. Aber nachher? Wenn ich dann sag: Und was soll man dann tun? Dann sagst Du: Abwarten. Nur so fortfahren. Ich muß noch beobachten." Er mußte lächeln.

„Nein, nein! So ist's nicht recht. Wenn man gleich was tut und die Natur unterstützt, dann kommt's meist gar nicht zu den schönen Krankheiten mit den langen Namen. Sieh doch, lies doch, wie vielen die einfachen Sachen geholfen haben, die ihre Ärzte schon aufgegeben hatten. Überzeug Dich doch, mir zu lieb, tu's"! —

Aber Stephan warf die Bücher verächtlich bei Seite. „Das sind keine exakten Untersuchungen, ist kein klinisches Material" —

„Es sind darunter von gelehrten Herren, Doktoren der Medizin so gut, wie Du! Und wenn man ihnen keine Kliniken gibt, können sie auch kein klinisches Material haben."

„Mag sein, daß sich Kollegen dazu hergeben, solche populäre Sachen zu schreiben. Das fehlt freilich noch, daß die Kurpfuscherei gar ein wissenschaftliches Mäntelchen umgehängt bekommt. Ich geb meinen Körper nicht dazu her."

„Aber Du selber kannst Dir doch nicht helfen! Du siehst es doch. Seit Wochen geht das so fort. Du wirst Dir noch eine schwere Krankheit holen. Ich werd' Dich verlieren. Ich und der Toni! Denkst Du denn gar nicht an uns?"

„Creszenz! Reg' mich doch nicht auf!"

„Nein, nein. Es ist schon so. Du hast mich nicht mehr lieb — und das Kind auch nicht. Sonst tät'st Du Dich uns erhalten. Ich bin so unglücklich, so unglücklich!" Und sie brach in heftige Tränen aus.

Das häusliche Gewitter, das so lange drohend am Himmel gestanden, entlud sich bei diesem Anlaß. Alles kam zur Sprache, was sich angehäuft hatte — einmal mußte es ja heraus.

Stephan hatte in seiner Krankheit alle Vorzüge seiner Frau wieder einmal lebhaft empfunden und ihre Mängel vorübergehend vergessen. Eine Krankenpflegerin war sie, das war kein Zweifel. Und wohl geborgen, wen sie behütete. Das war nutzlos, so lange man gesund oder scheinbar gesund; aber sehr angenehm, wenn man sich schwach und elend fühlte. Der Mensch pflegt in solchem Zustande leicht moralischer und zugänglicher zu werden — —

Der Doktor erschrak, daß seine so stolz begonnene Ehe nun so schmählich sollte in die Brüche gehen, nach nur wenigen Jahren. Nicht nur sie selbst war freudlos, auch seine Vaterliebe zweifelte sie an. Und sie sagte nichts so leichthin. Sie mußte so fühlen. Und er hatte ein schlechtes Gewissen, denn tatsächlich hatte er sich um das Kind immer weniger gekümmert, immer weniger.

„Sag' das nicht, Creszenz; denk' es auch nicht." Er suchte sie zu beruhigen, strich ihr über die Haare, wie früher. „Wenn ich auch oft launisch bin und heftig — das kennst Du ja doch — schlimm mein ich's nicht. Ich bin erregt — ich habe doch Sorgen — auch um meine Gesundheit. Du bist ja gleich fertig mit Deiner Weisheit; ich soll das nicht tun und jenes nicht tun. Und wenn ich nicht ohne weiteres ja sage, dann machst Du eine solche Szene. Früher haben wir uns auch gestritten und dann immer so herzlich versöhnt"

„Früher, ja," sagte sie mäßiger, hoffnungslos. „Aber das ist vorbei. Du hast das Vertrauen verloren zu mir. Du läßt Dich beeinflussen. Du hast mich nicht mehr lieb."

„Stell' doch nicht alles so auf eine Phrase. Ich bin unwohl und müde. Verlang' doch heut' nicht von mir, daß ich zärtlich bin und schöne Worte sag' — ich kann es heut' nicht. Früher waren wir halt jünger — jetzt hab' ich auch viel, was mich drückt und quält —"

„Das hat uns früher niemals getrennt," meinte sie wieder ruhig. „Es war doch schön da draußen, so allein beisammen. Es war alles gut. Und jetzt — will's nicht mehr gehen mit uns. Wir verstehen einander nimmer, vertragen uns nimmer —"

„Bist Du nicht auch schuld? Bist Du nicht sehr eigensinnig?"

Er ging lebhaft vor ihr auf und ab. „Deutest Du nicht alles falsch, was man Dir sagt? Es ist wirklich nicht leicht, immer gut mit Dir auskommen! Das kann ich Dir sagen!"

„Das glaub' ich Dir gern," bestätigte sie. „Ja, ich spür's selber in mir. Es ist was da drin, was aufbegehrt — nicht gegen Dich, als meinen Mann — aber gegen alles, gegen alles zusammen. Was ich hier seh' und hör' und worin ich hier leben soll. Ich kann's nicht so erklären. Aber ich weiß, warum ich nicht herein wollen hab' mit dem innersten Gefühl — ich paß nicht herein. Und bin doch Deine Frau. Gehör' doch zu Dir. Sag, Stephan: Du willst mich doch noch haben bei Dir!?" Tieftraurig kam dies letzte heraus.

Er fand die einzig richtige Entgegnung, er umarmte sie schweigend. Aber es war nun einmal entfesselt, die Schleusen geöffnet. Er wollte zum Guten reden, und jede Frage förderte Klagen und Bitterkeit.

‚Warum sie denn nur so mutlos sei? Was denn so Schlimmes vorliege? Abgesehen von seiner Erkrankung —'

Da kam nun alles zu Tage. Die Kälte der Eltern, Mathildens versteckte Bosheiten, in süße Worte eingewickelte Pfeile, die dennoch ritzten; Eugens offene Verachtung und Hohn, sobald Eltern und Mann den Rücken gewandt. Fannys und Georgs Wegbleiben. Ihre Vereinsamung. Ihre Niedergeschlagenheit. Das alles war ja nur gekrönt von der Krankheit des Gatten.

Soviel kam da zusammen, daß Stephan den Mut verlor, zu widerlegen und zu beschönigen. Es war eine jener Stunden, in denen Menschen mit ihren Ketten klirren und rasseln, ohnmächtig, sie zu zerreißen. Mit wahrer Wollust sie sich ins Fleisch pressend und sich selbst recht fühlbar und schwer machend.

Und diese beiden hatten sie sich selber angelegt; niemand anderes konnten sie anklagen und verantwortlich machen, wie so viele es tun in ähnlicher Lage. Dieser Trost war ihnen versagt; Stephan und Creszenz hatten sich ihr Leben selbst geschaffen, wie es nun war. Und selbst mußten sie damit fertig werden.

Aber das war nicht so leicht. Und Stephan fühlte sich zu schwach, um den Sturm zu bestehen; er versuchte nur ihn zu dämpfen. Und dann tobte er sich schließlich von selbst aus.

Creszenz tat es, wie allen innerlich leidenschaftlichen Naturen, wohl, der Empfindung einmal, endlich einmal Ausdruck, den schärfsten Ausdruck gegeben zu haben. Sie empfinden, daß es übertrieben ist, während sie es sagen — und müssen es doch tun aus zwingender Gewalt ihrer Natur. Und Stephan hielt ja dennoch zu ihr.

„Sei nur gut. Nimm's nicht so schwer. Es wird ja alles wieder werden. Du mußt Geduld haben. Wir ja auch mit Dir. Wenn ich erst wieder frisch und gesund bin —" Da waren sie an den Anfang zurückgelangt. Wie aber, das war es ja. Auch das sollte heute nicht entschieden werden. Ihre Pflegerinnengefühle erwachten, als Stephan Zeichen der Ermüdung und Erschöpfung gab.

Er trat vor einen Spiegel. „Ich hab' solche Ring' um die Augen. Der Puls will gar nicht normal werden." Er befühlte sich. „Wenn ich nur einmal recht lang schlafen könnt'. — Diese verwünschte Nervosität — es ist kein rechtes Ausruhen und Erholen —"

„Also, leg' Dich jetzt gleich nieder. Ich richt' Dir alles schön her und sorg', daß Ruh' bleibt im Haus. Daß der Toni nicht lärmt und die Anna die Türen nicht wirft. Versuch's nur, es wird schon gehen."

„Aber der Schlaf will nicht kommen, Du weißt es ja —"

„Folg' doch nur ein einzigesmal mir. Leg' Dich vorn in die große Stube, wo zwei Fenster sind. Eines machen wir auf die ganze Nacht. Wirst sehen, wie das einschläfert, wenn so die frische Luft an

Dich heranstreicht. Gerad' heut' haben wir so reines, klares Wetter. Und — iß mir gar nichts mehr zur Nacht, Du ißt immer noch so spät. Trink' nichts, gar nichts, und einen schönen kühlen Wickel — —"

„Laß mich doch zufrieden mit der Ammenweisheit, das hilft ja doch nichts," meinte er ruhig.

„Hast es ja noch nicht versucht," gab sie zurück.

„Ich wüßt' schon, was mir helfen möcht'," murmelte er. Aber er sagte es doch nicht. „Also versuch' ich's halt so. Wenn der Schlaf nicht von selber kommt, nützt er mir auch nichts. Wir wollen nicht wieder von vorn anfangen. Und etwas stärkenden Wein muß ich nehmen, das kannst Du mir doch nicht verweigern. Oder willst Du ihn wegschließen?" Er lächelte ein wenig.

„Nein," sagte sie seufzend und gab ihm den Wein. „Dazu hab' ich ja leider keine Macht über Dich."

Stephan behauptete, es täte ihm sehr gut, und legte sich schlafen. Creszenz blieb mit Kind und Köchin allein. An diesem Abend hätte sie dringend jemand bedurft, der sie aufrecht gehalten, wieder ins Gleichgewicht gebracht; eine Mutter, eine Schwester, einen Menschen, der ihr, ihr ganz persönlich nahe stand. Sie hatte ihn nicht.

Aber sie mußte sich mitteilen. Und sei es an Anna, die Perle des Hauses. Leider war auch die von der Familie des Mannes gesucht und eingesetzt und fühlte wenig Sympathie für die Frau Doktor, der sie sich in städtischem Hauswesen so überlegen fühlte. Aber sie war nicht böse, und die Aufregung der Frau war zu sichtbar. Also tat sie teilnahmvolle Fragen nach dem Herrn und wie es ihm ginge.

Creszenz erzählte und seufzte dann: „Was *das* ist, das glaubt gar kein Mensch; wissen, was gut ist, so genau — und der Liebste, den man hat, der tut nichts, der hört nicht, der richtet sich mutwillig zu Grund'! Ich weiß, wie er's machen müßt, daß er gesund würd', und ich muß zusehen, wie er sich schadet; so, mit gebundenen Händen —"

Anna, die Köchin, horchte hoch auf. *Die* wollte ja gar klüger sein als der Herr. Das war ja interessant. Demütig sagte sie nur: „Aber er hat doch *g'studiert*, der Herr Doktor —"

„Freilich, freilich," sagte Creszenz ironisch. „Er ist ein Gelehrter. Viel g'scheiter als ich, soviel g'scheiter. Von mir nimmt er nichts an. Hat er auch recht. Was versteh' ich von der Diagnose und der Theorie! — Bloß das *eine* ist halt schlimm: ich, ich bin gesund, und er — er wird mir krank!"

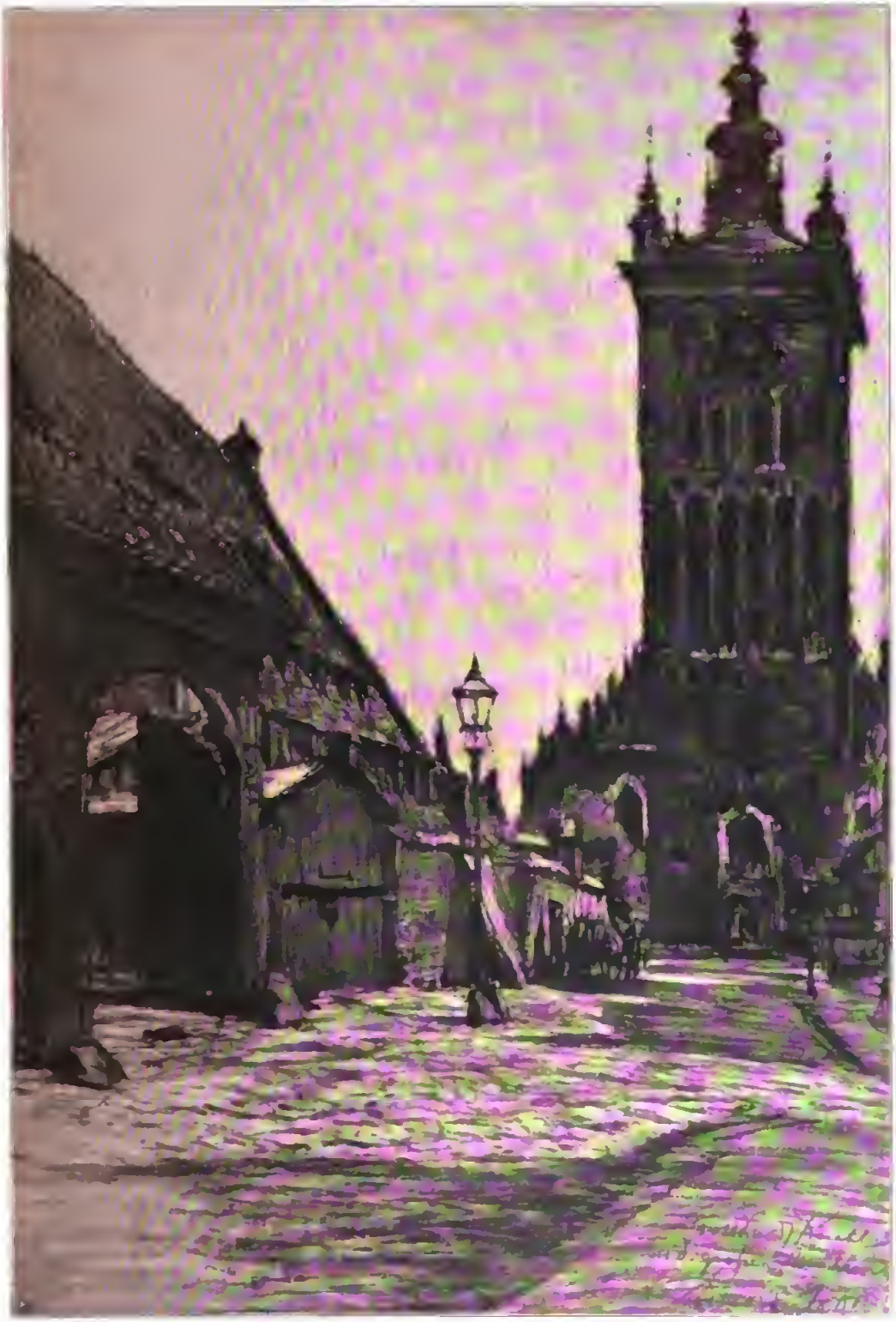
Und sie ging aus der Küche, um Toni zu Bett zu bringen. Wie töricht von ihr, mit dem Mädchen solche Dinge zu reden. Das kommt vom Alleinsein mit übervollem Herzen. Na, einmal und nicht wieder solche Schwachheit.

Aber das ein Mal hatte genügt, um Anna, die Perle, aufmerksam zu machen auf alles, was da mit dem Herrn vorging. Bisher hatte sie nicht darüber nachgedacht. Also *darüber* stritten sich die Eheleute. Über die „Behandlung", wie sie es nennen. Was diese Herrschaften oft für närrische Leute sind. Die Frau, die den Doktor spielen will. Und er, der sich schon am Nachmittag schlafen legt. Überhaupt ging nicht mehr alles nach ihrem Kopf, seit Frau Klara im Haus gewesen war. Die Doktorin hatte vielmehr darein geredet seither. Am Anfang war doch alles recht gewesen, wie sie, die berühmte Anna, es machte. Auch die Perle empörte sich. Aber zunächst nur ganz leise in der Stille am traulichen Herdfeuer, wo sie so liebevolle Gedanken über ihre Herrschaft spann.

Allmählich wurde es Nacht, und die Lichter verlöschten. Die versprochene Ruhe herrschte wirklich in der Wohnung. Creszenz ging auf den Zehen ab und zu, nach ihrem Manne zu sehen oder saß geduldig im Nebenzimmer. Aber Doktor Stephan konnte den Schlaf nicht finden.

Das Gespräch mit seiner Frau hatte ihn aufgeregt, mehr noch als sein eigener Zustand. Der machte ihm aber auch Sorge. So rang er mit unruhigen Gedanken, die unablässig kamen und gingen. Und rang mit einem Wunsch, einem Entschluß, dem er noch immer nicht Worte gab. Denn er schämte sich dieses Wunsches.

Es wurde dunkel auf der Straße und im Hause; alles schlief. Auch seine Frau schien sich niederlegen zu wollen. Nur ganz gedämpftes Licht herrschte im Schlafzimmer. Da sagte er endlich mit scheinbarer Gleichgültigkeit: „Gib mir die Spritze, daß ich Ruhe bekomme."



Bei den grossen Mühlen in Danzig. Nach der Zeichnung von Prof. Gotthard Kuehl-Dresden.

Morphium war es, um was es sich handelte. Sie kannte die Anwendung genau und verstand sie vortrefflich. Aber er wußte, es würde einen Kampf kosten — —

„Aber Stephan!!“ klang es vorwurfsvoll zurück.

‚Natürlich,‘ dachte er, ‚jetzt geht es an. Aber ich setze es doch durch.‘ „Ich weiß schon, was Du sagen willst. Aber es hilft alles nichts. Anders find' ich heute eben keinen Schlaf —“

„Dann bleib' halt wach. Alles besser, als Du ruinierst Dich mit dem Gift,“ sagte sie ganz ruhig.

„Du redest Dir leicht. Meine Nerven brauchen aber die Ruhe. Das muß ich doch selber beurteilen —“

„Hast mir selber oft gesagt, daß Du's nur in der höchsten Not für richtig hältst. Weil es gefährlich ist. Weil man sich zu leicht daran gewöhnt. Und so schlimm, hoff' ich, steht's noch nicht mit Dir, daß Du es rechtfertigen kannst —“

Das war es eben. Nein. Er konnte es nicht. Und doch sehnte er sich danach, wie nach einer Erlösung. So trotzte er. „Du bist halt wieder der Doktor. Du hast studiert, freilich. Als ob ich's nicht hundertmal in leichteren Fällen hätte anwenden sehen —“

Da wurde sie ernst. „Stephan, Du wirfst mir immer vor, ich wär' für die Kurpfuscherei, wie Du's nennst. Ist das jetzt nicht Pfuscherei — und an Deinem eigenen Körper, wenn Du das tust? Du weißt, weißt ganz gut, daß es Dir nachher schadet, Du brauchst Deinen gesunden Körper, damit Du leben kannst, für Dich — und für uns. Und um eine Nacht Ruhe zu haben, willst Du das Gift hineinpumpen, den Teufel austreiben mit Beelzebub, dem obersten der Teufel — —“

„Ja, ja,“ sagte Stephan. „Ich weiß schon. Das ist ja bei Dir jetzt ein Prinzip. Seit Du's in Büchern gelesen hast. ‚Gifte‘! — schon, wie Du das Wort aussprichst! Förmlich mit einem Haß. Aber die berühmtesten Autoritäten erlauben —“

„Von Dir red' ich und von Deinem Gewissen,“ unterbrach sie ihn. „Laß Du die Autoritäten sich ruinieren, wann sie selber mögen. Aber Du sollst es nicht. Alles auf der Welt tu' ich für Dich — aber das — kannst Du nicht von mir verlangen.“

„Ich bin der Arzt — ich verordne es mir selber.“

„Es liegt drüben im Apothekenkastel — und ich hab' den Schlüssel. Du selber hast ihn mir gegeben. Damit die Anna nicht dran kommt — oder das Kind!“

„Also gib mir den Schlüssel!“

„Nein. Gutwillig nicht,“ sagte sie hart.

„Wollen wir ringen darum?“

„Ich glaub' alleweil, ich bin die Stärkere. Gar, wenn's darum geht, um das verfluchte Zeug. Das laß lieber sein,“ meinte sie energisch. Noch hoffte sie, er würde sich fügen.

Er warf sich ärgerlich auf die andere Seite. Es war eine Weile still in dem Zimmer; Creszenz setzte sich schwer auf einen Stuhl. ‚Wenn nur die Nacht vorüber wär', die eine Nacht!‘

Er fing wieder an. „Ich weck' die Anna auf und lass' mir's holen aus der Apotheke. Ich verschreib' es mir selber —“

„Willst Du, daß der Apotheker weiß, daß es für Dich ist? Und es herumklatscht, daß der Doktor sich einspritzt? Du' mir die Schand' auch noch an, daß es die Leut' erfahren —“

Sie traf heute immer das Richtige. Dieser Grund hielt ihn auch ab, seine Worte wahr zu machen. Das wollte er auch nicht.

Wieder eine Pause. Eine lange, schwüle Pause.

„Darf ich die Fenster nicht aufmachen? Hast es noch nicht probiert, bei der Nacht! Wie das so schön an die Schläfen heranstreicht. Dann kannst Du gewiß —“

„Laß mich in Ruh',“ brummte er. „Heut' fangen wir nicht an mit solchen Geschichten. Im heißen Sommer meinetwegen einmal. Aber jetzt, wo's noch so kühl ist —“

Creszenz seufzte und setzte sich wieder. „Dann bleiben wir halt wach, alle zwei. Der Morgen wird auch einmal kommen. Ist nicht die erste Nacht, die ich aufbleib' in meinem Gewand —“

„Du meinst, wenn Du schläfst, geh' ich hinüber und hol's,“ forschte er aus.

„Ja, das mein' ich,“ sagte sie trocken. „Drum schlaf' ich heut' auch nicht.“

Und sie rückte sich bequem im Stuhle zurecht, wie sie es von ihren Krankenpflegen gewohnt war, stellte sich eine Fußbank unter,

damit doch die Füße ausruhen, und schwieg dann. Man merkte, daß es ihr Ernst war mit der Absicht.

Nach einer Weile klang Stephans Stimme ganz milde vom Bette her: „Komm doch einmal her zu mir, Creszenz." Sie gehorchte sofort.

„Was ist, was möchtest Du?"

„Schau, Du klagst, ich hätt' Dich nicht mehr lieb. Aber Du hast mich auch nicht mehr lieb. Sonst wärst Du doch nicht so grausam. Wo Du doch siehst, daß ich mich danach sehne und Du mir helfen kannst, so leicht — geh', sei meine liebe, gute Alte wie früher —"

Und er nahm ihre Hand und streichelte sie. Mehr konnte er nicht erlangen, da sie aufrecht vor ihm stehen blieb.

„Aber — Stephan, ich bitt' Dich —"

„Schau," kam's immer zärtlicher zurück. „Ich könnt's ja doch selber durchsetzen. Ich bin noch nicht so schwach, wie Du glaubst. Aber ich will nicht. Von Dir will ich's. Grad' von Deiner Hand tät's mir sicher gut. Es ist viel schöner, wenn's einem ein anderer gibt. Und eins, das man gern hat. Da hilft's noch viel besser. Sei doch gut, hilf mir und gib's mir. Ich wär' Dir so dankbar — und ich tät' Dich dann später so lieb haben" — und er richtete sich halb auf, faßte mit den Armen um ihre Hüften und suchte mit dem Mund nach dem ihrigen, der ihn so oft geküßt — —

Aber seine Zärtlichkeit widerte sie an. Sie kannte das von den Morphiumsüchtigen, das Betteln und Flehen. Das also sollte noch kommen, das ertragen zu müssen, ihr Los sein. Heute fing es so an und steigerte sich immer mehr, von Spritze zu Spritze, bis jeder Halt verloren geht, jeder Stolz und jede Ehre — —

Sie bog den Kopf zurück und machte sich los. Und atmete tief auf, ehe sie sprach. Dann klang es ganz ruhig:

„Jetzt bleib' ich nicht da. Ich geh' hinüber ins Wohnzimmer. Gib' Dir Müh', daß Du schläfst. Gute Nacht für heut', Stephan!"

Er fiel mit einem leisen Zischen des Ärgers in die Kissen zurück. Sie aber blieb fest und ging mit dem Lichte hinaus. Leise, daß niemand erwachte. Und zündete sich eine Lampe an und stellte sie auf den Tisch. „So," sagte sie laut vor sich hin. „Damit ich nicht einschlaf'!" Und mit einer drohenden Bewegung in der Richtung, wo das Schlafzimmer lag: „Du sollst Dich mir nicht ruinieren."

Ruhelos ging sie nun auf und nieder. Dort hing der Wandschrank, der das Morphium verbarg. Da lag auch die Spritze. Und der Schlüssel — der hing sicher am Bund. Den trug sie am Gürtel. Aber das Schränkchen zog immer wieder ihre Blicke auf sich, als läge ihr Schicksal da drinnen verborgen.

Viele Gedanken quälten sie, nun, wo sie allein war. Vorhin hatte sie nur an den Kranken gedacht, so, wie sie's gewohnt war. Jetzt kamen sie ungefragt, die Sorgen und Zweifel — —

Soviel stand schon zwischen ihr und ihrem Mann. Seit sie in München waren. Soviel. Und nichts geschlichtet, keine Hoffnung dazu. Alles war schließlich zum Zankapfel geworden: die Familie, der Verkehr, Fräulein Fanny, das Kind — nun auch noch der Beruf und die Gesundheit. Und einmal, vor gar nicht langer Zeit, waren sie einig gewesen über das alles. Warum kann's nicht wieder so werden? Was fehlte? Konnte nicht mit einemmal ein reinigendes Etwas dazwischenfahren, alle diese dumpfen Nebel, diese selbstgeschaffenen Wolken verjagen — —

Sie trat ans Fenster und riß es weit auf. „Wenn ich aufmachen könnt', weit aufmachen das Fenster, daß wieder frische Luft wehen tät' bei uns," — murmelte sie vor sich hin. „Daß es wieder wär', wie früher, wo's gut war — —"

Sie starrte nach dem Himmel. Man sah wenig davon bei den hohen Häusern rings herum. Ein paar Sterne, und über die zogen die Wolken. Und es wehte kein Wind.

Der Wind ist des Menschen Freund. Er reinigt die Luft, die Lungen, die Herzen. Er jagt die Feinde von dannen. Aber er muß zur rechten Zeit blasen, und man muß ihm die Fenster aufmachen, weit, möglichst weit.

Creszenz erschrak und fuhr herum. Hinter ihr hatten Tritte geklungen. Aber es war nur die Anna. Sie hatte im Schlaf Geräusch gehört, wohl vom Öffnen der Fenster. Sie sah neugierig und vorwurfsvoll darein, während sie eine Frage stammelte.

Die Doktorin schickte sie ärgerlich wieder schlafen. Sie brauchte nichts, sie würde schon wecken. Wie Anna sich zum Gehen wandte, guckte sie mit langem Blick nach dem Apothekenkästchen. Oder bildete sich das Creszenz nur ein? Hatte die Person am Ende gehorcht? Sie empfand die Situation sehr unangenehm; sicher würde nun ein Geklatsche daraus.

Es war wieder Ruhe um sie. Creszenz saß jetzt am Tische, stützte den Kopf schwer in die Hände und sann.

‚Wie heftig der Stephan das Morphium begehrte. Erst mit Zorn, dann mit Drohen, dann gar mit — Liebe. Und sie mußte es ihm verweigern, ihm, dem sie gern alles gegeben, der nur seit langer Zeit nichts mehr von ihr verlangt, das sie besaß. Lang keinen Kuß mehr und keine Zärtlichkeit — —

Aber es ist doch ein Gift. Es muß doch schädlich sein. Er läßt es nicht gelten. Aber ich glaub' es, ich weiß es, ich darf es nicht geben. Dagegen sprach eine andere Stimme in ihr: ‚Er ist doch der Herr. Er hat studiert. Er hat die Verantwortung. Was werf' ich mich auf zu seiner Richterin. Hab's doch auch nicht getan, wie ich noch Schwester war. Hab' da blindlings alles befolgt, was die Herren Ärzte mir vorgeschrieben. Warum will ich jetzt klüger sein. Wo's mich noch um sein Herz bringt, um das bissel Lieb', das er mir noch vergönnt. Das meiste hab' ich ja doch schon verloren. Wenn er's doch besser versteht. Wenn's die anderen doch auch tun. Die Berühmten. Will ich klüger sein, als unsere Autoritäten?!

Ein Mensch, der mir hälfe, der mir sagte, was recht ist —‘

Aber sie war allein, allein in der Nacht. Selbst auf der Straße tönte kein Schritt, klang keine menschliche Rede.

‚Recht!? Muß man denn tun, was recht ist? Wer weiß es auch sicher? Muß es sein, daß ich mich hier so quäle und ängstige —‘

‚Ja, ja, ja,‘ schrie es in ihr. ‚Ich weiß es. Ich darf nicht. Ich kann mich nicht selber belügen. Es gibt keine Ausred' da vor mir selbst —‘

Und sie sank erschöpft in einen Lehnstuhl.

„Es gibt keine Ausred', ich weiß es,“ wiederholte sie sich.

Wenn er jetzt kam, wenn ein ekelhaftes Ringen beginnen sollte in diesem Zimmer, um den Schlüssel an ihrem Kleid, um das Schränkchen da droben, eine Szene, die ihr den Raum verleiden würde für alle Zeit und die Wohnung, die Ehe — —

Sie *war* stärker. Das wußte sie auch. Und sie warf ihn zu Boden, und er biß sie in die Finger, und die Anna kam. Das Kind wachte auf und sah seine Eltern, wie es da im Hemdchen getrippelt kam aus dem warmen Bettchen heraus. Der Vater lag knirschend auf dem Teppich, sie stand über ihm und hielt ihn fest. Das Schlüsselbund war halb vom Rocke gerissen, ihre Haare zerzaust, und sie keuchten beide vor Anstrengung — —

Und das *sah* alles das Kind. Pfui! Widerlich! Unaustilgbar! Aber das war ja Wahnsinn. Das geschah ja doch nicht. Dann war alles entweiht. Dann waren sie alle gemein und verworfen. Sie blickte verstört um sich her.

Es regte sich nichts. Auch von drüben kein Laut. Vielleicht schlief er! Vielleicht! Gott, welche Erlösung! Sie wollte knieen und danken, *wenn* das geschähe! Hätte er ihr nur gefolgt. Ob sie nachsehen sollte? Sie tat ein paar Schritte. Nein. Fest bleiben. Es konnte auch *anders* aussehen im Schlafzimmer. Und die Szene von vorhin sich wiederholen, stärker wiederholen.

Nein. Sie blieb, wo sie war.

Wieder kamen andere Gedanken. Diese Nacht ging vorüber.

Und was war nun gewonnen?

Überzeugt war er nicht. Morgen ging's an, von neuem, morgen und alle Tage. Der Wunsch war einmal da, und nur heute bei ihr die Macht. Morgen ging er hin und kaufte sich's selber oder schickte die Anna am Tage, für einen Patienten — —

Einsehen müßte er's, einsehen. Noch tiefer sinken, damit er die Rettung ergriffe. Er war noch nicht krank genug, nicht ans Bett gefesselt, noch frei. Er konnte sich noch selbst ruinieren. Sie war schließlich doch machtlos.

Eine Idee blitzte in ihr auf, plötzlich, erschreckend.

Wie? Wenn sie's ihm nun *gab*? So oft er's wollte? Dann würde er krank werden, ernstlich. Das glaubte sie sicher. Denn es war ja ein Gift. Dann war er schwach und in ihrer Gewalt.

Und dann — dann — und sie sprang auf vor Erregung: Dann mach' ich ihn gesund! Auf meine Manier. Ich rett' ihm das Leben und dann wird er mir glauben. Wenn seine Weisheit zu End' ist.

Seine Natur verträgt schon einen Puff. Sterben tut er noch nicht. Aber niederwerfen wird's ihn und seinen Starrsinn. Nicht da auf den Fußboden, sondern anders.

Macht man's nicht so mit den Ertrinkenden? Wenn man sie retten will? Erst müssen sie Wasser schlucken, willenlos sein. Sonst ziehen sie den Retter mit auf den Grund. Aber wenn sie halb schon ertrunken sind, dann erst kann man sie tragen. Und das Retten, das wollte sie schon machen. Ganz allein. O, sie wußte, was gut war. Es war so einfach. Denn er war ja noch nicht zerrüttet, alle Organe ja noch gesund. Nur das unvernünftige Leben. Ja, da war noch zu helfen, zu retten.

Und die Seligkeit, wenn er dann gesund war. Gesund, durch ihre Hand. Wie er kränker geworden durch ihre Hand. Dann waren sie ja wieder einig. In dem Punkt, und vielleicht auch in anderen. Wenn sie ihm geholfen, mit ihren verachteten Mitteln. Dann konnte alles noch anders werden —

Sie ging ans Fenster und machte es zu. „Soll er krank werden — soll er ordentlich krank werden!" sagte sie laut zu sich selber. Und stand hochaufgerichtet mitten im Zimmer, mit dem ungeheuren Entschlusse ringend.

War denn das möglich? Konnt' es so kommen? Durfte sie's tun? Er mußte doch noch einmal bitten, noch einmal verlangen, ehe sie nachgab. Wenn er nun doch schliefe, wie sie es vorhin so brünstig gehofft. Dann war das alles unmöglich. Ihre Sinne fingen an sich zu verwirren — zuviel war heute eingestürmt auf ihr Hirn und ihr Gemüt. Sie mußte sich am Tische festhalten.

Da ging die Tür auf, und Stephan stand in dem Rahmen. Mit bloßen Füßen, im Nachtgewand. Hohl brannten die Augen und starrten sie an. Er sagte nichts und ging auf sie zu.

Entschlossenheit stand auf den bleichen Zügen. Jetzt kam es zum Äußersten. Jetzt mußte der Kampf beginnen. Grauenhaft schien ihr der Mann, wild, zu Tieren verwandelt, sie beide. Jetzt also war sie da, die Entscheidung — —

Sie blieb regungslos stehen, wo sie stand. Und sah ihn nur an. Aber er kam immer näher und hob schon die Hand.

Da griff sie selber nach dem Schlüsselbund. Machte den Schlüssel los. Ging zu dem Schränkchen. Und nahm beides heraus, das Morphium, wie auch die Spritze. Gierig griff er danach.

Sie trug die Lampe, er seine Beute. So gingen sie zurück in das Schlafgemach. Beide handelten wie im Traume. Kein Wort wurde mehr von ihnen gewechselt.

Nicht lange, so war Ruhe im Doktorhaus. Stephan schlief, und sein Weib lag kraftlos neben ihm auf ihrem Lager. Alles Denken und alles Wollen war ausgelöscht. Endlich fielen auch ihr die Lider zu vor Erschöpfung. Es war zuviel gewesen. Und nun war es zu Ende.

17.

Die nächste Zeit lief gleichmäßig dahin. Über Creszenz war eine traumwandelnde, unheimliche Ruhe gekommen; sie fühlte sich von den Netzen des Schicksals umgarnt und ließ sich von ihnen umfangen und halten. Die Zeit zum Handeln war noch nicht gekommen.

Der Patient hatte seinen Willen und behielt ihn ohne Widerrede. Das Schlafmittel bekam ihm zunächst gut, der Schlaf war da, nur nicht der stärkende, lebenerzeugende; nur der bleierne, erschöpfende, der wahre Bruder des Todes.

Denn der gesunde Schlaf ist die Mutter des Lebens, aus ihm quillt der Natur stets erneute Kraft und Fülle des Daseins, wie dem Riesen Antäus von der Berührung mit seiner Mutter, der Erde. Im gesunden Schlaf berührt sich die Seele im Reich des Unbewußten mit den unbekannten Quellen ihres Bestehens; im ungesunden zerreibt sie sich an wirren Bildern der überhetzten Phantasie, der Sinne, die ruhen sollten, der Träume, die quälen.

Der wahre Schlaf ist traumlos oder birgt nur heitere Bilder.

Stephans Schlaf war unruhig und voll wilder Visionen, in denen er ein anderer war: ein berühmter Forscher, einen neuen Bacillus entdeckend und seiner Frau sein Glück mitteilend.

Aber diese Frau seiner Träume hieß nicht Creszenz Gruber.

Aus unserer Studienmappe:

Studienzeichnung von Alexander Zick.

Und sein lebendes Weib wachte oft, während er schlief, und hörte manches, wovon er träumte. Und ihr Gesicht ward noch steinerner und ihre Bewegungen mechanischer.

„Warte nur, warte. Bald kommt auch mein Tag."

Stephan ging wieder aus und schien sich zu erholen; die Seinigen beruhigten sich. Denn eine leise Welle der Erregung war doch hinübergeschlagen in das Elternhaus.

Die Köchin Anna hatte nicht umsonst ein klein wenig gehorcht. Und bei Schwester Mathilde offene Ohren gefunden. Von da hatte es sich fortgepflanzt. Die Überzeugung, daß unheimliche Dinge geschähen in des Sohnes Familie.

Und Eugen hatte wieder den Kopf erhoben und den Mund aufgetan.

„Ihr werdet noch einmal einsehen, daß ich recht hatte. Diese Ehe gehört am besten getrennt. Und man sollte auf die Frau einwirken, daß sie den Mut hat, den ersten Schritt zu tun. Aber sie sollte es tun. Der Stephan entschließt sich nie, der ist zu gewissenhaft und zu trotzig. Der — und eingestehen, daß er sich geirrt hat. Aber sie sollte es tun. Und Du, Papa, müßtest auf sie Eindruck machen —"

Und diesmal widersprach der Vater bedeutend weniger heftig. Er begnügte sich mit dem Hinweis, momentan läge doch keine akute Veranlassung, nicht einmal ein heftiger Streit vor; und ohne einen gegebenen Anlaß pflegen Juristen

nicht zu handeln, das müsse sein Sohn doch wissen.

Aber in Wahrheit war ihm der Gedanke schon vertrauter geworden. Denn mit seines Sohnes Praxis ging es gar nicht in gewünschtem Maße vorwärts, so hübsch es begonnen. Und sogar er, der Vater, bekam allerhand spitzige Redensarten zu hören. Was mochten die Leute erst unter sich sagen! Fast bereute er, den Hereinzug gefördert zu haben. Ändern konnte man doch nichts mehr Besonderes, und in Simmelskirchen waren sie wenigstens dem Gerede entrückt gewesen. Immer fand er sich in dieser Sache nicht zufrieden mit sich selbst, ertappte sich auf übereilten Schritten. Erst seine Einwilligung zur Ehe, dann das Forcieren der Rückkehr. Und solche Erkenntnis ist nicht angenehm.

Die Mutter hatte vor allem des Sohnes Gesundheit und Wohlfahrt im Auge. Ihr war das der ausschlaggebende Punkt gewesen, mit dem sie gesiegt, daß ihr Sohn das Leben eines Bauernarztes nicht aushalte, dabei zu Grunde gehen müsse. Nun es ihm wieder besser ging, verlosch ihre Erregung; er ging ja wieder spazieren.

Aber die Stunde kam, in der die beleidigte Natur sich rächte, und Frau Creszenz hätte triumphieren können, wenn sie Muße dazu gehabt hätte.

Ganz plötzlich, ganz unerwartet setzte ein sogenannter Rückfall ein, und Stephan lag in hohem Fieber zu Bett, schlimmer erkrankt als je zuvor, mit gestörten Funktionen des ganzen Organismus, schwach und apathisch. Der erste Teil von Frau Creszenz' heimlichem Programm hatte sich also erfüllt. Ihr war es kein Wunder, nur der Abschluß eines Rechenexempels. Und sie hatte wochenlang darauf gewartet. Jetzt kam der zweite Teil. Ihr ganzes Sein straffte sich empor, Siegerblick lag in ihrem Auge.

„Jetzt gilt's! Jetzt gehörst Du mein. Jetzt mach' ich Dich gesund."

Und sie entfaltete eine ganze Organisationstätigkeit. Denn nun galt es, den Körper ihres Mannes dem Tode, dem Verderben abzuringen mit heißem Bemühen. Mit all ihrer Kunst.

Nach dem Elternhaus sandte sie nur kurze Botschaft, Stephan läge wieder zu Bett und bäte, ihn nicht zu besuchen, bis er sich wieder wohler fühle. So hatte sie von dorther Ruhe.

Kaum war das geschehen, entließ sie Knall und Fall Anna, die Perle, mit Auszahlung eines Monatsgehaltes in allen Ehren und Würden, die scheidenden Köchinnen ziemen. Deren Kochkunst war jetzt nicht vonnöten. Sie engagierte sich eine andere, einfachere Person, die ihr ergeben war, seit sie sich in einem Hause getroffen, wo Creszenz vor Jahren einen Kranken gepflegt. Die war jetzt recht; früher hätte sie nicht gepaßt, weil sie eine lebendige Zeugin der einstigen Tätigkeit der Frau Doktor war.

Aber was kam jetzt *darauf* an!? Jetzt nur den Mann, den Mann wieder gesund bekommen auf ihre Art.

Stephan ließ alles mit sich geschehen; verwundert, daß er im großen, lustigen Vorderzimmer lag, leise opponierend gegen die Baderei und das Wassergeplantsch, das hinter einem Wandschirm offene Fenster gar nicht bemerkend und bald wieder in dämmernden Halbschlummer und Willenlosigkeit versunken.

Seine Pflegerin war unermüdlich, eine Fülle von Kraft war auf einmal zurückgekehrt; ihr Schritt elastisch, ihr Blick heiter und zuversichtlich.

Sobald Stephan sich ein wenig besser fühlte, suchte sie ihn in das Interesse für die Behandlung hineinzuziehen. Sie fragte ihn nach jeder Anwendung, wie es ihm bekäme, ob er fühle, daß es ihm gut tue, und hatte die Freude, daß er sich darauf einließ und einige gnädige Bemerkungen über ihre Geschicklichkeit fallen ließ. Vom Morphium war nicht mehr die Rede; er schlief auch so, und jede Nacht ein wenig länger und besser als in der vorigen.

Welch ein Leben konnte das werden, wenn sie erst über diese Hauptfrage *einig* waren. Und miteinander weiter lernen konnten. Alles andere trat ihr jetzt zurück. Der genesene, dann vernünftig weiter lebende und gesunde Mann würde auch in den geistigen Fragen die Lösung finden, das war ihre feste Überzeugung.

Einstweilen war er noch meist müde und gleichgültig. Auch seine Fieberträume wirkten noch nach. Er sann und brütete, wenn er so lang still liegen mußte. Creszenz deutete alles zum Guten. Natürlich, es ging eben langsam aufwärts. Nur Ge-

duld, Geduld, von der der nervöse Patient so gar nichts wissen will.

Stephan hätte auch noch wirklich die Kraft nicht gehabt zu Erörterungen. Der Anfall war heftig gewesen, langsam ging die Erholung. Von jedem ärztlichen Standpunkte aus bedurfte er der Ruhe und der äußersten Schonung.

Als alles im besten Gange war, brach eines Tages die Familie in das Doktorhaus ein. Die entlassene Anna hatte ihrer früheren Gebieterin ein Andenken zugedacht; kaum in eine neue Stellung eingerückt, eilte sie zu Schwester Mathilde und erzählte schreckliche Dinge. Sie hatte noch den ersten Tag des offenen Fensters erlebt.

Von der Familie gewählt und gutgeheißen, fühlte sie natürlich eine heilige Verpflichtung, dort Rechenschaft abzulegen und zu erklären, warum sie, die beglaubigte Perle, entlassen, entwertet war. Das konnte nur den einen Grund haben, daß Frau Creszenz heimlich unerhörte Dinge plante. Was, deutete sie nur schüchtern an. Aber für Mathildens altjüngferliche Phantasie genügte das Wenige. Sie malte eine konfuse Schauermär zusammen und alarmierte Vater und Mutter aus vermeintlich stumpfer Gleichgültigkeit.

So brach das Gewitter über die ahnungslose Creszenz herein. Eines Nachmittags erschien zuerst Mathilde. Sie wolle den Bruder besuchen.

„Besser nicht. Er ist heut' zum erstenmal wieder ein wenig aufgestanden und muß jetzt vollständige Ruhe halten."

Mathilde war sofort empört, obwohl ihre Schwägerin ganz ruhig gesprochen. „Aber *ich* — darf doch," — das ‚ich' dreimal unterstrichen. Creszenz blieb höflich: „Ich hab' die Verantwortung." Das ‚ich' zweimal unterstrichen. „Sei so gut und bleib hier. Ihr könnt wirklich beruhigt sein. Es geht ihm entschieden besser."

„Aber die Eltern kommen gleich nach."

„Die werden hoffentlich vernünftiger sein als Du."

„Du verweigerst uns also den Zutritt — das ist ja nett!" Sie fing schon an vor Erregung zu kreischen.

Um so ruhiger wurde die Frau. „Ich bitt' Dich, sei g'scheit. Ich halt' es einmal nicht für gut, das viele Gered' in einem Krankenzimmer. Wenn er wieder gesund ist, kann er Euch erzählen, so viel er Lust hat."

„Ich will nur sehen, was Mama *dazu* sagt!!"

„Kommen Sie bald schon?"

„Ich glaube, gleich — sie haben nur noch etwas gekauft."

„Dann entschuldige mich — ich muß noch ein Bad herrichten, für nachher, wenn Ihr fort seid. Ich komm' gleich wieder herein."

Mathilde blieb allein im Salon. Sie war schon jetzt tief entrüstet. Denn sie hatte den Bruder ganz persönlich ausfragen wollen, ehe die schwachen Eltern wieder alles verwässerten. Es mußten doch ganz schlimme Dinge passiert sein. O, diese Person, die das wagte. O, der arme, arme Stephan. So empfing sie die Eltern: „Sie verweigert mir den Zutritt zu meinem Bruder."

Die Mama fand das auch unerhört; der Rat aber entschied, abwarten zu wollen, Creszentia werde es aufklären.

„Sollen *wir* denn auch hier antichambrieren," sagte gereizt die Mutter.

„Ihr werdet warten, bis es zu spät ist," meinte Mathilde spitz. „Bis sie den Stephan ums Leben gebracht hat."

„Bitte, nicht so extravagant," mahnte der Vater.

„Ja, Du, mit Deiner Gelassenheit," widersprach sie fast außer sich. „Erst hat sie ihm Morphium gegeben in Massen, dann Tag und Nacht die Fenster aufgerissen und mit kaltem Wasser gewütet — ist das nicht Mord!?"

„Die Fenster! In einer Krankenstube?"

„Hast Du das selbst *gesehen*?" frug der Jurist.

„Die Anna weiß es! Die weiß noch mehr!"

„Stephan war nicht bewußtlos, soviel ich weiß. Er konnte es verbieten." Dem Vater widerstrebte alles Überspannte.

„Ach, der hat ja gar keinen eigenen Willen mehr. Sie tyrannisiert ihn, quält ihn. Sie will ihn umbringen — —"

Geräusch an der Türe ließ sie verstummen. Creszenz kam herein und entschuldigte sich sehr höflich. Mathilde bekam einen roten Kopf und trat in eine Ecke zurück.

Die Mama hatte ein ganz neues Stärkungsmittel für den Sohn erworben, ein

Pain von feinstem Hühnerfleisch. „Das ist vortrefflich, das wird ihm sehr gut tun."

„Danke sehr, er bekommt schon alles, was nötig ist," meinte Creszenz kühl. Aber die Mama benutzte es geschickt.

„Ich möchte es ihm gern selbst bringen."

„Bitte, laß das doch mir," meinte die Schwiegertochter. „Ich fürchte, Besuche regen ihn zu sehr auf und könnten ihm schaden."

„Du willst uns also wirklich verhindern, wirklich versuchen —"

„Ich sage nur, es wird nicht gut sein."

„Es ist doch unerhört," zischte Mathilde aus ihrer Ecke.

„Ich mein' es nur gut," meinte Creszenz einfach.

Die Mama wollte ärgerlich antworten, aber der Rat wies sie mit einer energischen Handbewegung ab und stellte sich Creszenz gegenüber.

„Ich möchte erst noch eine andere Sache klarstellen. Wir haben gehört, Sie hätten Stephan viel Morphium gegeben? Ist das wahr?"

„Er ist ja Arzt! Er hat's ja immer verlangt!" antwortete sie mit keimendem Trotz.

„Und Sie haben Ihren Einfluß nicht ausgeübt, um ihn davon abzubringen?"

„Meinen Einfluß!?" lachte sie bitter und besann sich einen Augenblick. „Nein! Er hat seinen Willen haben sollen —"

„Sie gibt es selbst zu," konstatierte die Mutter gegen Mathilde.

„Ein jedes Ding muß auf den Höhepunkt kommen, wenn's ein Ende nehmen soll. Jetzt läßt er's wohl bleiben —"

„Das nenn' ich einfach frivol!" kreischte Mathilde.

Der Rat wehrte noch einmal ab. „Aber wie stimmt das zu Ihren Ansichten, die uns zur Genüge bekannt sind? Die das doch für sehr gefährlich halten?"

„Meine Ansichten sind meine eigene Sach'," kam's nun in vollem Trotz.

„So — und das Fenster, das offene Fenster," krähte Mathilde.

„Was soll's mit dem?"

„Sie sollen während seines Fieberzustandes fortwährend die Fenster geöffnet haben," meinte der Vater.

„Das ist wahr. Hat ihm aber gar nichts geschadet."

„Geschah das auch mit seinem Willen?"

„Nein. Sondern, weil es so gut ist."

„Sie sehen doch wohl, daß da ein unlösbarer Widerspruch ist. Das muß ich doch feststellen."

„Für mich nicht," sagte Creszenz trocken.

„Desto mehr für uns," betonte nun auch stärker der Rat. „Das Leben meines Sohnes muß uns am Herzen liegen."

„Und ich verlange jetzt, daß ich ihn sehen und sprechen darf," fiel nun die Mama ein, die Wendung benutzend. „Wir werden ihn nicht zu Grunde gehen lassen an Deinen wahnsinnigen Theorien."

„Mein armer, armer Bruder," jammerte Mathilde.

Da straffte sich Creszenz hoch auf. „Wenn Ihr so denkt — bitte, geht da hinein," sagte sie mit großartiger Armbewegung.

„Ich will von ihm selber hören, wie es um ihn steht," rief die Mama.

„Ihr werdet ihn aufregen — weiter nichts."

„Du sprichst wirklich kühn."

„Von der Krankenpfleg' versteh' ich etwas," erwiderte Creszenz ruhiger. Die offene Beschuldigung hatte Stolz und Verachtung erzeugt. „Das hab' ich gelernt."

„Eine Mutter kann ihren Sohn niemals aufregen, merke Dir das," schloß die Mama und ging ab. Mathilde seufzte hinterdrein. Als aber Creszenz folgen wollte, bat sie der Rat energisch, zu bleiben.

Sie gehorchte. Mochten sie doch Stephan befragen, wenn es durchaus nicht anders ging. Ihrer Anwesenheit bedurfte es dabei nicht. Die beiden setzten sich. Zum erstenmal im Leben saßen sie einander allein gegenüber. Der Rat nahm die Miene eines Untersuchungsrichters an.

„Ich muß Sie doch noch um Aufklärung bitten. Ich habe auf einen Widerspruch hingewiesen. Sie sind für diese sogenannte Naturheilmethode eingenommen. Ich weiß. Gut. Aber dann erklärt sich das Morphium nicht. Wie reimt sich das — mit dem offenen Fenster?"

Aber er hatte keinen willigen Angeklagten vor sich. Creszenz' Selbstbewußtsein war gewachsen an dem Erfolg ihrer Pflege. Der Plan war halb gelungen, niemand sollte ihn stören. Stephan befand sich in der Genesung. Wozu das Verhör?

Studienzeichnung von Arthur Fitger-Bremen.

„Das sag' ich nicht. Das ist meine Sach'!" gab sie zurück.

Der Richter erregte sich. „Aber, ich bitte, damit kommen wir doch nicht darüber hinweg. Sie müssen sich äußern. Ich will gerecht sein. Ich will zu verstehen suchen, was mir unbegreiflich ist — dann aber müssen Sie auch Ihr trotziges Schweigen brechen."

„Ich kann es nicht auseinanderlegen," sagte die Angeklagte. „Es hat alles seine guten Gründe gehabt."

„Die will ich eben wissen. Und ich habe ein Recht darauf. Sehen Sie denn das nicht ein?"

Aber Frau Creszenz antwortete keine Silbe.

„Dieses törichte Schweigen bessert doch nichts, was hier nicht in Ordnung ist. Haben Sie Vertrauen zu mir, wie ich es haben will, noch haben will!"

„Vertrauen? Wo sollte das herkommen?" sagte sie ruhig.

„Zu dem Vater Ihres Mannes? Hab' ich meine Pflicht nicht erfüllt, nicht als Ehrenmann gehandelt?"

„Das gibt kein Vertrauen. Ich bin Ihnen fremd, wie Sie mir."

Der Rat war betroffen. „Es tut mir leid, wenn Sie so fühlen. Aber was habe ich Ihner getan? Meines Wissens nur Gutes."

In Creszenz stieg es heiß auf. So verblendet waren diese Leute, die ihr das Lebensglück zerstört hatten, das sie schon besaß, das sie genossen hatte, das nun ganz in Scherben lag. Sie ertrug es ja, schweigend, jawohl; aber nun glaubten die gar, noch ein Verdienst zu haben — —

„Soll ich reden? Ich fürcht' fast, es kommt zu viel auf einmal heraus," meinte sie mit sich kämpfend.

Aber er drängte noch. „Sprechen Sie sich nur aus, ich bitte darum. Es soll Klarheit geschaffen werden."

„Soll ich denn anklagen!? Aber ich sag', es tut nicht gut! Was ich alles hinuntergewürgt hab' —"

„Was? Soviel hätten Sie —"

„Ich mein' immer, es tut nicht gut — —"

Da wurde der Rat etwas unsicher. Sollte er lieber abbrechen? Er meinte, leise abwehrend und deutlich betonend: „Über etwaige eheliche Streitigkeiten bin ich nicht der Richter, möcht' ich bemerken."

Aber der Strom war doch schon entfesselt. Noch suchte er einen Ausweg.

„Draußen war doch alles gut! Und ich war recht, so wie ich war. Da waren wir glücklich. Und der Stephan auch, er auch."

„Das alte Lied. Sie wollten nicht in die Stadt," sagte geärgert der Vater und legte sich unmutig im Lehnstuhl zurück.

„Ich hab' wohl gewußt, warum. Danach fragen Sie halt nicht, wie ich mich fühl', wie's mit mir steht."

Der Rat machte eine verlegene Bewegung, wie wenn er sagen wollte: ‚schließlich bin ich noch schuld an allem'.

Aber sie deutete sie sich anders, hoffte noch auf Verständnis und schilderte das Los, das ihr gefallen, von ihrem Standpunkte aus.

Bald milder, bald heftiger, immer unklar mit den Gedanken ringend, nicht klar auf ein Ziel lossteuernd, wie es Juristen gewöhnt sind. So kam sie weit ab davon, als sie schloß.

„Das haben Sie aus mir gemacht, Sie alle da miteinander. Ich bin in eine Stellung gesetzt worden, zu der ich gepaßt hab'. Wer kann kommen und sagen, ich hätt' nicht recht getaugt als Hausfrau und Mutter. Und jetzt soll ich der Gar-Niemand sein und mich schulmeistern lassen von jedem und jedem, und alles, grad alles ist nicht recht, was ich tu' und wie ich's mach' — —

„Ich aber sag', das ist nicht recht. Und wenn er sich zehnmal hinlegt und von seiner alten Flamme träumt, der Fräulein Fanny, der schönen. Weiß schon, daß er sich einbildet, die wär' jetzt besser für ihn. Hätt' er sie g'nommen, wie noch Zeit war, jetzt ist's eine Dummheit, weiter nichts! Denn sie mag ihn ja gar nicht — das ist das Schönste! Sie interessiert sich für den Doktor, den Georg, das merk' ich schon lange. Also soll er nur träumen, deswegen bleib' doch ich seine Frau. Die Fanny hätt' niemals für ihn getaugt. Und hinausärgern lass' ich mich nicht, von der Fräulein Mathilde am allerwenigsten."

Es entstand eine Pause. Sie war entgleist von dem, was sie hatte vorbringen wollen, und fand die richtige Bahn nicht gleich wieder. Und der Rat machte sehr große Augen. Unwiderstehlich drängte sich

ihm der Gedanke auf, diese Blöße zu nutzen, jetzt einen Vorstoß zu machen nach dem Unvermeidlichen.

Er begann mit Energie. „Was Sie da sagen! Das erste Wort, was ich höre. Also Eifersucht ist die Triebfeder Ihrer Handlungsweise — das erklärt ja vieles!"

„Wenn Sie das Eifersucht nennen, daß ich damit keinen Spaß versteh' —"

„Ihre Liebe zu meinem Sohn ist doch wohl auch schon erloschen, sonst würden Sie nicht in dem Tone reden."

„Meine Lieb'," meinte sie bitter, „o je, wer redet von der?"

Aber der Vater blieb auf seiner Bahn und wich nicht mehr aus.

„Mir wenigstens ist Ihr Benehmen in Stephans Krankheit jetzt sonnenklar. Ihnen liegt nicht daran, ob er gesund wird, wenn er nur fügsam wird. Ich will nicht sagen, daß Sie sein Leben bedrohten — aber schaden haben Sie ihm wollen, soviel ist klar!"

Creszenz erschrak einen Moment. „Nein, nein, so nicht, so nicht —"

Schon war sie geneigt zu erklären. Aber der Jurist achtete nicht mehr auf die Gedanken seines Gegenübers.

„Genug, ich verstehe. Aber nun sage ich Ihnen allen Ernstes: So kann das nicht fortgehen!"

Und er stand auf, seine machtvolle Persönlichkeit in die Wagschale werfend, die schon manchen Angeklagten weich gemacht.

Aber auch Creszenz schnellte empor und trat von ihm zurück. Hörte sie recht? Darauf wollte er hinaus? Und der hatte Vertrauen gefordert, noch diesen Augenblick —

„Was kann nicht fortgehen, was soll das heißen —"

Der lodernde Blick hätte den Rat irre machen müssen, wäre er Psychologe gewesen. Aber so stieg ihm nur das Blut zu Kopf bei dem trotzigen Ton, der so jäh auf den erschrockenen folgte.

„Das soll heißen, daß ich meinen Sohn nicht zu Grunde gehen lasse in einem einzigen großen Irrtum. Sie selbst sind ja schon unglücklich — er wird es noch mehr. Also" — und er trat einen Schrit auf sie zu — „geben Sie meinen Sohn frei — willigen Sie in eine Trennung dieser unseligen Ehe — das ist die einzig vernünftige Lösung!"

Eugens Geist triumphierte in seinem Vater. Vor Creszenz' Augen tanzten die Lichter, sie hielt sich an einem Stuhl, und ein elementarer Ausbruch ihrer Natur kämpfte noch mit der Scheu vor dem Manne und dem angeborenen Respekt vor dem Beamten.

„So — so," stammelte sie nur.

Der Rat blieb fest. „Ost scheint anfangs unmöglich, was doch schließlich das beste für alle ist. Wir werden dann schweigen, zu allem, was hier vorgegangen ist. Sonst müßte ich es untersuchen. Mit Unkenntnis können Sie sich nimmer entschuldigen; Sie wußten genau, was Sie taten. Aber wie gesagt, es sei vergessen, wenn —"

„Und das Kind — der Toni —"

„Darüber würden wir uns sicher verständigen," meinte er sichtlich milder bei diesem Thema. „Wir würden es seine Mutter stets achten und lieben lehren; und er täte das vielleicht mehr, als wenn er den ständigen Zwist der Eltern täglich vor Augen sieht. Denn bald kommt die Zeit, wo er sieht und versteht — vielleicht ist sie schon da — —"

Creszenz holte tief Atem. Der Ton flackerte noch, aber sie stieß schon bitter hervor: „Das haben Sie sich ja hübsch ausgedacht —"

„Weil wir schon lange sehen, daß hier ein Fehler begangen wurde." Er wurde ganz milde und konziliant. „Gesprochen habe ich erst, seit ich sehe, daß daraus noch Schlimmeres entstehen könnte. Das will ich verhüten." Und gar mit einem Versuch des Scherzes: „Wie Sie ja immer davon sprechen, die Krankheiten zu verhüten, ehe sie ganz ausbrechen! Auch wir streben danach auf unserem Gebiet, wir Juristen —"

Aber da hatte er die gereizte Löwin doch stark unterschätzt. Sie hatte einen Faden gefunden, die rasenden Gedanken daran zu knüpfen. „Jurist!" schleuderte sie ihm mit Hohn entgegen. „Ja freilich, und ein gestrenger! Und Sie nehmen's so leicht mit der Ehe? Ist Ihnen die gar nicht heilig? Zusammenlaufen und auseinanderlaufen, wie's grad' paßt — und der schwächere Teil hat das Nachsehen? Nein, nein, Herr Oberregierungsrat, so denk' ich nicht! Ich hab' mir nichts zu schulden kommen lassen — das sollen Sie mir erst noch beweisen!"

Der Angegriffene geriet etwas außer

Fassung. „Und der Unsinn," rief er, „der Frevel — das offene Fenster!"

Da wurde sie wild. „Da steht Ansicht gegen Ansicht! Und ich steh' nicht allein! Das steht auch in Büchern gedruckt, da kann man's lesen. Nachher werd' ich meinen Mund schon auftun und reden, wenn Sie mich anklagen wollen. Ich hab' eine Absicht gehabt, aber nicht, wie Sie's auslegen. Dem Stephan werd' ich's schon sagen, wenn er erst wieder gesund ist — und stark — und seinen Willen hat."

„Gebe Gott, daß mein Sohn bald wieder so weit ist, daß er klar sieht und entscheiden kann," retirierte der Rat, betroffen von der Wucht ihrer Rede.

„Wird nicht mehr lange dauern, und darauf wart' ich auch!"

„Sie glauben also, ihn schon so stark beeinflußt zu haben —"

„Mein Mann ist gescheit, und er muß es begreifen."

Da kamen die Damen aus dem Krankenzimmer zurück. Creszenz trat mit einer Gebärde der Verachtung in eine Ecke des Zimmers und kämpfte mit sich, zwang sich noch einmal zur Ruhe. Also jetzt war's heraus. Das wollten seine Eltern. Sie sollte gehen, auf alles verzichten. Wie eine Schuldige, wie eine Verbrecherin. Und der Altar und das Standesamt war also nur eine Komödie; bei gelegener Zeit erklärte man sie für einen Irrtum — — —

Der Rat befragte die Seinen. Erst kamen nur formlose Seufzer. „Unser armer Sohn", „der gute Stephan", „ganz apathisch, ganz gleichgültig", „das geht nicht so fort", „ein trauriger Zustand".

„Was sagt er denn zu dem Morphium?"

„Unbegreiflich," stöhnte Mathilde, „er hätte es selbst verlangt."

„Also," sagte eine tiefe Stimme aus der Ecke.

„Und zu dem offenen Fenster!?"

„Davon hätte er gar nichts bemerkt," klagte die Mutter. „Das macht mir so große Sorge, ein Arzt muß sich doch für jede Einzelheit interessieren!"

„Das ist eben ein Zeichen seiner völligen Stumpfheit," rief Mathilde.

„Er begreift die Bedeutung der Sache gar nicht," so die Mama zu ihrem Gatten; „wir haben die Pflicht, ihm die Augen zu öffnen!"

Da trat Creszenz wieder vor, gesammelt und fest. „Erlaubt mir, Ihr auch nicht. Ihr habt Euch jetzt g'rad auf das Fensteraufmachen verbissen. Das ist nur ein Teil. Daran hängt jetzt die Seligkeit auch nicht. Die Luft ist freilich eine Hauptsach', aber doch nur eins — vernünftige Lebensweise ist alles — und dazu will ich ihm helfen —"

„Bist Du ein geprüfter Arzt!?" krähte Mathilde. „Das ist der Anfang vom Ende. Ich lasse meinen Bruder nicht so sterben!"

„Ruhig," mahnte der Rat. „Dafür gibt es noch die Konsultation von Autoritäten."

„Ja, ja, es muß eine Kapazität ins Haus," bestätigte seine Frau.

„Eine ganz berühmte," eiferte Mathilde. „Und dessen Anordnungen muß dann gehorcht werden. Unser Stephan hat keinen eigenen Willen mehr — er ist zu schwach. Ich bleibe hier und pflege ihn —"

„Das hielte ich auch für das beste," bestätigte der Papa.

„Für das einzig Richtige, darüber sind wir uns klar," so die Mama.

„Ich allein kann bürgen, daß keine — Torheiten mehr hier geschehen. Vielleicht wird er dann noch gerettet," erklärte Mathilde.

Frau Creszenz machte große Augen und sah alle drei ganz ruhig der Reihe nach an. Also wieder ein neues Komplott. Das wurde ja immer schöner. Was die sich nur eigentlich dachten. Als ob sie selber, die Creszenz, Luft wäre und kaum mehr vorhanden —

Den Vater machte der Blick etwas unsicher. Er wollte vermitteln. „Ich meine, diese selbstverständliche Bitte können Sie uns doch nicht abschlagen, das ist doch das mindeste, Frau Schwiegertochter —"

Aber die war nicht mehr für den Frieden. Sie lachte beinah. „Ich denk', ich soll ganz aus dem Haus? Und jetzt eine Bitte!"

„Sie sehen, daß ich in denkbarster Weise entgegenkomme —"

„Und ich glaube, daß diese Sache nur ausgesprochen zu werden braucht, um zu geschehen," meinte energisch die Mama.

„Nein!" sagte Creszenz hart. „Solang ich da bin, pfleg' ich meinen Mann — und sonst niemand!"

Die Damen verloren die Fassung.

„Das ist gemein! Das ist offene Feindschaft!" rief die Mama.

Aber Creszenz begann vor Erregung zu zittern. „Das ist mein Haus —" setzte sie an.

„Ich lasse mich nicht so behandeln, ich will nicht," schrie Mathilde.

„Das ist mein Haus," wiederholte die Doktorin mit Anstrengung.

„Nein, das meines Bruders! Er soll mich hören!"

„Duldest Du das, daß man so gegen uns auftritt? Das ist zu viel," wandte sich die Mama an ihren Mann.

Der war auch empört, aber behielt seine Würde und sagte gemessen: „Ich finde es allerdings stark, daß Sie es wagen, in dieser Weise auf — vermeintliche Rechte zu pochen. Auch die Familie hat doch gewisse Ansprüche, und wir werden sie geltend machen —"

Da verlor Creszenz alles Maß und alle Beherrschung. Außer sich, mit blitzenden Augen, bäumte sich die oft Gedemütigte gegen ihre Unterdrücker auf. „Sie haben mir gesagt, ich sollte gehen! Ich sollt' verzichten! Nun gut, ich verzicht' — auf die Familie! Zu der gehör' ich nicht mehr! Die hab' ich nicht g'heiratet. — Aber nicht auf meinen Mann und mein Kind! Hören Sie wohl, nicht auf mein' Mann! Sie haben die Feindschaft angefangen, nicht ich. Und zwischen den Stephan und mich laß' ich niemand sich eindrängen und" — zu Mathilde gewendet — „Dich schon gar nicht! Jetzt weißt Du's — jetzt hab' ich g'redt!" Und holte tief Atem.

Der Rat trat der Wütenden finster entgegen.

„Ich werde einen berühmten Arzt senden —"

„Und ich werd' ihm die Tür' weisen!" kam es entgegen.

Die Damen kreischten auf und flohen gegen die Tür, als sollte es jetzt schon zu Tätlichkeiten kommen.

„Sie will ihn in der Gewalt behalten, sie will ihn umbringen," schrie Mathilde im Umwenden.

„Schwatz keinen Unsinn," rief ihr Creszenz in vollem Zorn nach. „Der Stephan kann einen rufen, wenn er mag. Noch ist er bei seinem Verstand."

Der Rat machte einen letzten Versuch. „So trotzen Sie auf seine Entscheidung? Der wollen Sie sich fügen?"

„Jawohl," sagte Creszenz sich etwas beruhigend. „Wir kommen überein, wenn wir allein sind. Weiter will ich nichts. Weiter begehr' ich nichts."

Aber Mathilde machte einen Anlauf gegen die Tür, die zu des Bruders Schlafzimmer führte. „Und ich gehe nicht von der Stelle! Ich bleibe an seiner Seite! Ich schütz' ihn vor der da!"

Da vertrat ihr Creszenz den Weg. Jetzt zu ihrer vollen Höhe aufgerichtet, unheimlich ruhig, unheimlich starr über alle hinwegsehend. Mathilde mußte zurück; eine schwüle Pause entstand.

Da klang Creszenz' Stimme, gemessener, bebend, aber nicht wild. „Herr Oberregierungsrat! Sie sind ein hoher Beamter! Sie wissen, was Recht ist auf der Welt! Ich gehorche nur meinem Mann, den will ich fragen, dann werd' ich's tun. Aber vorher — — bin ich noch seine Frau, bin ich noch seine Frau?" (Fortsetzung folgt.)

Sehnsucht.

Hab manche Sehnsucht schon getragen
Durch manches Jahr und manche Stadt.
Die aber kann ich nicht ertragen,
Die mich um Dich ergriffen hat.

Verzehrend über meinem Leben
Seh müd und dennoch schlafberaubt,
Ich durch verstörte Nächte schweben
Ihr glutdurchwogtes Totenhaupt.

Das trank den Tag und im Verdunkeln
Auch Mond und Stern, bis alles blich.
Nur ihre Augen glühn und funkeln
Und werfen all ihr Licht auf Dich! —

Georg Busse-Palma.

Odyſſeus bei den Phäaken. Jugendkompoſition aus dem Jahre 1858.

Arthur Fitger.

Von

Julius Mühldorfer-Bremen.

(Abdruck verboten.)

Die Schärfe, mit der Könner und Kenner in unſerer Zeit nicht ſelten ſich zu befehden pflegen, wenn ihre Anſichten über Weſen, Mittel und Ziele der Kunſt auseinandergehen, hat längſt die verdiente Mißbilligung gefunden. Höchſtens, daß bei dem oder jenem humorbegabten Zeitgenoſſen als tertius gaudens die Tragikomödie des grimmen Kunſtſtreites wohl gar eine Summe von fröhlicher Laune auszulöſen vermochte.

Dem ernſten Kunſtfreund aber will es bedünken, als ſtehe in den meiſten Fällen der Aufwand an theoretiſchen Spitzfindigkeiten im umgekehrten Verhältnis zum Wert eines als beſonders ruhmvoll geprieſenen Kunſtſchaffens. Gewiß hat die Forderung nach einer Kunſt, die den Pulsſchlag unſerer Zeit klar erkennen läßt, ihre volle Berechtigung. Und der unbefangene, nicht auf ein beſonderes künſtleriſches Dogma eingeſchworene Freund der Muſen und Grazien wird auch da Anregung finden und warmes Verſtändnis entgegenbringen, wo ein ernſtes Vorwärtsſtreben, ein heißes Ringen, ein Aufſuchen neuer Pfade nicht gleich Ausgereiftes und Vollwertiges zu bieten im ſtande iſt. Erfahrung und Geſchmack aber, hiſtoriſches Wiſſen und geläuterter Schönheitsſinn werden ihn vor der Torheit bewahren, der leider gar ſo viele ihren unrühmlichen Tribut zollen. Vor der Torheit nämlich, blind zu ſein gegen die tauſendfältige Abwechslung und Fülle, in der uns die Natur wie die Kunſt ihre Schätze darbieten, blind zu

Arthur Fitger.

Teil eines Kinderfrieſes im Hauſe des Herrn Heinr. Gildemeiſter in Bremen. 1883.

ſein der Schönheit gegenüber, die aus den Werken ſo vieler älterer Meiſter uns entgegenleuchtet; uneingedenk zu ſein der ſo ſimplen Wahrheit, daß jeder Künſtler nur auf den Schultern ſeiner Führer und Meiſter ſtehend, den heißerſehnten Lorbeer brechen kann. Denn auch für die Kunſt gilt das Wort Wolfgang des Großen:

„Jeder das Seine,
Alle das Eine,
Schaffe mir, Schöpfer, das Deine!“ — —

Arthur Fitger, der Malerpoet, gehört zu den Künſtlern, die zumeiſt unbekümmert um den Lärm des Tages und der ſich befehdenden Parteien in einſamer Arbeit ihr Werk verrichten. Der Raſtloſeſten einer, hat er ſeinen Namen durch ein an wohlverdienten Erfolgen und Ehren reiches langjähriges Wirken auf zwei der vornehmſten Gebiete geiſtiger und künſtleriſcher Tätigkeit bekannt gemacht. Als rüſtiger Sechziger ſteht er heute in der Vollkraft ſeines Schaffens.

Was Fitger uns als Dichter geſchenkt hat, iſt Gemeingut der gebildeten Welt geworden. Seine Dramen „Die Hexe“, „Von Gottes Gnaden“, „Die Roſen von Tyburn“, „Jean Meslier“, ſeine lyriſchen Dichtungen „Fahrendes Volk“, „Winternächte“ u. a. ſind vollwertige Dokumente tiefgründigen philoſophiſchen Denkens, phantaſievollen Aufſchwunges und poetiſchen Geſtaltungsvermögens in ureigener kraftvoller Vereinigung. Seinem Drama „Die Hexe“ hat er den erſten durchſchlagenden Dichtererfolg zu verdanken. Sie iſt auf vielen in- und ausländiſchen Bühnen aufgeführt und mehrfach überſetzt worden. Auch ſein Drama „Von Gottes Gnaden“, in dem der Dichter dem blutbefleckten monarchiſchen Deſpotismus einer überlebten Zeit das Grablied ſang, iſt viel gegeben worden. Sein Drama „Die Roſen von Tyburn“ iſt Repertoireſtück der Meininger geweſen, als ihr kunſtliebender Herzog durch ſeiner Truppe Muſterſpiele für die Schauſpielkunſt in Bezug auf Inſzenierung und Maſſenwirkung reformatoriſch wirkte.

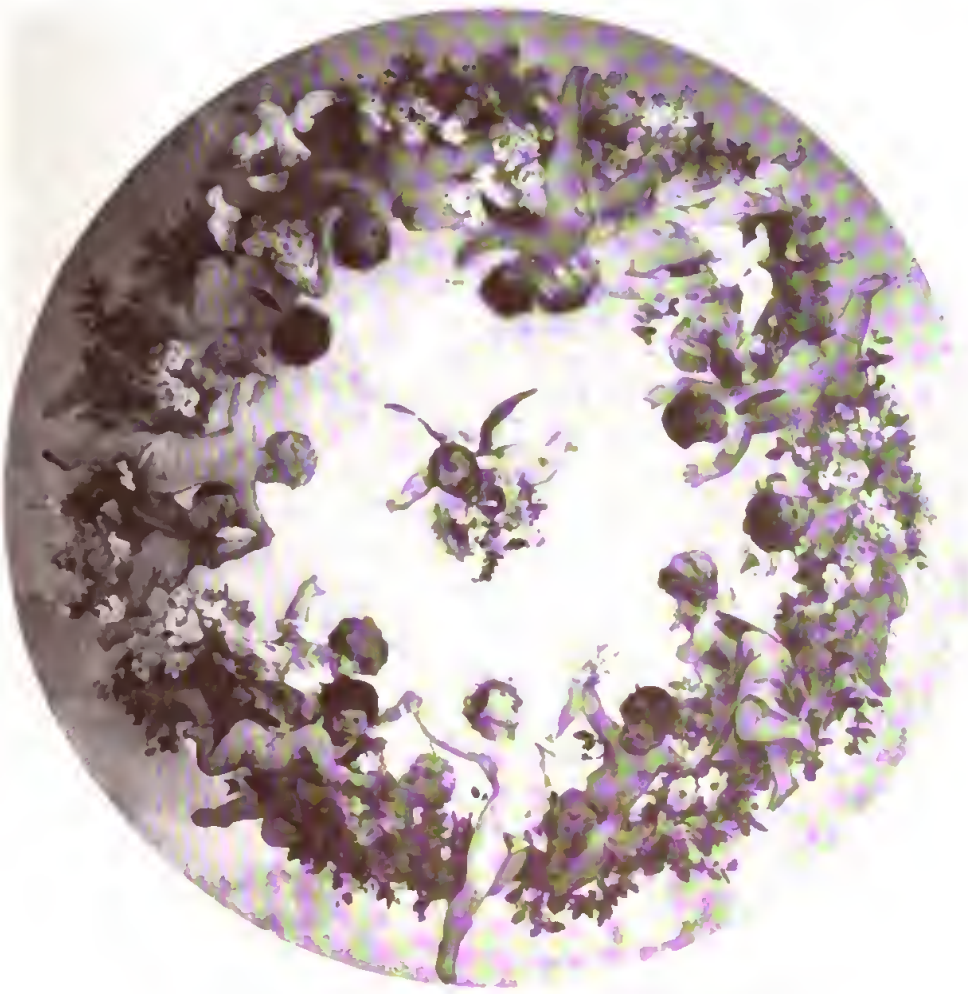
Wenn A. Fitger die univerſelle Bedeutung, die ihm als Poeten beigemeſſen werden muß, als Maler in nicht gleich hohem Maße gewonnen hat, ſo liegen die Gründe dafür hauptſächlich in der Art ſeines künſtleriſchen Schaffens. Wie ſeine dichteriſchen Werke zumeiſt einen Zug ins Gigantiſche, Pathetiſche, dramatiſch Lebensvolle enthalten, ſo ging ſeine Begabung als Maler ebenſo von Anfang an auf das Großzügige und Monumentale hin. Dieſer Veranlagung zufolge hat Fitger ſich gleich zu Beginn der dekorativen Malerei großen Stils zugewandt und durch länger wie drei Jahrzehnte hindurch ſein Können faſt ausſchließlich auf dieſem Gebiete betätigt. Derartige Arbeiten, für Decken und Wände großer Privat- und Repräſentationsräume beſtimmt, eignen ſich ſchon ihrer gewaltigen Dimenſionen halber nicht zu Ausſtellungsobjekten. Sie würden auch wohl kaum, von ihrem Milieu, aus der architektoniſchen Umgebung losgelöſt, eine uneingeſchränkte Wirkung und eine volle Würdigung erzielen. So wandelt denn eine gewaltige Leinwand nach der anderen aus des Künſtlers Atelier direkt an ihren Beſtimmungsort und wird dadurch einem weiteren Kreiſe der Kunſtfreunde entzogen.

Zudem war Fitger von jeher, insbeſondere von den Hanſeſtädten Bremen und Hamburg, für öffentliche Gebäude und Privathäuſer viel zu ſtark mit Aufträgen überhäuft, als daß er für fernerliegende Arbeiten, wie Konkurrenzen, ſeine Kraft hätte einſetzen können. In ſeiner Autobiographie „Aus meinem Leben“ (in der Zeitſchrift „Die Kunſt“, Jahrgang I) äußert ſich Fitger an einer Stelle launig folgendermaßen: „Es kann entfernt nicht meine Abſicht ſein, hier

nun des weiteren von meinen Arbeiten zu erzählen, einen Überschlag zu machen, wie viel Kilometer Frieskompositionen, wie viel Hektar Plafondbilder, wie viel tausend Putti ich im Laufe der Jahre auf mein Gewissen geladen habe. Erwähnt sei nur, daß ich bestrebt war, dem rein Dekorativen ab und zu einen poetischen oder witzigen Accent zu geben und im übrigen mein Atelier stets über dem Niveau einer Fabrik warmer Semmeln zu halten."

Es ist in der Tat erstaunlich, welche Fülle von Arbeiten im Laufe der Jahre aus des Künstlers Werkstatt hervorgegangen sind. Auch nur die umfangreicheren und bedeutenderen in chronologischer Ordnung aufzuzählen und ihnen kritisch gerecht zu werden, würde den hier zur Verfügung stehenden Raum bei weitem überschreiten. So seien denn nur einige der hervorragendsten erwähnt.

Fitger ist kein „togenborener" Bremer — die Eingeborenen der alten Hansestadt sind bekanntlich auf diesen Rechtstitel nicht wenig stolz — sondern hat zu Delmenhorst im Oldenburgischen das Licht der Welt erblickt. Seit Anfang der Siebziger Jahre hat er aber seinen Wohnsitz ständig in Bremen. Und er gilt seitdem nicht nur als Bremenser, sondern man zählt ihn mit Stolz zu den besten Männern, die je Bremens Ruhm mehrten und seinen Glanz erhöhten. Sein erprobter Rat wird in allen wichtigen Fragen auf künstlerischem oder literarischem Gebiete gern eingeholt, und in den letzten Jahren ist wohl kaum eine wichtige Umgestaltung oder Ausschmückung im Bilde der Stadt, an ihren hervorragenden Bauwerken



Plafond im Hause des Herrn Emil Hesse in Altona 1883

und schönsten Plätzen erfolgt, an der Fitger nicht mit Rat und Tat sich beteiligt, und der er nicht den Stempel seines feinen, geläuterten Geschmacks und seiner reifen künstlerischen Einsicht aufgedrückt hätte.

Glücklicherweise erkannten die maßgebenden Persönlichkeiten der alten Hansestadt frühzeitig genug, daß es ratsam und klug sei, einen so bedeutenden Menschen wie Fitger durch Aufträge an Bremen zu fesseln und dem dort damals noch gar schwach pulsierenden künstlerischen Leben durch seine Kunsthalle, die sieben Werke der Barmherzigkeit für das Rutenstift in Bremen, der bildliche Schmuck für den Prachtdampfer des Norddeutschen Lloyd „Kaiser Wilhelm I." und vierzehn Bilder für den Speisesaal des Herzogs von Meiningen in Altenstein. Aus der Tätigkeit der folgenden Jahre sind als Hauptwerke u. a. zu nennen der große 72 Meter lange Fries auf der Galerie der Bremer Börse, den Import und Export Bremens symbolisierend, die Ausschmückung verschiedener weiterer Lloyddampfer, die um-

Oldenburger Wappensage. Großherzogliches Schloß zu Oldenburg.

Graf Otto von Oldenburg war von dem Erzbischof von Bremen bei dem Kaiser Heinrich IV. hochverräterischer Umtriebe angeklagt. Sein junger Sohn, Graf Friedrich, erbot sich die Unschuld des Vaters im Gottesgericht zu beweisen und mit einem Löwen zu kämpfen, den der Kaiser in seinem Zwinger hielt. In der Nacht vor dem Kampfe gab die Tochter des Kaisers dem Jüngling eine strohierne Figur, die er dem Löwen vorhalten sollte, um Zeit für den tötlichen Streich zu gewinnen. Graf Friedrich erschlug den Löwen, der Kaiser tauchte seine Finger in das frische Blut und malte damit dem Sieger die beiden roten Balken auf den Schild, die das Oldenburger Wappen bilden.

kraftvolle Persönlichkeit den nötigen Aufschwung zu verleihen. So übertrug man dem Künstler denn successive die Ausführung einer Reihe von monumental-dekorativen Arbeiten, unter denen Fitgers Ratskellerbilder, die Ausschmückung des großen Festsaales im Hause Seefahrt, die Ausmalung des Treppenhauses im Prachtbau der Börse die bedeutendsten und umfangreichsten seiner ersten Schaffensperiode sind.

In den achtziger Jahren entstanden die Bilder für das Treppenhaus der Hamburger fangreichen Arbeiten für das Hamburger Rathaus, die großen Gemälde für den neuen Repräsentationssaal im Residenzschloß zu Oldenburg, die reiche Ausschmückung des großen Saales im Kunstvereinsgebäude zu Bremen. —

Es ist naheliegend, daß ein Mann wie Fitger, der als Dichter und Denker eine scharfumrissene Persönlichkeit ist, und in klarerkennbarer Eigenart den höchsten Zielen nachstrebt, auch als Maler dem Ideengehalt seiner Werke einen besonderen Wert beimißt,

Die heilige Cäcilia und die Grossherzogin Cäcilia von Oldenburg.
Nach dem im Residenzschloss zu Oldenburg befindlichen Gemälde von Arthur Fitger-Bremen.

Skizze zu einer Glückwunschadresse der Stadt Bremen an den Generalfeldmarschall Grafen von Moltke. 1890.

daß er neben der Form den Inhalt nicht vernachlässigt. Selbst da, wo in seinen Arbeiten durch eigene Wahl oder Wunsch des Auftraggebers ohne einen bestimmten historischen oder mythologischen Vorgang, ohne einen besonderen Grundgedanken, nur die Schönheit irgend einer Komposition um ihrer selbst willen zum Ausdruck kommt, ist Fitger immer noch poetisch und voll Esprit. Er erfreut dann den Beschauer durch seine Züge geistreicher Ideenverbindungen mit graziöser Schelmerei und gibt dadurch seinen heiteren und anmutigen Schöpfungen außer der Fülle an äußerer Schönheit einen Fond geistigen Lebens.

Wo der Fitgerschen Kunst jedoch große ernste Aufgaben gestellt sind, da erhebt sie sich zu mächtiger monumentaler Wirkung und weist in vornehmer Großzügigkeit ein klassisches Gepräge auf. Seine beiden großen Bilder, die er dem Bremer Dom geschenkt hat, „Anbetung der Könige“ und „Grablegung Christi“ zeigen so recht klar, wie Fitger versteht, Größe der Komposition, Gedankentiefe und wuchtigen Ernst mit Formenadel und koloristischer Pracht zu vereinen.

Immerhin liegt dem Künstler nichts ferner, als in seinen Werken etwa mit einem Reichtum an geistreichen Einfällen zu kokettieren, diese auf Kosten des rein Malerischen besonders hervorzuheben. Fitger hat vielmehr oft genug ausgesprochen, daß die

Teil eines Bacchantenfrieſes im Großen Konzertſaal in Bremen. 1899.

Malerei nicht im entfernteſten die Aufgabe habe, durch ihr gedankliches Moment zu rühren, zu erheitern, zu belehren.

Erfreuen und erheben ſoll nur das Maleriſche an ſich. Ein gut gemalter Haſe gilt auch ihm ſelbſtverſtändlich mehr als eine mittelmäßig hingeſtrichene Madonna, und ein feiner Übergang von einem Ton zum andern für einen vollgültigeren Beweis künſtleriſchen Könnens, als das Ausklügeln eines noch ſo tiefſinnigen, in Farbe umgeſetzten Gedankenproblems.

Man braucht nur des Künſtlers farbenglühende Kompoſitionen im Treppenhauſe der Börſe oder ſeine Ratskellerbilder mit ſpäteren Arbeiten zu vergleichen, um ſofort zu erkennen, daß auch Fitger im raſtloſen Streben nach techniſcher und koloriſtiſcher Vervollkommnung rüſtig vorwärts ſchritt. Zu einer immer größeren Vollendung der maleriſchen Ausdrucksweiſe rang er ſich durch, — immer großzügiger und einfacher ward ſein Stil, und immer mehr wich der an Tizian, Rubens und Makart gemahnende Ton einer lichteren, duftigeren Farbengebung. In ſeinen herrlich erfundenen, harmoniſch abgewogenen Gruppen wird da ein neues Linienſpiel erprobt, dort ein intereſſantes koloriſtiſches Problem gelöſt, und das und jenes Detail, ohne der geſchloſſenen Geſamtwirkung zu ſchaden, mit entzückender Akkurateſſe und techniſcher Virtuoſität behandelt.

Daß ein Künſtler wie Fitger, deſſen Werke zumeiſt den Charakter glücklichſter Inſpiration tragen, und deſſen Gruppen den rhythmiſchen Wohllaut, den Adel der Bewegung, die organiſche Gliederung als Grundgeſetze monumental-dekorativen Schaffens erkennen laſſen, — daß Fitger den Auswüchſen der modernen Malerei fremd gegen-

„Weh denen, die den ewig Blinden des Lichtes Himmelsfackel leihn"

Motiv aus Schillers Lied von der Glocke: Teil eines Frieſes im Hauſe des Herrn Guſt. Lahuſen. Bremen. 1899.

übersteht, ist selbstverständlich. Nicht als ob er ernstem künstlerischem Schaffen, auch wenn es innerhalb ihm innerlich fremder Bahnen sich bewegt, seine Anerkennung versagte. Seine Kunstanschauung ist jedoch eine zu festgefügte, zu abgeschlossene, als daß Modeerscheinungen auf dem Gebiete der Kunst ihn in seinem Urteil und in seiner Schaffensart irgendwie hätten irritieren können. Für gewöhnlich hat er für derartige Absonderlichkeiten, wenn sie ihm in der Bremischen Kunsthalle oder auf gelegentlichen Reisen im In- und Ausland vor Augen kommen, nur ein sarkastisches Bonmot. Ab und zu aber hält er es auch für seine Pflicht, in der schäftskluge Ausschlachten eines einmal errungenen Erfolges, gegen das kontinuierliche Anschlagen ein und derselben Note, — so darf Arthur Fitger von derartigen Angriffen oder Vorwürfen gewiß unberührt bleiben. Auch er hat von je die schwere Seelenpein empfinden und durchkämpfen müssen, die der unselige Zwiespalt zwischen Wollen und Können gebiert, und die bei seiner sensitiven Veranlagung in seinem Innern um so heftiger tobte. Keine von den Bitternissen ist ihm erspart geblieben, an denen ein ernstes künstlerisches Ringen so überreich ist, und besondere körperliche Mängel erschwerten ihm zudem noch ganz besonders,

„Ihm ruhen noch im Zeitenschoße die schwarzen und die heitern Lose."
Motiv aus Schillers Lied von der Glocke: Teil eines Frieses im Hause des Herrn Gust. Lahusen-Bremen. 1899.

„Weserzeitung" oder anderwärts durch Referate über die Ausstellungen der Bremischen Kunsthalle Wesen und Ziele künstlerischen Schaffens und Genießens zu erörtern.

Da geschieht es denn wohl, daß sein energisches Eintreten für das von ihm nun einmal als recht und ersprießlich Erkannte, wie sein künstlerisches Schaffen selbst, von Heißspornen bekrittelt wird. Richtet sich dabei der Ansturm solcher Feuerköpfe — und welcher von den Alten wäre nicht selbst einst ein himmelstürmender Neuerer gewesen? — bei allem Übereifer mit Recht gegen das satte Ausruhen und die anmaßende Selbstgefälligkeit mancher Größen, gegen das geseinen Kompositionen den vor seinem geistigen Auge in idealer Vollendung strahlenden Formen- und Farbenreichtum zu verleihen. Fitger schreibt selbst darüber: „Bei all meinem Fleiß und bei aller leichten Beweglichkeit meiner Phantasie, darf ich mir nicht verschweigen, daß mir einige der allerwichtigsten Vorbedingungen für einen wirklichen Maler fehlen. Ich bin auf einem Auge blind, stockblind. Ich sehe also alles nur halb, ich sehe namentlich beim Studium nach der Natur mein Modell immer ganz anders, als meine Zeichnung oder mein Bild. Mein ganzes Leben habe ich mich so mit den Schwierigkeiten einer sogenannten kor-

Aktstudie. 1899.

rekten Zeichnung herumschlagen müssen. Weiter kommt aber zu dem Mangel des einen Auges auch noch ein Mangel der Hand. Ich bin links und linkshändig, d. h. linkisch bin ich all mein Lebenlang geblieben — all die kleinen oder großen technischen Witze, all die zahllosen Nüancen der Virtuosität sind mir versagt geblieben, und nichts blieb mir übrig, als in linkischer Bescheidenheit herauszustottern, was ich gemeint hatte."

Diese körperlichen Hemmnisse, von denen seine schönheitatmenden Schöpfungen übrigens kaum etwas erraten lassen, sind wohl der Grund, daß Fitger Modelle nur ungern benutzt. Er skizziert nach ihnen auch meist nur die nötigen Details und die Bewegungsmomente, die in großen Zügen längst klar vor seinem geistigen Auge, standen und gestaltet dann, gestützt auf ein enormes Formengedächtnis und eine bewundernswerte Treffsicherheit, das übrige völlig frei aus. Durch diese Emanzipation vom Modell erhalten die Fitgerschen Gestalten eben jenes Schwungvolle und eminent Malerische, jene für alles freie Schaffen so notwendige Mischung aus formenschöner Lebenswahrheit und selbstschöpferischer Phantasie.

Was hat es so großen Vorzügen gegenüber zu bedeuten, wenn wirklich ein kluger Rechner mit nüchternem Spürsinn dem Meister da einmal einen kleinen zeichnerischen Additionsfehler, dort eine vielleicht nicht bis zum letzten Bruchteil gelöste anatomische Gleichung nachweisen kann. Fitgers hohes Stilgefühl, seine edle Formengebung, die bei aller Freiheit und Heiterkeit stets ein klassisches Gepräge trägt, sein Feingefühl

Horaz. Teil eines Frieses in der Bibliothek des Herrn Amsinck in Hamburg. 1901.

als Kolorist und die virtuose Behandlung des Stofflichen sind Qualitäten, neben welchen kleine Mängel wie Sonnenflecke anmuten, die den Glanz ihres hehren Gestirns nicht beeinträchtigen können.

Gerade seine letzten Gemälde zeigen Fitger auf der Höhe seiner Schaffenskraft. Von ganz wunderbarem Reiz sind seine Frauentypen, die oft Raffaelsche Weichheit und Innigkeit mit Rubensscher Lebensfülle und sprühender Wahrheit vereinen. Man

bis Gesamtwirkung und Details den ihm unerläßlich scheinenden Grad von Abrundung, Geschlossenheit und Harmonie aufweisen.

So stand ich einmal mit dem verehrten Meister in bitterer Winterkälte vor einem seiner eben vollendeten Wandgemälde im Künstlervereinssaale. Und wie durch Zufall bemerkte der Künstler, daß der rechte Fuß einer seiner Grazien mit den unteren Extremitäten der Nachbarfigur eine ihm nicht schön erscheinende Parallelbewegung bilde.

Osterspaziergang aus Goethes „Faust". Teil eines Frieses in der Villa G. A. Müller. Bremen. 1901.

braucht nur einen Blick auf das hier wiedergegebene Bild „Großherzogin Cäcilie von Oldenburg und ihre Schutzpatronin" (im Schlosse zu Oldenburg) zu werfen, um des Meisters gewaltiges Können schon in der monotonen Reproduktion klar zu erkennen. Wie schnell und leichtflüssig Fitger auch schafft, wenn er einmal mit seiner Konzeption im Reinen ist und die Gruppen in den Hauptlinien festgelegt hat, niemals verläßt ihn seine strenge Gewissenhaftigkeit. Mit ihr wägt er ab, feilt und ändert er, Außer ihm selbst wäre auf diesem figurenreichen Bilde diese Bagatelle wohl kaum jemandem aufgefallen.

Fitger aber, in Hut und Wintermantel, griff kurz entschlossen von neuem zur Palette, um sofort in aller Ruhe und Subtilität mit kältestarren Fingern die ebenso schwierige wie zeitraubende Korrektur vorzunehmen. — —

Arthur Fitger hat am Abend seines reichbewegten, erfolgreichen und vielgestaltigen Daseins sich mehr und mehr aus der Öffent-

Ekkehard. Teil eines Frieses in der Bibliothek des Herrn Amsinck in Hamburg. 1901.

lichkeit des künstlerischen und gesellschaftlichen Lebens zurückgezogen. Aus einer reichen Erfahrung erwuchs auch ihm jener philosophische Verzicht, der erfahrungsgemäß schließlich von all denen Besitz ergreift, die heißer Tatendrang durch ein reiches, blühendes Leben hindurch auf der Menschheit Höhen trug.

Nun hat er seinem Wandel jene einsamen Pfade bereitet, die er nur ausnahmsweise verläßt, und der Hang zum Einsiedlerwesen, zur weltabgewandten Resignation, wie diese Züge in seinen herrlichen Liedern so oft ergreifend zum Ausdruck kommen, hat mit den Jahren mehr und mehr zugenommen. In seinem Künstlerheim aber in Horn bei Bremen entsprießt des Meisters ungebrochener Schaffenskraft nach wie vor in künstlerischer Vollendung Werk um Werk. Auch seine dichterische und schriftstellerische Produktivität zeugt von ungeschwächter Arbeitslust und jugendfrischer Elastizität. Vor kurzem erst hat er sein neuestes poetisches Werk, das Drama „San Marcos Tochter" vor einem größeren Kreise geladener Freunde mit tiefer Wirkung auf die Hörer rezitieren lassen. Und das Dezemberheft von „Bühne und Welt" brachte aus seiner Feder über Mozarts „Don Juan" gar eine eingehende dramaturgische Abhandlung, deren Ausführungen und Vorschläge zweifellos die bisherige Bühneneinrichtung dieser herrlichen Mozartoper über den Haufen werfen werden.

Mögen die Götter ihrem Lieblinge noch eine recht lange Spanne Zeit in Luft und Kraft zu fernerem frohen und gedeihlichen Schaffen schenken! —

Shakespeare. Teil eines Frieses in der Bibliothek des Herrn Amsinck in Hamburg. 1901.

Die heilige Gertrud.

Von

Julius Havemann.

Ich komm' mit weissbestaubten Schuh'n,
Will auf der Bank am Brunnen ruhn,
Weil dort die Linde schattig steht
Und Früchtlein mir aufs Ränzel weht.
Der Schwengel ruckert nur noch träg,
Nahm eine her vom Dorf den Weg,
Die zwinkernd durch die Sonne lacht
Und schwengelt, dass das Mieder kracht.

Frau Gertrud, wolf mich Du behüten!
Süss geht ein Duft von Lindenblüten.
Flachsköpflein drehn im Wiesenplan
Sich Kringelchen aus Löwenzahn.
So still das Land, so weit und frei,
Fern überm Wald ein Häherschrei.
Staubmüder Wandrer löst den Schuh
Und lächelt: Herz, nun schlaf auch Du.

Und wie der Schlaf aus Zweigen weht,
Gertrude durch das Kleeleid geht.
Ist gross und schmuck und weizenblond.
Das Tal scheint nur von ihr durchsonnt.
Sie geht im Schatten leuchtend ein,
Füllt lächelnd in den Krug hinein,
Und schaut den staubigen Schläfer an.
In dunklen Träumen stöhnt der Mann.

Da neigt sich Gertrud tief im Schau'n.
Ihr Auge glüht wie Goldlack braun,
Der aus des Südens Mauern drängt
Und Golddult über Trümmer hängt.
Sie hebt den Krug und tränkt ihn sanft
Und schwindet lächelnd hin am Rand.
Drei Englein purzeln in den Rain
Und liedeln leise hinterdrein.

Wie bin ich Schläfer aufgewacht!
Der Brunnen kicherte noch sacht.
Am Apfelwäldchen blank und blond
Sah um was nackenübersonnt,
Sah um — und ist am Zaun hinein.
Das Kleeleid blieb in Dult und Schein.
So blieb mein Herz. Das barg in sich
Ein lerchentrillernd Lied für mich.

O! Die Du über Trug und List
Der Heimatlosen Mutter bist,
Lös' so mit Deinem Liebestrunk
Manch Herz von der Erinnerung
Und stell' es über Sonn' und Nacht,
Wo Gut und Böse Frieden macht,
Und alles, was ein Mensch gelebt,
Als Schauspiel ihm zu Füssen schwebt.

Die Flucht des Prinzen von Preußen in den Märztagen 1848.

(Vergl. Heft 1 und 2 des laul. Jahrgangs.)

7. Ertrag der freiwilligen Mitarbeit unseres Leserkreises.

Von

Prof. Dr. Wilhelm Oncken-Gießen.

(Abdruck verboten.)

Die nachträgliche Ermittelung so eigenartiger Vorgänge, wie die waren, die sich an die Flucht des Prinzen von Preußen geknüpft haben, wäre heute, nachdem 54 Jahre darüber hingegangen sind, ganz unmöglich ohne die freiwillige Mitarbeit der Wissenden, die sich selber melden, sobald der gelegene Anlaß sich dazu bietet. Solch freiwillige Mitarbeit habe ich in reichem Maß erfahren. Die Vorträge über Kaiser Wilhelm I., die ich im Sommer 1896 vor den kaiserlichen Prinzen erst in Plön, dann auf Wilhelmshöhe in Gegenwart Ihrer Majestät der Kaiserin und Königin und ihres Hofes zu halten die hohe Ehre hatte, verschafften mir die Bekanntschaft mit Fräulein von Gersdorff, ihrer ersten Hofdame, und durch sie mit der Gräfin Oriola, deren Aufzeichnungen unseren Lesern bekannt sind. Gelegentlich einer Fortsetzung dieser Vorträge, die im Sommer 1897 in Plön stattfand, wurde ich mit Herrn Oberhofprediger Dryander bekannt, der mich auf die Daheimaufsätze von 1891 hinwies, und ein Vortrag in Elberfeld veranlaßte eine meiner Hörerinnen, mir die Beerend-Fintelmannschen Aufzeichnungen aus der „Täglichen Rundschau" 1890 zuzusenden, die, als ich darauf aufmerksam wurde, längst vergriffen waren und die, wenn sie jetzt nicht in dem rettenden Zusammenhange neu veröffentlicht wurden, vielleicht für immer verweht worden wären. Eine reiche Ernte aber von Zuschriften und Zusendungen aller Art hat mir das Erscheinen meiner eigenen Veröffentlichung ins Haus getragen, darunter einen Hinweis, dessen weiterer Verfolgung ich einen besonders wertvollen Beitrag zu verdanken habe. Ich meine die Haeringsche Aufzeichnung über die Dinge auf der Citadelle von Spandau, bei der Nachtfahrt nach der Pfaueninsel und während des Aufenthaltes daselbst in den Nacht- und Tagesstunden des 21. und 22. März 1848: Aufzeichnungen, von denen unsere Leser mit Überraschung Kenntnis nehmen werden.

Die erste Stimme, die sich unmittelbar nach Erscheinen der Septembernummer der Monatshefte vernehmen ließ, war eine öffentliche Einsprache gegen die Stelle in den Aufzeichnungen der Gräfin Oriola, wo diese von dem Zustande sprach, in dem am 20. März 1848 die aus Berlin zurückkehrenden Gardetruppen angekommen seien.

In der „Stralsundischen Zeitung" erschien am 3. September 1902 ein „Eingesandt", das folgenden Wortlaut hatte: „Richtigstellung über einige Punkte des Artikels ‚Neues über die Flucht des Prinzen von Preußen 1848' in Nr. 201 der ‚Stralsundischen Zeitung'. Der Unterzeichnete erlaubt sich seine wahrheitsgetreuen Erlebnisse aus den Märztagen 1848 in Berlin mitzuteilen. Vom 8. bis den 18. waren wir kriegsbereit ausgerüstet, weil wir stets die Nächte abwechselnd die Straßen abpatrouillieren mußten. Wir bekämpften vom Gendarmenmarkt aus die Gr. Friedrichstraße nach der Leipzigerstraße zu, hatten am 19. morgens die Straße bis zur Leipzigerstraße gesäubert, wo eine Ruhepause eintrat. Seine Majestät der König erschien zu Pferde. Nachmittags kam der Befehl, daß wir abrücken sollten, wo wir denn ohne Zwischenfälle um ½2 Uhr in die Alexanderkaserne einrückten. Da wir mehrere Nächte keinen Schlaf bekommen hatten, suchte jeder sobald wie möglich die Klappe auf. Am Abend ungefähr um 8 Uhr wurden wir alarmiert. Es war der Befehl gekommen, sofort aus Berlin auf die Dörfer zu marschieren. Wir gingen nach Französisch-Buchholz, aber stets mit Waffen und kriegsmäßig gepacktem Tornister. Am 20. März ging es nach Spandau, aber nicht, wie die Gräfin Oriola dem Herrn Professor Oncken mitteilte, aufgelöst und ohne Waffen, sondern mit Waffen, voll ausgerüsteter Armatur und geschlossen. So-

Bildnis. Skulptur von Willy Selke-Berlin.

fort in den Kasematten einquartiert, wurden die verschossenen Patronen ergänzt, und nach Verlauf von zwei Tagen gingen wir und das Franz-Regiment mit der Bahn nach Schleswig-Holstein gegen einen offenen Feind. Wenn nun die Gräfin Oriola die in Spandau einmarschierten Truppen, worunter auch ich war, als aufgelöst und waffenlos darstellt, so ist dies ein grober Irrtum. Keine Truppe von der Berliner Garnison ist damals fluchtartig ohne Waffen aus Berlin marschiert. Keine Truppe hat die Waffen gestreckt und sich gefangen gegeben. Es ist bedauerlich, daß auf eine ganz unzuverlässige Mitteilung einer Dame die Berliner Garnison von 1848, die ihre Schuldigkeit voll und ganz tat, durch Broschüren und andere Zeitschriften derartig verunglimpft wird. Ein Grenadier der 2. Kompanie Kaiser Alexander-Garde-Grenadier-Regiments im Jahre 1848."

In einer Zuschrift an die Schriftleitung der Monatshefte, der dies Inserat beigelegt war, bekannte sich als Verfasser desselben Herr Garduhn, derzeit wohnhaft zu Stralsund, welcher als ehemaliger Grenadier der zweiten Kompanie des Kaiser Alexander-Garde-Grenadier-Regiments im Jahre 1848 den Abdruck des Eingesandt in den Monatsheften verlangte, damit die „werten jungen Abonnenten Ihrer Monatshefte die reine Wahrheit erfahren und unser, der alten Soldaten von 1848, nicht mit Verachtung gedenken".

Eine Zuschrift ähnlichen Inhalts und Ursprungs ging mir selber unter dem 26. September 1902 zu aus Königsberg in Preußen von Herrn A. Kannacher, pensioniertem Sekretär der Kaiserlichen Universitäts- und Landesbibliothek zu Straßburg in Elsaß-Lothringen. Darin stehen die Worte:

„Ich war während der ganzen Revolutionszeit 1847/48 in Berlin und hatte Zeit und Muße, den Gang der Ereignisse zu beobachten; ich selbst habe an einer Barrikade am 18. März mitgearbeitet. Daß die Volkskämpfer sich tapfer gewehrt haben, beweisen die 189 Toten, die ich habe begraben sehen. Aber die Barrikaden wurden, wie kurze Zeit darauf die Düppeler Schanzen unter Wrangel, mit Hurra genommen, und von einer Lockerung des strammen preußischen Soldatengeistes zu sprechen, wäre Vermessenheit.

Das Militär war am 19. März morgens Herr der Stadt und verließ dieselbe nur auf Befehl des Königs. Mehrere von meinen Gefährten wurden als Gefangene unter militärischer Bedeckung nach Spandau transportiert. Wäre das Militär aufgelöst und entwaffnet gewesen, so wären die Gefangenen wohl davon gelaufen; denn sie waren über ihre Zukunft sehr beängstigt. An Ruhmredigkeit, die im krassen Widerspruche mit den Tatsachen stand, hat es im gemeinen Volke nicht gefehlt. Dieser Eindruck wirkte so stark auf mich ein, daß ich, als ich noch Zeuge der Entwürdigung wurde, wie es sich vor die Wagen der Polen spannte, um diese im Triumphe durch die Linden zu ziehen, den vorwurfsfreien Geist des preußischen Soldaten so hoch schätzte, daß ich bald darauf als Freiwilliger in die Armee eintrat."

Inzwischen hatte der Chef der Kriegsgeschichtlichen Abteilung II des Großen Generalstabes der Armee, Generalleutnant v. Leszczynski, im Militär-Wochenblatt Nr. 83 vom 20. September 1902 in einem Aufsatz „Zur Abwehr" öffentlich das Wort ergriffen, um das Mißverständnis aufzuklären, das der Gräfin Oriola ganz augenscheinlich begegnet war.

Auf Grund der epochemachenden Forschungen des Generals von Meyerinck („Die Tätigkeit der Truppen während der Berliner Märztage"; Beiheft zum Militär-Wochenblatt 1891), dem er bei der Sammlung seiner Quellen selber mit zur Hand gegangen war, stellte Leszczynski fest, daß die einzigen Gardetruppen, welche am Morgen des 20. März in Spandau eingerückt sind, die beiden Grenadier-Bataillone des Kaiser Alexander-Garde-Grenadier-Regiments waren, und daß diese, wie auch durch das Garduhnsche Eingesandt authentisch bestätigt wird, von Französisch-Buchholz herkamen, wo sie am Abend des 19. März Quartier bezogen und die Nacht zugebracht hatten. „Es ist sehr wahrscheinlich, daß der Prinz sie von der Citadelle aus einrücken gesehen, auch denkbar, daß ihr Anblick dem ritterlichen Herrn Tränen entlockt hat. Daß aber auch nur ein einziger, in Reih und Glied befindlicher Mann ‚ohne Waffen' gewesen, daß die Glieder sich unterwegs oder beim Einmarsch in Spandau gelöst hätten, ist eine Ausgeburt der Phantasie.

Nichts dergleichen hat sich ereignet; die Kommandeure und Offiziere haben ihre Leute fest in der Hand gehabt. Die beiden Bataillone standen bereits Anfang April, 14 Tage später, in Schleswig den Dänen gegenüber und haben hier vor dem Feinde ihre Schuldigkeit, würdig des preußischen Namens, getan. Hätten sie das gekonnt, wenn sie so kurz zuvor in einem Zustande der Auflösung und ohne Waffen gewesen wären? Aber sind am 20. März nicht doch am Ende Mannschaften in Spandau eingerückt, die aufgetöst und ohne Waffen waren? General von Meyerinck gibt auf diese Frage auf S. 165 seiner Schrift deutliche Antwort. Er schreibt: „Etwa 200 Mann verheiratete Unteroffiziere, Burschen ꝛc. (vom Alexander-Regiment), die in der Stadt wohnten, hatten nichts vom Ausmarsch ihrer Bataillone erfahren und wurden am folgenden Morgen (also am 20.) durch den Leutnant v. Rauchhaupt dem Regiment nachgeführt." Daß eine solche Abteilung keinen besonders kriegsmäßigen Eindruck macht, versteht jedermann; auch mögen sich zahlreiche Unbewaffnete darunter befunden haben. Nur diese 200 Nachzügler können es gewesen sein, die nach 50 Jahren der Einbildungskraft der Erzählerin als aufgelöste Regimenter ohne Waffen erschienen sind."

Ich glaube, daß dies die allein richtige Lösung der ganzen Frage ist und verfehle nicht, auch die von Leszczynski herangezogenen Worte hierherzusetzen, mit denen ein Zeitgenosse die ganz ausgezeichnete Haltung der preußischen Garden in dieser schwersten aller Proben bezeugt hat. Wolfgang Menzel, der nachmals weltbekannte Historiker, sagt in seinen Denkwürdigkeiten: „Ich sah am Sonntag (d. h. am 19. März) die Truppen abziehen, ein Regiment nach dem anderen, alle mit verhüllten Fahnen, stumm und unzufrieden, aber treu. Unter allen Schauspielen, die ich damals in Berlin sah, war dieses allein nobel, jedes andere war gemein und ekelhaft." Unter denen, welche sich als Veteranen der Garde verletzt gefühlt haben durch die Bemerkung der Gräfin Oriola, befindet sich auch der Stadtrat a. D. Dr. Loppe, der in einem aus Halle a/S. 27. August 1902 datierten Schreiben Verwahrung eingelegt hat gegen solche Verkennung der Garden. Er war 1847/48 stud. juris in Berlin, diente als Einjähriger beim 2. Garderegiment, stand auch d 18. März 1848 unter Waffen und begla bigt auch seinerseits aus eigener Anschauun daß die militärische Haltung der Gard glänzend war, also in der Tat „über all Lob erhaben", wie das König Friedri Wilhelm IV. in seinem Tagesbefehl sagt Hat die Gräfin Oriola auf der Citadel Spandaus Soldaten ohne Waffen gesehe so waren es höchstens einige Artilleriste welche auf den Wällen oder im benachbarte Feuerwerker-Laboratorium zu tun hatten Richtig ist, was die Dame vom wunde vollen Mondschein erzählt; denn der Mo ment ist mir unvergeßlich, wo der zwische dem 18. und 19. März verfinsterte, voll Mond über den brennenden Artilleriewagen häusern stand." — „Ehre den nicht be siegten Garden!" schließt er, und diesen Ruf wird sich jeder gute Patriot von Herze anschließen.

Zur Geschichte dieses 20. März, de der Prinz auf der Citadelle von Spanda zugebracht hat, ist mir durch Herrn General leutnant z. D. von Alten in einem: „Ber lin, 15. Oktober 1902" datierten Brief ein sehr wertvoller Beitrag zugegangen, de auf die Frage Antwort gibt: Wo hat sic der Prinz von Preußen aufgehalten in den Abendstunden des 20. März, nachdem e die Citadelle verlassen und ehe er die nächt liche Wagenfahrt zu der Stelle des Havel ufers antrat, an welcher er den Kahn be stieg, durch den er nach der Pfaueninse hinüberbefördert wurde?

Excellenz v. Alten schreibt: „Mein Vater der sich in langen Dienstjahren in der Pots damer Garnison das Vertrauen und da Wohlwollen des Prinzen von Preußen er worben hatte und dem hohen Herrn gegen über von tiefer Dankbarkeit erfüllt war — hatte dieser doch durch seine Freigebigkei die pekuniären Schwierigkeiten aus den Wege geräumt, die der Verbindung meine Eltern im Wege standen — stand 184 als Premierleutnant beim Garde-Reserve Infanterie-Regiment in Spandau und nahm als Oberstleutnant und Kommandeur des 7. Ostpreußischen Infanterie-Regiments Nr. 44 im Jahre 1860 den Abschied Kurz vor seinem Tode, im März 1867, vertraute er mir an, daß er den Prinzen in der Nacht vom 20. zum 21. März 184 in seiner Wohnung beherbergt habe. Mein

Vater hatte bei der Ankunft des Prinzen den Wachdienst in der Citadelle von Spandau und war der Erste, der ihn dort empfing. Aus seinen persönlichen Beziehungen ist es erklärlich, daß er auch nach Beendigung des Dienstes am 20. mittags dienstbereit in der Nähe des Prinzen blieb. Die genauen Einzelheiten, wie sie mein Vater mir berichtete, sind mir nach so langer Zeit nicht mehr erinnerlich, nur entsinne ich mich, daß *mein Vater mit dem Prinzen nach Einbruch der Dunkelheit am 20. März abends in unsere Wohnung gefahren ist und daß der Prinz sich hier zur Ruhe begeben* hat. Ich glaube auch angeben zu können, daß mein Vater als Grund dafür, daß der Prinz die Citadelle verlassen habe, anführte, man sei in der Citadelle besorgt gewesen, es könnte ein Auslieferungsbefehl des Königs oder dergleichen — ein Befehl, der die geplante Weiterreise verhinderte, eintreffen. War der Prinz alsdann nicht in der Citadelle, so war der Kommandant der Verantwortlichkeit enthoben. Mein Vater fügte seiner Mitteilung die Mahnung hinzu, daß ich den nunmehrigen König Wilhelm I. niemals an die Angelegenheit erinnern möge. Der Dienst, den er dem geliebten Herrn einst habe leisten dürfen, solle seinen Söhnen kein Anrecht auf dessen Gnade oder Erkenntlichkeit geben. Aus der Art und Weise jedoch, mit der der König sich gegen mich persönlich später über meinen Vater äußerte, geht hervor, daß er in seinem Herzen ihn nicht vergessen hat, wenn er auch jene Zeit nicht ausdrücklich erwähnt hat.

Meine noch lebende Mutter, die sich volle Geistes- und Gedächtnisfrische bewahrt hat, ergänzte vor einigen Wochen auf Grund meiner Fragen jene Mitteilungen meines Vaters wie folgt, nachdem sie mir dieselben Angaben schon früher mehrmals gemacht.

Am 20. März vormittags erhielt sie unerwartet den Besuch ihrer Mutter, die von Potsdam kam, weil mein Großvater in seiner dortigen entlegenen Wohnung sie nicht für ungefährdet hielt, während er selbst durch seinen Dienst verhindert war, für sie zu sorgen. (Er war damals Major bei der Gendarmerie.) Meine Mutter teilte dies meinem in der Citadelle weilenden Vater brieflich durch Boten mit, der ihr nachmittags mit einem flüchtig geschriebenen Zettel die Weisung schickte, sofort mit dem Besuch, mit uns Kindern (d. h. ich selbst und ein jüngerer Bruder) und mit dem Dienstmädchen die Wohnung zu verlassen und nach Potsdam zu fahren. Zu einer Aufklärung blieb keine Zeit, und die Frauen nahmen an, daß mein Vater schwerwiegende Gründe haben müsse, seine Familie und seine Schwiegermutter, die eben erst seinen Schutz aufgesucht, zu entfernen. In jenen erregten Tagen war man, wie meine Mutter angibt, auf das Unmögliche gefaßt."

Das Verdienst, das sich dem Vorstehenden zufolge der damalige Oberleutnant v. Alten um den Prinzen von Preußen am 20. März erworben hat, war bisher gänzlich unbekannt. Vielleicht trägt das Bekanntwerden dieses Zwischenfalles zu weiterer Aufhellung der ganzen Sache bei, wie er selber durch schon bekannte Einzelheiten Licht empfängt. Sachliche Gründe, die Angabe für unglaubwürdig zu halten, liegen nicht vor. Denn nach der Fahrt zur Wohnung des Oberleutnants v. Alten, die nach „Einbruch der Dunkelheit", d. h. zwischen 7 und 8 Uhr abends, erfolgt sein soll, bleibt nicht nur für ein Ruhestündchen daselbst, sondern auch für die mehrstündige Nachtfahrt mit den Damen havelabwärts nach der Pfaueninsel Zeit genug übrig, die, wie wir sehen werden, mit sehr erheblicher Verspätung etwa $10^1/_2$ Uhr begonnen und erst gegen 3 Uhr morgens zum Ziel geführt hat.

Der Abend des 20. März war sowohl in Berlin als in Spandau ein sehr bewegter. In Berlin vernahm man in den festlich beleuchteten Straßen plötzlich Schreckensrufe wie die: „Zu den Waffen! Verrat! Die Russen kommen, sie sind schon am Schönhauser Tor! Der Prinz von Preußen rückt mit einer Armee ins Hallesche Tor ein!" Die Barrikaden schossen wieder wie Pilze aus der Erde. Die Bürgerwehr marschierte in Waffen auf, und erst, als nirgends ein Feind zu sehen war, sah man ein, daß alles ein blinder Lärm gewesen.*) In Spandau aber hielt zur selben Stunde der Volksredner Assessor Jung eine Volksversammlung ab und forderte vor einer lärmenden Menge die Auslieferung des Prinzen, während dieser mit seinen Damen im

*) Streckfuß: Fünfhundert Jahre Berliner Geschichte. 2. Aufl. S. 1017.

Hintergrunde durch die Stadt nach der Ueberfahrtsstelle an der Havel fuhr. Die selbstverständlichen Vorspiele solcher Dinge muß man gegenwärtig haben, um zu verstehen, daß der Prinz selbst auf der Citadelle von Spandau sich nicht mehr sicher fühlte, sondern den einbrechenden Abend benutzte, um unbemerkt in der Privatwohnung des Oberleutnants v. Alten unerreichbar zu werden und nach ein paar Stunden des Ausruhens die Nachtfahrt nach der Pfaueninsel anzutreten.

Bei allem, was diese letztere anging, ist der damalige Oberst von Döring der immer wache und tätige Schutzgeist des Prinzen. Er ist uns schon einmal begegnet, nämlich bei der Begrüßung der Prinzessin Augusta auf der Citadelle, an der er mit dem Major v. Steinmetz teilgenommen hat; denn er und kein anderer ist der „Stabsoffizier", dessen Name in dem Manuskript der Gräfin Oriola fälschlich „Düring" geschrieben ist; ein Schreibfehler, auf den ich erst nachträglich durch eine auch sonst belehrende Zuschrift eines ausgezeichneten Militärschriftstellers aufmerksam gemacht worden bin.

Über diesen Döring finde ich in dem Buche von Thilo Krieg: „Wilhelm von Doering, k. preußischer Generalmajor. Ein Lebens- und Charakterbild" (Berlin 1898, S. 242—243), zwei Schriftstücke; das eine ist vom Prinzen an ihn selbst gerichtet, das andere von Kaiser Wilhelm über ihn an den Minister des Innern. Der erste Brief, der „Schloß Babelsberg 22—9—48" datiert ist, lautet wie folgt: „Sie werden glauben, daß ich Sie vergessen habe, da ich Ihnen nicht für Ihre Meldung dankte. Der Schein ist gegen mich, nicht so die Sache! Ihre Beförderung hat mich sehr gefreut, wenngleich ich damals noch ungern Sie von — uns — scheiden sah! Denn damals rechnete ich mich noch zu unserem Corps! Auch das ist nun anders!

Unser gegenseitiges Andenken erlischt nicht und bedarf keines äußeren Zeichens. Wohl aber hat das Schicksal uns in jener verhängnisvollen Nacht zusammengeführt, wo Sie mir Beistand leisteten, sowie den ganzen Tag über. Freilich sucht man nur gute und schöne Augenblicke der Erinnerung aufzubewahren; indessen Momente des Trübsals, die durch Treue und Anhänglichkeit erhellt werden, sind für mich ebenso wichtig! Daher sende ich Ihnen beifolgenden einfachen Dienstdegen, dem ich aber das verhängnisvolle Datum und meine Chiffer gesellte, damit es Sie erinnern möge an jene Stunden, wo die Teilnahme eines tapferen Offiziers und eines hochgeschätzten Untergebenen mir Stärkung gewährte!

Gott möge uns schützen und Sie vor Unglück bewahren! Ihr

Prinz v. Preußen.

Gestern sah ich Ihr altes Regiment zum 1ten Male wieder in vortrefflicher Haltung mit der Musik."

Der Ehrendegen, der dieses Schreiben begleitete, hat ein schwer vergoldetes Gefäß. Das Stichblatt trägt auf der einen Seite das Datum „20. März 1848", auf der anderen den verschlungenen Namenszug „P. v. P."

Der also Geehrte war längst nicht mehr unter den Lebenden, als aus Anlaß eines Gesuches, welches unter dem 6. November 1880 der damalige Oberstleutnant und Kommandeur des Kadettenhauses Wahlstatt Gustav v. Döring an den Minister des Innern gerichtet hatte, am 19. 11. 80 Kaiser Wilhelm eine Kabinettsordre erließ, in der wir die Worte lesen: „Der verstorbene Gen.-L. v. Döring und dessen bei Bionville gefallener Sohn Gen.-Maj. v. Döring sind mir persönlich bekannter gewesen als viele andere Offiziere. Ersterer war 1848 Comdör: des damaligen Garde-Reserve-Landwehr-Regiments in Spandau. Er hatte stets einen ausgezeichneten Ruf, und mit Recht, als Offizier. Als ich am 19. März 1848 Berlin verlassen mußte und Spandau passierte, verdanke ich dem damaligen Oberst von Döring meine persönliche Sicherheit während des 20. März und meine gesicherte weitere Reise durch große Umsicht und Hingebung." —

An demselben 22. September 1848, an welchem der Prinz von Preußen des Obersten v. Döring so ehrend gedachte, sandte er aus derselben Veranlassung den beiden Leutnants Haering und Rode Dankbrief und Degen zu.

Der Text des Dankbriefes an Haering lautet wie folgt:

„Schloß Babelsberg 22—9—48.

Sie haben mir in jener verhängnisvollen Nacht einen so edlen Beweis Ihrer

Professor Heinrich Zügel. Porträtzeichnung von Prof. Leo Samberger-München.

Hingebung und Ihrer Tatkraft gegeben, daß ich Ihnen dafür während meines ganzen Lebens verpflichtet und dankbar bleibe! Als Erinnerung an jene schweren Stunden nehmen Sie beifolgenden Degen gütigst an, der Ihnen durch das angebrachte Datum und meine Chiffer das Andenken an eine edle Tat vergegenwärtigen möge. Ihr

Prinz v. Preußen.

An den Ingenieur-Leutnant Haering."

Wörtlich ebenso lautet das andere Schreiben, nur daß die Adresse lautet: „An den Artillerie-Leutnant Rode." Den Degen des Erstgenannten trägt der Sohn des Empfängers, Herr Oberleutnant Haering im Infanterie-Regiment Nr. 163, heute noch, täglich im Dienst und außer Dienst, da er durch Kabinettsordre vom Oktober 1896 hierzu ermächtigt ist. Es ist der alte Infanteriedegen; auf der äußeren Seite des Stichblattes sind die Buchstaben „P. v. P." verschlungen eingegraben, auf der inneren steht: den 20^{t} — 21^{t} März 1848.

Genau so ist auch der Ehrendegen für Rode mit Datum und Inschrift ausgezeichnet; beide sind von dem für den Oberst v. Döring nur durch den Zusatz im Datum unterschieden; die beiden Leutnants werden nicht bloß an den 20., sondern auch an den 21. März erinnert; warum? werden wir sogleich sehen.

Der Wagen, in welchem der Prinz mit seinen Damen am Abend des 20. März durch die Stadt Spandau bis zur Abfahrtstelle nach der Pfaueninsel fuhr, wurde, wie uns die Gräfin Oriola schon früher erzählt hat, gelenkt von einem als Kutscher verkleideten Leutnant v. Tietzen, über den mir mein verehrter Freund, Horst Kohl, schreibt:

„Hugo von Tietzen war Sohn des Generals der Kavallerie und kommandierenden Generals des V. Armeekorps von Tietzen und Hennig, dessen Schwester Henriette v. T. u. H. Urgroßmutter meiner Frau ist. Diese Henriette v. T. u. H. war nämlich vermählt mit einem Herrn von Berndt auf Comptendorf, dessen Tochter Helene von Berndt verheiratete sich mit meinem Schwiegervater, der übrigens als Bruder meiner Mutter mein Onkel war, dem Rittergutsbesitzer Arthur Meurer in Rademeise und Papproth (Niederlausitz). Die anderen Söhne des Generals v. T. u. H. hießen Arthur, Konrad, Siegfried und Heinrich. Die ersten drei haben ebenso wie Hugo dem preußischen Staate als Offiziere in höheren und höchsten Stellen gedient. Hugo v. Tietzen und Hennig starb als Kommandant von Nancy 1870. Meine Frau hat noch den Onkel General und seine Söhne kennen gelernt, ich selbst nur Arthur v. T. u. H., mit dem ich jahrelang mündlich und schriftlich verkehrt habe."

Die Ereignisse, die sich auf der Fahrt zur Pfaueninsel, auf dieser selbst zugetragen haben und die früher ganz unbekannten persönlichen Erlebnisse der beiden Leutnants Haering und Rode werden durch die unten folgende Veröffentlichung in ein neues Licht gerückt; von den dann folgenden Ereignissen werden nur folgende durch nachträgliche Einsendungen berührt.

Der gräflich Voßsche Rechnungsführer Georg Weiß war, wie wir gesehen haben, am 23. März dem Prediger Behrens behilflich gewesen, um dem Prinzen auf dem Rittergut Stavenow die frischen Pferde zu schaffen, die für die Fahrt nach Perleberg-Warnow und über die mecklenburgische Grenze nötig waren. Auch dieses Mithelfers in der Not hat der Prinz gedacht, indem er ihm am 18. Oktober 1848 ein Paket sandte, welches erstens einen Brief, zweitens fünf Dukaten und drittens eine Büste enthielt.

Das Schreiben lautete:

„Schloß Babelsberg, d. 18. Oktober 1848.

Für die Bereitwilligkeit, mit welcher Sie Meiner Reise am 23. März d. J. behilflich waren, sende Ich Ihnen aus wahrer Dankbarkeit Meine Büste, damit Sie Sich stets Ihrer patriotischen Handlung bewußt bleiben. Ihr

Prinz von Preußen.

An den gräflichen Rechnungsführer Herrn Georg Weiß, Stavenow bei Perleberg.

NB. Für den Kutscher, der Mich gefahren hat, sende fünf Dukaten."

Außerdem ist Herr Weiß später durch Verleihung des Kronenordens ausgezeichnet worden — wie mir sein Sohn, Herr Richard Weiß in einem sehr freundlichen Briefe d. d. Rixdorf bei Berlin 5./11. 02 (Knesebeckstraße 149 I) mitteilt.

Einer vom 31. Sept. 1902 datierten Zuschrift des Herrn Albert Lüdemann, der in Hamburg wohnt, danke ich die Mitteilung, daß der Leibkämmerer des Herzogs Gustav von Mecklenburg, welcher am 24. März den Prinzen von Preußen und

den Herzog nach der Eisenbahnstation Hagenau gefahren hat, Müller hieß und seinen Lebensabend in Ludwigslust verbracht hat. In den siebziger Jahren ist Kaiser Wilhelm I. jeden Herbst zu den Hochwildjagden nach Ludwigslust ins Schloß des Großherzogs Friedrich Franz II. gekommen, und hier war es auch, wo der Kaiser 1879 darauf aufmerksam gemacht wurde, der Leibkutscher Müller lebe noch als pensionierter Beamter in Ludwigslust. Zur Erinnerung an den 24. März 1848 erhielt der Leibkutscher eine goldene Uhr mit Kette mit dem Namenszug des Kaisers.

„Ich bin geborener Ludwigslustер," schreibt Herr Lüdemann, „und habe dies Geschenk selbst gesehen und verbürge mich daher gerne für dies Faktum."

Über das rettende Eingreifen des Eisenbahnbaumeisters Fritze auf der Fahrt zwischen Hagenau und Bergedorf ist mir aus Schwerin i. M. im Oktober des Jahres 1902 von seiten des Herrn Stadtbaudirektors a. D. H. W. C. Hübbe eine Mitteilung zugegangen, welche unseren Text ergänzt und bestätigt. Er selbst schöpft dabei teils aus eigener Erinnerung, teils aus den oftmals gehörten Erzählungen seines Vaters, Heinrich Hübbe, welcher bis 1858 als Wasserbaudirektor in Hamburg angestellt war und 1871 als vortragender Rat im k. preußischen Ministerium der öffentlichen Arbeiten verstorben ist. „Der von der bevorstehenden Reise des Prinzen von Berlin aus benachrichtigte Eisenbahndirektor Guido Wolf in Hamburg, Stiefschwiegervater des verstorbenen Professors Heinrich Geffken, hatte mit einigen Freunden über ein gesichertes unauffälliges Absteigequartier des Prinzen während seines die Abfahrt des englischen Dampfschiffes abwartenden Aufenthaltes in Hamburg beratschlagt und alsdann die ihm unterstellten Betriebsbaumeister Fritze in Ludwigslust und Friedrich Hoffmann (vor kurzem in Siegersdorf verstorben) beauftragt, dem Prinzen auf der Fahrt den — uns schon bekannten — Vorschlag zu machen, er solle den Bahnzug kurz vor der Einfahrt in den Hamburger Bahnhof beim Kreuzen eines damals noch wenig angebauten Weges in Hammerbrook so langsam fahren, daß ein während der Dunkelheit unbemerkbares gefahrloses Aussteigen aus dem Zuge möglich sei, und von hier sollte der Prinz den noch fast unbebauten Schulzenweg hinauf nach dem an der Ecke dieses Weges und der Straße am Hühnerposten belegenen Hause meines Vaters geführt werden, welcher alles zur Aufnahme des Prinzen Erforderliche in diesem seinem außerhalb des damals noch vorhandenen Tores in der Vorstadt St. Georg belegenen Hauses vorbereitet und auf die unbemerkbare Beförderung desselben von dort auf das im Hafen vor der Vorstadt St. Pauli liegende englische Dampfboot John Bull, Kapitän Corbin, durch ein ihm unterstelltes Hafenbauboot mitgeplant hatte."

Dieser Plan ist, wie wir gesehen haben, durch den Prinzen selbst durchkreuzt worden. Nicht erst vor dem Bahnhof hat der Prinz den Bahnzug verlassen, sondern schon auf Station Bergedorf und in der dortigen Wirtschaft mit den Ingenieuren zu Abend gegessen. Von hier an widersprechen sich die Angaben. In unserem ersten Artikel sind wir der Angabe gefolgt, wonach der Prinz in dem Gasthaus zu Bergedorf nach dem Abendessen in einem Nebenzimmer des Speisezimmers um Mitternacht zur Ruhe gegangen und gegen Morgen durch eine Equipage der preußischen Gesandtschaft abgeholt worden sei. Hiernach hätte er gar nicht in Hamburg, sondern in Bergedorf übernachtet, aber aus Hamburg ist mir unter dem 30. September durch die Güte des Herrn Lüdemann ein Zeitungsausschnitt aus dem „Hamburgischen Correspondent" zugegangen, welcher wörtlich lautet: „Das Haus Nr. 2 auf dem Hopfenmarkt, in dem 1848 der Prinz von Preußen übernachtet und das er am 24. März durch eine Hintertür verließ, um durch das Fleet mit einem Boot nach Neumühlen an Bord des nach England bestimmten Dampfers zu fahren, soll in den nächsten Tagen abgebrochen werden, um einem großen Kontorhof Platz zu machen. Im Treppenbau des Gebäudes befindet sich noch eine Tafel mit der Aufschrift: ‚Zur Erinnerung an den 24. März 1848'."

Hiernach hätte der Prinz nicht in Bergedorf und auch nicht auf der preußischen Gesandtschaft, sondern in dem Privathaus Nr. 2 auf dem Hopfenmarkt in Hamburg die Nacht zugebracht und wäre von hier aus auf offenem Boot durch das Fleet nach dem Dampfer John Bull gefahren worden. Damit stimmt die Mitteilung des Herrn

Lüdemann vom 31. August, er sei aus Hamburg auf der Schute des Ewerführers B. zwischen Warenballen versteckt ans Schiff befördert worden; B. habe dafür s. Z. einen preußischen Orden erhalten. Unter Schute verstehen die Hamburger ein offenes Fahrzeug (Kahn), worin Kisten und Ballen vom Speicher längsseits der Schiffe befördert werden.

Gewiß ist, daß bei der Wahl des Nachtquartiers des Prinzen wie bei seiner Beförderung nach dem John Bull alles wie bisher wird vermieden worden sein, was geeignet war, Aufsehen zu machen. Wir wissen, daß auf dem Bahnhof infolge des bloßen Gerüchtes, er sei mit dem Zuge angekommen, ein Drängen und Toben entstand, das, wenn er wirklich da gewesen wäre, in Mord und Totschlag sich entladen haben würde. Wir wissen ferner, daß noch am 9. Juni 1848 der k. Hofschauspieler Louis Schneider dafür, daß er in seiner Eigenschaft als Landwehrunteroffizier am 21. Mai in einer Landwehrmännerversammlung zu Berlin ein Hoch auf den Prinzen Wilhelm von Preußen ausgebracht, bei seinem Auftreten auf dem Thaliatheater in Hamburg von einer durch Berliner Demagogen aufgehetzten Pöbelbande bei einem Haar ermordet worden wäre.*) Wir können uns also leicht vorstellen, wie es dem Prinzen ergangen sein würde, wenn er in einer Equipage der preußischen Gesandtschaft auf dem Wege zur Wohnung des Gesandten oder von da zur Abfahrtsstelle des Dampfers John Bull erkannt worden wäre. Demgemäß spricht alles dafür, daß der Prinz in der Nacht vom 23./24. März von einem wahrscheinlich durch die Gesandtschaft besorgten Wagen in Bergedorf abgeholt, nach dem Hause Nr. 2 am Hopfenmarkt befördert worden ist, wo er den Rest der Nacht zugebracht hat. Von hier ist er am 24. nach Neumühlen und alsdann an Bord des Dampfers John Bull gekommen; sonst wäre er dorthin, wenn überhaupt, nicht ohne Zwischenfälle gelangt, von denen die Öffentlichkeit Kenntnis bekommen hätte.

Schließlich sei hier noch einer Postkarte gedacht, die mit dem Datum: „Reval, den 22. August (4. Sept.) 1902" an mich gelangt ist und die, obwohl sie anonym ist, zur Kenntnis unserer Leser kommen soll. Es heißt darin: „Ich bin gespannt, ob Sie der Aufnahme am hannoverschen Hof bei Ernst August gedenken, wo in hannoverschen Kreisen schon vor 66 der Ausspruch erzählt wurde, daß der König von Preußen beim Abschiede sagte: ‚Wie soll ich Dir diesen Liebesdienst vergelten?' Der König Ernst August soll darauf geantwortet haben: ‚Nimm Dich meines blinden Sohnes an.' Nach 1866 schlugen die Welfen aus dieser Sache Kapital, und es gab keinen Bauern, der diese Geschichte nicht kannte." Neu war mir das Märchen von einer persönlichen Zusammenkunft des Prinzen von Preußen mit dem König Ernst August von Hannover nicht. Schon im Jahre 1896/97, als ich meine Festschrift „Unser Heldenkaiser" schrieb, hatte sich ein jüngerer Beamter der Provinz Hannover im Namen mehrerer Alters- und Amtsgenossen brieflich an mich gewendet mit der Bitte, ihm und seinen Freunden Auskunft geben zu wollen über die Frage, ob eine solche Zusammenkunft stattgefunden habe oder nicht? Ich antwortete sofort, von einer solchen Zusammenkunft vernehme ich das erste Wort; nach allem aber, was mir über die Flucht des Prinzen von Preußen bekannt sei, müsse ich die Frage unbedingt verneinen. Damals war mein Urteil nur eine Behauptung, jetzt ist es erwiesene Gewißheit. Der Prinz von Preußen hat in den Märztagen 1848 keine Scholle hannoverscher Erde betreten und ist auch an keiner anderen Stelle weder mit Ernst August selbst noch mit einem Beauftragten desselben in irgend welche Berührung gekommen.

Der Aufsatz des Majors Haering, der nunmehr zum Abdruck gelangt, gibt am Schluß eine höchst merkwürdige Enthüllung, die das politische Gebiet berührt. Es war bisher auch gänzlich unbekannt, daß Freiherr Georg von Vincke, der berühmte Redner des vereinigten Landtags, am 21. März 1848 im tiefsten Geheimnis mit Lebensgefahr auf der Pfaueninsel erschienen ist, um im unmittelbaren Auftrag Sr. Majestät des Königs dem Prinzen von Preußen einen Befehl zu überbringen, von dem erst jetzt die Rede ist und der alsbald am Abend des 22. März zur Ausführung gelangt, der Befehl nämlich, dem befreundeten englischen

*) Louis Schneider. Aus meinem Leben II (Berlin 1849) S. 45 ff., S. 110 ff.

Hof über die Ereignisse der Märztage Aufschluß und Erklärung zu geben, d. h. durch eine Reise nach England darüber allgemeine Beruhigung zu geben, daß er weder bei den Garden noch bei den Russen, also in keiner Weise sich auf den Wegen bewaffneter Gegenrevolution befinde.

Der durch den Herrn von Vincke überbrachte Befehl des Königs hat ohne Zweifel den Hauptgegenstand der Unterredung mit dem Prinzen gebildet, da diese aber, wie Haering ausdrücklich bezeugt, eine Stunde gedauert, und da wir noch eine andere sehr wichtige Frage kennen, die damals beide Männer beschäftigt hat, so wird es nicht zu gewagt sein, anzunehmen, daß das Gespräch sich auch auf sie erstreckt haben wird.

Unser einziger Gewährsmann für diesen Zwischenfall ist Fürst Bismarck, der in seinen „Gedanken und Erinnerungen" (I 36/37) erzählt:

„Während der zweite vereinigte Landtag zusammentrat (d. h. Anfang April 1848), nahm Georg v. Vincke im Namen seiner Parteigenossen und angeblich in höherem Auftrage meine Mitwirkung für den Plan in Anspruch, den König durch den Landtag zur Abdankung zu bewegen und mit Übergehung, aber im angeblichen Einverständnis des Prinzen von Preußen eine Regentschaft der Prinzessin für ihren minderjährigen Sohn herzustellen. Ich lehnte sofort ab und erklärte, daß ich einen Antrag des Inhalts mit dem Antrage auf gerichtliches Verfahren wegen Hochverrats beantworten würde. Vincke verteidigte seine Anregung als eine politisch gebotene, durchdachte und vorbereitete Maßregel. Er hielt den Prinzen wegen der von ihm leider nicht verdienten Bezeichnung ‚Kartätschenprinz' für unmöglich und behauptete, daß dessen Einverständnis schriftlich vorliege. Damit hatte er eine Erklärung im Sinne, welche der ritterliche Herr ausgestellt haben soll, daß er, wenn sein König dadurch vor Gefahr geschützt werden könne, bereit sei, auf sein Erbrecht zu verzichten. Ich habe die Erklärung nie gesehen, und der hohe Herr hat mir nie davon gesprochen. Herr v. Vincke gab seinen Versuch, mich für die Regentschaft der Prinzessin zu gewinnen, schließlich kühl und leicht mit der Erklärung auf, ohne Mitwirkung der äußersten Rechten, die er als durch mich vertreten ansah, werde der König nicht zum Rücktritt zu bestimmen sein. Die Verhandlung fand bei mir im Hotel des Princes, parterre rechts, statt und enthielt beiderseits mehr, als sich niederschreiben läßt."

8. Aufzeichnungen des Major a. D. Haering über die Tage vom 18.—22. März 1848.

Im Monat März des Jahres 1848 stand ich als Premierleutnant des Ingenieurkorps für den Fortifikationsdienst in Spandau in Garnison, als die berüchtigten Märztage hereinbrachen, und was diese an Schmach in der Geschichte meines Vaterlandes bedeuten, wird erst von den nachwachsenden Generationen erkannt werden.

Welche Unsicherheit herrschte, welche Mißgriffe begangen wurden, alles das gehört nicht in diese Darlegungen, nur ein Ereignis, welches mich persönlich betrifft, will ich hier darlegen.

Der 18. März mit seinen revolutionären Zuständen in Berlin, seinem blutigen Ausgange ꝛc. war vorüber, das gesamte Militär Berlins hatte auf Befehl des Königs die Stadt verlassen und lag im Umkreis auf den Dörfern und in Spandau, als am 19. nachmittags plötzlich ein Kabinettskurier in der Festung erschien, der eine schwarz-rot-gelbe Flagge mit dem Befehl an den Kommandanten, Oberst Weigandt von der Artillerie, überbrachte, diese auf dem Juliusturm zu entfalten.

Die Festung war schon am 18. nachmittags vom Kommandanten auf Befehl des Gardegeneralkommandos in Belagerungszustand erklärt worden, die preußische Flagge wehte vom Juliusturm der Citadelle.

Mich traf am erwähnten Nachmittag der Citadelldienst. Gegen 4 Uhr wurde ich zu meinem Platzingenieur, dem Major Senff, auf den Hof gerufen.

In Gegenwart sehr vieler herumstehender Gardeoffiziere der nach Spandau versetzten Bataillone, erteilte er mir den Auftrag, die soeben mit dem Kurier angelangte Flagge auf dem Juliusturm hissen zu lassen.

„Auf wessen Befehl, Herr Major," fragte ich, „soll sie aufgezogen werden?"

„Auf Befehl des Herrn Kommandanten!"

„Diese Flagge, Herr Major," entgegnete ich, „ist mir unbekannt, so viel ich weiß,

als Zeichen der Demagogen in Preußen sogar verboten. Nur auf einen schriftlichen Befehl des Herrn Kommandanten werde ich diese schwarz-rot-goldene Fahne aufziehen, denn die Festung befindet sich im Belagerungszustand."

„Aber wozu diese sonderbare Förmlichkeit, Herr Leutnant," schnauzte mich der Platzingenieur an, „es ist jetzt nicht die Zeit zu unnützen Schreibereien. Hier stehen viele Kameraden, die es hören, daß ich Ihnen den Befehl im Namen des Kommandanten überbringe."

Mich begann dieses Anschnauzen vor so vielen Zuhörern zu ärgern, deshalb trat ich, die Hand an der Mütze, dicht an den Major heran und äußerte:

„Herr Major, diese Herren sind morgen vielleicht nicht mehr im Ort, liegen vielleicht übermorgen irgendwo tot; mir fehlen dann für spätere Zeiten der Verantwortung alle Zeugen. Ohne einen schriftlichen Befehl hisse ich diese Flagge nicht auf dem Juliusturm. Begehe ich damit Ihrer Meinung nach Ungehorsam, dann bestrafen Sie mich."

Der Platzingenieur ging hierauf mit der Flagge in die Wohnung des Kommandanten hinauf, während die herumstehenden Kameraden an mich herantraten und durch Worte meine Handlungsweise vollständig billigten.

Das Ende der Episode war, daß zwei Sträflinge aus einer der Kasematten unter einem Wallmeister zwei Stangen auf der einen Bastion errichteten, an denen dann die schwarz-rot-gelbe Flagge neben der preußischen derart gehißt wurde, daß letztere die erstere weit überragte, da die Stangen ungleiche Höhe hatten. Der Juliusturm blieb verschont.

An demselben Nachmittag sprach man bereits in Offizierkreisen davon, daß eine dem Thron sehr nahe stehende Persönlichkeit nebst Gemahlin in der Citadelle angelangt und in der Kommandantur abgestiegen sei. Daß letztere etwas Ungewöhnliches beherberge, ließ sich aus den vielen Generalstabs- und Ordonnanzoffizieren, die nicht zur Garnison gehörten, ersehen, die hastig treppauf, treppab stürmten.

Mich traf am Nachmittag des 20. März wieder Citadelldienst, und während ich auf dem Hofe mit dem Hauptmann v. Plaien (Gardeartillerie) plauderte, wurde ich durch den Platzmajor plötzlich zum Kommandanten ins Bureau gerufen. Dort trat mir der Leutnant Rauchfuß, von der Feuerwerksabteilung der Artillerie, mit sehr bedeutungsvollem Winken und dem Finger am Munde, zum Zeichen des Schweigens, entgegen. Er war mir ein sehr lieber Kamerad, wir hatten als Fähnriche die vereinigte Artillerie- und Ingenieurschule in Berlin besucht. Während der Dauer des Belagerungszustandes hatte ihn der Kommandant zu seinem persönlichen Adjutanten gewählt, und Rauchfuß war gerade der passende Mann, um die behufs Verproviantierung der Festung hereinströmenden Bauern in Ordnung zu halten.

Schweigend führte mich Rauchfuß an ein Schreibpult, ergriff Feder und Papier und fragte mich schriftlich, ob ich ein gutes Boot in kurzer Zeit so disponibel machen könne, um mit ihm sofort nach erhaltener Ordre havelabwärts gehen zu können.

Mit meiner schriftlichen bejahenden Antwort unter dieser Frage, entfernte er sich in ein Nebenzimmer.

Bald darauf erschien er jedoch wieder in Begleitung des Kommandanten, Obersten Weigandt, und des Kommandeurs des damaligen Garde-Reserve-Regiments, Oberst v. Döring. Abermals mit dem Finger am Munde, legte mir Rauchfuß ein Blatt Papier vor, auf dem folgende Fragen standen, die ich eigenhändig zu beantworten hatte:

1. Wann das Boot disponibel sein könne?

2. Wo es — ungesehen von fremden Augen — zu besteigen sei? Ob dies nicht in der Festung möglich sei?

3. In welcher Zeit ich mit dem Boot in der Nähe von Pichelsdorf sein könne, um dort das Besteigen ohne Aufsehen zu ermöglichen?

4. Ob ich Ruderhilfe bedürfe und wie diese zu beschaffen wäre?

5. Ob ich willens sei, eine dem Thron nahe stehende Persönlichkeit in diesem Boot zur Pfaueninsel zu bringen und bis auf weiteres in deren unmittelbarer Nähe zu bleiben?

6. Ob ich die erwähnte Persönlichkeit nötigenfalls mit Aufbietung aller Kräfte und des Lebens gegen Gefahr schützen wolle?

7. Ob in dem Boot noch vier bis fünf Personen Platz fänden, die als Begleiter

der ad 6 erwähnten Persönlichkeit mitzugehen wünschten?

Ich erinnere mich dieser Fragen fast wörtlich. Mit meinen schriftlichen Antwarten unter jeder Frage begab sich Oberst v. Döring wieder in das Nebenzimmer, während der Kommandant in sichtbarer Unruhe im Bureauzimmer auf- und niederging. Inzwischen wechselte ich — alles schriftlich — mit dem Leutnant Rauchfuß nach mehrere untergeardnete Fragen und Antwarten.

Welche Wichtigkeit auch dieser ganzen Karrespandenz beigelegt wurde, ersah ich daraus, daß der Kammandant nach dem Lesen jedes Schnitzelchen Papier sargfältig am Licht verbrannte.

Der Abend war inzwischen herangekommen.

Wohl eine starke Viertelstunde war vergangen, als der Oberst v. Döring in Begleitung zweier Stabsaffiziere der Garde du Corps, die mir jedach fremd waren, wieder ins Bureauzimmer trat und mich dann unter Abforderung des Ehrenwartes und Handschlages feierlich vor den herumstehenden Zeugen verpflichtete, die erwähnte hochgestellte Persönlichkeit nebst drei bis vier Begleitern per Baat nach der Pfaueninsel zu bringen, und es möge sich sowahl auf der Fahrt dorthin, wie auf der Insel selbst ereignen, was da walle, mit allen Kräften und allen vorhandenen Mitteln zu schützen und zu beschirmen.

Ich gab Ehrenwort und Handschlag.

Die jetzt schleunigst zu bewerkstelligenden näheren Anordnungen wurden mir überlassen.

Zuvörderst sandte ich zu dem Leutnant Rode von der Artillerie, kommandiert zur Feuerwerksabteilung Spandau, der mir schan aus der Kinderzeit befreundet, aber an Jahren etwas jünger war. Unsere Väter hatten zusammen bei der Artillerie gestanden. Als Rade auf dem Kammandanturbureau erschien und ihm Rauchfuß in Gegenwart des Kammandanten vam Stand der Dinge Mitteilung machte, lehnte er anfänglich ab. Doch als ich thn bat, mich als Kamerad zu unterstützen und da ja keine der militärischen Ehre widerstreitenden Handlungen verlangt würden, ging er darauf ein.

Oberst v. Döring stellte sadann aus seinem Regiment die nötigen Mannschaften, um ein der Fortifikation gehöriges Ruderbaot van der Citadelle zur Havel zu tragen. Mein etgenes Boot wollte ich für den vorliegenden Zweck nicht verwenden, da es mehr Segel- wie Ruderfahrzeug war und deshalb etwas tief ging.

Die sechzehn Träger des Baates blieben nach Ausführung des Transportes auf der Citadellwache, halb und halb als Arrestanten, damit etwaige Redereien ihrerseits nicht zu Verrätereien gebraucht werden könnten. Auch waren schon vor dem Transport durch Rauchfuß die nötigen Wachen ausgestellt, um unbefugte Augen fern zu halten.

Da die hahen Persänlichkeiten bei dem unmöglich zu hemmenden Verkehr auf der Havel innerhalb der Stadt ungesehen niemals hätten das Boot besteigen können, so war festgesetzt warden, daß dieselben in einem geschlossenen Wagen bis unterhalb Pichelsdorf fahren würden und ich sie an einer von mir bestimmt bezeichneten Stelle mit dem Boot aufnehmen sollte. Um dabei jede Irrung während der Nacht zu vermeiden, hatte ich durch Rauchfuß anardnen lassen, daß wir im Boat etne rote und eine weiße Laterne von Zeit zu Zeit zeigen würden und uns dann zum Zeichen der richtigen Erkennung eine rote Laterne vom Wagen her antworten würde. Die Laternen lieferte das Laboratarium der Feuerwerksabteilung Spandau.

Ferner wurde sestgesetzt, daß Rade und ich in Civil die Herrschaften begleiten fallten. Rade hatte es übernammen, aus dem Gasthof, wo wir Offiziere der Artillerie und Fartifikation speisten, einige Lebensmittel und eine Flasche Portwein zur Abfahrt zu bringen.

In meinem Jagdanzug, zwei Pistolen mit Munition sawie etn Dolchmesser in den Taschen, wanderte ich bei eingebrachener völliger Dunkelheit zur Citadelle. Auf der Brücke warteten bereits Oberst v. Döring und Rode; ersterer übergab mir zwei Leute seines Regiments, die Kahnschiffer waren, zur Aushilfe beim Rudern.

Da wir mit allen Vorbereitungen fertig waren, wurde uns durch den persönlich erscheinenden Kommandanten im Namen der in seiner Wahnung befindlichen hohen Persönlichkeit ein sofortiges Abgehen aufgegeben, da außerdem die Zeit drängte, wenn ich um 10 Uhr abends an dem verabredeten Platz unterhalb Pichelsdarf sein wollte.

Wer die hohe Person sei, die ich zu geleiten hatte, war bei den Verhandlungen zwar nicht speziell ausgesprochen, aber daß es niemand anders als der damalige Prinz von Preußen sei, war mir sehr klar.

Mit „Hoher Herr!“ äußerte Oberst Weigandt gegen Rode und mich, sollte derselbe von uns angeredet werden.

Wir beide gingen nun zu der Stelle, wo das Boot mit den beiden Gardisten sich befand. Oberst v. Döring begleitete uns. Kurz vor dem Besteigen desselben zog er uns nochmal außer Hörweite der beiden Leute, und hauptsächlich gegen mich gewendet, weil er wußte, daß ich auf dem rechten Ohr schwer hörte, äußerte er:

„Es kann auf ein paar Menschenleben in dem gegenwärtigen Mordtrödel nicht ankommen. Über hundert liegen bereits in Berlin erschossen. Was sich dort weiter ereignet, entzieht sich jeder Berechnung. Jetzt liegt alles daran, den Prinzen in Sicherheit zu bringen. Auf der Citadelle hier will er durchaus nicht bleiben, er will jeden Schein persönlicher Feigheit vermeiden. Vorläufig will er nach der Pfaueninsel. Sollten Sie den Prinzen jedoch weiter begleiten müssen und Ihnen dabei die beiden Burschen im Boot hinderlich oder gar verdächtig werden, dann schaffen Sie dieselben mit kurzem Prozeß über die Seite. Schießen Sie aber dabei um Gottes Willen nicht. Jeder derartige Lärm würde nur verhängnisvoll wirken. Wir wissen ganz bestimmt, daß man dem Prinzen nach dem Leben trachtet; aber welche Wege man dabei einzuschlagen gedenkt, darüber schwebt geheimnisvolles Dunkel. Schützen Sie das Leben des Prinzen, das ist Ihre Hauptaufgabe.“

Ich antwortete: „Herr Oberst, wir werden handeln, wie es die Notwendigkeit erheischt.“

Damit wollte ich ins Boot steigen, doch der Oberst hielt mich fest und fuhr fort:

„Noch eins muß ich Ihnen mitteilen. Sollten sich etwa direkt vom Könige aus Berlin an den Prinzen abgesandte Personen bei Ihnen einfinden, so lassen Sie dieselben nur dann in unmittelbare Nähe des Prinzen, wenn Ihnen die geheime Parole: ‚Wilhelm, Wilhelm‘ zweimal deutlich ausgesprochen genannt und die rechte Hand dabei aufs Herz gelegt wird. Merken Sie sich das, meine Herren. Jede andere Person ist verdächtig und unsicher.“

„Wer, Herr Oberst,“ fragte ich noch, „geleitet den Prinzen und seine nähere Begleitung zu Wagen bis zum Rendez-vous?“

„Ein paar mit der Gegend bekannte Gardeoffiziere, denen die dortige Jagd gehört. Die Herren sind als Kutscher und Domestiken verkleidet und sind von der Prinzeß selbst namhaft gemacht worden.“

„Jetzt, Herr Oberst, bin ich genügend orientiert und bitte gehorsamst, mich abfahren zu lassen.“

Wir reichten uns die Hände, aber trotzdem entließ uns der Oberst noch nicht, sondern äußerte noch hastig: „Die beiden Leute im Boot sind gänzlich waffenlos. Ich habe sie mit eigener Hand visitiert, sie tragen keine Stecknadel bei sich; seien Sie mit Ihren eigenen Waffen vorsichtig, daß mit denselben kein Mißbrauch getrieben werden kann.“

Endlich trennten wir uns, stiegen ins Boot, die beiden Gardisten legten die Ruder ein — wir fuhren ab. Uns beiden begannen allerlei Erwägungen aufzutauchen. So gut wie uns beiden die Freiheit gelassen war, unsere beiden Ruderer still und geräuschlos verschwinden zu lassen, ebenso konnte von dritten Personen mit uns verfahren werden.

Wir waren beide ein paar einfache Leutnants, deren es tausende in der Armee gab; dem Prinzen von Person noch völlig unbekannt, denn nur dritte Personen hatten in seinem Interesse mit uns verhandelt. Diese Personen verlangten von zwei preußischen Offizieren eine Meuchelmörderarbeit, die sie unter Umständen unter der Angabe gänzlich mißverstandener Instruktion, der Verachtung der Armee preisgab.

Nachdem wir unter tiefstem Schweigen die letzten Festungswerke passiert und den anrufenden Schildwachen die Parole genannt hatten, fragte mich Rode: „Wie gefällt Euch der letzte Auftrag?“

Ich entgegnete: „Wir müssen handeln, wie wir es für notwendig halten.“

Inzwischen ruderten die beiden Gardisten flott vorwärts; da es stromabwärts ging, waren die letzten Vorstadthäuser sowie eine lange Reihe holzbeladener Kähne bald passiert und wir kamen auf die breiten Havelseen hinaus.

Links von uns erstreckten sich die niederen Havelwiesen bis zu den Pichelsbergen,

und flimmernde Lichter bezeichneten in dem tiefen Dunkel die Lage des Fischerdorfes Tiefwerder, welches, wie alle Ortschaften um Spandau herum, stark mit Berliner Militär belegt war. Rechts von uns verboten die hohen Haveluser mit ihren Gärten und Bäumen jede Fernsicht ins Land.

Meine Absicht war es gewesen, unsere beiden Gardisten nach dem Passieren von Pichelsdorf ans Land zu setzen und zum Regiment zurückzusenden. Mit Rodes Hilfe wollte ich dann zum Rendezvousplatz weiter rudern. Doch kam mir hierfür die Entfernung bis zur Pfaueninsel zu beträchtlich vor. Ich betrachtete mir die beiden Gardisten etwas genauer, sie erschienen mir als ein paar zuverlässige Leute.

„Wie heißt Ihr beide und kennt Ihr uns?" fragte ich den mir Zunächstsitzenden.

„Ich heiße Leibnitz," erwiderte derselbe, „und mein Kamerad heißt Brandt; wir kennen Sie ganz gut, Herr Leutnant, und haben Sie auf dem Markt bei den Sonntagsparolen oft gesehen."

Wir kamen gut vorwärts, rascher als ich gedacht, denn Pichelsdorf lag zur Rechten schon hinter uns. Tiefes Schweigen herrschte wieder unter uns, nur die taktmäßigen Ruderschläge unterbrachen die Stille. Einzelne am höhersteigenden Monde vorüberziehende Wolken verdunkelten die Landschaft.

Von Pichelsdorf und Tiefwerder ertönten die Horn- und Trommelsignale des Zapfenstreiches der einquartierten Truppen; es war 9 Uhr, wir hatten also eine gute Stunde vor uns, mithin vollkommen Zeit bis zur Erreichung des Platzes.

Wir langten denn auch zur richtigen Zeit an dem von mir zur Einschiffung der hohen Herrschaften gewählten Ufer an. In Höhe eines mittleren Hauses, bewachsen mit Strauchwerk, lag es nur einige hundert Schritt von den Tannenforsten entfernt, unter deren Schutz man sich ungesehen nähern konnte.

Die farbigen Laternen wurden von uns angezündet und beide, eine im Vorderteil des Bootes, die andere im Hinterteil, von fünf zu fünf Minuten gleichzeitig gegen das vor uns liegende Ufer gezeigt. Ungefähr 150 Schritt von letzterem entfernt, hielten wir unser Boot auf freiem Wasser.

So verging die Zeit in lautloser Erwartung unsererseits, und auch kein Geräusch vom Lande her unterbrach die Stille.

Unsere Uhren zeigten die elfte Stunde, also schon weit über die festgesetzte Zeit hinaus.

Rode fragte mich: „Wie lange wollen wir hier noch warten?" „Bis Tagesanbruch," entgegnete ich in bereits verdrossener Stimmung. „Wären die Dispositionen nach unserer Abfahrt etwa geändert worden, so besäßen wir schon längst durch Rauchfuß Nachricht per Kavalleriestafette. Abgefahren sind die Herrschaften, darüber hege ich nicht den geringsten Zweifel."

Abermals verging eine halbe Stunde, und nichts ließ sich hören; wir warteten, unsere Laternen zeigend, weiter. Der Mond stand im Zenith, und das Ufer vor uns verschwand immer mehr in ungewisses Dunkel.

Plötzlich sahen wir eine menschliche Gestalt am Ufer herunterkommen und dicht am Wasserrande ein Feuerzeichen geben in der Art, als wenn ein Streichholz in Brand gesetzt wird. Sofort zeigten wir unsere Laternen und erblickten wieder dasselbe Brandzeichen am Ufer.

Jetzt ließ ich ans Land rudern und um jeder Überrumpelung unseres Fahrzeuges vorzubeugen, sprang ich beim Berühren des Sandes durch den Bootskiel sofort ins Wasser, worauf unser Fahrzeug augenblicklich fünf bis sechs Bootslängen wieder zurückging. Rode hatte die Weisung, erst dann wieder heranzukommen, wenn er mich in einer ihm bekannten Weise pfeifen hören würde. Würde ich angegriffen werden, so sollte er mir unter keinen Umständen durch Schießen zu helfen suchen; ich würde versuchen, das Boot durch Schwimmen zu erreichen.

Die Gestalt am Ufer schritt langsam an mich heran, während ich am Wasserrande, dieselbe scharf beobachtend, stehen geblieben war.

Groß von Figur und mit einem gewöhnlichen Civilanzuge bekleidet, ließ er von den Gesichtszügen nicht das geringste erkennen. Ein dicker, wollener Shawl oder dergleichen verhüllte das Gesicht fast ganz. In der Erwartung, von dem Heranschreitenden die geheime Parole zu vernehmen, trat ich ihm einige Schritte näher, und hörte dann laut die Frage: „Sind Sie auch ganz sicher?"

Über die lange Warterei verdroſſen, entgegnete ich: „Ich ſollte meinen, mit einem geladenen Piſtol mich einer einzelnen Perſon gegenüber ziemlich ſicher fühlen zu können.“

„Aber Sie haben ja dort ſo viel Menſchen im Kahn?“ lautete die nächſte Frage.

„Haben Sie überhaupt ein Recht danach zu fragen?“ antwortete ich.

„Mein Gott, ja. Wir befinden uns in größter Verlegenheit. Warten Sie hier, ich komme gleich wieder.“ Mit dieſen im befehlenden Ton geſprochenen Worten entfernte ſich der Betreffende von mir, um das Ufer wieder zu erſteigen. Ich war feſt überzeugt, den Prinzen vor mir gehabt zu haben.

Kaum zehn Minuten ſpäter kehrte der Prinz in Begleitung dreier, dicht verhüllter Damen und eines älteren, in Civil gekleideten Herrn zurück, im Gefolge zwei domeſtikenartig angezogene Perſonen, welche Schatullen und einige andere Gegenſtände trugen.

Obſchon ich keinen Zweifel mehr hegte, die erwarteten hohen Herrſchaften vor mir zu ſehen, wollte ich doch ſicher gehen, ging ihnen deswegen einige Schritte entgegen und fragte: „Kann mir keiner der Herren eine geheime Parole nennen? Noch kein einziges der ſo ängſtlich verabredeten Erkennungszeichen iſt mir richtig gegeben worden.“

Der Prinz trat raſch an mich heran, neigte ſich an mein Ohr und flüſterte: „Wilhelm, Wilhelm! Iſt Ihnen das genügend?“ Dabei faßte er mit der rechten Hand nach der linken Bruſtſeite.

„Vollſtändig, mein königlicher hoher Herr. Ich werde ſofort das Fahrzeug heranrufen.“

Ich pfiff, und Rode ließ heranrudern.

Während die hohen Herrſchaften wartend umherſtanden, ließ ich eine ſtarke Bohle vom Bord des Bootes ans Ufer ſchieben, damit meine Paſſagiere auf ihr an Bord gelangen könnten, ohne durch das ſeichte Waſſer getragen werden zu müſſen.

Eine bequeme Art der Einſchiffung für die Damen war Rauchfuß' Hauptſorge geweſen. Ein ganz gutes Geländer beim Überſchreiten der Bohle bildeten unſere Ruderer, indem ſie den Bootshaken derart hielten, daß man ſich mit der Hand an ihm vorwärts leiten konnte. Da ich beim Landen doch einmal bis an die Waden naß geworden war, ſtellte ich mich neben dem Steg ins Waſſer, ſo daß ich den Damen die Hand reichen konnte.

Die erſte Dame, welche hinüberſchritt, war die Prinzeß von Preußen. Sie ſchritt, von mir geführt, ruhig und ſicher hinüber, und Rode geleitete ſie auf den hinteren Bootsſitz.

Die zweite Dame, ſchwarz gekleidet, mit dicht verhülltem Geſicht, welches auch keiner von uns geſehen hat, ſchwankte in ſichtbarſter Trauer an meiner Hand über den Steg. Später wurde behauptet, es ſei die mit der Prinzeß von Preußen befreundete Prinzeß von Orleans geweſen. (In Wahrheit Fräulein v. Neindorf, die Kammerfrau der Prinzeſſin.)

Die dritte Dame, Gräfin Oriola — wie ich ſpäter erfuhr — überſchritt, leicht auf meine Hand geſtützt und ohne den Geländerſtock anzufaſſen, raſch die Bohle.

Als vierte Perſon überſchritt der Prinz den Steg, ſich nur am Geländer haltend; er ergriff nicht meine Hand, obſchon ich ſie ihm bot.

In der fünften Perſon erkannte ich nur einen alten Herrn, der ſein Geſicht bis zur Hälfte hinter einem weiten, dunklen Halstuch verbarg und von dem ich nie erfahren konnte, wer es war. Er ſchleppte ſich, mit beiden Händen das Geländer feſthaltend, ſelbſt über den Steg und wurde von dem einen Gardiſten in das Boot geleitet.

In dem einen der Domeſtikendienſte verrichtenden Herren erkannte ich einen Leutnant v. Tietzen. Die beiden Grenadiere trugen die Schatullen in das Boot. Meiner Frage an den Prinzen, wieviel Schatullen vorhanden ſeien, folgte die Antwort: Drei, und da dieſe Zahl im Boot war, bat ich, mir zu erlauben, abzufahren; ich erhielt die Bejahung durch Kopfnicken.

Der Prinz ſchien in ſichtbar übelſter Laune zu ſein.

Die Prinzeß von Preußen hatte ſich gleich ans Steuer geſetzt und die Ruderpinne ergriffen.

Ich fragte: „Wollen Königliche Hoheit ſelbſt ſteuern?“

Ein kurzes „Ja“ erfolgte als Antwort.

„Wohin befehlen Königliche Hoheit, daß gefahren wird?“ fragte ich weiter.

„So raſch wie möglich nach der Pfaueninſel.“

„Dann halten Königliche Hoheit vor-

läufig auf den hohen bewaldeten Berg, etwas links vor uns, ab; ich werde mir erlauben, zur rechten Zeit die weiteren Kurse anzugeben."

Ich setzte mich auf die vorderste Bank neben den einen Gardisten und schlang meinen Mantel um die nassen Beine. Die beiden Ruderer und ich saßen so, daß wir rückwärts schauten; alle übrigen Personen blickten nach vorn.

Die beiden Gardisten, welche den Prinzen augenblicklich erkannt hatten, legten sich beim Rudern scharf ins Zeug und wir glitten ziemlich rasch vorwärts; aber noch reichlich zwei Stunden mußten vergehen, bevor wir die Pfaueninsel zu erreichen vermochten; also vor 3 Uhr schwerlich.

Irgend welche Gespräche störten die herangekommene Geisterstunde nicht; jeder hing schweigend seinen Gedanken nach, höchstens einige wenige Worte meinerseits für die Prinzessin, wie sie zu steuern habe, unterbrachen dieses Schweigen.

So verging etwa eine Stunde, und wir befanden uns auf dem breiten, oberhalb der Pfaueninsel befindlichen Havelsee, mehrere hundert Schritt von seinem rechten Ufer entfernt, während das linke kaum im Dunkel erkannt wurde, als ich ganz deutlich ein Fahrzeug hinter uns wahrnahm, welches nicht aus der Richtung von Spandau, sondern vom Grunewald zu kommen schien, und uns anscheinend folgte.

Nach sehr sorgfältiger Beobachtung verblieb mir darüber kein Zweifel, und ich teilte es dem Prinzen mit der Bitte mit, mir zu erlauben, vom Kurse abzuweichen und in ein am nahen Ufer befindliches Fließ oder eigentlich nur einen großen Abzugsgraben einzubiegen, um dort hinter dem Ufergebüsch versteckt, die Absichten des verfolgenden Fahrzeuges zu ergründen.

„Aber," entgegnete der Prinz, „die Leute dort in dem Kahn werden ja bei dem hellen Mondlicht alles sehen, wohin wir fahren."

Der Ton der Stimme klang so, daß ich mich kaum getraute zu antworten.

Trotzdem entgegnete ich: „Nein, mein königlicher hoher Herr. Der Mond wird gleich hinter der dunklen Wolke dort oben verschwinden und unter dem Schatten derselben können wir ungesehen abbiegen. Der Abzugsgraben hat bei dem gegenwärtigen hohen Frühjahrswasserstand Tiefe genug, um uns aufzunehmen, mehrere hundert Schritt weit hinauf. Die Ufer sind so bewachsen, daß uns niemand erblicken kann. Wir dagegen können die weiteren Bewegungen des Fahrzeuges beobachten. Von Spandau her ist es uns nicht nachgeschickt; ich traue dem Fahrzeug nicht, es kommt zu rasch näher."

„Ja," platzte der Grenadier Brandt unter dem Gefühl der regsten Teilnahme heraus, „das Fahrzeug kommt nicht von Spandau, das kommt von Tiefwerder oder Pichelsberg und rudert sehr rasch; man sieht es am flimmernden Wasser neben ihm, und das ist kein Fischer."

Eine erwartungsvolle Pause folgte. Meinem Nachbar Brandt hätte ich vor Freude über diese so treuherzige Bestätigung meiner Befürchtungen um den Hals fallen mögen.

„Gut, gut," hörten wir von den Lippen des Prinzen, „biegen Sie zur rechten Zeit ab und verfahren Sie, wie Sie es für nötig halten."

Die Wolken beschatteten uns sehr bald dunkler als ich es vermutet hatte, wir bogen vom Kurse ab, der Grabeneinfahrt zu. Es wurde so dunkel um uns herum, daß ich aufstehen mußte, um die Einfahrt zu ermitteln. Die Gardisten schoben unser Fahrzeug nach echter Kahnschifferart mit Rudern 60—70 Schritt hinauf und hielten es dann an Zweigen fest. Das Gestrüpp um uns herum, wenngleich unbelaubt, war dicht genug, uns vollständig zu verbergen.

Neugierig darauf, was das Fahrzeug hinter uns unternehmen würde, stieg ich ans Land, um bis zum Einfluß des Grabens zurückzukriechen und zu beobachten.

Der Prinz folgte mir, und ich erblickte ein doppelläufiges Pistol in seiner rechten Hand. Ein Gefühl, als ob mir plötzlich Eis auf den bloßen Rücken gelegt würde, durchschauderte mich und der Gedanke: ‚Er geht Dir mit dem Pistol in der Hand nach, er traut Dir nicht,' schoß mir durch den Sinn. Mechanisch kroch ich weiter, der Prinz hinter mir her. Am Eingang des Fließes angelangt, kauerte ich rechts neben dem Prinzen nieder, um mit dem linken Ohr besser zu vernehmen, sofern er zu mir sprechen sollte. Ein paar Weidenstumpfe dienten als gute Schutzwehr. Mit dem all-

mählichen Fortschreiten der Wolke vor dem Monde wurde es wieder heller auf der Wasserfläche vor uns und, wir erkannten sehr bald das verdächtige Fahrzeug auf ihr. Vier Mann ruderten dasselbe, ein fünfter steuerte mit einem Ruder, der sechste stand ganz im Vorderteil aufrecht und schien der Führer des Fahrzeuges zu sein.

Näher und näher kam dasselbe, ein regelrechter Ruderkahn, wie er auf den Havelgewässern gebräuchlich ist, kein Kielboot. Es wurde laut in demselben gesprochen, namentlich wandte sich der im Fahrzeug vorn Stehende mit heftigen Gesten häufig nach rückwärts. Was gesprochen wurde, verstand ich meines schlechten Gehörs halber nicht, es schien mir französisch zu sein.

Daß uns die Sippschaft aus den Augen verloren hatte, bekundete deren ganzes Verhalten; sie wendeten ihr Fahrzeug bald hierhin, bald dorthin, ruderten eine kurze Strecke, um dann plötzlich wieder zu halten und umzukehren. Die Folge ihrer vergeblichen Bemühungen uns wiederzufinden, war, daß sie unserem Versteck näher kamen und kaum 30—35 Schritt vom Ufer entfernt waren.

Ich schielte seitwärts nach dem Prinzen und erblickte fest zusammengebissene Zähne, krampfhaft verzogene Backenmuskeln und starr auf das Fahrzeug gerichtete Augen mit finster verzogenen Augenbrauen.

Um ihm zu zeigen, daß ich mit der Sippschaft nichts gemein habe, spannte ich leise den Hahn meines einen Pistols, erhob den gekrümmten linken Arm und legte das Pistol, um genau zielen zu können, auf denselben, als ich durch eine Berührung der linken Schulter vom Feuern abgehalten wurde, und als ich mich sofort nach dem Prinzen umwandte, sah ich ihn den Kopf schütteln und hörte ihn flüstern: „Warten Sie noch! Warten Sie noch!“

Leise setzte ich den Hahn wieder in Ruh, eigentlich verdrossen über die Vereitlung meiner Absicht, und schaute hinüber, was die Kerle wohl weiter unternehmen würden. Jeden Augenblick fürchtete ich, sie in das Mühlenfließ einbiegen zu sehen. Plötzlich standen alle sechs auf und schauten in die Ferne, wo irgend etwas ihre Blicke fesseln mußte. Hastig ergriffen sie die Ruder, und in Eile zog das Fahrzeug geraden Weges nach Potsdam hinunter.

Was ich über die sechs Patrone im Kahn einige Zeit später durch Zufall erfuhr, werde ich weiter unten ebenfalls kurz berichten.

Als von denselben nichts mehr erblickt werden konnte, setzten wir unsere Fahrt fort, fuhren jedoch zuvörderst quer über den breiten Havelsee nach dem anderen Nikolskojer Ufer hinüber und steuerten längs der hohen Ufer weiter nach unserem Ziele, wobei die Prinzeß stets am Ruder blieb.

Bei meiner vorangegangenen Durchnässung überzog mich in der kalten Morgenluft — 2 Uhr — ein scharfes Frösteln, deshalb suchte ich unter der Bank nach dem mitgenommenen Korb, um aus der Flasche Portwein einen Schluck zu genießen. Meine Bewegungen machten den Prinzen aufmerksam, er fragte, und ich teilte ihm meine Absicht mit.

„Reichen Sie mir auch ein halbes Glas,“ bat er. Es geschah; statt zur Hälfte füllte ich das Glas ganz, er trank es aus, worauf ich dasselbe wieder füllte und selbst trank.

Dergleichen Vorkommnisse bilden für hochgestellte Herrschaften höchst alltägliche Dinge; für einen einfachen Leutnant, wie mich, bleiben sie jedoch dauernde Erinnerungen. Leider habe ich im Drange der damaligen Zeit das Glas nicht an mich genommen.

Ohne weitere Zwischenfälle erreichten wir die Pfaueninsel und legten an ihrer bequemen Landungsbrücke an. Während die Prinzeß in Begleitung von Rode sich nach der Wohnung des Obergärtners Fintelmann begab, um dort ein Unterkommen zu suchen, verblieb ich mit den übrigen Herrschaften auf der breiten Landungsbrücke.

Während der Prinz auf ihr unruhig und hastig, ganz in seine Gedanken versunken, auf- und niederschritt, trat die Gräfin Oriola — den Namen erfuhr ich erst von Fintelmann — an mich heran und fragte, ob ich ganz gewiß sei, daß uns niemand verfolgt habe?

Ich meinte: „Seit dem Verlassen des Grabens hat uns niemand auf dem Wasser verfolgt.“

Sie fragte weiter: „Sie hören schwer?“

„Ja,“ antwortete ich, „bei einem Festungsmanöver in Danzig bin ich durch einen Gewehrschuß zum Krüppel an meinem Ohr gemacht.“

Mit den Worten: „Wo bleibt nur die Prinzeß?“ trat sie zum Prinzen, der noch immer auf- und abschritt.

Von meinem Platz aus überschaute ich sehr gut nicht nur die ganze Wasserfläche vor der Landungsbrücke, sondern auch die in das Innere der Insel führenden Wege, daher blieb ich, nach allen Richtungen ausschauend, hier stehen.

Über die so auffallend verzögerte Rückkehr der Prinzeß erfuhr ich von Rode folgendes:

Angelangt bei der Obergärtnerwohnung pochte die Prinzeß sofort eigenhändig an eine Jalousie. Da dies ohne Erfolg blieb, klopfte Rode ebenfalls. Der Obergärtner wurde wach. Es verging einige Zeit, ehe Licht gemacht und geöffnet werden konnte, bei der begreiflichen Bestürzung der Obergärtnerfamilie. Die Prinzeß verblieb im Gärtnerhause, während Rode zurückkehrte, die Schatullen durch die Gardisten transportieren ließ und die Herrschaften nach dem Hause geleitete.

Der alte Fintelmann kannte uns beide sehr gut, von mannigfachen früheren Besuchen her, die wir mit meinem Segelboot ausgeführt hatten.

Der Prinz und die Gräfin Oriola, die beide immer noch miteinander sprechend auf der Landungsbrücke standen, traten plötzlich an mich heran, und letztere äußerte gegen mich:

„Daß wir uns hier auf der Insel befinden, soll selbst das hiesige Dienstpersonal nicht gleich wissen; das Boot aber, mit dem wir gekommen sind, muß unsere Anwesenheit verraten. Fortsenden will Sie der Prinz aber nicht mit Ihren Leuten. Was ist da zu machen?“

„Ich werde,“ entgegnete ich, „nachdem alles Schwimmfähige aus dem Boot entfernt ist, dasselbe mit Steinen versenken.“

„Aber,“ fragte die Gräfin Oriola weiter, „wenn wir etwa mit ihm in der nächsten Zeit wieder weiter fahren wollten?“

„In einer halben Stunde läßt sich das Boot heben und reinigen“ antwortete ich.

„Das ist das Beste,“ fiel der Prinz ein, „verfahren Sie demgemäß.“

Beide verließen mich darauf. Die Gardisten schafften nach Fintelmanns Anweisung Steine heran und versenkten das Boot.

Im Hause des Obergärtners befand sich augenblicklich nicht der nötige Platz, um uns vier Spandauer neben der so unvermutet eingetroffenen Einquartierung unterzubringen. Wir wollten abwechselnd Wache halten, aber der Prinz wollte dies nicht und befahl, uns in dem ganz nahen Pavillon unterzubringen. Licht durfte in demselben nicht gezeigt werden, es wäre dies dem Inselpersonal aufgefallen. Deswegen stellte der uns führende alte Fintelmann nur eine kleine Blendlaterne in den Kamin, dann zeigte er uns im Nebenraum eine Anzahl Matratzen und Decken, mit denen wir uns ein Lager bereiten sollten. Ich bat Fintelmann, mir etwas trockenes Unterzeug zu bringen. Er erschien auch bald damit und stellte gleichzeitig einen Topf mit Warmbier und Gläser auf den Tisch. Ferner teilte er mit, daß er den beiden Gardisten gegen Morgen Gärtneranzüge bringen würde; es sollte nach dem Willen des Prinzen kein Militär auf der Insel gezeigt werden.

Mit dem Rat die Türen zu schließen und die Schlüssel abzuziehen und jedes Geräusch zu vermeiden, verließ er uns.

Wir legten unsere Pistolen zurecht und versuchten zu schlafen. Aber die geistige wie auch körperliche Aufregung der letzten 24 Stunden war zu groß gewesen, um bald einschlafen zu können.

Unseren Schlummer verscheuchte das durch die Fenstermarkisen dringende Tageslicht. Fintelmann erschien mit einem Korb Frühstück und den Gärtneranzügen für die Gardisten.

Nach dem Frühstück verfügten wir uns einzeln nach Fintelmanns Wohnung, in welcher Raum für uns inzwischen geschaffen worden war.

Der Prinz wünschte, daß wir sämtlich im Hause untergebracht würden.

Dort angekommen, hielten wir für unser Erstes, uns mit den Lokalitäten und deren Verteidigungsfähigkeit vertraut zu machen. Die Orientierung ließ sofort erkennen, daß wir in einer sehr schwachen Festung waren. Von allen Seiten zugänglich, überall große Fenster und Glastüren und Bäume ringsum, welche den sich Annähernden Schutz boten, gaben bei der schwachen Besatzung und ihrer mangelhaften Bewaffnung nur klägliche Aussichten auf Abwehr.

Eine Vogelflinte des Hofgärtners war alles Flintenartige im ganzen Hause, sonst waren nur Pistolen und Terzerolen als

Handwaffen vorhanden. Pulver, Kugeln und Zündhütchen führten wir bei uns. Für unsere Leute brachte Fintelmann zwei lange, sehr spitze Messer; dieselben wurden an zwei Bahnenstangen recht solide mit Bindfaden befestigt und dienten als Pike für jeden. Das bildete nun die ganze Bewaffnung der eigentlichen Besatzung des Hauses, denn was sich etwa noch in den Händen der hahen Herrschaften befand, diente höchstens zum persönlichen Gebrauch. Nachfragen nach Waffen bei dem anderen Inselpersonal würden augenblicklich die Neugierde erregt haben. Das Einzige, was mir nach freistand und auch sofort durch Fintelmann ausgeführt wurde, bestand darin, daß sämtliche Handkähne unter Schloß gelegt wurden, also niemand die Insel ahne unser Wissen verlassen kannte. Der Obergärtner rechtfertigte dieses Gebot vor seinem Personal durch die in Berlin ausgebrochene Revolte.

Van unserem nächtlichen Erscheinen wußten nur Fintelmann, sein engeres Hausversonal und der Fährmann. Letzterer erhielt die Weisung, auf der Insel gegen niemand zu reden, im übrigen jedes sich der Insel nähernde Fahrzeug sasart zu melden.

Noch während der Unterweisung des Fährmanns erschien die Gräfin Oriola aus der oberen Etage, in der die Herrschaften Unterkommen gefunden hatten.

Sie fragte, ab mir meine Durchnässung nicht geschadet habe, und als ich, für die gezeigte Teilnahme dankend, dies verneinte, fuhr sie sart: „Verstehen und sprechen Sie Französisch?“ „Saviel,“ entgegnete ich, „um Fragen verstehen und beantworten zu können; in gleicher Weise auch Dänisch.“ Mit einem leichten Verneigen des Kopfes eilte sie die Treppe wieder hinauf.

Der ganze Varmittag verging ahne irgend etwas Bemerkenswertes. Festgebannt in die vier kahlen Wände der Mädchenstube Fintelmanns und nur die beiden Gardisten als Gesellschafter, welche durch Fintelmann Karten erhalten hatten, sahen wir die Zeit tödlich langsam vergehen. Wir beschäftigten uns damit, den auf dem Hof herumkratzenden Hühnern zuzusehen. Draußen auf der Insel uns sehen zu lassen, war verbaten, und damit uns auch wirklich keiner der Inselbewahner im Varübergehen am Fenster hätte erblicken kännen, war uns die nach dem Hafe zu gelegene Mädchenstube eingeräumt warden.

Gegen 4 Uhr nachmittags wurde diese tödliche Langeweile plötzlich durch den Fährmann mit dem Rappart unterbrachen, daß man ihm vam jenseitigen Ufer zugerufen habe, einen einzelnen Herrn überzuholen. Fintelmann erkannte van der Landungsbrücke aus in ihm den Zivilgauverneur der prinzlichen Kinder*); er wurde übergeholt. Er brachte scheinbar eine Bestellung für Fintelmann, in Wirklichkeit aber die Nachricht, daß sich seine prinzlichen Schüler in Sicherheit auf Babelsberg befänden. Wir selbst haben ihn gar nicht gesprochen; Fintelmann führte ihn sasort zum Prinzen hinauf. Nach einer Stunde fuhr der Zivilgouverneur wieder ab.

Die langweilige Stimmung wurde später nochmal durch Fintelmanns Erscheinen unterbrachen, der uns benachrichtigte, daß wir zum Tee aben vom Prinzen erwartet würden und uns darauf einrichten sallten. Also rasieren und sein machen, so gut es ging. Ferner erzählte er, der Zivilgouverneur würde bei Einbruch der Nacht mit einem Wagen wiedererscheinen und die schwarzgekleidete Dame und den älteren Herrn abhalen. „Wer sie sind,“ äußerte er dabei, „weiß ich wirklich nicht, und neugierige Fragen an meine Gäste dort aben zu richten, dazu habe ich wirklich nicht den Mut. Ich glaube, die Gräfin Oriola hat Ihr Heraufkommen zum Tee absichtlich vorgeschlagen, um den Prinzen und seine Gemahlin gewaltsam aus ihrem Hinbrüten zu reißen.“

Wir waren mit unserer Tailette bald sertig; ich stand am Fenster und schaute den zu Bett gehenden Hühnern zu, als der Fährmann plötzlich in die Tür stürzte mit der Meldung, daß ein graßer Kahn ganz vall Menschen schan ganz nahe an der Landungsbrücke sei. Der Patran hatte sicher seinen Dienst vergessen, sanst hätte er die Annäherung schon var einer halben Stunde erkennen müssen. Von der Haustür Fintelmanns kannte man durch die Glastür bis zur Brücke, der unbelaubten Bäume wegen, sehen, und als wir mit den Pistalen bereit hinter der Tür standen, stiegen sieben Männer aus dem eben gelandeten Kahn und schritten

*) Ernst Curtius, der nachmals berühmte Archäologe und Historiker.

zur Gärtnerwohnung herauf. Jetzt war guter Rat teuer, und wäre in diesem Augenblick der Fährmann neben mir gewesen, er hätte ein paar Ohrfeigen erhalten, daß ihm das Gehirn erdröhnt wäre.

Die heranschreitenden Männer führten den einen sichtlich wie einen Gefangenen in ihrer Mitte, denn zwei hielten rechts und links seine Arme fest.

Fintelmann befand sich noch oben, um dem Prinzen vom Landen des Fahrzeuges Meldung zu machen; deshalb sprang ich die Treppe hinauf und rief: „Herr Fintelmann, lassen Sie mir die Leute unter keinen Umständen ins Haus, gehen Sie ihnen rasch entgegen und fragen, was sie wollen. Erdenken Sie irgend eine Ausflucht, ich darf die Leute nicht anreden."

Der alte Mann stürzte fast die Treppe hinunter zum Hause hinaus. Ich postierte mich hinter dem einen Pfeiler der Glastür, hinter dem anderen stand bereits Rode, schußfertig, die beiden Grenadiere im Hintergrunde mit ihren Piken.

Schade, daß dieses Bild nicht durch Photographie hat Vervielfältigung finden können; es würde höchst humoristisch wirken; jedoch bei den Landenden fand sich augenblicklich das entgegengesetzte Gefühl von Humor.

Dicht an der Treppe vor der Haustür standen bereits die sieben Männer, als Fintelmann vor dieselben trat und fragen konnte, was sie wollten. Wir hinter der Glastür, durch Gardinen und Topfgewächse verborgen, vermochten jedes Wort zu hören.

Ein alter Mann begann etwa folgendermaßen: „Sehen Sie, Herr Fintelmann, da ist hier ein Herr, der hat uns auf sonderbare Weise gemietet, um so rasch wie möglich nach der Pfaueninsel gebracht zu werden. Wir sind Tiefwerder Fischer und Sie kennen mich ja, Herr Fintelmann. Da uns dieser Herr sogleich zwei Friedrichsd'or bot, noch ehe wir eine Forderung gemacht und er auch mit Extrapost von Charlottenburg angekommen war, so fiel uns das auf. Ich fragte ihn, was er um diese Jahreszeit auf der Pfaueninsel wollte, es wäre ja jetzt gar nichts da zu sehen, da wurde er verlegen und kam mit der Antwort heraus, er besäße da einen Verwandten, den er besuchen wolle. Als ich ihn dann fragte, wer das sei, nannte er Ihren Namen, Herr Fintelmann. Aber ich meine, das sind Ausflüchte. Wenn er kein Verwandter von Ihnen ist, dann heißt es: Marsch, nach Spandau, auf die Citadelle mit ihm."

Während dieser Darlegungen blickte der Obergärtner den angeblichen Verwandten groß und verwundert an und bemerkte ein vielsagendes Augenzwinkern an ihm. Kurz entschlossen äußerte er deshalb: „Herr Gott, wie hast Du Dich verändert, lieber Vetter! Ich hätte Dich kaum wiedererkannt. Dich hat wohl der Mordspektakel von Berlin fortgejagt? Aber, Ihr Tiefwerder, könnt ruhig sein. Ich biete auch nicht die Hand zu Schurkereien; habt Ihr Euer Geld schon erhalten?"

„Ja, Herr Fintelmann, wir haben uns die zwei Friedrichsd'or gleich auszahlen lassen, und wenn der Herr wirklich ein Verwandter von Ihnen ist, dann nehmen Sie es nur nicht übel."

Die sechs Fischer gingen, höflich grüßend, wieder ab, wogegen Herr Fintelmann den fraglichen neuen Verwandten ziemlich energisch aufforderte, ihm voran in sein Haus zu treten. Es geschah, und augenblicklich packten ihn derbe Fäuste, wobei der Obergärtner, rot vor Ärger, daß der Patron sich als sein Verwandter dargestellt hatte, äußerte: „Herr Leutnant, der Mensch ist mir vollständig unbekannt! Ich bin nur auf sein Augenzwinkern veranlaßt worden, auf diese elende Komödie einzugehen und wollte nur erst die Fischer wieder weg haben."

Dieser so plötzlich seiner Vetterschaft entkleidete Vetter wollte reden; doch ich gebot ihm Schweigen und befahl unseren Leuten, ihn gründlich festzuhalten, bis Licht herbeigeschafft sei, da es bereits dunkel wurde.

Nachdem Fintelmann eine Lampe auf einen Tisch gestellt und wir jetzt bei Lichte den Angekommenen genauer in Augenschein nahmen, fragte ich ihn, wer er sei und was er auf der Pfaueninsel wolle? Dabei fügte ich hinzu: „Reden Sie aber recht laut, ich höre etwas schwer, wünsche Sie aber deutlich zu verstehen."

Ich wußte, daß die Herrschaften oben auf der Treppe standen; sie sollten mit eigenen Ohren mein Verhör vernehmen; dann brauchte ich nicht zu rapportieren.

„Mein Name ist Georg v. Vincke. Ich

bin beauftragt, direkt von Seiner Majestät dem Könige einer hohen Person, die sich momentan auf der Pfaueninsel aufhält, einen Befehl zu überbringen."

„So, mein Herr," entgegnete ich, „von den Personen, die hier auf der Pfaueninsel, momentan zwar in Zivil, militärische Autorität besitzen, bin ich, Premierleutnant in S. M. Ingenieurkorps, der Höchstkommandierende. Haben Sie also einen Befehl von Majestät an mich, so übergeben Sie mir denselben, oder sprechen Sie ihn laut aus."

„An Sie bin ich nicht gewiesen. Da ich Sie persönlich auch nicht kenne, so besitze ich durchaus kein Recht, Ihnen von Sr. Maj. Befehlen irgend welche Mitteilung zu machen."

„Nun, ich sehe, daß Sie trotz Ihres Angstschweißes auf der Stirn in Ihren Antworten Vorsicht beobachten." (Zu erwähnen ist hier, daß der Gefragte bald nach seinem Ergreifen auf einen Stuhl gedrückt und mit beiden Armen rechts und links an dessen Lehne mit recht derben Stricken geschnürt worden war.) „Besitzen Sie keine Legitimation, die Ihr auffallendes Erscheinen rechtfertigt, oder vermögen Sie mir eine geheime Parole zu nennen, die Sie als Abgeordneten von Sr. Maj. ausweist?"

„Nein, eine besondere Legitimation besitze ich nicht; nur einige Visitenkarten auf meinen Namen trage ich bei mir und auch eine geheime Parole ist mir nicht mitgeteilt worden, da meine Abreise von Berlin sehr eilig war."

„Unter diesen Umständen zwingen Sie mich, Ihnen gegenüber sehr vorsichtig zu verfahren. Was ich von dem Herrn v. Vincke vernommen habe, berechtigt mich zu dem Glauben, daß derselbe mit geheimen Aufträgen von Majestät nicht ohne Legitimation im Lande herumfahren wird, um hohe Personen aufzusuchen. Haben Sie nichts weiter bei sich, dann spielen Sie unverzeihlich leichtsinnig mit Ihrem Leben; steckt irgend welche Schurkerei hinter Ihrem Erscheinen, dann verlassen Sie dieses Haus lebendig nicht wieder."

In der jetzt eingetretenen Stille konnte man eine Stecknadel fallen hören.

Ich konnte jetzt in der Sache nicht das geringste mehr unternehmen; oben auf der Treppe mußte jede Silbe verstanden worden sein und von dort her erwartete ich weitere Befehle. Rode und Fintelmann, neben mir stehend, lauschten gleichfalls nach oben. Wieviele Minuten inzwischen verstrichen, weiß ich nicht; endlich vernahmen wir leichte Fußtritte herunter bis zur halben Treppe und die Stimme der Gräfin Oriola rief Fintelmann hinauf.

Es dauerte eine geraume Weile, bevor der Alte wieder erschien, um uns des Prinzen Befehle zu überbringen, und daß diese sehr schwerwiegend sein würden, erkannte ich an seinem langsamen Schritt und seinem feierlichen Aussehen. Er winkte uns beiden Offizieren, ihm in sein Hinterstübchen zu folgen; doch bevor ich ging, schärfte ich unseren Leuten noch die größte Wachsamkeit über den Gefangenen ein, und Brandt war ein ganz energischer Bursche, das hatte ich längst bemerkt. Fintelmann teilte uns nun über des Prinzen Willen folgendes mit: Da die Stimme des Gefangenen ihm nicht ganz fremd erschien, wolle er denselben sehen, jedoch unter folgenden Vorsichtsmaßregeln. Das erste Zimmer oben, in welches wir beiden Offiziere den fraglichen Herrn v. Vincke zu geleiten hatten, solle sehr stark erhellt werden; das anliegende zweite dagegen ganz dunkel bleiben. In diesem würde der Prinz sich aufhalten und durch die offen stehende Tür sich davon überzeugen, ob er wirklich der Herr v. Vincke sei oder ein Betrüger. Trete der Prinz dann hervor, so wäre es der richtige Herr v. Vincke; bliebe der Prinz jedoch im Zimmer und bemerkten wir das Winken eines weißen Tuches an der offenen Tür, so müßte der Betrüger sofort getötet werden, durch Niederschießen jedoch in keinem Fall.

„Und jetzt," fuhr der alte Mann in Alteration fort, „werde ich die Lichter oben anstecken. Es soll dem Prinzen nicht daran fehlen, um den Betrüger zu erkennen und noch weniger Ihnen beim Niederstechen. Der Prinz will, daß Sie beide den Mann führen, rechts und links an der Hand, um sich nicht gegen einen einzelnen zur Wehre setzen zu können. Er hat mir aufgetragen, Ihnen zu sagen, er verließe sich auf Ihre Energie."

Die feierliche Pause und Stille unterbrach ich mit den Worten: „In mir soll sich der Prinz nicht geirrt haben, sein Wille soll geschehen ohne Tumult."

Fintelmann verließ uns.

Rode packte mich plötzlich an der Schulter und rief heftig: „Haering, dürfen wir das?"

„Vollständig," entgegnete ich, „wir haben unser Ehrenwort gegeben, den Prinzen zu schützen, es möge sich ereignen, was da wolle. Das müssen wir halten. Ist der Kerl ein Betrüger, so verdient er es nicht anders. Ich verfahre nach des Prinzen Willen."

„Aber wenn der sich nun irrte?"

„Dann hat der Prinz den Tod zu verantworten, nicht wir."

„Teufel, wir haben den Kerl ja in der Gewalt. Wenn der Prinz ihn nicht kennt, schnüren wir den Hund krumm, verkleben ihm das Maul und schmeißen ihn in den Keller!"

„Ja, ja," fiel ich ein, „und richten einen regelmäßigen Wachtdienst ein, und treffen uns dann Widerwärtigkeiten, dann haben wir einen rachgierigen Menschen im Rücken."

Wir verließen das Hinterzimmer und traten wieder in das vestibülartige Flurzimmer. Der Gefangene ahnte, daß etwas Entscheidendes über ihn beschlossen war; er richtete fragend seinen Blick auf uns. Rode trat ans Fenster und schaute in die Nacht hinaus. Fintelmann, oben mit der Erleuchtung des Zimmers fertig, winkte mich nochmals ins Hinterzimmer, faßte meine Hand und raunte mir zu: „Ich werde Sie hinauf begleiten und vor der Tür verbleiben. Höre ich dann Geräusch im Vorzimmer, so bin ich augenblicklich neben Ihnen. Wenn mir auch auf meine alten Tage die Seele schwer belastet wird, so will ich doch dem Prinzen gehorchen. Ich habe ihn als kleinen Knaben an der Hand geführt und diese Hand soll ihn im Unglück nicht verlassen."

„Es ist also des Prinzen fester Wille, daß der Mensch niedergestochen wird, sofern er ihn nicht erkennt?"

„Ich habe auch Vorstellungen gemacht," antwortete Fintelmann, „aber der Prinz muß heut nacht sehr Böses erfahren haben, um in diesen Zorn geraten zu sein. Er ist kaum wiederzuerkennen."

Schweigend traten wir in das Flurzimmer.

Unser Arrestant wurde vom Stuhl losgebunden und ihm bedeutet, uns unweigerlich zu folgen, sofern er nicht von den uns folgenden Gardisten niedergestoßen sein wollte. Mit meiner linken Hand ergriff ich sein rechtes Handgelenk, um meine rechte Hand mit dem Dolchmesser (ein Jagdgenickfänger) frei zu behalten. Rode packte den linken Arm des Delinquenten. So schritten wir dem vorangehenden Obergärtner nach. Mir pochten die Pulse hastig, es sauste mir im Kopf. Der alte Fintelmann öffnete uns die Stubentür und blieb mit den Gardisten an derselben stehen. Die Tür schloß sich hinter uns und Totenstille herrschte. Gedacht habe ich in diesen Augenblicken nichts, gefühlt nichts und noch weniger etwas gehört, sondern nur hingesehen nach jener geöffneten Tür ins dunkle Nebenzimmer. Ob eine Minute verfloß oder zehn, ich weiß es nicht. Doch endlich erschien des Prinzen Gestalt in der Nähe der geöffneten Tür; anfangs zögernd; mir stockte vor Erwartung das Blut in den Adern; doch endlich trat er aus dem dunklen Zimmer heraus und ich vernahm die Worte: „Ich danke Ihnen, meine Herren! Ich danke Ihnen, es ist wirklich der Herr v. Vincke, den Sie zu mir geführt haben und hegen Sie meinetwegen keine Besorgnis weiter; ich werde jetzt Sr. Maj. Botschaft an mich entgegennehmen." Hierbei reichte er Rode und mir beide Hände hin und nie in meinem Leben habe ich wieder einen ähnlichen Atemzug vollführt, wie in diesem Augenblick.

Wir waren entlassen.

Draußen vor der Tür stand der alte Fintelmann, die Hände gefaltet, Tränen rannen ihm über die Backen. Einen alten Mann auf diese Weise, unter solchen Umständen weinen zu sehen, ist ergreifend. Plötzlich gewaltsam riß sich der Weinende aus seiner Alteration und ganz erbost polterte er: „Der Herr v. Vincke mag es mir übelnehmen oder nicht, ein dummer, bockdummer Kerl ist er doch! Wie ein Hammel in die Welt rennen und ehrliche Leute fast zu Mördern machen! Ja, ja, Herr v. Vincke (hierbei machte er ein ironisches Kompliment gegen die Tür), klug reden und klug handeln ist zweierlei!"

Noch weiter mit sich selbst redend, stieg er mit uns die Treppe hinunter.

Die Teestunde verstrich; wir wurden nicht hinaufgerufen; aber deutlich vernahmen wir die Schritte des Prinzen, der hastig auf- und niederschritt.

Nach einer Stunde entfernte sich Herr v. Vincke wieder. Nach einer stummen Verbeugung zwischen uns setzte ihn der Fährmann über. Wo er die Nacht über verblieben ist, darum kümmerten wir uns nicht, wohl aber, welche Botschaft er überbracht habe. Finielmann klärte uns auf, daß der Prinz sofort Preußen verlassen und in England Aufenthalt nehmen sollte.

Gegen 10 Uhr abends trat die Gräfin Oriola plötzlich in unser Hinterzimmer und rief uns zum Prinzen. Dieser trat uns oben mit zwei Briefen in der Hand entgegen und äußerte: „Meine Herren, hier übergebe ich Ihnen zwei völlig gleichlautende Briefe an den Grafen Waldersee in Potsdam. Mein dringender Wunsch ist es, daß wenigstens einer derselben in seine Hände gelangt. Wie Sie dies bewerkstelligen wollen, überlasse ich Ihrer eigenen Umsicht, für die Sie mir schon genügende Beweise gegeben haben. Eins jedoch müssen Sie mir fest versprechen, lassen Sie die Briefe nicht in unrechte Hände gelangen. Sollten Sie beim Aufsuchen des Grafen in irgend eine Gefahr geraten, dann vernichten Sie beide Briefe und sagen ihm mündlich, daß ich ihn noch vor Tagesanbruch hier auf der Pfaueninsel erwarte. Meinetwegen, meine Herren, seien Sie ganz unbesorgt. Der Gouverneur meiner Kinder hat an den Kommandanten von Potsdam meinen schriftlichen Wunsch mitgenommen, die Insel, solange ich auf ihr weile, durch Gardejäger bewachen zu lassen. Ich habe sie schon vor dem Dunkelwerden eintreffen sehen. Ein Licht, hier ans Fenster gestellt, ruft augenblicklich 2 Offiziere 20 Jäger ins Haus hierher, zwei Lichter die ganze Kompanie von Nikolskoje herüber. Und nun, meine Herren, gehen Sie mit Gott. Wenn ich je in meinem Leben noch etwas vermag und Sie meiner bedürfen, dann wenden Sie sich an mich. Sie haben sich in mir einen Freund erworben."

Beide Hände reichte uns der Prinz und schüttelte die unsrigen kräftig. Noch während er sprach, war die Prinzeß eingetreten und stand neben ihm, so daß wir auch deren vorgestreckte Hand zu erfassen und zu küssen hatten.

Wir waren entlassen.

Die Fahrt nach Potsdam konnte am leichtesten zu Wasser ausgeführt werden, deswegen requirierte ich den schnellstfahrenden Kahn aus der Zahl der zum Fährdienst vorhandenen. Da der Fährmann den Weg zur Villa des Grafen Waldersee kannte, mußte er als dritter Ruderer einsteigen. Rode ließ unseren Viktualienkorb von Frau Fintelmann füllen, dann fuhren wir ab.

½11 schlug es bei der Abfahrt, ¼12 beim Eintreffen an der Villa Waldersee. Wir hatten verabredet, daß Rode mit dem einen Gardisten sofort in der Villa Nachfrage über die Anwesenheit des Grafen halten sollte. War er zu Hause, so sollte der mitgenommene Mann mich sofort davon unterrichten, andernfalls wollten wir auf zwei Wegen nach ihm suchen. Rode und der Fährmann kannten Potsdam, ich jedoch nicht genau, deswegen sollte letzterer mich und den zweiten Gardisten führen.

Rode ging, und während ich am Bollwerk stand, bemerkte ich auf einem der parkartigen Gänge, welche die Villa umzogen, einen Mann, der den beiden Abgehenden vorsichtig nachschlich. Sofort pfiff ich, worauf Rode und sein Begleiter sich umsahen und den Nachschleichenden bemerkten. Wir gingen alle auf ihn los. Er zog eine Pistole aus der Tasche, worauf Rode und ich die unsrigen zeigten.

„Der Kampf ist ein ungleicher, so wäre es besser, wenn wir uns ohne Knallerei verständigten," sprach ich laut, „wer sind Sie?"

„Ich besitze wohl mehr Recht zu fragen, wer Sie sind, denn ich stehe auf meinem eigenen Grund und Boden," hörten wir und erkannten an Stimme und Ton sofort, daß wir jemand vor uns hatten, der ans Befehlen gewohnt war.

„Wenn Sie Eigentümer dieses Grundstückes sind," sagte Rode, „so müssen Sie Graf Waldersee sein."

„Der bin ich und frage ich, was wollen Sie hier?"

„Wir sind mit einem Auftrage an den Grafen Waldersee abgesandt, der sehr wichtig ist. Können Sie sich mit etwas legitimieren?"

„Ich mich legitimieren? Vor mir ganz fremden Personen auf meinem Grund und Boden? Das wird impertinent!"

„Ich glaube, Sie jetzt zu erkennen," fiel Rode ein, „standen Sie nicht vorgestern Abend in der Uniform des ersten Garde-Regiments auf der Citadellbrücke in Spandau neben dem Oberst v. Doering?"

„Jawohl."

„Um ganz sicher zu gehen," entgegnete Rode, „unser Auftrag ist sehr wichtig, bitte ich mir zu sagen, was sich zu dieser Zeit auf der Brücke ereignete?"

„Es wurde ein Boot vorüber getragen, mit dem zwei Offiziere der Garnison eine Expedition unternehmen sollten."

Jetzt waltete bei uns nicht der leiseste Zweifel, daß der richtige Graf Waldersee vor uns stände; deshalb überreichte ich ihm mein Schreiben.

Da der Prinz gesagt hatte, daß, wenn nur eins in richtige Hände gelange, dies genügend sei, so meinte der Graf, es wäre besser, das zweite Exemplar wieder abzugeben. Er schrieb seinen Namen darauf und die Worte: „1. Exemplar erhalten."

Unser Auftrag war erfüllt. Ich schlug ihm vor, sofort mit uns zur Pfaueninsel zu fahren, er meinte jedoch, daß ihn sein Jagdwagen schneller zum Prinzen bringen würde und er auch erst etwaige Befehle des prinzlichen Schreibens zu vollziehen habe. Der Abschied gestaltete sich ungleich friedlicher als die Bekanntschaft.

1½ Stunden später waren wir wieder auf der Pfaueninsel; Rode ließ sich beim Prinzen melden, um sein Schreiben wieder abzugeben; mich rief Fintelmann in die Vorderstube, wo mir die Gräfin Oriola ein Schreiben an Frau Oberst v. Doering übergab und dabei ihr Bedauern über den Verlust meines Gehörs aussprach. In habe die Gräfin Oriola nie wieder gesehen.

Der alte Fintelmann meinte noch: „Wenn Sie nur vollkommen hörten, ließ der Prinz Sie nicht von der Seite. Er hat aber von jeher eine Abneigung gegen schwer hörende Menschen gezeigt. Er befolgt des Königs Befehl und geht nach England."

Rode erschien, nochmals auf das gnädigste vom Prinzen entlassen, und teilte mir den Befehl zur Abreise nach Spandau mit. Wir machten sofort Anstalt dazu. Das versenkte Boot in der Nacht zu heben, fiel uns nicht ein; wir ließen es liegen. Auf demselben Kahn, der uns nach Potsdam getragen, zogen wir wieder von der Pfaueninsel ab nach rührendem Abschied von der Familie Fintelmann.

Unter dem Druck meines im Dienst erhaltenen Gehörleidens zog ich hinaus in die dunkle Nacht, wenigstens mit dem Bewußtsein, in redlicher Weise ein Stückchen preußischer Geschichte mitgestaltet zu haben. Wäre es in der Nacht des 20./21. März zum Pistolenknallen und Kugelpfeifen auf diesem Havelsee oberhalb der Pfaueninsel gekommen, vielleicht erzählten die Annalen der Geschichte nichts vom deutschen Kaiser Wilhelm I.

In der fünften Morgenstunde des 22. März, dem Geburtstage des Prinzen, trafen wir an den ersten Festungswerken von Spandau ein und wurden mit: „Halt, werda, hier anlegen!" angerufen. Wir befanden uns sämtlich in Zivil, in der Nacht hatten wir total den Umtausch der Gärtneranzüge der Gardisten vergessen.

Die Wache kannte uns nicht; sie war vom 12. Regiment tags zuvor erst in Spandau eingetroffen und behandelte uns sofort als Arrestanten, die nach der Citadelle geschickt wurden. Der Offizier der Wache befahl dem Schließer der Zellen, uns sicher einzusperren. Diese Komödie machte uns eigentlich ein Gaudium. Ich zog ein Blatt Papier aus der Brieftasche, schrieb die Worte: „Wilhelm Wilhelm" darauf und überreichte es dem Leutnant mit dem Ersuchen, den Zettel zum Kommandanten zu senden. Der junge Herr warf den Zettel auf den Tisch und meinte: „Hat Zeit bis morgen."

„Meinetwegen", entgegnete ich, „aber Sie haben die Folgen zu tragen. Sie sollen erfahren, was es heißt, eine Festung befindet sich im Belagerungszustand."

Der junge Herr sah mich und dann die grinsenden Gesichter Rodes und der Gardisten erstaunt an und schickte dann den Schließer mit dem Zettel fort.

Bald darauf stürzte der Kommandant ins Zimmer mit dem Ruf: „Wie steht es mit dem Prinzen?"

„Der Prinz," antwortete ich, „befindet sich augenblicklich ungefährdet auf der Pfaueninsel, von Gardejägern bewacht; aber er steht im Begriff auf des Königs ausdrücklichen Befehl nach England zu gehen."

„Nach England!" rief der Kommandant ganz entsetzt. Minutenlanges Schweigen herrschte, dann fuhr er fort: „Kinder, kommt herauf und erzählt mir weiter."

Unser Bericht war bald beendet.

Für mich erhielten damit die sogenannten „Märztage von 1848" ihren Abschluß.

Die Ereignisse in Schleswig-Holstein führten Rode mit einer Raketenbatterie dorthin, mich dagegen nach Danzig, wo Hafen und Reede mit ein paar von Pionieren bedienten Kanonenjollen gegen dänische Angriffe geschützt werden sollten.

Später wurde ich in die damalige Marineabteilung des Kriegsministeriums berufen.

Es sollten auf der Havel Schießversuche gegen eiserne Schiffe angestellt werden und ich wurde beauftragt einen geeigneten Schießplatz zu suchen. Meine Rekognoszierung führte mich auch nach Pichelsberg in ein etwas abgelegenes Fischerhaus, weil ich zum Messen der Wassertiefen eines kleinen Fahrzeuges bedurfte. Ich kam mit dem Fischer weiter ins Gespräch und in diesem auch auf die Märztage.

Da er meinte, auch bei ihm sei es in der einen Nacht etwas unruhig zugegangen, forschte ich weiter, und er erzählte etwa folgendes:

In der Nacht des 20. März wurde ich durch Pferdegetrappel geweckt und gleich darauf hinausgerufen. Acht Herren hielten zu Pferde und forderten meinen größten Kahn, um auf eine der kleinen, unbewohnten Inseln zu rudern, weil sie dort mit Spandauer Herren ein Pistolenduell auszufechten hätten. Ich hatte meinen vierrudrigen Kahn wenige Tage vorher ans Land gezogen und neu kalfatert. Sofort stiegen die Herren ab und schoben ihn eigenhändig zu Wasser. Alle hatten die Rockkragen aufgeschlagen, obschon sie schwitzten. Die Pferde waren auch warm, sie hatten sehr feines Reitzeug. Mein ältester Junge war auch aufgestanden und half die Pferde halten. Einer der Herrn meinte: „Wir bezahlen Sie gleich und stellen Ihnen den Kahn morgen wieder zu." Er sah nach der Uhr und trieb zur Eile. Sechs der Herren stiegen ein, sie schienen mit dem Fahren auf dem Wasser ganz vertraut zu sein. Zwei der Herren setzten sich wieder auf die Pferde und ritten mit den anderen Pferden am Zügel wieder in den Wald hinein. Während der Bezahlung stand mein Junge wieder neben mir und sah ein weißes Stück Papier aus der Tasche des bezahlenden Herrn fallen. Der Bengel setzte sofort seinen Fuß darauf. Kaum waren die Herren abgefahren, so gab mir der Junge das Papier und ich erkannte sofort eine Visitenkarte. Ich wollte das Ding so lange behalten, bis ich meinen Kahn wieder hatte und steckte es an den Spiegel. Drei Tage später komme ich mit Fischen nach Potsdam und da wird mir vom Wasserpolizeiinspektor eine Notiz gebracht, meinen Kahn Nr. 5, den vermieteten, wieder abzuholen, er sei treibend gefunden worden. Ich nahm ihn an mich, aber alles, was darin lose gewesen, war gestohlen, so daß ich trotz des guten Mietgeldes kaum den Schaden decken konnte. Ich habe dann in Berlin auf der Polizei die Wohnung des Herrn ermitteln wollen, bin aber zuletzt noch angeschnauzt worden, daß ich mit derlei unwichtigen Dingen die Polizei bei den unruhigen Zeiten belästigte. Ärgerlich habe ich die Karte später weggeworfen.

Leider erinnerte sich der Fischer nicht mehr des langen Namens, der auf der Visitenkarte gestanden hatte.

Vielleicht ist das, was ich in diesem unscheinbaren Fischerhause erfuhr, eine Bestätigung meines Verdachtes gewesen, daß man in der Nacht des 20./21. März auf den Prinzen ein Attentat geplant habe.

gez. Haering,
Major a. D.

So lautet der erste vollständige Abdruck der eigenhändigen Aufzeichnungen, welche der Major Haering seiner Familie hinterlassen hat und von denen mir unter dem 3. November 1902 eine authentische Abschrift überlassen worden ist.

Während ich diesen zweiten Teil meiner Aufsätze niederschrieb, erschien in der „Kreuz-Zeitung" unter der Aufschrift: „Die Flucht des Prinzen von Preußen von Spandau nach der Pfaueninsel in der Nacht vom 20. zum 21. März 1848 von Dr. Max v. Stojentin" in sechs Feuilletons der Nummern vom 18.—25. November 1902 eine Reihenfolge von „auszugsweisen" Mitteilungen aus den Haeringschen Aufzeichnungen, die schon bei einem flüchtigen Vergleich erkennen ließen, daß mindestens im ersten Teil zwei verschiedene Fassungen vorgelegen haben, und daß von diesen beiden Fassungen diejenige, die mir vorlag, weniger ausführlich war als die andere. So z. B. fehlten bei mir die Abschiedsworte des alten Obersten Weigandt im II. und die Geschichte vom „Oberkutscher" im IV. Feuilleton. Auf solche Verschiedenheiten und die Schlüsse,

die sich daraus auf die Entstehungszeit der betreffenden Vorlagen ziehen lassen, näher einzugehen, ist augenblicklich meine Absicht nicht. Dazu wird die Zeit kommen, sobald der in der „Kreuz-Zeitung" nur „auszugsweise" mitgeteilte Text einmal vollständig vorliegen wird. Für jetzt und hier wird ein Hinweis genügen im Interesse derer, welche sich selber ein Urteil bilden wollen, soweit das überhaupt jetzt schon möglich ist. In der „Kreuz-Zeitung" vom 16. Januar 1903 hat Paul Bailleu an den Haeringschen Aufzeichnungen als Geschichtsquelle Kritik geübt und dabei ungedruckte Aufzeichnungen der Gräfin Oriola einerseits, ein gedrucktes Zeugnis des damaligen Gardisten Leibnitz andererseits verwertet, welches der Kammergerichtsrat Dr. Metzel in den „Mitteilungen des Vereins für die Geschichte Berlins" (XV. 1898 Nr. 3 S. 31—32) veröffentlicht hat.

Die Gräfin Oriola weiß nichts von dem „Oberkutscher", der nach der Vorlage der „Kreuz-Zeitung" den Wagen des Prinzen und seiner Damen am Abend des 20. März bei der Fahrt nach der Übersahrtsstelle an der Havel in die Irre geführt; nichts überhaupt von einer Irrfahrt und von Schwierigkeiten zu dem verabredeten Stelldichein zu gelangen; auch nichts von Waffen, die sie selber bei sich geführt habe. Wohlan, dies alles steht wohl in dem von Stojentin ausgezogenen Text, in dem von mir gedruckten Text aber findet sich davon kein Wort.

Im übrigen will Bailleu mit seiner Kritik nur eine „Warnungstafel" aufrichten, „die anzeigt, wie und wo Haerings sonst beachtenswerte Aufzeichnungen mit Legenden durchsetzt sind und deshalb nicht ohne weiteres als Geschichte angenommen und wiederholt werden dürfen". Ich selbst muß mit Rücksicht auf die leicht erkennbare Ursache der Auslassungen, durch welche insbesondere die Vincke-Episode am Schluß des Aufsatzes verstümmelt worden ist, an die Stimmung erinnern, in der der Prinz auf der Pfaueninsel sich befand. Einer von denen, die mit ihm dort den traurigsten Geburtstag seines Lebens gefeiert haben, Ernst Curtius, hat am 23. März 1848 aus Potsdam an seine Eltern geschrieben: „Der von der Volkswut geächtete Prinz irrte von Versteck zu Versteck, um den auf ihn gezückten Dolchen zu entgehen." (E. Curtius. Ein Lebensbild in Briefen. 1903. S. 377.) Wer sich in dem letzten Versteck, das ihm sein Preußen bot, unter falschem Namen einzuschleichen wußte, der konnte nur ein Mörder sein und mußte auch als solcher behandelt werden. Der edelste, hochherzigste Mensch, der jemals im fürstlichen Stande geboren worden ist, seit drei Tagen und Nächten wie ein gehetztes Wild auf der Flucht vor seinem eignen mißleiteten Volk, mit der Pistole in der Hand, um, wenn es galt, sein Leben wenigstens so teuer als möglich zu verkaufen, kannte schließlich vor gerechter Erbitterung sich selbst nicht mehr.

Komm . . .

Hinter den Hügeln, hinter den Weiten
Liegen die seligen Einsamkeiten,
Nichts als blühende Heide.
Nickendes Gras und goldnes Gewimmel,
Und hoch oben am herrlichen Himmel
Leuchtende Wolken wie Seide.

Hinter den Sorgen und grauen Gesetzen
Gibt es noch Welten mit lachenden Plätzen,
Wenige wissen die Pfade.
Gib mir die Hand und vertrau' Du auf mich,
Blühende Liebste, ich führe Dich
In die goldenen Lande der Gnade.

Carl Vanselow.

Weiblicher Kopf. Marmorrelief von Irene Hildebrand-Florenz.
(Münchener Secession.)

nicht gemerkt werden. Es erklärt sich diese Erscheinung durch eine leprose Erkrankung, die ihre spezielle Lokalisation in den Nervenendigungen in der Haut hat. Indem der Prozeß dann in den Nervenbahnen aufsteigt, werden auch die größeren Nervenstämme in Mitleidenschaft gezogen; es kommt demzufolge zu allerhand Störungen innerhalb der von den erkrankten Nerven versorgten Körpergebiete: Gefühllosigkeit stellt sich auf weite Hautstrecken hin ein, dazu gesellen sich Ernährungsstörungen, Abmagerung, Muskelschwund und Lähmungen, und dies führt schließlich zu allerhand Verkrüppelungen und Verbildungen an den Gliedern. In den ganz vorgeschrittenen Stadien des Leidens können die unglücklichen Kranken einen geradezu entsetzlichen Eindruck machen: Der Gesichtsausdruck ist dem einer mumifizierten Leiche vergleichbar, die Extremitäten sind hochgradig verstümmelt, wobei häufig ganze Fingerglieder fehlen, die infolge des geschwürigen Zerfalles der Knoten oder des Absterbens von unempfindlichen Partien zerstört worden sind, so daß Hände und Füße mehr Bärentatzen als menschlichen Körperteilen gleichen. Es ist daher noch kein extremer, im übrigen aber sehr naturgetreu beobachteter Fall von Aussatz, den uns der Minnesänger Conrad von Würzburg in seiner Dichtung Engelhardt mit den Worten schildert:

Von seinem Haar und seinem Bart
Verlor er viel, wie ich's berichte,
Nur wenig blieb ihm im Gesichte.
Sein' Augen gaben gelben Schein,
Als säßen Milben ihm darein.
Auch fiel ihm aus des Auges Brauen;
Des Leibes Farbe, sonst zu schauen
In früherer Zeit so leicht und gut,
Sie ward viel röter noch denn Blut
Und gab so sonderbaren Schein.
Die harfensüße Stimme sein
Die ward ohn' Maßen heiser,
Ihm schuf des Himmels Kaiser
Groß Leid an allen Enden;
An Füßen und an Händen
Da waren seine Ballen
So gänzlich eingefallen.

Der Verlauf der Lepra erstreckt sich fast immer über viele Jahre und selbst über Jahrzehnte; wenn auch zeitweilige Besserungen und selbst länger währende Stillstände, die dann Heilungen vortäuschen, öfters vorkommen, so ist er doch im allgemeinen unaufhaltsam und wohl immer tödlich. Und von sicherer Heilkraft ist heute das von modernen Forschern bereits hergestellte Leprahеilserum noch ebensowenig, wie es in biblischen Zeiten die Bäder in den Wässern des Jordan waren.

Im Drama vom armen Heinrich werden die physischen Leiden des Helden vom Dichter nur gelegentlich angedeutet; sie treten im wesentlichen völlig zurück, und im Vordergrunde der Darstellung stehen die tiefen seelischen, allmählich sich steigernden und schließlich an den Rand der Verzweiflung treibenden Qualen, die er, der einst auf den Höhen des Lebens stand, der ruhmreiche Held und Sieger im Kampfe gegen die Ungläubigen, der ehemalige Günstling des Kaisers, dem als Lohn bereits der Besitz eines staufischen Fürstenkindes winkte, nunmehr mit einemmale unschuldig erdulden muß, indem er nicht nur von einem ekelerregenden und zum sicheren Tode führenden Leiden befallen ist, sondern, was das Furchtbarste ist, zugleich von einem Leiden, um dessentwillen er, von aller Welt gemieden, obdachlos umherirren muß und das Geschick eines bei lebendigem Leibe Toten zu ertragen hat. Es wird damit auf die zum Teil grausame Härte hingewiesen, mit der man in jener Zeit vielfach die Aussätzigen behandelte, indem man sie erbarmungslos aus der Gesellschaft ausstieß. Diese Behandlung wurde einzig und allein von der Überzeugung diktiert, von der damals alle Welt durchdrungen war, daß der Aussatz eine im höchsten Maße ansteckende Krankheit sei, daß jede Berührung, jeder Hauch des Kranken gefährlich sei, und daß es daher kein anderes Mittel zur Bekämpfung der Seuche und zum Schutze gegen sie gebe, als jede Gemeinschaft zwischen Gesunden und Aussätzigen aufs strengste aufzuheben. In erschütternder Weise läßt der Dichter jenen Glauben an die ungemeine Ansteckungsfähigkeit des Aussatzes in Heinrichs eigenen Worten zum Ausdruck gelangen, die er seinem einstigen Freunde Hartmann zuruft:

„Jetzt aber rasse Dir Dein reines Kleid
Zusammen, Freund, und flieh', flieh', sag' ich, flieh'!
Schüttle den Staub von Deinen Schuhen, flieh'!
— — — — — — — — — — —
Rühr' mich nicht an und flieh'! Rühr' mich nicht an!
Denn ich bin so beglückt vom Himmel worden,
Daß ich Verderben speien muß um mich her!

Ich bin ein solcher Held, daß Helden laufen
Vor meiner unbewehrten Hand: Berührung
Von ihr bringt Schlimmeres als der Tod."

In ähnlicher Weise, wie es auch heute noch in manchen Ländern des Orients geschieht, wo jeder Aussätzige als unrein von den Seinen verstoßen und genötigt wird, sich bettelnd auf den Landstraßen umherzutreiben und nachts elende Hütten aufzusuchen, so war es damals auch bei uns nicht nur Brauch, sondern sogar Gesetz, daß diese unglücklichen Kranken aus der bürgerlichen Gemeinde ausgewiesen, vom Gesetz der Welt ausgeschieden, kurz, für bürgerlich tot erachtet wurden. Als „Feld- und Sondersieche" mußten sie rechtlos umherirren und auf freiem Felde in primitiven Hütten und Zelten wohnen. Um für jedermann kenntlich zu sein, mußten sie aparte Kleidung tragen, meist einen schwarzen Mantel mit einem besonderen Abzeichen daran und einen breiten Hut mit weißem Rande; die Hände mußten stets mit Handschuhen bedeckt sein. Außerdem hatten sie, damit sie rechtzeitig gemieden werden könnten, ihre Annäherung schon aus der Entfernung auf besondere Weise bemerklich zu machen, meist durch hölzerne Klappern, die sie von Zeit zu Zeit in Bewegung zu setzen hatten, oder durch Schellen, die sie an den Händen, in manchen Gegenden auch durch Glöckchen, die sie am Halse trugen. Besondere Vorschriften existierten noch, die für den Fall, daß ihre Annäherung nicht zu umgehen war, wenigstens jede direkte oder indirekte Berührung der Aussätzigen mit den Gesunden verhindern sollten. So durften sie in die Stadt meist nur zu bestimmten Zeiten kommen, enge Gassen durften sie nicht passieren, sie mußten sich stets in der Mitte der Straße halten, kein Gastwirt durfte sie beherbergen. Wollten sie etwas kaufen, so durften sie den Gegenstand nur mit einem Stocke, der zu ihrer Ausrüstung gehörte, berühren. Mit Gesunden zu sprechen war ihnen verboten; wo es aber nicht zu umgehen war, mußten sie dabei „unter dem Winde" stehen, damit ihr Odem den andern nicht träfe. Der deutsche Name der Krankheit, Aussatz, hängt nicht sowohl mit der Hautveränderung, die das Leiden hervorruft, als vielmehr mit dieser strengen Separierung der Kranken zusammen. Vielfach geschah diese Ausstoßung unter ganz besonderen Ceremonien, die sich von denen einer Begräbnisfeier im wesentlichen kaum unterschieden; der Aussätzige wurde in der Tat noch lebendigen Leibes für tot erklärt und bestattet. Auch bei Hauptmann wird einer solchen Beerdigung des armen Heinrich in effigie Erwähnung getan. In der Regel war der Vorgang dabei folgender: Nachdem die Krankheit festgestellt war — zu dem Behufe gab es an jedem Orte besondere Aussatzbeschauer — wurde der Kranke vom Priester nach der Kirche abgeholt und hier auf einen Katafalk gelegt; nun wurde die Messe gelesen, das Requiem gesungen, der Aussätzige wurde mit Weihwasser besprengt und unter Gesang nach dem für ihn bestimmten Hause getragen. Hier schüttete der Priester eine Schaufel Erde über seine Füße mit den Worten: „Sei tot für diese Welt, lebe wieder auf in Gott", übergab ihm seine besondere Kleidung und Ausrüstung, vor allem Klapper, Bettelsack und Handschuhe, schärfte ihm noch die Vorschriften ein, die er zu befolgen hätte, und sodann wurde er, getrennt von Haus und Hof, von Weib und Kind, seinem trostlosen Schicksale überlassen.

Es darf freilich nicht unerwähnt bleiben, daß gegenüber diesen harten und grausamen Maßnahmen frühzeitig auch Bestrebungen auftauchten, die darauf gerichtet waren, das Los der armen Aussätzigen zu einem erträglicheren zu gestalten. Hierher gehört zum Teil schon die Unterbringung derselben in besondere Anstalten, Aussatzhäuser, Leproserien, Siechenhäuser, Gutleutehöfe, wie sie auch genannt wurden, für deren Gründung allerdings wohl zugleich der Gesichtspunkt der strengern und sicherern Isolierung maßgebend gewesen ist. Schon im VI. Jahrhundert, zur Zeit Gregors von Tours, wird solcher Häuser Erwähnung getan; in der Folgezeit, namentlich nach den Kreuzzügen, vermehrten sie sich außerordentlich, so daß schließlich in manchen Ländern wie in Frankreich oder in Italien keine Stadt ohne eine Leproserie existierte. Wurde doch ihre Gesamtzahl in der christlichen Welt zu Anfang des XIII. Jahrhunderts auf 19000 geschätzt! Von deutschen Städten besaßen sie zuerst Bremen und Würzburg. Die Häuser waren außerhalb der Stadt belegen; sie waren irgend einem Schutzheiligen, meist dem heiligen Lazarus, Johannes oder Georg gewidmet. Sie stellten nicht etwa Kranken-

häuser dar, denn ärztliche Behandlung fand in ihnen nicht statt, sondern die Kranken wurden im wesentlichen hier nur beherbergt und beköstigt. Im übrigen herrschte in diesen Leproserien eine strenge Hausordnung. An der Spitze stand ein von den Insassen selbst gewählter Siechenmeister, dessen Anordnungen unbedingt Folge geleistet werden mußte. Sie waren entweder nach Geschlechtern getrennt, oder es waren in den gemeinschaftlichen Häusern besondere Abteilungen für Männer und Frauen vorhanden. Die Kranken verbrachten hier mit Haus- und Gartenarbeit ihre Tage. Ursprünglich waren sie freilich häufig auch noch darauf angewiesen, auszuziehen und sich Almosen zu erbetteln; allein besonders in späterer Zeit wurden sie mit Schenkungen und frommen Stiftungen sehr reichlich bedacht. Schließlich wetteiferten sogar die Klöster, Städte und der Adel in der Fürsorge für die Aussätzigen. Auch die Krankenpflege trat allmählich in den Vordergrund; der Lazarusorden, dessen Ordensmeister selbst ein Lepröser sein mußte, widmete sich lediglich der Pflege der Aussätzigen; auch der deutsche Orden in Preußen und der Orden der Schwertbrüder in den russischen Ostseeprovinzen taten viel für sie. Selbst vornehme Fürstinnen verschmähten es nicht, sich der Kranken anzunehmen; bekannt ist das Holbeinsche Bild, das die heilige Elisabeth darstellt, von der Wartburg herabschreitend, drei Aussätzige zu ihren Füßen, die sie mit Speise und Trank erquickt. Und daß der Aufenthalt in den Siechenhäusern schließlich sogar nicht ohne Annehmlichkeiten gewesen sein muß, geht aus der Tatsache hervor, die überliefert ist, daß Vagabunden und Arme mitunter die Krankheit selbst simulierten, nur um dort aufgenommen und verpflegt zu werden.

Um das Jahr 1300 hatte die Seuche ihren Höhepunkt in Europa erreicht; von da ab geht sie mehr und mehr zurück, zu Beginn des XVI. Jahrhunderts ist sie bereits eine seltene Krankheit und im XVII. und XVIII. Jahrhundert ist sie fast völlig erloschen; wenigstens wird ihrer da kaum noch Erwähnung getan, wenn auch in Deutschland am Niederrhein selbst noch im XVIII. Jahrhundert vereinzelte Fälle bestimmt existiert haben. Die Krankenpflegeorden wurden aufgelöst oder wandten sich anderen Aufgaben zu, die Siechenhäuser standen leer und gingen ein oder wurden in Krankenhäuser, in Lazarette umgewandelt. Ob nun hauptsächlich die oben geschilderten strengen Isolierungsmaßregeln zu diesem Rückgange der Seuche beigetragen, oder ob der Rückgang nicht zugleich durch den natürlichen Verlauf der Seuche bedingt war — wissen wir doch auch sonst von großen Volkskrankheiten, daß sie, dem Gesetze der Wellenbewegung folgend, nachdem sie einen gewissen Höhepunkt erreicht, von selbst abzusinken pflegen! — das ist eine Frage, die mit aller Bestimmtheit kaum je mehr zu entscheiden sein dürfte. —

Die Krankheit des armen Heinrich, der Aussatz, hat trotz des erwähnten Verschwindens doch auch in der Gegenwart für uns keineswegs ein lediglich historisches Interesse. Denn einerseits existiert sie außerhalb Europas auch heute noch in starker Verbreitung, nicht bloß in ihrem Heimatlande Asien, wo der Süden und Osten nach wie vor ihre Hauptsitze bilden, sondern auch auf den übrigen Erdteilen in Form kleinerer oder größerer Herde; ja in manchen Gegenden, wie z. B. in Südafrika, hat sie sogar in der Neuzeit sehr erheblich zugenommen. Bei den erleichterten Verkehrsbedingungen der Gegenwart, bei den mannigfachen Beziehungen, die wir heutzutage weit mehr als in früherer Zeit mit allen möglichen Ländern der Welt unterhalten, ist daher mit der Möglichkeit eines gelegentlichen Einschleppens der Seuche immerhin zu rechnen. Dazu kommt aber, daß, wie sich allmählich herausstellte, auch in Europa selbst die Lepra sich in Form einzelner Herde bis auf den heutigen Tag noch erhalten hat. Im Süden sind es die Balkanhalbinsel, die Inseln des ägäischen Meeres, die Pyrenäenhalbinsel, im Norden Skandinavien und Island, wo Aussatzgebiete existieren; und auch in verschiedenen Teilen Rußlands gibt es Lepraherde. Ein direktes Überwandern der Seuche aus den Nachbarländern über unsere Grenze liegt somit jederzeit im Bereiche der Möglichkeit, ja an einer Stelle ist es sogar bereits zur Tatsache geworden. Im äußersten Nordostwinkel des Deutschen Reichs, im ostpreußischen Kreise Memel existiert, wie vor zehn Jahren zuerst bekannt wurde, nun schon seit mehr als 25 Jahren ein kleiner Lepraherd, dessen enge Beziehungen zu solchen in

den russischen Ostseeprovinzen außer allem Zweifel stehen. Unter diesen Umständen hat denn die Frage für uns immerhin nicht nur ein theoretisches sondern auch ein hohes praktisches Interesse, wie es denn eigentlich nach den heutigen Anschauungen um die Ansteckungsfähigkeit des Aussatzes bestellt ist, inwieweit insbesondere die Anschauungen, die das Mittelalter hierüber hatte, und die Maßnahmen, die es auf Grund dieser seiner Anschauungen zur Bekämpfung der Seuche ergriff und mit drakonischer Härte durchführte, im Lichte moderner Erfahrung und Forschung eigentlich noch als berechtigt angesehen werden können. Da muß nun freilich erklärt werden, daß die Kontagiosität der Lepra offenbar früher arg überschätzt worden ist, daß sie bei weitem keine derartig große ist wie die mancher anderer chronischer Volksseuchen. Mancherlei spezielle Beobachtungen, so etwa die, daß man Ehepaare jahrzehntelang zusammen leben sah, und, obwohl der eine Teil leprös war, der andere dauernd gesund blieb, deuten mit aller Bestimmtheit darauf, daß von vornherein eine weitgehende persönliche Unempfänglichkeit dieser Seuche gegenüber besteht. Es scheint außerdem, damit das Krankheitsgift haftet, in der Regel eines sehr innigen und langdauernden Kontaktes zu bedürfen, zu dem sich allerdings am ehesten unter ärmlichen, unhygienischen Lebensverhältnissen, bei großer Unreinlichkeit die Gelegenheit darbietet. Andererseits erscheint aber allerdings die Vorstellung an sich, daß die Krankheit ansteckend ist, und daß als Verbreiter der Seuche in allererster Reihe wenn nicht ausschließlich der lepröse Mensch in Betracht kommt, heute fester als je begründet. Wissen wir doch jetzt, daß die spezifischen Erreger des Leidens, die Leprabazillen, sich in der Haut und den Schleimhäuten des Aussätzigen befinden, daß sie von hier ostmals, z. B. von offenen Geschwüren aus, in ungeheuren Massen nach außen abgeschieden werden und dann für die gesunde Umgebung die Gelegenheit sie aufzunehmen natürlich ausreichend gegeben ist! Somit muß denn auch an und für sich das mittelalterliche Prinzip der Isolierung der Kranken auch heute noch als ein wirksames und erfolgreiches anerkannt werden. Diese Anschauung kam auch auf der internationalen Leprakonferenz, die im Jahre 1897 in Berlin unter Teilnahme von Leprasforschern und Leprakennern aus allen Weltteilen tagte, übereinstimmend zum Ausdruck; auch dort wurde daher die Errichtung von Leproserien den Staaten als zur Zeit bestes Mittel zur Ausrottung des Aussatzes empfohlen. Für seine Wirksamkeit bietet das glänzendste Beispiel aus neuerer Zeit Norwegen, wo es im Jahre 1856 noch 3000 Lepröse gab, und wo auf diesem Wege ihre Zahl bis auf 681 im Jahre 1896 herabgemindert wurde. So hat denn auch die preußische Regierung für die kleine Zahl ihrer Leprakranken im Kreise Memel daselbst ein zweckmäßig eingerichtetes Leprahaim erbaut. Erscheint somit das Prinzip der früheren Zeit auch in der Gegenwart noch als zutreffend und wird es auch in unseren Tagen noch in Anwendung gebracht, so hat doch seine Ausführung wesentlich andere und mildere Formen angenommen. Zunächst ist nach dem jetzigen Stand des Wissens der Lepröse überhaupt wohl nicht dauernd und nicht in jedem Stadium seines Leidens ansteckend und der Isolierung bedürftig. Wo er ferner sich in günstigen sozialen Verhältnissen befindet und eine gewisse Hygiene in seiner Behausung durchführbar ist, kann er eventuell bei genügender Vorsicht auch, ohne gefährlich zu werden, bei seiner Familie verbleiben. Wo aber die häuslichen hygienischen und sozialen Verhältnisse so ungünstig sind, daß er nicht nur im allgemeinen, sondern auch in seinem eigenen Interesse besser in einer Anstalt aufgehoben ist, da sucht man ihm den Aufenthalt daselbst zu einem möglichst erträglichen zu machen; er darf zeitweise seine Angehörigen empfangen, er steht unter ärztlicher Obhut, kurz, man ist bemüht, sein an sich herbes Geschick durch eine in jeder Weise humane Behandlung ihm nach Möglichkeit zu erleichtern. Sollte daher, was freilich nach dem ganzen Stande unserer Kultur und unserer öffentlichen Hygiene wenig wahrscheinlich ist, in Deutschland wirklich jemals wieder die Miselsucht in stärkerer epidemischer Ausbreitung erscheinen, die armen Heinriche der Zukunft werden sicherlich nicht wie ihre Leidensgenossen dereinst noch lebendigen Leibes tot gesagt und genötigt werden, mit Kutt' und Klapper dem gehetzten Wilde gleich rechtlos und heimatlos umherzuirren!

Neues vom Büchertisch.

Von

Heinrich Hart.

(Abdruck verboten.)

Sie waren eins geworden, nicht, weil sie Mann und Weib waren und nach ihnen Kinder leben würden, sondern weil sie sich gegenseitig den Menschen zum Bewußtsein gebracht hatten, und nun erst sollte ein hohes neues Leben beginnen, jeder Tag eine Stufe des folgenden, jeder Morgen ein kühnerer Aufflug: aber nicht ein Aufsprung ins Überschwengliche und Unerreichliche, nicht ins Überirdische, das ins Unterirdische zurücksinken muß, sondern es sollte ein Schweigen und Ruhen über der Erde sein, zwischen den Wipfeln und Gipfeln, die sie in den Äther hinaufstreckte: hoch wie ein Vogel, hoch über den Sümpfen, da der Tod brütet und die Verwesung sich brüstet, und doch im Bereiche der Erde, ihr angehörig, auf sie schauend, von ihr die Kräfte empfangend."

Mit diesen Worten klingt Eduard v. Mayers Roman „Falsche Feuer" (Berlin, Hermann Costenoble) aus. Es berührt eigentümlich, daß ein großer Teil aller neueren Romane — die mir vorliegenden sämtlich — in genau derselben Weise, vielfach mit ähnlich klingenden Worten schließen. Aus dem ähnlichen Aufbau, den ähnlichen Voraussetzungen ergibt sich der ähnliche Schluß. Immer wieder handelt es sich um Irrungen und Wirrungen zwischen zwei oder mehreren Menschen; mit hochgespannten idealen Erwartungen tritt jeder in den Lebenskampf, tritt jeder an den anderen heran; die Wirklichkeit wirkt zunächst ernüchternd, enttäuschend, äußere Verhältnisse, innere Verwickelungen drohen das Band zwischen Mensch und Mensch zu zerstören; zuguterletzt aber wird der Bund neu und fester geschlossen, und mit der hoffnungsvollen Zuversicht auf eine künftig ungetrübte Harmonie, mit einem freudigen Excelsior! zugleich aber mit dem Entschluß, künftig nur vom sicheren, realen Standpunkt aus den Idealen nachzustreben, treten die Menschen in die zweite Hälfte ihres Daseins ein. Dieses neue, lichtere, reifere, reichere Leben selbst darzustellen, das fällt keinem der Dichter ein oder keiner hat den Mut dazu; sie alle schildern nur die Vorstufe und Vorbereitung. Es muß im Wesen unserer Zeitepoche begründet liegen, daß in den Romanen sich immer wieder die Entwickelung nach dem gleichen Plane vollzieht. Daß es einerseits jeden der Dichter drängt, ein möglichst wirklichkeitshaftes Bild von den Kämpfen, Nöten und Zweifeln der Gegenwart zu geben, andererseits aber es jeden ebenso drängt, mit einem Ausblick in eine lichtere, weniger durch innere und äußere Zwiespälte zerrissene Zukunft zu schließen. Das war nicht immer so. Es hat Zeiten gegeben, in denen sich die Poeten mit wahrer Wollust in die graue Alltäglichkeit versenkten, in denen sie mit Vorliebe dekadente, sieche, lebensunfähige und nicht, wie heute, ringende, strebende Naturen schilderten. Es gab andere Zeiten, in denen einzig und allein erträumte Idealzustände poetischer Darstellung würdig erschienen, in denen nichts als Arkadien, Utopien, Feen- und Zaubergärten mit Rittern à la Amadis und Palmerin, mit Schäfern à la Seladon und Asträa, Daphnis und Chloe literarisch in Mode waren. Zeiten, in denen das Wort Michelangelos: non vedere non sentire — nichts hören, nichts sehen wollen von der Gegenwart — allgemeine Losung gewesen zu sein scheint. Wie man sieht, hält unsere Epoche die Mitte zwischen den Extremen; sie bewährt sich auch darin als eine echte und rechte Übergangszeit.

In dem Roman Eduard v. Mayers „Falsche Feuer" ist der ringende und kämpfende „Held" ein Deutschrusse. Nikolai von Welberg hat jahrelang Europa durchwandert, während seines Aufenthaltes in Deutschland hat er sich ganz als Deutscher fühlen gelernt und sich mit den Kulturidealen des neuen Reiches erfüllt. Als er nach Petersburg zurückkehrt, beseelt ihn das heiße Empfinden, daß er an seinen engeren Landsleuten, den Deutschen in Petersburg, eine Aufgabe zu erfüllen habe. Daß er sie aufrütteln müsse aus ihrer geistigen Stagnation. Seiner Auffassung nach sind die Deutschen Petersburgs „keine Deutschen", sondern lediglich Protestanten, die sich durch ihr Glaubensbekenntnis den orthodoxen Russen gegenüber weit überlegen fühlen, im übrigen aber dogmatisch verknöchert sind und mit geistigen, künstlerischen oder sonstwelchen Humanitäts-Idealen so gut wie unbelastet erscheinen. „Das Reale dagegen wissen sie wohl zu schätzen, als da sind Geld und Gut, Weiber und Pferde, Zirkus und französisches Chantant." Wenn nun die Leute noch sprächen: „Wir sind brave Bürger wie andere auch und leisten ebensoviel und taugen ebensowenig wie die Russen." Aber nein! sie reden: „Wir sind die Deutschen, wir sind die

Digitized by Google

Leuchte inmitten der Nacht Halbasiens, wir sind Träger und Vertreter der europäischen Gesittung" ... Und dieser Stolz, der durch nichts Wesentliches begründet ist, das ist eben das „falsche Feuer", ein „Götzenbrand", keine lautere Flamme des Lichts und der Erleuchtung. Diese Deutschen, die von der Kultur des Muttervolkes losgelöst sind, sind in Gesittung und Gesinnung erstarrt; ihre Vorfahren hatten eine bedeutsame Aufgabe, „die des Erziehers und ersten Vermittlers zwischen Slaventum und westeuropäischer Gesittung; die heutige Stellung des Petersburger Deutschen aber ist die wenig beneidenswerte eines abgedankten Elementarlehrers". Trotz alledem ist Nikolai, als er nach Petersburg heimkehrt, der Hoffnung, daß noch ein neuer Aufschwung möglich sei. Um ihn vorzubereiten, will er die modernen Geistes- und Kunstanschauungen, die er im Reiche gewonnen hat, nach Petersburg verpflanzen. Wie alle neuzeitlichen Weltverbesserer findet er kein anderes Mittel, seinen Ideen Eingang zu verschaffen, als die Begründung einer Zeitschrift. Mit dieser Zeitschrift kämpft er monatelang — wie ich glaube, drei ganze Monate — einen Riesenkampf gegen die Vertreter des Alten. Als diese aber durchsetzen, daß die russische Zensur das Blatt verbietet, da verzagt der Reformator ohne weiteres; freilich hat er von jenen drei Monaten den größten Teil in Gesellschaften zugebracht, Bowlen getrunken, Schlittschuh gelaufen, einer alten Liebe entsagt und eine neue Liebe gewonnen, gleichwohl verzagt er, weil es ihm nicht gelungen ist, eine Gesinnung, die sich innerhalb eines Jahrhunderts herangebildet hat, im Laufe von zwölf Wochen umzuwandeln. Er gibt es auf, den Bekehrer zu spielen. „Wir Deutsche haben hier kein Lebensrecht mehr, denn dieses Land gehört dem russischen Zaren, und mehr, es gehört dem russischen Leben, dem russischen Blut, dem russischen Geiste; wir haben hier keine Zukunft, und darum ist es ehrlicher, seinem Schicksal zu folgen. Wir müssen im russischen Volke aufgehen oder im engsten Kreise verknöchern. Und wer was anderes will, der rette sich nach Deutschland, dort gehören die Deutschen hin." Für dies letztere entscheidet sich auch Nikolai; persönlich hat er in Petersburg das höchste Glück gefunden, ein Weib, das ihn ganz versteht, ganz mit ihm fühlt; gemeinsam mit ihr wandert er nach Deutschland aus, ein neues Leben zu beginnen.

Ob Nikolai das Leben und Streben der Petersburger Deutschen richtig bewertet, oder ob er es durch getrübte Gläser betrachtet, das zu beurteilen, fehlt mir jede Möglichkeit. Ich kann mich nur über das Eine auslassen, ob der Erzähler die Aufgabe, die er sich selbst gestellt, geistig und künstlerisch glücklich gelöst hat. Der Roman ist ein Tendenz- und Kampfroman. Infolgedessen wird in ihm unendlich viel gesprochen, Gesinnung dargelegt, Weisheitslehre verkündet. Sämtliche Personen geben ganze Feuilletons von sich, sie alle, von der Salondame bis zum Gardehauptmann, verstehen es, ihre Weltanschauung rund und nett zum Ausdruck zu bringen. Der Dialog erhält dadurch vielfach einen allzu literarischen, buchhaften, akademischen Anstrich. Für diesen formellen Mangel aber entschädigt der Inhalt, entschädigt eine Fülle feinsinniger, geistvoller Gedanken und Bemerkungen, entschädigt die edle Menschlichkeit, der starke Idealismus, der überall zu Tage tritt. Dieser geistige Gehalt erdrückt beinahe den ästhetischen. Daß aber auch ein echter Künstler, ein reichbegabter Poet in dem Verfasser steckt, das beweisen die Schilderungen aus dem Petersburger Gesellschaftsleben, das bezeugt die lebendige Charakteristik.

Blühender und leuchtender entfaltet sich das künstlerische, poetische Element in Georg Reikes Roman „Das grüne Huhn" (Berlin, Schuster und Loeffler). Aber auch hier nimmt am letzten Ende vor allem der geistige und menschliche Gehalt gefangen. Der Mensch, der hinter dem Werke steht, erscheint bedeutender und anziehender als das Werk selbst; er hat künstlerisch in ihm noch nicht sein Bestes, Reifstes gegeben, er kann offenbar mehr, als der Roman in seiner Ganzheit bietet. Das Werk ist ästhetisch eine Verheißung, noch nicht Erfüllung. Nur in Einzelheiten, in nicht wenigen, zeigt es sich, daß der Dichter auch schon jetzt Vollendetes zu geben hat. Dazu gehört in erster Reihe die lebensprühende Eingangsszene. Mit allzu aufgetragener Absichtlichkeit gibt Reicke an den verschiedensten Stellen die Tendenz der Erzählung zum besten, eine Tendenz, die auch den Titel bestimmt hat. Wirksamer würde es sein, wenn die Absicht einzig und allein durch das Tun und Treiben, Wollen und Empfinden der handelnden Personen zum Ausdruck käme. In welcher Weise sich das machen ließe, dafür gibt der Dichter selbst in dem köstlich frischen Einleitungsbilde ein deutliches Beispiel; hier offenbart sich der Charakter des Fräuleins Ursine durch die bloße Schilderung ihres kecken Wagemuts klarer und eindringlicher, als es mit allen kennzeichnenden Haupt- und Eigenschaftsworten möglich wäre. Wie sie im full dress ins Wasser springt und ins Meer hinaus schwimmt, dieser eine Zug charakterisiert lebendiger, als ein ganzes Kapitel von Versicherungen wie etwa: Ursine war eine übermütige, kecke Maid, immer bereit, ihren Willen durchzusetzen, ohne Scheu vor den anderen, ohne viel Angst um sich und um die Welt, Ursine war 2c. 2c. Mit Fug eröffnet die junge Maid die Handlung des Romans, denn sie ist die Hauptperson. Nur im ersten Teil macht ihr die Mutter, Frau Lotte, den Rang streitig. Beide Frauen verlieben sich zu gleicher Zeit in einen Mann, den Dr. Renius, einen Gelehrten von gediegenstem Wissen (wenn man dem Erzähler trauen darf, selbst findet der Doktor wenig Gelegenheit, diesen Ruf zu rechtfertigen). So gelehrt er aber ist, an Frische, Spannkraft, Lebenslust hat er durch all sein Studieren nichts eingebüßt. Von der heimlichen, still verehrenden Liebe des Mädchens merkt der Doktor nichts, ist sie sich doch selbst über ihr Empfinden nicht allzu klar. Ihn lockt die rein sinnliche Schönheit der jungen Witwe, die ihn mit ihrer reifen fraulichen Anmut bestrickt. Und so dauert es nicht lange, und Frau Lotte ist Frau Dr. Renius. Beide Teile, Mann und Frau, fühlen sich in der Ehe zunächst sehr behaglich; erst nach und nach erkennt der Mann, welch eine Kluft im Seelischen und Geistigen ihn von der

Frau trennt. Sie ist als Mensch und Weib durchaus ancien régime; ihr ganzes Sinnen und Trachten hat nur das eine Ziel, den Männern, dem Manne zu gefallen; immerzu „Herrin und Puppe zugleich, aber nur für den Mann da". Geistige Interessen hat sie keine, auf Individualität und Selbständigkeit legt sie keinen Wert; stets vom Urteil der anderen abhängig, fragt sie in allen Beziehungen zuerst, was die anderen sagen, die anderen tun. Ihre eigene Meinung bringt sie immer nur in Umschreibungen und Umgehungen zum Ausdruck; nie ein offenes gerades Wort, denn das könnte verletzen. Um so größere Teilnahme in seinem geistigen Streben, um so ernsteres Verständnis für sein menschliches Wollen und Fühlen findet der Doktor bei Ursine, die sich nur schwer entschlossen hat, im Hause der Mutter zu verbleiben. Sie bietet in jedem Betracht den vollen Gegensatz zur Mutter; ihr ganzes Sinnen und Denken drängt nach Selbständigkeit, nach unbedingter Entfaltung der eigenen Individualität. Offenbar war es Reicke, als er den Roman konzipierte, im wesentlichen darum zu tun, zwei Frauentypen, den Typus der „alten" und „neuen" Frau, zwei Vertreterinnen des Einst und des Jetzt einander gegenüberzustellen. Wie das öfters zu gehen pflegt, ist ihm künstlerisch die Gestaltung des älteren, literarisch längst feststehenden, zum Abschluß gekommenen Typus besser geglückt, als die des neueren; Frau Lotte tritt als Bild deutlicher in Erscheinung als Ursine. Aus dem geistigen Miteinanderarbeiten des Doktors und des Mädchens entspinnen sich auch seelisch immer engere Beziehungen. Keiner von beiden aber wagt sich zu gestehen, daß dieses Gefühl der Zusammengehörigkeit bereits Liebe ist. Erst die Eifersucht Frau Lottens, die sich schließlich offen kundgibt, bringt die beiden zu voller Klarheit über ihr gegenseitiges Verhältnis. Dem Konflikt, der auf diese Weise zum Ausbruch kommt, bricht der Dichter im entscheidenden Moment die Spitze ab. Es stellt sich heraus, daß Ursine gar nicht die leibliche, sondern nur die Pflegetochter Frau Lottens ist. Ethisch wird dadurch der Konflikt erträglicher gemacht, ästhetisch aber allzu sehr abgeschwächt. Als Ursine durch das Gebaren der Mutter zur Klarheit über ihr Empfinden kommt, verläßt sie sofort das Haus, um sich eine eigene Existenz zu begründen. Renius aber fühlt, daß er nicht mehr von ihr lassen kann, er ist entschlossen, seine Ehe aufzugeben, und bestürmt die Gattin, in eine Scheidung zu willigen. Sie weigert sich jedoch hartnäckig und entschieden. Da fährt Renius kurzerhand nach Paris zu der Geliebten, er will mit ihr zusammen leben, um durch die innigste Verbindung, die zwischen Mann und Weib möglich ist, Frau Lotte zur Scheidung zu zwingen. Ursine scheut sich, den letzten Schritt zu tun, scheut sich, im äußersten Sinne mit Sitte und Gesetz zu brechen. Jetzt aber kommt das grüne Huhn zur Geltung. Das grüne Huhn ist eine tönerne Sparbüchse. Einst, als Ursine das Ding gekauft hat, fragte sie die Verkäuferin: „Wie bekommt man denn da seine Schätze wieder heraus?" Die Frau antwortete: „Wenn man was nicht biegen kann, muß man es brechen." Und dabei machte sie eine Bewegung, als ob sie das Huhn mit Gewalt an die Erde würfe. Oft hat Ursine jenes Wort überdacht. An dem Tage, als sie am heftigsten mit ihren Zweifeln ringt, ob sie es wagen darf und soll, ihre Liebe frei und ungehemmt auszuleben, fällt ihr Blick wieder einmal auf das grüne Huhn. Und da fühlt sie sich plötzlich entschlußbereit. Sie gibt sich dem Manne hin. Und sie bereut es nicht. Sie selbst erklärt: „Biegen konnt' ich mich nicht; aber das Zerbrechen, vor dem ich mich viel mehr gefürchtet, das ging ganz gut. Ich glaube wirklich, man muß manchmal in seinem Leben einen Sprung machen, auch wenn es dunkel ist. Die Leute, die alles erreichen wollen, kommen nicht weiter, oder ihr Schifflein gleitet so träge zwischen flachen Ufern dahin." Renius stimmt ihr zu: „Dir ist es gegangen, wie vielen. Weil Dir am Inhalt so viel lag, hast Du eine schöne Form zerbrechen müssen. Aber sind die Gesetze der Menschen etwas anders, als solche schöne Formen? . . . Formen, bestimmt, Werte zu bewahren, und oft genug von den Menschen nur dazu bestimmt: Werte zu — verwahren, uns zu entziehen, ja leider oft geeignet, sie zu erstarren. Für den einzelnen Menschen wird es immer die entscheidende Frage bleiben, ob er den Inhalt höher stellt oder die Form." Nach der einen Richtung hin freilich nutzt den beiden das Zerbrechen nichts; Frau Lotte läßt sich auch durch das Äußerste, was geschehen, nicht bewegen, in die Scheidung zu willigen. Erst als ein unglücklicher Zufall ihrem Leben ein Ende macht, kann Ursine ihrerseits Frau Dr. Renius werden. Dieser Zufall gehört zu den bedenklichen Dingen des Romans. Es nimmt sich nur zu oft allzu romanhaft aus, wenn in einer Erzählung am letzten Ende alle Verwickelungen sich glatt und gemütlich lösen. In diesem Falle aber wirkt gerade die Unglückswendung in bösem Sinne romanhaft, hier hätte ein gütlicher Ausgleich, eine gutwillige Entsagung Frau Lottens denn doch wahrscheinlicher gewirkt. Bei ihrem Charakter wäre es sehr wohl denkbar gewesen, daß sie Renius schließlich freigegeben, um einen neuen Liebsten heiraten zu können. Die Tendenz des Romans liegt offensichtlich zu Tage. Jeder Leser mag sich mit ihr abfinden, sie verwerfen oder sie billigen. So ganz einfach wie beim grünen Huhn, bei der Sparbüchse, liegt die Frage zwischen Form und Inhalt, Biegen und Brechen nicht in jedem Falle. Aesthetisch hat der Roman etwas Zwiespältiges. Einzelne der Charaktere, Frau Latte, der Architekt Winkel, Ursine in ihrer früheren Entwickelung sind prachtvoll durchgeführt; andere dagegen, wie Renius selbst und die spätere Ursine, erscheinen nicht tief und bestimmt genug geprägt. In den Schilderungen, in der Sprache offenbart sich überall ein Poet von großem, bezwingendem Können, in den Gedanken und Empfindungen ein feinsinniger, aufs Höchste gerichteter Mensch. Der technische Aufbau dagegen wirkt nicht monumental, nicht einheitlich und geschlossen genug; die Masse der Nebenfiguren und Nebenszenen sind nicht durchweg organisch mit der Haupthandlung verwachsen, nicht durchweg notwendige Glieder; es fehlt die rechte Konzentration.

Keine Spur eines modernen Denkens und Empfindens, das den Roman Reickes beherrscht,

macht sich in „Waldwinter“ (München, Allgemeine Verlagsgesellschaft), einer Erzählung Paul Kellers, bemerkbar. Jugendliche Romantik bildet den Grundzug des Buches, allem Wesentlichen nach könnte das Buch ebensogut im Anfang des vorigen, wie des jetzigen Jahrhunderts geschrieben sein. Ein junger Schriftsteller flüchtet sich aus der Großstadt, um den Winter in Gebirgseinsamkeit zu verbringen und in stiller Zurückgezogenheit an einem Werke, das er plant, zu schaffen. Ein Gönner stellt ihm zum Aufenthalt seine Burg im Riesengebirge zur Verfügung; es läßt sich da um so bequemer leben, als auf der Burg eine Wirtschaft sich befindet und der Burgwirt sich als ein feingebildeter Herr erweist, der in der Literatur wie in der Philosophie gleich bewandert ist. Außerdem hat der Wirt ein anmutiges Töchterlein, und neben dem Schriftsteller hat sich noch ein zweiter Gast eingefunden, ein ebenso bestrickendes wie vornehmes Fräulein. Daß in einem solchen Kreise die Großstadt sich für einige Monate leicht vergessen läßt, sintemalen für geistige Anregung genügend gesorgt ist, das wird niemand bestreiten. Wie man sieht, hat Paul Keller das Problem der Stadtflucht nicht so ernst genommen, wie etwa der Amerikaner Thoreau in seinem „Walden“ oder Rosegger im „Erdsegen“. Es handelt sich hier mehr um ein spielerisches Empfinden, das denn auch keine literarische Frucht hervorzubringen vermag, die sich auch nur annähernd an Bedeutung mit den köstlichen Büchern Thoreaus und Roseggers messen könnte. Die Geschichte läuft nur zu bald in den gang und gäben Roman hinaus, sie wird sogar äußerst romanhaft; die Natur- und Einsamkeitspoesie, die man erwartet, kommt nur so nebenbei einigermaßen zur Geltung. Der Held der Erzählung verliebt sich zunächst in das Töchterlein, was ihm den Schuß eines zweiten, eifersüchtigen Liedhabers einträgt, und dann „wirklich und wahrhaft“ in das vornehme Fräulein. Sie erwidert die Liebe, aber von einer Verbindung will sie nichts wissen. Nicht etwa aus Standesstolz. So unmodern ist die junge Dame denn doch nicht. Aber ihre Mutter, die unglücklich verheiratet war, hat ihr einen schier unüberwindlichen Widerwillen gegen die Ehe eingeflößt. Zum Schlusse aber stellt es sich heraus, daß die Mutter an den Widerwärtigkeiten, die sie zu erleiden hatte, ebensoviel Schuld trug, als ihr Gatte. Daraufhin bekehrt sich, — nachdem der Verfasser die Lösung in fast theatralischer Weise hinausgezogen hat —, die Tochter zu einer lichteren Eheanschauung, und der Vereinigung zwischen ihr und dem jungen Poeten steht nichts mehr im Wege. Als Ganzes erfüllt das Buch die Erwartungen nicht, die es im Anfang erregt; in den Einzelheiten aber bietet es viel Frisches und Erfreuliches. Besonders in den Naturbildern und in der Charakteristik einiger derber Landbewohner. In Gesinnung und Empfindung erweist sich der Erzähler als ein kreuzbraver Herr, an dem Staat, Polizei und alle sonstigen Autoritäten ihre Freude haben müssen. Eins freilich weiß der wackere Staatsbürger nicht, was er eigentlich wissen müßte, daß im Deutschen Reich der kirchlichen Trauung stets die Ziviltrauung auf dem Standesamt vorausgehen muß.

Tiefer ins Land- und Bauernleben hinein führt Anton Schotts Roman „Der Bauernkönig“, der im gleichen Verlage erschienen ist. Die Erfindung bewegt sich im großen ganzen in den Geleisen, die der Dorfroman von jeher gegangen ist. Eine Hauptrolle spielt, wie immer, der hochmütige Großbauer, der da glaubt, die ganze Welt in die Tasche stecken zu können, und der mit List und Gewalt es zu verhindern sucht, daß sein Sohn eine Maid heiratet, die nichts in die Ehe mitzubringen hat, als ihre Kraft und Tüchtigkeit. Schließlich läßt sich der Sohn in der Tat irre machen, ein augenblickliches Mißverständnis genügt ihm, um die Geliebte von sich zu stoßen. Er geht in die Stadt und heiratet eine „Vornehme“. Die Verlassene aber sorgt durch einen kräftigen Fluch dafür, daß der erste Sprößling der jungen Ehe als Mißgeburt zur Welt kommt. Worauf die Mutter vor Entsetzen stirbt. Reuig kehrt der Witwer zu der Verlassenen zurück und macht sie doch noch zu seiner Frau. So kann auch dieser Roman mit dem idealen Gelöbnis schließen, von dem ich in der Einleitung gesprochen habe. „Als ein richtiger Bauersmann will ich von nun an den anderen in allen Stücken vorausgehen, gegen alles Unrecht auftreten als ein Mann und alleweg dergauf steigen und die anderen nachlocken. Ich verdien' mir den ‚Bauernkönig' schon wieder als Ehrennam', wenn er jetzt derweil auch gerad' nur ein Schimpfnam' ist.“ Ein anderes Bild, das in keinem Dorfroman fehlen darf, ist das vom verlodderten Bauer, der mit den eigenen Eltern fortwährend wegen des Altgedinges in Streit lebt, bis ihn eines Tages der Vater in aufwallendem Zorn mit der Hacke erschlägt. Das alles sind alte Balken, die immer wieder zum Bau verwandt werden. Nur in einem Zug gibt Anton Schott etwas Neues. Er verquickt seine Dorfgeschichte mit der hohen Politik. Der junge Reichenbauer wird von seinen Standesgenossen zum Reichsratsabgeordneten gewählt. Und er geht nach Wien mit dem festen Entschluß, ein kräftig Wort zu Gunsten der Armen und Kleinen, zu Gunsten der sozialen Gerechtigkeit zu reden. Aber seine Tatkraft erlahmt sehr schnell. Er entschuldigt sich mit der Begründung: „Zu der Komödie gehört einer, der ist wie Stein und Felsen, der sich nicht rückt und nicht reibt, ... oder der ein recht verwaschener Lump ist. Ich bin zu wenig fest gewesen und auch zu wenig Lump.“ Leider macht es sich der Erzähler mit der psychologischen Entwickelung etwas bequem; er verlegt die entscheidenden Wendungen stets sozusagen in die Zwischenakte. Im übrigen aber fehlt es dem Roman nicht an Saft und Mark und an packenden, lebendigen Darstellungen aus dem Bauernleben der böhmischen Waldleute.

Einen reineren und tieferen Eindruck hinterläßt der Roman „Ein Ehe-Intermezzo“ (Leipzig, Herm. Seemann Nachf.) von Emma Böhmer. Durch Sprache und Empfindung wirkt er fast wie ein lyrisches Gedicht. Besser würde denn auch meiner Ansicht nach das Buch sich Prosadichtung oder Novelle nennen; für einen Roman ist es inhaltlich nicht reich, nicht Weltbild genug. Eine einfache Geschichte zwischen

Blick auf Fes.

Ein Besuch in der Residenz des Sultans von Marokko.

Von

Dr. jur. Graf Adelmann.

Mit einem Einschaltbild und achtundzwanzig Textillustrationen nach Aufnahmen des Verfassers.

(Abdruck verboten.)

Die schweren Gefahren, die von Seiten fanatischer Aufrührer dem jungen Sultan von Marokko, Abd-el-Asis, drohen, die gespannte Aufmerksamkeit, mit der die Mächte die Ereignisse in seinen Landen verfolgen, haben Marokko heute zum Gegenstand allseitiger Betrachtungen und Erörterungen gemacht.

Als ich am 5. März 1901 in Tanger landete, herrschte im Reiche der Filali noch Friede: die Stille vor dem heute entfesselten Sturme. Nur den Eingeweihten war es schon damals möglich, Zeichen der Gärung hier und dort zu bemerken.

Da die Wirren erst nach meiner Abreise ausbrachen, konnte ich noch ohne Schwierigkeiten Ausflüge in das Innere unternehmen, insbesondere eine Expedition nach Rabat, Miknas und Fes zur Ausführung bringen und die Gegend durchwandern, die heute der Schauplatz heftiger Kämpfe ist.

Ein volles Jahr lang beherbergte mich die Stadt der marokkanischen Westküste, die nach ihrem, weit über das Meer hin sichtbaren Wahrzeichen, einem weißen Hause, von den Arabern Darelbeida, von den Spaniern Casablanca genannt wird.

Der Sultan von Marokko.
Nach einer uns von befreundeter Seite zur Verfügung gestellten Photographie.

Ende März 1901 war ich mit recht gemischten Gefühlen dort eingezogen. Draußen auf der offenen Reede schaukelte noch der englische Dampfer „Telde“, einer der besten der Küste, als das kleine Boot mich und einen freundlichen Herrn vom deutschen Konsulate, der mir entgegen gefahren war, beim festen Hafentor (bab el marsa) ans Land setzte. Zwar uicklen uns die würdevollen Zollbeamten freund-

lich zu, aber welch trostlosen Eindruck machten auf mich Neuling die engen Gassen, in deren Schlamm man zu versinken drohte, die schmuck- und meist fensterlosen Häuser, die mit ihren schweren verschlossenen Türen mir damals ebenso ungastlich vorkamen, wie das Land und die Stadt, der ich mich für längere Zeit anvertrauen wollte.

Wie bald aber schwand der erste ungünstige Eindruck, der, vielleicht gesteigert durch einen beau reste von Seekrankheit, mich im Anfange beherrscht hatte.

Nicht nur, daß die spanische doña Juana, in deren großem hübschen Hause ich angenehm und billig untergebracht war, mich mit allen Genüssen, die ihre ölgetränkte Nationalküche bietet, bekannt machte: auch

Wie überall hat auch in Casablanca der Fleiß und die Tüchtigkeit unserer Landsleute dem deutschen Namen den besten Klang verschafft. Der bedeutende In- und Exporthandel liegt zum großen Teile in den Händen unserer Kaufleute, die auch bei den Eingeborenen großes Ansehen genießen. Nicht zum wenigsten ist es ihr Verdienst, daß heute die — wohl nahe an 30 000 Einwohner zählende — Stadt als der hervorragendste Handelsort der marokkanischen Westküste gelten darf.

Bald nach meinem Eintreffen klärte sich der Himmel, und der Sommer hielt seinen Einzug. Jagdausflüge, Tennispartien, Picknicks und Seebäder erheiterten auch hier den Ernst des Lebens

Im Hüttenviertel von Casablanca.

sonst entdeckte ich Licht, wo ich Schatten vermutet hatte. Das uns Europäern so fremde Leben meiner gebräunten Mitbürger erweckte täglich neues und starkes Interesse. Dazu kam, daß manches Haus sich freundlich auftat, und ich neben Europäern anderer Nationalitäten eine Reihe angenehmer Landsleute, deren es hier etwa dreißig sind, kennen lernte. Im ganzen zählt man gegen 500 Europäer, unter denen das ungebildete spanische Element die Mehrzahl ausmacht. Wir Deutsche leben mit den Engländern, Franzosen und den Angehörigen der anderen Nationen in der schönsten Eintracht. Im gesellschaftlichen Verkehr war hier von der Rivalität, welche einige Mächte bezüglich Marokkos beseelt, nichts zu bemerken.

Es währte nicht lange, und ich fand — auch ohne Grammatik und Lexikon — einen Weg durch die so rätselhaft klingenden Laute der arabischen Landessprache, der langsam zu einem tieferen Verständnis des fremdartigen Volkes leitete.

So kam es, daß ich am 4. März 1902 nach einjährigem Aufenthalt mit Bedauern vor meiner Fonda die gesattelten Reitpferde stehen sah, die meinen Vetter, Freiherrn v. G., und mich nach Fes bringen sollten. Betrübten Sinnes ritt ich als letzter durchs Bab ej-djedid zur Stadt hinaus. Mein Stallknecht Mohammed überwand hier seinen muselmanischen Stolz und küßte mir bewegt den Steigbügel.

Ein letzter Gruß an den Stadtheiligen

Die Fonda Juana in Casablanca.

Sidi Beliot, der hier draußen vor dem Tore seine Grabkapelle hat, und bei schon eintretender Dunkelheit trug mich mein kleiner Fuchs „Barud" (Pulver) im flotten Trabe zum ersten Lagerplatze; wir hatten die Zelte, nach wohlbewährter Sitte, unweit der Stadt, auf einer Besitzung unseres Landsmannes Kr. bei der sogenannten Löwenquelle aufgeschlagen. Herr und Frau H. F. vermittelten hier freundlichst den Übergang von dem Kultur- zum Zeltleben. In ihrem Eßzelt stand der hübsch gedeckte Tisch, an dem wir fast vergaßen, daß wir uns mitten in der Wildnis befanden. Auch die nächsten Tage über sorgte Frau H. F. rührend für uns Reisende. Eine gute Tagereise von Casablanca entfernt, in Uled Sian, Muali-l-Uled, machten wir Jagens halber einen längeren Halt, und erst am 8. März trennten wir uns von unserer gütigen Gastgeberin. Nun wollten wir uns unter der bewährten Führung unseres Landsmannes Kr. mit ganzer Passion den Freuden der Schweins- und Trappenjagd hingeben.

Der Araber ist ein eifriger Jäger; wie seine Vorfahren zieht er noch heute mit dem Jagdfalken aus, oder er stellt in den Dickungen der Flußtäler den Wildschweinen nach, nicht des Fleisches wegen, dessen Genuß der Koran ihm verbietet, sondern um seiner Passion zu huldigen; vor allem aber liebt er die Jagd zu Pferde.

Mit Hilfe der einheimischen Windhundrasse, der „Slugis", die der Marokkaner ebensowenig Hunde nennt, wie wir ein Pferd mit der Bezeichnung „Esel" kränken würden, hetzt er Schakale, Füchse und Hasen in tollem Jagen über die Palmettosteppe. Auch bei der Jagd auf große Trappen kommt das Pferd zur Geltung.

Die Jäger tun sich in den einzelnen Zeltdörfern in Zünften zusammen, an deren Spitze der Schech Erma, der Jägerscheich, steht. Es sind fast durchweg ältere verständige Leute, die auch sonst im Duar (Zeltdorf) großen Einfluß besitzen. Der Europäer kann keinen besseren Freund finden, als einen biederen alten Jägerscheich; erkennt er den Nsrani (Christen) als einen gleichgesinnten Jägersmann, so wird er sich seiner meist in der wärmsten Weise annehmen und sich seinem Kollegen von der grünen Farbe gegenüber jeder Äußerung des sonst im Lande so verbreiteten Fanatismus enthalten.

Diesmal war es der wackere Scheich Si Dschilali Karuasi, den wir aufsuchten. Seine Chaima (Zelt) gehörte zu einem einsamen Wald-Duar. Als allverehrter Patriarch lebt der alte, unserem Landsmann Kr. schon

Eingang in die Mellah (Judenquartier) in Casablanca.

lange bekannte Scheich friedlich mitten in Firnan, leitet, nur mit einem schweren Stocke bewaffnet, die großen Treibjagden und hält auf gute Zucht innerhalb seiner Zunft.

Sein und der Jägergilde reichliches Gastgeschenk (Muna) zeigte uns, daß unser Kommen in der Tat freudig begrüßt worden war. Und als wir zu gemeinschaftlichem Jagen auszogen, strahlten die Augen der wilden Burschen. Denn wild ist das Äußere jener Benyura, bei denen Fehde und Blutrache nie aufhören. Drüben über dem tiefen Tale des Ued Scherrat wohnt der berüchtigte Stamm der Sair, die gar oft plündernd und mordend ins Nachbargebiet einfallen. Ich selbst habe im Quellgebiet des Nfisich gesehen, wie am hellen Tage Viehherden weggetrieben und Hirtenkinder geraubt wurden. Dann saust durch den sonst stillen und lieblichen Firnan die wilde Jagd der Verfolger, die sich blitzschnell auf die stets gesattelten Pferde geworfen haben.

Nur ungern verließen wir am 14. März unsere Jagdgenossen, um dem Meere zu nach Rabat zu reiten.

Im Gegensatz zu Casablanca, das sich erst im Laufe der letzten Jahrzehnte zu seiner heutigen Bedeutung entwickelt hat, ist Rabat eine alte Niederlassung voll historischer Erinnerungen, die oft den Sultanen als Residenz gedient hat.

Die Bevölkerung mag sich heute auf 45000 Einwohner belaufen; die europäische Kolonie zählt gegen 150 Personen. Die blendendweiße, an der Mündung des Bu-

Vor dem deutschen Konsulat in Casablanca.

regreg in den Atlantischen Ozean gelegene Stadt ist von einem Kranz von Gärten umgeben, in denen hauptsächlich Orangen prächtig gedeihen. Im Gegensatz zu den anderen, mehr europäisierten Küstenstädten Marokkos, hat sie ihren maurischen Charakter völlig bewahrt; wie in Fes gibt es hier eine alte, meist wohlhabende, ja zum Teil reich begüterte Bürgerschaft, eine Art Patrizierstand. Auf Schritt und Tritt begegnet man den Spuren einer glänzenden, längst entschwundenen Kulturepoche; so ist

der im Südoſten der Stadt gelegene Haſſan-Turm ein Glanzſtück uralter mauriſcher Baukunſt.

In der etwa ½ Stunde flußaufwärts gelegenen Ruinen- und Gräberſtadt Schellah bezeugen die zahlreichen Grabſtätten marokkaniſcher Sultane, daß Rabat ſeit Jahrhunderten von den Herrſchern des Landes bevorzugt worden iſt; auch in Schellah finden ſich meiſt halb zerfallene Prachtbauten aus Marokkos Glanzzeit.

Im Lager bei Caſablanca.

Während hier auf dem linken Flußufer ſchon ſeit Jahrhunderten Kultur und Sitte herrſchten, hat ſich — ebenfalls von alters her — das Rabat gegenüber am rechten Ufer des Buregreg gelegene Städtchen Sale (Slä) in anderer Weiſe hervorgetan. Seine Bewohner galten von jeher als die gefährlichſten Piraten der marokkaniſchen Weſtküſte; noch heute vermeidet der europäiſche Reiſende möglichſt den Beſuch der Stadt wegen des fanatiſchen, rohen Sinnes ihrer Bewohner.

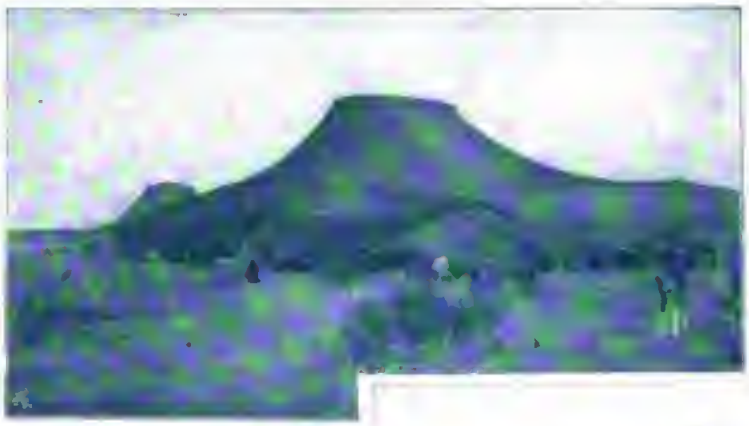
In Rabat, wo wir gaſtfreundliche Landsleute begrüßen konnten, verließ uns Herr Kr., um nach Caſablanca zurückzukehren. Am 18. März, dem Tag unſerer Abreiſe von Rabat, wurde Generalappell über die Karawane gehalten. Ihre Zierde und unbeſtrittener Glanzpunkt iſt der wackere Koch Mohammed, eine Perle vom Kopf bis zur Sohle; treu und bieder, voll ernſter Frömmigkeit, gilt er mir als Beweis des häufig beſtrittenen Satzes, daß der ehrliche Marokkaner in der Wirklichkeit vorkommt. Hadaui und die beiden Brüder Ulb Kbira vervollſtändigten die Bedienung; daneben ſollte der Mchasni (Lehensſoldat) Kaid ben Aſchir über unſere Sicherheit wachen; ich fürchte, die Rettungsmedaille wäre ihm im Ernſtfalle nicht zu teil geworden; einen zweiten Schutzſoldaten gelang es uns, von Rabat nach Caſablanca zurückzuſchicken.

Der Diener Mahammed.

Was unter den Leuten Mohammed, war unter den Laſttieren ein Maultier, das unentwegt den drei Packpferden auf dem Saumpfade als Leittier voranſchritt.

So zog unſer kleiner Trupp auf den durch die ſchweren Tritte der Laſtkamele ausgetretenen Pfaden des Karawanenweges dahin. Bei einbrechender Dunkelheit wurden die Zelte, meiſt in dem Duar eines Kaids (höheren Verwaltungsbeamten), aufgeſchlagen. Dann entfaltete ich mit ernſter Miene den Brief der ſcherifiſchen Majeſtät; Kaid (hier der militäriſche Titel = Hauptmann) ben Aſchir überbrachte das Schreiben dem jeweiligen Regierungsvertreter, der zunächſt das ſcherifiſche Siegel ehrfürchtig ans Haupt drückte und, da faſt immer ſelbſt des Leſens und Schreibens unkundig, durch ſeinen Taleb (Schriftgelehrten) den Inhalt erfuhr: „Preis Gott, dem Einigen! Siegel des Sultans mit den Worten: Abd-el-Afis-ben el Haſſan, des Beſchützer und Herr Gott iſt. Wir befehlen dem, der dies Unſer Scherifes Schreiben zu Geſicht bekommt, von

unseren Dienern, den Gouverneuren und ihrem Chalifen, bei denen der Conde Adelmann, der Deutsche, und seine beiden deutschen Begleiter auf seiner Vergnügungsreise von der Hafenstadt Casablanca nach Rabat, Miknas und Fes passiert, daß sie auf sie acht haben und ihnen zur Hand seien bei Erleichterung sich darbietender Schwierigkeiten wie Flußübergänge und dergleichen. Auch befehlen wir denen von unseren erwähnten Dienern, bei denen sie Nachtquartier suchen, ihnen nachts hinlängliche Wachen zu



Heima (Zelt).

stellen und ihrerseits ihnen einen Reiter mitzugeben, der sie bei der Hand nimmt und des Weges führt, bis sie den Boden seines Bezirks verlassen, und sie nach ihrem Quartier im fremden Bezirke bringt. Heil! Am 12. Kaâda 1319."

Die allerhöchste Empfehlung hatte zunächst zur Folge, daß ein landesübliches Gastgeschenk, die sogenannte Muna, überreicht wurde.

Meist aus Hühnern, oder gar einem Hammel, Brot, Eiern, Butter und Gerste für die Tiere bestehend, erleichtert die Muna, die mit einem entsprechenden Geldgeschenk honoriert wird, wesentlich die Verproviantierung einer Karawane. Auch zubereitete Speisen werden überbracht; nie fehlt der Kuskesu, ein Landesgericht, das in Marokko etwa dieselbe oder eine vielleicht noch größere Rolle spielt, wie in Italien die Polenta oder der Pilaw im eigentlichen Orient. Griesartige aus Weizenmehl zubereitete Körner werden mit Butter und Fleischstücken gedämpft und in großen Holzschüsseln aufgetragen. Diesem Gerichte gegenüber gleichen die marokkanischen Magen Fässern ohne Boden. Auch der Europäer kann der trefflichen, nahrhaften Speise guten Gewissens alle Ehre antun.

Der Kaid oder dessen Chalifa (Stellvertreter) erkundigte sich in der Regel persönlich nach dem Wohlbefinden der fremden Gäste und schlürfte auch wohl in unserm Zelte eine Tasse Tee, der nach Landessitte durch Zusatz von Nana, einer Art Pfefferminzkraut, einen würzigen, anregenden Geschmack erhält und durch Zucker sehr versüßt wird.

Nicht ohne Grund verpflichtete der Sultan unter anderem seine Vertreter, uns bei Flußübergängen

Der Jägerscheich Karuasi und Mchasni Kaid ben Aschir.

an die Hand zu gehen. Brücken, die immer aus einer glanzvolleren Kulturepoche stammen, sind im Lande des äußersten Westens selten, und oft sieht sich der Reisende gezwungen, tagelang vor den angeschwollenen Flüssen auf das Fallen des Wassers zu warten. So gelang es uns im Gebiete der Beni Ahsen nur mit Hilfe eines auf besonderen Befehl des Kaids hergestellten Schilfflosses den reißenden Strom zu überschreiten.

Am 23. März stiegen wir aus der baumlosen aber fruchtbaren und wohlbebauten Ebene des Gharbgebietes bei dem Heiligtum des vielbeschäftigten Patrons aller Diebe,

Sidi Kassem, in das Hügelland von Scherarda. Gegen Mittag des folgenden Tages standen wir vor dem tiefen und breiten Tale des Rdem. Von drüben aber, vom jenseitigen Talrande, grüßten die Zinnen und Minaretts von Miknas.

Kinder der Beni Ura.

Wären wir einige Monate später hier eingetroffen, so hätten wir, wie die Zeitungen uns in jüngster Zeit berichtet haben, die ganze Gegend in wildem Aufruhr und Miknas selbst von den empörten Berberstämmen belagert vorgefunden. Damals lag Stadt und Land in tiefem Frieden.

Der dicke Bascha von Miknas, Vollblutneger wie viele der hohen marokkanischen Beamten, namens El Hasch ben Aissa, den wir aufsuchten, schien noch im vollen Bewußtsein seiner Macht. Heute muß er sich mit den Aufrührern schlagen. Miknas wird von europäischen Reisenden nur selten besucht. Nicht mit Unrecht gelten seine Bewohner für besonders fanatisch. Wenige Kilometer von der Stadt entfernt, hängt am Abhang des Serhungebirges, einer Festung vergleichbar, das Heiligtum des Sidi ben Hamduschi. Hier ist der Hauptsitz eines nach seinem Stifter benannten, weit verbreiteten Ordens; bei den Tänzen der Hamadscha zeigt sich die ganze Roheit, welche religiöser Wahnsinn zeugen kann. Mit Schwertern und Beilen zerstümmeln sich die Rasenden, bis sie ohnmächtig zusammenbrechen.

Der weitaus interessanteste Teil von Miknas ist das im Süden der Stadt gelegene Sultansviertel. Hier steht, durch riesige Höfe getrennt, Palast neben Palast; dazwischen finden sich nunmehr unbenutzte und meist verfallene Speicherräume von ungeheurer Ausdehnung.

Auf Schritt und Tritt erblickt der Fremde Wunderwerke altmaurischer Baukunst. Gar mancher Christ hat hier als Gefangener die Sultansresidenz mit errichten und verschönern helfen. So berichtet John Windus, der im Jahre 1721 mit dem englischen Gesandten Karl Steward nach Miknas kam, daß damals nicht weniger als 1100 Christen in Miknas vom grausamen Sultan Muley Ismael gefangen gehalten und meist zu Arbeiten an der Sultansresidenz verwendet wurden.

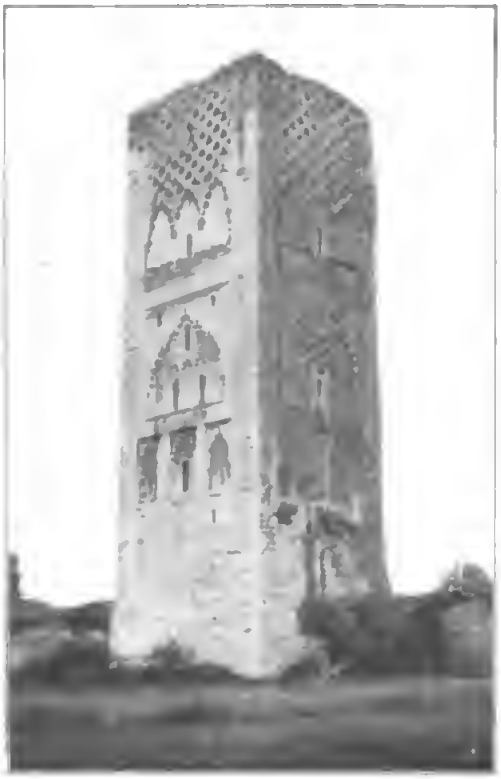
Der jetzige Sultan scheint die Vorliebe seiner Vorfahren für Miknas nicht zu teilen. Heute liegt die Residenz in öder Stille; nur hier und dort lugt wohl aus einer dürftigen Strohhütte das Mitglied einer schwarzen in Sultanseigentum stehenden Sklavenfamilie den seltenen Fremdlingen verwundert nach.

Einritt eines Araberstrupps in das südliche Tor von Rabat.

Nur in den engen Straßen des Geſchäftsviertels und namentlich in dem Judenquartier (Mellah) herrſcht noch reges Leben; ſonſt ſcheint Miknas dem Verfalle geweiht.

Immer näher rückten wir nun unſerm eigentlichen Ziele. Fes iſt von Miknas aus in einem Tage zu erreichen.

Wenige Kilometer von dem in öſtlicher Richtung verlaufenden Karawanenwege entfernt, zieht ſich der ſchroff abfallende Südrand des Serhungebirges hin; im Südoſten ſchimmert ein hell in der Mittagſonne leuchtendes, ausgedehntes Schneefeld eines der nördlichen Ausläufer des Hohen Atlas.



Der Haſſanturm in Rabat.

Am 26. ritten wir im heiligen Fes ein.

Den ausgedehnten Sultanspalaſt zu unſerer Rechten laſſend, näherten wir uns, mitten durch die Zelte des im Weſten der Stadt lagernden Sultansheeres reitend, den Mauern der Neuſtadt.

Fes beſteht aus zwei ziemlich getrennten Stadtteilen.

Die Neuſtadt, Fes ej-djedid, mit dem Mellah, liegt noch auf der Hochfläche, während ſich Fes el bali, die Altſtadt, von der Hochebene in das enge und ſteil in nördlicher Richtung abwärts laufende Tal des Fesfluſſes hinzieht.

Dieſem dankt Fes jenen Waſſerreichtum, der allen Reiſenden auffallen muß.

Wir konnten uns beim Einreiten in die Stadt eines bedrückenden Gefühles nicht erwehren. Eine ſchreiende und zankende Menge drängt ſich in der nur 4—5 Meter breiten Hauptſtraße. Binſen und Strohmatten, die halb verfault und mit Schmutz und Staub bedeckt über die Straßen von einer Kaufbude zur andern geſpannt ſind, verhindern den Zutritt des vollen Tageslichtes, wodurch ein unheimliches Halbdunkel erzeugt wird. Die Enge der kleinen dunkeln Gäßchen, die kaum einem Pferde den Durchgang geſtatten, die beträchtliche Höhe der fenſterloſen Wohnhäuſer, die böſen Blicke, die dem Chriſten zu teil werden, tragen nicht dazu bei, den erſten Eindruck zu einem freundlichen zu geſtalten. Die eigentliche Hauptſtraße führte uns in etwa zwanzig Minuten raſch talabwärts zu dem Geſchäftshauſe der einzigen in Fes vertretenen deutſchen Firma R.

Moſchee und Sultansgräber in Schellah.

Im Frauengemach zu Casablanca in Marokko. Liebhaberaufnahme von Dr. jur. Graf Adelmann.

Hier erfreute uns nicht nur der Anblick eines deutſchen Poſtbriefkaſtens, ſondern vor allem auch das Zuſammentreffen mit zwei Landsleuten, denen wir die denkbar angenehmſte Unterkunft in ihrem hübſchen arabiſchen Hauſe verdankten.

Torzinne in Schellah.

Mit etwa einem Dutzend Europäer, unter denen ſich jetzt ein deutſcher Berufs-Vizekonſul befindet, bilden die beiden Herren als mutige Koloniſten den Anfang einer hoffentlich zukunftsreichen europäiſchen Kolonie.

Fes iſt die weitaus bedeutendſte Stadt Marokkos; ſie bietet das eigentümliche Bild einer arabiſchen Großſtadt. Neben ihrer großen Einwohnerzahl, die man wohl auf eine Viertelmillion ſchätzen darf, macht ſie eine Reihe hochberühmter Heiligtümer zur Metropole des maghrebiniſchen Kirchenſtaates. In nicht weniger als 130 Moſcheen wird der Koran gelehrt und erklärt.

Nach der Aufgabe Cordovas iſt Fes die unbeſtrittene Zentrale weſtmohammedaniſcher Gelehrſamkeit geworden. Der Zuſammenhang mit dem altmauriſchen Spanien wird dem Reiſenden hier in auffallender Form vor Augen geführt. Die „Djema Andalus“, die andalufiſche Moſchee, bewahrt noch heute das Andenken an die vertriebenen Gläubigen der iberiſchen Halbinſel. — Es iſt deshalb auch nicht zu verwundern, wenn die Bewohner der heiligen Stadt von einem beſonderen Fanatismus beſeelt ſind. Nicht ohne Grund ziehen es die europäiſchen Vertreter vor, von Tanger aus mit dem ſche-

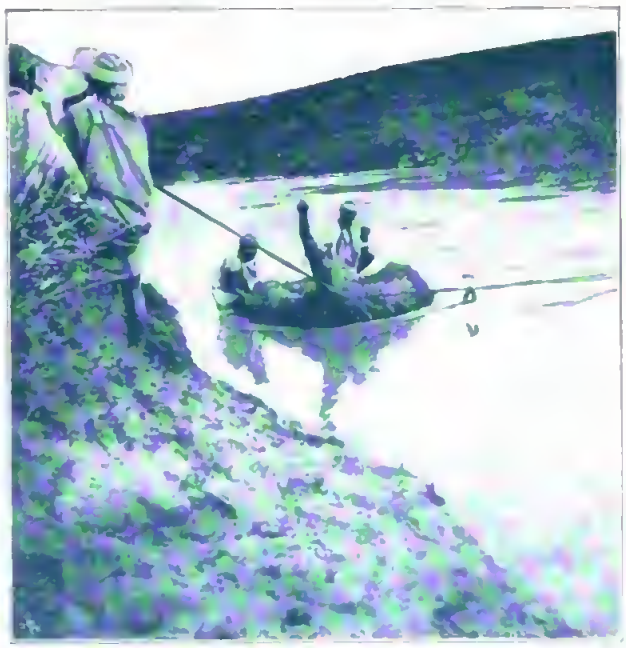
Unſere Karawane auf der Reiſe nach Fes.

Dorfälteste der Beni Ahsen.

rifischen Hofe zu verkehren. Wie überall, ist es allerdings auch hier oft Schuld der Fremden, wenn der Fanatismus der Masse entzündet wird.

Auch wir mußten auf unseren Ritten durch die belebten Gassen manch kräftiges Schimpfwort mit kühler Miene anhören; meist waren die Übeltäter Kinder, die dann der begleitende Mchasni mit einer Tracht Ohrfeigen regalierte; die Alten drückten ihren Widerwillen gegen die fremden Eindringlinge fast immer durch ostentatives stolzes Nichtbeachten aus.

Wie anders hatten uns die biederen Landaraber aufgenommen! Fast stets waren wir auf freundliches Entgegenkommen gestoßen. Hatten wir doch mit den verschrieenen Beni Ahsen Scheibenschießen veranstaltet und uns an ihren Nationaltänzen beteiligt. Fes ist aber gerade wegen der großen Christenfeindlichkeit seiner Bewohner und der Lage im Inneren des Landes die marokkanischste Stadt des Sultanats.



Überfahrt über den Bebt.

Hier trifft man, weil der Ungläubige so selten ist und mit seiner Anwesenheit kaum gerechnet wird, nicht die ängstlichen Maßregeln wie anderwärts, die vor dem fremden Auge alles Heilige verbergen sollen. Ungehindert dringt der Blick ins Innere der Moscheen. Die große Djema in der Altstadt, die sogenannte Karaunin, gleicht nach Sonnenuntergang einem Bilde aus tausendundeiner Nacht. Der Blick schweift durch einen Wald von Säulen, der von unzähligen Lampen hell erleuchtet ist. Brunnen plätschern in den weiten Höfen, ehrwürdige weiße Gestalten

knieen betend auf dem Mosaikboden, ein Murmeln wie von tausend Stimmen geht durch den erhabenen Raum. Lange, von niemand beobachtet, blickte ich aus einem engen stillen Seitengäßchen in die ehrwürdigen Hallen, die noch nie von einem Christen betreten worden sind; der unvorsichtige Eindringling wäre einem sicheren Tode verfallen.

Tal des Rbem.

Während hier die heiligen Worte des Koran den ganzen Tag ertönen, geht draußen die lärmende Menge ihren weltlichen Beschäftigungen nach. Dem Fremden bieten sich in den Straßen der Stadt stets neue fesselnde Bilder. Die Erzeugnisse des noch recht bedeutenden Kunstgewerbes werden allenthalben öffentlich feilgeboten, so Lederwaren, Gegenstände aus bearbeitetem Metall, wie die großen, hübsch verzierten Teebretter aus Messing und insbesondere prächtige Erzeugnisse lokaler Seidenwebereien; die Verkäufer locken dem Kauflustigen gar manchen Duro (etwa 3 Mark) aus der Tasche.

Wie in allen marokkanischen Städten, bildet auch in Fes das in dem Mellah einkasernierte jüdische Element einen nicht unbedeutenden Teil der Bevölkerung. Einladend freilich erscheint das von hohen Haufen aufgetürmten Unrats umgebene Quartier nicht. Innerhalb der einengenden Mauern leben die Kinder Israels in fürchterlichstem Schmutze; aber auch hier hat sich ihr Handelsgeist glänzend bewährt und bietet ihnen vielleicht bei aller Bedrückung den einzigen Trost. Gar mancher Araber, der stolz seinen Esel Jhudi schilt, hat in dem Mellah seinen schlimmsten Gläubiger. Es finden sich unter den Juden wohlhabende Leute, die ihre Häuser von arabischen Stuckkünstlern dekorieren lassen und auf europäischen Plüschmöbeln sitzen. Auf der Straße freilich hüllt sich auch der größte Nabob in den schwarzen Kaftan, schon aus Angst, die Habgier der Menge zu entfachen. Wie angenehm die Juden zu leben wissen, konnten wir bei einem Essen beobachten, zu dem uns ein reicher Israelit einlud. Nicht nur, daß der Tisch unter der Last der Speisen brach und Anisetteschnaps nebst selbstgekeltertem Weine von großem Alkoholgehalt in Strömen floß, das ganze Haus machte mit seiner reichen Einrichtung, den stuckgeschmückten, in Farben und Gold gehaltenen Wohnräumen und der zahlreichen Dienerschaft den Eindruck größter Wohlhabenheit. Viele der Juden haben sich unter den Schutz europäi-

Mhasni des Bascha von Mitnas.

ſcher Nationen begeben, wodurch ſie den Verfolgungen der geldgierigen marokkaniſchen Beamten entzogen ſind. Jede Macht hat in Marokko nicht nur eigene Gerichtsbarkeit über ihre Staatsangehörigen, ſondern hat ſich auch das Recht geſichert, marokkaniſche Untertanen unter ihren Schutz ſtellen zu dürfen. Während die ſogenannten Simſare, die Agenten der ausländiſchen Firmen, ganz dem Rechte ihrer Patrone unterſtehen, ſind die „Mochalaten" wenigſtens vor unberechtigter Verhaftung geſchützt.

Nur wenige Wochen vor uns hatte der Sultan Muley Abd-el-Aſis in Fes ſeinen Einzug gehalten. Der junge Herrſcher war Ende November 1901 aus Marrakeſch, ſeiner ſüdlichen Reſidenz, aufgebrochen und hatte zunächſt einen längeren Aufenthalt in Rabat genommen.

Sowohl in Caſablanca ſelbſt, wo der Sultan wenige Stunden verweilte, als auch unterwegs im Lager und in Rabat hatte ich mehrmals Gelegenheit, mit ihm in nähere Berührung zu kommen. Als er von meiner Abſicht, Fes zu beſuchen, hörte, hatte er mir die Reiſe durch Ausſtellung des Geleitsbriefes erleichtert und auch ein gnädiges „Auf Wiederſehen in Fes" geſagt. Zudem wurde ich mit dem Geſchenke eines prächtigen Hengſtes beehrt. Durch Vermittlung des Inſtrukteurs der Armee, des früheren engliſchen Offiziers Kaid Sir Harry Maclean, empfing nun in Fes der Sultan meinen Vetter und mich in Audienz.

Straße in Mikna s.

Vorher erſchien es erforderlich, bei dem Miniſter des Äußern, oder wie er offiziell heißt, des Meeres, d. h. der überſeeiſchen Beziehungen, eine Aufwartung zu machen. Auch er wie ſeine Kollegen waren mir perſönlich bekannt.

Verlassenes Magazin im Sultansviertel in Mikнas.

Der Ussir del bhar Si' Abd-el-Kerim ben Sliman, der uns nach Landessitte an der Schwelle seines äußerlich recht ärmlichen Hauses begrüßte, hat ausgeprägten Negertypus. Der joviale ältere Mann von mittlerer Größe, dem weltmännische Formen nicht abzusprechen sind, macht entschieden einen angenehmen Eindruck. Klugheit und Witz leuchten ihm aus den lebhaften Augen. Anspruchslos im Wesen hat der Minister zwei kleine Liebhabereien: er schnupft und dichtet. In Rabat hatte ich beides an ihm öfters beobachtet. Das Gelegenheitsgedicht, das er damals bei einem abendlichen Festessen in seinem Hause schmiedete, lautet in deutscher Wiedergabe:

„Gegrüßt die Nacht, die in Sternenpracht
Die Blicke der Freunde uns leuchtend gebracht!
Die Becher der Liebe in klarem Schein
Umflossen die Geister in trautem Verein."

Abd-el-Kerim hat neben dem Kriegsminister, Si Mehedi el Menebhi, am Hofe großen Einfluß. Dieser letztere, der im vergangenen Jahre auf einer Gesandtschaftsreise seinen Herrn am Berliner Hofe vertreten hat, ist ein stattlicher Mann; aus kleinen Verhältnissen hervorgegangen, hat er es vermocht, sich zur Stellung eines allmächtigen Ministers emporzuschwingen. Schon vor seiner Reise nach Europa hat er einigen Sinn für europäisches Wesen an den Tag gelegt. Ihm untersteht die Armee des Landes; diese setzt sich aus den Fußsoldaten, den Ascar, von denen in den bedeutendsten Städten kleinere Garnisonen liegen, aus einer kleineren Anzahl von regulären Berittenen und einigen wenig organisierten Artilleristen zusammen.

Daneben genießen die oft erwähnten Mchasnyia, berittene Lehenstruppen, die sich aus bestimmten, auf dieses Vorrecht stolzen Stämmen rekrutieren, im ganzen Lande großes Ansehen. Genaue Angaben über die Zahl des stehenden Heeres, das man auf 25 000 Mann geschätzt hat, wage ich nicht zu machen.

Ein Vollblutaraber, auch dem Äußern nach, ist der alte Großvezier Si Fedol Gharnit. In ihm, der schon unter dem Vater des heutigen Sultan, Muley Hassan, eine bedeutende politische Rolle gespielt hat, scheint das reaktionäre Element verkörpert.

Am Nachmittag des Osterfestes v. J.

Aus dem Sultansviertel in Mikнas.

ritten wir in Begleitung von Sir Harry, geleitet von einer Schar Berittener, zum Sultanspalaſt. Der Weg führte durch ein ziemlich ärmliches Viertel der Neuſtadt, und nichts ließ erkennen, daß wir uns Sidna (= unſer Herr, Anredeform des Sultans) ſchon ſo nahe befanden. In einem Vorhofe lagen die Wachtruppen, Nachkommen jener ſchwarzen Garde, die zeitweiſe der Schrecken der Herrſcher ſelbſt geworden iſt.

Kaid Maclean ſchritt voran, und wir

Die Altſtadt von Fes.

traten durch ein hohes, ſchmuckloſes Tor in den ungeheuren, raſenbedeckten Hof, von dem aus ein anderer Torweg in den eigentlichen Palaſt führt. Auf der Schwelle dieſes Tores ſtand der Sultan, neben ihm der Kriegsminiſter Si Menebhi. Die Hofſitte verlangt ein dreimaliges Kompliment. Freundlich winkte uns der Sultan ſchon von weitem zu und forderte uns auf, den Kopf zu bedecken. In einfachem weißwollenen Gewande, das ſich von dem der gewöhnlichen Marokkaner in nichts unterſcheidet, auf dem Haupte die ſpitze rote Regierungsmütze, ſtand der jugendliche Herrſcher vor uns. Seinen ziemlich vollen, von einem dünnen Barte umrahmten Zügen geben große, freundlich blickende Augen einen ſofort einnehmend berührenden Ausdruck. Die Geſichtsfarbe iſt ſtark gebräunt, doch hat der Sultan nicht den ausgeſprochenen Negertypus, wie einſt ſein Vater, Muley Haſſan. Seine im vorigen Jahre verſtorbene Mutter, Lala Rakyia, die der Sohn mit rührender Pietät verehrte, ſoll cirkaſſiſcher Abkunft geweſen ſein. —

Von hoher und kräftiger Geſtalt, erſcheint der erſt 24jährige Sultan älter, als er iſt. Vornehm und gemeſſen ſind ſeine Bewegungen; jugendlich aber iſt der Klang ſeiner Stimme und das wechſelnde Mienenſpiel.

Die mannigfachen Intereſſen, die den Sultan erfüllen, geben einer Unterredung mit ihm beſonderen Reiz.

Mühelos, der jeweiligen Eingebung folgend, weiß er die Unterhaltung auf die verſchiedenſten Gebiete zu lenken. Dabei ſteht ihm die Gabe zu, dem Geſpräche einen perſönlichen, warmen Charakter zu geben, der jeden höfiſchen Zwang von vornherein abweiſt.

Gerade dies glaubt

Knabe aus Fes.

man von einem jungen Autokraten, deſſen Wort Geſetz iſt, nicht erwarten zu dürfen. Stolz weiſt der Marokkaner für gewöhnlich alles Fremdländiſche von ſich. Der Sultan aber legt auch hier einen angenehm berührenden und nicht vorauszuſetzenden Lerneifer

Das Reiſezelt des Sultans in Fes.

an den Tag. Ihn intereſſieren nicht nur die Äußerlichkeiten europäiſcher Toilette, er erkundigt ſich auch, ſo oft ſich die Gelegenheit bietet, nach unſeren heimiſchen Verhältniſſen. Die lateiniſchen Schriftzeichen ſind ihm nicht unbekannt, und oft verwendet er engliſche Ausdrücke; beherrſcht er auch eine europäiſche Sprache nicht, ſo ſucht er doch da und dort Neues zu lernen und wiederholt oft lange die ihm vorgeſprochenen Worte. Sein Gedächtnis leiſtet ihm dabei gute Dienſte. Europäiſche Namen prägt er ſich im Gegenſatz zu ſeinen Untertanen mit großer Genauigkeit ein. Aus all dem geht hervor, daß der Sultan nichts weniger als ein Europäerfeind iſt.

Er hat — vielleicht als einziger in Marokko — wirkliches Verſtändnis für chriſtliche Kultur und modernen Fortſchritt. Daß er es zu Reſultaten noch nicht gebracht hat, iſt in den Verhältniſſen begründet. Gerade die letzten Ereigniſſe haben gezeigt, wie gefährlich es für den Sultan iſt, dem Fanatismus ſeiner Untertanen neue Nahrung zu geben.

Der Marokkaner hat es im Laufe der Jahrhunderte gelernt, von ſeinem Herrſcher die größten Grauſamkeiten willig zu ertragen. Wenn auch der Koran ein Fürſtentum „von Gottes Gnaden“ nicht kennt, ſo muß doch jeder Gläubige nach ſeiner heiligen Satzung einem unbedingt huldigen. Der Sultan, der in Marokko der Volksüberzeugung gemäß Scherif, alſo Abkömmling des Propheten, ſein muß, iſt dem Volke zugleich, ja an erſter Stelle, pontifex maximus.

Deshalb verſteht es die Maſſe nicht, wenn der Sultan, der „Fürſt der Gläubigen“, den Chriſten, den ſchlimmſten Erbfeinden, Macht und Anſehen einräumt.

Sidi Abbas, der Bruder des Kriegsminiſters Menebhi, Fes mit Gefolge verlaſſend.

Tanger.

Der Ruf der Grausamkeit steht nach Landesbegriffen dem Fürsten weit besser an, als die Bezeichnung „Freund der Christen", mit der wohl schon reaktionäre Elemente den jetzigen Herrscher belegt haben.

Noch zu Zeiten Muley Hassans schien ein intimerer Verkehr zwischen dem Herrscher und einem Christen außer dem Bereich der Möglichkeit. Heute empfängt der Sultan nicht nur die Herren der außerordentlichen europäischen Gesandtschaften in freundschaftlicher Weise, auch durchreisende, ihm empfohlene Fremde jeder Nationalität befiehlt er zur Audienz.

Man hat wohl die Kulturbestrebungen des Fürsten als kleinliche Spielereien bezeichnet; es ist kein Zweifel, daß sich die Errungenschaften unserer modernen Technik zunächst dem Sultan in ihrer angenehmsten Form genähert haben. Amateurphotographie, Rad- und Automobilfahren, Feuerwerke und dergleichen haben auf den jugendlichen Herrscher große Anziehung ausgeübt, und es mag auch vorgekommen sein, daß sich hierbei mancher Europäer am Sultanshofe eingefunden hat, der besser fern geblieben wäre. Wer aber Gelegenheit gehabt hat, dem Herrscher persönlich näher zu treten, kann sich des Eindrucks nicht erwehren, daß sein Verständnis für europäische Kultur sich nicht nur auf dergleichen Äußerlichkeiten erstreckt. Übrigens hat der Sultan seinen guten Willen schon an den Tag gelegt. Er geht nicht nur mit einer durchgreifenden Reform der veralteten Steuererhebung um, deren völlige Durchführung ohne Zweifel ein Segen für das Land bedeuten würde; vor allem hat er bei den letzten Ereignissen, als der britische Missionar Cooper in Oktober v. J. das Opfer eines Fanatikers in Fes wurde, bewiesen, daß er die Absicht und die Energie besitzt, solche Übergriffe wirksam zu ahnden. Damals in Fes schieden wir von dem Sultan nach etwa dreiviertelstündiger Audienz mit dem aufrichtigen Wunsche, daß es ihm gelingen möge, den bösen Geist des Fanatismus in seinen Landen zu bannen und seine Untertanen langsam der Aufklärung entgegen zu führen, die ihre belebenden Strahlen auf seine Person bereits geworfen hat. Möge der junge Herrscher auch die gegenwärtige Gefahr siegreich überwinden! Gewiß wird es an Muley Abd-el-Asis nicht liegen, wenn Marokko weiterhin in dem Zustand traurigster Halbkultur und innerer Verkommenheit, in dem es sich heute befindet, verbleibt.

Am 1. April verließen wir die Sultansresidenz und trafen, nach anstrengendem Ritte, schon am 6. in Tanger ein. Hier hat der Kuskesu seine Herrschaft eingebüßt, und wir mußten versuchen, uns dem nahen Europa wieder anzupassen, das über die Meerenge herüber grüßte.

Madonna von Disentis.

Novelle von

Gustav Klitscher.

Mit einer Abbildung zwischen Seite 96 und Seite 97.

(Abdruck verboten.)

I.

Ein Murillo?

Ein echter Murillo? Hatte ich recht gesehen? War das die Hand des großen spanischen Meisters, die sich in diesem so wenig bekannten und doch so herrlichen Altarbilde zeigte? Oder täuschte ich mich? Der Schönheit des Bildes tat es zwar keinen Abbruch, ob es nun wirklich ein Murillo war oder nicht. Die Schönheit blieb. Aber dennoch — wenn ich einen neuen, echten Murillo entdeckt hätte —!

Tagelang hatte mich dieser Gedanke fast unausgesetzt beschäftigt. Jetzt saß ich, da die Nacht hereingebrochen war, einsam in dem niedrigen, aber geräumigen, holzgetäfelten Zimmer meines kleinen Dorfgasthofes, und vor mir lag das einzige Buch, das mir in diesem abgelegenen Gebirgsörtchen für meinen Zweck zur Hand war: ein altes Konversationslexikon, in dem ich den Artikel Murillo nachlas. Vor mir brannten zwei Kerzen, deren flackernde Flammen nur ein spärliches Licht in der Stube verbreiteten. In den Ecken und hinter dem großen Kachelofen hingen schwarze Schatten, draußen tobte der Föhn über die Alpenberge hernieder und rüttelte an den Fensterläden und rüttelte an dem ganzen alten Hause, daß es von Grund aus erbebte. In der nächtlichen Stille klang das Heulen und Pfeifen des Sturmes besonders schauerlich. Im Hause selbst herrschte tiefste Ruhe. So lange wie ich, der über den Murillo nachdachte, war keiner der Sommergäste und niemand von der Bedienung aufgeblieben.

Die große Wanduhr drunten im Gastzimmer schlug Mitternacht. Ich klappte das Buch zu und schickte mich an, auch meinerseits das Bett aufzusuchen. Da klopfte es an meine Tür. Ich war höchlichst erstaunt, daß mich um diese Zeit noch jemand aufsuchte, und ohne zu bedenken, daß ich die Tür von innen verriegelt hatte, rief ich: „Herein!" Mein Erstaunen wuchs, als die Tür von außen geöffnet wurde, wie wenn der Riegel gar nicht vorhanden gewesen wäre, und meine Verwunderung erreichte ihren Höhepunkt, als ein mir völlig unbekannter, älterer Herr, dessen Anzug zum mindesten außergewöhnlich war, mit großer Grandezza ins Zimmer trat. Er trug ein weites, schwarzes Sammetwams mit gepufften Ärmeln. Um den Hals lag ihm ein breiter, weißer Spitzenkragen. Die Kniehosen waren oberhalb der Waden mit breiten Bandschleifen zusammen gebunden. Die schwarzen Strümpfe steckten in Schnallenschuhen. In der Hand hielt er einen breiten Filzhut mit einer Straußenfeder daran. Als er in den Lichtkreis der beiden Kerzen trat, konnte ich auch sein Gesicht erkennen. Es war das glattrasierte Gesicht eines älteren Mannes. Von dem geraden, schmallippigen Mund liefen zwei Falten zum Kinn hinab. Die Nase war nicht übermäßig groß, aber fleischig, und die mächtigen, dunklen Augen unter der hohen Stirn, die durch die Jahre nur wenig getrübt waren, blickten fest, aber doch auch wieder mit einer milden Freundlichkeit zu mir hin. Der ganze Kopf war von langen, grauen Haaren, die bis auf die Schulter fielen und früher wohl dunkel gewesen sein mochten, umrahmt.

Dies alles erkannte ich ganz deutlich, obwohl mein Erstaunen sich in Schrecken verwandelt hatte über den sonderbaren Gast um Mitternacht. Und als ich ihn so vor mir stehen sah, dachte ich an ein Porträt, das ich soeben lange betrachtet hatte, und meine Hand begann unwillkürlich in dem Lexikon zu blättern, das vor mir lag. Der Fremde aber mußte meine Absicht erraten haben. Er machte eine sehr zeremonielle Verbeugung und sagte mit weicher, wohlklingender Stimme:

„Bartolomé Estéban Murillo."

Ich fuhr auf und verbeugte mich auch meinerseits, überrascht und erfreut zugleich. So hatte ich mich also nicht getäuscht. Es war der berühmte spanische Maler, der mich in Person aufsuchte. Ich stotterte etwas von unerwarteter Ehre, aber mein Gast bat mich, Platz zu behalten und mich gar nicht stören zu lassen. Damit nahm er sich selbst einen Stuhl und begann mit wohlgebildeten Sätzen spanisch auf mich einzusprechen. Und jetzt ereignete sich wieder etwas sehr Merkwürdiges: ich verstand ihn Wort für Wort, obwohl ich naturgemäß zum erstenmal das Vergnügen hatte, einem Andalusier des XVII. Jahrhunderts gegenüber zu sitzen.

„Entschuldigen Sie," sagte mein Besuch, indem er sich wieder sehr zeremoniell verneigte, „entschuldigen Sie, daß ich Sie zu einer so ungewöhnlichen Stunde aufsuche. Aber, sehen Sie — wir armen, seligen Geister sind beinahe noch schlimmer daran, als die Ehemänner auf Erden, denen die Frau den Hausschlüssel vorenthält. Der heilige Petrus gestattet uns nur in der Nacht zwischen zwölf und eins unsere irdischen Besuche abzustatten, und Sie werden mir zugeben — für einen Mann von Bildung und Formen — ist es peinlich ..."

„O, bitte sehr," beeilte ich mich zu erwidern, indem ich abwehrend die Hand erhob.

„Das freut mich, daß Sie es mir nicht übel deuten," fuhr er fort. „Ich hätte Sie auch gewiß nicht belästigt — ich weiß ja, daß nicht alle Menschen einen Verkehr mit Geistern lieben, und ich kann nicht einmal sagen, wie mir zu Mut gewesen wäre, wenn mir in Sevilla nächtlicherweile plötzlich der selige Apelles erschienen wäre —"

Er lächelte ein wenig.

Ich lächelte ebenfalls und erklärte, daß es für mich durchaus eine Ehre und ein Vergnügen sei, ihn bei mir zu begrüßen.

„Also — ich wäre nicht gekommen, wenn ich nicht bemerkt hätte, wie eifrig Sie sich mit mir und meinen Werken beschäftigen."

„Das haben Sie wirklich bemerkt?" rief ich erstaunt.

„Aber selbstverständlich," erwiderte er eifrig. „O — das müßte kein echter Künstler sein, der nicht über das Grab hinaus an seinen Werken hinge, und der sich nicht freute, wenn sie andern Freude machen. Ja, ja — nennen Sie es Vaterstolz, nennen Sie es meinethalben Eitelkeit. Aber wir Geister sind davon ebensowenig frei, wie die Erdenkinder. Und so war es mir eine große Genugtuung, daß Sie so viel Interesse an dem Bilde in Aeletta nahmen, und daß nun endlich Aussicht ist, daß ich wieder in meine Rechte eingesetzt werde."

Ich fuhr auf.

„So ist das Bild wirklich von Ihnen?"

„Wie konnten Sie daran zweifeln?!" rief er nicht ohne Bitterkeit. „Wie konnte man so lange an diesem Bilde vorüber gehen?! Es ist nicht mein schlechtestes, und ich liebe es besonders, weil es einer sonderbaren Geschichte seine Entstehung verdankt ..."

Ich hörte kaum noch, was er sagte. In heller Begeisterung lief ich im Zimmer umher und rief immer wieder:

„Ein Murillo! Ein echter Murillo!"

* * *

Ehe ich aber fortfahre, meine Unterredung mit dem Meister zu erzählen, muß ich hier einschalten, um welches Bild es sich handelte.

* * *

Dort wo im Land Graubünden der Medelser und der Vorder-Rhein, aus wilden, schauerlich-schönen Felsschluchten hervorbrechend, ihre smaragdgrünen, mit weißem Gischt übersprühten Wässer zu einem Flusse vereinigen, liegt von alters her auf hoher Bergterrasse Abtei und Flecken Disentis. Es ist nicht der schlechteste Platz in den Alpen, den die frommen Brüder vom Orden des heiligen Benediktus sich erwählt haben. Weit und freundlich dehnen sich die grünen Matten und sorglich bestellten Felder des Hochtals aus, von schwarzen Tannenwäldern gegen den Sturz der Lawinen ge-

schützt. Das Korn reift noch hier oben, wenn man es nach dem Schnitt auf hohen Holzgestellen den warmen Föhnwinden des Septembers aussetzt, Flachs und Kartoffeln gedeihen, und selbst ein paar Obstsorten von zäher Kraft tragen Früchte, die sich freilich mit den süßen Gaben des Südens, die jenseit des Lukmanierpasses in Olivone wachsen, nicht vergleichen lassen. Die liebliche Gegend ist wohl bevölkert. Rings grüßen von den Höhen die braunen Holzhäuser zahlreicher Dörfer, und in jedem Dorf, dem frommen Sinn entsprechend, den die Väter hier gepflanzt haben, steht eine Kapelle oder ein Kirchlein, nicht groß, aber gut gehalten und gepflegt mit weißem Anstrich draußen und allerhand Putz im Innern.

Gemeinhin ist an diesem Kirchenschmuck nicht viel zu sehen. Zumeist stammt er frühestens aus der Zeit des Barock, vielfach ist er ganz neu, einen besonderen Kunstwert hat er fast nie. Eine Kapelle aber bewahrt ein Stück, das geeignet und wert ist, nicht nur mit der heiligen Andacht des Glaubens, sondern auch mit der seligen Freude hohen, künstlerischen Genusses betrachtet zu werden. Im Kirchlein von Acletta steht ein Bild der Jungfrau auf dem Hochaltar von so wundervoller Schönheit, daß jeder, der ein wenig künstlerischen Sinn hat, sofort sagen muß: ‚Dies kann nur ein ganz großer Maler gemacht haben.' Zugleich aber drängt sich auch die Frage auf: ‚Von wessen begnadeter Hand stammt dies Meisterwerk, und wie kommt das Bild, das eine Zierde jeder hauptstädtischen Kathedrale oder auch jedes großen Museums sein würde, in diese abgelegene Dorfkirche?'

Auch mir erging es so, als ich zum erstenmal vor dem Wunder stand. Und je länger ich es betrachtete, desto größer wurde der Wunsch in mir, nach dem Ursprung und der Geschichte des Bildes zu forschen. Zunächst wandte ich mich naturgemäß an den kundigen Baedeker. Aber der sonst stets Auskunftbereite versagte diesmal. Er spricht nur von einem schönen Altarbilde aus italienischer oder spanischer Schule. Genaueres weiß er nicht zu melden. Die Annahme aber, das Bild stamme aus Italien, wies ich bald zurück. Diese goldene Glorie, dieses eigenartige Helldunkel hat die italienische Renaissance nicht gemalt. Das deutet auf niederländischen Ursprung. Aber alles andere auf dem Bilde ist durchaus nicht niederländisch. Und plötzlich stand der Name des Großen vor mir, der diese Behandlung des Helldunkels von den Niederländern gelernt hatte, um sie in seiner Art auszubilden und anzuwenden; ich dachte an Murillo. Und je genauer ich hinsah, desto überzeugter wurde ich, daß dies Bild von Murillo stammen müßte — oder vielleicht die vorzügliche Kopie nach einem seiner Werke wäre. Gegen die letztere Annahme aber erhob sich sofort der Einwand, daß dann das Original des spanischen Meisters irgendwo bekannt sein müßte —, und das ist meines Wissens nicht der Fall.

Das Bild stellt die Konzeption dar, jenen geheimnisvollen Vorgang des katholischen Dogmas, von dem es in der alten Sequenz heißt: „Dic, Maria, quando scisti — Te electam matrem Christi?" und weiter: „Dic, Maria, quid sensisti, — cum es facta mater Christi?", und die Murillo besonders gern zum Gegenstand bildnerischer Darstellung gemacht hat. Die Ausführung in der Anordnung und Haltung der Figuren, sowie in den Farben entspricht durchaus Murillos Art. Die Jungfrau, in weißem Atlasgewande, den weiten, blauen Mantel um die Schultern geschlagen, schwebt, auf der durchsichtigen Mondsichel stehend, himmelwärts. Ihre seitlich emporgestreckten Hände sind wie im Gebet zusammengelegt, das Gesicht blickt mit schlichter, holder Innigkeit abwärts, als hätte die Jungfrau die Augen in süßer Scham zu Boden geschlagen. Das über alle Maßen liebliche, mit einer Krone geschmückte Haupt ist von einer goldenen Glorie umstrahlt, die allmählich in immer dunkler werdende Wolken übergeht. Zwei entzückende Cherubim tragen das Gewand der Madonna. Aus den Wolken grüßen andere wunderniedliche Engelsköpfchen herab. Am Fuß des Bildes erkennt man undeutlich den oberen Teil eines grimmen Drachens. Ich glaube mit der Annahme nicht fehl zu gehen, daß hier ein Teil des Bildes, das für diesen Altar ursprünglich nicht bestimmt war, abgeschnitten ist, um es dem gegebenen Rahmen anzupassen. Zu denken ist hier noch die Erdkugel, die in den Krallen des Drachens, das heißt des Bösen, liegt. Die Murillosche

Konzeption, die früher als Altarbild die Kapuzinerkirche in Sevilla schmückte und sich jetzt im dortigen Museum befindet, bietet sich für diese Annahme ganz von selbst als Analogie dar. Auch hier schwebt Maria auf der Mondsichel, während unter ihr der Wurm die Erdkugel umkrallt. Die größte Ähnlichkeit aber hat das Bild von Acletta nicht mit dieser, sondern mit der Konzeption aus dem Franziskanerkloster in Sevilla, jetzt ebenfalls da im Museum. Die Haltung der beiden Madonnen ist fast die gleiche, nur daß sich die eine nach rechts, die andere nach links wendet. Der Ausdruck des Gesichts zeigt überraschende Ähnlichkeit. Aber auch sonst ist alles auf dem Schweizer Bilde Murillosche Manier. Über die Farbengebung, die ganz den stilo vaporoso des Meisters zeigt, mit ihrem Blau und Weiß der Gewandung und dem satten, allmählich ins Helldunkel übergehenden Goldton der Glorie, habe ich schon gesprochen. Besonders charakteristisch sind ferner die Engelsköpfchen und die beiden Putten, die den Mantel der Madonna tragen. Ein so prächtiges Kerlchen, wie der rechts von der Jungfrau, ist des großen andalusischen Kindermalers durchaus würdig, und auch der andere zeigt in der starken Verkürzung die Meisterhand des Zeichners. Weist so das Bild in seiner Gesamtheit auf Murillo, so könnten zwei kleine Einzelheiten dem Kenner zu Bedenken Anlaß geben. Einmal trägt die Madonna eine Krone, was ich auf den mir bekannten Konzeptionsbildern des Spaniers nicht gefunden habe. Sodann sieht man auf der Mondsichel den nackten linken Fuß der Jungfrau. Nach den strengen Forderungen, die der spanische Neo-Katholizismus des XVII. Jahrhunderts aufgestellt, und die Murillos Lehrer Pacheco in seinem Kunstkodex zusammengefaßt hatte, sollten die Maler keine anderen Körperteile der Madonna unbekleidet zeigen als nur Kopf und Hände. Der ehrlich religiöse Murillo hat sich an diese Vorschrift immer gehalten. Daß er aber auch einmal gegen die Auffassung der Kirche seine eigene durchzusetzen wußte, zeigt seine bekannte heilige Familie — genannt del pajarito im Prado zu Madrid — die wegen der durchaus realistischen Darstellung von Pacheco für nicht orthodox erklärt wurde, die der Meister aber dennoch wiederholt hat.

Leider ist das schöne Bild von Acletta in einem wenig erfreulichen Zustande. Nicht allein, daß der untere Teil fehlt, der Schmutz der Jahrhunderte hat auch die einst leuchtenden Farben stumpf gemacht, ohne sie jedoch gänzlich ihres Reizes berauben zu können. Und Kalkspritzer, die das Bild bei irgend einer Kirchenrenovation getroffen haben, gereichen ihm ebenfalls nicht zur Zierde. Nichtsdestoweniger bleibt der Gesamteindruck doch ein großer und nachhaltiger.

Nachdem einmal die Ansicht aufgetaucht war, daß das Bild von Murillo sein müßte, galt es natürlich der Geschichte des Werkes nachzuforschen. Aber leider versagten hier die Quellen vollständig. Vom Pfarrer von Disentis, wie von anderen Einheimischen war nur zu erfahren, daß man am Orte selbst den Maler des Bildes ebensowenig kannte, wie die Art und Weise, der man es verdankte. In den Franzosenjahren 1798/1799 sind die Archive der Pfarrkirche wie des Klosters zu Grunde gegangen. So wenig Positives weiß man von dem Maler und der Entstehung des Bildes, daß sich die Legende seiner bereits angenommen hat. Folgende zwei Geschichten werden in der Gegend erzählt und geglaubt, und tragen nicht wenig dazu bei, daß die Madonna als besonders wundertätig verehrt wird. Die einen berichten:

Als das Kirchlein fertig und der Altar aufgerichtet war, fehlte zur vollkommenen Ausstattung nur noch das Bild auf dem Hochaltar. Die Gemeinde war aber zu arm, um sich ein würdiges Gemälde beschaffen zu können. Da betete der Pfarrer inbrünstig zur Gottesmutter, sie möchte dieser Not abhelfen, und siehe — als er am nächsten Morgen zur Frühmesse in die Kapelle ging, da lehnte hinter dem Hochaltar an der Wand eine sauber bemalte Leinwand: eben die Madonna in der Glorie, die heute noch Wunder tut. — Und die anderen erzählen: Der Maler, dem die Ausschmückung des Kirchleins von Acletta übertragen war — wie er hieß wird nicht gesagt — hatte sich lange gemüht, aber es wollte ihm keine würdige Darstellung für das Bild des Hochaltars einfallen. Alles Beten half ihm nichts, die Erleuchtung wollte seinem Geist nicht kommen. Da eines Nachts erschien ihm im Traum die

Madonna in himmlischer Schöne, und wie er sie gesehen hatte, so malte er sie am nächsten Morgen und brauchte nicht so viel Stunden dazu, als er sich vorher Tage mit Nachsinnen abgequält hatte. — Beide Geschichten tragen den Stempel gläubiger Erfindung. Sie sind eben fromme Legenden.

* * *

An diese Erzählungen mußte ich denken, als der Meister mir in der sturmdurchtobten Mitternachtsstunde gegenüber saß und mir anvertraute, daß zu dem Bilde eine Geschichte gehörte. Aber es war mir auch sofort klar, daß er diese Legenden nicht meinen könnte. Nachdem meine erste begeisterte Freude, die ich über die Bestätigung meiner Vermutung aus dem Munde des Meisters selbst empfunden hatte, ein wenig ruhiger geworden war, fragte ich ihn also:

„Eine Geschichte? O, bitte, erzählen Sie mir die Geschichte des Bildes von Acletta."

Meine deutlich gezeigte Freude tat dem alten Herrn augenscheinlich wohl.

„Sehr gern," erwiderte er freundlich. „Es ist eine ganz alltägliche und doch auch wieder äußerst merkwürdige Geschichte und wird Sie gewiß interessieren. Hören Sie."

Er räusperte sich, sann einen Augenblick nach, und begann:

„Ich war damals schon bei Jahren, und die Haare waren mir schon so grau, wie Sie sie jetzt sehen, aber ich hatte mir doch ein jugendlich heiteres Gemüt bewahrt und teilte hin und wieder gern noch einmal die fröhliche Geselligkeit der jungen Künstler meiner Schule. Es war damals ein lustiges Leben in Sevilla. Der Tag war der Arbeit gewidmet, aber abends versammelte sich ein genußfroher Kreis in einer Schenke vor dem Tore. Dort wurde bei dem guten Weine von Xeres und Tarragona gesungen und gescherzt, oft bis in den Morgen hinein. Diesem Kreise gehörten nicht nur die Künstler an, sondern auch angesehene Herren aus dem Adel, und zudem ein paar von den Söldneroffizieren, deren Scharen auf Geheiß und zur Verfügung des allerchristlichsten Königs beider Kastilien in der Stadt lagen. Diese Söldner waren meist Schweizer, deren Ruf als der tüchtiger Kriegsmänner trotz der Tage von Marignano und Pavia noch immer weit verbreitet war. Einer von ihren Hauptleuten, der sich uns angeschlossen hatte, war bald der Tollste in der ausgelassenen Schar. Er war nicht mehr jung, wohl über die vierzig fort, aber trotzdem noch ein ausnehmend schöner Mann. Er war ein Romane aus Rhätien mit dunklen Haaren und funkelnden schwarzen Augen, und wenn er lachte, zeigte er zwei Reihen weißer Raubtierzähne zwischen dem Schnauzer und dem kleinen spitzen Kinnbart. Ging er durch die Straßen, so lief das Weibsvolk zusammen und zierte sich sehr, nickte ihm zu und blickte ihm nach. War auch keine vor ihm sicher. Aber von den Männern drückte sich manch einer still beiseite, denn seine Händelsucht war bekannt, und seine Klinge gefürchtet. Nichtsdestoweniger stellte er im Freundeskreise einen guten Kameraden, den man wohl leiden mochte, und obwohl er noch nicht lange bei uns war, drehte sich doch ein gut Teil unseres Lebens um ihn. Er wußte trefflich zu erzählen von seinen vielen Fahrten in aller Herren Länder, er kannte alle neuen Schwänke und Streiche und verstand sie mit guter Manier zur Guitarre vorzutragen, er stand seinen Mann vor dem Becher wie einer, und in der Not war er ein hilfreicher Freund, denn Geld hatte für ihn nur Wert, wenn er es schnell und großartig vertun konnte.

So war Pankraz Juon, Kapitän der Schweizer Arkebusiere, im Solde seiner allerchristlichsten Majestät des Königs Karl, des zweiten seines Namens auf dem spanischen Throne.

Eines Abends, es war im Winter, und Sturm und Regen tobten um unsere kleine Vorstadtschenke, hatte das schlechte Wetter einen willkommenen Vorwand geboten, um die lustige Sitzung recht lange auszudehnen. Die Tabakwolken lagen schon dick und grau in dem Stübchen, und der heiße Wein hatte die Köpfe rot und das Blut siebernd gemacht. Auf dem Tisch standen volle und leere Flaschen und Gläser wirr umher. Allerhand wilde Scherze wurde getrieben, die Stimmen schwirrten durcheinander, bis schließlich alle verstummten, als der Hauptmann auf seiner Laute zu klimpern begann. Er saß auf dem Fenstersims, der Tür gegenüber, so daß er den ganzen Raum beherrschte, das Schenkmädel, eine blauschwarze Zigeunerin, hatte er auf den Schoß

gezogen, und nun stimmte er ein freches Schelmenlied an, daß bald alle Zuhörer laut lachten und schließlich den Kehrreim im Chor mitsangen. Es war eine tolle Ausgelassenheit. Da plötzlich wurde die Tür aufgerissen, so heftig, daß alle jäh verstummten, und herein stürzte ein Weib, ein junges Weib, vom Regen durchnäßt, daß ihr die wirren Haare feucht ins Gesicht fielen. Ihre Augen irrten mit stummem Entsetzen über uns hin, und wir sahen, daß sie schön war trotz ihres jämmerlichen Aufzuges. Der Hauptmann hatte, als er sie in der Tür erscheinen sah, die Laute beiseite geworfen und sein Spiel abgebrochen. Mit einem Satz sprang er von seinem erhöhten Platz hinunter, so daß die Schenkin aufkreischend eiligst entfloh. Seine Züge verzerrten sich, die Augen blickten böse, die Hände ballten sich zur Faust, und zwischen den weißen Zähnen stieß er hervor: ‚Teufel, mein Weib!' Für mich hätte es dieses Fluches nicht mehr bedurft. Als ich die beiden sich so gegenüber stehen sah, da wußte ich plötzlich wie durch eine wunderbare Eingebung, daß sie seine Frau war, obwohl damals alle von uns glaubten, er wäre ein lediger Mann. Als das junge Weib ihn erkannte, eilte sie mit einem wehen Schrei auf ihn zu, klammerte sich mit angstvoller Leidenschaft an ihn und sprach mit fliegenden Worten auf ihn ein, in einer Sprache, von der wir wohl einiges aber bei weitem nicht alles verstanden. Doch das verstanden wir, daß er sie zornig und heftig zurückwies, und daß sie sich immer wieder schluchzend und jammernd an ihn drängte. Es war ein schrecklicher Auftritt. Einer nach dem andern von den wilden Gesellen ging verstohlen hinaus, um nicht weiter Zeuge dieses Jammers zu sein. Immer wieder sprachen die beiden mit harter, schneller Rede in ihrer fremden Sprache aufeinander ein, bis endlich der Hauptmann die Frau mit einem wilden Fluch von sich stieß und in die Nacht hinausstürmte. Da fiel das arme, hilflos verlassene Ding mir, dem Fremden, um den Hals und weinte und schluchzte jämmerlich." —

Soweit war der Erzähler gekommen, da schlug die Uhr drunten in der Wirtsstube dreiviertel auf eins. Mein Gast brach ab und wurde ziemlich verlegen.

„Es ist mir höchst peinlich, aber — Sie müssen mich entschuldigen," sagte er, indem er sich erhob. „Ich habe noch einen weiten Weg, und ich möchte mich nicht gern Unannehmlichkeiten aussetzen. Du lieber Himmel — der gute Petrus ist der jüngste nicht mehr, und mit den Jahren wird er immer eigenartiger. — Wenn Sie erlauben — ein andermal —"

Damit griff er nach Hut und Stock. Ich sah das Gewicht seiner Gründe ein und wagte nicht, ihn zurückzuhalten. Nur bat ich herzlich, das Wiederkommen ja nicht zu vergessen. Er versprach, sein Möglichstes zu tun. Dann überreichte er mir noch seine Visitenkarte und nahm dagegen die meine in Empfang. Und plötzlich war er verschwunden, ohne daß sich die Tür bewegt hätte, mich stolz und glücklich, aber auch neugieriger als je zurücklassend. — —

II.

Tagtäglich stieg ich jetzt nach dem Kirchlein von Aeletta hinauf, um den Schatz, mit dem mich das Geheimnis verband und der mir nunmehr wirklich wie ein Stück persönlichen Eigentums erschien, in andächtiger Bewunderung zu betrachten. Und mit immer steigender Ungeduld erwartete ich den zweiten Besuch des Meisters. Der aber ließ auf sich warten. Nacht auf Nacht verstrich, ohne daß er wiedergekommen wäre.

Allmählich wurde ich sehr unruhig. Ob der alte Herr sein Versprechen wirklich vergessen hatte? Ich hatte mich so sehr über meine Entdeckung gefreut. Ich machte allerhand stolze Pläne, wie ich mit ihr vor die Öffentlichkeit treten wollte. Aber würde man mir glauben, daß das Bild von Murillo wäre, wenn ich nicht auch angeben konnte, wie und wo es entstanden und wie es nach Disentis gekommen war? Eine zweite Woche verstrich, und kein Geist ließ sich sehen. Ich war in Verzweiflung und lief voll innerer Unruhe stundenlang von morgens früh bis abends spät in den Bergen umher. Kam ich dann müde nach Hause, so saß ich fiebernd vor Aufregung in meiner einsamen Stube und wartete. Aber immer schlug es ein Uhr, ohne daß mich mein Gastfreund aufgesucht hatte. Allmählich war mein sonderbares Benehmen den anderen Gästen aufgefallen. Man spottete über meine Geheimniskrämerei, spielte auf ein unglückliches Liebesabenteuer an und machte

sich über mich lustig. Ich ertrug das eine ganze Weile mit überlegenem Lächeln. Als aber bald ein Monat ins Land gegangen war, ohne daß mein sehnlichster Wunsch sich erfüllt hätte, da gab ich schließlich jede Hoffnung auf und beschloß, wieder wie die anderen auch zu leben. Auf Gespensterversprechungen war eben kein Verlaß.

So saß ich denn wie früher nach dem Abendessen mit fröhlichen Genossen vor dem Hause auf dem Marktplatz unter dem langen Arm, der die goldene Krone hielt, und der rote Veltliner Wein blinkte in den Gläsern. Das waren herrliche Hochsommernächte. Der zunehmende Mond goß sein geheimnisvolles Gaukellicht über das weite Tal, ließ die weißen Wände der alten Häuser hell aufleuchten und warf auf der anderen Seite tiefe, schwarze Schatten über den Weg. Von Mal zu Mal wurde er kühner und selbstbewußter. Endlich stand er als Vollmond in vollendeter Fülle am Firmament. An diesem Tage war die Geselligkeit an unserem Tische besonders laut und lustig. Vielleicht war der Südlandwein noch besser als sonst, vielleicht mundete er mehr im Zauber der Stunde, jedenfalls ward ihm tapfer zugesprochen, fröhliche Lieder ertönten, und in aller Augen blitzte die Freude. Da, inmitten dieser ausgelassenen Heiterkeit, bemerkte ich plötzlich, wie der Geist Murillos in der mir wohlbekannten Haltung und Kleidung langsam im Mondlicht an unserem Tisch vorüberschritt und mir durch einen Wink mit dem Kopfe zu verstehen gab, daß ich ihm folgen sollte. Die anderen hatten ihn alle nicht gesehen, ich aber stand unter einem gleichgültigen Vorwand eiligst auf und ging ihm klopfenden Herzens nach ins Haus hinein.

Als ich in mein Zimmer trat, saß der Meister tatsächlich schon dort, vom Mondlicht hell beschienen, auf einem Stuhl am Fenster. Wir begrüßten uns mit aller schuldigen Höflichkeit, ich höchst erfreut und sehr erregt, er augenscheinlich ein wenig geniert.

„Ich muß wieder mit einer Entschuldigung beginnen," sagte er, indem er mir die Hand hinstreckte, die sich fest und menschlich anfühlte, gar nicht wie eine Geisterhand. „Ich konnte nicht eher fort. Erstlich hatte ich einen nicht endenden Disput mit Michelangelo. Er ist gewiß ein Großer, aber er mag sich drehen, wie er will, an dem Unfug des Barock ist er doch schuld, und wenn er von mir behauptet, ich hätte Neigung zum Süßlichen und Sentimentalen, so sage ich, ihm fehlt das Maßvolle. Ja wohl, das Maß fehlte ihm — meinen Sie nicht auch?" Und als ich nur verlegen lächelte, fuhr er sogleich fort: „Gut — gut, Sie brauchen nicht Partei zu ergreifen. Bei dem Vergleichen kommt so wie so nichts heraus. — Aber mich hielt noch etwas anderes zurück. Sie müssen wissen: wir Gespenster vertragen eigentlich nur ein Licht auf Erden, und das ist der Mondschein. Schon Ihre beiden Kerzen neulich mit den flackernden Flammen haben mich sehr belästigt. Für Gasglühlicht und elektrisches sind wir vollends gar nicht zu haben. Es ist traurig, wie wenig die Menschen mit ihren Erfindungen auf uns Rücksicht nehmen. Aber freilich — wenn man bedenkt, wie gering der Verkehr zwischen den beiden Welten immer noch ist, trotz aller Bemühungen der Spiritisten —." Er lächelte. Dann fuhr er fort: „Der Mond ist unser alter Freund, und so habe ich den Vollmond abgewartet. Und wenn es Ihnen recht ist, fahre ich jetzt in meiner Geschichte fort."

Ob es mir recht war?! —

Und er erzählte weiter:

„Ich habe Ihnen von jenem schrecklichen Abend berichtet, wo mir das junge Weib schluchzend um den Hals fiel. Ich nahm sie damals mit nach Hause und führte sie meiner Eheliebsten und meinen Töchtern zu. Und so wurde ich ihr Vertrauter und mußte das ganze Trauerspiel, das jetzt folgte, in nächster Nähe mit erleben."

Der Erzähler machte eine Pause und seufzte leise. Dann fuhr er fort:

„Nachdem wir uns ein wenig an ihre Sprache gewöhnt hatten, verstanden wir, wenn auch nicht alles, so doch das Hauptsächlichste von dem, was sie uns berichtete. Sie war die Tochter eines wohlhabenden Hofbesitzers in Acletta drüben auf der Höhe. Ihr Vater war ein Welscher, hier aus der Gegend, aber ihre Mutter stammte aus dem Urner Land, jenseits der Oberalp, und war deutsch. Von der deutschen Mutter hatte sie das schöne blonde Haar und den stillen Liebreiz ihres holden Gesichtchens geerbt. Vom Vater aber stammten die großen

braunen Augen, die feurig blicken konnten, und die leidenschaftliche Art, in die sie öfter verfiel und die so gar nicht zu dem stillen Gesicht zu passen schien. Heiter und glücklich war ihre Jugend verstrichen, bis eines Tages Pankraz Juon in dem grünen Bergtal erschien. Er war damals schon nicht mehr jung, am Ende der dreißig. An zwanzig Jahre hatte er sich draußen in der Welt herumgetrieben, da war ihm plötzlich der Gedanke gekommen, die alte Heimat wieder aufzusuchen und das Geld, das er auf seinen Zügen zusammengerafft hatte, im Heimatsorte einen kurzen Sommer hindurch zu verjubeln. Es kam anders, ganz anders. Er traf die Agatha, zuerst Sonntags in der Messe, dann öfter, hier und da. Daß das Mädchen sich in den schönen, wilden Menschen verliebte, war nicht wunderbar. Aber auch er fühlte bald eine ganz neue, heiße Leidenschaft zu dem süßen Kinde. Und wie er jäh in seinen Entschlüssen war, schlug er ihr vor, er wollte im Lande bleiben, und sie sollte seine Hausfrau werden. Es schien ihm plötzlich ein holdes Glück, an der Seite einer jungen, lieben Frau auszuruhen von all dem wilden Treiben, das sein Leben gewesen war. Er malte es sich köstlich aus, wie er seine Jahre und Kräfte einem geordneten Familienleben in der Heimat widmen wollte. Er dachte an all das Schreckliche und Grauenvolle, das er draußen im Kriege gesehen hatte, und eine Sehnsucht kam über ihn nach Frieden und Glücklichsein. Er kaufte ein stattliches Anwesen, dicht neben den fruchtbaren Klosteräckern, und schon nach kurzen sechs Wochen wurden die beiden in der Pfarrkirche von Disentis vor Gott und den Menschen zusammen gegeben. Die verständigen Leute schüttelten die Köpfe, wie das wohl werden sollte, und die verständigen Leute behielten leider nur allzu recht. Anfangs schien alles gut zu gehen. Aber es war noch kein Jahr verstrichen, da sah man die junge Frau öfters mit verweinten Augen durchs Dorf eilen. Sie beklagte sich nicht, und man hörte nicht, daß er sie mißhandelte, aber man merkte doch, daß nicht alles so war, wie es sein sollte. Der sonst so frische, lebensfreudige Mann ging mürrisch und verbissen umher, und hin und wieder hörten die Nachbarn ihn in Haus und Hof heftig schelten und toben. Und als dann die Werber wieder durch die Schweizer Lande zogen, kaiserliche und päpstliche, spanische und französische, da saß Pankraz Juon mit den wilden Kerlen Tag und Nacht im Wirtshaus und trank und sang wie früher und rief, er könne dies Leben nicht länger ertragen, er wäre gewöhnt, ein Fähnlein zu kommandieren von hundert Mann in Schlacht und Sturm; was er dem einen Knecht und den zwei Mägden befehlen sollte, die er auf dem Hofe hatte — das wäre seiner unwürdig — einen Habicht könne man nicht in einen Bauer sperren wie eine Amsel — seine Frau wüßte nicht, was sie an ihm hätte, sie wollte einen Ofenhocker aus ihm machen, und dazu wäre er noch zu jung und zu heißblütig. Daß er sich selbst einmal nach Ruhe und Stille gesehnt hatte, das hatte er vergessen — und so kam, was kommen mußte. Woche um Woche, Tag für Tag und Nacht für Nacht sprachen die Werber auf ihn ein, immer verlockender schien ihm das freie, ungebundene Leben dort draußen, immer einförmiger das Dasein, immer stickiger die Luft zu Hause, und eines Morgens ritt er hinauf nach Curaglia, wo der Weg über den Lukmanier ins Welschland führt, und — kam nicht wieder. Einen Monat später aber brachte ein Handelsmann, der über die Alpen zurückkehrte, die Nachricht, daß er spanische Dienste genommen hätte. Sein Weib ließ er schön grüßen: sie sollte sich trösten und fein warten, bis er zurückkehrte.

Aber die junge Frau wartete nicht. So bereitwillig sie sich ihm immer gefügt hatte, jetzt fügte sie sich nicht. Denn sie liebte ihn, liebte ihn immer noch trotz allem, was geschehen war, wie am ersten Tage, vielleicht noch mehr. Und noch eins trieb sie, ihm zu folgen, eine süße, schmerzliche Erwartung, über die sie sich selbst noch nicht ganz im klaren war. So ließ sie Hof und Heimat im Stich, ihn zu suchen. Der Bote hatte ihr gesagt, wohin er gegangen war, und durch Not und Gefahren fand sie den Weg der Liebe bis in die Schenke vor den Toren unserer schönen Stadt Sevilla.

Jetzt war sie in meinem Hause und trotz des bösen Empfanges, den ihr der Mann bereitet hatte, war sie doch glücklich und zufrieden, daß sie ihn wiedergefunden hatte. Nur hin und wieder, wenn Bitter-

Die Madonna von Disentis (Helvetia). Gemälde eines unbekannten Meisters.

keit und Schmerz allzu heiß in ihr aufwallten, klagte sie: ‚Ich weiß ja nicht, was ich ihm getan habe,‘ schluchzte sie dann. ‚Er hat es doch vorher gewußt, daß ich ein stilles, einfaches Mädchen war, und daß wir ein stilles, einfaches Dasein haben würden in dem weltabgeschiedenen Gebirgstal. Er hat ja freiwillig sein wildes Leben aufgegeben. Warum hat er das getan? Ich habe ihn nicht gezwungen — o Gott, wie könnte ich ihn zwingen?! Wäre er an mir vorübergegangen, hätte er mich nicht an seinem Wege aufgelesen, ich wäre gewiß nicht so glücklich geworden — was gibt es für ein Glück ohne ihn?! — Aber ich hätte mein Leben still und zufrieden verbracht. Da er mich aber zu seinem Weibe machte, da mußte er bedenken, daß er nun ein Weib und Haus und Hof hatte und nicht mehr ein unsteter Söldnerführer war. Das mußte er bedenken. Das hatte er doch gelobt vor dem Altar. Was habe ich ihm getan?‘ — So klagte sie und gewiß hatte sie recht, wie sie es ansah. Besonders die Frauen standen ganz auf ihrer Seite. Sie nannten ihn pflichtvergessen. Und das war wohl auch richtig. Aber lieber, junger Freund, das Leben ist ein hartes Ding, und wer übernimmt nicht einmal in phantastischer Selbsttäuschung Pflichten, die über seine Kraft sind? Glücklich der, dem es erspart bleibt.

Nach mancherlei Bemühungen, an denen sich besonders unser alter Beichtvater von den Franziskanern auf das liebevollste beteiligte, gelang es uns, die beiden Menschen zu versöhnen. Sie richteten sich wieder einen gemeinsamen Haushalt ein, und anfangs schien auch diesmal alles gut zu gehen. Der Kapitän fügte sich zunächst ohne Widerspruch dem Zwang, den die Ankunft seines jungen Weibes für ihn mit sich brachte. Um diese Zeit kam Frau Agatha viel zu mir und den Meinen, denn wir hatten uns lieb gewonnen. Sie saß oft stundenlang in meiner Werkstatt und schaute mir bei der Arbeit zu. Das holde Kindergesicht ein wenig vornüber geneigt, blickte sie selig und verträumt vor sich hin, ohne viel zu sprechen, und harrte ihrer Stunde. Da habe ich manches Mal die lieblichen Züge mit ein paar Pinsel- oder Bleistiftstrichen in meinem Skizzenbuche festgehalten. Aber allmählich bemerkte ich, wie ich sie so beobachtete, daß die heitere Ruhe aus ihrem Gesicht verschwand. Um den Mund gruben sich ein paar herbe Falten ein, und hin und wieder rollte ihr eine verstohlene Träne, die sie hastig fortzuwischen suchte, über die Wange. Bald wußte ich es denn auch, daß das neue Glück nicht lange angehalten hatte. Pankraz Juon hatte wieder wild an den Fesseln zu rütteln begonnen, die ihm die Ehe auferlegte. Und die arme Frau schluchzte: ‚Was soll ich denn noch mehr tun? Ich tu ja alles, was ich kann, und gebe ihm alles, was ich habe. Aber nichts ist recht. Tagtäglich, stündlich verzehre ich mich in Angst, daß ihn sein jäher Zorn in einen Handel verwickelt, aus dem er nicht mit dem Leben davon kommt. Das Treiben in den Schenken unterwühlt seine Gesundheit. Und die Frauen hier — was hat er von diesen schlechten, erbärmlichen Frauen, die ihm nachlaufen? Habe ich ihn nicht lieb, hat er mir nicht so oft gesagt, daß er mich liebte, bin ich ihm nicht angetraut?‘ —

Der Kapitän hatte in der ersten Zeit, nachdem seine Frau zurückgekehrt war, unseren geselligen Kreis gemieden. Jetzt suchte er ihn wieder auf. Aber er war anders als früher. Aus dem tollen, ausgelassenen Zechgenossen war ein mürrischer, verbitterter, übellauniger, reizbarer Mann geworden, der sich augenscheinlich nicht wohl fühlte und dessen Gesellschaft die Genossen nicht mehr heiter, sondern unbehaglich stimmte. Als einmal ein unglücklicher Spaßvogel sich beikommen ließ, ihn mit allerhand Anspielungen zu hänseln und auf Frau Agathas zierlichen Pantoffel hinwies, da fuhr er so rasend zornmütig auf, daß wir nur mit Mühe ein Blutvergießen verhinderten. Nichtsdestoweniger hielt ich als älterer Freund es für meine Pflicht, da ich sah, wie die beiden Menschen sich aneinander quälten, dem Hauptmann ins Gewissen zu reden. Ich benutzte die Gelegenheit, als er einmal außergewöhnlich früh aufbrach, mich ihm anzuschließen. Es war eine helle Mondnacht, wie heute, während wir durch die Felder dem Tore zuschritten. Ich begann möglichst ruhig auf ihn einzusprechen, aber schon nach den ersten Worten verstummte ich, aufs höchste erschrocken. Seine Züge verzerrten sich, wie damals, bei jenem Wiedersehen in der Schenke, die Arme warf er mit einem lauten Fluch empor, und dann

brach mit tobenden Worten ein so maßlos wilder Grimm aus ihm hervor, wie ich ihn selbst bei diesem wilden Manne nicht erwartet hatte. ‚Was wollen Sie von mir, Meister?‘ schrie er. ‚Ich beklage mich nicht, ich klage mein Weib nicht an. Sie ist das beste und liebste Geschöpf unter der Sonne. Aber ich leide und gehe zu Grunde trotz alledem. Ja, ich gehe zu Grunde. Sehen Sie — draußen in den Niederlanden, da schlagen sie just wieder aufeinander. Und ich bin nicht dabei! In allen Fibern zuckt es mir, dahin zu ziehen. Aber ich kann nicht, ich darf nicht, ich soll nicht. Zum Teufel mit kann und darf und soll! Meine Natur ist Kampf und volles Leben, und hier soll ich im faulen Wachtdienst versauern. Ja, das ist's: Ich soll durchaus gegen meine Natur, ich soll ein anderer sein, als ich bin, und das kann ich nicht, nein, das kann ich nicht. Ich bin so, wie ich bin, oder ich bin gar nicht. Und ich will auch nicht anders sein. Freilich, da kommen die Priester und Moralisten und sagen: Der Christ soll Selbstzucht üben, er soll sich selbst überwinden. Mir aber jagt das Blut heiß in den Adern, daß es mir im Augenblick zu Kopfe schießt. Das Blut läßt sich nicht zügeln. Und woher soll mir die Selbstzucht kommen? Ich bin ein Kriegsmann und habe sie nie gekannt. Und wenn ich sie gekannt, wenn ich meine innerste Natur unterdrückt hätte, was wäre der Gewinn? Ich würde nicht mehr Pankraz Juon sein, ich würde ein fremdes Leben führen, ein armes, unglückliches Leben, ich wäre ein toter Mann bei lebendigem Leibe. Darum bin ich auch damals fortgegangen. Ich sagte mir: sie wird es verwinden. Und wenn sie es nicht verwunden hätte — du lieber Himmel — ist es nicht besser, einer lebt, als daß zwei zu Grunde gehen? Wie glücklich war ich in der Zeit, da ich wieder ich selbst war und wieder mein eigenes Leben leben konnte! Das ist Egoismus, ja, ich weiß es — vielleicht sogar grausamer Egoismus. Aber Sie sind ein Künstler, Meister, Sie müssen mich verstehen. Nehmen wir an, Sie malten nicht die schönen Madonnen und frommen Heiligenbilder, sondern Szenen aus Krieg und Lagerleben. Sie könnten nichts anderes malen, und Ihr Weib wollte Sie hinter den Stadtmauern zurückhalten. Würden Sie bleiben? Nein, Sie blieben nicht! Sie müßten hinaus in das Lager, weil es Ihre heiligste Bestimmung so fordert. Wer wahrhaft eine Persönlichkeit ist, der kann seine Person nicht aufgeben. Das ist's: ich soll ein anderer sein, als ich bin — und das kann ich nicht.‘ —

Bald danach wurde dem Paare ein Kind geboren. Aber auch dies frohe Ereignis brachte den beiden nicht den Frieden. Die Anwesenheit des kleinen Mädchens ließ den Vater nur noch mehr empfinden, daß er ein gebundener Mann war und daß er seinen Plänen und tiefsten Wünschen entsagen müßte. Ingrimmig verfluchte er oftmals die neue Fußfessel, die ihn nun ganz und gar der Freiheit beraubte. Mit der jungen Frau aber war seit der Geburt des Kindes eine merkwürdige Veränderung vorgegangen. Hatte sie schon früher gern still vor sich hin geträumt, so konnte sie jetzt stundenlang dasitzen und mit weit geöffneten Augen vor sich hinstarren, als blickte sie in ferne Länder, die sich nur ihr offenbarten. Dazu sang sie mit einer sonderbaren, müden, klagenden Stimme alte traurige Lieder in der rauhen Sprache ihrer Heimat. Redete man dann mit ihr, so fuhr sie jäh auf, ihre Augen irrten ängstlich umher, und es dauerte eine Weile, bis sie vernünftig Rede und Antwort stehen konnte. Mir begann die Furcht das Herz zu beschleichen, daß ihr armer Verstand gelitten haben könnte.

Um diese Zeit war es, daß Pankraz Juon wieder einmal unter uns erschien. Er war von übersprudelnder Laune wie in seiner tollsten Zeit, aber es schien mir etwas Gezwungenes in seiner Lustigkeit zu sein. Und als ihn einer nach Weib und Kind fragte, stieß er den Becher, der vor ihm stand, von sich, daß er umstürzte und der gelbe Wein über den Tisch floß, und schrie: ‚Ich hasse dies Weib, ich hasse dies Kind. Ich ersticke in dieser Wirtschaft voll Geschrei und Singsang!‘

So kam jener fürchterliche Abend, den ich, so lange ich lebte, nicht vergessen konnte. Ich saß allein noch spät auf und las bei der Lampe in Leonardo da Vincis Traktat über die Kunst der Perspektive. Da plötzlich öffnete sich die Tür, und herein trat zu meinem größten Staunen Frau Agatha. Ich erschrak, als sie in den Schein des Lichtes trat. Ihr Gang war schleppend

und unſicher, und in ihren Augen glühte wieder jenes irre Feuer, das ich ſchon öfter bemerkt hatte, aber diesmal weit ſchrecklicher als früher. ‚Ich komme zu Ihnen, Meiſter,‘ begann ſie mit fliegendem Atem, ‚weil ich Sie lieb habe und weil Sie mir helfen müſſen in meiner Not. Nämlich‘ — ſie beugte ſich tief zu mir herab und ihre Stimme wurde ganz leiſe — ‚nämlich — ich habe mein Kind ermordet — mein liebes, ſüßes Mädel ermordet — und Sie müſſen ſorgen, daß es chriſtlich begraben wird — denn ich — ſehen Sie — er muß frei werden, das verſtehe ich ſehr wohl, er muß ganz frei ſein, ſonſt iſt er nicht glücklich — und ich — ich habe ihn doch lieb —.‘ So ſprach ſie, ſtockend, mit abgeriſſenen Worten, und dann begann ſie jämmerlich zu ſchluchzen. Ich glaubte ihr nicht. Ich ſah, daß ich es mit einer Irren zu tun hatte. So verſprach ich ihr alles, was ſie von mir verlangte, nur um ſie zu beruhigen, und bot ihr an, ſie zu dem Kinde zu begleiten. Sie nahm das an. Ich faßte ſie bei der Hand, und Seite an Seite gingen wir durch die menſchenleeren, ſchweigenden Gaſſen, in denen unſere eiligen Schritte laut und unheimlich widerhallten, ihrer Behauſung zu. Da plötzlich an der Ecke einer Gaſſe, die zum Fluß hinabführte, riß ſie ſich von mir las, und ohne ein Wort zu ſagen, ſtürzte ſie ſort in das Dunkel hinein. Ich ſolgte ihr, aber ſie war zu ſchnell für meine alten Glieder. Bald hatte ich ſie in dem Gewirr der engen Straßen am Hafen verloren. Verzweiflungsvoll irrte ich umher und rief ihren Namen. Aber niemand antwortete mir. Am nächſten Tage fand man ſie in den gelben Fluten des Guadalquivir. Ihr Kind hatte ſie erwürgt.“

Wieder ſchwieg der Alte, und mir war es, als wenn Tränen in ſeinen dunklen Augen ſchimmerten. Lange ſaßen wir einander ſtumm gegenüber. Endlich fuhr er ſort:

„Nach den Skizzen, die ich von ihr gemacht hatte, habe ich das arme, junge Geſchöpf gemalt. Lange habe ich geſchwankt, ob ich die Züge dieſer Frau, welche die große Todſünde auf dem Gewiſſen hatte, für ein Madonnenbildnis verwenden dürfte. Aber ich ſagte mir: Sie iſt nicht ſchuldig trotz aller Schuld. Nicht verdammen wollen wir ſie, ſondern beweinen und beklagen. Chriſtus und die heilige Jungfrau hätten ihr gewiß verziehen. Ihr Verbrechen war das Leben, dies harte, törichte, grauſame Leben. Freilich, in einer Kirche ſollte das Bild nicht aufgeſtellt werden. Daß das nicht angängig war, das fühlte ich wohl. Ich malte es für mich ganz allein, zur Erinnerung an jene liebe, ſchöne Unglückliche. So habe ich mir bei dieſem Werke auch manche Freiheit erlaubt, die ich bei einem Kirchenbild nicht gewagt hätte. Und eine Krone habe ich der Madonna aufs Haupt geſetzt. Hatte die Ärmſte eine Krone verdient? —

Pankraz Juon war nach dem entſetzlichen Unglück aus Sevilla verſchwunden. Nach Jahr und Tag erhielt ich einen Brief von ihm aus einer Stadt am Niederrhein: Er hätte durch alte Freunde von dem Bilde gehört, das ich gemalt hätte, und er bot mir ſein ganzes Vermögen, wenn ich ihm das Bild überließe. Ich antwortete ihm nicht. Da ſchrieb er zum zweitenmal. In leidenſchaftlichen Worten beſchwor er mich, ihm ſeine Bitte zu erfüllen. Ich kann nicht ohne das Bild ſein, hieß es zum Schluß, denn ich habe dieſe Frau geliebt, Meiſter, ich habe ſie ſehr geliebt, und jetzt, wo ich ſie verloren habe, fühle ich erſt, wie lieb ich ſie gehabt habe. — Nach meinem Tode iſt er aus fernen Landen in Sevilla aufgetaucht und hat von meinen Erben das Bild gekauft. Man ſagt, er wäre Ciſtercienſer geworden und hätte es über dem Altar ſeiner Zelle aufgeſtellt. Viele Jahre ſpäter, als er fühlte, daß es mit ihm zu Ende ging, hat er es der Kirche von Acletta vermacht als Sühne- und Weihgeſchenk. Die Agatha war lange vergeſſen in der Heimat, und nur ein paar alten Leuten fiel die Ähnlichkeit auf.

Das iſt die Geſchichte. Sie iſt gar nicht ſo außergewöhnlich. Nur daß ſie nicht mit Mord und Totſchlag endet — gottlob. Sie, junger Freund, Sie wollen jetzt Pariei ergreifen, ich ſehe es am Leuchten Ihrer Augen, wollen preiſen und verdammen. Ich aber ſage: richtet nicht, auf daß Ihr nicht gerichtet werdet! Wenn man ſo alt geworden iſt, wie ich, dann fragt man in dieſem wunderlichen, grauſamen, törichten Leben nicht mehr nach Gut und Böſe, nach Schuld und Unſchuld, man iſt zufrieden,

wenn man Grund und Zweck im Dasein gefunden und aufgedeckt hat. Alles verstehen heißt alles verzeihen. —

Und noch eins: Sie haben so viele gute Restauratoren in Ihrem deutschen Vaterland. Veranlassen Sie doch den einen oder den anderen, in München oder Berlin, daß er sich meines verlorenen Bildes erbarmt und es gut in Stand setzt, damit ich wieder Freude an ihm haben kann."

Ich wollte dem Alten das versprechen, aber da war er auch schon verschwunden, genau so geheimnisvoll wie beim ersten Mal. Drunten in der Gaststube schlug die Uhr eins. Hell lag das silberne Licht auf dem Platz, wo er gesessen hatte. Ich trat ans Fenster. Der volle Mond stand, umgeben von Millionen strahlender Sterne, am nächtlichen Himmel — derselbe Mond und dieselben Sterne, die einst auf Pankraz Juon und sein junges Weib hinab geglänzt hatten.

Auf den Tod eines Jünglings.

Von

Alberta von Puttkamer.

Der Du in den Morgenfrühen Deines Seins dahin gegangen,
Mit dem frohen Blick, den niemals noch versengte ein Verlangen,
Dem ein Gott die bittre Schale mit dem Trank vom Lebenswissen
Kaum gekostet, von den Lippen, die ihm nahten, weggerissen;
Weisst Du, dass wir Deine Stille neiden, wir unselig andern,
Die noch rätselnd in dem Lodern ihrer eignen Herzen wandern?

Über Deine toten Züge, die die Ferne mir entrückte,
Ist's, als ob aus heil'gen Feuern kündend eine Flamme zückte ...

Und mich dünkt's, wie wenn ich plötzlich von den letzten Dingen wüsste,
Und warum der blicklos Starre Dich so früh zum Schlafen küsste.

Deine zarte Seele sollte mit dem Hässlichen nicht ringen,
Sollte, selbst zu einem Siege, nie die Sünde heiss umschlingen.
Du Gesegneter vor vielen, dem da blieb der Kampf verschlossen,
Der vom Wildborn dieses Lebens erste Tropfen nur genossen ...
Freilich auch von jenen holden, die das Blut zu Flammen kochen,
Die mit ihrem grossen Takte fordernd in den Seelen pochen,
Hast Du keinen Trunk genossen — keiner Leidenschaften Bangen;
Aller süssen, aller bittren Schuld bist Du vorbei gegangen ...

Fast noch mit dem Kinderlächeln schläfst Du, eh' Du müd' geworden,
Während uns noch Schmerz und Reue jenen heil'gen Schlaf ermorden ...

Seliger! An Deinem Grabe mag ich weinen kaum und klagen,
Denn Du wardst, ein Reueloser, früh erlöst in Vorlenztagen,
Während noch die Sehnsucht aufwärts jubelt wie die Nachtigallen,
Und die unberührten Träume rein und still wie Blüten fallen ...

Eine heraldische Episode aus Goethes Leben.*)

Von

Stephan Kekulé von Stradonitz.

Mit zehn Abbildungen.

(Abdruck verboten.)

In den Gesprächen Goethes findet sich ein solches mit Eckermann vom 6. April 1829 aufgezeichnet, aus dem ich nach der Ausgabe des Freiherrn Woldemar von Biedermann (Bd. 7, S. 51 ff.) folgendes wörtlich wiedergebe:

„Das Gespräch wendete sich auf Zelter. ‚Sie wissen,‘ sagte Goethe, ‚daß Zelter den preußischen Orden bekommen. Nun hatte er aber noch kein Wappen, aber eine große Nachkommenschaft ist da und somit die Hoffnung auf eine weit hinaus dauernde Familie. Er mußte also ein Wappen haben, damit eine ehrenvolle Grundlage sei, und ich habe den lustigen Einfall gehabt, ihm eins zu machen. Ich schrieb an ihn und er war es zufrieden, aber ein Pferd wollte er haben. Gut, sagte ich, ein Pferd sollst du haben, aber eins mit Flügeln. — Sehen Sie sich einmal um, hinter Ihnen liegt ein Papier, habe darauf mit einer Bleifeder den Entwurf gemacht.‘

Ich nahm das Blatt und betrachtete die Zeichnung.“ — Es ist Eckermann, der spricht. — „Das Wappen sah sehr stattlich aus, und die Erfindung mußte ich loben. Das untere Feld zeigte die Turmzinne einer Stadtmauer, um anzudeuten, daß Zelter in früherer Zeit ein tüchtiger Maurer gewesen. Ein geflügeltes Pferd hebt sich dahinter hervor, nach höhern Regionen strebend, wodurch sein Genius und Aufschwung zum Höhern ausgesprochen war. Dem Wappenschilde oben fügte sich eine Lyra auf, über welcher ein Stern leuchtete, als ein Symbol der Kunst, wodurch der treffliche Freund unter dem Einfluß und Schutz günstiger Gestirne sich Ruhm erworben. Unter dem Wappen an hing der Orden, womit sein König ihn beglückt und geehrt als Zeichen gerechter Anerkennung großer Verdienste.

‚Ich habe es von Facius stechen lassen,‘ sagte Goethe, ‚und sie sollen einen Abdruck sehn. Ist es aber nicht artig, daß ein Freund dem andern ein Wappen macht und ihm dadurch gleichsam den Adel gibt?‘ Wir freuten uns über den heitern Gedanken, und Goethe schickte zu Facius, um einen Abdruck holen zu lassen.“

Goethe als Erfinder eines Wappens: das ist ein bisher noch nicht behandelter Gegenstand, der es wohl verdient, vom sachmännischen Standpunkte aus beleuchtet zu werden.

Es handelt sich um ein Wappen für Zelter. Wer war Zelter? In dem Wappen gelangen Beruf und Lieblingsbeschäftigung, Lebensschicksal und Laufbahn Zelters zum Ausdruck. Wie war der Lebensgang des Mannes beschaffen? Beide Fragen heischen eine Antwort zum Verständnis des Vorgangs, zur Würdigung des Wappens, das Goethe ersann.

Zelter war einer der nächsten Freunde Goethes. Das ist so ziemlich jedem Goethe-Freunde bekannt. In Berlin kennen ihn wohl die meisten als einstigen Leiter der Singakademie. Als Tonkünstler ist er leider ein wenig in Vergessenheit geraten. Etwas mehr über ihn dürfte daher, auch abgesehen von dem Gegenstande der heutigen Betrachtung, weiteren Kreisen willkommen sein. Ich folge hier der trefflichen Lebensbeschreibung Zelters, nach dessen eigenen Aufzeichnungen, von Dr. Wilhelm Rintel: „Carl Friedrich Zelter. Eine Lebensbeschreibung“, erschienen zu Berlin im Jahre 1861, dem darauf fußenden Aufsatze von Dr. Richard Béringuier, der in den Vermischten Schriften des Vereins für die Geschichte Berlins im 1. Bande als Tafel 6 der „Namhaften Berliner“ veröffentlicht ist, und endlich dem Artikel „Zelter“ in der „Allgemeinen deutschen Biographie“ im 45. Bande, von Robert Eitner.

Zelter ist als Sohn eines Maurermeisters und Bauunternehmers zu Berlin am 11. Dezember 1758 geboren. Schon als Knabe zeigte er lebhafte Neigung zur Tonkunst. Nachdem er einige Jahre das Joachimsthalsche Gymnasium besucht hatte, sodann die Kunstakademie, um sich in Geometrie und Zeichnen zu vervollkommnen, trat er 1774 als Lehrling, wie der Vater es verlangte, in dessen Geschäft ein. In dessen hatte er Gelegenheit, sich seiner Lieblingsneigung, der Musik, mit Eifer zu widmen. Bei Roßkämmer genoß er Unterricht im Orgelspiel, bei Schulz im Violinspiel, von Possin, der ein vortrefflicher Klavierspieler war, empfing er viele Anregung.

So kam für ihn, der als Tagewerk das Maurergewerbe erlernte, in den Mußestunden sich der Musik widmete, die Zeit heran, da die Lehrjahre vollendet waren. Am 10. Februar 1777 wurde er zum Gesellen gesprochen. In der Folgezeit konnte er eifriger, wenn auch immer noch ohne Billigung des Vaters, die Lieblingsbeschäftigung betreiben und erreichte es, daß Fasch, einer der ersten damaligen Musiklehrer Berlins, ihn in den Unterricht aufnahm. Schon damals machte Zelter Kompositionsversuche. Doch wurde das Maurerhandwerk nicht vernachlässigt. Er lieferte als Maurer bald sein theoretisches und praktisches Meisterstück und wurde am 1. Dezbr. 1783 Meister.

*) Vortrag, gehalten in öffentlicher Sitzung der Königlichen Akademie gemeinnütziger Wissenschaften in Erfurt.

Abb. 1. Das Zelter-Petschaft. (Etwas verkleinert.)

Im Jahre 1786 komponierte Zelter eine Trauerkantate auf den Tod des großen Königs, die in der Garnisonkirche zur Aufführung gelangte. Sie fand sowohl beim Publikum wie den Sachverständigen großen Beifall. Zelters Vater, der anwesend war, war tief ergriffen. Die Aufführung wurde der entscheidende Wendepunkt in Zelters Leben: der Vater gab dem jungen Mann jetzt völlige Freiheit, sich mit Musik, so viel er wolle, zu beschäftigen. Doch blieb Zelter bei dem Handwerk, obwohl er sich auch nicht bloß der Komposition, namentlich von Liedern, mit Eifer widmete, sondern auch Musikunterricht gab. Im Jahre 1791 starb der Vater, dessen Maurer- und Baugeschäft der Sohn übernahm.

Zelters Lehrer Fasch hatte schon im Jahre 1790 die sogenannte „Singakademie", einen Gesangverein, begründet. Diesem Vereine wurde spätee ein Saal der Akademie für die Übungen und Aufführungen eingeräumt. Daher kommt der Name, der im Volksmunde entstanden ist. Zelter, von Anfang an ein eifriges und tätiges Mitglied, wurde bald unentbehrlich. Er „half", wie Eitner sagt, „am Klavier und im Orchester", richtete mit einzelnen Sängern einen Übungsabend ein, und so ging nach Faschs Tode, am 3. August 1800, wie von selbst die Leitung der Singakademie auf ihn über. Im Jahre 1796 war Zelter, durch einige Kompositionen zu Goetheschen Liedern, mit dem Dichter in Beziehung getreten, ein eifriger Briefwechsel entspann sich, aus dem sich ein immer inniger werdender Freundschaftsbund entwickelte, den nur der Tod trennte. Ich übergehe die Schicksale Zelters in dem Schreckensjahre 1806 und erwähne zunächst, daß von 1807 ab die Singakademie unter der Leitung Zelters einen glänzenden Aufschwung nahm; 1808 wurde die Liedertafel zur Pflege mehrstimmigen Männergesangs gegründet. Im Jahre 1809 wurde Zelter als Professor der Musik an der Kunstakademie mit festem Gehalt angestellt, was endlich 1812 zur Folge hatte, daß er sich aus seinem Handwerk zurückzog, das schon längere Zeit sein Stiefsohn teilweise geleitet hatte.

Von da ab widmete sich Zelter ausschließlich und mit großem Erfolge seinem musikalischen Wirkungskreis, gleich fruchtbar als Lehrer, Dirigent, Kritiker, Schriftsteller und Komponist. Noch lange Jahre des Wirkens waren ihm beschieden. Am 15. Mai 1832 folgte er seinem kurz vorher heimgegangenen großen Freunde ins Grab.

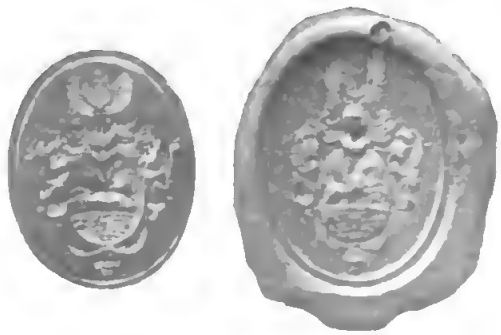
So viel über den äußeren Lebensgang des Mannes war notwendig zum Verständnis des Folgenden. Über seine Bedeutung als Komponist nur wenige Worte: das Verdienst „die volkstümliche Weise der Melodiebildung mit dem .... lyrischen Grundton eng verschmolzen und eine Reihe trefflicher Melodien gefunden zu haben, bleibt ihm ungeschmälert und nur der größere Meister des Liedes, Franz Schubert, vermochte es zu verdunkeln" sagt Reißmann in seiner Illustrierten Geschichte der deutschen Musik.

Zelter ist hervorragender Goethe-Komponist, das sichert ihm die Verehrung des deutschen Volkes. Er ist der Lehrer von Mendelssohn. Hätte er kein anderes Verdienst als dieses, er bliebe unvergessen.

Ich kehre nunmehr zum Gegenstande der Betrachtung, dem von Goethe für Zelter erfundenen Wappen zurück.

Über das Wappen ist im Briefwechsel zwischen Goethe und Zelter, herausgegeben von Riemer, in Band 5 und 6 (Berlin 1834), viel die Rede.

Am 21. Februar 1829 schreibt Zelter an Goethe: „Solte wohl unser alte tüchtige Meyer mir einen Gedanken geben zu einem Familiensiegel? Meine Kinder dringen schon lange darauf, da ich einen einzigen Enkel meines Namens und keinen Sohn mehr habe. Die Hauptperson im Felde könnte ein Pferd seyn oder ein Theil davon und da Meyer weis was sonst an mir ist so findet er was dazu. Hier will Keiner dergleichen können und ich kann's auch nicht."



Die Metallplatte. (Etwas verkleinert.) Siegelabdruck davon. (Natürliche Größe.)

Abb. 2. Das Zelter-Petschaft.

Wie man ſieht, wünſchte Zelter ein ſogenanntes redendes Wappen. Er wünſchte das Pferd, den Zelter in den Schild.

Am 4. März antwortet Goethe:

„Wegen des Wappens will ich mit Meyern ſprechen, ſobald ich ihn ſehe; er iſt nicht wohl und wir komen lange nicht zuſammen. Verlangſt Du aber ein Raß, ſo muß es wenigſtens Flügel haben und aus einem Felde ins andere ſpringen, welches noch weiter zu überlegen ſeyn wird."

Goethe nimmt alſo den Gedanken des redenden Wappens mit dem Zelter auf, aber er will dieſem eine höhere ſymboliſche Bedeutung geben, ihn zum Pegaſus umgeſtalten. Unzweifelhaft ſchwebte ihm bei dem Gedanken des Springens aus einem Felde ins andere der Doppelberuf des Freundes vor.

Das hat auch Zelter gleich verſtanden, wie ſeine Antwort vom 9. März beweiſt:

„Dein Gedanke zu einem Siegel iſt mir vollkommen gefällig ja ſchmeichelnd. Könnteſt Du mir einen Entwurf dazu ſchaffen ſo bin ich abermal in Deiner Schuld."

Am 28. März ſchreibt Goethe an Zelter: „Meinen Entwurf zu Deinem Wappen habe an Facius überliefert; ich will es gleich ſtechen laſſen, denn was hilft da viel Fragen und Zaudern; iſt der Stempel da ſo ſiegelt man damit und gewöhnt ſich dran. Möge Dir das Gebildete gefallen und ich es oft auf Deinen Briefen zu begrüßen haben. Mit dem guten Meyer konnt ich darüber nicht canſeriren, er iſt ſchon mehrere Wochen unwohl."

Abb. 3 u. 4. Vorder- und Rückſeite der Zelter-Medaille. (Natürliche Größe.)

Dieſer Briefabſchnitt iſt wertvoll, weil man daraus erfährt, daß das Wappen Goethes ureigenſte Erfindung iſt. Von dem Graveur Facius wird nachher noch mit einigen Worten zu ſprechen ſein.

Am 31. März antwortet Zelter: „Schönſten Dank im Voraus über Deinen Entwurf zu einem Siegel für mich. Gröſſere Freude hätteſt Du mir nicht machen können. Aufrichtig geſagt: mit Meyern, das war nur ein Wink mit dem rechten Fuße um Dich nicht ſelber zu inkamodiren und daß es Facius ſchneidet iſt mir vollkommen recht; Du biſt wohl ſo gut mir nachher ein anſtändiges Honorar für ihn vorzuſchlagen."

Der Zeitfolge nach ſchiebt ſich hier das im Eingang mitgeteilte Geſpräch vom 6. April mit Eckermann ein, aus dem man die genaue Beſchreibung des Wappens und die von Goethe beabſichtigte Bedeutung der darin angebrachten Bilder kennen lernt.

Am 10. April ſchreibt Zelter an Goethe:

„Geſternabend iſt das ſchöne Siegel angekommen deſſen Erfindung und Ausführung mir gleiche Freude macht, der Gedanke geſund und natürlich und der Schnitt ſo rein und derb. Habe den ſchönſten Dank dafür und ſage mir was ich dem guten Facius gebe?"

Gleich den nächſten Brief hat Zelter mit dem neuen Petſchaft geſiegelt, wie aus dem Schreiben Goethes vom 28. April hervorgeht:

„Höchſt erfreulich war es den Abdruck des gewagten Siegels auf dem erſten Deiner Briefe zu ſehen. Wir hatten unſer Mögliches gethan, ich und der gute Facius, und ſo war denn auch der Beyfall des Beſitzers ausgeſprochen. Möge ich es oft wiederhalt erleben."

Am 1. Mai ſchreibt Zelter:

„Mein Siegel wird mir täglich mehrter, da es auch Andern gefällt, die die Bedeutung errathen. Sa habe ich denn abermalen zu danken."

Damit iſt der Meinungsaustauſch zwiſchen Goethe und Zelter über dieſen Gegenſtand vorläufig zu Ende.

Das Petſchaft, von dem hier die Rede iſt, war bisher verſchollen. Es gelang mir, es im Beſitze der Nachkommen Zelters aufzufinden, wo es, wie begreiflich, als ein Kleinod gehütet wird. Gegenwärtige Eigentümerin iſt Frau Cäcilie Zelter in Berlin. (Abb. 1 und 2.)

Es iſt ein einfaches Petſchaft mit hölzernem Griff, deſſen Geſamtgröße 75 mm beträgt. Die gravierte Meſſingplatte iſt eirund. Die große Achſe iſt 30 mm, die kleine Achſe 24 mm. Die Verbindung zwiſchen dem Holzgriff und der gravierten Meſſingplatte iſt durch ein, wenige Millimeter ſtarkes Stück Horn oder Bein hergeſtellt.

Das Wappen ſelbſt beſteht regelrecht aus Schild und Helm nebſt Kleinod und Helmdecken. Es zeigt im Schilde über einer Zinnenmauer im blauen, das heißt durch die für Blau üblichen wagerechten Striche als blau bezeichneten, Felde ein nach links ſpringendes geflügeltes Roß (Pegaſus). Auf dem ungekrönten Helme befindet ſich als Helmzier zwiſchen einem offenen Fluge eine Leier, über der Leier ein Stern. Unter dem Schilde hängt der Rote Adler-Orden. Der Sinn, den Goethe mit dieſen Wappenbildern verband, iſt in den Aufzeichnungen Eckermanns überliefert. Das Wappen iſt einmal redend: es enthält das Roß, den Zelter. Aber das Raß iſt geflügelt, es iſt der Pegaſus, der ſich über die Zinnenmauer emporſchwingt. Die Zinnenmauer deutet auf den Beruf Zelters als Maurer. Vom Handwerker wurde er zum Künſtler, zum erfolgreich eine der höchſten Künſte, die Muſik, Ausübenden, zum Dichter, denn auch der Komponiſt iſt Dichter, deshalb ſchuf Goethe den Zelter zum Pegaſus um.

Damit aber kein Zweifel ſei, daß es ſich um einen Komponiſten handelte, ſetzte Goethe als Kleinod auf den Helm die Leier. Daß er ſie zwiſchen das ſeit uralten Zeiten verbreitete Kleinod

des offenen Fluges, also zwischen zwei Adlersflügel, setzte, entspricht nur einem weitverbreiteten heraldischen Gebrauche. Über der Leier steht der Stern, den man ebensogut mit Eckermann so deuten kann, daß Zelter unter dem Einfluß günstiger Gestirne sich durch die Leier Ruhm erwarben habe, wie derart, daß ihm die Musik, die Leier, zum Stern, zum Ruhme wurde.

Was die Erfindung des Wappens durch Goethe betrifft, so kann man nur sagen, daß es kaum möglich gewesen wäre, für den Kampanisten Zelter ein glücklicheres und sinngemäßeres Wappen zu erfinden. Auch liegt in der Erfindung selbst keinerlei Verstaß gegen die Regeln der Wappenkunst. Es sind nur Bilder verwendet, welche die Wappenkunst seit je und häufig gebraucht hat. Die Zinnenmauer, das Flügelroß, der offene Flug, die Leier, der Stern sind sämtlich weitverbreitete Wappenbilder. Es ist auf das glücklichste vermieden, das, was zum Ausdruck gebracht werden sollte, durch Dinge anzudeuten, welche zu Schild und Helm nicht passen wollen, weil sie einer späteren Zeit angehören. Deshalb hatte Goethe auch allen Grund, sich seiner Erfindung zu freuen, und mit Recht sagte er in einem Briefe an Zelter vom 19. Februar 1831, das Wappen habe ihm „ein guter Geist eingegeben".

Zu tadeln ist an dem Petschaft vielleicht folgendes. Zuerst die eiförmige Schildesform. Zur Zeit der eigentlichen, guten, praktischen Heraldik existierte sie, in Deutschland wenigstens, nicht. Nur vor und nach der Blütezeit der Wappenkunst war diese Schildesform in wirklichem Gebrauche. Dagegen findet sie sich in Italien häufig, auch in der besten Zeit, abwahl hier meist das Eirund nach unten ein wenig in eine Spitze ausgezogen ist.

Es ist unbekannt, ob die eirunde Schildesform

Abb. 5. Wappen des Benvenuto Cellini. Originalzeichnung Goethes. Nat. Größe. (Weimar, Goethe Schiller Archiv.)

im Zelterpetschaft gleichfalls von Goethe angegeben ist oder ob sie von dem Graveur Facius herrührt. Für die Urheberschaft von Facius spricht, daß diese Gestalt des Schildes grade in jener Zeit tiefen Verfalles der Wappenkunst sehr gebräuchlich war, für die Urheberschaft Goethes, daß der eirunde Schild in Italien, auch in der besten Zeit, so verbreitet war, daß er Goethen von dort her offenbar bekannt war. Die sehr schwache Spitze des italienischen Eirundschildes nach unten kann Goethe entgangen sein. Dem sei wie ihm wolle, als einen wirklichen Fehler, als einen Verstaß gegen die Regeln der Wappenkunst wird man die Anwendung des eirunden Schildes nicht bezeichnen können. Es wird sich auch zeigen, daß Goethe die Schildform später abgeändert hat. Ebenso ist vielleicht zu tadeln, daß von dem Bande des, dem Wappen angehängten, Ordens zu viel zu sehen ist, so viel, daß das Band vollständig um den unteren Teil des Schildes gelegt erscheint. Das entspricht nicht dem nach meiner Ansicht allein richtigen Gebrauche. Zelter hatte den Roten Adler-Orden dritter Klasse erhalten. Will man einen Orden dritter oder vierter Klasse am Schilde anbringen, so darf, weil diese Klassen im Knopfloch getragen werden, nur ganz wenig von dem Bande, an dem der Orden hängt, unter dem Schilde zu sehen sein. Nur bei zweiten Klassen, die um den Hals getragen werden, halte ich es für zulässig, das Band ganz oder teilweise um den Schild zu schlingen. Jedenfalls ist dieses, wenn überhaupt, ein Verstaß der geringfügigsten Art. Auch kann die gewählte Form des Bandes auf künstlerischen Erwägungen beruhen.

Was nun die Darstellung des Wappens, die Gravierung, betrifft, so ist sie genügend tief und klar, die Helmdecken sind gefällig, das Größenverhältnis zwischen Helm nebst Helmzier und Schild kein ungünstiges. Nach dem damaligen Stande der Wappenkunst macht die Arbeit dem Graveur Facius somit alle Ehre. Es möge daher gestattet sein, über ihn mit einigen Worten zu sprechen. Friedrich Wilhelm Facius ist im Jahre 1764 zu Greiz geboren. Sein Vater wollte ihn, nach dem betreffenden Aufsatz in der Allgemeinen Deutschen Biographie, Kaufmann werden lassen und setzte anfänglich den künstlerischen Neigungen des Sohnes heftigen Widerstand entgegen. Erst später gestattete er dem Sohne, sich in Dresden zum Graveur auszubilden. Nach einem vorübergehenden Aufenthalt in seinem Geburtsort ging Facius 1788 nach Weimar und erlernte auf Goethes Veranlassung die Steinschneidekunst. Nachdem er sich in dieser Kunst bei dem Steinschneider Dettelbach in Dresden vervollkommnet hatte, kehrte er nach Weimar zurück, wurde am 6. November 1829 Hofmedailleur, am 5. Juni 1840 Professor. Er starb am 4. Mai 1843, hochgeachtet in seiner Kunst. Seine Tochter Angelika, von der gleich noch zu sprechen sein wird, geboren am 14. Oktober 1806 zu Weimar, gestorben am 17. April 1887 daselbst, war eine Schülerin von Rauch. Sie war gleichfalls eine bedeutende Stein- und Stempelschneiderin.

Nach dieser Abschweifung kann nun wieder zum Wappen Zelters zurückgekehrt werden, dem Goethe noch einmal seine Mußestunden widmete.

Am 7. Januar 1831 ſchreibt Zelter an Goethe: „Denn habe ich noch ein Anliegen Dir ingeheim zu eröfnen. Die kleine artige Facius“ — es iſt die vorhin genannte Angelika — „hat meinen Kopf ſo artig in Wachs pouſſirt, daß ich mir ſelber darinn gefalle. Ich ſolls nicht wiſſen aber Doris ſagt mir daß man es zu einer Medaille brauchen will ...

Man iſt aber über die Kehrſeite nicht im Reinen und ich fürchte daß ſie mir ein Leid damit anthun und mit dem Ermel verderben was die Hand gut gemacht. Ich weiß nicht gewiß ob man ſich damit an Dich gewendet hat aber da ich mit dem Siegel das Du mir erfunden ſo überaus zufrieden bin ſo wäre ein Gedanke von Dir über die Kehrſeite der genannten Medaille ein Geſchenk das Du mir nicht allein machſt. An Probeſtükken dieſer Art die den Zuſtand der heutigen Kunſt ausſprechen wäre kein Mangel und ſo mit unter zu laufen iſt nie meine Sache geweſen; ich habe es nur mit den Beſten gehalten und was mich zufrieden gemacht hat war wenn die Beſten es mit mir hielten. Im genannten Falle nun glaube ich es wäre hinlänglich wenn gedachte Kehrſeite nur eine Wiederholung meines Siegels enthielte das mir ſo viel Freude macht. Das ſey Dir ganz anheim geſtellt wenn ich nur weiß ob man Dich gefragt hat.“

Am 12. Januar antwortet Goethe in längerer, wohldurchdachter und trefflicher Ausführung:

„Wegen der Medaille hat man bey mir nicht angefragt; aber Dir, mein Theurer, will ich gleich erwiedern daß ich den Gedanken, das Wappen auf die Rückſeite zu ſetzen, höchlich billige, wie Du allenfalls in meinen Namen erklären kannſt.

Zu Ende des 15. und zu Anfang des 16. Jahrhunderts, ſetzten Fürſten, Ritter, Staats-Männer, Gelehrte ihr Wappen auf die Rückſeite.

Ein Hauptpunct aber iſt: daß der Helmſchmuck, Flügel, Lyra und Stern größer und in beſſere Evidenz geſetzt würden.

Doch dies iſt alles zu frühzeitig; es kommt darauf an, ob man dort dazu geneigt iſt. Man verſetzt ſich oft höchſt unſchicklich ins Mittelalter zurück, hier aber kann man eine recht löbliche Gewohnheit wieder, mit Verſtand und Geſchmack, erneuern. Es würde manchen Ehrenmann angenehm ſeyn ſtatt der wunderlichen mythologiſchen, allegoriſchen, über- und unter ſinnlichen Figuren, ſein Wappen auf der Rückſeite des Bildniſſes, zu ſeiner und der Seinigen Ehren ausgeprägt zu ſehen.

Köhlers Münzbeluſtigungen geben die ſchönſten Beyſpiele. Auch H. Friedländer wird dergl. mittheilen können. Sollte man ſich nach Betrachtung ſolcher Vorgänge, dort, nach Deinen Wünſchen entſchließen; ſo ſtehe mit einigen Bemerkungen zu Dienſten; denn bey Deinem Wappen hat es einige Schwierigkeit, weil es complicirt, reich und der Helmſchmuck gleichfalls bedeutend iſt. Hier gilt nun freylich nicht, was bey einfachen Wappen dem Künſtler in die Hände fiel.“

Am 1. Februar ſchreibt Zelter:

„Dein Wort über die Rückſeite der Medaille iſt in meinem Sinne —“

und am 3. Februar Goethe:

„Die Rückſeite Deiner Medaille hat mich

Abb. 6. Wappen des Benvenuto Cellini. Originalzeichnung Goethes. Nat. Größe. (Weimar, Goethe-Schiller-Archiv.)

ſeither beſchäftigt; eine ſehr ſaubere Zeichnung, an der ich immer noch rücke und ſchiebe, ſteht ſchon auf dem Papier. So weit ich ſie auch hier bringen kann muß ich doch noch eine Litaney von Forderungen ſchriftlich hinzuthun, und alles kommt auf Sinn und Geſchmack desjenigen an der ſie dort ausführen wird. Die Wappenrückſeite einer Medaille muß durchaus nicht ausſehen wie ein Petſchaft, und doch müßte man wünſchen damit zu ſiegeln. Wäre dort ein Künſtler der eingriffe, ſo ſollten wir die gräßlichen allegoriſchen Figuren eine Zeitlang los ſeyn und jede Familie ſähe ſich in ihrem Wappen, es möchte ſeyn wie es wollte, geehrt und gegründet. Doch das Weitere nächſtens.“

Am 8. Februar antwortet Zelter hierauf:

„Der Fleiß womit Du unſere Medaille ehrſt ſoll mir wohl thun wie alles was Du thuſt und erwarte ich Deine Litaney von Forderungen. Ich meinte, da die kleine Facius den Kopf ſo artig geſchnitten hat wie er mir gefällt, ſo würde ſie auch wohl Lehre annehmen die ihrem ſchönen Talente um ſo mehr zu Gute würde. Wir werden ja ſehen und uns Zeit nehmen.“

Am 4. Februar hatte Goethe folgenden gehaltvollen Brief folgen laſſen:

„Hier kommt die Zeichnung des Wappens, welches freylich von einem geiſtreichen, in dieſer Art geübten Künſtler ausgeführt werden müßte. Wenn Du die Zeichnung Deinem Petſchaft gegenüber hälſt, ſo wirſt Du den Unterſchied bemerken und ein Lüftchen des 16. Jahrhunderts ſollte Dich anwehen. Die Hauptſache iſt, daß die ſtrenge Symetrie aufgehoben und durch ein geiſtreiches Gleichgewicht erſetzt werde. Man ſieht zarte Linien durch den Mittelpunct gezogen und ſich im rechten Winkel kreuzend. Nun bemerke: Helm, Lyra, Stern alles iſt gegen die rechte Seite gerückt, die Helmdecke, nach ächter alter Art angebracht, zieht das Auge durch eine ſtärkere Maſſe gegen die Linke, der eigentliche Mittelpunct iſt ganz leer, wodurch das Auge von einer ſtrengen Vergleichung der beiden Seiten entbunden iſt. Das Pferd iſt etwas zu lang; der Thurm mag angehen; das Ordenskreuz ſteht rein auf der

Mittellinie und nöthigt das Auge ins Bleygewicht.

Die Flügel konnten etwas mehr zusammengerückt werden, die Leyer schmäler seyn und eine bessere Form haben, auch begnügte man sich, dächte ich, mit drey Saiten, mit denen mein Zeichner zu freygebig war. Das Motto nach Belieben.

Seh ich die Zeichnung recht scharf mit plastischer Intention an und lasse die Linien biegsam und lebendig seyn, so seh ich wohl wie mit wenigen Rücken und Biegen das Ganze seine wahre Stimmung erhalten könnte, aber weder ich noch mein Zeichner haben Zeit es nachmals durchzuarbeiten und am Ende kommt doch darauf alles an inwiefern der dortige Künstler in den Gedanken eingeht; denn er ist es doch zuletzt von dem die gefällige Harmonie der Composition abhängt. Sollte sie Ang. Facius unternehmen, so wär es hübsch wenn sie es in derselben Größe in Wachs modellierte, man sähe wie sie sichs nach ihrem Sinne zugerichtet hat und so könnte, durch guten Rath und Nachgiebigkeit, immer noch etwas Erfreuliches zu Stande kommen.

Daß die Medaille gelinge ist mein eifrigster Wunsch; das Medaillenwesen ist nach und nach so trivial geworden, daß man sich gar nicht mehr gesteht, wie löblich und wichtig dergleichen immer gewesen sey und bleibe. Freylich ist der große plastische Ernst, womit man diese Angelegenheit in früherer Zeit behandelt so gut wie verschwunden; indessen die Technik immer an Fertigkeit zunimmt. Mein Sohn schickte mir von Mayland aus, wahl hundert Stück aus dem 15. u. 16. Jahrhundert, worunter sich erstaunenswerthe Dinge befinden. Und somit Gruß und Seegen, wie er sich in die Ferne zum treusten und besten überliefern läßt.

Laß dich Vorstehendes nicht verdrießen, wenn es auch hie und da abstruß aussehen sollte. Denke dir daß hier etwas Fugenartiges für die Augen geleistet werden soll, das, wenn es recht gelänge, in größter Regelmäßigkeit regellos erschiene und durch alle Verwirrung etwas Anmutiges durchblicken ließe. Uebereile die Sache nicht, aber laß sie nicht stocken und denke dabey daß eine Medaille länger aushält als man denken mag."

Am 11. Februar bestätigt Zelter den Empfang der Zeichnung und schreibt:

„Die Zeichnung selbst hat meinen vollen Beyfall und die wissenschaftl. Enukleation derselben ist ein Dokument das mich umsamehr erbaut, da es durch meine persönl. Angelegenheit entsteht. Die gute Facius wird sie erst kopieren und nachher in der Grösse der Zeichnung in Wachs modelliren; wir werden uns Zeit nehmen doch die Sache nicht liegen lassen."

Am 19. Februar kommt Goethe wieder auf den Gegenstand zurück:

„Dein Wappen, das mir ein guter Geist eingegeben, wird mir immer lieber. Ueberhaupt muß man sich nicht versagen dasjenige aber und abermal gut zu finden was uns und andern einmal gelang, da dergl. nicht immer zur Hand kommt. Daß ja die gute Facius in dem bisherigen Sinne fortfahre! Sendet mir das Resultat Eurer Bemühungen."

Am 10. Mai schreibt Zelter an Goethe:

„Die kleine Facius ist sehr vergnügt über deine Zufriedenheit mit ihrer Arbeit an dem Wappen und erwartet nun das Weitere. Das Motto auf der Zeichnung ist:

Der Natur und Kunst getreu."

Am 29. Mai schreibt Zelter weiter:

„Wenn das Wappen fertig ist so laß es nur abgehn, ich muß das Persönchen anhalten wenn etwas fertig werden sall denn sie braucht viel Zeit wenn sie sich entschließen sall."

Am 1. Juni schreibt wiederum Goethe:

„Das Wappen kommt nächstens zurück mit abschließlichen Bemerken. Glück auf! der guten Künstlerin."

Am 9. Juni schickt dann Goethe diese in Aussicht gestellten abschließenden Bemerkungen:

„Um nunmehr mit dem unternomenen Wappen abzuschließen, sende das Modell unserer guten Künstlerin zurück und lege nach ein anderes bey, welches auch die Sache noch nicht ganz entscheidet.

Nun wünsche ich daß unsre liebe Künstlerin sich besonders an den Helm halte wie er im Weimarischen Madell gestaltet ist; die Helmdecke liegt drüber her, dabey bleibts; auf derselben aber findet sich ein Wulst, von welchem die Flügel ausgehen und worauf der Knopf der Lyra eigentlich ruht. Flügel und Lyra sind eingermaßen in Perspectiv gesetzt, um die schiefe Stellung des Helms einigermassen zu accompagniren.

Was nun aber das Verhältniß des Helmes zum Schilde betrifft, so halte ich für besser daß man ihn mehr in die Mitte rücke, so daß der Kragen zwischen den Hals und die Flügel des Pferdes hereintrete; dadurch kommt dann freylich der obere Stern und das untere Ordenskreuz völlig in eine Perpendikularlinie, welche sich auch nicht übel ausnehmen wird. Was die Helmdecke selbst betrifft, so gefällt mir die Anlage auf dem Berliner Madell sehr wohl, nur müßte sie in nicht gar zu kleine Spitzen und Schnörkeln endigen und etwas annehmen von den einfacheren Einschnitten des Weimarischen Madells. Doch wird dieses dem Geschmack und Gefühl unsrer lieben Künstlerin anheim gegeben.

Das Weimarische Pferd scheint etwas tüchtiger, doch sind ich die drey Tragsteine des Berliner Thurms kunstgemäßer; wie denn auch zu wünschen wäre daß der Thurmkranz und die Zinnen etwas mehr die Rundung des Thurms andeuteten.

Was den Wahlspruch betrifft so würde ich die Worte desselben nunmer so stellen:

Getreu der Natur und Kunst,

als dem lakanischen Ausdruck des Sinnes gemäßer.

Weiter wüßt ich nichts zu sagen und wünsche das Beste zu glücklicher Vollendung."

Am 15. Juni schreibt Zelter:

„Dagegen sizzest Du in Deinem Nezze wie eine fleissige Spinne und arbeitest an — meinem Wappen. Wenn das Thorheit ist, so bringst Du Methode hinein, denn ich weiß auch nicht wie ich zu der Ehre kamme an mir selber zur Wappenkenntniß zu kommen."

und in einer am 18. Juni geschriebenen Fortsetzung desselben Briefes:

„Das Modell zu dem Wappen iſt entweder noch nicht angekommen oder die kleine Künſtlerinn hat es mir noch nicht gezeigt. Der Wahlſpruch ſoll nach Deiner Abänderung gemacht werden.“

Am 22. Juni kann dann Zelter melden:

„Das Kiſtchen mit den Wachsmodellen iſt vorgeſtern unverſehrt angelangt und ſogleich nebſt den aus Deinem Briefe ausgezogenen Anweiſungen der Künſtlerinn übergeben die nach Deinen Wünſchen zu arbeiten willig iſt.“

Die Sache iſt von jetzt an vorab erledigt. Erſt die Vorlegung der fertigen Medaille gab Goethe die Veranlaſſung, am 27. Januar 1832 an Zelter zu ſchreiben:

„Nun, von Deiner Medaille zu reden, ſo kann man mit derſelben gar wohl zufrieden ſeyn; der Kopf iſt natürlich und tüchtig, mit dem Wappen bin ich erſt recht einig, ſeit es Hofrath Meyer, beym erſten Anblick gleichſam überraſcht, welches ihm nicht leicht begegnet, für hübſch und gut erklärte. Er wußte nämlich zeither von der ganzen Sache nichts.“

Abb. 7. Originalzeichnung von Prof. Ad. M. Hildebrandt.

Betrachtet man nun die Zelter-Medaille, wie ſie ſchließlich geworden iſt, ſo zeigt ſie auf der Vorderſeite (Abb. 3) den Kopf Zelters in trefflicher Charakteriſtik. Die Umſchrift lautet:

K. PR. PROF. D. TONK.
DR. RITT.
C. F. ZELTER.

Über dem Kopf ſteht:

V. SEIN. VEREHR.
AM 11. DEC. 1831.

Am Halsſchnitt ſteht:

ANG. FACIUS F.

Die Rückſeite (Abb. 4) zeigt das von Goethe erfundene Wappen Zelters mit der Umſchrift in Goethes Faſſung: „GETREU DER NATUR UND KUNST.“ Seinem Inhalte nach iſt das Wappen dasſelbe wie auf dem Petſchaft. Es iſt der nach links ſpringende Pegaſus über der Zinnenmauer im Schilde, die Leier vom Stern überragt zwiſchen dem offenen Fluge auf dem Helme. Aber die künſtleriſche Darſtellung iſt eine ganz andere. Der eirunde Schild des Petſchaftes iſt aufgegeben und durch eine nach rechts geneigte Tartſche erſetzt. Die Zinnen- oder Turmmauer iſt eleganter. Die Schraffierung, welche nach dem Gebrauch der Wappenkunſt die blaue Farbe anzeigt, hinter dem Flügelroß iſt weggelaſſen. Der Neigung des Schildes entſprechend ſteht der Helm auf dem linken, alſo oberſten Eck des Schildes. Der Helm iſt nach links gewendet. Das iſt nun freilich ein Verſtoß gegen heraldiſche Regeln. Den Regeln entſpricht es, auf einen nach rechts geneigten Schild einen rechtsſehenden, auf einen nach links geneigten Schild einen linksſehenden Helm zu ſetzen, wenn man den Helm nicht etwa „ins Geſicht“ ſtellt, d. h. den Beſchauer anſehen läßt. Dagegen entſpricht es nicht den Regeln, auf einem nach rechts geneigten Schild einen links ſehenden Helm zu ſetzen, wie auf der Zeltermedaille geſchehen iſt. Indeſſen würde es voreilig ſein, aus dieſem Verſtoß gegen die alten Regeln der Wappenkunſt Goethen und der Künſtlerin Angelika Facius einen Vorwurf zu machen. Die erwähnte Regel war zu jener Zeit völlig unbekannt und wurde erſt viel ſpäter durch Vergleichungen wieder aufgefunden. Das Helmkleinod iſt in glücklicher Weiſe etwas „ins Profil geſetzt“, wie Goethe ſagt, es folgt der Richtung des Helmes. Es iſt alſo der noch heute oft gemachte Verſtoß vermieden, auf einem nach rechts oder links gewendeten Helme das Helmkleinod ſo anzubringen, als ob der Helm nach vorne ſähe. Die Helmdecken ſind ſehr gelungen. Das allzu üppig wuchernde Rankenwerk iſt vermieden. Es iſt vielmehr eine wirkliche Decke mit Zacken und Einſchnitten. Daß Ganze iſt mit ſolcher Leichtigkeit und Zierlichkeit aufgebaut, es iſt ſo vorzüglich, daß man kaum eine Linie geändert ſehen möchte. Das auf der Medaille dem Pegaſus die Flügel aus dem Halſe und nicht, wie auf dem Petſchaft, aus dem Rücken wachſen, iſt die einzige Abänderung, die man kaum als eine Verbeſſerung wird bezeichnen können. Indeſſen iſt dieſer Punkt ſo geringfügig, daß er das günſtige Geſamturteil nicht beeinträchtigen kann.

Daß das Wappen auf der Zelter-Gedächtnis-Münze ſo gut ausgefallen iſt, iſt im weſentlichen das Verdienſt Goethes. In drei eingehenden brieflichen Auseinanderſetzungen hat er ſich ausführlich über den Gegenſtand verbreitet. Ihm iſt die anmutige, unſymmetriſche, in der beſten Zeit der Heraldik häufig angewendete Anbringung des Helmes zu verdanken. Er hat die Orientierung des Helmſchmuckes nach der Richtung des Helmes angegeben. Auf ihn iſt die einfache und gefällige Form der Helmdecken zurückzuführen.

Alles das beweiſt augenfällig, daß Goethe eine große Zahl von Wappendarſtellungen, offenbar infolge ſeines Intereſſes für geſchnittene Steine und für Medaillen, mit Verſtändnis betrachtet und ſtudiert hatte, daß ihm eine nicht geringe Kenntnis der Wappenkunſt eigen war. Wenn er auf dieſem Gebiete nur Dilettant war, ſo ließ ihn ſein feiner Geſchmack und ſein ausgebildetes

Gravierte Metallplatte. Abdruck davon

Abb. 8. Petschaft mit dem Wappen Johann Kaspar Goethes. Nat. Größe.

künstlerisches Gefühl in bewundernswerter Weise das Richtige treffen. Daß er überhaupt für Wappenwesen Interesse hatte, in jener Zeit gründlicher Mißachtung der Wappenkunst, gereicht ihm zur nicht geringen Ehre. Nicht die hier geschilderte heraldische Episode allein beweist dieses Interesse. Fest steht, daß Goethe schon im Jahre 1775 ein Wappen für sich erfand, was allerdings insofern befremdlich ist, als nachgewiesen ist, daß die Familie ein überliefertes und ganz anders aussehendes Wappen hatte. Fest steht auch, daß bei der Verleihung des Reichsadels an Goethe darauf bestanden wurde, daß der von Goethe angenommene sechsstrahlige Stern in das Wappen des Diplomes als Schildbild und Helmkleinod aufgenommen wurde.

Es existieren ferner zwei Wappenzeichnungen mit dem Wappen Benvenuto Cellinis, hinsichtlich deren mir ein Kenner wie Dr. Koetschau in Dresden meine Ansicht bestätigte, daß sie von Goethe eigenhändig gefertigt sind (Abb. 5 und 6). Sie waren ohne Zweifel Entwürfe zu Titelvignetten für die Lebensbeschreibung Cellinis. Warum sie unverwendet blieben, entzieht sich derzeit noch der Kenntnis. Auch andere Spuren sind vorhanden, die darauf hinweisen, daß Goethe Interesse und Verständnis für Heraldik besaß.

Wahrhaft goldene Worte schrieb Goethe, die darum wiederholt sein mögen:

„Wäre dort ein Künstler der eingriffe, so sollten wir die gräßlichen allegorischen Figuren eine Zeit lang los seyn und jede Familie sähe sich in ihrem Wappen, es möchte seyn wie es wollte, geehrt und gegründet."

Das sind Worte, die heute noch und heute wieder gründliche Beachtung verdienen, da bei dem Aufschwung des Kunstgewerbes das Publikum dem Wappenwesen wieder erhöhtes Interesse zuwendet; da die hohe Blüte und weite Verbreitung des Bücherzeichenwesens eingetreten ist, wobei sich jedoch leider eine große Neigung der Künstler zu den „gräßlichen allegorischen Figuren" bemerkbar macht.

Daß man die Erfindung des Zelter-Wappens durch Goethe als eine außerordentlich glückliche bezeichnen muß, wurde schon hervorgehoben. Hierfür ist kein Wort des Lobes zu hoch. Ob er es mit genialer Intuition erfand, oder ob er sich thatsächlich damit beschäftigt hatte, inwieweit Wappen sogenannte „redende" seien oder eine Anknüpfung an die Verdienste oder den Lebenslauf desjenigen, dem sie verliehen werden, enthalten können, steht dahin. Wenn erst die große Weimarer Goethe-Ausgabe abgeschlossen vorliegt, wenn alle Briefe und Tagebücher des Dichters veröffentlicht sind, wird man darüber vielleicht noch Aufschluß gewinnen können.

Unzweifelhaft hat sich Goethe mit Wappenkunst und Wappenwesen nur beiläufig und nebenher beschäftigt. Aber die Universalität seines Geistes zeigt sich auch hier im glänzendsten Lichte. Auch das war ihm nicht fremd. Und wie er auf jedem Gebiete menschlichen Wissens und menschlicher Wissenschaft, mit dem er sich irgendwie beschäftigt hat, mehr und Bedeutenderes leistete als unendlich viele anderen „vom Fach", so auch hier.

Es ist ein eigenartiges Bild, das sich darbietet, Goethe im Greisenalter ein Wappen erfinden und sich mit solcher Hingabe und Liebe zweimal um dessen Ausführung kümmern zu sehen. Der Vorbesitzer meines Exemplars des Briefwechsels zwischen Goethe und Zelter, der mit Bleistift neben die eingehenden Auseinandersetzungen Goethes über die Darstellung des Wappens auf der Zelter-Medaille das Wort: „Altersschwäche" schrieb, hat sich selbst damit kein rühmliches Zeugnis ausgestellt.

Wer dieses Wort heute an dieser Stelle liest, wird darüber nur mitleidig lächeln.

Das eigenartige Bild, von dem ich sprach und das ich in dieser Darstellung wiederzugeben versuchte, zeigt der Nachwelt den Olympier von Weimar mit der blauen Wunderblume der Romantik in der Hand, und es ist kein Zufall, daß es gerade Zelter war, für den jener ein Wappen erfand, für den Zelter, dessen Schülerkreise die Mondenglanz umwobene Musik Felix Mendelssohns, die von Elfen umtanzten Tauperlen des „Sommernachtstraums" entquollen.

Anhang.

(Die Entwickelung des Goetheschen Wappens.)

Des Dichters Urgroßvater, Hans Christian Goethe, Hufschmied zu Artern, soll nach Düntzer (Goethes Stammbäume. Eine genealogische Darstellung. Gotha 1894, S. 101.) „als Zeichen des Hufschmiedehandwerks" Steigbügel oder Hufeisen im Wappen geführt haben.

An der gleichen Stelle berichtet Düntzer, des Dichters Großvater Friedrich Georg habe sich als begeisterter Musikfreund ein Wappen selbst gemacht, auf dem sich drei Leiern befanden.

Woher beide Nachrichten stammen, vermochte ich nicht festzustellen, bin also auch außer

Gravierte Metallplatte. Abdruck davon.

Abb. 9. Petschaft Goethes. Nat. Größe.

ſtande, ſie in Bezug auf ihre Richtigkeit nachzuprüfen.

Dagegen ſteht feſt, daß die Familie Textor, der bekanntlich die Frau Rat entſtammte, ein Wappen hatte, das jedenfalls Johann Walfgang Textor, des Dichters mütterlicher Großvater, bereits führte. Es findet ſich übereinſtimmend in O. T. von Heſners Wappenbuch der bürgerlichen Geſchlechter, Bd. II, S. 23 und Tafel 39, und in J. B. Rietſtaps trefflichem Armorial général, Tome II (deuxième Edition), p. 898. Es zeigt über einer ſchwarzen Zinnenmauer im ſilbernen Felde einen blau geharniſchten, ſchwertholtenden wachſenden Mann. Helmkleinad: derſelbe Mann wachſend. Decken: blau-ſildern (Abb. 7).

Aus dieſen beiden Wappen, nämlich dem Textariſchen und dem mit den drei Leiern, hat ſich der Rat Johann Kaſpar Gaethe ein Wappen kambiniert und es im Jahre 1755 beim Umbau ſeines Hauſes über der Tür andringen laſſen.

Dieſes Wappen des Herrn Rat zeigt im quergeteilten Schilde oben den ſchwerthaltenden wachſenden Mann der Textor, aber er iſt in bürgerlichem Gewande und nicht mehr geharniſcht. Es iſt wohl der Strafrichter, eine Anſpielung auf des „Herrn Rats“ Beruf, auf den auch das neu hinzugetretene Helmkleinad: der Arm mit dem Beil des Scharfrichters, gedeutet werden kann.

Unten zeigt das Wappen die drei Leiern Friedrich Georg Goethes auf einem Schrägbalken.

Eine Abbildung dieſes Wappens des Herrn Rats van der Thür des Frankfurter Gaethehauſes brachte die Feſtſchrift zu Gaethes 150. Geburtstagsfeier, dargebracht vom Freien Deutſchen Hochſtift. Frankfurt a. M. 1899.

Graviertе Metallplatte. Abdruck davon.

Abb. 10. Petſchaft Goethes. Nat. Größe.

Ein Petſchoft mit dem gleichen Wappen aus dem Beſitz des Dichters, wahrſcheinlich vam Vater oder der Mutter auf ihn vererbt, befindet ſich im Gaethe-Natianal-Muſeum zu Weimar (Abb. 8).

Im Johre 1775 nahm der Dichter ein neues Wappen an. Man weiß das aus einem merkwürdigen Briefe, den er am 24. Dezember des angegebenen Jahres aus Woldeck an den Herzog Carl Auguſt zu Sachſen-Weimar und Eiſenach richtete: „Fatales Tauwetter und ſa der ganze Tan des Tags verſtimmt, wallen ſehn wie wir ihn wieder aufbringen. Der herrliche Margenſtern den ich mir van nun an zum Wapen nehme, ſteht hoch am Himmel . . .“

Ob Gaethe ſich ſchan damals ein Petſchaft oder einen Siegelring mit dem Stern im Wappen ſchneiden ließ, iſt mir bisher nicht gelungen, aufzuklären, wie denn überhaupt die Sigillographie Goethes leider ſehr im Argen liegt. Gaethe hat ſich in ſeinem langen Leben einer großen Zahl verſchiedener Petſchafte bedient, ſie ſämtlich feſtzuſtellen, zu beſchreiben und die Chranalagie der Siegelung mit ihnen feſtzuſtellen, wäre eine lahnende Aufgabe. Die graße Weimarer Ausgabe ſämtlicher Schriften Gaethes (die ſagenannte Sophien-Ausgabe) legt leider auf die Siegelung nicht das gehörige Gewicht. In den die Briefe Goethes enthaltenden Bänden dieſer Ausgabe erfalgen „Angaben über . . . . Siegel nur, wo derlei auffallend aber für die Chranalagie wichtig iſt“. Vam Standpunkt des Sphragiſtikers aus muß ich das als einen Mangel bezeichnen.

Jedenfalls ſteht das eine feſt, daß Gaethe an dem einmal angenammenen Wappenbilde, dem Margenſtern, mit Zähigkeit feſthielt.

Als Carl Auguſt durch Schreiben vom 25. März 1782 an ſeinen Miniſter-Reſidenten in Wien, Ifenflamm, die Erhebung des Dichters in den Reichsadelſtond in Anregung brachte, wurde dem Schreiben gleich eine Wappenſkizze beigefügt und dazu demerkt: „Je vous envoi ci-jont un dessin pour les armes, que je voudrois qu'on accorda à la famille de Goethe.“

Dos im Adelsdiplam vam 10. April 1782 verliehene Wappen zeigt im ſilbern-bardierten blauen Schild einen ſechsſtrahligen ſilbernen Stern. Helmkleinad: der Stern. Decken: blau-ſildern.

Das Originaldiplom befindet ſich im Goethe-Schiller-Archiv zu Weimar. Nach mir van dart gewardener Mitteilung ſollte es mit anderen Diplamen dort ausgeſtellt und im Anſchluß daran eine Publikatian veranſtaltet werden. Ich nehme daher von einer Wiedergobe des Wappenblattes ous dem Diplam an dieſer Stelle Abſtand.

Ein Petſchaft mit dem Adelswappen Goethes iſt erhalten und befindet ſich im Gaethe-Natianal-Muſeum (Abb. 9). Dieſes Petſchaft ſtammt unzweifelhaft aus den ſpäteren Lebensjahren des Dichters. Das beweiſen deutlich die vielen, dem Wappen angehängten Orden. Das Petſchoft iſt *nach* 1808 entſtanden (Verleihung der Ehrenlegian), denn die Ehrenlegian iſt darauf. Es iſt unzweifelhaft *var* dem 28. Auguſt 1827 entſtanden, denn an dieſem Toge erhielt Goethe das Großkreuz des bayeriſchen Michaels-Ordens, und dieſer iſt nicht darauf.

Sehr merkwürdig iſt endlich nach ein anderes Petſchaft Gaethes im Goethe-Natianal-Muſeum (Abb. 10).

Hier zeigt das Wappen im quergeteilten, ſilbern-bardierten Schild *a den* den ſechsſtrahligen Stern im blauen Felde. *Unten* iſt im roten Felde ein fünfſtrahliger Ordensſtern zu ſehen, der unzweifelhaft nichts anderes iſt, als die Ehrenlegion in der Farbe ihres Bandes. Das Petſchaft dürfte daher bald nach dem Zuſammentreffen Gaethes mit Napalean in Erfurt (1808) entſtanden ſein.

Des armen Heinrichs Leiden.

Von

Dr. med. M. Calm.

(Abdruck verboten.)

Im Mittelpunkte der berühmten Sage vom armen Heinrich, wie sie uns in dem sinnigen Gedicht Hartmanns von der Aue überliefert worden ist, und wie sie in diesen Tagen durch Gerhart Hauptmann eine neue Bearbeitung in dramatischer Form erfahren hat, steht bekanntlich ein deutscher Ritter namens Heinrich, der von einer schweren, unheilbaren Krankheit heimgesucht ist und durch ein göttliches Wunder von ihr befreit wird. Die Krankheit aber, um die es sich handelt, ist — darüber läßt die ältere Bearbeitung des Stoffes ebensowenig einen Zweifel wie die moderne — keine andere als jene unheimliche Seuche, die zu den Zeiten Hartmanns noch in deutschen Landen auf der Höhe ihrer Verbreitung stand, nämlich die der Lepra, der Aussatz, oder, wie sie im Mittelalter bei uns allgemein genannt wurde, die Miselsucht.

Die Seuche zählt zu den ältesten des Menschengeschlechts, den Völkern aller Zeiten hat sie zu schaffen gemacht. Ihre Wiege wird meistens, wie die vieler anderer großer Volksseuchen, nach Asien verlegt, wo in der Tat besonders Indien und China uralte Sitze bilden; aber auch in Ägypten soll sie schon in vorhistorischen Zeiten heimisch gewesen sein, und von hier brachten sie jedenfalls die Juden nach Palästina mit. Denn wenn die Gelehrten es neuerdings auch als wahrscheinlich erachten, daß unter dem, was in der Bibel als Zaraath bezeichnet wird, wohl vorwiegend andere Hautkrankheiten zusammengefaßt wurden, so ist doch fraglos, daß auch echte Lepra unter den alten Juden verbreitet war; die Krankheit, die uns im Buche Hiob geschildert wird, ist nichts anderes als der Aussatz. Die Geschichte lehrt uns, wie die Seuche allmählich, dem Verkehre folgend, im Laufe der Jahrhunderte in die europäischen Länder eindrang. Zunächst erscheint sie in den südlichen Ländern; im IV. Jahrhundert vor Christi Geburt ist sie bereits in Griechenland bestimmt nachzuweisen, im letzten Jahrhundert vor Beginn unserer Zeitrechnung existiert sie auch in Italien. Mit den römischen Heereszügen breitet sie sich dann in den verschiedensten Teilen Mitteleuropas aus; schon im II. Jahrhundert nach Christi ist sie in der Lombardei, in Spanien, in Frankreich und in Deutschland bekannt, durch die Sarazenen wird sie auch nach Spanien und in das westliche Frankreich eingeschleppt. Während sie aber zunächst, wie es scheint, nur sehr langsam und allmählich um sich griff, gewann sie offenbar eine besonders rasche und starke Verbreitung im Abendlande zu jener Zeit, in welche wir die Geschichte des armen Heinrichs zu verlegen haben, zur Zeit der Kreuzzüge. Der längere Aufenthalt im Orient, dem Stammsitze der Seuche, bot an sich natürlich reichliche Gelegenheit, sie zu erwerben; dazu kam die dichte und andauernde Anhäufung gewaltiger Menschenmassen, wie sie diese Züge mit sich brachten, und wie sie erfahrungsgemäß der raschen Ausdehnung von Seuchen besonders förderlich ist; und wenn schließlich die Pilger sich wieder zerstreuten und in ihre Heimat zurückkehrten, so mußten sie dort überall den Ausgangspunkt für neue Seuchenherde bilden. Auch bei dem Helden der Hauptmannschen Dichtung kommt die Krankheit kurze Zeit nach seiner Rückkehr von einem siegreichen Zuge ins heilige Land zum Ausbruch.

Was nun das Geschick der unglücklichen vom Aussatz Befallenen damals zu einem so außerordentlich tragischen gestaltete, war der Umstand, daß sie, ganz abgesehen da-

von, daß sie unverschuldet chronischem und unheilbarem Siechtum verfallen waren, auch noch für ihre gesamte Umgebung in erster Reihe nicht sowohl den Gegenstand des Mitleids und liebevoller Fürsorge sondern vielmehr des Abscheus und des Entsetzens bildeten. Der Grund hierfür war ein zwiefacher. Einmal handelte es sich um ein Leiden, das wie wenige andere außerordentlich starke, für das bloße Auge sichtbare Verheerungen und Verunstaltungen hervorruft; dann aber bildeten diese Kranken nach der allgemein herrschenden Anschauung jener Zeit für ihre Mitmenschen eine so unheimliche Gefahr, daß man sich deren nur durch eine Art der Behandlung der Aussätzigen erwehren zu können glaubte, die in der Tat geeignet sein mußte, empfindsame Seelen in ihren tiefsten Tiefen zu erschüttern.

Zur bessern Würdigung dieser Verhältnisse ist es zunächst einmal nötig, sich das Bild des Leidens genauer vor Augen zu führen. Wir brauchen zu diesem Zweck nicht die Darstellungen aus alter Zeit aufzublättern; an den wenigen Herden, an denen die Lepra noch in der Neuzeit in Europa anzutreffen ist, und wo sie übrigens in ihren typischen Formen noch genau das gleiche Antlitz trägt wie vor Tausenden von Jahren, ist sie seit mehr als fünfzig Jahren von seiten der Ärzte so eingehend studiert worden, daß sie gegenwärtig ein ungleich genauer erforschtes und aufgehelltes Krankheitsgebiet darstellt als zu jener Zeit, da sie bei uns auf der Höhe ihrer Ausbreitung stand. Nicht als ob sich die Ärzte nicht auch damals eingehend mit ihr beschäftigt hätten; so bildete beispielsweise eben jener Ort, an den sich der arme Heinrich zur Heilung seines Leidens begibt, Salerno, in der Tat gegen Ende des XI. Jahrhunderts den Sitz einer hochberühmten medizinischen Schule, durch welche gerade auch die Kenntnis des Aussatzes sehr gefördert wurde. Allein es mangelte ja damals noch an allen jenen wichtigen anatomischen, mikroskopischen und klinischen Untersuchungsmethoden, über welche die moderne Medizin gebietet. So ist es unter anderm auf diese Weise erst in neuerer Zeit möglich geworden, den Aussatz von ähnlichen, zum Teil harmloseren Haut- und Nervenkrankheiten, mit denen er unstreitig im Altertum recht oft und auch im Mittelalter nicht so selten verwechselt worden ist, mit ausreichender Schärfe abzugrenzen. Was aber wohl den bedeutendsten Fortschritt in der Gegenwart darstellt, ist die Tatsache, daß es gelungen ist, die letzte Ursache des Leidens, den eigentlichen Erreger der Krankheit in Gestalt eines charakteristischen Stäbchens, des Leprabazillus, ausfindig zu machen. Mit dieser fundamentalen Entdeckung ist das geheimnisvolle Dunkel, welches von alters her über das Wesen und das Zustandekommen des Aussatzes ausgebreitet war, und das zu den seltsamsten Vorstellungen ehedem Veranlassung gegeben hat, endgültig aufgehellt; die Lepra rangiert heutzutage ganz ähnlich wie die Tuberkulose in die Reihe der chronischen Infektionskrankheiten bakteriellen Ursprunges. Mit großer Regelmäßigkeit und oft in enormen Mengen findet man in den erkrankten Geweben der Leprösen einen sonst nirgends auffindbaren Bazillus von der winzigen Länge von vier bis sechs Tausendstel eines Millimeters, den wir berechtigt sind als den spezifischen Keim der unheimlichen Seuche anzusprechen, wenn es auch bisher noch nicht gelungen ist, ihn auch außerhalb des menschlichen Körpers auf einem toten Nährboden oder innerhalb eines Tierkörpers zum Wachstum und zur Entwickelung zu bringen. Das gesamte vielgestaltige Krankheitsbild des Aussatzes ist, so müssen wir annehmen, im wesentlichen das Werk jener winzigen Gebilde, der Leprabazillen. Langsam und unbemerkt dringen sie in den Organismus des Menschen ein, als Eintrittspforte benutzen sie wahrscheinlich zumeist die äußere Haut, öfters wohl auch die Schleimhäute zumal die der oberen Luftwege, langsam und unauffällig siedeln sie sich hier zunächst an und vermehren sie sich, langsam dringen sie dann auf dem Wege der Saftbahnen innerhalb der Haut und der Schleimhäute weiter vor, ergreifen mit Vorliebe auch von den Nervenbahnen Besitz und gelangen schließlich in alle möglichen inneren Organe, überall, wo sie hinkommen, ein Gift produzierend, das neben örtlichen Reizwirkungen auch verheerende Allgemeinwirkungen entfaltet.

Dem heimtückischen und schleppenden Charakter, den diese Seuche überhaupt an sich trägt, entspricht es, daß sie heimlich und schleichend wie wenige andere Leiden

einzusetzen und ihre Opfer zu befallen pflegt. Sah man doch selbst ein und zwei Jahrzehnte zwischen der Zeit, da die Aufnahme des Krankheitskeims erfolgt sein mußte, und jener verstrichen, in der die ersten Erscheinungen sich bemerkbar machten! Und etwas ganz Gewöhnliches ist es, daß dieser Zeitraum drei bis fünf Jahre währt. Freilich fehlen miunier schon in diesem Vorstadium nicht gewisse Symptome allgemeiner Art wie Fieberbewegungen, abnorme Sensationen und selbst nicht gewisse Veränderungen auf der Haut, „Vormäler", wie sie ehedem genannt wurden. Auch Hauptmann tut in seiner Dichtung gelegentlich eines solchen örtlichen Frühsymptoms in der Leidensgeschichte seines Helden Erwähnung, im zweiten Akte nämlich, wo er Ottegabe, des Pachters Tochter, von dem Grafen sprechen läßt, der während des Tanzes mit des Kaisers Tochter von dessen Leibarzi herausgerufen und in ein Gemach geführt wird, wo der Meister sich seine Hand zeigen läßt und ihm ein „vertieftes Mal in seiner weißen Haut" mit den Worten weist: „Herr, deine schwerste Stunde ist gekommen, sei standhaft! Du bisi unrein!"

Wenn die Krankheit deutlich zum Ausbruch gelangt ist, pflegen die Ärzte zwei verschiedene Formen derselben zu unterscheiden, die Knotenlepra und die Nervenlepra; bei der ersteren stehen knotige Bildungen auf der Haut und den Schleimhäuten im Vordergrunde der Erscheinungen, bei der zweiten krankhafte Veränderungen des peripheren Nervensystems mit ihren Folgen. Indessen hat diese Unterscheidung nur im Anfange eine gewisse Berechtigung; je länger das Leiden dauert, je weitere Fortschritie es macht, um so öfter pflegen sich die beiden Formen miteinander zu kombinieren; nicht selten sind aber auch schon frühzeitig die Symptome beider Formen nebeneinander anzutreffen. Der Knotenbildung gehi in der Regel ein Stadium des Fleckenausschlags voraus. Um diese Zeit pflegen auch bereits die Augenbrauen und die Barthaare auszufallen, während die Kopfhaare meist erhalten bleiben. Auf und neben den Flecken bilden sich dann die Knoien, deren Größe und Gestalt eine außerordentliche verschieden sein kann; bald sind es nur kleine Stippchen, bald unregelmäßig flache Verdickungen und bald grobe, unförmliche, knollige Erhebungen von beträchtlichem Umfange. Ihr Lieblingssitz ist das Gesicht und die Gliedmaßen, namentlich deren Streckseiten; indessen können sie auch an allen anderen Stellen der Haut zur Entwickelung gelangen, so daß tatsächlich zuweilen der ganze Körper „vom Scheitel bis zur Sohle mit Hiobs Schwären bedeckt" ist. Diese Knoien sind nichts weiter als Gewebswucherungen, die eine Art Reaktion des Organismus auf das Lepragift darstellen; sie sind eine der Hauptursachen für die schweren Entstellungen, die das Äußere der Aussätzigen erleidet. Das weitere Schicksal der Knoten ist ein sehr verschiedenes. Mitunter verkleinern sie sich oder bilden sich gar völlig zurück, oft aber vereitern sie, zerfallen geschwürig und lassen bei der Ausheilung häßliche, verunstaltende Narben zurück. Die gleichen Veränderungen wie an der äußeren Haut, nämlich Flecken, Verdickungen, Knoten- und Geschwürsbildungen stellen sich auch schon frühzeitig auf den Schleimhäuten ein, insbesondere in der Nase, im Munde, im Rachen und im Kehlkopf. Die Erkrankung des letztgenannten Organs hat Rauhigkeit, Heiserkeit der Stimme und selbst Stimmlosigkeit zur Folge, und durch verengernde Narbenbildungen im Innern des Kehlkopfes kann es zu Engbrüstigkeit, Atemnot und selbst zu Erstickungsanfällen kommen. Häufig wird auch das Auge befallen; seine Erkrankung kann in schlimmen Fällen zu seiner völligen Zerstörung und somit zur Erblindung führen. Früher oder später gelangen die Leprabazillen auch in die inneren Organe, veranlassen auch hier die Bildung von Knoten, die dann die nämlichen Umwandlungen wie auf der äußeren Haut erfahren können. So werden z. B. die Lungen oftmals ergriffen; hier kommt es dann zu tiefgreifenden Zerstörungen, die denen bei der Tuberkulose nicht unähnlich sind. Aber auch andere innere Organe, der Darm, die Milz ꝛc. können der Sitz lepröser Prozesse werden. Was nun die als Nervenlepra bezeichnete Form des Aussatzes anlangt, so treten auch hier zunächst Flecke von roter, brauner oder weißer Farbe auf, die anfangs der Sitz schmerzhafter Empfindungen sind, um alsbald, was das Charakteristische ist, völlig unempfindlich und gefühllos zu werden derart, daß Hitze, Kälte, Nadelstiche ꝛc. an diesen Stellen absolut

zwei ſchlichten Menſchen, deren künſtleriſcher Wert nicht in Handlung und Charakteriſtik, ſondern in der Leidenſchaft des Ausdrucks, in der hinreißenden Kraft und Fülle des Gefühlsinhalts beruht.

Ein junges Mädchen tritt in die Ehe mit dem ganzen, ungeminderten Idealismus ihrer Jugendjahre. Sie liebt ihren Mann bis zur Ueberſchwenglichkeit, und er erwidert ihre Neigung mit innerſter Seele. Trotzdem ſtellen ſich bald in der Ehe trübe Stunden, bange Mißhelligkeiten ein, die ſchließlich zu einer zeitweiligen Trennung führen. Der Mann hat erwartet, in ſeiner Lisbeth ein Weib zu finden, das ſich im Denken und Fühlen ganz und gar dem Manne hingibt, das gar nichts Eigenes mehr will und begehrt, ſondern im Leben, Denken, in den Intereſſen des Mannes einfach aufgeht. Sie aber iſt eine Individualität für ſich, und vor allem widerſtrebt es ihr, ihren Idealismus irgend welchen opportuniſtiſchen Anforderungen der Welt, der Geſellſchaft anzuſchmiegen. Schließlich finden die beiden aus ihrer Liebe heraus einen Kompromiß, in dem freilich meinem Gefühl nach die Frau faſt einzig die Gebende und der Mann weſentlich der Nehmende iſt. Allerdings berichtet die Erzählerin: „Von nun an gingen ſie gegenſeitig beieinander in die Schule, herrlich war's, wenn die gleiche Flamme aus ihnen loderte ... Sie bat ihn, an den Intereſſen ſeines Berufs teilnehmen zu dürfen, um ihm auch darin eine Gefährtin zu werden. Sie lernte ſo gern. Es ward ihm eine Wonne, ihr Lehrmeiſter zu ſein ... Er ſagte ja und immer ja zu allen ihren Bitten. Und wenn ſie einmal in einen Disput geraten, dann ſpringt ſie gleich auf und findet ein ausgleichendes Wort, und er nickt lächelnd dazu.“ Das alles behauptet die Erzählerin ſo leichthin; dem aber, der in der Wirklichkeit ſich einige Jahrzehnte lang umgeſehen, wird es doch ſehr ſchwer, zu glauben, daß die beiden Individualitäten mit einemmale in eine Harmonie ohne jede Trübung und Störung, in eine wahrhaft engelhafte Harmonie hineingeraten ſein ſollen. Auch nach einer anderen Richtung hin wird es ſchwer, der Dichterin einwandslos zu folgen; es iſt dem Leſer faſt unmöglich, die überſtrömende, überſchäumende, grenzenloſe Liebe zu ihrem biederen Amtsrichter ſo ganz zu begreifen, geſchweige denn mitzufühlen. Das ſind jedoch Einwände, die den künſtleriſchen Wert des Buches in keiner Weiſe herabmindern ſollen noch können. Immerhin würde es erfreulich ſein, wenn die Dichterin mit ihrer ſtarken Begabung ihr nächſtes Buch wieder zu einem größeren, reicheren Bilde geſtalten würde, wie es etwa ihr Erſtlingswerk „Inkorrekt“ iſt.

„Begegnung“ und „Zum Wandern“.

Zwei Gedichte von

Peter Henning.

Ein blaues Kleid, ſchwarz das Jackett darüber,
Und ſchwarz wie dies der leingellochtne Zopf.
Mit ſcheuen Augen ſchritt ſie mir vorüber
Und leicht errötend neigte ſie den Kopf.

Zwei Winter waren, ſeit wir uns nicht ſahen
Und zweimal wieder bräunte ſich der Wein,
Doch heut noch ſchlägt bei jedem flücht'gen Nahen
Das Herz uns beiden bis zum Hals hinein. —

Wir wiſſen noch, wie nahe wir uns ſtanden
Und wie danach, als jeder Abſchied nahm,
Wir doch ein Lachen nur des Leichtſinns fanden
Und ſpäter erſt die bittre Träne kam! ...

Ich hatt' ein Mädchen gerne,
Das aber hieſs mich gehn,
Und gab um eines fremden Ring
Mein Herz, das alſo an ihr hing,
Daſs weder Sonn' noch Sterne
Es wieder fröhlich ſehn. — —

Wie könnt' ich da noch weilen,
Wo all mein Glück verloht? —
Ich geh' um eine andre frei'n,
Das ſoll die Jungfer ferne ſein.
Vielleicht kann die mich heilen
Und ſei's durch frühen Tod! ...

Illustrierte Rundschau.

„Der arme Heinrich“ von Gerhart Hauptmann. — Gustav Falke. — Die Künstler der „Fliegenden Blätter“ als Jägersleute zur Feier der 3000. Nummer. — Vom Kostümfest „Münchener Illustrationen“. — Medaille der Düsseldorfer Ausstellung. — Plakat der Kunstausstellung zu Venedig. — Ehrenhof der Weltausstellung zu St. Louis. — Die Restauration des Paumgärtnerschen Altarbildes von Albrecht Dürer. Möbel der Dresdener Werkstätten für Handwerkskunst. — Zu unsern Bildern.

Irene Triesch als Ottegebe in „Der arme Heinrich.“
(Aufnahme von Otto Becker & Maaß in Berlin.)

Die neueste Dichtung Gerhart Hauptmanns „Der arme Heinrich“ ist bei den Erstaufführungen in Wien und Berlin mit starkem Beifall, zum Teil mit Enthusiasmus aufgenommen worden; auch die Tageskritik feierte, mit wenigen Ausnahmen, das Werk in den höchsten Tönen. Trotzdem hat der Erfolg nicht die nachhaltige Dauer gehabt, die man innerhalb der Hauptmann-Gemeinde erwartete. Der Vorwurf der Dichtung (deren Inhalt wohl als bekannt vorausgesetzt werden darf) ist an sich mehr epischer als dramatischer Art, und Gerhart Hauptmann hat das, was sich aus dem Stoff vielleicht doch für die dramatische Behandlung eignen könnte, in keiner Weise ausgeschöpft; gerade die Szene, die eigentlich den Gipfel des Ganzen bildet, die durch den mitleidsüchtigen Ritter unterbrochene Opfertat des reinen Mädchens bei dem Arzt in Salerno und seine Heilung, führt er uns nicht vor, sondern läßt nur von ihr erzählen. Aus der schlichten rührenden Gestalt der Heldin, wie sie uns Hartmann von Aue so ergreifend schildert, ist die hysterische Ottegebe, eine nervös Kranke geworden; daß sie damit unserem modernen Empfinden verständlicher geworden wäre, wie der Dichter das wohl beabsichtigt hat, kann ich nicht zugeben: so treffend Gerhart Hauptmann den pathologischen Zustand entwickelt hat, es bleibt doch etwas Gekünsteltes in dieser Figur. Ohne Zweifel ist es Hauptmann auch nicht recht gelungen, das Wagnis zu überwinden, das darin besteht, einen Leprakranken auf die Bühne zu bringen: bei der Lektüre kommt man ohne Schwierigkeiten über die Schilderung der Leiden des armen Heinrich hinweg, der Schauspieler, der sich die Krankheit anschminken muß, erregt immer ein ästhetisches Mißbehagen, über das auch das ernsteste Bestreben, dem Dichter gerecht zu werden, nicht forthilft. Alles in allem: die Dichtung wirkt beim Lesen ungleich besser und stärker, als von der Bühne herab. Volle Anerkennung aber kann man doch nur der Sprache zollen, für die sich Hauptmann eine ganz eigenartige altertümliche, jedoch fast niemals künstelnde Färbung zurecht gemacht hat. — Die Wiener Hofburg gebot für die Aufführung über zwei Kräfte, wie sie zur Zeit keine andere deutsche Bühne besitzt, Herrn Kainz (als Ritter), Frau Medelsky (als Ottegebe). Ich möchte dem zuschreiben, daß die Aufnahme der Dichtung in Wien eine noch begeistertere war als im Deutschen Theater in Berlin. Herr Rittner ist gewiß ein vortrefflicher Künstler, dem armen Heinrich aber war er nicht gewachsen, schon weil er Verse überhaupt nicht gut spricht; Fräulein Irene Triesch ist eine eminent kluge

Rudolf Rittner als aemee Heinrich im gleichnamigen Stück.
(Aufnahme von Otto Becker & Maaß in Berlin.)

Gustav Falke.

Schauspielerin, die denn auch die krankhaften Züge in der Gestalt der Ottegebe meisterlich herausarbeitete, für alles, was darüber hinausging, aber fehlte ihr die seelische Schlichtheit.

Die Nachricht, daß die Hamburger Bürgerschaft dem Dichter Gustav Falke ein Ehrengehalt von 3000 Mark auf Lebenszeit zuerkannt hat, um ihm volle Freiheit des Schaffens zu gewähren, ist wohl überall mit großer Befriedigung aufgenommen worden und gereicht den Spendern selbst zu hoher Ehre. Unseren Lesern ist Gustav Falke seit Jahren wohlbekannt, viele seiner Gedichte sind in diesen Heften zum erstenmal veröffentlicht worden. Unter den deutschen Lyrikern der Gegenwart steht er unbedingt in erster Reihe. —

Becker-Gundahl. G. Mühlberg. R. Gries. O. Bromberger. H. Stockmann.
A. Meißl. E. Kriwer. E. Kirchner.
E. Harburger.

Der Jagdfrevler mit dem 3000. Hasen. Von Prof. Hengeler gestellte Gruppe.
(Aufnahme von Jaeger & Goergen in München.)

Die alten lieben Münchener Fliegenden Blätter konnten wieder einmal ein Jubiläum feiern, das der dreitausendsten Nummer. Die „Fliegenden" haben es stets verstanden, einen

Die gratulierenden Künstler und Mitarbeiter in der Redaktion der Fliegenden Blätter.
Zur Jubiläumsfeier der 3000. Nummer der Fliegenden Blätter.
(Aufnahme von Jaeger & Goergen in München.)

Digitized by Google

Die Darsteller der Oberländer-Quadrille und Max und Moritz.
Gruppenbild vom Ball der „Münchener Illustrationen".
(Aufnahme von Jaeger & Goergen in München.)

schen. Als Jägersleute kamen sie und brachten den 3000. Hasen dar. Die wundervollsten Typen hatten sie geschaffen: vom richtigen weidgerechten Jäger bis zum bösesten Sonntagsjäger, vom Wilddieb bis zum Gendarmen. So scharen sie sich auf dem einen unserer Bilder um ihren Meister Oberländer, der als armes Beerenweib in der Mitte der Gruppe sitzt. — München ist nun einmal eine lustige Künstlerstadt. Das bewies jüngst auch ein zweites Kostümfest, der Presse-Ball, für den man

Mitglieder des Fußballklubs Bavaria als Mädchenpensionat.
E. Kirchner-Gruppe vom Ball der „Münchener Illustrationen".
(Aufnahme von Jaeger & Goergen in München.)

Stab ausgezeichneter künstlerischer Mitarbeiter um sich zu scharen. Von der herzlichen Anhänglichkeit der gegenwärtigen Garde gab die Jubiläumsfeier einen hübschen Beweis. Die Künstler der „Fliegenden" hatten sich nämlich zu einer lustigen Maskerade zusammengetan, um ihren Verlegern Glück zu wün-

diesmal als Einkleidung den weiten Begriff „Münchener Illustrationen" gewählt hatte. Die von den Fliegenden Blättern, von der Jugend, vom bösen Simplizissimus geschaffenen Typen gelangten hier zur meist überraschend gelungenen Verkörperung. Klassisch in ihrer Art war vor allem die Oberländer-Quadrille mit den bekannten köstlichen, echt närrischen Figuren. —

Serenissimus auf dem Ball der „Münchener Illustrationen".
(Aufnahme von Jaeger & Goergen in München.)

Es wird viele unserer Leser interessieren, die Preismedaille der vorjährigen Düsseldorfer Ausstellung kennen zu lernen. Man darf sagen: wie diese Ausstellung zu den gelungensten zählte, die wir überhaupt in Deutschland hatten, so ist auch die Medaille als deren letzter Akt glücklich ausgefallen. Von dem Bildhauer Heinz Müller entworfen, in der bekannten Berliner Medaillenmünze von Otto Oertel geschlagen, gehört sie entschieden zu den besten deutschen Medaillen der Gegenwart. — Wir bringen ferner die verkleinerte Nachbildung des Plakats für die diesjährige Kunstausstellung in Venedig, gezeichnet von Professor A. Sezanne. Plakatsammlern (die Zahl derselben ist ja im steten Wachsen begriffen) sei

Vorderseite der Goldenen Medaille der Düsseldorfer Ausstellung.

Rückseite der Goldenen Medaille der Düsseldorfer Ausstellung.

die Beschaffung empfahlen; die Ausstellung sendet gegen Erstattung der Partaauslagen dankenswerter Weise das Plakat allen Interessenten. Das Blatt gibt gleichsam das Wahrzeichen Hauptgebäuden umschlassen ist. —

Zu den Perlen der Münchener Pinakathek gehört das sagenannte Paumgärtnersche Altarbild von Albrecht Dürer, das dieser im Auftrag der Nürnberger Patrizierfamilie ausführte. Es besteht aus einer Mitteltafel, die die Geburt Christi darstellt, und aus zwei Flügelbildern, die nach allgemeiner Annahme die Stifter des Altars, die Nürnberger Stephan und Lucas Paumgärtner, als geharnischte Krieger darstellen; es war ja in Dürers Zeit nicht ungebräuchlich, daß die Donataren auf einem van ihnen gestifteten Gemälde ihre Bildnisse anbringen ließen. Professar H. Knackfuß bemerkt in seiner trefflichen Dürer-Manographie: „Daß sich die Stifter in Kriegskleidung darstellen ließen, dazu könnten die Paumgärtner irgend eine besandere Veranlassung gehabt haben ... aber man muß doch anneh-

Venedigs, die bekannte Gruppe auf dem Uhrturm, wieder. Gegenüber manchen schmerzlichen Verirrungen, die in den letzten Jahren die Plakatzeichner für die deutschen Ausstellungen sich zu schulden kommen ließen, hebt sich dies Plakat in würdiger Weise ab. —

Die ursprünglich für 1903 geplante, aber auf das nächste Jahr verschabene Weltausstellung in St. Louis ladet zur Zeit die deutsche Industrie zur Beteiligung ein. Nach allem, was bisher verlautet, wird sie zu den graßartigsten gehören, die bisher in Amerika stattgefunden haben; für die Bauten sind gerade zu horrende Summen ausgeworfen. Wir geben eine Abbildung des Ehrenhafs, der van den

Plalat van Prof. A. Sezanne für die Kunstausstellung zu Venedig 1903.

Der Ehrenhof der Weltausstellung zu St. Louis 1904. Nach dem Entwurf.

Die beiden Flügelgemälde des Dürerschen Paumgärtner Altars vor ihrer Wiederherstellung. (Abbildungen nach Photographien der Verlagsanstalt Bruckmann, München.)

der Rundschau beschließen einige Möbel, die von den kräftig aufstrebenden, ganz in künstlerischem Geist geleiteten „Dresdener Werkstätten für Handwerkskunst" ausgeführt wurden. Die Stücke zeichnen sich ausnahmslos durch guten Geschmack, eine feine Formengebung, die Vermeidung aller aufdringlichen excentrischen Elemente und durch Rücksichtnahme auf den praktischen Gebrauch im Haushalt aus.

* * *

Wir machen unsere Leser bemen, daß die beiden Geharnischten, auch wenn sie die Züge der Paumgärtner tragen, zugleich zwei ritterliche Heilige, etwa Georgius und Eustachius, vorstellen. Das Fehlen des Heiligenscheins ist kein Gegengrund gegen diese Annahme. Denn Dürer hat dieses herkömmliche Zeichen der Heiligkeit in seinen ausgeführten Gemälden immer weggelassen." Diese beiden Flügelbilder sind kürzlich einer durchgreifenden Restauration unterzogen worden, die zu höchst überraschenden Resultaten führte. Unsere Abbildungen, die beide Bilder vor und nach der Restauration vorführen, lassen erkennen, daß sich ganze Partien als Übermalungen herausstellten, die jetzt entfernt wurden. Landschaft und Rosse verschwanden ganz; jeder der Krieger erhielt andere Kopfbedeckung und eine Fahne in die Hand. Der Gesamteindruck hat sich dadurch wesentlich verändert, auch zahlreiche Einzelheiten erscheinen völlig umgestaltet. Es ist schwierig, zu entscheiden, ob ein so einschneidender Eingriff notwendig und nutzbringend war. Jedenfalls wird diese Frage in den Kreisen der berufenen Kunstkenner und der Verehrer Dürers noch viel Staub aufwirbeln. —

Die Reihe unserer Abbildungen in

Die Gemälde des Dürerschen Paumgärtner-Altars nach ihrer Wiederherstellung.

Bücherschrank. Entworfen von M. Junge, ausgeführt von den Dresdener Werkstätten für Handwerkskunst.

sanders aufmerksam auf die farbigen Bilder auf den Seiten 5, 9 und 12, die etwas durchaus Neues und Überraschendes bieten. Es sind nämlich die ersten überhaupt veröffentlichten Reproduktionen nach einem neuen Verfahren, über das uns Herr Professor Dr. A. Miethe, der Erfinder desselben, schreibt:

„Das Verfahren bei der Herstellung der Aufnahmen ist ein äußerst einfaches. Es wird eine kleine einer Handkamera ähnliche Aufnahmekamera benutzt, die mit drei von mir hergestellten, besonders lichtdurchlässigen Farbenfiltern ausgerüstet ist, mit deren Hilfe auf einer einzigen Platte (Perchromaplatte, nach meinen Angaben hergestellt von Otto Perutz in München) in wenigen Sekunden die drei notwendigen Aufnahmen hintereinander gemacht werden. Bei dem Damenporträt beträgt die Aufnahme für Blau, Grün, Rot bezw. 1, 1, 2 Sekunden. Durch Anwendung dieser neuen Platte und dieser neuartigen Filter und die dadurch ermöglichte Verkürzung der Expositionszeit wird die Herstellung von Dreifarbenteilbildern nach der Natur ermöglicht bezw. so erleichtert, daß der Dreifarbendruck zur Herstellung von Naturaufnahmen sehr wohl dienen kann, was früher mit Rücksicht auf die unhandlichen Apparate, die wenig geeigneten Filter und die für Rot sehr unempfindlichen Platten kaum ausführbar erschienen ist. Die drei so gewonnenen Teilbilder können entweder durch optische Methoden auf

Schaukelstuhl. Ausgeführt von den Dresdener Werkstätten für Handwerkskunst.

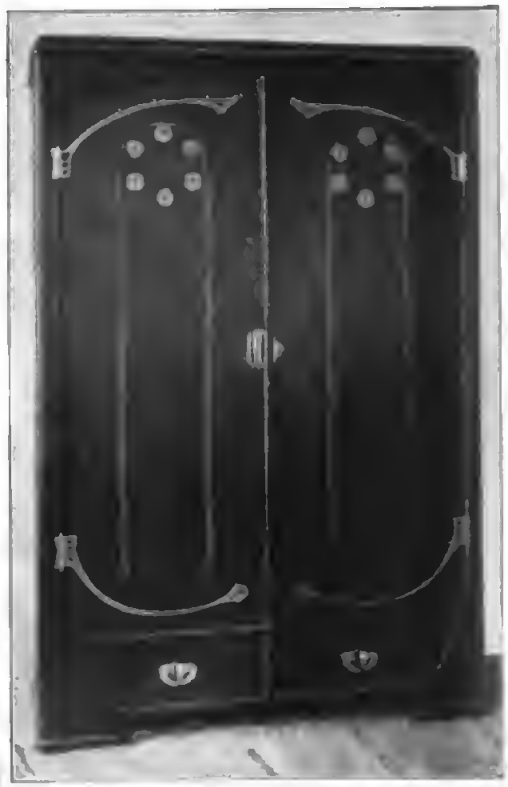
Damenschreibtisch. Ausgeführt von den Dresdener Werkstätten für Handwerkskunst.

Schreibtisch. Ausgeführt von den Dresdener Werkstätten für Handwerkskunst.

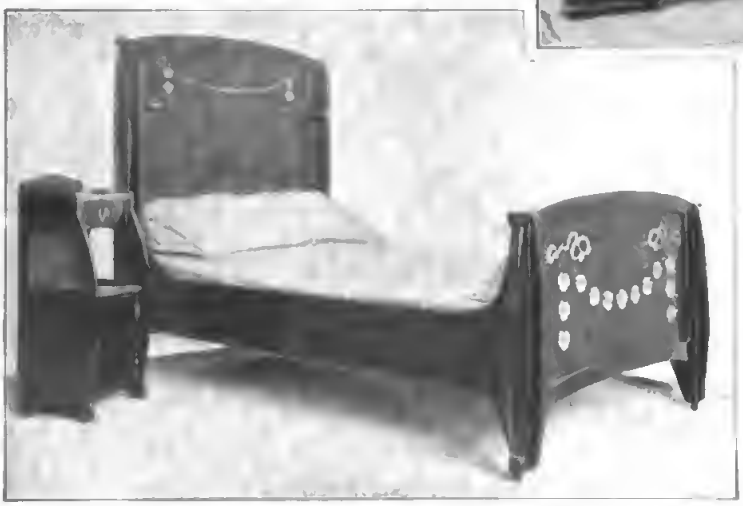
Frisiertischchen.
Ausgeführt von den Dresdener Werkstätten für Handwerkskunst.

einem Projektionsschirm zu einem farbigen Projektionsbilde vereinigt oder, wie es hier geschehen ist, im Dreifarbendruck vervielfältigt werden. In beiden Fällen sind allerdings verschiedene Aufnahmefilter notwendig."

Aus der Reihe unserer selbständigen Einschaltbilder möchten wir zunächst die schöne Architektur von Prof. Gotthard Kuehl „Bei der großen Mühle in Danzig" hervorheben (zwischen S. 24 u. 25). Der Dresdner Meister hat eine eigene Gabe, die Stimmungselemente in solchen Straßenbildern zu erfassen und mit virtuoser Technik zur Geltung zu bringen, gleichviel, ob es auf einem Ölbild, einem Aquarell, ob es, wie hier, in einer Zeichnung ist. Zwischen S. 112 u. S. 113 fügten wir die Wiedergabe eines schönen Marmorreliefs von Irene Hildebrand ein, einen ernsten edlen Frauenkopf darstellend im scharfen Profil. Das Werk fand auf der letzten Ausstellung der Münchener Secession viel Freunde. — Leo Samberger, unter den Bildnismalern Münchens unbedingt einer der kraftvollsten, gab uns das Porträt des großen Tiermalers Heinrich Zügel, ein Blatt von markiger Auffassung (zw. S. 52 u. S. 53). Von Karl Janssen-Düsseldorf bringen wir zw. S. 16 u. S. 17 eine famose Gruppe „Die Steinklopferin", von Willy Seite-



Schrank.
Ausgeführt von den Dresdener Werkstätten für Handwerkskunst.



Bettstelle und Nachtkästchen.
Ausgeführt von den Dresdener Werkstätten für Handwerkskunst.

Berlin zwischen S. 48 u. S. 49 ein charakteristisches Bildnis-Medaillon. Unser farbiges Titelblatt endlich reproduziert eine Studie von Professor Karl Ludwig, die wir aus dem Nachlaß des ausgezeichneten Landschafters erwerben durften und die für seine feine, vornehme Kunst recht kennzeichnend ist.

H. Sp.

Nachdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten.

Zuschriften sind zu richten an die Redaktion von Velhagen & Klasings Monatsheften in Berlin W, Steglitzerstr. 53.

Für die Redaktion verantwortlich: Theodor Hermann Pantenius in Berlin.

Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig. Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.

Junge Dachauerin. Nach dem Gemälde von Alois Erdtelt-München.

Digitized by Google

Velhagen & Klasings
MONATSHEFTE

Herausgeber:

Theodor Hermann Pantenius und Hanns von Zobeltitz.

XVII. Jahrgang 1902/1903. Heft 8, April 1903.

Das offene Fenster.

Roman von

Otto von der Pfordten.

(Fortsetzung.)

(Abdruck verboten.)

Den Rat erschreckte nun endlich die maßlose Erregung dieser Natur, und er hatte das instinktive Gefühl, ein wildes Tier böswillig gereizt zu haben. Auf solche Leidenschaft war er nicht gefaßt, er, der sie von Anfang an als leidenschaftslos beurteilt hatte. Er wollte doch lieber noch einlenken — —

„Wer wollte das leugnen. Sie regen sich unnötig auf. Ich hoffte, daß Sie einsehen — freiwillig — ohne Zwang“ —

Aber es war zu spät. Stoßweise kamen die Sätze, aber mit großer Kraft des Ausdrucks, wie aus dem Innersten der Seele hervorgeholt.

„So! Das ist gut! Ich will nichts als mein Recht! Also — wenn ich die Frau bin — hier im Haus; und der Mann ist krank — mein Mann — dann sag' ich: Die anderen gehen — alle — hinaus bei der Tür! Und lassen beisammen, die zueinander gehören — den Mann und die Frau!“ Und in ausklingendem Beben mit dem letzten hochgehenden Atem: „Jetzt hab' ich's g'sagt — jetzt werden wir ja sehen!“ Und Creszenz streckte den hochgehobenen Arm mit ausgespreiztem Finger gegen die Mitteltür, unbeweglich, statuengleich so verharrend.

Die Damen fanden kein Wort mehr. Ihnen graute, wie vor einer Zauberin und Hexe. Sie hätten gerne die Polizei geholt. Aber der Vater ließ sie im Stich. Er sagte mit eisiger Stimme:

„Sie hat recht, Leopoldine. Wir wollen gehen. Keine Widerrede“ — gegen Mathilde, die nochmals drohen wollte — „ich weiß, was ich zu tun habe.“ Und nur noch langsam, scharf betont, gegen Creszenz: „Daß ich eine Schwelle nicht wieder überschreite, von der man mich gewiesen, versteht sich wohl auch für Ihre Begriffe von selbst!“

Und dann verschwanden die drei Gestalten langsam durch die Tür, und sie fiel hinter ihnen ins Schloß.

Creszenz stand noch immer mit dem hochgehobenen Arm; ein Krampf schien sie zu umfangen.

Dann löste er sich. Irren Blickes sah sie um sich, taumelte ein paar Schritte und brach gewaltsam an einem Tisch zusammen.

‚Jetzt ist es aus‘ — sie mußte den Kopf mit den Händen festhalten, damit er nicht zerspringe. Ins Leere starrte sie vor sich hin, nur noch ein Gedanke:

‚Das wird er mir nie verzeihen, der Stephan!‘

18.

Vater, Mutter und Tochter gingen schweigend nach Hause. Mathilde stürzte sofort zu Eugen, um ihm alles zu berichten, und beide tauschten finstere Racheschwüre gegen diese gemeine Person. Der Vater erklärte beim Abendtisch, er verbäte sich für die nächste Zeit jede Erwähnung des Vorgefallenen. Er werde seinem Sohn schreiben und verbäte sich ernstlich jede andere Einwirkung. Die Frau habe verlangt, daß ihr Mann entscheide; gut, das solle sie haben. Er wolle das Ehepaar sich selbst überlassen, was er von Anfang an hätte tun sollen. Jeder sonstige Schritt sei der Familie nicht würdig.

Mathilde, die von Aufbietung der Staatsgewalt und von Untersuchungsrichtern geträumt hatte, mußte sich fügen. Innerlich war der Rat aufs äußerste verdrossen, auch über sich selbst. Dreimal hatte er in die Räder dieses Schicksals eingegriffen und jedesmal Unerwünschtes erreicht. Mochte der Sohn nun allein fertig werden, der sich so trotzig dieses Weib gewählt; oder seinen Rat erbitten, wie er ihm brieflich anbot. Ein Mehr war hier nicht zu tun und machte den Eklat nur noch schlimmer. Und er vergrub sich in Arbeit, um das Widerwärtige zu vergessen.

Aber auch bei der Mutter fand Mathilde nur abweisenden Bescheid. Die schloß sich allein in ihr Zimmer und wollte nichts hören. Sie litt am meisten und war tief betroffen und betrübt.

Soweit also hatte es kommen müssen. So furchtbar hatten sich die Gegensätze verschärft. Waren sie und ihr Mann wirklich mit schuldig daran? Sie dachte der Szene in demselben Raume, wo sie die Schwiegertochter ausgeforscht und mit liebevollem Kuß in die Familie aufgenommen. War die demütige Frau von damals dieselbe Furie, die ihr, der Mutter, die Türe gewiesen?

Oder hatten sie etwas entfesselt, das in jedem Menschen schlummert: das wilde Tier, das seine eigene Existenz mit den Zähnen verteidigt, das Elementare, das einmal im Leben schrankenlos durchbricht, wenn es sein innerstes Sein bedroht fühlt? War sie nicht selbst eine Frau? Wie, wenn ihr einmal jemand gesagt hätte, sie solle Mann und Kind aufgeben, weil sie nicht zu ihnen passe?

So roh hätte sie sich freilich wohl nie gezeigt; über das Bäurische, Unkultivierte konnte sie nicht weg. Sie hatte einen Abscheu vor allem Derben. Aber eine Ahnung sprach laut in ihr, das sei nur Form, doch nur das Äußere, doch nicht der Kern. An das konnte man sich klammern — vor anderen; aber nicht allein vor seinem Spiegel.

Nein, das war mehr. So gut hatten sie es alle gemeint, so wahrhaft liebevoll begonnen. Und so schmachvoll mußte es enden.

‚Gehet hin und haltet Euch Wort,‘ hatte ihr Gatte zu dem Paare gesagt beim Hochzeitsmahl; und nun hatte derselbe Mann ihr die Scheidung nahegelegt und sie den Gedanken mit wildem Hohn von sich gewiesen. Das hätte nicht kommen dürfen, so nicht.

Waren sie denn alle verblendet? Der Verstand sagte ja doch, dieses Paar taugte nimmer zusammen. Und doch wehrte sich die Kraftnatur dieses Weibes so wütend dagegen. Die wollte also lieber ausharren, als einen unerträglichen Zustand endlich befreiend abschließen.

Verzeihen konnte sie die Beleidigung nicht, die ihr die Schwiegertochter zugefügt. Aber auch sich nicht völlig recht geben im Herzen, noch ihrem Gatten, jetzt wo sie allein war. Und sie empfand einen tiefen Schmerz über die Schwäche des Menschen und den zwiespältigen Trug seiner Taten — — —

Drüben bei dem Kinde freute sich auch die Kämpferin nicht ihres Sieges. Sie harrte der Stunde, da sie mit ihrem Mann reden konnte. Aber die ließ noch auf sich warten.

Denn Stephan hatte die ganze Tragödie verschlafen, und, durch ein Zimmer getrennt, nichts von dem Wortwechsel gehört. Er schlief jetzt sehr viel, auch am Tage, wie alle Rekonvaleszenten. Und Creszenz fand ihn noch nicht frisch genug, um ihn der Erregung auszusetzen, die notwendig folgen mußte.

Sie waren allein, wie sie es verlangt hatte, und das Schicksal stand über ihnen. Creszenz fühlte eine Beklemmung, wenn sie daran dachte, was sie getan und wie er es aufnehmen würde. Aber doch auch Zuversicht. Wenn er hörte, wie sie soweit gekommen und warum es hatte sein müssen. Denn

daß es mußte, das stand ihr heute noch fest, wie in jener Stunde.

Einstweilen hatte sie ihr Kind und war zärtlicher und liebevoller mit ihm als je. Die langen Pausen, in denen der Patient ruhte, ließen ihr Zeit. Und im Spielen mit dem Toni fand sie ihre Ruhe und einiges Gleichgewicht wieder.

Da kam eine Störung von daher, woher sie sie nimmer erwartet hatte. Als sie gerade mit Toni ein schönes Bilderbuch besah, erschien ihr Vater, direkt aus dem heimatlichen Dorfe. Und war gleich vom Eingang aus auf die nächste Tür zugetappt, um einzutreten; beinahe hätte er den Doktor im Schlummer gestört; mit Mühe hatte ihn Susi, Creszenz' neue Gehilfin, in das richtige Zimmer bugsiert, wo seine Tochter saß.

Seit vielen Jahren hatten sie sich nicht mehr gesehen und nur alle heiligen Zeiten einmal gegenseitig geschrieben, daß sie noch lebten. Nach Simmelskirchen war er niemals gekommen, ja hatte nie den Wunsch auch nur angedeutet, das junge Paar zu sehen. Das Doktorhaus auf dem Lande interessierte ihn nicht, das kannte er zur Genüge.

Was führte ihn jetzt her? Was war da Unwahrscheinliches passiert, das den alten Bauer von der heimatlichen Scholle weggelockt hatte? Frau Creszenz ahnte irgend etwas höchst Peinliches und schickte eiligst den Knaben zu Susi hinaus, nachdem ihn der Alte kaum flüchtig besehen.

Aber die Motivierung des Besuches war das Schönste von allem. Gar nichts war passiert, im Gegenteil, alles beim Alten; die Frau — Creszenz' Stiefmutter — gesund, die Kinder beider Ehen am Leben, in Stellungen, im Dienst. Was um Gotteswillen wollte er nur?

Ein Veteranenfest fand in der Residenz statt und hatte den Teilnehmern Fahrtermäßigung und Festessen gewährt. Das hatte den Alten, der den Krieg von sechsundsechzig mitgemacht, verlockt, sich die Hauptstadt wieder einmal anzusehen und sich einige gute Tage zu gönnen. Dabei war ihm eingefallen, daß er ja eine verheiratete Tochter in München habe, und in wohlhabenden Umständen. Das traf sich vortrefflich, das ließ sich vereinigen.

Gesagt, getan, setzte er sich auf die Eisenbahn, vergnügt über die billige Fahrkarte, allen mitfahrenden Kameraden erzählend, er werde bei seiner Tochter wohnen und der Doktor, ihr Mann, ihm alles in der Residenz zeigen und erklären. Denn auf beides rechnete er sicher und war höchlichst erstaunt, daß das nicht gelingen sollte. Aber ein Mittagessen wollte er haben; es war bald Essenszeit, davon war er nicht abzubringen.

Creszenz sah, daß da nichts zu machen war, verständigte ihren Mann, der erklärte, den Vater einen Augenblick sprechen zu wollen, und deckte den Tisch. Sie war heilfroh, daß die Anna fort war; das hätte ja eine schöne Klatscherei gegeben. Die Susi war treu; die hielt zu ihr. Und sagte auch gar nichts.

Der alte Bauer tat, als hätten sie einander erst vor kurzem verlassen. Er wunderte sich über nichts, als daß der Doktor so zur Unzeit krank war, anstatt Patienten zu kurieren, wofür er doch auf der Welt war. Und daß er nicht bei seiner Tochter sollte übernachten können. Die Wohnung imponierte ihm weiter gar nicht.

Er hatte schon Stadtwohnungen gesehen und wesentlich den Begriff des grenzenlos Unbequemen und Unpraktischen davon. Keine Bank um den Ofen, kein Garten am Haus, keine ordentlichen Betten mit abgrundtiefen Federbetten und Kissen. Das Zeug war überall gleich dürftig; dafür eine Menge unnötiger Stühle und Kram an den Wänden und Teppiche, die man nur schmutzig machte und um die er im Bogen herumging, wo es sich tun ließ.

Natürlich war der Doktor auch nicht gescheiter als die anderen, und seine Tochter mußte genau in solchem Affenkasten sitzen, wie alle. Er hatte eher Mitleid mit ihr. Nur die Küche gefiel ihm, und er setzte sich mit Behagen auf die Holzbank darin, die sein Gewicht ohne zu krachen ertrug, was man von den Stühlen in der guten Stube nicht behaupten konnte.

Vater und Tochter saßen sich also beim Mittagsmahl gegenüber; den Toni hatte Creszenz draußen essen lassen, damit er nicht allzuviel horchte. Schließlich kam es ihnen doch seltsam vor, diesen beiden harten, urwüchsigen Menschen, wie sie da am gedeckten Tische saßen in einer Umgebung, in der sie beide nicht geboren waren. Die

ihnen fremd blieb und von dem Dritten stammte, der nicht dabeisaß, sondern seine eigene Krankenkost noch ans Bett bekam.

Das vermittelnde Element des Mannes fehlte. Die beiden sahen sich in die Augen und mußten laut und herzlich lachen. Worüber, das sagten sie nicht. Sie wußten's auch nicht. Aber sie lachten und aßen dann wieder schweigsam weiter nach Bauernart. Konversation bei Tische ist nicht deren Sache; jedes Ding wird da für sich betrieben, Essen und Reden, und das Essen vor allem.

Aber während des Schweigens kamen wieder die trüben Gedanken. Sollte sie dem Vater etwas sagen von ihrer Not? Was aber, was? Daß sie die Schwiegereltern aus dem Hause gewiesen? Das würde er ja wohl begreifen, wenn er erfuhr, weshalb. Aber sie wollte doch die Familie des Mannes nicht so bloßstellen vor dem ungebildeten Vater, über den doch sie auch schon längst an Bildung hinausgewachsen war.

Ein grobes Wort über die anderen mochte sie doch nicht von ihm hören, so tief sie auch empört und erzürnt war. Es war genug an dem, was ihrer eigenen Zunge entfahren war. Sie wußte, wie der Vater die Stadtleute innerlich verachtete, und ahnte ein Schimpfwort, das er wohl gebrauchen würde. Nein, das wollte sie nicht. Und ihm die Frage der Scheidung vorlegen? Scheidung gab's nicht auf dem Lande, außer bei den allerschlimmsten Verbrechen, und dann kaum. Dafür fehlte ihm ja jedes Verständnis, wie man davon reden konnte, wie vom Wechsel einer Wohnung oder eines Kochtopfes. Er hätte sicher geglaubt, sie habe die Ehe gebrochen oder Schweres verschuldet. Auch das war unmöglich.

Und doch klammerte sie sich an den Gedanken, den Zufall zu nutzen, jetzt, wo sie sich selbst so vereinsamt war, wo sie *die* von sich gestoßen hatten, auf die sie hier angewiesen war in der Stadt. Und sie sann und sann und vergaß dem Alten Bier einzuschenken, was er ihr als Unhöflichkeit höchlichst übel nahm.

Denn ihm ahnte gar nichts von der Tragödie, in die er da hereinplatzte. Die Schwierigkeiten *seines* Lebens hatten auf so wesentlich anderen Gebieten gelegen. Arbeit, Sorge um das tägliche Brot, um die Schule und die Versorgung der Kinder, um den Stand der Saaten und Hagelschlag oder Feuersgefahr. Seine gute erste Frau war ihm gestorben, mit der bösen zweiten hatte er sich vertragen; Kinder hatte er genugsam von beiden. Er wäre auch noch mit einer dritten fertig geworden.

Ein junges Paar mit einem einzigen Kind, der Mann in angesehener Stellung, auskömmlich zu leben — die hatten ja gar keine Schwierigkeiten. Nie daran auch nur gedacht hatte er, da könne etwas nicht in Ordnung sein. Diese Tochter galt ihm als glänzend, unerhört glänzend versorgt — was sollte da weiter sein? Er stellte nur die eine klassische Frage, warum der Toni kein Schwesterchen habe. Ob denn ihr Mann nicht mehr gut zu ihr sei? Der Toni sei doch schon fünf Jahre alt — —

Worauf Creszenz nichts übrig blieb, als sich mit dem Essen zu beschäftigen und zu bemerken, in der Stadt hätten die Leute nicht so viel Kinder, wie draußen.

„Ist Gottes Segen dabei," meinte der Alte. „Ich werd' mit Deinem Mann reden."

„Das bitt' ich mir aus! Der braucht völlige Ruh," fuhr sie auf.

„Na, dann schau Du halt selber zu. Ich find' dös nit in der Ordnung," bekräftigte der Alte.

„Laß uns in Fried', wir reden Dir auch nix darein!" lenkte sie ab.

„Dös gang mir auch noch ab. Wenn ös mir drein reden wollt! Was versteht denn Ihr von mein' Sach!" meinte er verächtlich.

„No, schau," begütigte sie, „so laß halt uns auch unsre Sorgen" —

„Was hätt'st jetzt Du da für Sorgen," schmunzelte der Vater und legte sich breit in den Stuhl zurück. Denn das Essen war fertig. „Wenn mer's so gut hat, wie Du. Nachher will mer noch reden. Ich sag's ja, die Stadtleut' werd'n alle narrisch. Wann mer's so gut hat" — —

„Schau, Vatter," hob sie da an, „'s ist nit alles, wie Du Dir's denkst. Das Leben is so viel ung'sund bei uns herin. Hätt'st uns b'sucht, wie wir noch in Simmelskirch g'sessen ham. Da war ich anderscht lusti und aufg'räumt. Aber hier ist viel über mich gekommen — was Du nicht weißt." Und sie stützte den Kopf in die Hand.

„Wird was Rares sein," meinte der Alte, „Dökter san doch feine Leut', denen geht's schön auf der Welt."

„Wann sie aber selber nit g'sund san und sich selber nit helfen können, nachher is weniger schön." Und Creszenz versuchte, dem Vater wenigstens den medizinischen Zwiespalt ihrer Ehe klar zu machen. Sie erinnerte ihn an ihre Mutter, sein erstes Weib, und deren Heilkunst und Lebensweise.

„War a gute Frau, gar a gute," bekräftigte er, „Deine Mutter selig. Mit der hab' ich a ruhiges Leben g'habt. Und von Trankerln und gute Ratschläg'n hat's was verstanden, dös muß a wahr sein."

Als aber die Tochter nun die Konsequenzen ziehen wollte und ihm begreiflich machen, sie wolle ihren Mann zu solchen Anschauungen bekehren, da ging der Alte durchaus nicht mehr mit.

„Du willst g'scheiter sein, als Dein Mann? Als der G'studierte! Der Doktor! Ah, geh weiter. Dös laß lieber sein. Da muß er ja grantig wer'n. Mei Weib selig hat nit d'rum g'stritten, die hat bloß da 's Maul aufstan, wo man sie g'fragt hat. Und Du willst mit die Stadtleut' streiten — da bist allemal am Holzweg und die Geschlenkte."

„Aber wenn man doch sieht, daß es gut ist; wenn man sieht, wie er sich z'grund richt', der, den man gern hat; wenn man ihm helfen kann und so einfach — —"

„Kümmer Du Dich um Dich und um Deinen Buben. Um weiter nichts. Warum lehren sie's nit an die Universi—tätten, wenn's das Gescheitere ist? Das is ihre Sach', wann's lieber zu Grund geh'n. Und so schlimm wird's ja doch noch nicht sein. Jetzt will i mir'n mal anschau'n, Dein' Mann, kann i jetzt endli mit eam red'n?"

Creszenz seufzte und führte ihn, wie verabredet, hinüber. Da fand sie also keine Hilfe und kein Verständnis. Das Weib hatte zu kuschen und nie von selber den Mund aufzutun. So dachte ihr Vater. Dann konnte sie also zu Kreuze kriechen.

Sie vergaß, daß er keine Vorträge über Frauenwürde gehört und daß keine Frau Clara ihm das moderne Weib klar gemacht hatte. Er lebte noch in den ganz veralteten patriarchalischen Anschauungen. Das fühlte sie schmerzlich. Eine Kluft trennte sie jetzt von den Angehörigen ihres Mannes; eine gleich große schon lange vom Elternhaus. Sie schwebte befestigt zwischen Himmel und Erde — nirgends konnte sie hingelangen, dauernden Fuß zu fassen. An ihren Vater sich anzuklammern, wie sie einen Augenblick Lust gehabt, wäre die hellichte Torheit gewesen.

Die Unterredung der Männer dauerte nicht lange. Bald kam der Alte mit gerötetem Kopfe zurück. Erst hatte ihn der Schwiegersohn über seine Krankheit energisch beruhigt, nachdem ihn der Alte taktvoll gefragt, ob er denn schon bald sterben müsse. Die Creszenz laufe ja ganz gottsjämmerlich herum und wolle ihn retten.

Das hatte des Doktors Laune nicht eben gehoben, und dann hatte der eigensinnige Bauer *doch* seine Frage gestellt: warum der Toni keine Geschwister habe; *seine* Tochter brächte sicher mehr als ein Kind zur Welt — — Da hatte ihn Stephan sehr unsanft angeblasen; das konnte ihm gerade noch fehlen, daß ihm der Alte ins Haus schneite, um seine Ehe zu kontrollieren. Die Männer waren in sehr mäßiger Herzlichkeit geschieden.

„A grober Ding, Dei Mann da drinnen," zürnte der Vater. „Ich erkundig' mich mit aller Teilnahm' nach die wichtigsten Sachen und das will er übelnehmen! Ja, von was soll i denn nachher reden? Von seinem Dökterkram versteh' i nix und von seiner Verwandtschaft mag i nix wissen. San alles hochmütige Luder; kenn's schon, hab' sie schon g'sehn — auf der Photographie da!" Er deutete auf ein Familienbild an der Wand. „Da hast *Du* hineing'heirat't — aber i nit. Die können mir g'stohlen wer'n, alle mitsamm."

Frau Creszenz hoffte, er würde nun bald zu seinen Veteranen gehen und sie könne ihren Mann beruhigen und hören, was es gegeben habe. Aber der Alte setzte sich noch einmal fest auf die Lederhosen und schimpfte noch eine Weile weiter. Sein Zorn hatte einen besonderen Grund. Denn der alte Schlaukopf hatte *doch* einen kleinen Plan mit in die Stadt gebracht und ihn sehr geschickt einfädeln wollen.

Seine Frau gehörte auch zu denen, die mehr als ein Kind kriegen; und so hatte er eine jüngste, spätgeborene Tochter, die er als letzte besonders liebte. Sie war bildhübsch nach seiner Meinung und sollte ihr

Glück machen. Eben war sie achtzehn Jahre alt geworden. Die sollten die Doktors zu sich in die Stadt nehmen, zunächst als Kindermädchen zu einem kleinen Kind, dessen Existenz er als sicheren Posten in seine Rechnung eingesetzt hatte.

Nun war das Baby gar nicht vorhanden, der Toni bald schulreif, und die Leute faselten von Krankheiten und Kurmethoden, anstatt sich um wirkliche Lebensinteressen zu kümmern.

Frau Creszenz entlockte ihm langsam und mühsam sein Geheimnis. Du meine Güte, das kam nun gerade zur rechten Zeit.

Der Theres' einen Mann verschaffen, auch aus den feinen Kreisen, das sollte sie tun für ihre Familie, verlangte der Vater. Die sei viel schöner, wie sie selber, die Creszenz, und hätte darum viel eher Anspruch auf ein solches Glück, so meinte der Alte in schmeichelhafter Wendung. Wenn sie die Theres' nur erst einmal sähe, das müßt' ja ein Leichtes sein, die anzubringen. Wenn gar die Creszenz einen Doktor gekriegt hätt', so müßt's für das Engelsgesicht mindestens ein Regierungsrat sein — —

Seine diplomatische Kunst überschätzte sichtlich der alte Bauer. Das war wohl nicht der Weg, die ältere Schwester für das Projekt zu erwärmen. Aber die Kränkung wirkte auf Creszenz nur flüchtig.

Für sie lag ein solcher Hohn darin, daß sie einer anderen verschaffen sollte, um das sie selbst in diesen Tagen mit aller Willenskraft kämpfen mußte, daß sie beinahe laut aufgelacht hätte.

Beinahe hätte sie dem Vater gesagt, daß man ihr vorgeschlagen, aus Ehe und Familie freiwillig auszuscheiden; schon setzte sie an. Da belehrte sie ein Blick auf den Alten eines Besseren.

Er stand kopfschüttelnd vor einem Abguß der Ariadne auf Naxos, die Stephan besonders liebte, seit er das Original einmal in Frankfurt gesehen. Gleich am Anfang hatte sie dem Vater die Sage erklären müssen, auf die sich das Bildwerk bezog und einige bittere Worte angefügt. Nun philosophierte der Alte; seine Pfeife rauchend, die er sich kaltlächelnd gestopft, ohne seine Tochter um Erlaubnis zu fragen: „Dös soll a verlassenes Eheweib sein? Wer's glaubt! Wer so schön is wie die, der find't allemal wieder an Mann! Die schaut nit nach dem Alten aus, der von ihr g'loffen is, so wie Du's mir ang'sagt hast. Dös kenn' i besser: die schaugt nach dem Nächsten hin, der sie tröst't. A schöng'wachsen's Weibsbild find't allemal an Trost. Gar wenn sie si so nacket hinlegn därf und a solch Viehzeug sie 'rumtragt. Dös därf halt bei uns nit sein. Aber a resolut's Frauenzimmer find't auch heut' noch Mittel und Weg! Meine Theres' schaut a wengerl her, wie die da. Leicht haut's auch amal einer in Marmor aus. Aber ehverlassen wird's nit, hihi, oder sie hilft sich auf andere Weis'!" Und er kicherte fröhlich im Angedenken an sein Prachtmädel daheim, dessen Glück er machen wollte.

‚Das konnte ja nett werden,' dachte sich Creszenz. Wenn sie ihn warnte, ihr Schicksal erzählte, die Kränkungen vorwies, so antwortete er ihr womöglich, sie sei eben nicht schön und habe es ungeschickt angefangen. Der Alte schien ihr ganz verdreht durch das jüngste Reis seines sonst nicht apollinisch geratenen Stammes —

Sie wollte die Idee mit der Theres' kurz erledigen und drängte ein wenig zum Abgang; sie habe im Hause zu tun und bei ihrem Mann. Aber der Bauer war zähe und wollte irgend etwas erreichen. Kein Nachtquartier, keine Fremdenführung und auch nichts für die Theres' — das war zu wenig der Ehrenbezeugung. Zu essen hatte er schließlich bei sich zu Haus auch, und bequemer — —

Er erklärte seelenruhig: „Also ich schick' Dir die Theres', daß Du Dir sie anschaust. Und Dein Mann auch. Vielleicht g'fallt's ihm; die Dökter versteh'n was von leiblichen Vorzügen. Kann ja wo anders Kindermadel werden, oder Kellnerin, wenn's bei Euch partout nix sein soll. Aber an Aug' könnt' Ihr doch auf sie haben. Dein Mann muß doch Freund' haben und Bekannte genug, mit dem Madel will i amal höher hinaus, und ös seid's die Rechten —"

Da wurde Creszenz wild. Eine hübsche Schwägerin für ihren Stephan, das fehlte gerade noch. Jetzt, wo sie mit ihm rang, ihn wieder für sich gewinnen wollte, in jeder Beziehung — der Alte war toll geworden.

„Na," sagte sie schroff, „da werd' amal nix draus. Behalt' Du die Theres' nur daheim bei Dir und schaff' ihr an rechtschaffenen Hoffohn an zum Heiraten. In

der Stadt könnt' sie Dir leicht verdorben werd'n. An einer is g'nug, die in die Stadtleut' hineinheirat't. Gleich und gleich g'hört zueinander. Und daß Du's weißt, daß ich meinen Willen hab': Dich hab' ich aufg'nommen, denn Du bist mein Vater. Aber die Theres' ist nur mein' Stiefgeschwister. Dere schließ' ich die Tür' zu. Die kommt mir nit rein. Allein will ich sein mit mein' Mann und a Ruh' haben vor die da" — sie zeigte nach der Familie — „und vor Enk auch! Jetzt weißt' es — jetzt laß es bleiben. Denn i tu' nit mit in dem G'spiel, hab' selber g'rad g'nug auf mir liegen. Sei g'scheit und fahr' wieder hoam, laß die Stadtleut' in Fried', kannst sie ja eh' nit derleiden. Die Theres' kommt mir nit in mei Haus."

Grollend und fluchend zog der Alte von dannen. Und kam auch nicht wieder, sondern fuhr mit den Veteranen nach Hause. Bald fand sich, daß die schöne Theres schon gewählt hatte und es höchste Zeit war, die Hochzeit auszurichten. Zum Glück nahm sie der Bursch, denn es war ein ehrlicher Kerl. Aber der Vater war doch unzufrieden und ärgerte sich sein Lebtag, daß seine saubere Theres das Glück nicht gehabt, das der störrischen Creszenz nur in den Schoß gefallen.

Die aber saß einsamer denn je. Keine Brücke führte mehr zu den Ihrigen. Sie selbst hatte sie abgebrochen. Das verzieh' ihr der Alte nie, das wußte sie gut. Und so hatte sie rings Wälle des Unverziehenen um sich aufgeführt, und alles kam darauf an, daß sie einig wurden und blieben, sie und ihr Mann.

19.

Je mehr der Stunden sich die Entscheidung hinausschob, um so weniger sehnte sie Creszenz herbei. Sie mußte ja alles entwirren, alles klarlegen — und ihr bangte davor. Sie umgab ihren Mann mit doppelter Pflege und Rücksicht, tat aber nichts, um die Aussprache herbeizurufen und zu beschleunigen.

Da brachte nach einigen Tagen ein Brief des Vaters Winkler den unerbittlichen Anlaß. Stephan war schon mehrmals wieder aufgestanden, immer ein wenig länger, als das vorige Mal; aber er saß noch immer matt und müde im Wohnzimmer; diesmal hatte es ihn doch stark mitgenommen. Gefahr war keine mehr, das war ja klar; aber eine heitere Erholungsstimmung auch noch nicht eingetreten.

Er hielt den Brief zwischen den Fingern, als seine Frau bei ihm eintrat. Sie brachte eine frische Limonade und deckte ihm die Beine sorgsam mit gehäkelter, wollener Decke zu. „Da, schau her, was soll denn das heißen? Weißt Du, wie das zusammenhängt? Ich versteh' gar nicht recht, was er will, der Papa!" Und er gab ihr den Brief hin.

Sie trat ans Fenster, um ihn zu lesen. Und um ihrem Mann den Rücken kehren zu können und ihre Erregung zu verbergen. Dann las sie lange und umständlich. Zwischenhinein jagten sich die Gedanken. Also jetzt ist sie da, die gefürchtete Stunde. Jetzt muß ich antworten. Denn er wird ausfragen, alles — —

Der Brief war ganz kurz. Warum er schreiben müsse an seinen Sohn, das möge sich Stephan von seiner Frau erklären lassen. Er empfehle ihm dringend, eine ärztliche Autorität über seinen Zustand zu konsultieren, und er, der Vater, wolle ihm auf seine Kosten gern jemand senden, wenn er darum gebeten würde. Aber er müsse sicher sein, daß der berühmte Kollege auch den gebührenden Empfang im Doktorheim finde.

Von Ehescheidung kein Wort. Das blieb Creszenz deutlich haften. Die anderen Sätze verschwammen. Ihr Atem ging hoch, und sie zwang alle Empörung nieder und alle Angst. Da tönte vom Stuhl her die Stimme des Mannes:

„Schlechte Luft ist da herin — mach' doch ein wenig ein Fenster auf!" Das klang ihr wie eine Engelsbotschaft. Also hatte er doch etwas von ihr angenommen; der eine Anklagepunkt fiel damit weg, schließlich das ganze Gebäude! Sie tat es und trat nun gefaßt neben ihn.

„Gelt," klang es wie triumphierend, „jetzt spürst Du's auch, weil Du die gute Luft gewöhnt bist. Früher hast Du stundenlang in der verbrauchten g'sessen. Auslüften, ja — alles auslüften!" Und sie gab ihm einen leisen Kuß auf die Stirne.

Er zog behaglich den Sauerstoff von draußen her ein. „Hast wirklich recht. Ich kann's nicht mehr entbehren. Aber jetzt

ſag', was iſt denn mit den Eltern? Sie ſind auch gar nicht mehr gekommen, nach mir zu ſchauen, die letzten Tage; und hatten's doch ſo furchtbar wichtig, die Mama und die Mathilde —"

„Am End' — laß es bis morgen!" verſuchte ſie noch einen Aufſchub.

„Ich kann das Geheimnistun nicht leiden. Sonſt kann ich nachher nicht ſchlafen. Was wollen Sie denn?"

Da faßte ſie ſich ein Herz und rief mit Wärme und Leidenſchaft: „Stephan! Jetzt halt Du zu mir! Vergiß, was alles Böſes geweſen iſt zwiſchen uns. Ich hab' auf Dich getraut — ich halt' mich an Dich: jetzt ſtraf' mich nicht Lügen! Gelt, Stephan, nicht!? Ich hab' mich nicht getäuſcht, in Dir doch nicht!?"

Und ſie faßte ihn an den Schultern, beugte ſich heftig über ihn und ſah ihm gerad' in die Augen.

Aber Stephan befreite ſich etwas ungeduldig und nervös. „Nur nicht immer ſo überſpannt! Sei doch ſo gut und ſag's ruhig — meine Nerven vertragen das noch nicht. Wie oft hab' ich Dir ſchon geſagt: mach' keine Szenen mit mir. Aber immer wieder ſo übertrieben, ſo wild — —"

Die erſte Enttäuſchung. Creszenz richtete ſich gerade wieder auf und zwang ſich zur Ruhe. „Es wird mir halt nicht leicht."

„Alſo, was liegt denn vor?" drängte er, ohne auf die Veränderung ihrer Stimme zu achten. Er war als Patient natürlich noch mehr Egoiſt, als ſonſt, und achtete keiner ſeinen Nuanee bei anderen.

Da brach es ſich Bahn. Da kam der Zorn aus der Erinnerung. „Hinausgejagt hab' ich ſie, alle miteinander!"

„Meine Eltern, meine Schweſter!?"

„Ja! Daß Du's weißt. Ich kann mir das nicht bieten laſſen — ich kann's nicht!"

„Und ſie ſind gegangen?"

„Jawohl, mich ſehen ſie nimmermehr!"

„O Du — Du Bäuerin Du — ſo eine Roheit!" rief da der Mann.

Aber Stahl hieb da auf Stahl. Sie entgegnete wild: „Was haſt Du die Bäuerin geheiratet! Ich bin keine, die auf ſich herumtrampeln läßt. Das haſt Du gewußt! Wären wir doch auf'm Land' blieben, wär'n wir doch blieben!"

„Daß ich zu Grund gegangen wär'! Alſo ſoweit iſt es gekommen. Soweit hat's kommen müſſen! O ich Narr, ich Narr, der ich war!"

Eine ſchwüle Pauſe entſtand, nun das Ärgſte geſagt war. Stephan legte ſich ganz apathiſch in den Lehnſtuhl zurück und ſchloß die Augen. Ihn ekelte einfach bei dem Gedanken an eine ſolche Szene. Wo ihm alles Theatraliſche im Leben ohnehin ſo verhaßt war.

Sie ſuchte ſich zu faſſen. Bei den Schimpfworten konnt' es nicht bleiben.

„Stephan! Erſt mußt Du mich doch anhören! Ehe Du mich ſchimpfſt. Umſonſt — bin ich nicht heftig geworden, g'wiß nicht. Sie haben — Sie wollen —" Sie ſtockte noch einmal.

„Es iſt gut," ſagte er. „Rede nur ruhig, ſei ſo gut. Ich bin ganz ſtill. Ich muß ja doch wiſſen —"

Creszenz ſetzte ſich zu ihm, um ſich zur Ruhe zu zwingen. „Alſo hör', daß ich's in der Ordnung erzähl'. Ich hab' Dir das Morphium gegeben, das iſt wahr."

„Das hab' ich ja ſelbſt verlangt. Ich bin kein Kind." Es langweilte ihn unſäglich, daß das Überwundene nochmals aufgerührt wurde.

„Nein," ſagte ſie, „ich hab' Dir's mit Abſicht gegeben!"

„Was? Wieſo denn?"

„Damit Du lernen ſollſt, daß es Dir ſchadet!"

„Creszenz!" Das Erſtaunen über dieſe Planmäßigkeit ihres Handelns überwog. Sie imponierte ihm.

„Haſt Du's denn eingeſehen?"

„Ja, das iſt wahr," beſtätigte er ſehr ernſthaft und richtete ſich wieder ein wenig empor.

„Und jetzt: die Diät, das Waſſer — tut's Dir nicht gut?"

„Das müſſen wir erſt einmal ſehen. Ich hab' halt einmal nachgegeben, einſtweilen Deinen Willen getan. Ein ſtärkender Wein wär' mir ſchon lieber, als das fade Geſöff da." Er deutete auf die Limonade. „Ich hab' Dich halt machen laſſen. Aber was hat denn das alles mit meinen Eltern zu tun?"

„Er klagt mich an, der Herr Rat, daß ich Deinen Tod gewollt hätt'. Ich! Was ſagſt Du dazu?"

„So eine Dummheit! Wer hat ihnen

Bildnis einer alten Frau. Nach dem Gemälde von Alois Erdtelt-München.

das denn weisgemacht? Ich hab' so was nie gedacht, nicht einen Moment —"

„Gelt, Stephan, nicht?" sagte sie warm mit flehendem Blick.

„Wieder eine Überspanntheit," klagte der nur. „Jetzt fangen die Eltern auch noch an. Aber das kommt alles von der Unnatur, von den Kontrasten — — na, aber das war doch nicht alles?"

„Die Mathilde will Dich pflegen, statt meiner."

„Meinetwegen, wenn ihr das Spaß macht."

„Ich leid's aber nicht," rief sie leidenschaftlich.

„Du hast sie nie mögen. Dann also nicht. Das ist ja doch alles nicht wichtig." Und er legte sich wieder gleichgültig zurück.

„Sie will sich hereindrängen — ich bin Deine Frau!"

„Der reine Verfolgungswahn! Ich kann diese Geschichten nicht leiden — immer solche Geschichten! Sie ist meine Schwester, Du bist meine Frau! Also vertragt Euch halt miteinander."

Aber Creszenz bebte noch vor Erregung. „Deine Frau! Nicht wahr! Deine Frau! Und soll es auch bleiben!"

„Was soll das nun wieder? Wer redet denn davon?"

„Dein Vater sagt, ich sollt' gehen! Er sagt, ich wär' Dein Unglück. Er sagt, ich soll Dich freilassen! Das hat er mir ins Gesicht gesagt! Und das hab' ich nicht gelitten, da hat's mich gepackt! Und da hab' ich sie gehen heißen — hinaus, bei der Tür' — und — nun" — und sie brach in krampfhaftes Weinen aus, „sind wir — allein!"

Sie schlug die Hände vors Gesicht und weinte bitterlich in der Erinnerung an diese Kränkung.

Es kam keine Antwort vom Lehnstuhle herüber. Stephan saß steif darin, regte sich nicht und starrte gerade vor sich hin in die Luft. So also urteilten die Seinigen von seiner Ehe! Die durchschauten also, was er sich nie hatte klar machen wollen.

Creszenz' Tränen versiegten. Sie wartete auf ein Wort. Es kam keins. Sie glaubte eines zu hören: „Was sagst Du?" fuhr sie empor.

Aber ihr Stephan schwieg und starrte noch immer.

Da sah sie ihn an voller Staunen und Angst. Was mochte nur in ihm vorgehen? „Stephan!" fing sie wieder an. „Ich weiß, ich hätt' nicht heftig sein sollen; ich weiß, daß es schwer ist für Dich, daß Du noch krank bist — alles das weiß ich. Aber das — das kann ich mir nicht sagen lassen; sag' doch selbst: ich kann nicht!"

Stephan erwachte aus seinen Gedanken und warf ihr einen Blick zu, aber einen bösen, keinen freundlichen. Und sah wieder weg — —

„Was kannst Du mir vorwerfen? Was hab' ich getan, daß ich das verdient hätt'? Wenn ich ihnen nicht gefall' — ist das meine Schuld? Du hast mich g'nommen, Dich hab' ich lieb und den Toni. Und ich will Dir treu sein allezeit, wenn nur Du zu mir hältst, Du, Stephan, Du allein — aber jetzt red'," und sie faßte ihn an. Gleich darauf ängstlich: „Oder ist Dir wieder schlimmer?"

Sie fürchtete fast eine Ohnmacht. Aber der Mann begann endlich zu reden, leise, melancholisch und bitter.

„Also, jetzt hast Du's ja erreicht. Jetzt bin ich von allen getrennt, zu denen ich gehört hab'. Von Anfang an hast Du's darauf angelegt. Mit keinem hast Du Dich verstehen wollen — mit keinem! Du bist eben menschenfeindlich, verschlossen. Na, jetzt ist es soweit!"

„Das ist nicht wahr," verteidigte sie sich ruhiger. „Ich hab' niemandem was getan. Mir sind sie alle feindselig gewesen, von Anfang an — aber heimlich, nicht offen. Jetzt ist's zum erstenmal gesagt worden. Willst Du mir's vorwerfen, daß ich nur Sinn hab' für die Meinigen, für Euch? Ich hab' genug an meinem Mann und meinem Kind — ist das ein Unrecht?"

Er bewegte sich unruhig. „Aber ich bin es so müde, dieses Anklammern an mich! Mit niemand sprichst Du, mit niemand verkehrst Du — immer sitzt Du da und wartest — auf mich! Willst von mir unterhalten sein, und ich vertrag' das nicht!"

„Stephan! Bin ich Dir denn zuwider? Ist das unsere Liebe?"

„Ach, laß doch die schönen Worte," wich er ihr aus. „Die helfen da auch nichts mehr."

„Schöne Worte — nennst Du das, was mir mein Heiligtum ist? Ja, bist Du

denn ganz umgewandelt? Wer hat Dich denn gegen mich aufgehetzt?“ frug sie erstaunt und erschrocken.

„Aufhetzen! Das ist so recht, wie Du Dir das Leben denkst. So was gibt's bei mir nicht. Niemand redet wider Dich. Aber ich spür' es selbst: ich hab' mir mein Leben ruiniert — und ich werd' nie wieder glücklich werden!“

„Wär' — das — wahr!?“ kam es erschüttert aus ihrem zuckenden Munde. Und sie starrte ihn an wie einen Geist.

Da warf er die Decke weg und sprang auf. Nun mußte er einmal reden. Er ging unruhig im Zimmer auf und nieder dabei.

„Ah, das sieht ja ein Blinder. Nur Du nicht. Aber Du — bist eben blind! Für alles, was Dich nicht betrifft. Ich hab' es nur anfangs nicht so gemerkt, wie ich mich hineingesetzt hab' — da hat noch der Trotz vorgehalten, daß ich Dich doch gekriegt, und die Eitelkeit, daß ich meinen Willen durchgesetzt hab'. Aber jetzt, jetzt kommt's um so dicker über mich!“

„Was denn — was denn nur?“ rief Creszenz verzweifelt.

„Daß ich mich schäme, jeden Tag, wenn ich auf der Straße geh'. Und denke, die Leut' sagen: Das ist der mit der Frau, von der man nichts weiß, die er sich irgendwo hergeholt hat. Ich halt's nicht mehr aus. Jede Frage nach Dir gibt mir einen Stich — ich mag gar niemand mehr sehen!“

„Ist das möglich? Ist das möglich?“ murmelte sie angstvoll sinnend vor sich hin. Ein solcher Gesichtspunkt lag ihr so fern, die sich nie um fremder Leute Urteil bemühte und bekümmerte.

„Du verkehrst ja mit niemand, Du empfindest das nicht. Ich allein krieg' das zu hören. Du paßt nicht zu uns. Du bleibst uns fremd, Du stammst aus einer anderen Welt. Du stößt an mit jedem Wort, was Du redest — und die Leute lassen Dich einfach stehen und kümmern sich nicht um Dich.“

„Ist das denn ein so großes Unglück?“

„Irre Dich nicht!“ fuhr er auf sie los. „Wir brauchen die anderen Menschen — ich als Arzt schon gar. Man lebt nicht auf einer wüsten Insel. Dein Hochmut hilft Dir nichts — Du kommst nicht damit durch!“

„Wüßt' nicht, daß ich hochmütig wär',“ meinte Creszenz, die ihre Fassung wiedergewann. „Ich lauf' nur niemanden nach und werf' mich nicht weg.“

„Da ist noch ein großer Unterschied! Aber Du verachtest, was Du nicht kennst. Du bist eben ungebildet und bleibst es!“ Er trat ans Fenster, schloß es und trommelte nervös gegen die Scheiben.

Sie war wieder sinnend und ernst geworden und setzte sich hin. „Ja, sag' nur, wie soll ich's denn machen? Soll ich in die Schul' gehen? Ich hab' gemeint, für eine Doktorsfrau reicht das, was ich weiß — und zuerst hat's ja auch gereicht. Und zu den Finessen, dem ‚die Dame spielen‘ und so weiter, hab' ich gedacht, hätten wir kein Geld! Hast mir auch nie gesagt, daß Dein Herz daran hängt. Also sag': wie soll ich's recht machen?“

Er kam wieder ins Zimmer, gleichgültig müde, wie anfangs. Wozu am Gitter des Käfigs rütteln? „Ich weiß auch nicht. Wenn man etwas sagt, kommt bei Dir der Trotz und der Widerspruch. Du nimmst doch nichts an.“

Creszenz stand auf. „Das ewige Schulmeistern — von den Fremden — das hält kein Mensch aus. Aber von Dir — will ich schon annehmen. Hast Du versucht, mich zu bilden? Daß ich nicht wüßt'!“

„Ich hab' keine Zeit, eine Frau zu erziehen. Ich kann nicht alles schaffen — ich hab' meinen Beruf.“

Sie trat näher an ihn heran, mit dem Versuch einer zärtlichen Handbewegung. „Stephan, wenn Du's versuchtest — vielleicht könnt's doch noch gehen! Wenn Du nur wolltest —“

Aber er wehrte nervös gereizt ihr Entgegenkommen ab. „Laß mich. Nur keine Zärtlichkeit heut'! Das ist mir peinlich! Ich kann das nicht mehr.“

Sie zog sich gleich von ihm zurück und sah ihn nur tieftraurig an. Er fuhr fort: „Du willst etwas erwecken, was tot ist. Ich habe zu viel gelitten, innerlich! Laß das vorbei sein! Ich liege an einer Kette und knirsche mit den Zähnen — das kann man nicht mit Schmeicheleien zudecken.“

Sie hätte ihn erinnern können, daß er noch vor kurzem, als es das Morphium galt, selbst solche gefunden, ihre Lippen gesucht hatte. Aber die tiefe Verstörung griff nach

dem einen, alles sagenden Worte: „Stephan, Du liebst mich nicht mehr!"

Da warf er sich in den Lehnstuhl und wehrte mit dem Kopfe ab.

„Wieder das Schlagwort, das einzige, was Ihr Frauen wißt. Meinetwegen, nein! Ich liebe Dich nicht mehr. So, wie Du meinst. — Jetzt werd' ich wohl endlich Ruh' damit haben." Und er legte sich zurück und schloß die Augen.

Creszenz tat einen leisen, erstickten Schrei, dann zog sie sich weit von ihm weg in eine Ecke des Zimmers zurück, fiel auf einen Stuhl und starrte vor sich hin. In ihr fing alles an zu gefrieren bei diesen eiskalten Worten. Eine lange Pause entstand.

Draußen warf das Kind eine Tür, rief der Magd etwas zu, dann war wieder alles still.

Stephan ärgerte sich, daß ihm das Wort entfahren war. Wieder eine Szene, und er wollte doch keine. Es ging alles verdreht, alles gegen seinen Wunsch. Es war zum Verzweifeln. Er fing wieder an: „Ich bitte Dich, sei nicht so beleidigt! Du hast es ja selbst herausgefordert. Und ich lieg' da tagelang in meinem Bett und denke über alles das nach. Da fährt's mir eben heraus, wie es wirklich ist. Aber ich bin kein Bösewicht, und kein Scheusal. Ich weiß, was ich Dir schuldig bin."

Ein tiefer Seufzer erklang aus der Ecke. Also Pflicht war alles, was noch übrig blieb.

„Es ist eben ein Unglück," fuhr er melancholisch fort. „Du kannst auch nichts dafür. Von Anfang an war's hoffnungslos mit uns zweien. Jetzt gar, wo wir auch mit den Eltern verzankt sind — in der Praxis werd' ich das auch spüren, die wird stark nachlassen!"

Sie machte eine Bewegung. Er deutete sie falsch und meinte gereizt: „Ja, das hängt nur von meiner Tüchtigkeit ab, meinst Du? Du wirfst mir schließlich wohl noch vor, ich wäre nicht fleißig genug! Als ob die Menschen heutzutage durch ihre Leistungen vorwärts kämen. Durch alles andere eher! Und bei mir — werden sie immer mehr wegbleiben, das sehe ich klar. Ich hab' mir eben alles verdorben. O ich Narr, der ich war, ich hab' mir mein Leben gründlich verdorben, das muß schon wahr sein!"

Creszenz stand auf, rang nach Worten, aber fand keine Antwort. Sie blieb stehen, wo sie war, und sah ihn verzweifelt an.

Unglücklich war er, unglücklich sie. Alles in Scherben. Alles, woran sie so leidenschaftlich festgehalten. Töricht, umsonst. Ihn hatte sie glücklich machen wollen; das zu können, war ihr so selbstverständlich erschienen. Und jetzt — und nun — da blickte sie in einen Abgrund. Und er sprach unbarmherzig noch weiter.

„Ja, jetzt ist es zu spät. Schleppen wir's halt so weiter. Ich bin müd', ich glaub', ich kann jetzt schlafen — und die ganzen Sachen vergessen. Gar nichts denken, das ist am besten." Er erhob sich und schleppte sich matt durch das Zimmer. „Gib nur acht, daß Ruh ist im Haus. Der Toni soll nicht so lärmen, das macht mich auch so nervös, wenn der Bub' die Türen wirft."

Sie machte instinktiv doch eine Bewegung, ihn zu unterstützen.

Aber er ging an ihr vorüber. „Laß mich nur gehen, ich komme schon allein zurecht. Am liebsten wär's mir, ich könnt' sterben — dann wär' das alles zu Ende. Aber einstweilen — ausschlafen — —"

Und er wankte zur Türe hinaus. Die fiel hinter ihm ins Schloß. Creszenz blieb allein. Sie starrte ihm nach.

Nun streckte sie beide Arme gegen die Türe aus, wo er verschwunden war, mit ein paar heftigen Schritten, um ihn einzuholen, ihn zu erreichen. Aber er war schon weit von ihr weg. Innerlich auch. Sie holte ihn doch nicht mehr ein — —

Da sanken die Arme herab, sie hielt sich an einem Schrank, und ein Gedanke brach sich in ihr Bahn, unwiderstehlich, mit elementarer Gewalt. Dies Leben war unerträglich, für sie und für ihn. Sie fuhr auf: „Ein Ende! — Aber ein anderes!" und stürzte nach der anderen Seite hinaus gegen die Küche.

Dort fand sie ihr Kind bei dem Mädchen. Sie befahl ihr, den Toni zum Ausgehen anzuziehen. Und zog sich selbst an. Im gleichen Raum mit dem Kind, wo sich die Schränke befanden.

Der Toni war höchst erstaunt und plauderte unverdrossen in sie hinein.

„Gehn wir denn fort, Mutterl?"

„Ja, wir geh'n fort," sagte sie mit erstickter Stimme und eilte sich.

„Gehn wir zur Großmama?“ Und da keine Antwort kam, fügte er hinzu: „Da mußt Du aber schönere Kleider anziehen — Großmama ist immer so *fein*!“

„*Nicht* dorthin!“ rief Creszenz heftig.

„Ja, wohin denn dann? Spazieren?“

„Wir gehen — auf eine Zeitlang — wo anders hin!“

„Müssen wir denn hier fort?“

„Ja,“ sagte sie fest.

„*Warum* müssen wir denn von hier fort?“

Da packte es Creszenz: „Ja, warum? Warum?“ Sie ließ das Kind stehen, mit dem sie sich noch eben beschäftigt. Was sollte sie antworten? Sie begann, halb zu sich selbst:

„Weil ich nicht mehr jung bin und schön. Weil ich keine Dame bin. Weil“ — und sie wendete sich wieder dem Kinde zu, „weil die Lüge die Hauptsach' ist im Leben. Ob eine fein ausschauen kann, schön reden kann und lächeln und sich durchwinden, ob eine gut Komödie spielen kann — das ist das Wichtige. Und der Kram, die Möbel, die Äußerlichkeiten, *die* sind auch schuld. Der Samt, die Seide, der Plunder — ein Fluch hängt daran — *die* trennen die Menschen. Ich will Dich hassen lehren,“ und sie faßte das Kind und sah in der Richtung, wo Stephan verweilte — „nein, ihn — nicht; aber — das andere. Alles das, was sich zwischen die Menschen drängt, die zu einander gehören. Komm nur, Toni; ich sag' Dir das alles noch später — es soll ein End' nehmen.“

„Geht's denn dem Vater besser — oder ist er noch immer so krank?“

„O ja, Toni,“ sagte sie bitter, „dem wird's nun bald *sehr* gut gehen. Wie einem, dem alle Wünsche erfüllt sind. Er soll seine Ruhe haben vor uns. Du sollst ihn auch nicht mehr stören. Du bleibst bei mir.“

Toni fragte nichts mehr und hing sich fest an ihre Hand. Aber die getreue Susi begann nun doch ängstlich zu werden über all den wirren Reden und Andeutungen. Sie verlangte doch eine Erklärung.

Da sagte ihr Creszenz mit majestätischer Ruhe: „Geh' hinüber zu Fräulein Mathilde, ich laß ihr sagen, sie möcht' herüberkommen und ihren Herrn Bruder pflegen. Und soll den berühmten Herrn Doktor nur auch gleich mitbringen. Merk Dir's genau — sie wird's schon verstehen.“

Und als das Mädchen sagte: „Aber ich — ich will bei Ihnen bleiben —“

Da sagte sie ihr: „Ich schreib' Dir, wo ich mich aufhalt. Unter *dem* Dach nimmer. Dann kannst Du kündigen und wieder zu mir kommen. Jetzt tu genau, was ich Dir gesagt hab'. Er will schlafen, jetzt braucht er nichts. Und dann kannst Du für ihn sorgen, bis die Schwester hereinkommt. Die Frau Doktor — und das Kind — die gehen fort.“

Und sie schritt hinaus zu derselbigen Türe, aus der sie die anderen hinausgewiesen. Freiwillig. Jetzt ging sie ohne Zwang.

Dritter Teil.

20.

Der Herr Doktor Georg Büttner saß in Berlin und vervollkommnete dort seine medizinischen Kenntnisse bis aufs Äußerste, um dereinst als Stern am Himmel der Wissenschaft leuchten zu können. Er arbeitete in den Kliniken der Autoritäten und war angeregt durch alles Neue, was er lernte, hörte und sah. Zu Reminiszenzen an Vergangenes blieb über der Arbeit wenig Zeit, und diesen Rest nahm das gesellschaftliche Leben in Anspruch. Es war ihm in dieser Fülle und Unabsehbarkeit neu; die Hartnäckigkeit, mit der sich alle unentwegt zu Diners und Soupers einluden, kannte man in seiner Vaterstadt nicht. Er war gut eingeführt, und sein Frack sah eine Glanzzeit, bei der er langsam glänzend wurde, so daß er sich einen neuen bauen ließ. Fernab in nebelhafter Ferne lagen ihm Kaffeehausstreite und Simmelskirchen.

Die Reichshauptstadt gefiel ihm außerordentlich gut, und er bedauerte nur, daß noch immer nicht genug Landsleute seinem Beispiele folgten, dort zu lernen und Anregungen zu empfangen.

Darunter war mancherlei, was ihn lebhaft an die pfuschende Tätigkeit der Männer der Naturheilkunde gemahnte. Freilich gehoben durch wissenschaftliche Bildung, hier „physiatrisch“ oder „physikalisch-diätetisch“ genannt, dennoch verwandt in den Zielen. Nur verfeinert für die überfeinerte Kultur, angepaßt an die Menschen der höheren Kreise, nicht für Bauern gedacht, wie bei

Kneipp. Ein Kompromiß, tauglich für die Welt, in der man wirklich zu leben die Ehre hatte.

Und Georg mußte doch wieder der Münchener Freunde gedenken und ihres Zwiespalts und Ärgernisses. Er schrieb einen langen Brief an seinen Kollegen Stephan Winkler, was er lange nicht mehr getan. „Meine heimatlichen Ideen," hieß es darin, „haben hier eine Art offizieller Bestätigung gefunden. Es scheint sich allen Ernstes eine Umwandlung zu vollziehen, langsam aber sicher, in der die helfende Seite unserer Aufgabe immer mehr in den Vordergrund tritt. Die Menschen halten sich schließlich nicht für Versuchstierchen, für klinisches Beobachtungsmaterial, aus dem Schlüsse gezogen werden, sondern sie verlangen, daß wir ihnen vor allem vernünftige Ratschläge geben.

Damit haben die Pfuscher ihre großen Erfolge errungen und erringen sie noch. So sehr sie in der Theorie irren, in der Praxis sind sie uns bisweilen über, und ihre Lebensregeln sind gar nicht so schlecht. Auch das viele Geld, was sie sich verdienen, macht auf sie aufmerksam und Menschen neidisch. Apropos die Einnahme-Frage.

Meinte da neulich ein junger Kollege, wir würden ja gar nichts mehr verdienen, wenn wir nur die Lehrer und guten Körper-Sorger spielen wollten und unsere Geheimnisse preisgeben. Davor fürchte ich mich nicht. Einmal bleibt die Menge der Unvernünftigen noch immer groß genug. Und dann kann sich der Laie auf die Dauer doch nicht selber beraten. Bei allen schweren Fällen holt er uns doch, wenn er auch die leichteren selber bekämpfen lernt. Und wenn die Menge wieder mehr Vertrauen gewinnt, wachsen auch für den einzelnen die Zahlen seiner Patienten.

Jedenfalls solltest Du Dich doch mehr mit diesen Fragen beschäftigen, denn ich sehe eine Zeit kommen, wo wir das alles eingehend studieren werden und die Anwendung von Wasser als Kurmittel nicht mehr als unwissenschaftlich gilt.

Ich freue mich all dieser Eindrücke und will sie verarbeiten. Wenn ich zurückkomme, müssen wir viel darüber reden. Grüße einstweilen Deine liebe Frau herzlich von mir und sage ihr, ihre seltge Mutter hätte gar nicht so unrecht gehabt; manches davon würde jetzt schon vom Katheder herab gelehrt."

Diesen Gruß konnte Freund Stephan nun nicht bestellen. Er saß allein und höchlich geärgert in seinem Arbeitszimmer, als er den Brief bekam, während seine Schwester Koffer für ihn einpackte. Mit einem Seufzer warf er das Schreiben zu seinen Papieren.

Es war alles so geworden, wie es Creszenz gesagt. Mathilde hatte sich bei ihm einstalliert, die Susi war abgegangen, eine neue Größe als Aushilfe an ihrer Stelle. Auch die Konsultation der Autorität hatte unverzüglich stattgefunden und Papa Winkler schweres Geld gekostet, da sie auf seinen Wunsch erfolgt war.

Mathilde war schlimm enttäuscht. Sie hatte gedacht, der große Mann würde mindestens eine langsame Abschlachtung ihres Bruders konstatieren. Oder doch eine großartige neue Behandlung einleiten, bei der sie eine epochemachende Rolle als Pflegerin spielen würde.

Statt dessen hatte er den jungen Kollegen in vortrefflicher Rekonvaleszenz gefunden, sich fast mit allem einverstanden erklärt, was geschehen, mit Ausnahme des offenen Fensters, das er für unnötig erklärte. Es hätte auch im Nebenzimmer gelüftet werden können, bei offener Türe. Aber gestorben wäre er daran nicht. Das Morphium verdammte er scharf und hielt dem Kollegen eine eindringliche Strafpredigt vor den Ohren Mathildens. Dann verschrieb er ein paar unschuldige Rezepte, von denen Stephan erklärte, die wisse er selber auswendig, und ging majestätisch von dannen. Einen Badeaufenthalt zur Erholung hatte er noch dringend empfohlen, und da der Papa A gesagt, so mußte er auch B sagen und die Mittel für eine schöne Erholungskur freigebig bewilligen. Dazu wurden eben die Sachen gepackt. —

Es war wohl allseitig das Beste. Die Angelegenheit mit der Flucht Creszenz' und Tonis hatte zunächst absolut verwirrend gewirkt. Was sollte man tun? Nur ja keinen Skandal! Die Familte hatte schon genug von all den kleinen Sticheleien und Anspielungen, die sie bisher durch diese Heirat erduldet.

Daß die Frau den Knaben einfach mitgenommen, war ja unerhört; aber den wollte

man schon herausbekommen. Der Papa erließ ein Schreiben, in dem er sie aufforderte, das Kind unverzüglich zurückzubringen. Damit war jeder Gefahr vorgebeugt, daß es später heißen könne, man habe stillschweigend zugestimmt.

Creszenz antwortete kurz, sie warte auf Mitteilungen ihres Mannes. Der wisse allein, warum sie gegangen sei. Und nur ihm sei sie Rechenschaft schuldig, solange er lebe. Und sie höre von Susi, es ginge ihm besser.

Also kam es auf Stephan an. Aber der mußte erst wieder frisch und tatkräftig werden. Einstweilen war nichts mit ihm anzufangen. Auch sein Geist brauchte sichtlich noch der Erholung. Denn er war wieder stumpf und gleichgültig und gar nicht dankbar gegen seine aufopfernde Schwester. Sie klagte über schwärzesten Undank.

In Wahrheit war es ihm gar nicht so klar, warum seine Frau diesen einschneidenden, tollkühnen Schritt getan, ihn zu verlassen. Was hatte er denn eigentlich so Schlimmes gesagt? Er besann sich mühsam auf das ganze Gespräch, das vorherging.

Nun ja, er hatte geklagt, sich auch einmal ausgesprochen, wie die anderen so oft; sein Unglück nicht vor ihr verheimlicht. Immer hatte man ihn zu schweigsam geheißen und zu wenig mitteilsam; nun hatte er offen geredet und gerade damit alles verdorben.

Daß das mit der Liebe nicht mehr so stand, wie in den ersten Jahren, das mußte sie doch längst schon gemerkt haben. Das konnte sie doch so sehr nicht überraschen. Und all das andere war doch auch nur eine Konstatierung unbestreitbarer Tatsachen. Sie war doch sonst keine zimperliche Frau, weshalb nahm sie den einen Ausbruch höchstgesteigerter schlechter Laune gleich so grenzenlos tragisch?

Mathilde hatte sie im Gespräch wie eine Verbrecherin brandmarken wollen; das hatte er schroff zurückgewiesen. Den Gedanken einer dauernden Trennung hatte er niemals durchgedacht und erwogen; vielleicht war die Trennung das beste, aber eine Schuld wollte er Creszenz nicht aufladen. Dazu war er doch noch zu ehrlich. Als ihre einzige Schuld sah er die beleidigende Kränkung an, daß sie so einfach von ihm gegangen. Er empfand es als maßlose Überhebung ihrerseits, als persönliche Ohrfeige, als unbändigsten Trotz.

Und er grübelte, was sie zu diesem Äußersten getrieben. Was nun folgen sollte, war ihm so wenig klar, wie den Seinigen. Einstweilen fühlte er sich noch zu schwach. Und warf ihr auch das vor, daß sie ihn ohne weiteres der Schwester Pflege überwiesen hatte. Denn die war gar nicht nach seinem Geschmack.

Mathilde traktierte ihn zwar den ganzen Tag mit „lieber Bruder", „mein guter Stephan", „mein lieber Patient", aber ihr Regiment war ihm sehr unbequem. Überhaupt mußte sie sich sehr verändert haben, sie, oder gar alle beide, seit ihrer Jugendzeit, wo sie sich gut miteinander vertragen hatten.

Für seine Schwester war er, so schien es, eigentlich immer noch ein Knabe. Von dem nicht unterwürfigen, aber wahren Respekt, den er von seiner Frau gewohnt war, keine Spur. Creszenz widersprach wohl, aber die Anerkennung seiner Persönlichkeit, seiner Kenntnisse und seines Charakters lag doch unausgesprochen selbst in Gegenrede und Zwiespalt. Mathilde ging mit schönen Worten über seinen Willen und seine Wünsche einfach zur Tagesordnung über, die sie nach ihrem Kopfe gestaltete.

Alles sollte so sein, wie im Hause der Eltern. Das war das einzig Mögliche, das einzig Wahre. Und er hatte doch nun jahrelang selbst einem Hauswesen vorgestanden und mit dem Haushalt, der Küche, der Wirtschaftsführung war er eigentlich immer zufrieden gewesen. Mindestens verdroß ihn, daß das nun alles nicht recht war. Auch die Susi hätte er gern behalten, weil sie sich als treu und aufopfernd erwiesen; aber die lief ganz selbstverständlich und ohne zu schwanken der Frau nach, die ihr nichts bieten konnte.

Wovon lebte sie denn eigentlich? Stephan wartete täglich auf einen Brief, der ihn um Geld zum Lebensunterhalt bitten würde. Darauf wollte er dann entsprechend antworten, so hatte er sich das vorgenommen. So mußte es kommen. Sie hatte sich in der Stadt eingemietet, das wußte er; und das Geld, das sie in Händen hatte, reichte höchstens für eine Woche. Dann also mußte sie bitten.

Aber der erwartete Brief kam nie. Statt dessen das Schreiben Georgs aus Berlin, der die liebe Frau schön grüßen ließ. Diese

Kleinigkeit brachte ihm seine seltsame Situation scharf zum Bewußtsein. Und da sollte er sich nicht ärgern? Am besten war, er tat gar nichts, reiste in seinen Badeaufenthalt und ließ sie an sich herankommen. Einmal mußte ihr doch der Mut sinken, mochte ihr auch für den Anfang irgend jemand geholfen haben.

Noch am Abend vor der Abreise hätte er sich beinah mit Mathilde blutig gezankt. Sie gab ihm Ratschläge und Vorsichtsmaßregeln, wie einem Kinde. Daß sie ihm nicht sagte, er möge doch in der Eisenbahn nicht den Kopf zum Fenster heraussirecken, das war alles. Am liebsten wäre sie mitgereist. Aber das verbat er sich energisch. Wenn schon allein, dann wolle er gründlich allein sein. Und mit der Schwester vertrug er sich doch nicht mehr.

Und sie hatte sicher gehofft, er werde sie auffordern, ihm künftig die Wirtschaft zu führen. Daß diese Person endgültig aus dem Hause war, stand für sie fest. Und den Toni konnte man dann erziehen, zu einem wirklich feinen, der Familie würdigen Jungen. All diese Luftschlösser versanken. Nun, er war noch krank, tröstete sie sich; der Bann des Vergangenen mußte erst allmählich weichen. Aber es war nicht zu glauben, wie diese Frau ihren Bruder schon ungünstig beeinflußt hatte. Von ihr, der Schwester, wollte er schon gar nichts mehr annehmen, und war so lieblos und häßlich, gar nicht wie früher. Das konnte ja doch nur an dem Umgang liegen — —

Die Fensterläden wurden zugemacht, die Möbel mit Naphtalin eingestreut und die Wohnung verschlossen. Bald lag sie ganz stumm da, die eben noch so heftige Szenen gesehen, harmlos und stumm. Es war, als wären Doktors auf Urlaub gegangen, wie andere Ehepaare; nur nicht zusammen, sondern der Mann dahin, Frau und Kind dorthin. So erzählte man es auch den Bekannten.

21.

Und wo stak nun Frau Creszenz? Sie saß seelenruhig in München mit ihrem Toni und wartete, ganz ebenso wie ihr Mann, auf das erste Wort, das er nach ihrer Auffassung sprechen mußte. Ihre ganze Energie war wieder erwacht, ihre ganze Elastizität wiedergewonnen; sicher, als handele es sich um die einfachste Sache der Welt, hatte sie gehandelt und sich ein neues Leben eingerichtet.

Sie hatte nur eine Nacht im Hotel verbracht, sich dann zwei Zimmer gemietet, kleine Zimmer mit einer Küche, aber in anständiger Gegend und zweifelloser Lage. Am ersten Tag war sie zu der früheren Oberin des Stiftes gegangen, in dem sie als Krankenpflegerin gelernt. Und hatte sich wieder als solche angeboten.

Ihre Geschichte hatte sie einfach und würdig erzählt und nur geäußert, ihr Mann solle die Freiheit haben, nach der er sich sehne, da sie ihn doch nur unglücklich mache. Ihr ganzes Wesen hatte der Oberin imponiert, die ihre Leistungen von früher her kannte. Sie streckte Creszenz eine Summe bar Geld vor zum Anfang, die diese wie selbstverständlich annahm. Daß man ihr traute, wunderte sie nicht. Sie genoß ja noch das Renommee von früher. Das Geld wollte sie schon bald und sicher abbezahlen.

Kaum war die treue Susi bei ihr angelangt, so daß sie beruhigt das Haus verlassen konnte, so übernahm sie Pflegen außer demselben, jede freie Stunde für ihren Toni verwendend. Der war in den übrigen bei Susi ebenso gut aufgehoben, wie bei ihr. Sie massierte auch bei sich in der Wohnung, wenn sie gerade freie Tage hatte, und die Oberin verschaffte ihr reichliche Kundschaft. Die Sache war nach einigen Wochen in völligem Gange.

Stephan saß in seinem Badeorte und wartete auf eine Bitte. Und sie saß in München und wartete gleichfalls; nur ihre Zeit in angestrengtester Tätigkeit verbringend. Sie spürte sie kaum; ihre Kraft war wieder da und ihr Lachen, wenn sie mit dem Kinde spielte. Sie fühlte sich ausgesprochen wohl, wohler als seit Jahren. Ihre Ehe erschien ihr jetzt selbst manchmal als ein Irrtum; sie war wohl zum Arbeiten geboren. Viel Zeit zum Sinnieren hatte sie nicht, und tat es auch nicht. Denn vor allem wollte sie selbständig und sicher dastehen, der Familie gegenüber, wenn die unvermeidliche Auseinandersetzung begann.

Nur nicht mehr von deren Gnade abhängen, leben, die ihr ihr Leben so gründlich verdorben. Zeigen, daß sie kein Nichts war, keine Verzweifelte, die sich an Stephan geklammert; sondern eine, die sich freiwillig

Digitized by Google

gegeben und nun ihre Gabe zurücknahm. Eine ebenbürtige Partei, wenn es zum Kampfe kam.

Sie ahnte ihn wohl. Aber sie machte sich noch keinen Plan. Sie hatte plötzlich, wie unter einer Eingebung, gehandelt und zog jetzt tätig die Konsequenzen. Wie es weiter gehen sollte, bedachte sie noch nicht. Mochte man ihr doch Vorschläge machen.

Toni war anfangs sehr ungnädig gewesen. Die Geschichte leuchtete ihm durchaus nicht ein. Er verlangte zurück in die schönen Zimmer, zu seinen Spielsachen und — zu der Großmama. Den eigenen Vater erwähnte er nur ganz flüchtig, der war für ihn noch krank.

Das kam, weil sich Stephan die ganze letzte Zeit vor lauter Sorge um seinen eigenen Körper kaum mehr um das Kind bekümmert hatte. Überhaupt waren die Stunden immer weniger geworden, die er ihm schenkte, seit sie in der Stadt waren. Und er konnte sehr heftig werden, launisch, durch jeden Lärm gereizt und irritiert, und Kinder wollen lärmen und lieben die Heftigkeit nicht.

Aber die neuen Zimmer waren für Toni zu eng und zu dürftig, das Mobiliar zu schlecht, die Straße weit draußen zu häßlich. Er machte der Mutter die erste Zeit sehr schwer und sauer. Bis Susi ankam und ihm all seine Spielsachen mitbrachte und seine guten Kleider. Das hatte der Vater selbst so angeordnet; so kleinlich mochte er doch nicht sein.

Susi hatte gar kein Hehl daraus gemacht, daß sie schnurstracks zur Frau Doktorin lief, und Stephan hatte ihr mehr bezahlt, als sie fordern konnte, da sie lange vor der Frist ihren Abschied erbat und erhielt. Er schämte sich ein wenig vor diesem einfachen Geschöpf, das so zweifellos stillschweigend die Partei der Frau nahm.

Und dann war Creszenz das Glück günstig gewesen, das so oft die Laune hat, dem Energischen hold zu sein, auch wo er gar nicht darauf rechnen dürfte. Sie, der es bei ihrem Mann so schwer geworden, passenden Umgang für ihren Knaben zu finden, seit der Kindergarten abgetan, fand ihn jetzt als getrennte einsame Frau in der einfachen Wohnung. Eine sehr wohlhabende Familie, die den ersten Stock des Vorderhauses bewohnte und längst in die feineren Stadtteile hätte ziehen können, wäre sie nicht aus früherer Zeit an diesen gewöhnt gewesen, fand Gefallen an dem hübschen Knaben.

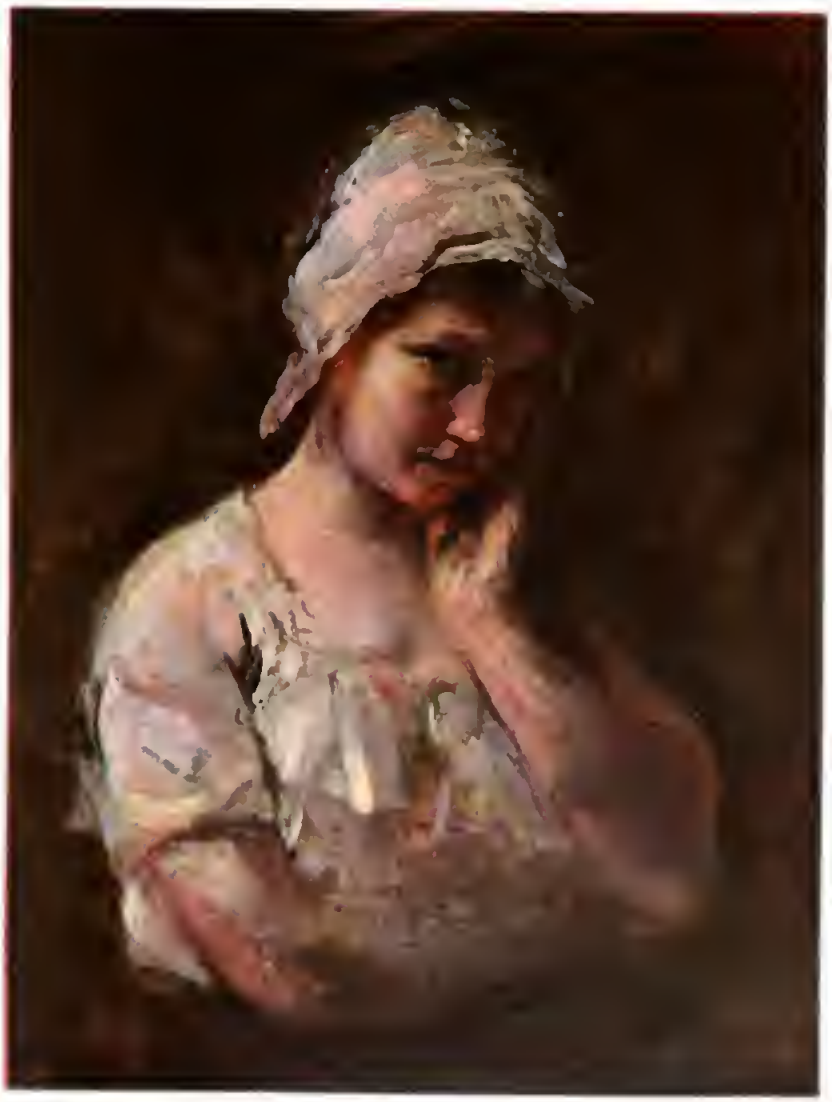
Toni hatte etwas Originelles vom Lande her beibehalten, ein Gemisch von Landkind und Stadtkind, und das machte Spaß. Ganz umsonst waren Mathildens heiße Bemühungen ja auch nicht gewesen, und seine Manieren leidlich zu nennen. Diesen Leuten genügten sie völlig. Ihre eigenen Kinder hatten eher schlechtere. So war denn Toni jetzt öfter „eingeladen", als je zuvor; da waren zwei kleine Mädchen, ihm etwas ganz Neues und Anziehendes; er gewöhnte sich ein. In seinem Alter gewöhnt man sich noch an alles. Und innerlich hing er doch einzig an seiner Mutter.

Creszenz fand überhaupt, daß sie mehr Menschen sah, mehr Freundlichkeit erfuhr, mehr Wohlwollen spürte, als in der letzten Zeit ihrer Ehe. Aber das war kein Zufall. Die verheiratete Frau hielt jedermann für befriedigt, ausgefüllt, ja für sehr stolz und kümmerte sich nicht weiter um sie. Für die Alleinlebende, die so energisch dahinschritt, hatten die Leute Teilnahme und Interesse.

Man erzählte sich natürlich wunderbare Geschichten, die das Richtige niemals treffen konnten. Denn das war ja den Beteiligten selbst nicht ganz klar. Aber es gab ihr doch einen Nimbus, und ihr Charakter und ihre sittliche Unangreifbarkeit zeigten sich bald und wurde auch durch die Besuche der Oberin mit dem schönen goldenen Kreuz um den Hals und der diversen feinen Damen erhärtet. Tonis Freundschaft mit der „pikfeinen" Familie in der „Beletage" steigerte ihr Ansehen auch noch gewaltig. Und sie fand sich lebhaft beachtet.

Zudem war sie jetzt meist heiter, vordem mißmutig und gleichgültig. Kräftig zufassen zu können, war ihr Lebenselement, für den Müßiggang schien sie nicht geschaffen. Und die Menschen lieben es, heitere Gesichter zu sehen, weil es die wenigsten selber sind. Auf ihrem Gesicht las man außerdem deutlich, daß sie nicht der schuldige Teil sein konnte bei dieser unklaren Ehetrennung; sie selbst äußerte zu niemand eine Silbe darüber, außer gegenüber der Oberin, und man gab die Versuche bald auf, sie auszufragen.

So standen die Dinge, als eines Vormittags ein sehr elegant gekleideter Herr



Holländisches Mädchen. Ölstudie von Alois Erdelt-München.

die Treppe hinaufstieg und an Frau Creszenz' Türe klingelte. Der erste Mann, der diese Glocke zog. War es ihr Mann? Dafür schien er doch zu jung. Eine sehr böse Zunge im Hinterhause begann schon Kapital aus dem Besuche zu schlagen, aber erreichte damit noch keinen Effekt. Es war ja auch helllichter Tag

Der feine Herr gab der Susi seine Karte, obwohl ihn diese sofort erkannte. Er wollte das Formelle der Sache betonen. Und er erreichte auch, daß Susi hochrot vor Erregung, aber ganz sachlich antwortete: „Der Herr Rechtsanwalt möchten eintreten — die Frau Doktor kommt gleich herein."

Creszenz hatte die Karte: „Eugen Winkler, Rechtsanwalt" in Empfang genommen und sofort verstanden. Also jetzt ging es los. Gut, daß sie gerade daheim war. Sie legte nur ihre Schürze ab, ordnete etwas am Kleid und trat dann in das einfache Wohnzimmer, wo Eugen inzwischen gewartet hatte.

Er war wirklich Rechtsanwalt, ein ganz neugebackener, und übte nun seinen Beruf in dieser Angelegenheit aus. Das Zimmer hatte er flüchtig gemustert — „sehr pauvre", natürlich — und sich dann in feierliche, möglichst eindrucksvolle Positur gesetzt. Das hätte er sich sparen können. Denn Creszenz war wieder die alte von Simmelskirchen, der die Pose nicht imponierte. Sie hatte sicherere Manieren in ihrem einfachen Stübchen, als in dem neugekauften Salon —

„Herr Rechtsanwalt, was verschafft mir die Ehre?" Auch das hatte sie instinktiv erraten, daß die Visitenkarte jede Vertraulichkeit abschneiden sollte; sie hatte sich mit den jüngeren Brüdern „Du" genannt und gebrauchte jetzt selbstverständlich das „Sie". Einen Feind nennt man nicht Du, und das war ihr Feind, das wußte sie genau.

Eugen war erstaunt. Er hatte sich vorbereitet, sich alles Familiäre verbitten zu müssen. Nun fing sie von selbst so an. Er sagte nur: „Gestatten Sie — ich komme im Auftrag meiner Familie" — das letzte Wort siebenfach drohend und gewichtig unterstrichen.

„Bitte, nehmen Sie Platz." Und sie setzten sich einander gegenüber, tadellos, einfach korrekt. Das hatte er nicht erwartet. Das Wort schien sie ja gar nicht niederzuschmettern — —

Er holte gewichtig aus. „Sie haben meinem Vater auf seinen Brief kühl ablehnend geantwortet. Dabei können wir uns natürlich nicht beruhigen. Papa ist entschlossen, jetzt entscheidende Schritte zu tun."

Sie nickte nur. Daß sie bereit sei, zu hören.

Er sicherte sich nochmals. „Darf ich ohne Umschweife reden? Ich weiß, Sie haben eine starke Seele" — dieser Satz erschien ihm sehr schön — „hoffentlich werden Sie ohne allzu große Erregung —" Er liebte die „Szenen" noch weniger als sein Bruder.

Aber Creszenz beruhigte ihn. „Reden's nur ungeniert."

Da holte er Atem. „Also — — Sie haben das Haus meines Bruders böswillig während seiner Krankheit verlassen —"

„Ja," sagte sie nur.

„Und wollen nicht dahin zurückkehren?"

„Er hat mich nicht aufgefordert dazu."

Einfache Leute können Juristen zur Verzweiflung bringen. Als ob sie wüßte, daß jene Aufforderung eigentlich nötig war. Aber Stephan war ja nicht zu bewegen gewesen — „Das könnte nachgeholt werden," wich Eugen aus.

Sie nickte wieder nur. Diese Frau war ja unausstehlich.

Ein zweiter Vorstoß. „Sie haben den Knaben gewaltsam mit sich genommen."

„Der ist gern mitgegangen mit seiner Mutter."

„Kinder in diesem Alter haben noch keinen eigenen Willen. Sie begreifen doch, daß sich auf diese Tatsache hin ein Scheidungsprozeß anstrengen läßt, dessen Ausgang mir als Juristen nicht zweifelhaft ist?"

„Davon versteh' ich nichts. Aber meinetwegen — machen's den Prozeß."

Aber das wollte die Familie ja gerade nicht. Darum war er ja in eigener Person hergekommen — — Er stotterte beinahe: „Ich würde als Vertreter der Familie fungieren —"

Da sagte sie fest: „Soviel ich weiß, geht das nur meinen Mann etwas an und nicht die Familie. Also — haben Sie eine Vollmacht vom Stephan?"

„Noch ist's nicht Zeit zu den Vollmachten — erst vor Gericht," sagte der junge Rechtskundige sehr irritiert.

„Na," meinte sie ruhig, „wenn's soweit kommen soll, nehm' ich mir halt auch einen Advokaten. Ich hab' mir schon einen guten sagen lassen. Dann können Sie ja mit dem unterhandeln."

„So leicht nehmen Sie die Entfesselung eines öffentlichen Skandals?" platzte er heraus.

„Ich hab' nichts zu fürchten, denn ich hab' nichts Unrechtes getan. Warum ich gegangen bin, das werde ich dann dem Herrn Richter schon sagen."

Eugen wurde äußerst nervös. „Also wollen Sie es zum Äußersten treiben?"

„Ich?" meinte sie ruhig. „Gott behüt'! Ich hätt' lieber meine Ruh'. Und für den Toni ist's auch nicht gut. Aber ich denk', die Familie —"

„Ich komme in den versöhnlichsten Absichten," lenkte er ein. „Ich mußte nur konstatieren, deduzieren —"

„Daß Sie mir feindlich sind. Das weiß ich eh'."

„Sie sprechen sehr seltsam von der Familie ihres Mannes," meinte er wieder überlegen. Feindlich war doch ein zu roher Ausdruck. „Bedenken Sie gar nicht, was Sie uns schuldig sind? Haben Sie gar keinen Sinn —"

„Für Familie!?" sagte sie, lehnte sich zurück und sah an die Decke. „O — und wie! Ich war ja so stolz und so glücklich — früher — daß ich da hinein gedurft hab'. So einen schönen Namen, so hochgestellte Verwandte. Ich — keinen Sinn! Aber — na, davon woll'n wir jetzt nicht reden. Ich klag' nicht mehr an. Ich hab's nur nicht mehr ausg'halten, jetzt ist mir wieder wohl. Das ist alles."

Nun fiel er aber doch aus den Wolken und eiferte los: „Wohl? Wohl, sagen Sie? Ja, betrachten Sie denn diese unglaubliche Situation als eine Lösung?"

„Ich mein', es ist uns allen jetzt besser!" beharrte sie.

„Aber ich bitte Sie! Die Frau meines Bruders als Krankenpflegerin, als Wochenpflegerin —" dies Wort mit dem ganzen Abscheu vor solchen unanständigen Vorgängen — „als Masseuse, im Dienst fremder Leute!"

„Ja, sollt' ich vielleicht bei Ihnen betteln kommen? Ich hab' eben mein altes Metier wieder aufgenommen. Davon versteh' ich was. Der Toni hat noch nicht Hunger gelitten."

„Der Knabe — ist er gesund? Wo ist er denn eben?"

„Dem Toni fehlt nix. Und sein tut er gerad' bei den Schmiedhubers vorn in der ersten Etage. Wenn Sie anläuten mögen, können Sie ihn sich zeigen lassen. Sind reich gewordene Bäckersleute, jetzt Privatiers oder Rentiers. Aber brave Leut'; sie haben ihn sehr oft drunten bei ihren Kindern."

Immer unausstehlicher. Jetzt war sogar da nichts Unanständiges zu konstatieren. Und eine ehemalige Bäckersfamilie mengte sich dann, aus Teilnahme natürlich, auch noch in den Prozeß.

Eugen erregte sich. „Das ist ja ganz hübsch. Aber das muß doch ein Ende nehmen. Und zwar bald. Sie müssen doch einsehen, daß Sie das Kind auf die Dauer nicht bei sich behalten können!"

„Was — ich — meinen Toni?" meinte sie ruhig.

„Unter gar keinen Umständen," beteuerte er. „Das ist doch der Anfang jeder Verständigung!"

„Das will ich doch sehen, wer mir den Buben nehmen will. Das will ich sehen," sagte sie trotzig.

„Zuvörderst — Sie können ihn nicht standesgemäß erziehen!"

„Nicht — standesgemäß —" Dieser Hieb saß und machte sie betroffen. Dunkles Unheil ahnte ihr aus diesem unheimlichen Wort.

„Das ist doch klar!"

„Ich werd' mir schon soviel verdienen, daß es ihm an nichts fehlt. Ich hab' mir vor meiner Heirat auch verdient. Ich für mich brauch' nichts —"

„Es ist doch nicht das Geld allein! Ihre Stellung in der Welt, Ihre Einsamkeit —"

„Ja, dafür kann ich nichts," beruhigte sie sich selber. „Das kann man mir nicht verübeln. Es ist mir noch kein Ministerposten angeboten worden. Muß halt der Toni zufrieden sein. Ich bin nun einmal seine Mutter —"

Da fuhr er auf: „Die in blindem Egoismus sein Leben verderben will, die ihn seinen natürlichen Angehörigen entziehen will, seine Bildungsstufe herabdrücken —"

Digitized by Google

Aber da zog ein humorvolles Lächeln über ihr Gesicht. Sie vergaß seine Würde und seine Rolle und fühlte nur ihre eigene Persönlichkeit. „Weißt D', Eugen," sagte sie, plötzlich ins „Du" zurückfallend, „Du bist ja sehr g'scheit — und stellst alles recht hübsch zusammen. Aber was eine Mutter ist — davon verstehst Du halt absolut gar nix!"

Eine peinliche Pause entstand. Eugen war völlig dekontenanciert. Das Du hatte ihm den Rest gegeben. Wollte sie ihn als dummen Jungen behandeln? Er reckte sich höher und steifer, und sagte eine augenscheinlich eingelernte Tirade her.

„Natürlich ist keinenfalls davon die Rede, das Kind seiner Mutter ganz zu entfremden. Es ist ja nicht der erste Fall dieser Art. Die gewöhnliche Lösung ist die, daß das Kind den Großeltern übergeben oder in ein Institut gebracht wird und dann Vater und Mutter abwechselnd zu bestimmten Zeiten sieht."

Sie sah ihn lächelnd an. „So — leihweis, meinst Du, ‚auf Zeit' — meinen Toni, das wär' ja nett! Daß ich da den Kürzeren ziehet', ist klar."

„Dies würde genau festgestellt. Dafür würde ich garantieren. Sie können Ihr Kind oft genug sehen; sobald sie es verlangen, wird es Ihnen gebracht —"

Sie blieb ruhig bei ihrem Du und meinte mit neckendem Humor, denn dieser Vorschlag erschien ihr einfach unglaublich: „Geh, halt' mich nicht für so dumm, Eugen! So was muß man nicht denken, gar im Ernst machen! Nein, nein, nein. Ein Kind aus den Augen lassen, in dem Alter — nachher hat man's schon verloren. Das könnt' Euch taugen, gelt: alle zusammen den Toni brav gegen mich aufhetzen! Nachher alle heiligen Zeiten herschicken, wann mir's g'rad nicht paßt — und das End' vom Lied wär', daß er bald nichts mehr von mir wissen wollt' und bei seiner Großmama mit den ‚feinen Kleidern' bleibet! — Ja, schön habt Ihr's ausgedacht, schön wär's schon — aber es wird halt nix daraus!"

Er verlor wieder die Fassung. „Ja, aber um Gotteswillen, haben Sie denn nur gedacht, daß wir das alles so weiter gehen lassen?"

„Und warum redet er nicht, der Stephan? Warum kommt er nicht und sagt mir das ins Gesicht? Er scheint nicht viel Courage zu haben, einer alleinstehenden Frau — seiner Frau — gegenüber!"

„Stephan ist noch verreist."

„So, verreist," sagte sie ruhig. Sie wußte es schon durch ihre Susi, die es nicht lassen konnte, herumzuschnüffeln, was in der alten Wohnung etwa vorging. Soviel Mensch war die ja doch und die Sache zu interessant. „Ja, warum schreibt er dann nicht!?"

„Das kann ich nicht wissen. Ich vermute es nur. Was ihn zurückhält, ist doch leicht begreiflich! Nach einer solchen Beleidigung —"

Das Wort ärgerte sie. Es kam ihr abgeschmackt vor. Und sie verlor den Humor und sagte wieder „Sie".

„Jetzt wissen Sie was, Herr Rechtsanwalt, reden wir nicht von Beleidigungen — unter Eheleuten. Das versteh' wieder ich nicht. Und da hätt' ich am End' auch von einer zu erzählen. Aber darum handelt sich's doch nicht. Wenn ich zu meinem Vater hätt' gehen können, wär' ich zu dem. Aber das will ich nicht — das wär' leicht noch unbequemer für die ‚Familie'. So hab' ich mir allein g'holfen, und es ist auch gegangen. Meine frühere Oberin hat mir Geld vorgeschossen — die Hälft' hab' ich schon abbezahlt. Also — so steht's bei mir. Jetzt tun Sie, was Sie wollen. Machen's Ihren Prozeß, wenn Sie's freut. Oder der Stephan weiß was anderes. Aber mit solchen Sachen kommen Sie mir nit, von Beleidigungen, und den Toni hergeben. So ein Sonntag-Nachmittag-Zugeh-Kind — dafür dank' ich. Ich bin seine Mutter, und die will ich auch bleiben."

Eugen besann sich. „Und der Vater hat nach Ihrer Auffassung wohl gar keine Rechte an sein Kind?"

„Rechte?" gab sie zurück. „Das ist nicht meine Sach' — das kann das Gericht entscheiden."

„Und die Liebe zu seinem Kind? Seine Sehnsucht?"

Da verzog sie spöttisch die Mundwinkel. „Hat er die wirklich? Soll ich das glauben? — Na, wissen Sie was: Schlagen Sie doch ihm das vor" — und sie machte sein feineres Hochdeutsch nach — „das Kind soll ihm gebracht werden, so oft er's

begehrt. Werden's sehen: für *seine* Lieb' wird das wohl langen!"

Nun war Eugen beleidigt und stand auf. „Sie verhöhnen geradezu seine väterlichen Gefühle —"

Da stand auch sie auf und sagte mit ernstem Nachdruck: „Wissen's, ich hab' ihn einen Abend lang reden hören, bevor ich gegangen bin. Da ist von der großen Lieb' nicht viel vorgekommen und von den Gefühlen, sondern alleweil: ich — und ich — und ich! Glauben Sie mir, wenn Sie wirklich so was Gutes stiften wollen mit uns zwei: lassen Sie *ihm* sein Ich — das liebt er am meisten. Und mir lassen's den Toni, mein Kind, das einz'ge, was ich hab'. Er wird sich schon trösten. Er kann eine ‚Dame' heiraten und noch andere Kinder kriegen, schönere und g'scheitere; ich aber nicht."

Die Rollen schienen vertauscht. Jetzt war sie es, die den jungen Menschen aus der Überlegenheit der Erfahrung heraus belehrte. Eugen empfand das höchst peinlich. Auch war er darauf nicht gefaßt.

„Ja, da müßte doch eine Scheidung vorhergegangen sein," meinte er ganz erstaunt.

„Davon haben Sie ja gar nicht geredet," sagte sie ruhig. „Sie haben nur vom Toni gesprochen und einem Prozeß. Der Stephan — mag er frei sein — ich halt' ihn nicht."

„Das ist ein ganz neuer Gesichtspunkt," sagte er unwillkürlich. „Ich dachte, Sie wollten sich diese Brücke erhalten —"

Das gab ihr den Humor wieder. „Mein lieber Eugen, müssen Sie denn immer was Gemeines von mir denken? Ich mein' immer genau das, was ich sag' — und brauch' keine Brücken. Ich geh' nicht zu Grund' — hab' *vorher* auch schon gelebt. Heiraten tu' ich auch nicht mehr — davon hab' ich genug. Ihm hab' ich's Leben verdorben, wie er sagt — soll er sich ein neues aufbauen. Den Toni braucht er *nicht* dazu — das können Sie mir schon glauben."

Eugen suchte nach einem effektvollen Abgang und wiederholte: „So einfach — ist aber die Lösung — doch nicht."

„Nachher finden Sie halt eine bessere — ich weiß keine."

Er fiel auf die Polizei, wie alle guten Staatsbürger in schwierigen Fällen. „Bedenken Sie, daß man die gleichen Mittel, die Sie gebrauchen, *gegen* Sie anwenden könnte, um das Kind zu seinem Vater zu bringen —"

Da lachte Creszenz und reckte sich. „Mit Gewalt, meinen Sie? Wenn's die Polizei für Sie tut — sonst nicht! Ich pass' schon auf und die Susi auch. Vielleicht von der Straß' weglocken? Auf der geht er niemals alleinig. Oder wollen's beim Fenster einsteigen? Die Wohnungstür werden wir gut zuschließen —"

Eugen machte eine ärgerliche Gebärde.

„Ja, wenn wir schon beim Einbrechen sind! Da sind Sie bei mir an der rechten! Ich hab' mir nichts zu schulden kommen lassen, ich fürcht' mich nicht."

Da wandte sich der Jüngling zum Gehen. Dieses Weib war im stande und warf ihn hinaus, ehe er einen effektvollen Abgang — — „Sie zwingen uns zum Prozesse. Mögen Sie es nie bereuen, daß Sie meine Vermittelung ausgeschlagen haben. Ich habe nichts weiter zu sagen."

Sie entgegnete trocken: „Ich auch nicht. Empfehle mich Ihnen."

Und er ging majestätisch würdevoll ab, sich verschwörend, diese Treppen nie wieder zu steigen. Der Ärger stand ihm so deutlich auf dem Gesicht, daß selbst die bösartige Hausbewohnerin, die aufgepaßt hatte, erklärte: „Wann dös ein Liebhaber war, nachher hat sie ihn abfahren lassen, aber gehörig!"

Creszenz aber blieb in unruhiger Sorge zurück. Sie hatte sich mutiger gestellt, als sie war. ‚Jetzt heißt's aufpassen,' dachte sie.

„Susi! Susi!" Die Getreue erschien.

„Was is g'fällig, Frau Doktor?"

„Du, Susi, weißt was Neues? *Die* wollen den Toni haben, um jeden Preis. Aber wir geben ihn nicht her. Lauf schnell hinunter und hol' ihn."

Das geschah eiligst; aber es ergab sich, daß der Herr Rechtsanwalt nicht im Vorderhause vorgesprochen hatte. Der Toni wäre auch nicht mit ihm gegangen, denn er mochte diesen Onkel nicht leiden. Er erhielt seine besonderen Verhaltungsmaßregeln, mit keinem Fremden zu reden und im Notfall *um* Hilfe zu schreien.

Es leuchtete ihm sehr ein, und er freute sich schon auf das Hilfegeschrei.

Digitized by Google

Dann berieten die beiden Frauen weiter.

„Weißt D'," erklärte Creszenz, „wir geben ihn einfach nicht her. Wenn eine Mutter sich nicht verfehlt hat — gegen die Eh' — nachher geht das nicht so leicht. Wir wollen uns schon wehren. Ich hab' schon solche Geschichten gelesen —"

„So? Haben's was g'lesen?" rief Susi. „Also nachher tun wir uns sakrisch wehr'n. Ich pass' schon auf."

„Weißt D', b'sonders, wann ich meine Pflegen hab'. Sie wissen's nit genau, wann das trifft. Ich hab's dem Herrn Schwager nit auf die Nas'n 'bunden, daß ich soviel fort sein muß, bei der Nacht. Also, da mußt Du sorgen. Immer fein zuschließen —"

„Zweimal schließ ich 'rum, den großen Schlüssel," beteuerte der weibliche Knappe. „Und den Nachtriegel a no. Wissen's was, Frau Doktor, a Pistol könnten's mir schon anschaffen —"

„Ja, kannst Du denn schießen?"

„Na. Aber i lern's schon no."

„Das werden wir noch überlegen," entschied der Ritter. „Wenn ich da bin, hab' ich keine Angst," und sie wuchtete ihre Arme, „ich hab' auch Kraft. Nur, wenn ich fort bin —"

„Feit sie nix. Werd' ihn schon verteidigen, den Toni. Gegen die g'studierten Leut'. Darf i denn zuschlagen auch, wenn's not tut?"

„Besser schon nicht," meinte Creszenz lächelnd und gewann ihre Laune wieder.

„Na, 's wird auch ohnedem gehen. So, so, an Toni möchten's! Hab' mir's immer gedenkt. Aber nix gibt's — malt's Enk selber an Bub'n, wann 's einen braucht's. Gelt!?"

Die nächste Folge war, daß an einem Morgen, als Creszenz noch nicht zu Hause war, der etwas ungestüme Bäckerjunge, der Geld haben wollte, von Susi beinah gespießt worden wäre. Sie hatte sich statt des Pistols einen alten Kavalleriesäbel zugelegt — von einer militärischen Bekanntschaft.

22.

Herr Eugen hatte ziemlich auf eigene Faust gehandelt; um so verstimmter war er, daß sein Versuch mißlang, die Sache noch vor Stephans Rückkehr in die Wege zu leiten. Daran gerade lag ihm, denn wer weiß, was der wollte, und ob er nicht alles wieder verdarb. Zu Hause berichtete Eugen natürlich nur das Ungünstigste, den Trotz, die Bosheit, ja den Hohn dieser Frau — ihm gegenüber, dem Vertreter der Familie. Mathilde wunderte sich, daß Gottes strafende Hand dieses Weib noch nicht zerschmettert habe.

Aber die Mama war ganz still. Sie fühlte, gegen ihren Wunsch, den Stolz der Unschuldigen heraus, und diese Erkenntnis, gegen die sie sich vergebens sträubte, hatte etwas Beschämendes. Der Papa Rat aber erklärte wiederholt, er wolle mit der Sache

Aus unserer Studienmappe:

Waitbruck in Tirol.
Studienzeichnung von Alois Erdtelt.

verschont bleiben, sein Sohn Stephan sei mündig.

Unter vier Augen hatten die beiden Juristen, Vater und Sohn, freilich eine intimere Besprechung. Sie ergab, daß man gerade aus Rücksicht auf das Familienoberhaupt, wenn irgend möglich, einen öffentlichen Scheidungsprozeß vermeiden müsse. Denn Creszenz würde sicher die Zumutung des Papas, ihren Mann freiwillig zu verlassen weiblich ausnutzen und die Sache wohl so herumdrehen, mit Hilfe eines geriebenen Advokaten, daß ihre „böswillige" Verlassung Stephans als Befolgung des väterlichen Gedankens herauskam.

Überhaupt haßte der Rat jeden öffentlichen Skandal aufs äußerste; gut, daß Creszenz nicht wußte, wie sehr. Sonst wäre sie noch viel kecker aufgetreten. Und doch durfte das Kind nicht bei ihr bleiben. Demnächst war Toni schulreif; ein erschwerender Umstand. Von da ab war es unmöglich.

Das Ärgerlichste und Unerwarteste aber war, daß es Creszenz so leicht gelungen war, sich pekuniär unabhängig zu machen. Das Geld ist der Hebel, mit dem man solche Affären nach dem eigenen Willen lenkt; diese Situation erschwerte jedes energische Auftreten. Die beiden vertieften sich in juristische Fragen.

Die selbständige, erwerbende Frau mußte die Ehe verändern und die Gesetzgebung. Von den Kreisen abgesehen, in denen hohes Eigenvermögen die Frau ohnehin selbständig macht. Nein, auch in den ärmeren. Es gab dann nicht nur einen Ernährer, sondern auch eine Ernährerin. Und zwei fast gleichberechtigte „Vorstände des Hauswesens". Was konnte daraus noch alles folgen — —

Hätte Creszenz ahnen können, zu welchen weitblickenden Fachdiskussionen sie Anlaß gab, sie hätte sich sicher gefreut. Ihre Gefühle beruhigten sich allmählich unter dem Einfluß von Arbeit und Nervenruhe. Ihre Handlungsweise, erst impulsiv und nicht planvoll angelegt, erschien ihr jetzt richtig und gut, auch beim Überlegen und Zweifeln.

Zunächst tat ihnen beiden sicher die Trennung gut; an sich spürte sie das deutlich; ihrem Manne mußte das ebenso gehen. Wenn sie sich wiederfinden sollten, — nach dieser Pause der Reibungen und Ärgernisse ginge es sicher leichter. Und der Familie hatte sie gezeigt, daß sie energisch war und nicht gesonnen, sich treten zu lassen; dafür würden ihr künftig ähnliche Szenen erspart bleiben, wie die, die sie so ganz aus der Fassung gebracht hatte.

Alle Hoffnung auf eine Versöhnung hatte sie nicht aufgegeben. Nur um jeden Preis wollte sie sie nicht. Er, ihr Mann, mußte sie wieder begehren; er durfte nur sagen: „Ich will Dich, ich brauche Dich," und sie kehrte zurück. Wenn noch ein Rest der alten Liebe glimmte und unter der Asche lag — gerade durch die Trennung konnte sie wieder aufflammen.

Aber er mußte empfinden, daß sie etwas wert war; solange er sich und sein Leben beklagte, was sollte sie an seiner Seite? Eine Klette wollte sie nicht für ihn sein; klein Bleiklotz, der den Schwimmenden niederzieht. Darum durfte sie ihm nicht entgegenkommen; das war ihr jetzt auch verstandesmäßig klar. Wenn er ihr sagte: „Komm und vergiß" — sie wollte es nochmal versuchen. Aber nicht mehr so fortleben an seiner Seite, wie in der letzten Zeit.

Allein Stephan schrieb keine Zeile. Alles kam auf ihn an. Das sagten die Seinigen, das fühlte Creszenz. Jetzt auch er selbst.

Aber er kam zu keinem Entschlusse.

Er ließ sich's recht wohl sein in dem schönen Badeorte mit dem väterlichen Gelde und erholte sich prachtvoll. Auch seine Nerven beruhigten sich; das war also gleich bei den beiden. Der Unterschied lag nur darin, daß sie diese Trennungszeit mit Arbeit und Mühe verbrachte — und er in ungewohntem Müßiggang.

Er fühlte sich noch jung, er war wieder gesund; das Leben konnte auch amüsant sein. Sein Amüsement war zwar bescheiden, aber nicht in der Richtung, ihn Frau Creszenz näher zu bringen. Kleine Zerstreuungen lockerer Art, für deren Genuß die Bäder so hervorragend geeignet sind. Mit dem Pfiff des abfahrenden Schnellzuges schwindet das alles dahin in einen Badetraum — —

Und er war sorgloses Wohlleben ungewohnt. Hatte sich immer sauer plagen müssen und geplagt. Das Neue hat den größten Reiz; was tausend anderen selbstverständlich schien, ihm war es ungewohnt. Was

Digitized by Google

waren doch so viele weibliche Wesen so bequem und gefällig — und was war seine Creszenz so unbequem und störrisch. Mußte man das sein ganzes Leben ertragen, diesen eigensinnigen Charakter?

Aber ebenso rasch, als das Genußleben auf ihn gewirkt, ebenso früh nahte der Überdruß. Denn es entsprach nicht seiner innersten Natur. Er hatte doch kein rechtes Talent dafür. Die anderen Menschen schienen darin unersättlich; er hatte nur zu bald schon Regungen von Langeweile. Nun — immerhin, er wurde wieder gesund dabei. Und das war doch die Hauptsache. Deshalb hatte man ihn ja hingeschickt.

Endlich war diese Zeit vorbei, das Portemonnaie erschöpft, und der bewußte Pfiff des Vergessens ertönte für alle wechselnden Eindrücke. Jetzt also mußte er sich entscheiden, jetzt gab es kein Ausweichen mehr. Das erschien ihm in seiner jetzigen Stimmung als eine sehr lästige Zumutung. Er konnte es nicht leiden, wenn ihm Entschlüsse von außen aufgedrängt wurden. Er wollte sie frei fassen.

So hatte er widerstrebt, als der erste Versuch gemacht wurde, ihn vom Lande in die Stadt zu locken. Dann hatte er dasselbe freiwillig, wenigstens seiner Meinung nach freiwillig, getan. So ging es ihm jetzt. Er hatte sein Eheproblem nicht aufrollen wollen; er hätte es ruhig so weiter fortgeschleppt. Denn er sah auch damals keine recht gedeihliche Lösung.

Aber nun hatte *sie* das Aufrollen besorgt, und das nahm er ihr übel. Dazu hatte sie seines Erachtens keine Berechtigung. Wenn es nun nicht nach ihren Wünschen ging, so hatte sie die Verantwortung. Sein Kind wollte er haben, auf alle Fälle. Und das würde er wohl auch bekommen, dachte er. Aber die Mutter. Wollte er die auch wieder haben, für das ganze Leben?

Es war, als sollte er zum zweitenmal um sie werben. Und da fielen die gemachten Erfahrungen schwer in die Wagschale. Hatte das Glück der Neigungsheirat alle Opfer gelohnt? War es nicht ein Fingerzeig, daß es ein Irrtum, daß jede Mesalliance eine grenzenlose Dummheit ist? Und wenn — dann war doch jetzt der Moment, fest zu bleiben und ein Ende zu machen.

Auf der anderen Seite war seine Neigung — sonderbarer Widerspruch — durch ihren Trotz wieder aufs neue belebt. Die apathische Creszenz hatte ihn einfach gelangweilt, die energische war sehr unbequem, aber sie reizte ihn. Gerade das Urwüchsige an ihrem Wesen hatte ihn seinerzeit angezogen; und das war wieder einmal ein „Stückl" wie aus früheren Tagen, wie sie da einfach das Kind nahm und fortging. Das war dieselbe, die in Simmelskirchen die Pferde gefüttert hatte — —

In so schwankender Stimmung, doch eher zum Frieden gestimmt, kam er in München an, bezog seine Wohnung, nahm sich eine Aufwärterin und begann seine Praxis wieder als Junggeselle. Ein junger Kollege hatte ihn in der Zeit vertreten; auch dafür hatte der Vater gesorgt. So lebten die Gatten in derselben Stadt in zwei getrennten Heerlagern.

Eugen erkannte bald, daß sein Bruder nicht klar wußte, was er wollte. Er selbst hatte nach der ersten Niederlage reiflich nachgedacht und seinen Schlachtplan fertig. Kein Wunder, daß es ihm bald gelang, den Unentschlossenen gänzlich zu beeinflussen. Kein lebendiger Anblick sprach mehr gegen Eugens keck vorgetragene Argumente; wenn Stephan abends sein Lager aufsuchte, war er *allein*. Keine Augen der Frau, kein Geschwätz seines Knaben widerlegten die Sophismen des klugen Rechtsgelehrten. — —

Eines Tages erhielt Frau Creszenz einen Brief, den ersten mit der gewohnten Handschrift. Von ihrem Mann. Sie öffnete in höchster Erregung.

Er enthielt in ganz kurzen Worten, in dem Deutsch der Behörden, die Aufforderung, in das eheliche Domizil zurückzukehren, das sie ohne Einwilligung ihres Mannes verlassen. Unterzeichnet: „Dein Gatte, Stephan Winkler."

Das Schreiben empörte sie. Sie empfand es als Hohn; als eine alberne Komödie. Soweit war er schon? Daß er ihr das zu bieten wagte! Dann war's also aus mit Liebe und Treue, und die Trennung hatte bei ihm das Gegenteil bewirkt. Denn wenn er sie wirklich verlangte — war das der Ton, zu ihr zu sprechen!?

Ohne jemand um Rat zu fragen, gleich nach der ersten Aufwallung gekränkter Liebe und beleidigten Stolzes, setzte sie sich hin und schrieb eine Antwort. Sie polterte ihre

Digitized by Google

ganzen Gefühle unbedacht schriftlich heraus. Ganz, wie sie sprach.

„Meinst Du, ich bin zum Spaß von Dir gegangen? Daß Du mir so kommst? Einfach wieder zurücklaufen, wie nach einem dummen Streich! Aber, Stephan, das hab' ich doch nicht von Dir erwartet. Das hab' ich doch nicht verdient. Was denkst Du eigentlich von mir?

„Wenn Du mir schreibst: Liebe Creszenz, ich war in der Hitz', und ich war krank, und ich hab' nicht gewußt, was ich red' — dann soll's gut sein, dann komm' ich gleich wieder mitsamt dem Toni. Aber so, wie eine Verbrecherin, nein, dafür dank' ich.

„Ich hab' Dich glücklich machen wollen, und Du hast gesagt, Du möchtest lieber sterben! Ich hab' mir nichts zu schulden kommen lassen, und Ihr habt mich behandelt — na, Ihr wißt doch selber, wie. Und da hab' ich gedacht, es ist besser, ich mach' ein End', und Du hast die Freiheit, die Du Dir wünschst. Und ich auch.

„Was soll jetzt da besser werden, wenn ich einfach wieder in Dein „Domizil" zurückkehre? Das glaubst Du ja selber nicht, daß wir so über alles hinwegkommen. Da müßtest Du ja auf einmal ein ganz anderer geworden sein. Auf die Weise kriegst Du mich nicht, das hättest Du Dir denken können.

„Also schreib' mir in einem andern Ton, oder noch g'scheiter, geh' selber her, daß wir reden können miteinander. Ich bin wieder ganz ruhig und vernünftig. Ich will gar keine ‚Szene' machen. Aber mit solch 'nen Fetzen Papier verschon' mich in Zukunft.

„Der Toni läßt Dich schön grüßen. Es geht ihm gut. Er frägt, wann er wieder zum Vatterl dürft'. Komm Du lieber zu uns. Wann Du ihn siehst, kommst Du auf andre Gedanken. Gib Du mir meine Ehr', ich geb' Dir die Deinige. Auf dem Schub heimholen laff' ich mich nicht. Wie kannst Du nur so zu mir sein?

„Deine getreue aber zürnende Ehefrau
Creszenz Winkler."

Diesem Briefe folgte eine unheimliche Stille. Er hatte die beabsichtigte Wirkung völlig verfehlt. Juristisch war er ja auch unhaltbar, und ein Jurist zergliederte und interpretierte ihn. Stephan sah bald alles mit Eugens Augen an.

Sie wolle ihn demütigen, er solle zu Kreuz kriechen und den ersten Schritt tun. Sie zuerst aufsuchen, wie naiv; sie, die ihm davongelaufen. Dann sei alles verloren, natürlich. Wenn er das tun wolle, dann wäre es ja gut. Aber die Familie möge er dann in Ruhe lassen.

Ob ein Wort darin stünde von der Sühne für die unerhörte Beleidigung, die sie den Eltern und Mathilden zugefügt? Davon hätte Creszenz, scheint's, gar keinen Begriff. Nichts als Trotz und Selbstberäucherung. Schließlich werde noch sie die Märtyrerin spielen.

Stephan ließ sich überzeugen, nicht einmal allzu schwer. Diese Sprache, diese unlogische Art, die Sache zu behandeln, rein vom Gefühlsstandpunkte aus, machte sich auch schriftlich nicht günstig. Es fehlte der Ton, der Ausdruck, die Miene, die im Sprechen milderte und erklärte — — Er redete sich ein, an der Ehrlichkeit dieser Gesinnung zu zweifeln; er wolle auf solche Komödie nicht hereinfallen. Sie müsse erst lernen, die Verhältnisse richtig zu sehen, ihren Standpunkt der Familie gegenüber zu begreifen — —

Und das Junggesellenleben gefiel ihm einstweilen ganz gut. Eilig hatte er es nicht. Der Knabe — der ging ihm nicht verloren. Das hatte Eugen feierlich versichert. Andere Väter waren auch einmal lange abwesend, zum Beispiel die Seeoffiziere, und ihre Buben liebten sie doch. Da war noch keine Gefahr.

Der Herbst kam und damit die Zeit, daß Toni zur Schule mußte. Creszenz begann unruhig zu werden. Sie war ohne jede Nachricht. Sie mußte ihn in einer Gemeindeschule anmelden. Ohne den Vater? Der doch in derselben Stadt lebte? Sie war sehr erbittert über sein Schweigen und seine Hartherzigkeit. Reden konnte man doch noch mit ihr, in einem anständigen Tone.

Wenn sie flüchtig darüber nachgedacht und sich die Trennung als bleibend ausgemalt, hatte sie immer gemeint, er würde verlangen, das Kind zu bestimmten Zeiten zu sehen; so, wie es Eugen ihr vorgeschlagen. Das hätte sie ganz natürlich gefunden. Nun verlangte er gar nichts, und Susi, die auf eigene Faust spionierte, berichtete, daß er ganz ruhig dahinlebe, mit seiner Praxis,

Digitized by Google

Aus dem Hof einer Ruine bei Klausen in Tirol. Ölstudie von Alois Erdtelt-München.

Digitized by Google

und abends viel ausginge. Sonst konnte sie gar nichts erfahren.

Creszenz hätte beinahe noch einmal an ihn geschrieben, was denn mit der Schule werden sollte, welche er wünsche; aber auch auf sie gewann eine fremde Stimme gewichtigen Einfluß. Frau Clara, die Frauenrechtlerin, erschien wiederum bei ihrem einstigen Schützling und nahm voll Interesse teil an dem merkwürdigen Schicksal.

Es war eine seltsame Stunde, in der sich die beiden Frauen aussprachen. Sie gedachten beide lebhaft jenes Verlobungstages in Frau Claras Krankenstube. Wie weit hatte Creszenz die Scheidung einer Ehe von sich gewiesen! Wie heftig noch vor kurzem jeden Gedanken daran abgelehnt. Und nun hatte sie selbst den ersten Schritt dazu getan.

Frau Clara frug: „Sie betonten doch damals so scharf den Gesichtspunkt Ihres Glaubens, Ihrer Religion, die die Ehetrennung ausschließe. Haben Sie auch diese Anschauungen völlig geändert?"

„Nein," sagte Creszenz, „wir können ja auch kirchlich nicht auseinander. Und er könnte nur am Standesamt noch einmal heiraten. Ich bleib' ihm treu — in dem Sinn — für mein ganzes Leben. Von einem anderen Mann will ich nichts wissen. Ich bleib' seine Frau und dem Toni seine Mutter; auch wenn er eine findet, die ihn nur am Standesamt nimmt. Einstweilen ist ja aber noch gar nichts dazu geschehen —"

„Ja, aber Sie sind doch von ihm fortgegangen? Also halten Sie eine Trennung doch unter Umständen für notwendig?"

Creszenz dachte nach. „Ja — aber nicht die kirchliche. Die nicht. Nur zusammen zu leben — kann man manchmal nicht mehr aushalten. Aber ich kann nie wieder heiraten. Dabei bleib' ich bestehen. Und er von Rechtswegen auch nicht!"

„Aber sehen Sie denn nicht, daß es Ihnen nur einen Schritt kostet, nur den Mut Ihrer inneren Überzeugung, um die volle Scheidung einzusehen und anzuerkennen?"

„Nein, den Schritt tu' ich nicht!" beharrte die Doktorin eigensinnig. „Recht wird's nie und gut ist's auch nicht. Ich bleib' seine Frau. Was die andern Leut' tun, kümmert mich nicht."

Da setzte Frau Clara ein, indem sie die Logik beiseite ließ. „Das ist kein Standpunkt, alle allgemeinen Gesichtspunkte abweisen. Sie dürfen sich nicht so von den Menschen ausschließen. Gerade Ihre Handlungsweise hat etwas Wichtiges, Gemeinsames in unserer Zeit. Sie sind sich nur dessen nicht bewußt."

Und nun setzte sie der erstaunten Frau Creszenz die ganze Sache so auseinander, beleuchtete sie so eigenartig und neu, daß sich diese schließlich selbst ganz heroisch vorkam. Sie erstaunte, wie ihre Handlungsweise auf einmal bedeutend und vorbildlich erschien. Nicht lange, so glaubte sie beinahe selber, aus so großartigen Motiven gehandelt zu haben.

Der Kampf um die Rechte des unterdrückten Frauengeschlechts — gab es ein schlagenderes Beispiel? Und hatte sie nicht den Weg gezeigt, wie die Frauen auftreten mußten, kühn und selbstbewußt? Nur den Männern zeigen, daß man nicht von ihrer Gnade lebt und auch ohne sie fertig wird. Einfach typisch war hier auf der Seite der Familie die Nichtachtung des Weibes, gar des armen und niedrig geborenen — auf ihrer aber der Kampf für die Achtung und die Selbständigkeit.

Typisch — das Wort ließ sie sich erst mühsam erklären, da ihr abstrakte Begriffe wenig geläufig waren — war sich nun Frau Creszenz niemals vorgekommen. Sie hatte nur an sich selbst gedacht, und weder an die Frauenfrage, noch an die gesamte Mitwelt. Aber es war so schmeichelhaft, so verlockend, sich als „Vertreterin" zu erscheinen. Und es rechtfertigte alles, noch viel besser als jeder persönliche Standpunkt — —

Sie schrieb nicht mehr an Stephan. Und meldete den Knaben in der nächsten Schule an und kaufte die Schulbücher, obwohl es ihr mit dem Gelde sehr sauer wurde. Aber Frau Clara hatte eine feurige Zunge, und sie war eine so hochgebildete Frau, die mit abstrakten Begriffen umging wie mit ihresgleichen.

Darauf hatte Eugen nur gewartet. Seine Berechnungen waren diesmal völlig eingetroffen, und der Sieg schien ihm gewiß. Prompt erschien ein Erlaß der Polizeibehörde bei Frau Creszenz Winkler, sie möge die nötigen Subsistenzmittel nachweisen, daß sie in der Lage wäre, dem Sohne des praktischen Arztes Doktor Winkler eine standesgemäße Erziehung zu geben.

Digitized by Google

Creszenz war niedergeschmettert; ganz mutlos und verzweifelt. Also keine Auseinandersetzung, kein Ehescheidungsprozeß, sondern die Behörde, die Polizei. Vor dieser fürchtet sich der Halbgebildete blind und absolut. Die Polizei, das ist das Unheimliche, Unberechenbare, Schreckliche; dahinter steht das Gefängnis und alle mögliche Schande. Dies Gefühl aus ihrem einstigen Stande beherrschte sie mit aller Macht. Nur der Höhergestellte fürchtet die Polizei nicht, weil er sich sicher weiß; und der Lump, weil sie ihm nichts nehmen kann.

Creszenz ließ alles stehen und liegen und rannte zu dem ihr empfohlenen Rechtsanwalt. Der machte ein wenig hoffnungsvolles Gesicht. Er sah sofort, daß der abstrakte Begriff „standesgemäß" die Klippe war, an der diese Frau scheitern würde. Er riet, abzuwarten, bis er sich eingehend über den Fall informiert habe. Verhaftet könne sie nicht gleich werden und der Toni auch nicht.

Frau Clara, die im Abstrakten stark war, räsonierte und verwünschte dieses veraltete, unmögliche Wort ‚standesgemäß' — aber es erschreckte auch sie. Ihr Trost war nicht mehr so überzeugend, ihr Zuspruch schonender, wie auf sehr Peinliches vorbereitend. Auch sie aber beriet sich mit ihren Freundinnen und Gesinnungsgenossinnen — —

Der Rechtsanwalt schrieb sehr höflich an Stephan und bat um eine Unterredung, um den Sachverhalt klarzustellen. Der antwortete, er habe seinem Bruder Eugen eine Vollmacht ausgestellt, für ihn in dieser Angelegenheit zu unterhandeln.

Creszenz schrie, das sei eine Feigheit, sich hinter den Eugen zu stecken; aber es half ihr nichts. Stephan rechtfertigte sich vor sich selbst, nachdem seine Frau zu einem Rechtsanwalt gelaufen, sei jede gütliche Begleichung der Sache unmöglich.

Ein unerquicklicher Kampf begann, der Monate dauerte. Man steigerte sich auf beiden Seiten hinein, man hetzte auf beiden. Schließlich war es aber doch der Zusammenstoß des irdenen Topfes mit dem eisernen, dessen Ausgang zweifellos ist.

Eine Unterredung zwischen den Gatten fand nicht mehr statt. Stephan wollte sie nicht, denn jetzt war er entschlossen, seiner Frau den Herrn zu zeigen. Creszenz konnte nichts mehr tun, nachdem ihr Brief unbeantwortet geblieben war. Und die unverantwortlichen Ratgeber, Frau Clara und Eugen, hatten kein Interesse daran, eine Zwiesprache herbeizuführen.

Schließlich stand die Sache so, daß Creszenz' Rechtsanwalt zwar von der Polizei einen Aufschub etwaiger Maßnahmen erlangt hatte, bis die ganz unklare Situation geordnet sei. Aber er konnte ihr keinen Mut machen, es auf einen Prozeß ankommen zu lassen. Eugen behauptete, sie habe selbst keine entsprechende Erziehung genossen, könne sie also auch dem Kinde nicht geben. Sie *verwahrlose* den Knaben durch ihre Tätigkeit außer dem Hause. Und diese ganze Tätigkeit, wie der Zuschnitt des Lebens sei eben nicht standesgemäß für den Sohn seines Bruders.

Der Rechtsanwalt wendete allerlei ein, aber es war nicht recht zwingend. Er verhehlte Creszenz nicht, daß der Richter höchstwahrscheinlich entscheiden würde, das Kind bliebe besser beim Vater. Sowohl der äußeren und pekuniären Rücksichten halber, als auch, weil sie sich geweigert, in das eheliche Domizil zurückzukehren. Frau Creszenz geriet außer sich: „Mein Kind oder sterben — sonst will ich nichts mehr!" Der Rechtsanwalt warnte sie; solche Exaltationen machten vor Gericht keinen günstigen Eindruck.

Alles drängte auf die Notwendigkeit eines Vergleiches hin. Auch die Familie wünschte ja keinen Prozeß, und alle Beteiligten sahen, daß es sehr ungewiß stand; ein Skandal und viel Häßlichkeit jedoch zweifellos sicher waren. Auch Frau Clara riet ihrer Schutzbefohlenen — denn in diese Rolle hatten sie sich beide etwas hineingelebt — das Äußerste nicht zu provozieren.

Die Scheidung begehrte zunächst niemand; aber das Kind wollten sie beide haben, beide ausschließlich, beide ganz selbstverständlich. Um das Kind ging das Gezerre und Gerede. Das ging ahnungslos einstweilen in seine Schule und balgte sich mit den unstandesgemäßen Mitschülern verwahrlost herum. Toni befand sich behaglich, denn er hatte das Feine nie leiden mögen.

Creszenz sah kommen, daß sie ihn verlieren würde, und war schon im voraus völlig gebrochen. Es bedurfte eines neuen Gedankens Frau Claras, um ihr wieder Hoffnung zu geben. Diese entwickelte: „Die

Digitized by Google

Gegner klammern sich und werden sich klammern an den Begriff des ‚Standesgemäßen'. Wenn Sie dauernden Erfolg haben wollen und das Kind sich gewinnen, so müssen Sie diesen entkräften und standesgemäß werden."

„Aber wie kann ich denn das!?"

„Sie geben die Sache hier einstweilen verloren und gehen nach der Schweiz, machen dort Examina und studieren Medizin. Dann sind sie wohl ebenbürtig — dem Herrn Doktor."

„Ich gebe mein Kind noch nicht auf."

„Sie bekommen es sicher auf längere Zeit im Jahre. Die Familie wird erlöst sein, wenn Sie von München weggehen. Man wird also in allem anderen sehr entgegen kommen. Sie haben den Toni während der Ferien — —"

„Und das Geld, das das Studium kostet?"

„Dafür komme ich auf. Sie müssen es von mir annehmen. Das ist mir eine Ehrensache." Und als Creszenz sich gegen solche Wohltätigkeit sträubte, drängte sie: „Wozu hat mir das Schicksal soviel gegeben, wenn ich nicht einmal helfen soll, wo mein Herz es gebietet? Warum immer nur Almosen im kleinen, nicht eine Tat, nicht etwas Ganzes. Seien Sie nicht kleinlich, Liebe — ich leihe es nur, ich schenk's Ihnen nicht!"

Solch ein glänzender Fall, ein so interessantes Problem: die Frau, die sich aus eigener Kraft zu der Bildungsstufe des Gatten emporarbeitet! Das begeisterte sie. Und sie entwickelte das auf das lebhafteste. „Ich interessiere meine Freundinnen dafür. Wir schreiben nach der Schweiz. Man wird Ihnen auch dort freundlich entgegenkommen."

Unleugbar, der Plan hatte etwas sehr Verführerisches und Verlockendes. Er schmeichelte Creszenz' Selbstbewußtsein und ihrem Stolz. Wenn sie's erreichte, wenn es gelänge — großartig wäre die Aussicht, der hochmütigen Familie so gegenübertreten zu können.

„Hier bin ich, auch Dr. med., so gut wie Euer Sohn: nun gebt mir mein Kind, nun behalt' ich es ganz!"

Creszenz berauschte sich an diesem Traum. Tag und Nacht konnte sie nichts anderes denken, seit er ausgesprochen war. Ja, das war Glück, das war Rache und Triumph, das löschte alle Unbill aus. Ein hinreißender Gedanke! Der Traum jedes Gedemütigten, in seinen tiefsten Gefühlen Verletzten: den Tag zu erleben, wo man den Unterdrückern gleich steht und ihnen heimzahlen kann.

Auf Frau Claras dringenden Wunsch durfte sie mit niemand davon sprechen, damit es die Familie nicht erführe und durch ihre Verbindungen hintertreiben könne. Für sie solle Creszenz nur als Pflegerin ins Ausland gehen, weil sie eine günstige dauernde Stellung bekommen habe — die Wahrheit dürften sie nicht wissen. Das leuchtete ein. Aber die Doktorin konnte sich so mit keinem beraten, der die realen Verhältnisse genau übersehen hätte.

Wenn sie den Toni nur hätte behalten können — lachend hätte sie auf so übertriebene Pläne verzichtet. Aber der Rechtsanwalt machte ihr ja keine Hoffnung. Für ein Institut war er doch noch zu jung. Das Haus der Großeltern war der gegebene Aufenthalt — bis die Gatten sich einigten oder sich scheiden ließen.

„Großvaters Treibhaus" nannte es Creszenz. Sie wußte genau, in welchem Sinne er da erzogen würde. Und es brachte sie halb zum Rasen, daß sie das dulden solle. Dennoch war er besser aufgehoben, als in einer Junggesellenwirtschaft. Der Doktor hatte entschieden zu wenig Zeit für ein kleines Kind übrig, das noch der weiblichen Hand nicht entwachsen war. Also Mathilde. Die sollte nun ihr Kind erziehen, ihren Toni!

Nächtelang lag Creszenz in Tränen und in Verzweiflung. Sie entwarf und verwarf abenteuerliche Pläne: mit ihm zu fliehen, durchzubrennen in eine fremde Stadt, wo sie niemand auffände. Nicht ihr Verstand widerlegte diese Ideen, sondern ihr von Haus aus gesunder Sinn, der nicht für Abenteuer geschaffen war. Sich so grell ins Unrecht zu setzen, wagte sie doch nicht. Und ihre wahre Mutterliebe sagte ihr, daß sie das dem Knaben nicht antun dürfe, daß das Egoismus sei, ihn von all seinen Angehörigen loszureißen. Wenn er groß wurde, wenn er Rechenschaft forderte, was sollte sie sagen? Und wenn man sie dennoch erwischte, dann war sie verloren, dann verlor sie ihn ganz — —

Nach solchen düsteren Nächten folgten

lichtscharfe Tage, in denen Frau Claras Fanatismus auf sie einwirkte und die milde, klare Logik des Rechtsanwalts. Ganz könne sie das Kind doch nicht behalten, also doch besser möglichst lange Zeit im Jahre. Wenn sie nachgebe, wolle er alles Denkbare für sie zu erreichen suchen. Im Prozeß könne sie nur noch schlechter fahren.

So nahte langsam das Ende. Die Einigung kam so zu stande, daß Toni zu den Großeltern kam, wo ihn sein Vater beliebig sehen konnte. Die Mutter erhielt ein bescheidenes Jahrgeld, den persönlichen Verhältnissen des Doktors entsprechend, und das Recht, den Knaben in seinen Ferien bei sich zu haben. Ging sie von München weg, so würde er hingebracht und abgeholt werden. Dagegen mußte sie sich verpflichten, ihn nicht heimlich zu beeinflussen und ihre Briefe an Toni sollten gelesen werden dürfen. Eine höchst überflüssige Vorsicht.

Creszenz glaubte die Stunde nicht zu überleben, in der sie den Sohn an die Familie ausliefern mußte. Aber sie überlebte sie doch. Frau Clara wich an dem Tage nicht von ihrer Seite.

Mathilde erschien. Mit niedergeschlagenen Augen nahm sie das Kind in Empfang und reichte sogar, vor den Augen der Fremden, Creszenz zwei spitze Finger zur Begrüßung. Die berührte die Hand kaum. Sie hätte die andere am liebsten erwürgt.

Dennoch ging alles ganz ruhig. Toni verstand die Tragweite nicht, und seine Mutter liebte ihn genug, um ihn nicht aufzuklären. Es war in der letzten Zeit so Viel und Seltsames mit ihm angefangen worden — der Auszug aus dem elterlichen Hause, die Schule mit ihren mächtigen Eindrücken, die fremden Gesichter, die in seinem Leben eine Rolle spielten — daß das Kind wohl meinen mochte, solche Abwechslung gehöre zum Leben. Es war zu viel Neues in kurzer Zeit — er bewältigte es nicht.

Und so ging er von seiner Mutter ohne Anklammern, ohne Tränen, ohne Geschrei. „Auf Besuch zu den lieben Großeltern," wie die ausgegebene Parole lautete. Dort würde er auch seinen Vater wiedersehen. Und darauf freute er sich natürlich. Geschickt gewählte Geschenke und Süßigkeiten taten das übrige — die große Stunde wurde, ganz in Stephans Sinn und Geist, durchaus keine „Szene." Bald rollte der Wagen mit ihm davon.

Frau Clara hielt Creszenz aufrecht. Was in der verbitterten, einsamen Frau noch von Menschenliebe übrig war, das bot sie auf, um der Mitschwester diese Zeit ertragen zu helfen. Sie dachte im stillen daran, wie *sie* sich auf den Tag ihrer Scheidung gefreut hatte, wie erlöst und befreit sie sich gefühlt. Aber sie hatte ja auch kein Kind gehabt, nie eins besessen — —

Das Problem der Ehe und Scheidung war doch hoffnungslos verwirrt durch die Existenz von Kindern. So oft man es klar durchdachte und gültige Normen aufzustellen versuchte, rannte man sich an diesen Pfahl an, der nicht umzustürzen war. Der machte jeden einzelnen Fall so kompliziert, jede Klarheit so schwer. Nun hatte ja glücklich keines der streitenden Gatten das Kind. Die Ironie *dieser* Lösung verspürte auch die kluge Frau Clara. Und wenn nun keine Großeltern am Leben waren?

Jedenfalls, nun es soweit gekommen, war ihr Einfluß auf Creszenz wohltuend und heilsam. Er erreichte es, daß diese nichts Extravagantes tat, sondern sich faßte und in ihr Schicksal ergab. Ja, als dann später der Zug sie nach Süden, der Schweiz zu, davontrug, und Frau Clara mit allen Freundinnen am Bahnhof war, die kühne, heroische Dulderin zu geleiten, da empfand Creszenz wieder etwas wie Stolz und Lebensmut. Alle brachten ihr Blumen, erwiesen ihr kleine Aufmerksamkeiten, versicherten sie eindringlich wiederholt ihrer Teilnahme und Hochachtung.

Aber als die schnaubende Maschine sie nun wirklich so viele Kilometer weit von ihrem Knaben entfernte, ja als ein See zwischen ihnen lag, da erschien ihr der Abschied doch wie ein Leichenbegängnis, all die Freundlichkeiten wie die letzten Wünsche, die man einem zum Tode Verurteilten erfüllt, wie die Kränze auf einen Sarg. Es war der Totenschrein ihres Glückes, all ihrer Liebe, all ihres Lebens. Es blieb ein Sarg, wenn auch mit Blumen geziert.

23.

Fast zu gleicher Zeit reiste Fräulein Fanny Bender von München ab, um in dem Sanatorium des Doktor Lahmann ihre Gesundheit endgültig zu verbessern und theoretisch zu begründen.

Aus unserer Studienmappe:

Aus Alois Erdtelts Skizzenbuch.

Sie hatte Creszenz einmal heimlich besucht und ihr freundlich zugesprochen. Aber auch mit der natürlichen Offenheit, die die Frau Doktor an der einstigen Nebenbuhlerin so gern mochte, erklärt, sie könne den Besuch nicht wiederholen. Frau Creszenz verstand. Sie war nicht blind für Leben und Rücksichten, zumal wo es andere betraf.

Fanny war etwas geniert. Zwar der Doktor war ja nicht da, wegen dessen Zudringlichkeit sie sich früher ferne gehalten hatte. Und auch um das zu demonstrieren, kam sie das eine Mal. Um Creszenz zu zeigen, daß sie den Mann nicht begehrte, den diese verlassen. Und auch aus wahrem Mitgefühl für das gescheiterte Glück.

Aber solche verwickelte Verhältnisse waren ihr doch noch nicht vorgekommen. Darin konnte sie keine Rolle spielen. Und die Unterhaltung war bald davon abgeglitten. Auf Fannys eigene Sorgen. Denn auch sie hatte deren sehr gewichtige und ernste.

„Was halten Sie von den Ansichten des Doktor Lahmann? Ich will nächstens zu ihm reisen."

„Ich weiß leider gar nichts. Aber ich denke doch, Sie sind schon gesund?"

„Ich glaube es. Aber Jäger genügt mir nicht."

„Ist Ihnen die Wolle nicht gut bekommen?"

„Ich habe damit manche trübe Erfahrung gemacht," versicherte Fanny mit stets unentwegtem Ernste. „Aber dieser Doktor hat eine neue Art von Baumwolle erfunden — vielleicht ist das das Wahre."

Creszenz mußte lächeln. „Dann haben Sie wenigstens alles durchprobiert. Bleibt nur noch die Seide."

„Gibt es auch dafür einen besonderen Verfechter?" fragte Fanny eifrig.

„Ich weiß wirklich nicht. Ich meinte nur so. Aber liebes Fräulein," fuhr sie ernster fort, „nur nicht gar zu viel an sich herumprobieren. Der menschliche Körper ist kein so Experimentierkasten. Immer einfach, natürlich. Wenn man noch so jung ist, wie Sie" —

„Ach, man muß etwas für sich tun. Ich werde den Sachen schon noch auf den Grund kommen. Unsere Ärzte nehmen das alles so leichtfertig. Aber es muß eine Wahrheit darin stecken. Landaufenthalte, Karlsbad und Eisenschlucken tut's nicht. Soviel ist sicher. Vielleicht finde ich diesmal Befriedigung."

„Ich will's Ihnen von Herzen gerne wünschen."

„Und ich Ihnen vor allem, daß Sie Ihren Toni behalten." Es war noch vor der Entscheidung. Die beiden Frauen schieden mit guten Wünschen und in Frieden, und Creszenz dachte, wie hübsch der Verkehr mit diesem prächtigen Mädchen seinerzeit hätte werden können, wenn nicht ihr Mann — — Es war eben alles vergiftet.

Nun segelte Fräulein Fanny gegen Norden; die Anstalt des Arztes liegt im mittleren Deutschland, freundlich auf einer Höhe, nahe am Walde. Keine Kaserne,

sondern ein Haupthaus mit zahlreichen Villen für die Familien. Fanny, die eine Jungfer mit sich genommen hatte, fand auch Platz in einer Villa. Das war ja, wie in der Sommerfrische, viel komfortabler als Kneipp.

Der ganze Zuschnitt imponierte ihr sehr; noch mehr die erste Untersuchung beim Chefarzt. Freilich unter herben Enttäuschungen. Sie war ganz erfüllt von ihren eigenen Ansichten über ihren „Zustand" und von allen möglichen Theorien, die sie bisher in sich aufgenommen hatte. Von alledem brachte sie gar nichts an den Mann; er hörte sie ja kaum an. Dafür untersuchte er sie sehr gründlich im Beisein und unter Assistenz einer Dame, die in der Schweiz sich ihren Dr. med. geholt. Die verzog gar etwas spöttisch die Lippen, diese kleine Person mit den scharfen Zügen und dem kurzgeschnittenen Haar.

Dann bekam sie einen Zettel mit ihren „Verordnungen". Nur ganz wenige einfache Wasseranwendungen, Luftbäder und einmal die Woche ein Schwitzbad waren darauf verordnet; dagegen gewissenhaft Spazierengehen, Laufübungen und Radfahren angegeben. Das konnte sie doch zu Hause auch; dazu war sie doch nicht hergekommen.

Kein „Sonnenbad", von dem sie so viel gelesen, keine „Lufthütte", die so romantisch aussah, keine Massage, die so prachtvoll im Prospekt abgebildet war. Sie war so erstaunt, daß sie es äußern mußte. Der Arzt sah vom Schreibtisch zu ihr auf und ihr, zum erstenmal, so recht scharf in die Augen.

Unangenehme Augen des geborenen Diagnostikers. Die so recht durch und durch dringen, wie die Röntgenstrahlen, und sich durch gar nichts irre machen lassen an dem Geschauten. Und dann sprach die Stimme, in gewöhnter Verbindlichkeit, aber doch viel bestimmter und schärfer, als Fräulein Fanny es von den Stadtärzten gewohnt war:

„Das ist für Sie alles unnötig. Lufthütten sind für meine Schwerkranken. Das Sonnenbad greift Sie unnötig an. Massage haben Sie auch nicht nötig. Seien Sie doch froh. Und — besuchen Sie ja meine Vorträge, Donnerstag abends, im Konversationsraum. Da werden Sie einiges lernen, was Ihnen nützlich ist."

„Und die baumwollenen Unterkleider," mußte sie noch fragen. Von der Hauptsache war ja noch gar nicht die Rede gewesen!

„Die können Sie sich da drüben kaufen, über der Straße," er deutete nach der Richtung und nannte einen Namen, „da ist eine Niederlage davon." Und er wendete sich ab. Die Konsultation war zu Ende, und Fräulein Fanny zog ziemlich verwirrt mit ihrem Zettel ab.

Das Fräulein Dr. med., der sie zur speziellen Behandlung zugewiesen war, wie alle einzelnen Damen, begleitete sie noch ein paar Schritte und machte sie auf die leichte Erreichbarkeit einer größeren Stadt aufmerksam. „Es zählt zu den Vorteilen unseres Sanatoriums, daß sich die leichteren Patienten auch einmal amüsieren können. Es ist ein sehr gutes Theater da. Empfehle mich."

Fanny wußte nicht, war das Ernst oder Hohn. Sollte sie sich nun Baumwolle anschaffen oder nicht? Diese Ärztin war ihr von vornherein unausstehlich. Und von ihm, ihrem neuesten Rettungsanker, hatte sie sich auch viel mehr versprochen. Aber sie würde ihn schon noch zum Sprechen bringen.

Der war von anderem Schlag, als der patriarchalisch-optimistische alte Kneipp, der ein genialer Praktiker, aber kein ebenso großer Diagnostiker war. Was dachte nun der von ihrem Zustande? Bedurfte sie großer Schonung, oder wollte er sie nur nicht erschrecken? Vielleicht rückte er mit dem schweren Geschütz seiner Sonnenbäder noch später heraus.

Einstweilen ging es zum ersten Mittagstisch. Es war ein sonniger Tag anfangs Mai, so heiß wie im Sommer, und glühend lag es über dem Rasenplatz, an dem vorbei man zu dem großen Nahrungs- und Unterhaltungsbau schritt. Der Speisesaal lag in erträglicher Kühle; aber auf der ganzen langen Tafel nur Teller und Bestecke — kein einziges Glas, keine leise Andeutung einer Flasche! Was sollte das heißen; glaubte man denn im Ernste — —

Fanny hatte sich bei dem Inspektor, der alles Geschäftliche in einem Bureau erledigte, ausbedungen, daß ihre sehr anständige Jungfer mit ihr am Tisch essen dürfte. So war sie nach einer Seite hin doch gegen Zudringlichkeit geschützt. Der Papa hatte es auch so gewünscht; er konnte erst nach einigen Wochen nachkommen.

„Selma," sagte sie, denn so poetisch schrieb sich der dienstbare Geist, der aus „besseren" Ständen entsprungen war, „Selma, sehen Sie etwas zu trinken?"

„Nein, gnädiges Fräulein, nicht das Geringste."

„Das kann ja nett werden. Ich hab' einen Durst."

„Ich auch, wenn ich es sagen darf. Gestern hab' ich noch abends die ganze Karaffe von Waschtisch leer getrunken. Es ist aber auch wie im Juli."

„Höre, was machen wir da? Das halt' ich nicht aus." Fanny trank keinen puren Wein, aber Mosel mit Wasser zu Tisch und abends ein Krüglein Bier mit ihrem Vater. Die Zunge klebte ihr am Gaumen. Jetzt essen, ohne zu trinken?

„Ich weiß was," flüsterte Selma. „Gar nicht weit weg liegt ein Hotel, ein gewöhnliches, für die Touristen. Da gibt's Bier, hab' ich schon gesehen. Nach Tisch gehen Sie heim, und ich hole heimlich etwas zu trinken ins Zimmer. Vertrau'n Sie nur mir, ich werd's schon machen."

„Das ist eine gute Idee; das wollen wir tun."

Das Essen verlief. Alles wenig gesalzen und gar nicht gewürzt. Ein wenig fad auf der Zunge. Fanny beobachtete ihren Tischnachbar rechts, einen Russen, der aus einer Tüte von seinem Schoße aus heimlich etwas Weißes in die Speisen schüttete. Gift doch wohl nicht. Sie mochte nicht fragen, sprach überhaupt nur mit Selma. Die sagte ruhig: „Na, Salz wird's halt sein. Ich möcht' auch welches haben. Aber eine Huilière haben sie hier auch nicht, mit Pfeffer und Salz. Die sparen, scheint mir, an allem. Nur nicht am Kompot. Das sind ja Waschschüsseln voll."

Eben zum Schlusse wurde es aufgetragen. Eine reichliche Menge dünnflüssigen Kompots. Man schlürfte es mit Behagen.

Dann war die erste Mahlzeit zu Ende.

Fanny ging heim mit ihrer Dulcinea. Sie waren schon am Tore der Villa angelangt, da fiel dieser das Bier ein. „Ich lauf' gleich zurück und hol's."

„Laß nur; ich hab' keinen Durst mehr. Es geht schon so."

„Wenn ich ehrlich sein soll, ich auch nicht. Aber wie kann das möglich sein? Es ist noch so heiß, wie vorher." Und sie zerbrachen sich etwas den Kopf über dieses neue Rätsel, das sie erlebt hatten.

In den nächsten Tagen sollte Fanny ihr Köpfchen noch weiter schütteln. Sie bekam die Kinder des Doktors zu sehen, blühende, muskulöse und lebenslustige Knaben und Mädchen, und hörte, daß sie bis zum vierten Jahre kein Fleisch zu essen bekommen hatten, aber in Luft und Sonne, bei körperlichen Übungen aller Art so prächtig gediehen waren. Von ihrer Mutter erzählte eine alte Badefrau, die sie noch als Fräulein gekannt, sie habe damals elend ausgesehen und niemand geglaubt, daß sie noch lange leben würde. Nach den Prinzipien ihres Mannes lebend, sei sie dann die stattliche Frau geworden, die jetzt mit reicher Kinderschar behaglich umherging. Das Jüngste, ein Jahr alt, trug der Vater eigenhändig unbekleidet in der Luft spazieren, und als einmal viele Kurgäste umherstanden, nahm er es von der Schulter, tauchte es in das Wasser des Springbrunnens, fischte es wieder heraus und ging dann, ohne ein Wort zu sagen, damit nach Hause. Zuschauende Mütter schrien vor Entsetzen, aber es war ja sein eigenes Fleisch und Blut. Und die älteren Geschwister lachten dazu, weil es ihnen oftmals ähnlich ergangen war.

Dieser Doktor interessierte Fanny sehr, leider sie *ihn* augenscheinlich gar nicht. Denn er sprach nur das Nötigste mit ihr, und auch die Ärztin war so seltsam gleichgültig. Sie erklärte bereitwilligst alles, was man sie fragte; das Trinkwunder mit der gewürzlosen Kost und dem wässrigen Kompot, das Flüssigkeit genug berge; den Springbrunnenunfug mit der Abhärtung der Haut vom ersten Tage an, und all die anderen seltsamen Erscheinungen. Aber auf Fannys Leiden wollte sie gar nicht mehr eingehen.

Endlich kam der erste Donnerstags-Vortrag. Fräulein Fanny saß unter den vordersten und sah gläubig zu Lahmann empor, der häufig, wie sie bald merkte, direkt gegen sie sprach. Sollte das auf sie gehen, was er entwickelte?

Nach den einleitenden Belehrungen kam er auf die Übertreibungen der Naturheilmethode zu sprechen. Er habe ebensoviel solche Patienten, die zu viel davon täten, als andere zu wenig. Der Mensch ist kein Amphibium, lebt nicht im Wasser *und* auf

Digitized by Google

dem Trocknen, und das Wasser verliert seine Wirkung, wenn man es zu häufig anwendet. Überhaupt drängten alle Neulinge auf zu viele Maßnahmen, wollten den ganzen Tag begossen, gewickelt, massiert und elektrisiert sein.

Viel hilft nicht viel, und die Störungen, die viele Jahre angedauert haben, brauchen wenigstens ebensoviel Wochen, um beeinflußt zu werden. Lernen könnten sie hier alle, aber sie müßten es auch zu Hause weiter anwenden. Und manche — sah er sie da nicht wieder an? — wären überhaupt nicht krank, wenn sie den ernstlichen Willen hätten, gesund zu sein.

Dann ging er über auf die sogenannte „Rückkehr zur Natur" überhaupt; man dürfe sie nie phrasenhaft-sentimental auffassen, als ob es möglich sei, primitive Kulturzustände nachzuahmen. Nur im Rahmen unserer Kultur sollte man den natürlichen Anforderungen des Körpers möglichsten Spielraum lassen.

Habe man sich durch vernünftiges Leben gestärkt und gestählt, so müsse man auch einmal sündigen können, ohne gleich umzufallen. Nur das regelmäßige Wüten auf die Gesundheit sei zu verdammen; aber dauernde Askese ebenso unnötig für die meisten, die noch über Kraft verfügen.

Und so noch manches, bis er mit der humoristischen Aufforderung schloß, die anschließende musikalische und Tanzunterhaltung auch als Verordnung aufzufassen; für heute seien allen leichteren Patienten Extravaganzen gestattet. Die ganze Rede maßvoll, sicher, aber gar nicht prophetisch, gar nicht fanatisch. Fräulein Fanny gehörte zu der Zahl der Gäste, die ziemlich enttäuscht waren. Sie hatten sich mehr, viel Schöneres davon erwartet. Und hatte er Fanny wirklich speziell ins Auge gefaßt?

Sie zweifelte allmählich, den Arzt zu finden, der ihr vollkommen genügte, der sie verstand. Dieser da war es auch nicht. Er hatte keinen Schwung. Er war ihr viel zu vernünftig. Ziemlich trübselig wandelte sie mit der getreuen Selma in den schöngepflegten Waldspaziergängen umher.

Der Russe, ihr Tischnachbar, wäre gerne oft mit ihr gegangen, aber sie hatte ihn abblitzen lassen, seit sie sich über das Salz gezankt. Denn der betrog seinen Arzt nicht nur beim Essen; nein, er schlich sich abends in die Kneipe und trank bis um Mitternacht, versäumte Luftbad und Kegelbahn und erklärte dann jedem, der es anhören wollte, die ganze Geschichte tauge nichts und sei lauter Schwindel. Von solch einem konnte sich Fanny doch nicht die Cour machen lassen.

Eben ging sie über eine Waldwiese, die ziemlich feucht war, und hatte zu ihrer Selma gesagt: „Wenn doch Papa käme — ich möchte fort." — Da kam von der andern Seite, von der Station her, ein Herr geschritten, der ihr bekannt vorkam. Wahrhaftig: der Doktor Georg!

Aber sie floh nicht, wie zu Zeiten ihres Kneipp-Kultus, denn sie hatte es durchaus nicht nötig. Hier trug man ja Sandalen, wenn auch ohne Strümpfe, aber sie umschlossen so geschickt den von der Luft zart und lieblich gebräunten Fuß, daß man ihn nicht zu verstecken brauchte. Aber beide dachten sofort an jene Stunde.

„Fräulein Fanny, welche Überraschung!"

„Wie kommen Sie denn hierher, Herr Doktor?" So hieß es wie damals.

„Wieder auf einer Wiese, wie im gelobten Simmelskirchen!"

„Aber Sie brauchen nicht hinter den Baum!"

„Wirklich nicht?"

„Nein, Sandalen sind comme il faut!"

„Sandalen? Ach, das hatte ich noch gar nicht gesehen. Meine unglückliche Kurzsichtigkeit."

„Heucheln Sie nicht. Was die Herren nicht sehen sollen, sehen auch die Kurzsichtigen immer. Aber nun erzählen Sie mir von sich." Und sie gingen selbander, die getreue Selma blieb züchtig zurück. Und der Doktor log, was er konnte.

Er war ja gar nicht überrascht, er war ja deswegen hergekommen, um sie ungestört zu treffen. Denn gute Freunde hatten es ihm geschrieben, und er war von Berlin, wo sein Aufenthalt zu Ende war, diesen Umweg gereist. Das wußte er nun alles zu drehen und stellte es als Hauptsache hin, daß er den Kollegen Lahmann kennen lernen wollte, was er nebenbei ja wirklich beabsichtigte.

„Aha, den erkennen Sie an. Das ist ja auch ein Dr. med.," meinte Fräulein Fanny. „Da haben Sie nichts mehr einzuwenden —"

„Ich? Pardon, ich habe nie etwas

Der Golf von Neapel. Nach dem Gemälde von Albert Wenk-München.

eingewendet. Sie waren ja immer so befriedigt. Und ich suche nur den Unzufriedenen zu helfen. Seit wann liegt Ihnen überhaupt daran, was *ich* denke?"

„O — immer."

„Nur — zu mir als *Arzt* haben Sie gar kein Zutrauen?"

„Es gibt ja doch auch — allgemein menschliche Beziehungen?"

„Soll es *die* zwischen uns geben?" sagte er warm.

„Ich glaube, die gibt es schon lange."

„Ich werde mich bemühen, noch *mehr* davon zu erreichen, als bisher. Ich habe so viel an Sie gedacht —"

„Papa kommt in den nächsten Tagen," fiel sie rasch ein.

„Nun, so lange bleibe ich hier. Um — diese neuen Methoden hier kennen zu lernen."

„Ach, ich bin *gar nicht* erbaut." Sie lenkte gerne wieder ab. Zwar war Georg noch hübscher und männlicher geworden, und der großstädtische Chic kleidete ihn sehr gut; aber bei der ersten Begegnung, das wäre doch zu romantisch. „Denken Sie nur, Lahmann findet, ich wäre gar nicht heilungsbedürftig. Das merke ich jetzt genau heraus."

„Beinahe, was ich immer sagte," lächelte Georg.

„Ah, Sie, Sie haben nur immer gespottet —"

„Da muß ich doch sehr protestieren. Ich würde das nie wagen. Aber wenn's doch der Kollege auch sagt, wollen Sie nicht mal die Kourage haben und es ohne Krankheit versuchen?"

„Das haben Sie so leicht zu sagen, Sie gesunden Menschen alle. Auch die Frau Creszenz hat so geredet."

„Wie geht es denn dort, haben Sie etwas gesehen?"

Sie erzählte die betrübende Geschichte und ihren letzten Besuch. „Mehr konnte ich wirklich nicht tun. Das müssen Sie doch einsehen. Bei aller Freundschaft, wenn es einmal so weit gekommen ist —"

Er war aufrichtig traurig. „Nein, daß das so werden mußte. Ich hatte ja immer meine heimlichen Ahnungen —"

„Ich hätte so gerne etwas geholfen." Und sie gedachte des feurigen Handkusses.

„Das glaub' ich. Seien Sie versichert. Schade um diese Frau. Aber da könnte *ich* auch nicht mehr helfen —" Also hatte der Handkuß damals doch ihr persönlich gegolten! So sprach man nicht von einer, die man liebt.

„Sie werden ja nun selber sehen —"

„Ich denke noch immer an die Idylle. Was war das heiter. Ich hätte ja nie so leben können — Sie übrigens auch nicht, Fräulein Fanny — aber es gibt doch verschiedene Wege — zum Glück!"

Einen derselben schienen sie selber eben zu wandeln. Er führte immer tiefer in den Wald hinein, weit ab vom Sanatorium. Und Selma stapfte ziemlich mißmutig hinterdrein.

Und als sie wieder herauskamen, da hatte er die Erlaubnis erhalten, den Papa um etwas zu fragen — — nur vorher dürfe niemand etwas merken. Er gelobte alle Biederkeit und Bravheit. Aber das Romantische war eben dennoch geschehen.

Fräulein Fanny hatte über ihr Herz verfügt, und sie begriff es doch selbst noch nicht ganz in den nächsten Tagen, als Doktor Georg mit dem Chefarzt umherging und den Tag mit weisen und kühlen Gesprächen verbrachte. Sie gefielen einander gut, die beiden, und hatten sich viel zu sagen und zu debattieren. So hatte Georg es sehr leicht, vernünftig und gehorsam zu bleiben.

Er war sich auch in Berlin schon klar gewesen, daß er Fanny eigentlich liebe, denn keine andere hatte ihr entferntes und blasses Bild verdrängen können. Das war doch die sicherste Probe. Es mußte also innerlich strahlen, und das tat es ja auch.

Aber *sie* hatte sich überrumpeln lassen und mußte sich erst darein finden. Nun sollte sie also einen Herrn bekommen, der ihre Wege leitete. In Gottes Namen; allein war sie ja doch unbefriedigt. Vielleicht fanden sie beide zusammen auch die richtige Theorie.

Und der Papa kam und segnete, und das Sanatorium sah eine Verlobung. Der Russe schüttete sein Salz unter den Tisch, statt in die Gemüse, so daß der Betrug auskam; die Schweizer Ärztin zog ein sehr ironisches Gesicht, und die Badefrauen bekamen sehr hohe Trinkgelder. Und Doktor Lahmann gratulierte mit den klassischen Worten: „Das war aber wirklich das Gescheiteste, was Sie irgend tun konnten."

24.

Vom Bahnhof in Zürich sieht man die Berge noch nicht. Aber als Frau Creszenz sich über die Limmatbrücke nach dem Stadtteil am Polytechnikum wandte, wo sie wohnen sollte, da sah sie die strahlenden Schneeberge über dem blauen See in der Sonne leuchten. So viel höher als ihre gewohnten, aber glänzend und lockend.

So viel großartiger, als ihre bisherigen, war auch die Aufgabe, an die sie sich wagen sollte. Aber sie hatte Mut, denn sie kannte die Schwierigkeiten nicht. Auch den Aufstieg auf jene Firnen kannte sie nicht und würde wohl nie dazu kommen, ihren Fuß auf ewigen Schnee und starrendes Eis zu setzen. Und doch waren sie alle betreten von Menschenfuß.

So auch kannten ja andere, so viel klügere, das Ziel, das sie erreichen sollte, und den Steilaufstieg, der dahin führte. Und die trauten's ihr zu, die glaubten an sie und unterstützten sie auf alle Weise. Also mußt' es wohl gehen. Tausende gelangen ja auch alljährlich auf diese weiß schimmernden Gipfel, die vordem nichts gekannt, als sandige Ebene oder bewaldete Höhen — — Und die Luft, die von dorther strich, die war köstlich zu atmen. Wie im Märchenland ging sie die ersten Tage, sie, die noch niemals gereist war und die Natur liebte, ohne es sich besonders bewußt zu sein. Schön, schön, über alle Maßen schön. Eine Stadt und doch die Landschaft, die von oben hereinschaut, der See, der alles bespiegelt, die reizenden Hügel, die erheitern und schmücken.

Wie herrlich, daß gerade *hier* das Examen so leicht sein sollte. Viel eher zu erreichen, als im Vaterland. Ohne Griechisch — und doch dann die Universität. In zwei Jahren sollte sie's schaffen; dann noch viere medizinischen Studiums. Eine furchtbare, ewige Zeit. Und doch nichts gegen das, was dann winkte. Also voran.

Zunächst Arithmetik und Algebra; Französisch und Englisch, nach den neuen Methoden, wo man vom Sprechen ausgeht und der Anschauung. Ein wenig Latein, dies gegen das Ende erst scharf. Und keinen Tag verlieren, keine Stunde; alles dreimal so schnell als ein Knabe. War sie nicht erwachsen? Bei voller Willenskraft? Mit der Mutterliebe als Triebkraft und Sprungfeder. Die wog wohl viel gegen den lahmen Ehrgeiz langsamer Gymnasiasten.

Für billigen Unterricht hatte Frau Clara gesorgt. Überhaupt fand sich Creszenz nicht so grenzenlos einsam, als sie gefürchtet. Denn ihre Empfehlungen waren gut; nicht an Familien, die sie eingeladen und ihre Zeit verschwatzt hätten, sondern an solche, die ihr halfen und ihr praktische Ratschläge gaben.

Ihr Mut, der den Anderen, Erfahreneren, noch viel größer vorkam, als ihr selbst, weckte ihr Freundinnen. Nicht unter den bekannten Typen studierender Weiblichkeit: Russinnen und Exotinnen, die hatten keine Zeit für niedere Studien, und deren Lernen stand ja noch himmelhoch über dem ihren. Sondern bei Lehrerinnen und Postfräuleins, armen Geschöpfen, wie sie selber, die sich auch hatten mit fremden Sprachen und Rechnen plagen müssen, nachdem sie der Jugend entwachsen waren. Die empfanden mit ihr und sahen das Nächste und wie schwer das allein schon für sie war.

Denn sie mußte sich mit dem Lernen *überhaupt* gewaltig plagen. An Handarbeit gewohnt, hatte sie den Kopf immer nur nebenbei funktionieren lassen. Nun sollte der plötzlich die höchste Dampfspannung vertragen, mehrere Pferdekräfte Maschinenarbeit hergeben, und die Hände sollten nur ruhen oder auf Papier kritzeln. Aber die Umwandlung der Energie geht bei den Naturkräften leichter von statten als im menschlichen Körper.

Mit den Schweizern, mit denen sie in Berührung kam, vertrug sie sich gut, ihre Art sagte ihr zu und ähnelte ihrem eigenen Wesen. Besonders ihre Wirtinnen, Mutter und Tochter, echte Schweizerinnen vom alten Schlage, gewannen sie lieb; die Mutter wegen der Liebe zu ihrem Toni, die Tochter, weil ihr das Arbeiten imponierte. Das Maidschi selber wollte davon nichts wissen und liebte den Haushalt und einfache weibliche Lektüre. Ihr schauderte, wie sie Creszenz sich mit wahrer Wut über die Bücher stürzen sah.

Und der praktische, natürliche Sinn, das unverwüstliche Erbteil gesunden Schweizerblutes, ließ sie das Übertriebene bald erkennen und mit ihrer Mutter besprechen, wie man da helfen könnte. Sogar ein poetisches Gleichnis fiel ihr ein aus ihrer höheren Bildung: Ikarus mit dem wachs-

Digitized by Google

angeleimten Flügeln. So würde auch Creszenz eines Tages zu Boden sinken, wenn sie so fort machte. Das Hastige, Wilde mußte gemildert werden.

Instinktiv fiel die Tochter auf etwas Richtiges: etwas leise Musik würde die Nerven auslösen und die Gedanken ablenken. Sie selbst besaß eine gute Zither, mochte aber nicht viel darauf spielen, weil es die hübschen, rosigen Finger entstellte, breit machte und hart. Und sie gedachte sicher, mit dieser zarten Hand einen Verehrer, der diese schon eifrige küßte, bald zu beglücken.

Also bot sie Creszenz an, sie Zither spielen zu lehren. Die wollte erst von so sündhafter Zeitvergeudung nichts wissen. Nur Lernen, Essen und Schlafen. Aber es wurde ihr unter Zuhilfenahme eines Arztes und Berufung auf ihre eigenen hygienischen Ansichten klar gemacht, daß das nicht ginge. Bald merkte sie's selbst.

Am Abend mußte sie aufhören zu lernen. Und gerade da kam die entsetzliche Sehnsucht, nach dem Kind — dem Mann — und der Heimat. Nach allem, was sie einst besessen. Aber nach dem Kinde am bittersten. Und die Leute alle hatten den Toni nie gesehen, wußten nicht, was er für liebe Augen hatte und feste Backen und wellige Haare und so fort und so fort. Für die war es ja nur ein Kind, wie ein anderes.

Die Natur half nur am Tage, wo sie einen pflichtmäßigen Spaziergang absolvierte. Im Dunkeln konnte sie nicht draußen herumlaufen. Und sie mußte sich tadellos und unangreifbar halten, falls man sich etwa in München berichten ließ. Denn das hätte alles verderben können, ein Zweifel an ihrer sittlichen Aufführung. Also bekamen die kräftigen Hände etwas anders zu tun; zart und rosig waren sie schon lange nicht mehr.

Und merkwürdig, durch das eigene Abmühen mit den einfachen Melodien gewann sie ein Interesse an der Musik, das ihr die großen Konzerte nicht hatten entlocken können, die ihr seinerzeit geboten waren. Sie wunderte sich selbst: jetzt horchte sie scharf bei dem Musizieren anderer, bei den öffentlichen Darbietungen und dem herrlichen Orgelkonzert, das sie gelegentlich mit ihren Hausleuten hörte. Sie erzählte es einer bekannten Lehrerin, daß sie das viel Größere achtlos verschmäht habe und nun sich mit dem Geringfügigen plage.

Die hielt ihr einen schönen Vortrag über den Wert des Dilettantismus, ja seine Notwendigkeit. Mehr als durch alles Reden und Hören bekomme der Laie einen Begriff von Kunst, wenn er sich nur mit dem Bescheidensten selber abmühe und lerne. Davon sei sie ein Beispiel. Und da sie wiederum typisch genommen wurde, lernte Frau Creszenz nunmehr auch dies mit verdoppeltem Eifer.

Endlich kam der August heran und mit ihm die ersten Ferien des Knaben. Wie sie da packte und fortfuhr, eine halbe Stunde zu früh auf den Bahnhof, und die Angst, als die Wellen des Bodensees höher gingen, als sie's ihnen zugetraut. Nur jetzt kein Unglück, nur glücklich bis Lindau. O, brich nicht, Steg, du zitterst sehr — aber Dampfschiffstege sind Gott sei Dank fest.

Und außen am Stege stand ihr Kind, mit dem sie hier in der Nähe in einfachem Orte die paar Wochen verbringen durfte, die sie sich haben sollten. Seine ganzen Ferien durfte sie sich selber nicht gönnen, nur drei Wochen. Aber drei Wochen gleich einundzwanzig Tagen!

Nicht Stephan hatte ihn gebracht, sondern Schwester Mathilde. Und sie reichten sich wieder die Fingerspitzen und fragten nur Gleichgültiges. Toni stand stumm daneben. Creszenz sprach auch nicht viel; nur das Nötigste. Und dann sagte er der Tante höflichst Adieu, und Creszenz hatte ihn wieder. Fast wortlos ging's in den Zug, noch einmal unter fremde Menschen in überfüllten Wagen ein paar Stationen weit.

Aber abends in ein einsam ländliches Wirtshaus, wo fast kein Mensch war. Stephan hatte es ausgesucht, damit niemand aus München sie dort sähe und träse; damit kein Geschwätz entstünde und er sich nicht genieren müsse. Und er hatte der Mutter ein Glück bereitet, ohne es zu wollen; denn sie hatte ihr Kind wie in einer Einöde. Kein Mensch kümmerte sich um sie, keiner fragte. Aber sie fragte ihr Kind, ohne Ende, einen ganzen Tag lang.

Und dann spielten sie miteinander. Hölzerne Pfeile zu schießen, war Toni das Liebste. Sie zielten aufeinander, wer am meisten trifft und wer nicht dabei zuckt. O, die Mutter zuckte durchaus nicht. Er hätte sie können ruhig ins Herz treffen.

Aber noch schöner war der Bau einer

Hütte am Waldrand. Eine verfallene Schäferhütte wurde neu hergerichtet, der Boden wieder geebnet, und alles innen und außen mit Moos und Farrenkrautstöcken bepflanzt, die sie im Walde gruben. Auch das Dach bekam sein Moos und Steine zum Beschweren. Davor floß ein kleiner Bach, über den baute Toni eine primitive Brücke. Die Mama mußte über sie schreiten, fiel ins Wasser und schlug sich das Knie auf. Aber es tat ihr doch nicht sehr weh.

Creszenz brachte ihre Zither mit in die Hütte, und der Bub freute sich kindisch an ihrer Fertigkeit. Sie aßen auch dort, wenn das Wetter schön war, kochten sich selber Schokolade und wuschen das Geschirr wieder in dem gefährlichen Bache aus, über den sie hätten springen können. Aber die Brücke war viel schöner und wurde wieder gebaut. Toni war groß im Brückenbau, nur eine zwischen den Herzen der Eltern vermochte er nicht zu schlagen.

Er fragte nicht viel, warum alles so war, sondern genoß seine Ferientage. Es ging ihm gut im Hause der Großeltern, und er war kein sehr nachdenkliches Kind. Die Mama sollte nur versprechen, ihn recht bald in München zu besuchen und alle seine Sachen zu sehen, die er dort habe.

Sie fühlte den Leichtsinn des Kindes, ohne Vorwurf, aber mit dem klaren Gedanken, sie müsse sich doppelt ihm wichtig machen, damit er sie nicht vergäße. Hätte er viel gefragt, so hätte sie wohl mehr geweint, aber es war so doch beinah schmerzlicher. Und sie strengte ihr Hirn an, täglich Neues zu ersinnen, damit seine Erinnerung ihr Bild mit den Spielen verknüpfe. So kam unheimlich schnell das Ende, unheimlich ruhig der Abschied und erst im Alleinsein die Qualen davon. Und das nannten die Menschen eine vernünftige Lösung. Nein, einmal mußte das anders werden, und sei es erst in sieben Jahren. Hatte nicht Jakob solange um ein Weib gefreit, und sie sollte es nicht um ihr Kind? Und sie dachte nichts mehr als an die Zukunft.

(Schluß folgt.)

Schönheit.

Von

Julius Havemann.

Auf den stillen dunklen Kähnen gleiten
Durch das Gold des Abends Glockentöne,
Und aus der Cypressen Dunkelheiten
Leuchtet seliger die Marmorschöne.

Wie mit Feiertakt im Sonnenblinken
Sich die goldnen Ruderstangen regen,
fühl' ich tief im Meer den Leib versinken,
Und die Seele steigt dem Licht entgegen.

Aus den grosen Wäldern hör' ich ferne
Zum Gebet die ernsten Priester rufen.
Kleine Kerzen wandeln dort wie Sterne
Und umkreisen warm die Tempelstufen.

Und im Traume so sind wir gelandet
Und betreten stumm die heiligen Schatten,
Und die Führer, hoch und weisgewandet,
Eilen lautlos über Blumenmatten.

Nah' ich mich dem Heiligtum der Alten,
Wo aus porphyrroten Blumenstielen
Silberweise Kelche sich entfalten,
Über denen blau die Flammen spielen?

Soll im wunderstillen Heimwärtsträumen
Sich die Erde nun mit Land und Meeren
Und mit Mensch und Tieren, Berg und Bäumen
farbensanft zur Schönheit mir verklären?

Wie im dunklen Kranz die Wipfel steigen,
Spiegelt steinumsäumt hier die Zisterne
Abendmilde, Einsamkeit und Schweigen
Und ein Wölkchen Gold in Himmelsferne.

Das Weiße Schloß am Schwarzen Meer.

Steppe und Steppenwirtschaft.

Herbsttage bei Friedrich Falz-Fein.

Von

Dr. L. Heck,

Direktor des Berliner Zoologischen Gartens.

Mit dreissig Abbildungen nach Originalaufnahmen.

(Abdruck verboten.)

Herodot spricht von „königlichen Skythen", die im Altertum Land und Leute zwischen den Flüssen Dnjepr und Don beherrschten. Inzwischen sind schreckliche Jahrhunderte fast ununterbrochenen Völkermordes und Menschenraubes über diese Lande dahingegangen. Aber heute gibt es dort wieder moderne Großherren der Steppe, die mit den friedlichen, deshalb aber nicht weniger mächtigen Waffen der Neuzeit, Intelligenz und Kapital, das Land quadratmeilenweise sich zu eigen und für die Allgemeinheit nutzbar gemacht haben. Vornan unter diesen steht die Familie Falz-Fein, deren Stammgut Ascania Nova im Taurischen Gouvernement nördlich der Krim man auf jedem Atlas verzeichnet findet. Der Name erinnert an den Vorbesitzer, einen Herzog von Anhalt, dem seine weltgeschichtliche Verwandte, Kaiserin Katharina II., jenes Gebiet geschenkt hatte. Von ihm erwarben es die Vorfahren der jetzigen Besitzer, ebenfalls anhaltinischer Herkunft, aber längst zu guten Russen geworden und in der neuen Heimat zu einem ganz eigenartigen Geschlecht moderner Steppenlandwirte im größten Stile entwickelt. Bei ihnen, namentlich bei dem ältesten Bruder Friedrich Falz-Fein, mit dem mich langjährige Freundschaft verbindet, war ich vorigen Herbst zu Gaste und habe da einen Blick tun dürfen in eine ganz neue Welt.

Wie dort die Natur beschaffen ist und was zu ihr und aus ihr der Mensch dort geschaffen hat, das ist so verschieden von allem, was der Westeuropäer zu sehen gewöhnt ist, daß der Eindruck nicht minder stark ist, wie bei einer überseeischen Reise in einen anderen Erdteil. Ja, ich habe das Gefühl, daß durch Bilder und Schilderungen manches Tropenland in Wirklichkeit mir vertrauter erscheinen würde als dieses Step-

Friedrich Falz-Fein mit seinen Windhunden beim Aufbruch zur Hasenhetze.

Stauden der Stipa-Steppe.

Stauden der Artemisia-Steppe.

penrußland. Das gibt mir den Mut, obwohl ich natürlich keine tiefen land- und volkswirtschaftlichen Studien über die südrussischen Gouvernements und ihre Bewohner gemacht habe, mit einer Schilderung dessen vor die Öffentlichkeit zu treten, was ich bei Falz-Fein gesehen und erlebt habe, zumal ich meine schwachen Worte durch sehr anschauliche Bilder unterstützen kann.

Schon als ich nach drei durchreisten Tagen und Nächten mittelst eines riesigen Pelzes von stummen Dienern im wahren Sinne des Wortes in das nationale Gefährt meines Freundes, nicht Viere lang, sondern Viere breit bespannt, verpackt wurde und so mutterseelenallein bei Sonnenuntergang aus Kachowka, dem kleinen Landungsplatze am Dnjepr, hinausfuhr, da kam ich mir fremd und einsam vor wie Robinson auf seiner Insel. Anfangs zogen noch, knarrend und quietschend, hölzerne Bauernwagen vorbei, bespannt mit kleinen, struppigen Pferden, besetzt und begleitet von pelzmützigen, wettergebräunten Menschen in verwitterter, wetterfarbiger Kleidung. Schlappohrige Schweine, mageres Rindvieh und zottige Hunde liefen zur Seite. Manch Bäuerlein entblößte demütig das Haupt, und ein altes Weib sank sogar in die Kniee vor dem entgegenkommenden Herrenfuhrwerk Mein Zoologenauge fesselten noch einige Zeit ziehende Baumfalken, die in weithin zerstreuter Schar eleganten Fluges fortwährend so niedrig über mich wegstrichen, daß ich ihre roten Federhöschen und schwarzen Bartstreifen genau unterscheiden konnte. Bald aber war das letzte Lebewesen im Dämmer der herabsinkenden Nacht verschwunden, und wir fuhren allein dahin auf der uralten, breiten, allerdings durch keinerlei Wegebau,

Mahlzeit der Arbeiter auf der Steppe.

nur durch viele Meter Wagengeleise nebeneinander bezeichneten Fahrstraße von Norden nach Süden, dem sogenannten Salzweg, auf dem in früheren Jahrhunderten der Salzbedarf Rußlands aus der Krim heraufgebracht wurde.

Brotwagen mit Halbblut-Shorthorn-Ochsen vor der Gutsbäckerei.

Totenstille ringsum; höchstens hie und da einmal das leise, träumerische Aufzwitschern einer wachgewordenen Lerche seitab im Grase. Wirkliche Ruhe: welch eine ungewohnte Empfindung für Großstadtsinne und -nerven, die der unnatürliche Lärm des Kulturlebens sonst selbst mitten in der Nacht nicht wirklich ungestört läßt! Hier genoß ich die Ruhe der schlafenden Natur mit wachenden Sinnen, Ruhe nicht nur für das Ohr, sondern auch für das Auge.

Obwohl der Mond noch nicht aufgegangen ist, herrscht doch ein wunderbares Helldunkel dank der Klarheit und Pracht des Sternhimmels, der ohne alles unruhige Geflimmer mit einer Leuchtkraft herunterstrahlt, von der man sich in der ozeanischen Dunstatmosphäre Mitteleuropas kaum eine Vorstellung machen kann. Ordentlich tief am Himmel hängen die Sterne, das schwarzblaue Himmelsgewölbe scheint sich noch hoch über sie zu erheben, so klar und rein ist die Luft! Unabsehbar weit dehnt sich nach allen Seiten vollkommen flaches und ebenes, baum- und strauchloses Land, nur mit niedrigem Gras und Kraut büschelweise bewachsen: die Steppe!

Das ist sie also, von der man seit der phantasiefreudigen Knabenzeit schon so viel gelesen, von der man sich aber nie eine richtige Vorstellung machen konnte, weil sie aus jeder Zone und jedem Erdteil wieder anders geschildert wird. Auch nicht in ganz Südrußland, ja nicht einmal innerhalb des Falz-Feinschen Gebietes ist sie überall gleich; vielmehr unterscheidet sich hier deutlich nach der hauptsächlichsten Charakterpflanze die „süße" Stipa-Steppe von der salzigen Artemisia-Steppe in der unmittelbaren Nähe des Schwarzen Meeres.

Aber ein Wunderboden ist sie an Nährkraft für das Vieh. Man muß wissen, daß Friedrich Falz-Fein allein, abgesehen von Pferden und Rindvieh, 50 000 Stück Merinoschafe hält, die wesentlich nur auf eigner Weide gehen. Da findet man dann die Steppe auf weite Strecken so kurz abgeweidet, daß man schon mit zwei spitzen

Wöchentliche Karrenparade vor dem Proviantmagazin.

Steppenküche mit Köchin.

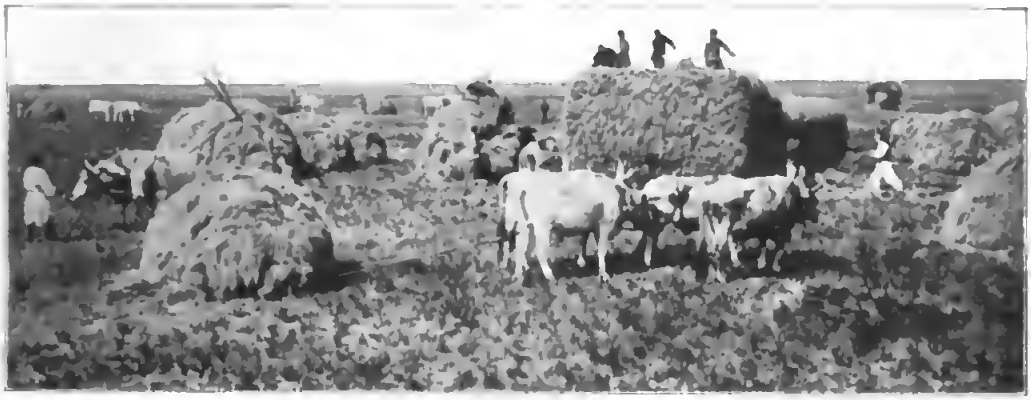
allerdings, daß es zur rechten Zeit wenigstens etwas regnet. Dann werden aber auch Ernten erzielt, die an biblische Vergleiche mahnen, und als ich sah, was die künstlich bewässerten Gemüsefelder des einen Gutes hervorbrachten, wo jetzt eine Konservenfabrik errichtet ist, da sagte ich zur Erheiterung meines Freundes unwillkürlich: Früchte aus dem gelobten Lande Kanaan!

Fingern zugreifen muß, wenn man noch ein Blättchen pflücken will. Aber die Schafe zupfen und rupfen, werden satt und gedeihen. Und dabei ist die Erde vor Dürre überall in Risse geborsten. Aber wie nahrhaft müssen gerade diese derben, in der größten Trockenheit wachsenden, mit einem Minimum von Wasser aufgebauten Steppengräser sein gegenüber dem dünnen, wässerigen Grünzeug unserer feuchten Wiesen!

Und ein Wunderboden ist die Steppe auch an Sprießkraft für ihre Pflanzendecke. Man will es kaum glauben, wenn einem gezeigt wird, wie die abgeernteten Felder sich bis zum September schon wieder so vollständig mit Gras und Kraut überzogen haben, daß das ungeübte Auge sie von der anstoßenden Weidesteppe gar nicht mehr unterscheiden kann. Ich selbst habe das während meines Aufenthaltes dort kaum gelernt. Zu erfolgreichem Feldbau gehört

Wenn es nur etwas mehr und regelmäßiger regnete, wäre die südrussische Steppe wirklich ein gelobtes Land auch für den Ackerbau: man würde dann im Getreide ersticken! So aber wechseln Mißjahre mit guten, sehr guten und wahren Riesenernten: alles je nachdem das göttliche Naß vom Himmel fällt oder nicht. Daher kehren sich alle Wünsche und Gefühle des Menschen gegenüber dem Wetter vollständig um. Während man hier nach „schön Wetter" ausschaut, worunter man ganz selbstverständlich Sonnenschein versteht, — wie oft der uns fehlt, des ist der letzte Regensommer klassischer Zeuge! — sehnt man sich dort stets danach, daß der Himmel sich bewölke und seine landbefruchtenden Schleusen öffne. War das eine Freude auf allen Gesichtern, als es während meines ganzen Aufenthaltes in Ascania Nova von Mitte September bis Ende Oktober glücklich einmal eine Stunde

Feldarbeit auf der Steppe.



Zuſammenholen der Maſchinenmahd mit der Tauſchlinge.

regnete! Dann war aber die oberſte Decke des harten Bodens alsbald in eine zähe Lehmſchicht aufgeweicht, die ſich einem in ſchweren Schollen an die Stiefel hing. Wenn man dann nur ein kleines Ende zu gehen hatte, mußte man ſich ſchon einen Stock mitnehmen, um ſich zeitweilig von der fühlbaren Laſt zu befreien.

Ebenſo ſchnell iſt allerdings die Bodenrinde wieder aufgetrocknet, und in dieſem Zuſtande tritt eine merkwürdige Eigenſchaft des Steppenbodens recht deutlich hervor, nämlich die, jede einmal angenommene Form im einzelnen ganz erſtaunlich lange feſtzuhalten. Ein ſeichter Graben, ein kleiner Erdhaufen markieren ſich noch nach Jahren, ja nach Jahrzehnten, und auf dieſe denkbar einfachſte Weiſe begrenzt man daher auch die öffentlichen Wege durch eine flache Furche zu beiden Seiten. Das Erſtaunlichſte in dieſer Beziehung war mir aber doch, daß man auf der Steppe heute noch ganz genau jede einzelne Stelle bezeichnen kann, wo ein Bobak, eines der geſellig lebenden Steppenmurmeltiere, ſeinen Bau hatte, während dieſes Tier ſelbſt ſeit mindeſtens hundert Jahren aus der Gegend verſchwunden iſt, vielleicht weil eine anſteckende Krankheit es ausrottete, vielleicht weil ihm überhaupt die anrückende Kultur ſeine Lebensbedingungen abſchnitt. Die Baue ſind längſt verfallen, die aufgeworfenen Erdhaufen verweht, die Erde iſt auch an dieſen Stellen hart und glatt wie ſonſt überall, und doch bezeichnet heute noch ein rundlicher, heller Fleck auf der Erde jeden einzelnen Bobakbau. Wenn man ſich im Wagen aufrichtet, ſieht man damit ſtellenweiſe die Steppe weithin überſät.

Nur wo beſonders viel und ſchwer gefahren wird, in der Nähe der Dörfer und Gutshöfe, verliert der Steppenboden ſeine harte Glätte, wird zu braunem Staub zermahlen, und wenn dann der richtige Steppenwind dazu kommt, dann kann man was erleben! Was Staub und Wind heißt, das habe ich überhaupt erſt in Taurien gelernt, und ich werde nie vergeſſen, wie wir alle ausſahen, als wir eines Abends mittelſt einer kleinen Wettfahrt zwiſchen Troika und

Fettſchwanz-(Tartaren-)Schafe.

Viergespann von der Remontierung in einem Steppendorf heimkehrten. Da war nicht mehr zu unterscheiden, ob einer blond-, braun- oder schwarzhaarig, blaß oder rotbackig war: alle Gesichter und Bärte deckte gleichmäßig ein und dieselbe braune Steppenstaubfarbe, und wenn nicht in jedem Herrenhause Staubmäntel zur Verfügung hingen, wären die Kleider gleich in den ersten Tagen vollkommen ruiniert.

Frühjahr und Vorsommer waren regenlos gewesen, und so reichte denn die Ernte wesentlich nur für den eignen Bedarf. Wie groß der ist, möge man daraus ermessen, daß auch für dieses „schlechte" Jahr immerhin 700 Knechte und Mägde gedungen worden waren. In „guten" Erntejahren steigt die Zahl der nötigen Arbeitskräfte bis auf 1200 und noch höher. Sie kommen aus den nördlich benachbarten Gouvernements Kiew und Poltawa und verdingen sich als richtige russische „Sachsengänger" von Mai bis Oktober für eine runde Summe einschließlich der Beköstigung.

Wie diese bewerkstelligt wird, das scheint mir eines der Geheimnisse zu sein, durch die es den erfinderischen Vorfahren meines Freundes gelungen ist, die Steppe in solchem Umfange der Landwirtschaft dienstbar und nutzbar zu machen. Bei einem Betriebe, der sich über 30 000 Morgen ausdehnt, ist es natürlich gar nicht denkbar, daß die Mahlzeiten vom Gesinde auf dem Gutshofe eingenommen oder auch nur, daß sie dort zubereitet und hinausgebracht werden. Das Personal ist vielmehr über die ganze Steppe in Gruppen verteilt, je nachdem es der Bedarf an Arbeitskräften erheischt, und jede Gruppe bleibt Tag und Nacht an ihrer Arbeitsstelle, solange dort zu tun ist. Wo gearbeitet wird, wird auch gegessen und geschlafen. Und gearbeitet wird von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang mit den nötigen Essenspausen, die aber nicht, wie bei uns, zugleich längere Ruhepausen sind. Da schläft denn des Abends jeder ungewiegt, wenn er sich unter dem ewigklaren Sternenhimmel einfach lang ausstreckt im

Fettsteißherde. (Kalmückenschafe.)

trocknen Steppengrase, und wenn es in der Nacht recht frisch wird, nun, dafür ist er eben ein „Russe", er kann es vertragen: ein Feldzug wäre ihm ein „Spaziergang"! Solches Menschenmaterial muß man loben, da gibt es noch keine Leutenot, und daß dieses leistungsfähige und anspruchslose Gesinde zur Verfügung steht, ist gewiß nicht der letzte Grund, warum im modernen Taurien diese imponierende Steppengroßwirtschaft sich entwickeln konnte.

Freilich gut gehalten werden die Leute, bei Falz-Feins wenigstens, und zu ihrer rationellen Verpflegung an allen den unzähligen Arbeitsstellen auf der Steppe ist eine ganze Organisation ersonnen. Unter

den Gutsgebäuden ragt ein mächtiger, hoher, langgestreckter Schuppen hervor: das Magazin. Wohlgeordnet und unter guter Aufsicht enthält es alles, was das russische Volk zum Leben braucht; d. i. außer einem prachtvollen, hausbackenen Schwarzbrot, das ich selbst mit Passion aß, die Ingredienzien zu der nationalen Kohlsuppe, dem Borschtsch, einschließlich Hammelfleisch. Wie oft haben wir draußen mitgekostet, mein Freund und ich, aus den großen, reinlichen Holzsatten, um die man sich im Kreise niederhockt, und wie geehrt strahlten da die naivfröhlichen Gesichter der Leute, wie verschämt kicherten die kleinen zierlichen Mädels, wenn „Friedrich Eduardowitsch" ein freundliches Wort sprach. Ja, er ist ein guter Herr; dafür sind seine Diener ihm aber auch gute Diener.

Breitschwanzböcke.

In Rußland gibt es noch „Herren" und „Diener".

Vor dem Magazin entfaltet sich jede Woche einmal ein reges, eigenartiges Leben, „Heute ist wieder Karrenparade," pflegte mein Freund lachend zu sagen, nachdem ich das Schauspiel einmal so getauft hatte. Von überallher aus der Steppe kommen große, zweirädrige Karren angefahren, jeder bespannt mit zwei mächtigen Zugochsen der schweren Falz-Feinschen Steppenrasse. Sie holen frischen Mundvorrat für alle die verschiedenen Arbeitsstellen auf der Steppe, und jedem ist sein Wochenbedarf im Magazin schon abgewogen und zugeteilt, je nachdem er einige wenige Viehhirten, eine größere oder kleinere Feldarbeiterkolonne zu versorgen hat.

An Ort und Stelle draußen wartet die „Steppenköchin", die sich an ihrer primitiven Feuerstelle mit allem Nötigen eingerichtet hat und für die leibliche Notdurft der ihr zugeteilten Leute redlich sorgt. Auch das Wasserfaß fehlt nicht, das mit demselben Ochsenpaar vom nächsten Ziehbrunnen her stets gefüllt gehalten wird.

Am meisten imponieren aber natürlich die Bilder, die in solcher Riesenwirtschaft die Feldbestellung selbst darbietet. Das sind wahre Massenaufzüge! Ich sperrte nicht schlecht die Augen auf, als ich zum erstenmal an dem freien unverbauten Horizont der Steppe eine schier unabsehbare Kette der

Merino-Mutterschafe mit Lämmern.

Schäferei mit Herde.

weißen Ochsensechsgespanne (das mittlere Paar waren junge zum Eingewöhnen) daherziehen sah. Scharf zeichneten sich in der klaren, reinen Luft die langen, leierförmigen Hörner gegen den goldig überflossenen Abendhimmel ab; sogar die Riemen der geschwungenen Peitschen sah man aus der weiten Ferne fliegen. „Da müssen wir hin!" sagte ich zu meinem Freund, und rasch waren wir da mit unserem flotten Viergespann. Umwege und verbotene Wege gab es für uns nicht, weit und breit war alles Land „unser", und wohin wir wollten, da fuhren wir eben gerade drauflos. War das ein Hochgefühl für mich armen, „ordentlichen" Großstadtmenschen, der aber in seiner Jugend wenigstens noch den süddeutschen Bergwald eine Viertelstunde von seinem Vaterhaus gehabt hatte!

Es wurde gemäht mit kleinen, einfachen und praktischen Mähmaschinen, einem eignen Erzeugnis, nebst vielem anderen hergestellt und wiederhergestellt in der Falz-Feinschen Werkstätte, einem weiteren großen Gebäude, das auf dem Gutshofe nicht minderen Raum einnimmt als das Proviantmagazin.

Kräftigen Schrittes gingen die Ochsen vorwärts unter ihren Nackenjochen, so daß die kleinen, zum Teil blutjungen Mägde zur Seite sich tummeln mußten, um gleichen Schritt zu halten, während sie die Tiere zugleich mit hellem Zuruf und leichtem Peitschenschlag antrieben. Hinter jedem Fuhrwerk ging ein Kleinrussenjunge und warf mit einer Harke die angesammelte Mahd von der Maschine zur Seite. In unserer Nähe verstummte alles Sprechen, Rufen und Singen, und ein ehrfürchtiger Ausdruck trat auf die Gesichter. Unmittelbar vor uns legte dann jeder und jede die linke Hand aufs Herz und beugte sich mit gedämpftem „Straftwuitje" (soviel wie „Guten Tag!" — gewöhnlich nur als langgezogenes „Straaft" zu hören) vor dem Gutsherrn. Ein eigenartiges Bild: Europa, weiße Menschen und doch, wie weltenfern von unseren Zuständen! An mir machte ich dabei die Selbstbeobachtung, wie willige Unterordung die freiwillige, wohltätige Menschenliebe fördert. Diesen Leuten könnte ich alles mögliche zu liebe tun, und mein Freund tut es auch: er verlangt, was er verlangen kann, und gibt, was er geben kann.

Der berittene Oberknecht war mit abgezogener Mütze sofort an unserer Seite und wurde nun von seinem Herrn, in dem diesem eignen, kurzen und geschäftsmäßigen, dabei aber durchaus nicht unfreundlichem Ton über das Nötige ausgefragt.

Weiterhin sahen wir auch die wahrhaft geniale Art, wie die Steppenmahd zusammengeholt wird, um für den Winter zu riesigen, haushohen Heumieten aufgestapelt zu werden. Zu diesem Zweck werden die Ochsengespanne einfach vor eine lange Tauschlinge gelegt und auf den abgemähten Streifen entlang getrieben: Die Schlinge nimmt dann alles Daliegende von selbst mit.

Kaschara aus trockenem Schafmist.

Mag aber die moderne Landwirtschaft

im besten Sinne, wie die Familie Falz-Fein sie betreibt, es noch so gut verstanden haben, die Steppe auch dem Feldbau zu unterwerfen: das Rückgrat des ganzen Betriebes bleibt doch auch heute noch die Viehweidewirtschaft, vor allem die Schafzucht. Ihr Jahresergebnis aus dem Woll-Verkauf wurde gerade abgeschlossen, während ich dort war; es zählte nach Hunderttausenden. Und diese anscheinend so primitive, in Wirklichkeit unter kluger Berücksichtigung aller örtlichen Verhältnisse aufs Rationellste, ausgestaltete Weidewirtschaft knüpft auch das historische Band mit der Vergangenheit des Landes. Sogar die Schafrassen früherer Zeiten sind noch da: die weißen, grobwolligen Fettschwänze der Tataren und die großen, graubraunen Fettsteiße der Kalmücken; beide werden des Fleisches wegen gehalten. Auch einige grauschwarze Breitschwänze fehlen nicht, deren schwarzgeborene Sauglämmer das beliebte Pelzwerk (russisch Karakul) liefern.

Südrussische Hirtenhunde (Schafpudel).

Indes die Hauptmasse bilden natürlich echte Merinos, ein kleiner, genügsamer und harter, aber hochedler Schlag mit vielfaltiger Haut und trefflichem Vließ.

Einzig und allein für diese wertvollen Schafe existieren Stallgebäude, in die sie aber nur bei allerschlechtestem Winterwetter eingetrieben werden, wenn solche Schneestürme toben, daß sie sich unmöglich draußen nähren können, und die mächtigen, langgestreckten Schäfereien mit ihren hohen, graugelben Strohdächern und den riesigen Heumieten daneben sind es hauptsächlich, die auf dem Falz-Feinschen Gebiete das einförmige Bild der Steppe hier und da unterbrechen. Alles übrige Vieh kommt niemals, buchstäblich niemals unter ein Dach. Man mache sich klar, was für ein kerniger, zäher und widerstandsfähiger Schlag von Rindern und Pferden auf diese Weise erzielt wird! Der einzige Schutz, den man ihnen gegen die schlimmsten Unbilden der Witterung bietet, ist die „Kaschara", ein über mannshoher Ringwall von trockenem Schafsmist, der aus den Schafställen stückweise ausgestochen wird und sich fest wie Bausteine aufschichten läßt.

Derselbe „Kirpitsch", wie er russisch heißt, ist in dem holz- und kohlenlosen Lande auch das hauptsächliche Brennmaterial, und ich kann versichern, ein recht gutes und lange vorhaltendes.

Wie erstaunt ist der Westeuropäer, solche ins Riesenmäßige gehende Schafhaltung ohne richtige Schäferhunde in unserem Sinne zu finden. Es sind zwar Hunde da, sogar eine höchst charakteristische, weißzottige Rasse; sie beteiligen sich aber am Hüten gar nicht, sondern bewachen nur die Hirtenkarren und spielen überhaupt die Nachtwächter gegen Diebe und andere unliebsame Vorkommnisse. Mich interessierten sie ganz besonders, weil ich in ihnen eine jener primitiven Ur- und Naturrassen des Haushundes erblicke, welche in früheren Jahrhunderten überall vorhanden waren, um Hirten und Herde, Haus und Hof gegen Raubtiere und Räuber zu schützen. Bis heute haben sie sich natürlich nur da erhalten, wo noch ursprünglichere, weniger überkultivierte Verhältnisse herrschen. Im mittelalterlichen Deutschland spielt der „Vieh- oder Schafhund" eine große Rolle, und er sah, nach der alten

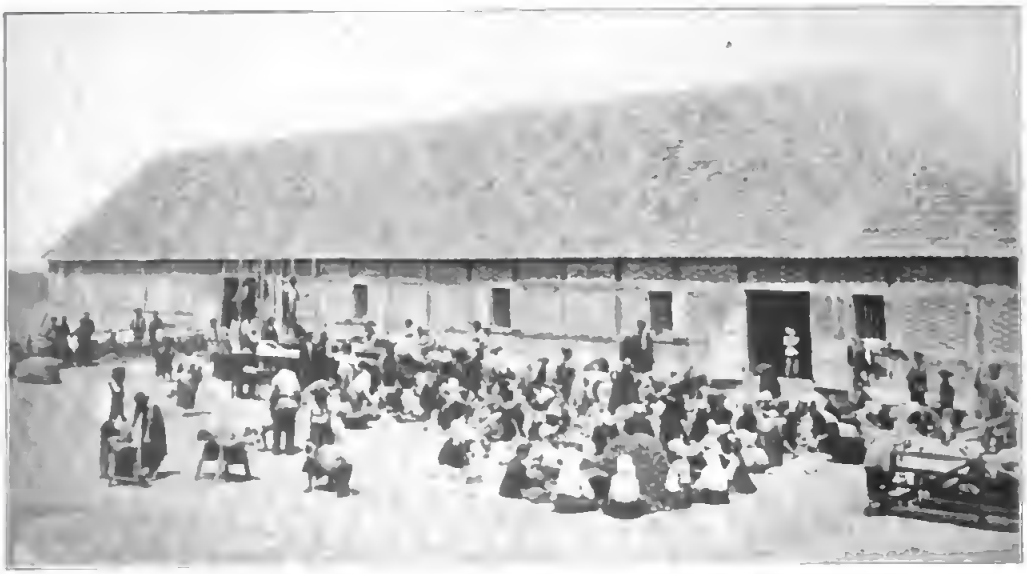
Schäfer mit jungem Merinobock.

Geßner-Beſchreibung, ſogar bis auf die weiße Farbe genau aus, wie die Falz-Feinſchen Hirtenhunde von heute. Bei uns ſind die wetterharten, nützlichen und treuen Tiere längſt verſchwunden; man hat ſie zu Grunde gehen laſſen, wie ſo manche andere gute, alte, angeſtammte Raſſe, uud hält ſich dafür auf dem Lande jetzt lieber allerlei Schund- und Schandköter unbeſtimmbarer Herkunft. Nur der Engländer, der als „Tiermenſch“ nun einmal turmhoch über allen anderen Nationen ſteht, hat die uralte Hundeform aus Liebhaberei fortgezüchtet, aber — wiederum echt englich — in einem abnormen ſtumpfſchwänzigen Schlag, dem ſogenannten „Bobtail“.

Wer hütet nun auf der tauriſchen Steppe die Schafe, wenn es der Hund nicht tut? Ganz einfach der Schäfer ſelbſt und noch mehr der Kleinruſſenjunge, der ihm zur Hilfe beigegeben iſt. Der hat auch die flinken Beine und die gute Lunge dazu. Und wie vergnügt ſchaut der friſche, ſehnige Bengel aus ſeinen blauen Augen! Man ſieht, er iſt mit ſeinem „Hundeleben“ ſehr zufrieden, und darauf kommt es ja ſchließlich doch allein an in jeglichem Menſchenleben.

Die Schäfer, meiſt bärtige Männer in mittlerem Alter, ſehen auf den erſten Blick recht wild und ſtruppig aus: kommen ſie doch ebenſo ſelten, wie die ihnen anvertrauten Tiere unter ein Dach! Indes, im trockenen Steppengraſe ſchläft ſich's allezeit ſchön, ob Tag ob Nacht, und hört man Pferdegetrappel, ſo kann man ſich ja aufrappeln. Dann liegt allerdings auf den weichen, gutmütigen Zügen, wie ſie dem Ruſſen eigen, ein ganz reſpektables Quantum „Stumpfſinn“ ausgeprägt, und dieſen kann ſich ja ja wohl ein ruſſiſcher Steppenſchäfer auch leiſten unbeſchadet des übrigen Weltenlaufes. Nur z u viel darf's nicht werden der edlen Geiſtesgabe, die im modernen Muſenſohn ihren Lob- und Preisſänger gefunden hat; ſonſt beſchwört man energiſche Aufmunterungsverſuche des revidierenden Oberſchäfers oder Schafmeiſters herauf, gegen die ein dicker Schafspelzrock den beſten „Leitungswiderſtand“ bietet.

Die Pflege der Schafe erfordert nämlich nicht wenig Aufmerkſamkeit: bei ihnen iſt der Stumpfſinn erſt auf der Höhe! Noch nie und nirgends vordem und anderswo war es mir ſo ſchauderhaft klar geworden, bis zu welchem Grade von Unſelbſtſtändigkeit die unausgeſetzte Bewachung und Behütung das Schaf hat geiſtig verkümmern und verkommen laſſen. Körperlich — allerdings nur im Sinne des ſie ausnutzenden Menſchen — ſo hochedle Tiere ſind ſie nicht einmal imſtande, ſich das ekle Fliegen- und Madengeſchmeiß vom Leibe zu halten, das ſich mit Vorliebe in die verſchiedenen Ausfuhröffnungen ihres Körpers einniſtet! Gegen dieſe Gefahr muß der Schäfer täglich auf der Hut ſein, und er



Bei der Schafſchur.

Schafe im Räudebad.

hat zu dieſem Zweck eine ganz beſondere Ausrüſtung. Zunächſt ſeinen langen Fangſtock mit dem eigenartig gekrümmten Aufſatz am Unterende, deſſen Bedeutung man nicht eher verſteht, bis man einmal geſehen hat, wie einfach, raſch und ſicher der Mann jedes beliebige Stück ſeiner Herde am Hinterbein feſthakt und zu ſich heranzieht. Dann faßt er nach der eignen Wade, wo ein kleiner Köcher mit Holzteer und darin ſteckendem Schmierholz befeſtigt iſt, und beſtreicht mit dieſem die gefährdeten Körperſtellen des Tieres.

Wo 50000 Schafe gehalten werden, da iſt natürlich die Schafſchur ein großes Ereignis, das Geſinde und Beamtenſchaft tagelang in Aufruhr hält. Leider habe ich es nicht miterlebt, aber es müſſen ganz einzigartige Bilder ſein!

Sehr ſinnreich und einfach, aber im großen Stile für Maſſenbedarf angelegt ſind auch die Einrichtungen für desinfizierende Bäder der geſchorenen Schafe, um der Räude entgegenzuarbeiten. Man treibt ſie einfach eines hinter dem andern in einem künſtlichen Graben mit Karbolwaſſer entlang, der gerade ſo tief iſt, daß ſie mit dem Kopfe herausſehen.

Trotz rationellſtem Betrieb und beſter Organiſation ſind Verluſte nicht zu vermeiden. Dem Vater Friedrich Falz-Feins ſtarben einmal durch einen verſpäteten Froſt in einer einzigen Nacht 16000 friſch geſchorene Schafe. „Schlimm; aber Gott ſei Dank, wir können's aushalten!“ ſagte er gelaſſen, als die Hiobspoſt kam, und ſetzte ſich zum Frühſtück.

Arbeitsochsen vor dem Pflug.

So rettungslos verdummt das Schaf sich unter allen Umständen erweist, so klug und selbständig, sogar gegen den eignen Herrn, zeigt sich das Rind in freierer Haltung. Das Falz-Feinsche Rindvieh wird nun so frei auf der Steppe gehalten, wie das überhaupt nur denkbar ist; es sieht in seinem ganzen Leben kein Dach über sich! Dabei wird aber doch eine rationelle Zuchtwahl geübt, und so sind es denn ganz prächtige Tiere, an denen man wirklich seine Augenweide haben kann. Sie gehören zu den dort einheimischen weißen, langhörnigen Steppenrindern, deren schöne, bei den Stieren schwarz überlaufene Farbe und mächtiger Kopfschmuck gleich für sie einnimmt, sind aber innerhalb dieser Form zu einer weithin durch Rußland berühmten Vollendung herausgezüchtet.

Steppenhirt.

Arbeitsochsen — mein Freund braucht von solchen im ganzen 1200 Stück — sieht man bei Falz-Fein wahrhaft imponierend; Größe, Gewicht und Knochen zum Staunen! Das geht vor dem Pflug oder schweren Wagen stundenlang und stundenweit dahin, immer in demselben sicheren, festen Schritte, ohne Wanken und Weichen. Für schwere Arbeit, die langsam getan werden kann, ein wahrhaft ideales Zugtier, das noch dazu in seiner freien Zeit sein Futter sich selbst sucht!

Ruhende Arbeitsochsen.

Ein ebenso ideales Milchtier ist die Steppenkuh; allerdings nicht in der Menge, nur im Gehalt und Wohlgeschmack ihrer Milch. Sie gibt nur wenig und mit Schwierigkeiten; sie muß erst vorn und hinten festgebunden werden, und das Kalb muß ansaugen. Das Wenige, was sie gibt — eine ganze Herde war für den Hausbedarf meines Freundes nötig! — ist aber so kräftig und aromatisch, daß ich rein aus Leckerei Steppenkuhmilch getrunken habe. Und eine Sahne wird daraus geschlagen, wie sie sich unsere Konditoren, Hausfrauen und süßschnäbligen Backfische nicht einmal träumen lassen können!

Ausgeprägt ist bei dem freien Rinde der Steppe geradezu eine Art Gemeinsinn. Während in der Pferdeherde kaum ein Stück sich drum kümmert, was dem anderen passiert, müssen bei der Rinderherde die Hirten sich sehr vorsehen, alle möglichen Listen und Kniffe anwenden, wenn sie ein Stück von den anderen trennen oder sonst irgend was Besonderes mit ihm vornehmen wollen. Alle treten mannhaft für den gefährdeten Genossen ein und gehen schnaubend und mit erhobenem Schweif mitunter selbst auf die ihnen sonst so wohlvertrauten Hüter los.

Schon Friedrich Falz-Feins Vater und Großvater haben durch weiße Shorthornbullen das Blut dieser hervorragenden englischen Fleischrasse in ihr Rindvieh eingeführt, um die Ochsen mastfähiger zu machen. Die Mischlinge verraten sich vielfach durch die rotschimmelige Farbe, die den Shorthorns eigentümlich ist.

Auch die schwarzen Büffel, die, in der römischen Campagna beginnend, durch Südosteuropa, Nordafrika, Süd- und Mittel-

asien als genügsame, leistungsfähige Arbeitstiere sich verbreiten, gebraucht Friedrich Falz-Fein in beschränkter Anzahl; sie verstärken das „halbasiatische“ Element in diesem eigenartigen Großbetriebe.

Steppenkuh mit Kalb beim Melken

Noch mehr geschieht das durch die zweihöckerigen Kamele. Auf deren Zucht legt der Gutsherr großen Wert, weil er ihre außerordentliche Arbeitskraft nach seiner Erfahrung schätzt, namentlich wenn es gilt, schwere Fuhren rascher fortzubewegen, als dies mit Ochsen möglich ist, und länger, als Pferde es aushalten. So sieht man denn in Ascania Nova sehr oft zwei riesige, starknochige Kamele vor einem modernen Lastwagen ganz einfach mittels eines breiten, vor den vordersten Höcker gelegten Riemens angespannt, und über den Schritt, den sie dabei am Leibe haben, staunt man. Ein wundersames Bild: das Charaktertier der asiatischen Nomaden im Dienste der europäischen Kultur!

Büffelgespann mit getrocknetem Schafsmist.

Rationelle Praxis im besten Sinne des Wortes, die es ebensowohl versteht, sich auf den Boden der gegebenen Verhältnisse zu stellen, die Vorzüge des Vorhandenen anzuerkennen, als von da aus das höchste Ziel der möglichen Verbesserung klar ins Auge zu fassen und den kürzesten Weg dahin sicher und unbeirrt zu verfolgen, das alles, was den Tierzüchter, wie er sein soll, kennzeichnet, prägt sich auch in den Bestrebungen und Ergebnissen der Falz-Feinschen Pferdezucht aus.

Die erstaunliche Wetterhärte und Genügsamkeit des kleinen, aus den Tartarenzeiten überkommenen Steppenpferdes soll erhalten bleiben, und dementsprechend ist die Haltung der Pferde: immer auf der Steppe, nie unter Dach! Infolgedessen fällt auch für die auf dem Gutshof eingestellten Gebrauchspferde die unselige Angst vor dem „lebensgefährlichen“ Stehen im Freien weg, womit die meisten westeuropäischen Pferdebesitzer ihre Umgebung nervös machen, und das ist eine große Wohltat. Man wird ja angesteckt von dieser Krankheit, und ich selbst glaubte in der ersten

Kamelwagen.

Einfangen von Halbblutpferden.

Zeit einige Male an wartende Pferde und Menſchen erinnern zu müſſen. Als ich aber dafür immer mitleidig „ausgelächelt“ wurde, ſchwieg ich gerne ſtille und freute mich, daß man wenigſtens in Rußland wirkliche Gebrauchspferde und Gebrauchskutſcher hat.

Und doch haben dieſe harten Falz-Feinſchen Gebrauchspferde, die keine „Decke“ kennen, heute ſchon ein ganz anſehnliches Teil engliſches Blut in ſich, was ſich jedem halbwegs kundigen Auge durch Größe und Formen der Tiere alsbald verrät. Wenn man eine Herde zu irgend welchem Zwecke beim Gutshofe zuſammengetrieben ſieht, da entwickeln ſich höchſt lebhafte, feſſelnde Szenen mit dieſen Wildlingen, und man bewundert die kaltblütige Kunſt der Pferdeknechte in der Behandlung und Beherrſchung der Tiere. In dieſem Gewerbe ſcheint aber der Großruſſe mit Schirmmütze, Weſte, dem darunter hervorbauſchenden Hemd und hohen Stiefeln dem Kleinruſſen über zu ſein, der, barfüßig, in ſeinen langen, unglaublich weiten Hoſen und im Strohhut ſchon gar nicht nach einem Reiter ausſieht.

Gegen das engliſche Vollblut erhebt ſich in unſeren Pferdezüchterkreiſen manche Stimme. Bei Falz-Fein hat es Wunder gewirkt — immer natürlich in Gemeinſchaft mit ſorgfältiger Zuchtwahl unter dem einheimiſchen Stutenmaterial. So iſt dort nicht nur aus dem kleinen, häßlichen Steppenpferd ein großes, ſchönes Tier geworden, ſondern durch das notoriſch größere Herz des Vollbluts hat ſich auch die Leiſtungsfähigkeit in andauernder, raſcher Bewegung noch weſentlich erhöht. Mein Freund zeigte mir dies nicht ohne Stolz an ſeinem eigenen Lieblingsviergeſpann, mit dem wir täglich ſtundenlang fuhren. Von dieſen vier Pferden ſchwitzte und ſchnaufte nach längerem Trab ſtets dasjenige am wenigſten, welches am meiſten engliſches Blut hatte.

Die Falz-Feinſchen Vollbluthengſte ſtammen aus den Geſtüten ruſſiſcher Großfürſten, ſo daß ihnen ruſſiſches Klima und Futter nicht mehr ganz fremd ſind; wiederum ein Beweis für das ebenſo vorſichtige als zielbewußte Vorgehen meines Freundes! Ich traute aber doch meinen Augen kaum, als ich dieſe koſtbaren Tiere in ihren Boxen aus einem weitmaſchigen Netzbeutel reines

Aufbruch der Remonten-Kolonnen.

Strohhäcksel knabbern sah; so „schlecht“ werden sie gehalten! Aber wie vortrefflich sehen sie dabei aus! Das macht wohl, daß sie einen großen Teil des Jahres ganz frei auf der Steppe in den Stutenherden zubringen, eine rationelle Naturzuchtmethode, die sich dadurch glänzend lohnt, daß kaum ein Fehlschlag in der Befruchtung vorkommt. Ist es doch im Grunde weiter nichts als eine Rückkehr zu dem ursprünglichen Wesen des Pferdes als wilden Herdentieres der Steppe! Und wie wenig an dieser Urpferdenatur generationsweise Verhätschelung in vieler Beziehung, ja jahrhundertelange Überkultur hat rütteln können, das beweist in geradezu überraschender Art der Vollbluthengst, wenn er zur Stutenherde freigelassen wird. Dann nimmt er sie wiehernd in Besitz, umkreist sie in stolzem Hochtrab und verteidigt sie mutig gegen alles Nahende, genau wie der Zebrahengst. Eine ganz merkwürdige Beobachtung, die auch in hochwissenschaftlichen Kreisen weiteste Verbreitung verdient!

Woldemar Falz-Fein in seiner Steppen-Troika.

Daß die Falz-Feinschen „Dreijährigen“ von der russischen Heeresverwaltung gerne angekauft werden, erscheint nach dem Vorstehenden nicht mehr wie selbstverständlich. Ich machte eine solche Remontierung in einem Steppendorfe mit und lernte dabei die mitwirkenden Offiziere, Roßärzte und Mannschaften hoch schätzen nach ihrem Sachverständnis und allgemeinen Auftreten.

Höchst malerisch war der Aufbruch unserer Remontenkolonne, wie sie, angebunden an große Ochsenwagen, die mit Heu für die nächsten Tage hochbeladen waren, langsam in die Steppe hinauszog — auf Nimmerwiedersehen!

In solch ausgeprägtem Pferdeland, wie Taurien es ist, fährt natürlich jeder, der einigermaßen was ist oder in höherem Auftrag etwas zu tun hat; nur das niedrigste Kleinrussengesinde läuft seine Wege auf den eignen flinken und sehnigen Beinen. Der Herr fährt für gewöhnlich „Viere breit“, namentlich wenn er längere Strecken gleichmäßig rasch zurücklegen will. Will er mehr repräsentativ auftreten, so nimmt er die Troika, das russische nationale Dreigespann, das meines Freundes jüngster Bruder Woldemar in mustergültiger Aufmachung und ausgesuchtem Pferdematerial sowohl mit Füchsen als mit Rappen vorfuhr. Ich war hingerissen von dem ebenso vornehmen als malerischen und temperamentvollen Bild! Das größere Mittelpferd unter dem buntbemalten Glockenjoch hoch erhobenem Kopfes

Friedrich Falz Fein mit dem Autor in seinem Lieblings-Viergespann.

Bedarka (Botenwagen).

weit ausgreifend im rasenden Trab, die beiden kleineren Seitenpferde mit nach außen gestellten Köpfen in wogendem Galopp: so saust das Ganze dahin, unter hellem Klingeln all der kleinen Glöckchen, mit denen das Pferdegeschirr behangen ist.

Für den Verwalter, Schafmeister, Gutsbeamten sind noch mindestens zwei Pferde standesgemäß, und schließlich fährt auch der jünste Botenjunge, sobald er etwas zu bestellen und zu besorgen hat. Für diese Botenfuhren hat sich sogar ein ganz besonderes, leichtes, zweirädriges Fuhrwerk herausgebildet, das mir für den Zweck recht praktisch scheint, die sogenannte Bedarka. Sie soll von den württembergischen Kolonisten herstammen, und das will ich gerne glauben; denn ihre Form erinnert unverkennbar an das schwäbische „Wägele". Daneben sieht man noch den niedrigen, vierrädrigen Reitsitzwagen, so genannt nach der unbequemen und unsicheren Stellung, die der bedauernswerte Fahrende auf dieser lehnenlosen Bank mit Rädern einnehmen und innehalten muß. Mir tat jeder arme Bauer und jüdische Händler leid, den ich auf solchem lebensgefährlichen Martergestelle auf und niederfliegen und durchschütteln sah.

Wechsels- und lebensvolle Bilder konnte ich vorüberziehen lassen aus dem Lande der alten Skythen, wie es heute dort zugeht, da der moderne Menschengeist es versteht, auch diese Einöde auszunutzen. Von der Steppenwirtschaft vermochte ich in Wort und Bild eine gewisse Vorstellung zu geben. Wer aber schildert die Steppe? Die flache, nackte, kahle, das landschaftliche Nichts!

Und doch, wie liebe ich sie, schon nach der ersten kurzen Bekanntschaft, die mich überwältigte wie ein Rausch! Welch ein Genuß ist es für den westeuropäischen Großstädter, einmal nichts zu sehen und nichts zu hören als Himmel, Gras und Lerchen! Kaum in Worte zu fassen ist die Stimmung solcher Steppenfahrt.

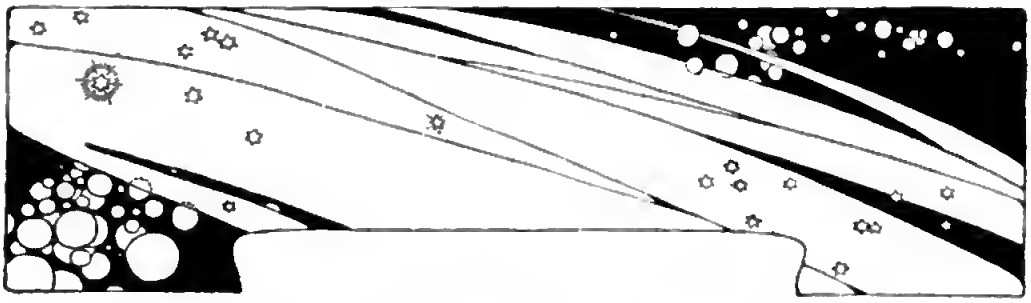
Der Himmelsdom blau,
Die Erdenflur grau;
Nicht Baum, noch Strauch in der Weite.

Nur trabender Pferde Huf
Und huschender Lerchen Ruf
Tönt mir und dem Freunde zur Seite.

So fahren wir stumm
Durch Schweigen ringsum,
Entrollen der Lust und dem Leide.

Dir, Mutter Natur,
Sind wir auf der Spur.
O nimm in die Arme uns beide!

Reitsitzwagen.



Vom Schreibtisch und aus dem Atelier.

Wie ich der Urania-Meyer wurde.

Von

Dr. M. Wilhelm Meyer.

(Abdruck verboten.)

Sie meinen, verehrter Herr Redakteur, daß es Ihre Leser interessiert von einem Häkchen selbst einmal zu hören, wie es sich bei zeiten hat krümmen müssen, um gerade solch ein Häkchen zu werden. Nun ja, ich muß gestehen, von anderen habe ich das auch immer gern erfahren; man kann daraus stets etwas lernen, nämlich, wie es gemacht oder auch wie es nicht gemacht werden muß. Aus diesem letzteren Gesichtspunkte heraus mag meine recht sonderbare Laufbahn wirklich ganz lehrreich sein. Ich sollte nämlich immer ein Häkchen werden, aber ich wollte mich durchaus nicht krümmen, wenigstens nicht nach der Seite hin, wo es die andern wollten. Dadurch bekam die Sache natürlich immer einen Haken, und das Häkchen mußte abziehen.

Die Sache fing damit an, daß ich bei einem Glasermeister in der Schuhstraße zu Braunschweig geboren wurde. Seitdem ist ein halbes Jahrhundert vergangen. Wie kommt nun so ein armer Glasersohn dazu, Astronom, Sternguckr, werden zu wollen? Das ist doch einfach verrückt!

Darüber kann auch an sich gar kein Zweifel bestehen. Nur die vollkommenen Durchschnittsmenschen sind geistig auch vollkommen normal. Jeder andere hat seinen Tick. Bei einigen ist der Tick gemeingefährlich, die steckt man in ein Irrenhaus; die andern läßt man frei herumlaufen, und zu diesen gehörte ich. Denn ein Durchschnittsmensch war ich nun einmal leider nicht, trotzdem ich mich dabei sicher viel besser gestanden hätte.

Wenn ich aber kein Durchschnittsmensch geworden bin, so liegt das hauptsächlich an meiner schwachen Körperkonstitution in der Kinderzeit. Ich mußte deswegen nämlich schon in meinem vierzehnten Jahre aus der Schule genommen werden und mir bald meinen Weg ganz allein suchen, da ich vom neunzehnten Jahre an verlassen in der Welt stand, ohne Eltern, ohne Geschwister, ohne Vermögen, ohne irgend welche Protektion. Es war leicht, dabei krumm zu werden, das heißt, anders wie die andern.

Aber auf einen so tollen Gedanken, gerade Sternguckr zu werden, wäre ich doch nicht allein gekommen. Mein Vater wollte, daß ich Glaser werden sollte wie er. Er war ein Starrkopf und ein klarer Kopf zugleich. Er hatte recht. Wäre er nicht so früh gestorben, so würde ich heute gewiß Glaser, oder Glasschleifer, oder optischer Instrumentenmacher und jedenfalls glücklicher sein. Dies muß ich näher erklären, weil ich dabei lehrreich sein kann.

Mein Vater war es selbst, der mir die Liebe zur Natur von frühester Kindheit an eingeflößt hat. Er besaß für seinen Stand ungewöhnliche naturwissenschaftliche Kenntnisse und hieß unter seinen Kollegen nur immer der „Herr Professor". Er baute Aquarien und Terrarien und verkaufte sie gefüllt mit Tieren, die wir miteinander auf manchen Streifzügen durch Feld und Wald gefangen hatten. Ich baute mir in der Werkstatt aus den Abfällen „großartige" physikalische Instrumente, zum Beispiel eine Voltaische Säule aus Zink- und Kupferresten, die nach langem Bemühen wirklich einen winzigen elektrischen Funken von sich gab, der aber mich allein zum Schöpfer hatte, man denke! Meine physikalischen Kenntnisse hatte ich aus Büchern, die mir der Vater gab, oder die ich in Auktionen für mein Taschengeld kaufte. In der Schule bin ich niemals zu physikalischem Unterricht vorgedrungen. Wenn mein Vater also meine wissenschaftlichen Spielereien unterstützte, weshalb wollte er nicht, daß ich diese Liebhaberei zur Lebensaufgabe machte? „Brotlose Künste", sagte er; „sie werden Dir Freude machen, wenn Du sie als Spielereien weiter betreiben kannst, wie ich, sie werden Dich langweilen und ärgern, wenn Du Dein Brot damit verdienen mußt. Meine Glashandlung liegt hier in der besten Geschäftsstraße der Stadt. Sie geht gut und wird immer besser gehen. Sie kann Dich einmal wohlhabend machen, wenn Du fleißig bist; denn dumm bist Du ja nicht gerade. Und damit basta: Schuster bleib bei Deinem Leisten."

Aber mein Mütterchen hatte höhere Dinge mit mir vor. Es ist notwendig, daß ich Dir, geneigter Leser, von meinem Mütterchen mehr erzähle; es gehört das unbedingt zu der Frage, wie die Keime zur Uranie in meine Seele gelegt wurden. Mein Mütterchen, die liebe Frau Minna, wie sie überall hieß, war ein kleines, heiteres, sinniges Wesen, das man immer nur für meine

ältere Schweſter nahm, und ſo ungefähr ſtanden wir auch miteinander, gegenüber dem geſtrengen Vater. Mein Mütterchen hatte auch Sinn für die Natur, aber mehr noch für die Künſte; ſie las fleißig und faſt nur in den Klaſſikern, ihren Schiller verſtand ſie wie keine zweite. Abends kamen Freundinnen und Freunde bei uns zuſammen zu einer Art von literariſchem Zirkel. Freilich die Männer ſpielten dann meiſt Sala. Ich aber, ein zwerghaft winziges Kerlchen, lag meiner Mutter im Schoß, wenn ſie vorlas. Welche wunderbaren Welten ſind damals in meine Seele gezaubert worden! Ich kann einen Vergleich nicht unterdrücken, in welchem man verborgen vielleicht eine ungeheure Anmaßung finden wird: Mein Mütterchen hatte etwas von der Frau Rat in Frankfurt. Habe ich vom Vater freilich nicht die Statur geerbt, ſo doch des Lebens ernſtes Führen, und vom Mütterchen wirklich die Fraunatur und die Luſt zum Fabulieren mit bekommen.

Wenn ich mich wieder einmal mit dem Vater über meine Zukunft tüchtig herumgezankt hatte (denn den Dickſchädel, der nicht ſo leicht nachließ, hatte ich von ihm geerbt), dann ſchlaß ſie mich heimlich in ihre Arme nnd ſagte mir: „Du biſt doch gar nicht geſcheit. Sei doch nur ſtill; wir haben ſo manches durchgeſetzt, wir werden auch da das Rechte erreichen. Aber Eigenſinn gegen Eigenſinn, das geht doch nicht. Papa meint es ſo gut mit Dir wie ich.“

Wenn mein Mütterchen etwas durchſetzen wollte gegen den Starrſinn des Vaters, ſo machte ſie es ſo. Er wollte zum Beiſpiel auch nicht, daß ich Klavierſpielen lernte. Da kaufte mein Mütterchen von ihren Sparpfennigen einen alten Klapperkaſten für dreißig Taler und ließ ihn zu einer Freundin bringen. Dort bekam ich dann heimlich Unterricht, und als einmal Geſellſchaft bei der Freundin war, da mußte ich plötzlich ein Stück vorſpielen. Der Vater drummte in den Bart und freute ſich, ohne ein Wort zu ſagen, wie ich denn niemals ein Wort der Anerkennung von ihm gehört habe.

Aber mein Mütterchen ſtarb, als ich noch nicht vierzehn Jahre alt war, gerade zwei Tage vor Weihnachten. Es ſah ſo jung aus nnd ſchön in dem Sarge, wie ein wächſernes Chriſtkind.

Mit ihm trug man all meine Hoffnung und all meine Jugend zu Grabe. Ich bin ſeitdem ein einſamer Menſch geblieben mitten im tauſendfältigen Getriebe der Welt, die ich die Kreuz und Quer durchreiſt habe.

Daß ich ſtudieren kannte (welchen Zweig der Naturwiſſenſchaften war mir einerlei) war nun ganz ausgeſchloſſen. Aber ich erreichte es doch, daß ich Buchhändler wurde. In einem erſten Geſchäft, wo ich wider Erwarten keine Bücher leſen durfte, benahm ich mich ſo ſchlecht, daß ich nach wenigen Monaten hinausgeworfen wurde; im zweiten aber, einer kleinen Sortimentshandlung, ging es um ſo beſſer. Ich erlangte eine großartige Geſchicklichkeit im Bücherleſen, ohne die Exemplare aufzuſchneiden. Ich ſtudierte nun alles, was mir unter die Hände kam, nicht nur Naturwiſſenſchaftliches, ſondern auch die ſchöngeiſtige Literatur und half ſo auf meinen eigenen Wegen meiner mangelhaften Schulbildung nach. Es kam jetzt ganz und gar nur auf äußere Umſtände an, um mir die Lebensrichtung zu geben. Als ich zum Beiſpiel im Geſchäft die Bekanntſchaft eines alten franzöſiſchen Herrn gemacht hatte, der Gefallen an mir fand, ſo daß er mir Anweiſungen zur Vervollkommnung in ſeiner Sprache gab, überſetzte ich den halben Molière und ſchrieb die Überſetzung fein ins Reine. Natürlich ſuchte ich auch einen Verleger dafür zu finden. Die Hefte habe ich heute nach. Das Bühnendeutſch iſt gar nicht ſo übel. Um mich in der Ausſprache zu vervollkommnen, lernte ich auf Anraten jenes Herrn das ganze erſte Kapitel von Fénelons Télémaque auswendig und ſagte es monatelang täglich her unter ſeiner Kontrolle. So bin ich bei zeiten ein guter Franzoſe geworden, obgleich ich notariſch ſehr wenig Sprachtalent beſitze. Ich lerne zu ſchwer auswendig. Aber ich habe durch dieſe Arbeiten meinen Stil leicht und flüſſig gemacht.

Eine unbändige Freude an geiſtiger Arbeit ſteckte in mir. Die Freude lag wirklich in der Arbeit ſelbſt. Nicht auf Anerkennung zu ſehen, daran hat mich ja mein Vater zur Genüge gewöhnt. Es kam dann eine Zeit, da ſchrieb ich Gedichte, wie jeder haffnungsvolle junge Mann, ſchrecklich viel Gedichte. Ein paar Bände davon habe ich heute noch, alles fein abgeſchrieben, denn ich war bei all dieſer hochgradigen „Genialität“ doch immer zugleich ein merkwürdiger Pedant. Es ſteht überall das Tipfelchen auf dem i. Überall iſt die eigentümliche Miſchung von Vater und Mutter zu erkennen, die mir ſoviel ſchwere innere und äußere Kämpfe eintrug.

In dieſe Zeit fällt auch die Begründung der erſten Urania. Neben den Aquarien nnd Terrarien meines Vaters hatte ich mir eine ziemlich umfangreiche Naturalienſammlung zuſammengeſcharrt: Ein Herbarium, eine Käferſammlung und namentlich eine recht anſehnliche Kollektion von Verſteinerungen, alle wohl geordnet nach den Schöpfungszeitaltern, die ich vielfach ſelbſt ausgebuddelt hatte, die in der Hauptſache aber Geſchenke von einem Onkel, Carl Meyer, waren, der, erſt als gewöhnlicher Bahnarbeiter, dann als „Bahnmeiſter“ in einem Dörfchen am Harz lebte, wohin ich immer in den Schulferien und auch ein mal einen ganzen Sommer hindurch zur Kräftigung meiner Geſundheit geſchickt wurde. Dieſer einfache Mann hatte nach und nach wohl die umfangreichſte Petrefaktenſammlung zuſammengebracht, die ſich im Privatbeſitze befindet. Er, von uns allen damals als großer Naturforſcher bewundert, lebt noch heute mit dieſer ſeiner geliebten Sammlung als nahezu achtzigjähriger rüſtiger Mann in Braunſchweig und ſammelt eifrig weiter. Von ihm habe ich die erſten Anregungen zu geologiſchen Studien und den Fragen über die Entſtehung und die Entwickelung der Erde und der übrigen Himmelskörper erhalten, die ſeitdem immer im Mittelpunkte meines Intereſſes geblieben ſind.

So hatte ich mich in dem kleinen Stübchen, das mir in dem mehrhundertjährigen baufälligen Hauſe angewieſen war, welches mein Vater, abgerechnet die Hypotheken, ſein eigen nannte, mit

Digitized by Google

Bruchstücken aus allen Teilen der Natur umgeben. Auch ein Menschenschädel fehlte nicht; den hatte ich mir einmal — gestohlen, tief in der Nacht, von einem Platze, wo durch Erdarbeiten ein alter Kirchhof aufgewühlt worden war. Man denke sich mein Herzklopfen während dieses Gräberraubes, den ich beging, natürlich nur im Interesse der Wissenschaft. Ich vergesse diese Nacht nie, aber es war romantisch.

Zu all diesem Krimskrams kamen nun nach meine physikalischen und chemischen Spielsachen. Ich trieb nämlich auch die Goldmacherkunst, und eine Ecke des Zimmers war zurechtgemacht wie Fausts Laboratorium. Manche Flasche ging mir in tausend Fetzen, wenn ich ungeduldig den entwickelten Wasserstoff zu schnell anzünden wollte, und einmal fiel die Säureflasche herunter auf den Gipsboden, wobei ich beinahe verbrannt oder erstickt wäre.

Es war also schon damals von allem etwas beisammen, was man heute noch in der großen Urania finden kann, denn ich hatte auch ein kleines Fernrohr und ein Sonnenmikroskop, letzteres eigener Konstruktion, womit ich, wenn es das Tagesgestirn erlaubte, die geheimnisvolle Lebewelt eines Wassertropfens gegen die weißgetünchte Wand projizieren und meinen Freunden in einem regelrechten Urania-Vortrage demonstrieren konnte. Die Vorträge wurden sorgfältig ausgearbeitet und vorgelesen.

Nun fehlte nur noch das „Wissenschaftliche Theater". Aber das kam auch bald. Als einmal mein Vater auf einige Tage verreist war, stellte ich mit noch ein paar Freunden das ganze Haus auf den Kopf. Es wurde in meiner Bude eine Art von großem Puppentheater aufgebaut, in welchem wir in verbesserter Weise Geister-Erscheinungen und ähnliche phantastische Dinge durch Spiegelungen in einer großen Glasscheibe, die ich aus dem Lager entwendet hatte, und mit künstlichen Beleuchtungseffekten aufführten. Aber die weißen Wände der Stube störten sehr. Ich verschaffte mir Ruß nnd Leim aus der Werkstatt und strich einfach die ganze Stube schwarz an.

Diese meine Schöpfung hieß aber nicht Urania, sie hatte einen viel schöneren Namen. Ich nannte sie Metamorphomiramagiciosa. Das klingt doch ganz großartig! Wir hatten einen Riesenerfolg bei unseren Freunden. Der Erfolg bei meinem Vater drückte sich durch ein paar kräftige Ohrfeigen aus, wegen der beschmierten Wände, und so nahm diese erste Urania ein schmähliches Ende.

Weiß der Himmel wie es kam, daß ich mich einmal darauf verbiß, herauszukriegen, wie man den Kalender macht, die Feste berechnet und die Daten der Mandwechsel findet. Ich fand irgendwo die Angaben dafür, und weil in der gar nicht so kleinen Bibliothek meines Vaters viele alte Kalender waren, berechnete ich sie nachträglich und freute mich riesig, wenn es richtig war. Da war nun aber einer darunter, der gab nicht nur das Datum, sondern auch die Stunde des Mondwechsels an. Daß ich diesen unglückseligen Kalender in die Hand bekam, ist allein Schuld daran, daß ich Astronom geworden bin. Ich wäre sonst sicher einer der anderen Anregungen gefolgt, die ich ja von allen Seiten in mir aufnahm.

Ich wollte also auch diese Stunden vorausberechnen lernen, und das ist gar keine leichte Aufgabe. Ich muß nun von mir sagen, daß ich niemals etwas unfertig liegen ließ, was ich einmal angefangen hatte. Ich ruhte Tag und Nacht nicht, ich rechnete, grübelte, lernte, als ich sah, es ging nicht anders, die Anfangsgründe der Mathematik, ließ mir zu Weihnachten von meinem Chef eine große Logarithmentafel schenken. Ich mußte die Sache herauskriegen. Aber der Mond ist ein gar queckſilberner Geselle, seine Bewegungen sind von allen Himmelskörpern am schwierigsten zu berechnen, es ist eine Aufgabe, an der die allerschärfsten Köpfe ihr Leben lang gearbeitet haben. Das wollte ich Buchhändlerlehrling nun partout selbst herausfinden, ohne alle Anleitung! Es ging ein Jahr darüber hin, und ich ließ nicht nach, so daß ich inzwischen schon ein ganz guter astronomischer Rechner geworden war.

Inzwischen starb auch mein Vater; ich war allein. Ein kleines Erbe, das mir zufiel, hätte mir materiell die Möglichkeit gegeben zu studieren. Aber ich war neunzehn Jahre alt geworden und hatte kein Reifezeugnis. Da war also wieder eine Unmöglichkeit. Meine Leidenschaft zum Rechnen hatte jetzt alle anderen Interessen verdrängt. Als ich wieder einmal ein Problem nicht herausbringen konnte, entschloß ich mich, an Professor Clebsch, einen damals sehr berühmten Mathematiker in Göttingen, um Auskunft zu schreiben. Ich schickte einige meiner Rechnungen mit ein und gab einen kurzen Überblick meines Lebenslaufes, mit dem Bedauern schließend, daß leider mein höchster Wunsch, einmal studieren zu können, unerfüllbar sei. Ich erhielt die Antwort, daß ich im Irrtum wäre; er könne mir den gewünschten Weg zeigen, wenn ich ihn einmal in Göttingen besuchen wolle. Mit welch' hochschlagendem Herzen reiste ich dorthin! Clebsch sagte mir, daß es sich die Georgia Augusta vorbehalten habe, junge Leute auch ohne Reifeprüfung ordentlich zu immatrikulieren, wenn sie deswegen von dem Rektor und dem Dekan der betreffenden Fakultät vorgeschlagen würden. Er sei derzeit Rektor und Dekan sei Klinkerfues, der Direktor der Sternwarte. Mit dem habe er schon gesprochen, und ich könne sogar die Wohnung des Assistenten auf der Sternwarte kostenlos beziehen, dessen Stelle derzeit vakant sei.

Was war das für eine Wendung! Ich konnte mein Glück nicht fassen. Der Herbst 1872 sah mich auf derselben Sternwarte, die mein großer Braunschweiger Landsmann Gauß erbaut hatte, sah mich in diesen heiligen Räumen der höchsten Wissenschaft, und nur mit ehrfurchtsvoller Scheu wagte ich diese wunderbaren Instrumente zu berühren, mit denen ich nun den ganzen Himmel durchforschen durfte.

Jetzt war ich also mit einem Schlage Astronom. Ich besuchte noch die Universitäten Leipzig und Zürich und arbeitete auf den Sternwarten. Es gelang mir überall, durch Hilfsrechnen Geld zu verdienen, um mein kleines Erbteil (es waren im ganzen dreitausend Taler) zu schonen. 1875 wurde ich in Zürich zum Doktor promoviert.

Man muß nun aber nicht glauben, daß ich jetzt in der strengen Wissenschaft ganz aufging.

Digitized by Google

Ich schrieb nach wie vor Gedichte, Novellen und Theaterstücke, nur für mich. Es machte mir Spaß. In Zürich hatte ich die Bekanntschaft des Sohnes von Gottfried Kinkel gemacht, der dort Professor der Kunstgeschichte war, sein Sohn Privatdozent. Der hatte einmal ein paar Gedichte seinem Vater gezeigt. Ich durfte seitdem in dem so ungemein anregenden Hause des Dichters aus- und eingehen und meine neuesten Erzeugnisse vorlesen. Gottfried Kinkel war es auch, der mich förmlich zwang, an seiner Stelle meinen ersten öffentlichen Vortrag zu halten.

Wenn ich so manchmal wieder das Dichten bekam, so sagte ich immer, mein Mütterchen ist zu mir gekommen, und da muß man nicht etwa glauben, ich gehöre zur Spiritistensekte; aber ihr Geist lebt immer noch in mir.

Dann kam ich nach Neuchâtel und weiter nach Genf als Assistent. In der letzteren schönen Stadt war ich sechs Jahre Staatsangestellter der kleinen Republik von Genf, ohne jedoch meine deutsche Staatsangehörigkeit aufzugeben, und ich habe eine Menge streng wissenschaftlicher Schriften in französischer Sprache dort herausgegeben, dozierte schließlich auch an der dortigen Universität in meinem Fach. Ich meinte, mein Leben lang dort zu bleiben. Mein Chef, Emil Plantamour, ein alter Herr aus einer eingewanderten Hugenottenfamilie und sehr reich, war mir recht gewogen. Es war ein Mann, der etwas von meinem Vater hatte: Innerlich voller Herzensgüte, aber äußerlich schroff und wortkarg. Man liebte ihn wenig. Ich kannte diese Art von Menschen und hatte durch mein Mütterchen gelernt sie zu nehmen. Die Sternwarte war ziemlich verkommen, als ich eintrat, aber ich wußte meinen Chef so zu gewinnen, daß er nach und nach mehrere hunderttausend Franken in ihre Renovierung steckte und sie mit den besten Instrumenten ausstatten ließ. Aus der kleinsten wurde sie so zur bedeutendsten Sternwarte in der Schweiz. Ich beobachtete mit Feuereifer an dem großen Refraktor, den ich vom kleinsten Schräubchen an hatte entstehen sehen.

Als der alte Herr sich dann zum Sterben niederlegte, ließ er mich kommen und sagte, daß er alles für meine weitere Tätigkeit geordnet habe. Viel konnte er nicht reden. Ich aber verstand ihn ganz genau. Als er gestorben war, erklärte man das Testament für ungültig, ohne daß sein Inhalt bekannt geworden wäre, und die sehr genaue Madame Plantamour, die mich nie recht leiden konnte, weil ihr Mann zu viel für mich, das heißt die Sternwarte, ausgab, schickte mir zum Andenken an den Verewigten — einen alten Pelz

Ich habe dann ein halbes Jahr die Geschäfte des Direktors offiziell versehen, worauf ein Herr zum Direktor ernannt wurde, dessen Onkel einmal Astronom gewesen war. Ich gab meine Demission und ging aufs Geratewohl nach Wien.

Dort nahmen mich die Kollegen auf das freundlichste auf. Ich bekam eine freie Wohnung auf der neuen Sternwarte und durfte mit dem damals größten Fernrohr der Welt meine Studien am Saturn fortsetzen, die meine Spezialität waren. Bei Theodor von Oppolzer, der damals an seinem berühmten „Kanon der Finsternisse" arbeitete, bekam ich eine Rechnerstelle und habe damals für ihn einige tausend Sonnenfinsternisse berechnet, das Stück für zwanzig Kreuzer. Es half nichts, ich mußte etwas verdienen; zurückgelegt hatte ich nichts in Genf. Jetzt dachte ich oft an die Ermahnungen meines Vaters. Es war schrecklich, so als Rechenmaschine sein Leben fristen zu müssen. Ich bekam das Rechnen gründlich satt. Und daraus entstand die zweite Urania.

Ich sann, wie ich auf andere Weise Geld verdienen könne. Darauf, jemals wieder eine staatliche Anstellung an einer Sternwarte zu erlangen, mußte ich definitiv verzichten. Die Schweiz hatte ich mir selbst unvernünftigerweise unmöglich gemacht; in Österreich war ich nicht Staatsangehöriger, und es warteten genug Leute dort auf Anstellungen. In Deutschland aber war ich bei den Kollegen unbeliebt. Wie das kam und wie ich es heute noch geblieben bin, ist ein Kapitel für sich. Auch war ich ja in Deutschland nicht staatlich abgestempelt. Früher hatte ich schon wiederholt kleine populär-astronomische Aufsätze, auch einmal ein kleines Buch geschrieben, die gut beurteilt worden waren. Wie wär's also, wenn ich es versuchte, mich als populärer Schriftsteller durchzuschlagen? Ich schrieb ein Feuilleton: „Ein Besuch auf der Sternwarte" und schickte es der „Neuen Freien Presse" ein. Und siehe da, es glückte auf den ersten Schlag. Ich sah eines Tages meine schnell hingeworfene Arbeit gedruckt da unter dem Strich, wo seither in den verschiedensten Zeitungen an fünfhundert, sage und schreibe, fünfhundert ähnliche Eintagsfliegen von mir in die Welt gesetzt worden sind. Bedenkt man, daß ich meist nur für verbreitete Blätter schrieb, deren Auflage auf durchschnittlich wohl 50000 geschätzt werden darf, so kommen gering gerechnet 25 Millionen Exemplare heraus, in denen diese verschiedenen Schriftchen veröffentlicht worden sind.

Der geneigte Leser wird wahrscheinlich den Eindruck haben, als wolle ich Ihm mit dieser ungeheuern Zahl imponieren. Ich gebe Ihm (das schreibe ich absichtlich groß, denn der Leser ist ein Souverän, der über uns arme Schriftsteller herrscht) aber die wehmütigste Versicherung, daß ich nur sein tiefstes Mitleid damit zu erwecken beabsichtige. Es ist schwer zu beschreiben, wie elend, wie nichtig, ja zuweilen geradezu verächtlich man sich selbst vorkommt bei dieser Tätigkeit für manche Tageszeitungen. Ihre Redakteure haben ja ganz recht, wenn sie immer wieder betonen, daß das Publikum unter dem Strich nur unterhalten sein will und daß dazu die naturwissenschaftlichen Dinge, die jetzt vielfach auf der Tagesordnung stehen, allenfalls eine angenehme Abwechslung bilden können. Wissenschaftliche Belehrung aber gehöre beileibe nicht in eine Tageszeitung. Nur ganz vorsichtig, mit allerlei Kunstkniffen darf man davon einmal ein bißchen einschmuggeln; wird es zu viel, dann stutzt leicht der gestrenge Herr Redakteur und schickt die Arbeit zurück, die vielleicht über die schwierige Frage, wie man die Rechnung für seinen Winterüber-

Digitized by Google

Wilhelm Foerſter. Ich hätte es nur nach ſeinen Angaben erzogen. Nun weiß aber jedermann, daß zu einem anſtändigen Kinde immer zwei Eltern gehören, und die waren wir, Foerſter und ich. Foerſter hat dies ſelbſt nie anders wiſſen wollen. Aber auch dieſe bis dahin glückliche Ehe, die ſo viel Schönes hervorgebracht hatte, war nun von heute auf morgen geſchieden. Ueberhaupt wollte plötzlich niemand mehr etwas von mir wiſſen. Ich hatte einen Jugendfreund, der an allen meinen Schöpfungen durch mich mit Hand angelegt hat. Der fürchtete, daß unſer fernerer Umgang ſeine Exiſtenz bedrohen könne, weil er Beamter der Urania iſt. Ich mußte ihm zu ſeinem ferneren Wohle, das er mir zu danken hat, meine Freundſchaft zurückgeben.

Man machte mir eigentlich bei dieſer Gelegenheit ein ſehr großes Kompliment. Man ſagte immer: o, der Meyer mit ſeiner Begabung und ſeiner Energie, der wird ſich ſchon wieder aufrappeln, dem brauchen wir gar nicht zu helfen. Aber dieſe vertrauensvollen Herrſchaften können es ſich gar nicht vorſtellen, wie ſchwer es iſt, ſich ſo urplötzlich eine neue Exiſtenz gründen zu ſollen, wenn man ſchon anfängt graue Haare zu bekommen und Weib und Kind hat. Die akademiſche Karriere war mir wenigſtens hier in Deutſchland verſchloſſen. Ich bewarb mich um vakante Sternwartenſtellen außerhalb des Bereiches meiner maßgebenden Herrn Kollegen hier. Aber ich bekam überall ablehnenden Beſcheid. Wie konnte es auch anders ſein: ich war zu lange aus der Praxis. Mit der Schriftſtellerei ging es gleichfalls anfangs recht ſchwer. Als ich damit begann, war ich der erſte, der es gewagt hatte, aſtronomiſche Gegenſtände in Tagesfeuilletons zu bearbeiten. Jetzt hatte ich Schule gemacht, und eine ganze Anzahl zum Teil recht tüchtiger Kollegen hatte in den Zeitungen inzwiſchen feſten Fuß gefaßt, denn während meiner Leitung der Urania hatte ich dieſe Art von Arbeit aufgegeben. Außerdem gab ich ja damals im Auftrage der Geſellſchaft eine eigene Zeitſchrift heraus, „Himmel und Erde“, deren neuer Redakteur aber nun auch meine Beiträge höflichſt zurückwies. Dieſe Herren konnten's jetzt alle beſſer als ich Ich verſuchte es, eingedenk der einſtigen Ermahnungen meines ſo ſehr falſch verſtandenen Vaters, wieder Buchhändler zu werden. Wenigſtens bemühte ich mich um eine meiner Art entſprechende feſte Stellung in einem großen Verlagsgeſchäft. Man hat dort meine Bewerbung ſicher in wohlwollendſte Erwägung gezogen. Aber das Reſultat war immer und immer, man konnte mich nirgends gebrauchen. Schließlich mußte ich wohl ſelbſt zu der Überzeugung kommen, daß meine Meinung von mir an arger Überſchätzung litt, daß ich meine Erfolge immer nur durch die Mitwirkung günſtiger Umſtände und meiner verſchiedenen Mitarbeiter errungen hatte, und daß ich allein, wie ich jetzt daſtand, in der Welt überhaupt zu nichts nütze ſei. Wozu alſo noch länger darin herumlaufen? Ein Glück nur, daß man Frau und Kind und dazu ſo etwas wie ein Gewiſſen hat.

Als getreuer Croniqueur darf ich nicht vergeſſen zu ſagen, daß zu allen dieſen noch eine ſchwere, auch mein Nervenſyſtem und meine letzten Mittel ſtark in Anſpruch nehmende Erkrankung meiner Frau und ein häßliches Leiden an Geſchwüren, die mir ein ganzes Jahr lang bei jeder Bewegung neben den anderen auch noch körperliche Schmerzen machten, und, last not least, ein wahrer Knalleffekt kam, der wahrhaftig das Maß voll machte; ich wurde nämlich in einer Nacht bei Meran, wohin ich geſundheitshalber hatte gehen müſſen, mit meiner Frau von zwei Strolchen rücklings angefallen und beinahe tot geſchlagen. Von dem einen erhielt ich einen wuchtigen Hieb mit einem ſchweren Knüppel über den Kopf, und der andere ſchoß gleichzeitig auf meine Frau. Letztere iſt mit einem für eine nervenrekonvaleszente Frau eben nicht gerade erſprießlichen Schreck, ich bin mit einer tüchtigen Beule davongekommen.

Es iſt niemals aufgeklärt worden, wer mir und aus welchem Grunde dieſe Liebenswürdigkeit erwieſen hat. Ein Raubverſuch iſt nicht gemacht worden. Die Kerls hatten ſich lautlos herangeſchlichen und ſind ebenſo verſchwunden; man hat ſie nicht abgefaßt. Aber ich bin dem Schickſaal allen Ernſtes dankbar für dieſe Lektion. Es hat mir damit ſchlagend bewieſen, daß es mich wirklich mit einem unverwüſtlich dicken Schädel ausgeſtattet hat, und ich habe nun durch dieſe und die anderen Schläge, die ich ſo im Laufe dieſer letzten Jahre, wie weiter oben gemeldet, bekam, die unerſchütterliche Überzeugung gewonnen, daß mir überhaupt nichts mehr geſchehen kann. Solch ein Optimiſt iſt einfach nicht tot zu kriegen.

Ich muß indes anführen, daß mein Verleger, Herr Profeſſor Hans Meyer in Leipzig, mir dieſe ſchlimmſte Zeit meines Lebens auf das entgegenkommendſte erleichtert hat, indem er mir die Möglichkeit gab, mein Werk „Die Naturkräfte“, von dem ich ſchon vorhin ſprach, und das ſo zu ſagen mein wiſſenſchaftliches Glaubensbekenntnis über die große Einheit des Naturganzen enthält, ſorgenlos zu vollenden. Ich bin dem Genannten dafür zu dauerndem Danke verpflichtet und will im beiderſeitigen Intereſſe wünſchen, daß dieſes Entgegenkommen ſich durch klingende Erfolge belohnt.

Es ging nun wieder ganz ſacht bergauf, es war auch eigentlich nicht mehr anders möglich. Ich hatte inzwiſchen die Idee des Theaters der Naturſchauſpiele zu vervollkommnen getrachtet. Da mir die Bühne der Urania fortan verſchloſſen blieb (trotz mancher Annäherungsverſuche meinerſeits), mußte ich mir die übrigen Bühnen zu erobern ſuchen. Ich hatte zu dieſem Ende eine neue Form gefunden, in welche ich meine Idee, das Schöne und Erhabene in der Natur zu unſerer Seele ſprechen zu laſſen, kleiden konnte, damit die Liebe zu ihm darin Wurzel ſchlage, aus der das tiefere Studium dann in den Berufenen von ſelbſt entſpringt. Unter ſolchen Geſichtspunkten entſtand „Bis ans Ende der Welt“, ein „Schöpfungsdrama“, in welchem man, in eine Art von Märchengewand geſteckt, drei Menſchen den Untergang unſerer kleinen vertrackten Erdenwelt mit erleben, dann eine ganze Welt von Sternen wieder geboren werden und

Digitized by Google

eine neue Erdenwelt bis weit über ihre heutige Unvollkommenheit hinaus sich wieder entwickeln sieht, bis auch diese abermals untergehen muß. Das Stück ist zuerst im Berliner Belle-Alliance-Theater aufgeführt und von den Zeitungen aller Färbungen mit großer Begeisterung besprochen, ja von einigen als eine neue Offenbarung angesehen worden, die unserer Bühne neue große Stoffe zuführen und sie zu einem Orte edler Erhebung der Gedanken aus dem Wust und dem Schmutz des Alltagslebens wieder emporheben könne. Aber das Stück erschien leider zur theatermüden Zeit im Mai 1900. Es gingen wenige Menschen hin. Der klingende Erfolg blieb aus. So wanderte es nur noch nach Breslau, wo es im Stadttheater mit besserem Erfolge als in Berlin im Juni jenes Jahres vierzehn Tage lang gegeben wurde. Dann kam jene Zeit, in der ich gesundheitshalber ein Jahr lang in den Süden gehen mußte und so versumpfte auch diese Sache wieder. Seitdem aber hat sie eine glänzende Neugeburt erlebt. C. A. Raida, der bekannte Komponist der großen Feerien, die die Glanzperiode des seligen Viktoriatheaters bildeten, schrieb eine fesselnde symphonische Musik dazu, und in dieser Form feierte das Stück am 28. Oktober 1902 seine Auferstehung im Stadttheater zu Bromberg, einer ganz vorzüglich geleiteten Anstalt. Es war ein stürmischer, wahrhaft berauschender Erfolg. Am höchsten schlugen die Wogen des Beifalls in dem gedrängt vollen Hause, nach einer recht einfachen Szene, als das erste Menschenpaar in der Eiszeit auftritt und unseren drei Wanderern durch die Zeitalter der Weltentstehung begegnet. Zwei der letzteren hatten das wilde Paar in seiner Höhle gestört, und es will sie erschlagen. Vom Feuer, das der Dritte angezündet hatte, gebannt, ließen die beiden Wilden ihre Keulen sinken und knieen anbetend vor dem Feuer nieder. Sie zerreißen die vorher verscharrte Beute, ein Renntier, und bieten denen, die sie zuvor noch erschlagen wollten, davon an. Man kauert sich friedlich um die Glut. „O stilles Glück am heimischen Herd!“ sind die letzten Worte der Szene, dann folgt noch eine weihevoll ausklingende Musik. Wieviele Mal nach dieser Szene der Vorhang wieder aufgehen mußte, weiß ich nicht, ein Dutzend Mal langt wohl nicht. Dabei habe ich in Bromberg nicht etwa persönliche Freunde wie wohl hier, wo ich von einer „Urania-Meyer-Gemeinde“ reden durfte. Die Bromberger sind im Gegenteil recht zugeknöpfte Leute, und die Wissenschaft in dem Stück war es wohl auch nicht, die sie so begeistert hatte. Ich sah, daß ich auch von der Bühne herunter die Herzen zu gewinnen vermochte.

Aber die Theaterdirektoren wollten nicht recht anbeißen. Die Sache ist ihnen doch zu neuartig, und ein Erfolg da hinten in Bromberg, an der russischen Grenze, wo die Füchse sich gute Nacht sagen, das will für sie gar nichts heißen. Berlin besitzt keine Bühne für große Ausstattungsstücke, wie sie seinerzeit im Viktoria-Theater vorhanden war. Man muß abwarten, wie das Kind „Bis ans Ende der Welt“ sich durchschlagen wird.

Aber es wird sich durchschlagen. Mein Mütterchen hat es mir gesagt, und das hat sich noch nie geirrt. „Sieh' mal, lieber Junge,“ sprach sie zu mir, „es ist ja ganz recht, daß Du bis jetzt mehr dem Vater gefolgt bist als mir. Ich war eigentlich nur dazu da, um die ernsten schwerwiegenden Dinge in ein angenehmes Gewand zu kleiden; ich war nichts als die Garderobière des Urania-Theaters. Glaub es mir, das waren Zwitterdinge, die dadurch entstanden, nicht Wissenschaft und nicht Kunst. Das kann überhaupt mit uns dreien nicht mehr so weiter gehen. Vater wird nach und nach doch recht alt. Wir wollen ihn ausruhen lassen. Wir beide, wir bleiben immer jung und wir wollen jetzt nur noch allein miteinander schaffen. Du hast ja lange schon die Seele aller Deiner Leser und Zuhörer, soweit sie solch ein Ding überhaupt besitzen. Wirke fortan nur noch durch diese. Sei gewiß, Du kannst des Guten dadurch mehr tun, als bisher. Komm, mein törichter Bücherwurm, da aus Deinem einsamen Versteck endlich wieder heraus und geh' unter die Menschen. Sie haben Dich lieber, als Du es glaubst. Schildere sie, schildere Dein eigen Schicksal, schildere die große Natur in der Menschenbrust, die noch größer ist als das Universum, das sie in sich aufzunehmen vermag, denn noch eine andere Welt, schöner als die der Materie, lebt und webt dort in und mit ihr, die unendliche, unergründliche Welt der Seele.“

Soll ich ihr folgen?

Zwei Abendlieder.

Von

Ludwig Finckh.

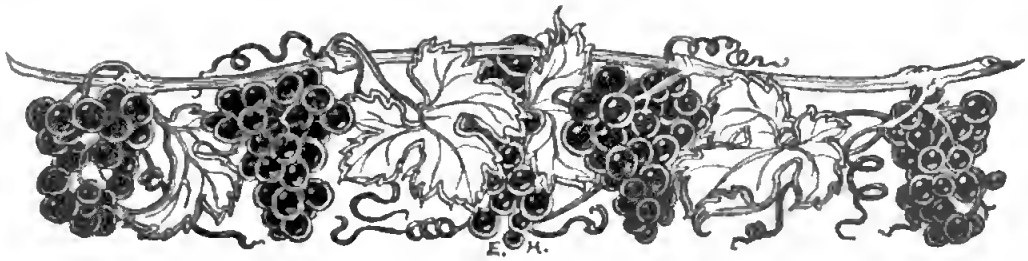
Abendsonnengold.

Als ob's ein Strom von Flammen wär',
So floss das Gold am Himmel her,
Und Wolk' und Berge rauchten,
Durch Blatt und Wipfel sank's und quoll,
Leis stopft' ich alle Taschen voll —
O Glück: grad, was wir brauchten!

Abendhimmel.

Tiefdunkelroter Scharlachschein
Versickerte an Wolkenrehn,
Die klar von Silber flossen.
Der Himmel war wie roter Wein.
Was mochte dort zu lesen sein?
Wer hat den Wein vergossen?

Digitized by Google



Geschenkter Wein.

Novelle von

Ernst Muellenbach †.

(Abdruck verboten.)

Im Jahre 1539 war allenthalben in der Pfalz bei Rhein so viel Wein gewachsen, daß Keller und Fässer rar wurden und mancher geldbedürftige Eigentümer seine letzte Hoffnung auf einen nächstjährigen schlechten Herbst setzte. Aber das Jahr darauf kam es noch ärger. Der Weinstock hing voll Trauben wie nicht seit Menschengedenken, und ein heißer Spätsommer kochte sie zeitig gar. Bis tief in die Keller drang die Glut und ließ den vorjährigen noch einmal unruhig werden, als verspürte er schon die drohende Wohnungsnot. Sie bethörte aber auch den Sinn der Faßbinder, Maurer und verwandter Zünfte, daß sie durstig und übermütig lieber beim Zechen als beim Arbeiten Überstunden machten und ihr Teil an der allgemeinen Wohlfahrt vorwegnahmen. Denn auch außer dem Wein war in diesen gesegneten, seit fünfzehn Jahren von aller Kriegs- und Seuchenplage verschonten Landen alles reichlich geraten und vorhanden, außer eben den Fässern und Kellerräumen.

In solcher Bedrängnis griff ein Teil der Weinbesitzer zur nächstliegenden Selbsthilfe: sie versuchten es mit ihren eigenen beschränkten Kräften, Platz in ihren Keller zu trinken, und die Chronik berichtet kurzweg, daß etliche dabei umgekommen sind. Die aber von einem so bedenklichen Heldentum absahen, mußten auf andere Mittel sinnen und fanden manchmal recht wunderliche, je nach Maßgabe ihres Verstandes.

Damals lebte auf seinem Erbgute unfern von Alzey ein ehrenfester Ritter und Gerichtsherr aus dem weitverzweigten Geschlecht der Herren von Heideck. In seiner Jugend hatte er sich auf manchen Kriegszügen diesseits und jenseits der Alpen den Ruf eines umsichtigen, ja schlauen, übrigens in jeder Hinsicht trinkfesten Mannes erworben, den er nun auch daheim schon seit dreißig Jahren bewährte. Von seinen Guts- und Standesrechten ließ er sich nichts abdingen, hinwieder verlangte er auch nichts Ungehöriges oder Unnützes von seinen Bauern, die er im Notfalle gegen Kaiser und Kurfürst vertrat, und so lebte er mit ihnen in einer gegenseitigen Achtung, die einen gelegentlichen Schabernack von hüben und drüben weder ausschloß noch übel nahm. Auch waren die Heideckischen Bauern die ersten unter jenen treu oder verständig gebliebenen Pfälzer Gemeinden, die im großen Bauernkrieg anno 1525 das ungefüge Rebellenheer von ihren Grenzen abwiesen und ihm eine Unmenge anderswo zusammengeplünderten Gutes abnahmen. Diese Beute hatte ihnen dann der Pfälzer Kurfürst Ludwig „der Friedfertige", der selber nichts dabei verlor, zum Lohne ihrer Treue zugesprochen, und manches schmückte seitdem ihre Sparstrümpfe, Stubenwände und Frauen, was die Fäuste anderer, unweiserer Bauern aus Schlössern und Klöstern mitgehen geheißen. Das wertvollste Ziel des großen Aufstandes aber besaßen sie schon ohnedies, da ihr Gutsherr und Kirchenpatron es wie die meisten vom Pfälzer Adel mit einer stillen und zwangsfreien Reformation hielt und keinen seines Glaubens halber behelligte.

Dieser Ritter von Heideck saß an einem schönen Augustmorgen, nach dem zweiten Frühstück, in seinem Herrensaal und ließ sich von seinem Vogt, Niklas Kolbe, Vortrag über die betrübte Zeit halten. Dazu trank er selbstgezogenen Wein, aus einem künstlich gezierten silbernen Becher. Der Becher oder Humpen war sehr geräumig; denn der Ritter

von Heideck trug das Bundeszeichen des Mäßigkeits-Ordens vom goldenen Reif, den Kurpfalz mit einem Dutzend anderer regierender Herren am Rhein, Main und Neckar gestiftet hatte, und dieser Orden verpflichtete seine Glieder unter anderem, bei jeder der fünf landesüblichen Tagesmahlzeiten nicht mehr als zwei Becher zu leeren. Uber die Größe der Becher aber war nichts vorgeschrieben.

„So liegt die Sache denn gar übel," sagte der Vogt Niklas Kolbe, mit dem Ausdruck vorwurfsvollen Kummers auf dem ledernen Gesicht. „Als die Frankfurter Herren uns den Vorjährigen abkaufen wollten, haben Euere Gestrengen sie abgewiesen, weil sie zu wenig böten. Nun müssen wir in ein paar Wochen die Lese halten, Gebinde und Raum im Keller haben wir aber kaum für zwei Drittel. — Und wie es nebstdem mit Äpfeln und Nüssen steht, wissen Euere Gestrengen selber."

Der Ritter trat ans Fenster und blickte gleichsam zur Probe abschätzend nach einigen Wipfeln auf, die draußen breitästig den Vorhof beschatteten. „Ja, ja," nickte er, „was kann der schwache Mensch wider so viel Segen!"

„Vor fünfzehn Jahren," hob Niklas Kolbe wieder an, „was war das für ein Schelten und Klagen, als sich das aufrührische Bauernheer drüben im Rheingau vor dem Stift in Eberbach festgelegt hatte und in vierzehn Tagen das große Mutterfaß, die Sau von Eberbach, völlig leer trank, der Menge Fuderfässer gar nicht zu gedenken. Anjetzt wäre mancher froh, wenn er wie damals die Stiftsherren in Ebersbach nicht Ärgeres zu besehen hätte als einen leeren Keller."

Der alte Ritter wandte sich rasch herum: „Wir haben noch für die nächsten vierzehn Tage Frondienst von den Bauern rückständig, gelt?"

„Ja," sagte der Vogt, „noch zwei halbe Tage, vom Mittag bis zum Abendläuten; Tag und Arbeit hat die Herrschaft zu bestimmen. Das ist auch noch eine Sorge. Schenkt man es ihnen, so werden die groben Knolle das nächste Mal murrig, und es ist doch just nichts Rechtes für sie zu thun da. Das heißt —" er blickte seinem Gebieter ins Gesicht — „Euere Gestrengen wissen allemal einen Weg, und ich merke schon, Euere innewohnende hohe Vernunft ist auch diesmal schon wieder weiter als unsereins kommt."

„Hm!" machte Der von Heideck und strich sich den weißen Bart. Dann langte er sich seinen Vogt am Ärmel näher und redete ihm vor, leise und bestimmt, wie weiland in seinen Hauptmannszeiten, wenn er sich einen Posten besonders zu instruieren vorgenommen; und nachdem er ausgeredet, rief Niklas Kolbe in respektvergessender Bewunderung: „Gestrenger Herr, Ihr seid ja noch pfiffiger als die Bauern selber!"

Der von Heideck nickte ungekränkt und wandte sich wieder zum Fenster zurück. „Also Ihr besorgt das," sagte er gelassen. — „Schau' einer, — das ist ja ein ausnehmend schmuckes Mädel!"

Der Vogt guckte hinaus, und sein Antlitz verklärte sich wunderlich, wie wenn die Sonne über einen abgegriffenen Bücherrücken spielt. „Die dort mit dem Rechen? Ei freilich, das ist ja des Stabhalters Lise. Da wundert's mich, daß man nicht auch den Magister Konrad Sauser in der Nähe sieht."

„So so," sagte der Ritter, „also darum ist der wieder so zeitig aus seinem Heidelberg in den Ferien hier? Der hat sich ja unter seinem Barett einen guten Blick bewahrt. Da seht nur mal den Gang, — und die blanken runden Arme, wie sie jetzt den Reen schultert! Ach Gott, man ist alt und hat nur noch das Zusehen, aber gut thut's doch."

„Und es wär' auch im übrigen eine schöne Partie für so einen Armeleutsjungen," meinte der Vogt, „der einstweilen nichts hat als seinen Magisterrock. Aber der Alte will nicht. Der ist für gleich und gleich und hat auch schon einen für sie, den roten Hanspeter, des Bachmayers einzigen. Vom Schreibervolk will er nichts wissen, hat er gesagt, wenn er den Magister auch wohl leiden mag und sein Vormund war. Sonst fänd' sich auch wohl ein Besserer als so ein junger Fant ohne Brot."

Der von Heideck musterte seinen Vogt mit vergnüglichem Lächeln. „So, — — hat er das gesagt? Er ist kein Esel, der Stabhalter. Er hält auf Grundsätze, wie wir beiden. Ein Studierter in einem Bauernerbe, das thut so selten gut, wie ein verheirateter Vogt. Der Vogt soll mit niemand

Ländliche Szene. Nach dem Gemälde von Julius Exter-Überſee.

verehelicht sein als mit der Wirtschaft, gelt, so haben wir's schon vor zwanzig Jahren ausgemacht, als ich Euch heuerte? Seitdem bin ich völlig weiß geworden, — ei, und bei Euch bricht auch schon der Grauschimmel durch, Meister Niklas! So müssen wir halt zusehen, wie wir als zwei alte Junggesellen uns durchfressen."

Niklas Kolbe lächelte säuerlich. „Ich werde denn jetzt dem Stabhalter Euerer Gestrengen Ladung bestellen," sagte er dienstlich und empfahl sich.

Hans Michel am Born, der Schultheiß oder auf pfälzisch Stabhalter, war ein ernsthafter Bauer, mit einem Kopf voll grauer Borstenhaare und heimlicher Gedanken. Ohne ein Zeichen von Überraschung vernahm er von dem Vogt, zu welcher Leistung sie der Gutsherr lade; und nachdem er einige Stunden darüber nachgedacht, lud er selber in aller Stille ein halb Dutzend Hauptbauern auf den Abend zu sich. Diese hielten mit ihm in seiner wohlverriegelten Stube Rat, unter lebhaftem Gerede und erklecklichem Weinverbrauch. Unterdes stand seine Tochter Lise im dämmerstillen Garten bei dem Magister Konrad Sauser über eine Hecke gelehnt, er drüben und sie hüben. „Ich hab' ihnen selber den Wein bringen müssen," berichtete sie, „und dann haben sie auch mich ausgesperrt; aber ich weiß doch alles. Der Herr will, daß sie ihm am Mittwoch und Samstag in der Fron seinen Weinkeller leertrinken helfen, und nun raten sie, ob dahinter noch etwas anderes steckt. Aber der Bachmayer meint, das kriegte man immer noch früh genug zu wissen, vorerst wolle man es auf sich nehmen und sich einmal gründlich umsonst volltrinken. Denn der ist schon so, — wenn er nur etwas Gutes umsonst haben kann, — gerade wie sein bengelhafter Sohn."

„Ich weiß etwas, das soll der nicht umsonst noch für all sein Geld kriegen," sagte der Magister Konrad und küßte dies etwas über die Hecke weg. „Aber darin hat der Alte recht: wenn einer vom Adel etwas wider seine Bauern vorhat, werden sie es schon früh genug zu merken bekommen."

Am Mittwoch kamen die Bauern vollzählig in die Fron. Im Baumgarten hinter dem Kelterhaus saßen sie gruppenweise auf Schemeln, Bretterbänken und Heuhaufen herum, vom Stabhalter bis zum letzten Kleinbauern. Die meisten hatten ihre Weiber und Töchter mitgebracht, auch etwas Gehöriges zu Imbiß und Stärkung zwischen der wunderlichen Arbeit. Eine ganze Batterie großer Fässer stand zur Speisung der mitgebrachten Trinkkrüge bereit, und der bucklige Hansgörg, der Kirmesmusiker, ließ seinen Dudelsack präludieren. Etwas abseits an einem besonderen Tisch becherten maßvoll der Vogt und etliche Hofknechte, gleichsam als Ortspolizei. Der Ritter von Heideck schritt umher, sehr stattlich und festlich angethan, mit einem mächtigen Federhut auf dem weißen Haar; er redete die Leute freundlich an, scherzte mit den Weibern, stieß auch mit dem und jenem an und war die Herablassung selbst. Es ging aber fürs erste noch sehr gemessen zu, linkisch und fast schweigsam, wie es der Bauern Art zu Beginn eines Festes ist. Diesmal kam noch ein Gefühl des Seltsamen, Nichtdagewesenen hinzu, und sie mußten sich erst in Stimmung trinken.

Zum Beschluß seines Rundganges, ganz außerhalb der Arbeitsstätte, traf der Gutsherr auf den Magister Konrad Sauser, der dort im Schatten lustwandelte. Er trug auch hier und heute sein Heidelberger Standeskleid, die dunkle Schaube der ‚Artistenfakultät' nebst dem Barett, das vortrefflich zu dem braunen krausen Haar und Stutzbärtchen stand. Ehrerbietig grüßte er, und der Ritter dankte wohlwollend: „Warum haltet Ihr Euch so beiseite?"

„Ich gehöre nicht mit dazu, gestrenger Herr," erwiderte der Magister lächelnd. „Zwar habe ich von meinen Eltern her noch ein kleines Eigentum, das Euch pflichtig ist. Solches aber habe ich, wie Ihr wißt, mit Euerem Consens meinem Vetter Adam vermietet. Er sitzt dort hinten unter dem Birnbaum, und wie ich ihn taxiere, wird er seiner Verpflichtung heut reichlich nachkommen. Für meine Person bin ich, wie Ihr gleichfalls wißt, als immatrikulierter Bürger der pfälzischen Universität von allen Steuern, Zöllen und Frondiensten frei und muß solche Immunität meinem Eid nach wahren. Wolltet Ihr mir aber für Geld und gute Worte einen Krug Wein schenken, so würd' ich es mit Dank annehmen, denn heiß genug ist es heut."

Der Ritter lachte gutmütig und winkte

einem der Knechte. „Ich bin kein Weinzapf," sagte er, „aber Ihr werdet mir's, hoff' ich, nicht abschlagen, wenn ich Euch diesen Becher hier zubringe. Dawider hat Euere Immunität wohl nichts. Mir gefällt es, wenn einer auf seine iura ac privitegia hält; denn dadurch besteht Ordnung und Auskommen in der Welt. — Also Ihr seid jetzt hier bei meinem pastor loci zu Besuch, und danach wollt Ihr wohl Eueren Posten an des Kurfürsten Lateinschule antreten? Da seid Ihr sozusagen unter des Herrn Augen, und wenn Ihr Euch gut haltet, kann es Euch bei Pfalz nicht fehlen."

„Mit Verlaub," erwiderte der Magister, „ich bin von dem Posten unterthänigst abgestanden. Michaelis gehe ich als Sekretarius zum Pfalzgrafen Friedrich."

„Zu unseres Herrn ältestem Bruder, — nach Amberg? Da kommt Ihr in ein schmales Bett. ‚Pfälzer Fritz läuft durch die Welt, Sucht und borgt und kriegt kein Geld.' Das heißt ..." Der von Heideck blickte dem Magister scharf ins Gesicht, forschend, doch nicht eigentlich vorwurfsvoll.

Der Magister parierte den Blick ganz unbefangen. „Das macht sich ja recht nett," sagte er, auf die Wiese deutend, wo sich schon etliche Paare im Reigen schwangen. Auch das Gespräch der Älteren war jetzt im Fluß und sehr lebhaft.

Der Ritter blickte etwas besorgt: „Wenn es nur auf die Letzt keine Händel setzt." Der Magister nickte und lächelte verstohlen. Darauf trennten sie sich. Der Ritter stolzierte in die Burg heim, der Magister schlenderte dem Pfarrhof zu, wo der alte Pfarrer weltfremd in kühler Laube über einer Psalmen-Erklärung saß und von dem neuen Frondienst seiner Gemeinde anscheinend noch gar nichts wußte. Der jüngere Gelehrte half ihm gefällig über einige Sprachklippen weg, von dem Ereignis des Tages schwieg er einstweilen gleichfalls.

Als er nach etlichen Stunden wieder dem Baumgarten zuschlenderte, scholl ihm schon von fern Geschrei und Lärm entgegen, und dazwischen das Grunzen und Gellen des Dudelsacks. Der bucklige Musikant stand jetzt in der Mitte des Platzes auf einem geleerten Weinfaß. Mit seinen Pustebacken und dem stieren Blick glich er bedenklich einem der steinernen Regenspeier oben am Burgturm, und seine lange rote Hahnenfeder nickte gespenstisch den Takt zu der wilden Tanzweise des „Hoppeldei", nach der die Bursche um ihn her ihre Tänzerinnen drehten und jeweils in die Höhe warfen, daß alle bunten Röcke flogen. Auch einige von den Hausvätern wirbelten dabei mit. Die aber noch seßhaft geblieben waren, hatten rote Köpfe, schwadronierten und stritten mit großem Geschrei durcheinander, und hie und da gab es schon geballte Fäuste und drohend gehobene Krüge. Der Vogt saß noch abseits mit seinen Knechten und schaute der Verwirrung zu, mit einer merkwürdigen Miene befriedigten Abwartens. Der Magister Konrad guckte gleichfalls, hinter einem dicken Baume her, eine kleine Weile zu; er überzeugte sich, daß der Stabhalter im aufgeregten Gespräch mit dem Bachmayer noch zugegen, die Lise aber verschwunden war, und nickte lächelnd. Dann schritt er zurück durch die Dorfgassen, die ausnehmend still und friedlich im Nachmittagsscheine lagen, nur von gackernden Hühnern und etlichen Schweinen belebt, und ging nach dem Hofe des Stabhalters, wo er die Lise gleichfalls sonnig und ungestört fand. „Ich weiß jetzt auch, was dahinter steckt," sagte er; „schon heut mittag hab' ich's ihm abgemerkt, und nun wird sich's bald ausweisen. Und es kann sein, daß es uns auch auf Umwegen hilft." Die Lise guckte ihn neugierig und stolz an, aber er wollte nicht weiter mit der Sprache heraus, und sie hatten auch sonst Stoff genug zur mündlichen Verhandlung.

Am späten Abend schrieb der Magister noch einen langen lateinischen Brief an einen „wohlgelahrten und ehrbaren" Baccalaureus von seiner Fakultät, den er nebst einigen anderen Kommilitonen derzeit zu Alzey in den Ferien wußte, und sandte ihn früh andern Morgens durch den Küsterjungen ab. Er selber aber schritt, morgenfrisch und wohlgefrühstückt, mit einer Rose in der Hand dem Hofe des Stabhalters zu. Der saß am offenen Fenster, mit einer Binde um den Kopf und sichtlich verstört. Es war, als ob er den freundlich grüßenden Magister nur erwartet habe, um all seinen Groll zu entladen: „Ich will dir was sagen, Saufers — Konz," brüllte er ihm zu, „— denn wenn Ihr Euch auch zehnmal zu einem studierten Schreiber durchgehungert habt und jetzt in dem Habit da herum-

Digitized by Google

stolziert, für mich bleibst du doch des armen Saufers Konz, und ich sage du zu Euch wie —"

„Wie zu Euerem eheleiblichen Kinde," half der Magister freundlich ein; „ich könnt' mir nichts Lieberes wünschen."

Der Stabhalter schlug sich mit der Faust auf den Schenkel: „Und ich will Euch nur sagen, Herr Magister, mit der Lise, das ist nichts, und ich geb' meine Tochter keinem Schreiber, der in einem Pfaffenrock herumläuft und hinter der Hecke zuguckt, wenn ehrsame Bauern arbeiten —"

„— oder raufen," sagte der Magister und roch an seiner Rose. „Wenn es darauf ankommt, das können wir Lateiner im Notfall auch ... Aber das hat ja Zeit. Weshalb ich eigentlich zu Euch kam, — seht, Ihr seid doch so ein grundgescheiter und fürsichtiger Mann und werdet wissen, daß bei zeiten auch ein Schreiberrat nicht zu verachten ist ... Ihr habt da gestern einen kleinen Verdruß gehabt ..."

Der Stabhalter blinzelte ihn mißtrauisch an: „Was soll das?"

„Ereifert Euch nur nicht," bat der Magister. „Der Bader hat mir schon vorhin im Vorbeigehen alles erzählt. Lieber Himmel, man weiß ja, wie es schon auf der Kirmes leicht etwas lustig wird, und nun vollends bei solchem Freitrunk ... Geschenkter Wein bekommt nicht wohl, Ihr kennt das Sprichwort. Ein paar Burschen geraten um ein Mädel aneinander, die Alten frischen alte Prozeßhändel auf, — unversehens stößt man mit dem Kopf an einen fliegenden Weinkrug oder hat statt des Stabs ein Stuhlbein in der Hand ..."

Der Stabhalter fuhr sich mit der Hand an die Binde. „Er hat aber auch ein paar Ordentliche von mir besehen," grollte er, „der alte Lump, der Bachmayer, der Filz, der ...! Überhaupt ... wenn das Volk keine Vernunft annimmt und sich nicht zum Frieden reden läßt, dann muß man sich helfen wie man kann. Dafür bin ich da, Ordnung muß sein."

„Jawohl," sagte der Magister, „das bedenkt die Gutsobrigkeit auch, und darum hat sie dann schon im voraus den Vogt mit seinen Leuten dazu gesetzt, mit Weisung, sich nüchtern zu halten und wo es zu bunt wird einzugreifen, vorab aber sich mit Fleiß die Haupthähne zu merken, auf daß sie hernach den gestörten Burgfrieden mit Geldbrüchten je nach Vermögen büßen."

Der Stabhalter riß die Augen auf und nickte trübselig. „Das war's, was dahinter stak," bestätigte er. „O so ein dreimal gebrannter Hauptl ... Wenn er nicht zuletzt auf einmal selber dagestanden hätte, mit dem blanken Zweihänder in der Faust, und Ruhe geboten als unsere von Gott verordnete Obrigkeit, — der Knechte wären wir leichtlich Herr geworden. Der Vogt lag schon ganz zu unterst, der wird heut seine Rippen fühlen."

„Das kommt natürlich noch besonders in Rechnung," sagte der Magister. „Und nächsten Samstag soll's wieder sein."

Der Stabhalter sprang auf: „Wir gehen an den Kurfürsten."

Der Magister lächelte überlegen: „Wird Euch wenig helfen. Heidelberg ist weitab; in solchen Gerichtsdingen hat Pfalz keine Gewalt über ihre Ritter, und zudem ist sie derzeit selber krank, hat genug mit sich zu thun, sich der Arzneien zu erwehren und ihr Seelenheil zu bedenken. Ihr müßt Euch selber helfen, versteht sich in aller Glimpflichkeit. Mein Rat wäre, Ihr laßt uns jetzt von der Lise einen Krug reichen — wider Euer Hauptweh kann Euch ein kühler leichter Trunk nichts schaden —, und alsdann will ich Euch meine Meinung sagen. Wenn sie Euch mundet, mögt Ihr sie den anderen getrost als eigenes Gewächs vorsetzen Euch werden sie sich eher fügen. Ich möcht' Euch gern dienlich sein, wäre es auch nur zum Dank für die guten Schinken und Würste, die Ihr mir vordem während meiner Studentenzeit habt zukommen lassen. Ohne die wäre ich schwerlich Magister geworden, denn geistig Wachstum will leibliche Atzung."

Zur selben Zeit sagte der Gutsherr zum Vogt: „Es ist ein Leid mit der Bauern Zankluft und groben Sitten, nicht einmal wenn man ihnen ein Pläsier umsonst macht, halten sie Frieden. Nun wird man wieder ein Dutzend um Geld büßen müssen, und mit ihren Prozessen widereinander, die sie gestern aufgefrischt, werden sie uns in den nächsten vier Wochen den Dürpel an der Gerichtsstube ablaufen." Niklas Kolbe sah ihn fast furchtsam an, die verhaltene Weisheit seines Herrn fing an ihm unheimlich zu werden. Vielleicht half auch das verstärkte Rippengefühl dabei mit.

Indes den Herrn von Heideck beschäftigten jetzt noch höhere Dinge. Die Stellenwahl des Magisters hatte in ihm nebst einer vermehrten Achtung vor der Umsicht dieses jungen Mannes politische Gedanken neubelebt, die er eine Zeit lang über der Kellernot und anderen Segnungen dieses fruchtreichen Jahres versäumt hatte. Es kam ihm, als ob er wie die anderen vom Adel sich gar zu wenig mehr um den guten Pfalzgrafen Friedrich bekümmert habe, der dahinten weitab auf seinem Schlößchen bei Amberg, mit einem kümmerlichen Gnadengehalt seines ungnädigen Bruders, von abenteuerlichen Weltfahrten ausruhte und Denkwürdigkeiten diktierte. Der, dem er sie diktierte, hatte einstweilen nur einen kargen Lohn und obendrein wenig Gnade bei dem regierenden Herrn zu erwarten; wenn aber — — für einen alten Praktikus und Strategen war es von künstlerischem Reiz, dieses „wenn aber" allseitig zu erwägen. Es beanspruchte ihn so sehr, daß er einige Vorschläge und Bitten des Stabhalters für den zweiten „Frontrunk" am Samstag kurzweg in Gnaden gewährte, ohne diesmal viel darüber nachzudenken, wer sie den Bauern eingegeben und was dahinter stäke.

Auf den Samstag hatte er den künftigen Sekretarius des Pfalzgrafen Friedrich zu Tisch geladen. Als sie sich eben zur Vorspeise setzten, scholl draußen aus dem Vorhof ein Ständchen herauf, Musik und wohllautender lateinischer Gesang. „Es ist ein Trupp Heidelberger Studenten, die Euer Gestrengen begrüßen," sagte der Magister lächelnd, „gute Landsleute von meiner Burse. Ihr habt mir schon gesagt, daß Ihr keinen Wein um Geld verzapft, und an dem Frontrunk können sie nicht wohl teilnehmen, aber vielleicht laßt Ihr sie an des Vogtes Tisch mitsitzen, daß sie einen Becher auf Euer Wohl leeren und sich das Ding ansehen. Sie haben ein paar Musikanten aus Alzey mit, die können derweil den Bauern aufspielen, da ja der Hansgörg bei dem Tumult vorgestern um sein Instrument gekommen ist." Der Gutsher gewährte es freundlich und kehrte zu seiner Tafel zurück.

Unterdes begann im Baumgarten hinter dem Kelterhaus wieder ein Frontrinken, doch anders als das erste. Den Platz und sogar die Faßbatterie hatten die Bauern mit Laubgehängen und Fähnchen geschmückt, daß es ordentlich nach einem frohen und ehrbaren Fest aussah. Das war aber noch gar nichts wider die Bauern selber und ihr neues Wesen. In ihrem Sonntagsstaat zogen sie vom Sammelplatz unter der Dorflinde heran, worauf der Pfarrer und der Stabhalter mit dem Stab in der Hand, und neben diesem ein Junggesell, der das alte Gemeindebanner mit dem Bilde des Kaisers Ruprecht trug, fast wie zu einer Prozession in den Zeiten der alten Kirche. Auf den Gesichtern zumal der Alten und Reichen lag es wie die Weihe eines festen frommen Entschlusses, der nicht ohne etliche Selbstüberwindung zustande gekommen; und ehe sie sich zu fröhlichem Thun auseinandergruppierten, horchten und nickten sie ernsthaft zu der Vermahnung, die der Stabhalter von seinem Ehrenplatz unter dem Banner aus sprach: „Seid verständig, Mannen und Bursche, und denkt an unsere drei Artikel." Statt des buckligen Hansgörg geigten und zinkenierten die Alzeyer Musikanten allerhand Tanzweisen, doch von anderer Art als jener, ließen auch zwischendurch einmal ein ernstes und angenehm-schwermütiges Stück hören oder aber einen lustigen Tusch für den Sieger im Sacklaufen, Stangenklettern und anderen kurzweiligen Spielen, zu denen die Junggesellen alles vorbereitet und die Jungfern in bunten Röcken, mit flatternden Bändern an den langen Zöpfen das allerschönste Publikum stellten. Der Pfarrer saß mit den Angesehensten unter dem Banner, ging auch ab und zu mit gutem Zuspruch rund und bewies, daß er über seinen trockenen Studien noch nicht Geschmack und Fassungskraft für einen Becher in Ehren verloren hatte.

Den Polizeitisch seitab hatten die Lise nebst ein paar Gefährtinnen fast überreich mit Kränzen und Sträußen geschmückt, scherzend und lachend, daß es dem Vogt jung und durstig zu Mute ward. In solcher gehobenen Stimmung bestärkten ihn seine Tischgäste, die Studenten, die ihm und den Knechten fleißig zutranken und gefälligbewundernd anhörten, was Niklas Kolbe aus seinem schweren, vielseitigen und verantwortungsvollen Amtsleben erzählte. Es waren vier flotte, frische Jungen, sehr trunkfest, richtige und ganze Heidelberger Studenten bis auf den einen Punkt, daß sie auch nach dem dritten und vierten Becher

weder mit den Bauernmädchen scharmuzierten noch mit den Bauern sonstwie Händel suchten. Hinwieder hielten sich auch diese freundlich zurück, lauschten achtungsvoll, wenn die akademischen Gäste mit geübtem Viersang ein Trinklied, lateinisch oder deutsch, hören ließen, und lachten höchstens spöttisch zu den ungeschickten Versuchen des Vogtes, meckernd den Kehrreim mitzuhalten.

Des Weines wurde auch bei den Bauern nicht geschont, und allgemach wirkte er auch heute unliebsam bei diesem und jenem, daß er aufbegehrte und Händel suchte. Alsdann, noch ehe des Vogtes unsicherer Blick den Schuldigen recht erspäht hatte, erhob sich eine Bank handfester junger Hausväter zunächst dem Stabhaltertisch, faßte den Übelthäter und brachte ihn beiseite, ohne daß sich eine Partei für ihn erhob, und sein etwaiger Einspruch erstarb in einem fröhlichen Tusch der Musik und beifälligem Volksgelächter.

Eben während einer solchen Exekution war's, als um die fünfte Stunde der Gutsherr mit seinem Gaste im Baumgarten erschien. Verwundert blickte er auf die einige Gemeinde, die ihn mit fröhlicher Ehrerbietung begrüßte. Er wandte sich nach dem Vogtstisch, als heischte er dort Aufklärung und Rechenschaft. Beim Annahen des Herrn erhob sich Niklas Kolbe, schwankte stotternd ein paarmal hin und her und sank wieder auf seinen Sitz, wo er seitwärts gelehnt hängen blieb, als trachte er dem einen seiner drei Knechte nach, der bereits unter dem Tisch auf Moos und Thymian schlummerte. Die Studenten lachten, und der erste von ihnen sagte artig: „Gestrenger Herr, Euerem Vogt wird es zu viel. Er hat uns schon erzählt, wie schwer ihn sein Amt belaste, da wird ihm Hitze und Trunk das Übergewicht gegeben haben. Wo sollen wir ihn hintragen?"

Der Ritter bezwang sich und lachte mit. Er trat an den Stabhaltertisch und reichte dem Pfarrer die Hand: „Das ist recht, daß man Euere Wohlehrwürden auch einmal so fröhlich beim Werk sieht."

„Ei ja, gestrenger Herr," erwiderte der Pfarrer aufgeräumt und harmlos, „dies ist aber auch ein schöner Tag, und geht alles zu, wie man es loben mag. Ich vermeine, daß diese liebe Gemeinde nicht oft etwas Heilsameres beschlossen hat, als die drei Artikel von gestern."

Die anderen blickten etwas verlegen. Der Stabhalter räusperte sich, aber ehe er zum Sprechen kam, trat die Lise mit dem Ehrentrug für den Gutsherrn dazwischen und sagte frischweg: „Weil nämlich Euere Gestrengen uns auch heute den Wein schenken, hat sich der Vater mit den anderen auf drei Artikel geeinigt, daß sie ihn nicht wieder durch Zank und böses Wesen versäuern: zum Ersten, die alten Händel begleichen sie untereinander vor dem Herrn Pfarrer und bemühen Euere Gestrengen damit nicht; zum Zweiten, es sucht heute keiner neue Händel, und zum Dritten, wer's doch thut, fliegt hinaus und zahlt eine Brüchte in den Schulsäckel nach seinem Vermögen. Auf Euer Wohl und langes Leben, gestrenger Herr!"

Der von Heideck blickte der Sprecherin in die klaren Augen und dann seitab auf den Magister, der freundlich lächelnd dabei stand. In seinem Gesicht zuckte es wunderlich, er nahm den Ehrentrunk, strich sich den langen weißen Bart und sagte: „Das sind ja drei kluge, merkliche Artikel, und da will ich gern ein Weilchen mit dabei sitzen."

„Unter demselben Banner, gestrenger Herr," sagte der Magister, „das dieser frommen Gemeinde vorausging, als sie vor fünfzehn Jahren in guter Treue zu Euch und der Pfalz die fremden Rottierer zu Paaren trieb."

Der Ritter nickte, und die Umstehenden murmelten beifällig. Nur des Bachmayers Hanspeter, der neben seinem Vater stand, rief spöttisch: „Da war aber der Herr Magister nicht mit."

„Nein," sagte der Magister, „dazumal waren wir ja noch beide dumme Jungen."

Nach einer Weile, als ein neues Wettspiel Augen und Ohren der anderen beschäftigte, sagte der von Heideck vertraulich zu dem Magister: „Es muß doch schwer gehalten haben, die Bauern zu solcher Friedlichkeit zu bringen."

„Ja," erwiderte der Magister unschuldig, „man sieht eben, wie weislich Ihr sie immer regiert und gleichsam erzogen habt. Mein gnädiger Herr, der Pfalzgraf, wird sich freuen, wenn ich ihm davon erzähle. Denkt Euch dagegen, wenn sie nun zankten und haderten. Ihr hättet wohl fürs erste einigen Vorteil davon, mit Geldstrafen und Bußen, vielleicht mehr als wenn Ihr Eueren Vorjährigen verkaufstet, aber es ginge auch

Euch zu nahe, wenn Euere Bauern in einen üblen Ruf kämen. Und wer weiß, ob nicht noch etliche Übelwollende hinterher erfänden, Ihr hättet mit Vorwand, leeren Raum im Keller zu brauchen, Euere Bauern den Wein nur darum in der Fron austrinken lassen, damit sie trunken würden und haderten und Euch hinterher den Strafsäckel füllten."

„Ja," sagte der von Heideck, „die Welt ist voll Schalkheit. Als zum Exempel, wenn Ihr jetzt einen guten Posten beim Kurfürsten ausschlagt und dafür einen mageren beim Pfalzgrafen Friedrich nehmt, wird es hinterher mehr als einer so deuten, Ihr hättet etwa zeitig durch gute Freundschaft mit einem Heidelberger Leibarzt herausgebracht, daß es mit Pfalz auf die Letzt ging, und also auf Eueres Landesherrn seligen Heimgang spekuliert."

„Ja," schloß der Magister, „es ist schon so, wie Euere Gestrengen sagen, die Welt ist voll Schalkheit, und wackere Leute können nicht besser thun, als daß sie wenigstens voneinander nur Gutes sagen."

Hierauf lächelten sie einander achtungsvoll zu und stießen an. Der Ritter lauschte nach der Musik, die eine neue Weise intonierte: „Der Äpfeltanz," sagte er, „das ist ein schwieriges Stück und schier abgekommen, mich soll verlangen, ob ihn ein Paar hier fertig bringt."

„Es kommt auf den Versuch an," sagte der Magister und ging zu der blonden Lise. Sie errötete und nickte nach kurzem Besinnen, der Magister legte Schaube und Barett ab und stand hemdärmlig, in Kniehosen und schwarzem Kollett. Die Bauern und Weiber drängten in lustiger Neugier näher, als das einzige schmucke Paar in den Kreis trat, und warfen ihm grüne Falläpfel vor die Füße. Zierlich und würdevoll nach dem Takte der Musik umwarb der Tänzer die Schöne, die mit gesenktem Blick, den Rock mit beiden Händen haltend, vor ihm zu fliehen schien. Dann sprang die Musik plötzlich um in eine lustige, wilde Weise, sie faßten sich, lachten sich an, drehten und schlüpften einander unter den Händen durch, daß der Lise die blonden Zöpfe flogen und der kräftig-schlanke Mädchenarm blank und schön aus dem weiten Kurzärmel glänzte, und so fort immer wechselnd, bis der wunderliche Tanz urplötzlich mit einem vollen Tusch abschloß, ohne daß ein Apfel von den Füßen des Paares berührt worden. Aber zugleich mit dem Tusch und dem Beifallgeklatsch sprang des Bachmayers Hanspeter vor, ein übergroßer plumper Gesell in feuerroter Jacke, die mit dem brandroten Haar und dem weinheißen Gesicht einen mißtönigen Dreiklang machte, und schüttete dem Tänzer einen vollen Weinbecher vor die Füße. Das war landesüblich die Aufforderung zu einem anderen, minder friedlichen Zweispiel. Die Umstehenden drängten wehrend und scheltend dazwischen. Der Magister ließ lächelnd die Hand seiner Partnerin frei und betrachtete prüfend den Gegner: „Meinetwegen," sagte er und reckte sich zu der neuen Kunstprobe zurecht. Die vollzog sich ohne Musik, rascher und anders als wohl die meisten sich's von dem ungleichen Ringerpaar vermutet; und als der plumpe Gesell ganz vorschriftsmäßig geworfen mit den Schultern auf den Boden schlug, war's das Signal zu einem neuen, noch herzhafteren Beifallsklatschen, in das die Musik auf einen Wink des Gutsherrn mit ihrem lautesten Tusch einfiel und die Studenten Vivat riefen.

Der Stabhalter hatte diesen zweiten Tanz des Magisters noch achtsamer mit sachkundigem Blick verfolgt als den ersten. Er nickte nicht unzufrieden zu dem Ausgang und ließ es geschehen, daß die Lise den Sieger zärtlich bei der Hand zu Tisch und Stärkung geleitete. Und als der Magister, nun doch schier atemlos und keuchend, rief: „Ihr seht, — im Notfall können wir Lateiner das auch noch!" nickte er wieder und sagte bedächtig: „Ja, das habt Ihr schon gestern gesagt, und mich freut's, daß es keine Prahlerei war. Latein ist gut zu vielen Dingen, und wer ein hübscher und gewandter Bursch ist, hat's leicht bei den Weibern; aber wer sich zu wehren weiß, das ist ein ganzer Mann. Und wenn er auch das versteht, hab' ich auch gegen den Schreiber nichts."

„Das wäre denn der vierte Artikel," meinte der von Heideck, „und es ist nicht der schlechteste. Mir soll's recht sein, wenn wir heut einen Verspruch feiern. So werden mir leichtlich noch ein Faß oder zwei mehr in Ehren ledig, und es soll trotz dem Sprichwort der geschenkte Wein allen wohl bekommen. Stoßt an, Herr Pfarrer und Stabhalter, und ihr junges Paar: Fröhlich Pfalz, Gott erhalt's!"

Wohnzimmer der Kunstgewerbe-Ausstellung zu München im Jahre 1876.

Gabriel v. Seidl.

Von

Eduard Engels-München.

Mit achtzehn Abbildungen.

(Abdruck verboten.)

Als neulich die Münchener ‚Jugend‘ wieder einmal gegen die Herren von der historischen Richtung Sturm lief, da konnte man das seltsame Schauspiel erleben, einen der geistreichsten Wortführer der Moderne, Hermann Obrist, von den Erneuerern der Renaissance, des Barock, des Butzenscheiben- und Bauernstils in Worten hoher Anerkennung reden zu hören. „Verstandener,“ sagte Obrist wörtlich, „als z. B. Gabriel v. Seidl es tut, kann man die historischen Formen überhaupt nicht exkolieren.“ Und dann fielen schlimme Worte über die Baumeister einiger anderer Kunststädte, die rein äußerlich nachmachten, was die Münchener gleichsam wie Erinnerungen an eigene, unvordenkliche Erlebnisse aus bewegtem Herzen nachschüfen ...

Gabriel v. Seidl.

Erinnerungen! Wie mich das Wort seltsam traf, als ich gestern in dem traulichen kleinen Gartenatelier Seidls saß und der Meister auf meine Frage nach seinen künstlerischen Intentionen antwortete: Der Reflex schöner Jugendeindrücke sei für die Gestaltung seines Lebens und seiner Kunst ‚überhaupt‘ ausschlaggebend gewesen! Es war mir ja nun zwar bekannt, daß die Anfänge des Künstlers — er ist geboren 1848 — in die sonnige Zeit der Blüte „altdeutscher Kunst und Art“ gefallen waren; allein was wissen denn wir, die wir damals noch nicht

mit dabei waren, von dem inneren Jubel jener Tage, die man heute so gern verlästert, und so forschte ich denn mit Eifer nach jenen schönen Jugendeindrücken, die so großen Einfluß auf Seidl's ganzes Künstlerleben bewiesen. Ich bat mit Ungestüm, mir doch einmal zu zeigen, wie das einst zugegangen, als die Kunst auf ihren Reisen nach Italien und Griechenland plötzlich von Heimweh nach der lieben deutschen Erde befallen worden sei und sich mit Urväterhausrat, in getäfelten Sälen, hinter bemalten Scheiben das stimmungsvolle Heim gegründet habe.

Fenstergitter des Wohnzimmers vom Jahre 1876.
Aus dem Bäckerladen des elterlichen Hauses in der Theatinerstraße.

Seidl strich sein graues Kinnbärtchen, nestelte an seiner weißen Halsschleife, holte aus dem Schrank einen ganzen Stoß vergilbter Papiere hervor und kramte und erzählte.

„Sie wissen jedenfalls, daß mein Vater der Bäckermeister Anton Seidl war. Er war ein schlichter Mann, ein guter Bürger und besaß einen rechtschaffenen Berufsstolz. Auch sein Vater war Bäcker gewesen, hatte aber seine Söhne erst studieren lassen, ehe er sie in sein Geschäft aufnahm. Da mußten nun die jungen Leute, die noch eben Gymnasiasten gewesen, alle Arbeiten eines Bäckerlehrlings verrichten, sogar auf der Straße Holz spalten und sich dabei natürlich von ihren ehemaligen Mitschülern von oben herab angucken lassen. Aber das genierte die jungen Leute wenig: Vater hat mir oft gesagt, daß diejenigen, die sich damals für den Bäckerlehrling zu gut gedünkt, im späteren Leben schlimme Erfahrungen gemacht haben, während andere, minder stolze, nachher recht weit gekommen seien. Auf seinen Wanderungen kam der angehende Bäckermeister auch nach Italien, besuchte fleißig die Museen, las sehr viel, übte seine gewandte Feder in Berichten an seine Eltern und führte,

Schloß Budesheim.

Wohnzimmer im Hause Gabriel v. Seidl's.

nach München zurückgekehrt, die Tochter des Bierbrauers Sedlmayr („Zum Spatenbräu") heim.

Ich kann von meiner Mutter nicht anders als mit höchster Begeisterung, Anhänglichkeit und Liebe sprechen, sie beglückte alle Leute, die mit ihr in Berührung kamen, am meisten natürlich ihren Gatten und ihre Kinder. Wie innig unser Familienleben war, geht aus der Widmung dieses Albums hier hervor, das Vater meiner Mutter zum 49. Geburtstag schenkte. Ich habe niemals einen Gatten dankbarer zu seiner Frau reden hören, wie meinen Vater in diesen Zeilen. Obwohl unser zehn Geschwister waren und die Mutter von morgens bis abends im Geschäft tätig war, folgte sie dennoch den Bildungsbestrebungen des Vaters und seiner Wirksamkeit im öffentlichen Leben (als Magistratsrat der Stadt München) mit ungemeiner Teilnahme.

Es verkehrten aber in unserm Hause auf der Theatinerstraße eine Menge Münchener Künstler, und ich darf wohl sagen, daß Vater zu den ersten zählte, welche die Schönheit und auch den Wert der damals gering geschätzten Überbleibsel deutschen Kunstgewerbes aus vergangenen Jahrhunderten zu schätzen wußten. Nach und nach füllten sich all unsere Stuben mit altdeutschen Möbeln und Geräten, und wir Kinder, besonders aber ich, waren für die schönen Sachen Feuer und Flamme. Wenn ich mit dem Vater reisen durfte, um nach Altertümern zu fahnden, so war das meine größte Freude, und ich war nicht wenig stolz darauf, daß der gute Mann mit mir wie mit einem Freund verkehrte, den er um Rat fragte und an dessen Zeichnungen — ich habe schon früh begonnen, die schönen Gegenstände unserer Sammlung abzuzeichnen — er den größten, ernsthaftesten Anteil nahm. Auch die Freunde meines Vaters nahmen sich meiner eifrig an; waren sie Künstler, so blickte ich wie zu höheren

Hof der Gottliebenkapelle in Herrnsheim.

Garten des v. Heylschen Hauses.

Geschöpfen zu ihnen empor. Der ausgezeichnete Franz v. Seitz war mein erklärtes Vorbild, aber auch Wilhelm Kaulbach, Moritz v. Schwind und viele andere, die bei uns ein- und ausgingen, würdigten mich ihrer Beachtung. Kaspar Braun gestattete mir, ihm alle Samstagnachmittage meine Zeichnungen zur Korrektur zu bringen.

Ich war in dieser Zeit Lateinschüler. Auf die Frage, was ich einmal werden wolle, antwortete ich: Selbstverständlich Maler! Es sollte aber trotz meines ‚Selbstverständlich' ganz anders kommen. Nachdem ich die Gewerbeschule absolviert hatte, bezog ich das Polytechnikum, und da ich als Studiosus allzu lustig über die Stränge schlug, mußte ich in das Maffeische Eisenwerk eintreten. Da stand ich nun als Mechaniker von 6 Uhr früh bis 6 Uhr abends am Schraubstock und brachte es so weit, daß ich eine kleine Dampfmaschine selbständig montieren konnte. Jetzt durfte ich wieder auf die technische Hochschule zurückkehren, wurde aber zum zweitenmal ein ebenso lustiger Student wie bei meinem ersten Versuch und studierte im übrigen weit fleißiger Nebenfächer als Mechanik. Aller Wahrscheinlichkeit nach wäre also aus meinen Studien abermals nichts geworden, wenn nicht der Krieg von 1870 mich gewaltsam in neue Bahnen gerissen hätte. In Scharen eilten damals die Polytechniker zu den Waffen, besonders zur Artillerie, wo auch ich eintrat — etwas später als die anderen, da ich bei Beginn des Feldzugs krank war. Auf wiederholtes dringendes Bitten durfte ich am 11. November ausmarschieren, mit einem Nachschub von 30 Mann, der sofort in den Schlachten um Orleans (bei Loigny, wo ich das Pferd verlor, bei Beaugency, wo ich das Verdienstkreuz erhielt ꝛc.) Verwendung fand. Als Junker im Juli 1871 heimkehrend, hatte ich die Wahl, ob ich bei der Fahne bleiben oder mich als Maschineningenieur weiter ausbilden wollte. Ich tat aber weder das eine noch das andere, sondern wandte mich der Architektur zu, um durch diese wenigstens einen Teil meiner künstlerischen Jugendträume zu verwirklichen.

Meine Lehrer in der Baukunst waren Gottgetreu, Grub und Gottfried Neureuther, besonders der letztere, dessen Wesen und Kunst mich sehr sympathisch berührten. Noch wichtiger als der akademische Unterricht wurde mir indessen die praktische Tätigkeit auf dem Baugerüst, in die mich schon nach zwei Jahren mein Onkel Sedlmeyer einführte, indem er mich bei seinem Hausbau heranzog und durch sein gescheites Wesen, seine reichen Erfahrungen in kurzer

Zeit beträchtlich förderte. Der Zug zum Einfachen, der in meiner Natur liegt, wurde durch das Zusammenarbeiten mit ihm sehr bestärkt und in entscheidender Weise ausgebildet.

Als das Haus der Vollendung nahe war, ging Ferdinand v. Miller, der ebenfalls ein naher Freund meines Vaters war, eben daran, die deutsche Kunstgewerbe-Ausstellung von 1876 zu inszenieren. Bei dem allgemeinen Enthusiasmus, der damals für das alte deutsche Kunstgewerbe herrschte und den auch ich, wie gesagt, lebhaft teilte, war es natürlich mein sehnlichster Wunsch, ebenfalls bei dem schönen Werke mithelfen zu dürfen. Onkel Sedlmayer lieh mir denn auch auf sechs Monate einen Holzplafond, der für sein Haus bestimmt war, und damit war die Möglichkeit gewonnen, mit einem eigenen Zimmer auf der Ausstellung zu erscheinen. Ich entwarf eine einfache Täfelung, ein breites Bogenfenster, eine reiche Tür, ließ einen Erker einrichten, einen grünen Kachelofen in die Ecke setzen, gab den Wänden oberhalb der Täfelung einen hellen Kalkanstrich und hatte so mit meinen kleinen Mitteln alsbald ein recht anheimelndes deutsches Zimmer geschaffen. Nun stellen Sie sich aber mein Erstaunen vor, als die Ausstellung eröffnet wurde und meine bescheidene Stube das Lieblingsobjekt aller Besucher wurde. Ich sag' Ihnen: Ganz erschrocken war ich vor lauter Freude! Ich bekam Aufträge in Hülle und Fülle! Lorenz Gedon, Rudolph Seitz, Franz Lenbach zogen mich in ihren Kreis und behandelten mich wie einen Freund und Altersgenossen. Auf den Verkehr mit ihnen war ich stolzer als auf meinen Erfolg in der Ausstellung. Dem Umgang mit ihnen verdanke ich aber auch meine eigentliche Ausbildung und die Prägung meiner Eigenart. Seitz gründete sogar mit mir (und einigen Freunden) die Firma Seitz & Seidl, welche sich die Aufgabe stellte, durch Anfertigung einfacher, geschmackvoller Möbel, Einrichtungen, Gebrauchsgegenstände aller Art die Freude am Schönen in die weitesten Kreise zu tragen.

So stand ich also mit einem Schlag mitten in jener großen Bewegung, deren erste Anfänge ich in meinem eigenen Eltern-

Hof im Hause des Herrn v. Heyl.

Gartenfaſſade des Hauſes von F. A. v. Kaulbach.

So der Künſtler, ich glaube ſagen zu können faſt wörtlich, über ſich ſelber. Zu einer vollſtändigen Analyſe ſeiner Eigenart gehört aber noch zweierlei: erſtens ſein Bayerntum und zweitens ſein heimliches Poetentum. Überall anderwärts in deutſchen Landen mag es ſchönere und wertvollere Denkmale der hiſtoriſchen Stile geben, bei uns in Bayern aber, ſpeziell in Oberbayern, haben ſich die Ausläufer dieſer Stile bis auf den heutigen Tag lebendig erhalten. Erſt neuerdings werden die Nichtbayern durch die ſchönen Publikationen des Architekten Zell über oberbayeriſche Bauernhäuſer und oberbayeriſche Bauernmöbel darauf aufmerkſam gemacht, welche Schätze unſer Land in dieſer Hinſicht bewahrt, ja noch heute in alltäglicher Benutzung hat.

hauſe erlebt hatte; ich fand mich als Geſinnungsgenoſſen der Männer, die ich am höchſten verehrte, ſah mich gefördert durch die Begeiſterung der Gebildeten und den tätigen Beiſtand der führenden Künſtler. Mit einem Wort, das was ich damals ſchaffend lernte wurde der Inbegriff all meines Glücks, meiner Überzeugung, meines ganzen Daſeins. —"

Kneipraum der Künſtlergeſellſchaft „Allotria" zu München.

Aus dem Restaurant „Bauerngirgl“ zu München.

Man könnte behaupten, daß sich unser Volk die Kunstsprache jener Stile, besonders des Barock, in einen eigenen, national-bayerischen Dialekt übersetzt habe, einen Dialekt, den man selbst in der Hauptstadt an den Privatbauten fast allgemein benutzt findet. Das sogenannte Münchener Barock, das dem Fremden nach jedem Besuch in der Isarresidenz so lebhaft in der Erinnerung bleibt, ist in der Tat nichts anderes, als ein zur Urbanität erzogener Sprößling jener derberen Ausdrucksweise der Bauernmöbel und Fassadenmalereien, die man im bayerischen Hochland kennen lernt. Es ist noch kein Schriftdeutsch der bayerischen Architektur, das man etwa auf Staatsbauten, wie das National-Museum, anwenden könnte, aber man braucht es nur ein klein wenig von gröberen dialektischen Seltsamkeiten zu reinigen, um getrost Nationalmuseen, Künstlerhäuser ꝛc. darin ausführen zu dürfen.

Die süddeutsche Hochrenaissance, das Barock der bayerischen Schlösser und Kirchen, das ist noch immer gewissermaßen die offizielle Umgangssprache des bayerischen Baukünstlers. Er kann sich darin vor der ganzen gebildeten Welt verständlich machen. Und wenn er gar ein rechter Sprachkünstler ist, so kann er auch wohl noch etwas ganz Apartes leisten. Er kann in „heimlich halben Lauten“, sozusagen zwischen den Zeilen, den Heimatgenossen allerhand Zeichen machen, die dem Fremden unverständlich bleiben, von den Freunden aber wie verstohlenes Händedrücken empfunden werden. Und das ist nun eben Gabriel Seidls schönste Begabung, daß er ein verkappter Poet, ein Sprachkünstler von vielen Graden ist. Was er baut ist Lyrik. Ihm ist das Bauwerk Mittel zum Zweck, nicht, was es den meisten andern zu sein pflegt, Selbstzweck. Er will Stimmungen mauern, nicht bloß den Raum bändigen. Es ist solch ein lieber, vom Geiste der Heimat ergriffener Schönheitsucher, der das ganze sonnige, treuherzige, barockgemütvolle Künstlertum, das dem bayerischen Stamm eignet, in seiner Brust lebendig fühlt und, da er zufällig bauen gelernt hat, Architektur daraus machen möchte. Er kennt den unendlich malerischen Sinn seiner Landsleute, ihre herzliche Freude an sinnigem Schmuckwerk, ihre Dankbarkeit für jedes Wort, das sich ans Gemüt wendet, ihre natürliche Freiheitsliebe, die sich allem Regelzwang und aller schnurgeraden Korrektheit widersetzt, — und so dichtet er aus all diesen Momenten die unendlich malerische, unendlich regellose, unendlich stimmungsvolle, sinnige, schmucke, künstlerische Anlage seiner altertümelnden Bauten. Les grandes pensées viennent du cœur, hat Rousseau gesagt. Die Gedanken aller Häuser, Kirchen, Museen, Villen, Paläste, die wir der erfinderischen Phantasie Seidls verdanken, wurden wie alles Schöne, das je von bayerischer Hand bereitet wurde, aus den Tiefen des Gemütes geboren. Ich

empfinde sie wie eine ununterbrochene Girlande von Huldigungskränzen, die ein gemütvoller Bayer seiner Heimat und durch sie dem gesamten Deutschtum in der Kunst gewidmet hat.

Restaurationsgebäude am Kleinhesseloher See bei München.

Alle diese Bauten aufzuzählen, oder gar zu beschreiben, wäre natürlich in dem Rahmen eines Artikels unmöglich. Die wichtigsten darunter, das Bayerische Nationalmuseum und das Münchener Künstlerhaus, sind ohnedies so häufig abgebildet und geschildert worden, daß man sie füglich als bekannt voraussetzen darf. Hält man sich an die zeitliche Reihenfolge der einzelnen Bauten, so ist nach der Romreise, die der Künstler im Jahre 1876 unternahm, zunächst die Errichtung seines eigenen Wohnhauses an der Marsstraße in München zu erwähnen, in dessen Garten einst die berühmte Seidl-Kegelbahn gestanden, zu deren Besuchern außer den ersten Berühmtheiten der Münchener Kunst — sogar Wilhelm Busch war mit von der Partie — auch die Königlichen Prinzen, voran Prinz Luitpold, der jetzige Regent, gehörten. An der Stelle, wo sich einst diese denkwürdige Kegelbahn befunden, ist jetzt eine Straße angelegt worden, aber der alte Garten mit seinem vielfachen Statuenschmuck gibt noch jetzt einen Begriff von seiner einstigen Stimmungsschönheit, und bei dem kleinen Atelierhäusl rauschen die alten Bäume noch ebenso freundlich um den Erker, vor dem der Zeichentisch des Meisters steht, wie sie es vor vielen, vielen Jahren getan haben. Es verdient vielleicht erwähnt zu werden, daß Professor Seidl ein großes, hohes Atelier mit einem reizenden Bibliothek-Alkoven besitzt, sich aber nicht dazu entschließen kann, das schmucklose, winzige Studio zu verlassen, in welchem er zwischen Mappenschränken und Tischen kaum Platz hat, sich zu bewegen und Gäste zu empfangen.

Die St. Anna Kirche zu München.

Ungefähr um dieselbe Zeit, wo er sein Haus baute, erlebte der so spezifisch bayerisch veranlagte Künstler etwas Seltsames: die wohlhabenden Patrizierfamilien am Rhein wurden nämlich auf ihn aufmerksam und ließen sich von ihm Villen, Grabkapellen, Schlösser bauen. Statt vieler Bauten dieser Art nenne ich bloß das köstliche Schloß des Grafen Oriola in Büdesheim, den wie ein Märchen

Hauptportal der St. Anna-Kirche.

Detail von der St. Anna-Kirche.

aus uralten Zeiten wirkenden Hof der Gottlieben-Kapelle in Herrnsheim, das Haus Schorn in Worms, das Heylsche Haus in Darmstadt, das Rathaus in Worms. „Der Rhein ist meine zweite Heimat," sagt Seidl, „der hohe Bürgersinn seiner Städte, die schöne, frische Lebensauffassung seiner Bewohner, der große historische Zug seiner Vergangenheit und, nicht zu vergessen, die hinreißende Schönheit und Feierlichkeit seiner Kirchenbauten haben meine künstlerischen Neigungen auf das lebhafteste angeregt und sich mir tief ins Herz eingeprägt."

Die Frucht der rheinischen Eindrücke ist die Münchener St. Anna-Kirche, ein romanischer Bau, von dem man nicht zuviel behauptet, wenn man sagt, daß der Stil des frühen Mittelalters nie und nirgendwo mit tieferem Verständnis nachgeahmt und doch zugleich neuerschaffen worden sei, als eben hier. Der Grundstein der Kirche wurde im Jahre 1887 gelegt. Seidl hatte in der ausgeschriebenen Konkurrenz den besten Bauplan geliefert und war mit dem ersten Preise ausgezeichnet worden. Die Zeitschrift „Der Baumeister" feiert die Kirche als erste große Gelegenheit, alles zu gestalten, was an ernsten, hohen Gebilden die Seele des Künstlers füllte. Die Kirche adele mit ihrer poetischen Gesamterscheinung und schlichten Monumentalität das ganze Viertel, trotzdem die Baumittel äußerst knapp bemessen gewesen seien. Das Wort: „In der Beschränkung zeigt sich erst der Meister" lasse sich als Motto für den Architekten verwenden, der mit einem Kostenaufwand von 600 000 Mark eine romanische Kirche hinstellte, die in ihrer prunklosen aber imposanten Würde, in ihrer reichen, lebensvollen Gliederung niemand vermuten lassen würde, daß beim Bau sozusagen jeder Stein und jeder Pfennig gezählt sein wollte. — Seidls Begabung zum Haushalten mit bescheidenen Mitteln, die wohl dem verständigen Wesen seiner echtbürgerlichen Herkunft zuzuschreiben ist, hat seitdem geradezu epochemachend gewirkt, so daß neuerdings beim Bau der Rupertuskirche am Goliersplatz in München sogar statt 600 000 bloß 380 000 Mark Baukapital bewilligt worden sind. Bei St. Anna kostete der Kubikmeter 24 Mark, bei St. Rupertus bloß 12 Mark. Auf die Frage: Wie machen

Sie das? antwortet der Architekt: Sehr einfach; ich wähle zur Grundform den Vierpaß, d. h. vier zusammenhängende Halbkreise, die ein Quadrat umschließen, brauche weder Pfeiler noch Bogen und habe die einfachste Dachkonstruktion! — In der Tat, das ist sehr einfach; nur muß man all die Liebe und Hingebung, ich möchte sagen: die poetische Sachlichkeit Seidls mitbringen, um bei solchen Verhältnissen nicht geschäftsmäßig nüchtern und geradezu trivial zu werden.

Neben diesen kirchlichen Bauten führte Professor Seidl in München und auswärts eine Unmenge Privathäuser auf. Seine erste Arbeit auf diesem Gebiete, die vielleicht noch vor Errichtung des eigenen Hauses datiert, ist das „Deutsche Haus“ in der Nähe des Glaspalastes, das jedem müden Kunstpilger als stets gastliche Stätte der Erfrischung mit Münchener Bieren bekannt ist. Von höchster Wichtigkeit für Seidls Entwickelung waren aber die verschiedenen Künstlervillen, die er in München baute und zum Teil auch einrichtete. „Daß ich das Lenbachsche Haus errichten durfte,“ sagt er selbst, „hat mir die Möglichkeit geboten, mit dessen Bauwirt während vieler Jahre genußreich zusammenzuwirken und in dem großen Künstler einen Genossen fürs ganze Leben zu gewinnen, was ich für ein besonderes Glück achte.“ Mit dem Hause Fritz August von Kaulbachs verhält es sich ähnlich. Aber freilich, der Künstler, die sich große, kostspielige Villen leisten können, sind nicht viele, und Seidl hätte seiner Vorliebe für stilvolle Durchbildung ganzer Häuser, bis ins kleinste Detail der inneren Ausstattung nur wenig nachgehen können, wenn nicht auch reiche Privatleute, wie Graf Moy, Graf Guido Henckel-Donnersmark u. a. ihm Gelegenheit zu solchen Leistungen geboten hätten. Daneben gab es dann Künstlervereine, wie die Allotria, vor allem aber die in München so zahlreichen Bräus, Bierkeller und Kaffeehäuser, wie „Bauerngirgl“ „Franziskanerkeller“, Spatenbräu, Restauration am Kleinhesseloher See u. s. w., an denen unser Künstler seine autochthone „Münchener Gemütlichkeit“ nach Herzenslust entfalten konnte.

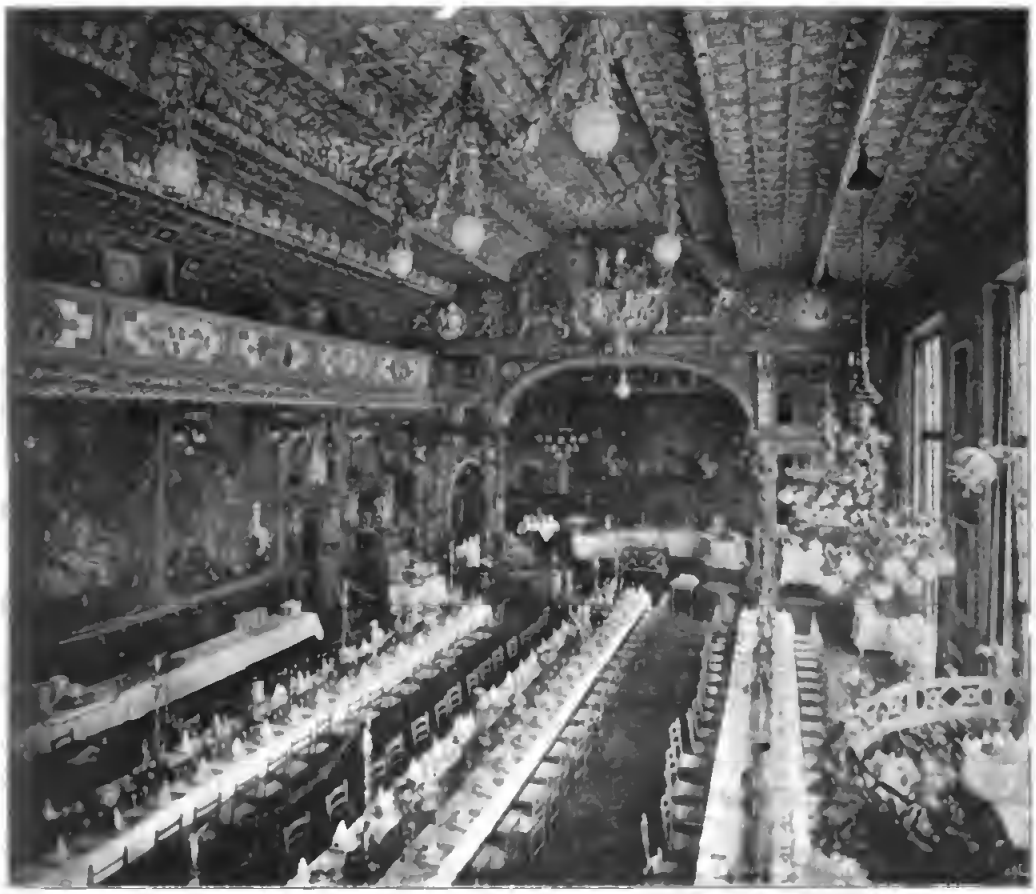
Westlicher Anbau (Studiengebäude) des Neuen National-Museums zu München.

Überschaut man das Leben Gabriel von

Mittelbau des Königl. Bayerischen National-Museums zu München, erbaut von Gabriel von Seidl-München.

Seidls, soweit es bisher vorliegt, so ergeben sich als wichtigste und schönste Früchte desselben das Bayerische Nationalmuseum, das Münchener Künstlerhaus und die St. Anna-Kirche. In formeller Beziehung stellt sich eine ganz einzige Sicherheit in der Handhabung aller historischen Stile, von der Feierlichkeit romanischer Kirchenhallen bis zu den Ausläufern des anmutigen Rokoko heraus, wobei jedoch die Tatsache nicht übersehen werden darf, daß Seidl all diesen Formreichtum in vermittelndem, die modernen Bedürfnisse suchendem und befriedigendem Sinne handhabt. Obwohl der altertümlichen Richtung im Prinzip angehörig, hat er sich doch stets als Zeitgenosse seiner Zeit gefühlt.

Er selbst kennzeichnet sich so: „Es scheint mir ein Grundzug meines Wesens zu sein, daß ich für schöne Eindrücke sehr empfänglich bin und daß diese Eindrücke meine Sinne und meine Tätigkeit beherrschen. Auch liegt in meiner Natur ein ausgesprochener Zug zum Einfachen und zu einer Art Geringschätzung der Üppigkeit, des Allzu-Reichen. Mode, Chic, Triks, Pikanterien lassen mich kalt. Dagegen klingen Wahrheit und Natürlichkeit und die Poesie, die in ihnen liegt, bei mir sehr stark an. In der alten Kunst (besonders der heimischen), in der vaterländischen Gesinnung und einer auf Menschenliebe beruhenden Weltanschauung sprudeln für mich unerschöpfliche Quellen, an denen ich gerne sitze und die meine Tätigkeit unablässig beeinflussen. Ob ich mich übrigens selbst richtig kenne, weiß ich nicht. Immerhin habe ich so viele ‚Moralische', d. h. ich fühle so stark und ständig die Unzulänglichkeit meiner Natur, daß ich mich wenigstens einigermaßen zu kennen glaube."



Der große Saal des Münchener Künstlerhauses.
(Nach einer Photographie der Verlagsanstalt F. Bruckmann A.-G., München.)

Die Linde.

Dichtung von Frida Schanz.

Die Linde, ſie kann kein Unrecht leiden, das unter ihr geſchieht. Sie verdorret alsbald.
(Alter Volksglaube. S. Temme: Pommerſche Pflanzenſagen.)

Zu ihren Häupten ragte die Linde
Im düfteatmenden Frühlingswinde.

Die Mondesſichel ſtand über dem Land.
Sie ſaßen beiſammen Hand in Hand,
Er heiß, ſie ſtill, wie in tiefem Bann.

Und mit glühendem Flüſtern ſprach der Mann
Zu der Dirne, roſig und rank und frank:

„Daß Du gekommen biſt, habe Dank! —
Daß Du mein Werben ſo ſtolz gemieden,
Brachte mich um Freuden und Frieden.
Ein fieberndes Sehnen hat mich verzehrt,
Hab mit allen Faſern nach Dir begehrt,
Du Herzallerliebſte, Schönſte Du!
Sag mir ein Liebeswort! Gib mir Ruh'
In dieſer dufttrunknen Frühlingsnacht!
Sage, was haſt Du für eine Macht?
Was trägſt Du für einen Heiligenſchein?
Sei mein Lieb, ſei mein Weib, ſei ewig mein!
Ich bin aus kaltſtolzem Bürgerblut,
Doch vor Deiner Schönheit zerſchmolz mein Mut,
Mein Hochmut zerſchellte vor Deiner Tugend,
Vor Deiner roſenprangenden Jugend:
Nicht das arme Findelkind biſt Du mir,
Eine hohe Herrin voll Zucht und Zier!
Wie mit Golde krönt Dich Dein frommer Sinn,
Deine Schönheit macht Dich zur Königin,
Meine Sehnſucht macht mich zum bettelnden Armen!
Laß mich in blühendem Glücke erwarmen,
Laß uns fröhlich durchs Leben gehn!
Laß mich Dir tief in die Augen ſehn!
Ich hab' Dich lieb! Ich hab' Dich erkoren —
Unter der Linde ſei Dir's geſchworen,
Bei der heiligen Linde: Ich will Dich ehren,
Will Dich mit keinem Worte verſehren,
Einen güldenen Ehering ſollſt Du tragen,
Eingehn ſollſt Du zu güldenen Tagen! — —
O ſag mir ein Wort der Liebe und Luſt!"

Er zog ſie ſtürmiſch an ſeine Bruſt,
Und ſie hörte das feſte, das treue Klopfen,
Aus den Augen rannen ihr ſelige Tropfen;
Sie bot ihm die Lippen. Sie ſprach: „Ich will!"

Und in Küſſen wurde ihr Schluchzen ſtill.
Ihr Bangen erſtarb in Jubeln, in Scherzen.

Und es wuchs das Glück wie die Lindenblattherzen.
Von Tag zu Tag wuchs die Seligkeit,
Wie die Kornſaat wächſt in der Maienzeit.
Es wuchs das Glück trotz Flüſtern und Raunen,
Trotz der Baſen Schrein, trotz der Freunde Staunen,
Es wuchs, wie der leuchtende Maimond wächſt.

Doch die Leute raunten: „Sie hat ihn behext!
Sie umbuhlt, ſie betrügt ihn mit frecher Stirne!
Wie paßte der Ratsherr zu der Dirne?
Sie hat ihn mit Zauberbanden umſponnen,
Sie hat ihn mit Liebestränken gewonnen,
Hexenwerk machte ihn krank und blind — —
So ſchön ſchuf der Himmel kein Menſchenkind!
Kein ehrliches Weib hat ſolche Gewalt!
Höllenblendwerk iſt ihre Geſtalt!
Sie bringt ihn um Erden- und Himmelsruh —"

Und die Prieſter kamen und ſprachen ihm zu,
Sprachen von Schande und von Verderben,
Sprachen von ewigem Seelenſterben,
Von Gottesfluch und von Zaubermacht.

Er hat getrotzt. Er hat ſie verlacht,
Aber es iſt ihnen doch gelungen,
Daß von ihren Verdächtigungen
Ein Fünkchen ihm in der Seele blieb.
Mit ſcheuer Neugier beſah er ſein Lieb.

Die erſchien ihm in ſo leuchtendem Prangen,
Von ſo überirdiſchem Hauch umfangen — —
— — — — — — — — — —

Es überkam ihn plötzlich ein Zagen,
Ein wilder Schreck, ein grauſiges Fragen,
Ein taumelnder Ruck, wie ein Fall ins Leere.

Und wenn es dennoch die Wahrheit wäre?

Er küßte ſie ſcheu und halb entſetzt.
Und wildere Zweifel kamen gehetzt,
Es kam Höllenbangen, ihn zu umgarnen,
Und er hörte hin auf der Leute Warnen,
Er hielt den drohenden Prieſtern Stand,
Und wilde Träume ſchürten den Brand,
Und er frug ſich nachts in brennendem Fieber:
‚Wie kam's? Wie ward ſie mir lieber und lieber?
War's wirklich lilienduftende Tugend,
War's ihre roſenprangende Jugend,
Die mich in ihre Bande verflocht,
Die mich bezaubert, die es vermocht,
Allen Stolz mir von der Seele zu ſtreifen?'

Leichter war alles ſo zu begreifen!
Glutrot-lodernd und totenblaß
Rang in ihm die Liebe mit dem Haß,
Und die Scham ſchrie dazwiſchen, wild und heiß:

‚Los, los von der Dirne, um jeden Preis!
Das Äußerſte wage, Dich zu erretten!'

Sie legten die Hexe in ſchwere Ketten.
Raſch wurde der Urteilsſpruch aufgebracht:
Höllenwerk ſei ihre Liebesmacht,
Blendwerk ſei ihr ſüßes Geſicht —

Unter der Linde war das Gericht.
Ihr Liebſter ſelber hat ſie verdammt.
Als der Holzſtoß um ſie geflammt,
Konnte ſie lächeln in bittrem Leid,
Als ſei der Brand eine Kleinigkeit!

Das Lächeln, das hat ſeine Kraft zerbrochen.
In Fieberglut lag er, viele Wochen,
Von Angſt zerwühlt, von Zweifeln zerriſſen.
Es war, als ob gegen das eine Gewiſſen
Ein zweites Gewiſſen ſtreitend ſchrie:
Schuldig er! Unſchuldig ſie!
Das Liebſte, Liebſte dem Tod gegeben!
Seine tiefſte Seele begann zu beben
In vergangenen Seligkeiten.

Doch das andre Gewiſſen ritt ins Streiten
Und ſprach das Todesurteil von vorn,
Und er flüchtete ſich in ſeinen Zorn,
Daß die Hexe ſeine Liebſte geweſen.

Es kam ein froſtigkaltes Geneſen.
Und der Sommer ſtand doch in heißem Brand,
In ſchwülem Lindenduft ſtand das Land.

Nur ſein Herz ſo alt, — nur ſein Blut ſo kalt!
O Linden! Lindenduft!
Mit Gewalt
Zog es ihn, wie zu Qual und Troſt,
Zu der Linde, wo er ſein Lieb gekoſ't,
In ſeliger Liebe, ſelige Wochen,
Wo er der Hexe das Urteil geſprochen,
Seine ſündige Liebe übermannt.

Und er ſtand vor der Linde, ſchreckgebannt.
Er ſtrich ſich wie träumend Augen und Wangen,
Waren denn viele Monde vergangen?
War er denn Jahre um Jahre fort?

Die rieſige Linde war verdorrt!
Das Laub wie verbrannt an den dürren Zweigen!
Und er ſah ſich um in entſetztem Schweigen
Und ſah in der Sommerſonne heiß
Goldblühend die Linden rings im Kreis,
Nur die größte, die mächtigſte, im Verſcheiden!
Die Linde, ſie kann kein Unrecht leiden!
Klang's ihm, wie aus raſchelndem Laub.

Wie vernichtet lag er im fahlen Staub.

Amerikanische Charakterzüge.

Von

Otto von Gottberg.

(Abdruck verboten.)

Kinder des Schicksals und meist harten Schicksals wurden von den vier Winden zu gemeinsamem Tun auf dem Boden der Neuen Welt zusammengeweht. Sie verpflanzten mancher Völker Charaktereigenschaften auf ihn. Allen gemein aber war jener Wagemut, der in der „Mayflower"-Tagen dazu gehörte, Leben und Habe den Wellen des Weltmeeres anzuvertrauen.

Gestählt und gekräftigt noch ward dieser Wagemut, als erst Ansiedler mit Flinte und Grabscheit in zwiefachem Kampfe dunkle Urwälder eroberten, und beständig genährt dann in der werdenden und wachsenden Nation durch Einwandererscharen, die sich von der Muttererde losgerissen hatten und ungewisser Zukunft entgegen gingen, um als Kulturdünger das weite Gebiet zwischen Atlantik und Pazifik zu befruchten.

Dieser ererbte Wagemut läßt Amerikas kühne Hazardeure der Geschäftswelt so oft, und stets von neuem, den Erwerb eines Lebens voll rastloser Mühe im Würfelspiel mit dem Schicksal einsetzen. Er läßt Fallende lächelnd auf die Füße springen, um unverzagt den Aufbau einer neuen Existenz zu beginnen. Der Yankee zagt wirklich selten, wenn ihm am grünen Tisch des Lebensspiels, das besten Falles doch kein leichtes ist, das Geschick nur schlechte Karten reicht.

Dies fröhliche Wagen ist die eine und beneidenswerte Eigenschaft, die in der Brust jedes Sohnes dieses Volkes lebt. Sonst aber ist des letzteren Charakter in Ost, West, Nord und Süd grundverschieden geartet, der Völkerbrei noch lange nicht sattsam gemischt und gegoren, um einen Nationalcharakter erzeugt zu haben.

Ob Yankees selbst darüber sich klar sind, ist zweifelhaft. Seit etwa einem Jahrzehnt fordern sie von ihren Schriftstellern „the great American novel", den großen amerikanischen Roman, der Werden, Wachsen und Sein der typischen amerikanischen Familie schildern soll. Tausende haben sich an der Aufgabe versucht. Alle fehlten. — Der Hauch der Erde eines bestimmten Staates nur, der Lärm der gerade geschilderten Stadt schlug den Lesern aus dem Geschaffenen entgegen, und noch für Menschenalter dürfte es so bleiben. Denn des Westmanns Art ist weit verschiedener noch von der des Sohnes aus Ost und Süd der Union, als etwa die des schweigsamen Bretonen von jener des gackernd und schnatternd geschwätzigen Südfranzosen.

Wie andere Früchte, so hat die Scholle hier überall auch andere Menschen reifen lassen, und diesem Einfluß der Scholle auf ihre Bewohner nachzuspüren, ihn auf Schritt und Tritt zu verfolgen und zu fühlen, das allein macht Reisen und Aufenthalt interessant in diesem jungen Lande, an dessen Turmspitzen und Berggipfeln Dame Geschichte noch wenige Lorbeerkränze und Ruhmesschleifen befestigt hat.

Jener Yankee mit dem nie erlahmenden Fleiß und dem scharfen, gallig grimmen Humor, der gern sich selbst aber lieber noch andere verspottet und Fremden gegenüber oft dünkelhaft eitle Selbstüberhebung bekundet, ist im Osten des Landes zu Hause. Neuenglands magerer Boden ließ ihn wachsen. Auf ihm und in dem Nächsten mißgünstigen Wettbewerbe der Großstädte, da ringt er nervös und launisch, mißtrauisch und magenkrank. Aus hohlen Augen und skeptisch blickt er auf Menschen wie Dinge.

Die widerspenstige Scholle längs der atlantischen Küste gab zögernd nur seinen Vätern Früchte für harte Feldarbeit. Mehr frömmelnde als fromme Puritaner lebten sie den strengen Satzungen einer Kirche, die auch den Lebenswärmsten zur kalten Betmaschine erstarren ließ. Um der anglikanischen wie katholischen Kirche sich gleich fern zu halten, hatten sie sich die Vorschriften des Alten Testamentes als Richtschnur gewählt. Sie tauften auch ihre Kinder auf dessen Namen, und dieser Brauch hat sich erhalten. Der gegenwärtige Gouverneur des Staates Neuyork heißt Benjamin Odell, Levi Morton war der Name eines seiner Vorgänger. Beide gehören christlichen, aber altpuritanischen Familien aus Neuengland an.

Diese Neuengländer, die beiläufig allein der Amerikaner als „Yankees" bezeichnet, machte vielleicht die streng befolgte alttestamentarische Lehre dem orthodoxen Israeliten so ähnlich, gab ihnen den rücksichtslosen und krassen Erwerbssinn neben schier fanatischer und stets unduldsamer Religiosität, die Kinder auf Grund von Heirat mit andersgläubigen Christen verstieß. Auch dem Gedanken des auserwählten Volkes begegnen wir in Neuengland.

Andererseits konnten jene Satzungen Angelsachsen kaum behagen, und darum blieb die äußerlich so strenge Religiosität doch nur oberflächlich und erheuchelt. Scheinheiligkeit ist der hervorstechendste Zug im Charakter des Neuengländers. Im Staate Maine bestehen die strengsten Prohibitionsgesetze, aber nach der Statistik verbraucht er mehr Whiskey als das dreimal größere Kansas. Der Besucher Neuenglands erhält diesen Nationaltrunk auch nicht am Tische seines Gastgebers. Dieser verbirgt ihn vor Gattin, Tochter, Bruder und Freund. Er trinkt im geheimen.

Daheim führt er Bibelworte im Munde; Theater wie Restaurants, die alkoholhaltige Getränke verkaufen, gelten ihm als Stätten des Lasters. Beim Aufenthalt in Newyork aber zeigt er sich auch den zweifelhaftesten Freuden des Lebens hold. Die „blauen Gesetze" beschränken ihn zu Hause darauf, Erholung nur im Familienkreise zu suchen, und darum hat sich in Neuengland eine harmlos heitere und einfache, anziehende Geselligkeit entwickelt, die viel Lob verdienen würde, wenn der Fremde nicht unter dem Eindrucke stünde, daß der Nachbarn böse Zungen, ihre erstaunlich wachsamen Augen und ihre ständige Bereitschaft, den Fehlenden aus der Gemeinschaft auszustoßen, sie erzwungen habe.

Es ist ein hochgewachsener Menschenschlag, den die puritanische Lebensführung gezeugt hat, etwas eckig von Gliedern, rauh in Sprache und Wesen. Hart fallen dem Farmer Neuenglands die Worte von der Zunge, so wie seine derbknochige Faust die Pflugschar in die magere Scholle drückt, der sein eiserner Fleiß doch mehr Früchte entreißt, als der bequemere und lebensfrohere Westerner doppelt so großem Gebiete. Sparsam trägt er alljährlich den in Münze umgesetzten Ernteseegen zur Bank. Aber er knausert nicht, wenn es gilt, Kirchen und Schulen zu bauen; den Kindern wird eine gute Erziehung zuteil. Der Älteste erbt den Acker, ein zweiter studiert, noch jüngere Söhne folgen wohl des Neuengländers Zug nach dem Westen.

Wo dort die Scholle im Gegensatz zu seiner Heimat mit liebenswürdig verschwenderischer Freigebigkeit trägt, verlieren sich die scharfen Ecken und Kanten seines Wesens, er wird heiter und gesprächig, lebenslustig und gastfrei. Am längsten noch wahrt er sich die Zähigkeit des Wollens und Beharrlichkeit in der Ausführung, die ihm selbst da, wo andere verzweifeln, Erfolge sichern. Er ist der eigentliche Pionier amerikanischer Kultur; und war er auch ursprünglich selbst nur Einwanderer, so war doch auf dem Boden, der zunächst ihn trug, sein Charakter schon gereift, ehe er den Fuß westwärts setzte und herrisch mit ihm den Kulturdünger der folgenden Einwandererscharen in die Scholle, die er sich eroberte, hineinstampfte. Sein Wesen, seine Sprache herrschten. Er war es, der den Westen erschloß, wie er nun seit einem Menschenalter den schlummernden Süden mählich wachrüttelt und ins Leben zurückruft.

Aber obwohl die Nation am Neuengländer gelernt hat, sieht man ihn überall mit Mißtrauen kommen. Die Volksliteratur atmet Abneigung gegen diesen geborenen und geschicktesten aller Roßtäuscher, der überall sich einnistet, von allen gehaßt wird und doch schließlich jedermann sich untertan macht. Wenn der Neuenglandfarmer im

Digitized by Google

Westen sich ansiedelt, so lebt, sagt man, nach Jahresfrist kein Bauer in weiter Runde, den er nicht beim Vieh- oder sonstigen Handel übervorteilt hätte.

Selbstverständlich spielte auch in den werdenden Städten der Neuengländer die Führerrolle, und wer da, wo auf engem Raum bei einander wohnend Menschen sich im Wettbewerbe Daseinsbedingungen erkämpften, neben ihm bestehen wollte, mußte erst recht sich seinen rastlosen Fleiß und seine zähe Beharrlichkeit aneignen. Auch hier war er Lehrmeister, obwohl seine Lebensführung und sein Charakter sich auch in den Großstädten änderten. Er ward liberaler von Anschauung im Verkehr mit Einwanderern, die neben tüchtigem Bürgersinn doch auch Freude am Lebensgenuß aus der Heimat mitbrachten. Den Erwerbssinn dagegen wahrte er sich hier durch Generationen und wußte ihn anderen mitzuteilen.

Newyork kann aus mancherlei Gründen nicht als Typus einer amerikanischen Stadt gelten, schon weil der räumlichen Ausdehnung einer solchen in einem Lande der Riesenflächen gewöhnlich keine Schranken gezogen sind. Drei Wasserarme aber, Hudson-, Harlem- und East-River verhindern Newyorks Wachsen in horizontaler Richtung. Doch jener zähe Neuengländerwille, der vor nichts zurückschreckt und selten fehlt, schafft nun den auf Erden versagten Raum sich in lustiger Höhe und baut turmhohe „Wolkenkratzer". Der ganze südliche Stadtteil, die Spitze des Zuckerhutes, den die rings von Wasser umgürtete Halbinsel Manhattan bildet, ist nicht als eine Wohnstätte, sondern als die Geschäftsstube eines Volkes handelsfreudiger Kaufleute zu betrachten. Hierhin haben nach und nach alle größeren industriellen Betriebe des Landes ihre Bureaux verlegt. Stets neue folgen, die Grenze dieses Geschäftsviertels wandert mehr und mehr nordwärts, und stets sich steigernde Mietspreise werden den Newyorker bald gänzlich von der Halbinsel nach Brooklyn, nach Jersey und Harlem vertrieben haben. Schon jetzt ist für manchen die Metropole nur Arbeits-, Brooklyn aber Wohnstätte.

Das Herz dieses Geschäftsviertels, Newyorks und Amerikas, schlägt in Wallstreet. Sie ist Pantheon und Ruhmeshalle der Nation, in der als Riesenstatuen aus Marmor, Eisen und Granit die Handelspaläste von Multimillionären um die Börse stehen. Zu diesem Heiligtum seines Volkes eilt zuerst der Jüngling aus dem Westen, der nach Newyork kam, sein Glück zu machen. Andacht im Herzen und Ehrfurcht im Auge liest er die Namen, die in goldenen Lettern auf Fenstern prangen. Als Kind schon wußte er, wieviel Millionen ein jeder verkörpert, und auch der seinige wird hier einst zu lesen sein. Er will es mit jenem ererbten Neuengländerwillen.

Aber um dies Ziel zu erreichen, muß er, bis der Gipfel des Erfolges erklommen, auf des Daseins Freuden verzichten. Die Zähesten, Arbeits- und Entbehrungskräftigsten nur waren und sind die Begründer amerikanischer Riesenvermögen, und selbst an den verwegensten Hazardeuren der Börse und des Handels, denen das Glück oft beispiellos hold schien, hat sich die Wahrheit bewährt, daß es treu nur dem Tüchtigen bleibt.

Heute ruhen solche Riesenvermögen auf gesichertem Fundament und haben in Newyork eine scharf und starr sich vom Mittelstande absondernde Plutokratie geschaffen, die in seltsamem Gegensatze zu den Bräuchen eines demokratischen Landes lebt, dessen Oberhaupt nach Überlieferung keinem Bürger den Handschlag weigern kann.

Diese Plutokratie, welche die tonangebende Gesellschaft des heutigen Amerika bildet, hat trotzdem nichts Amerikanisches mehr. Ihr fades und flaches Genußleben, mit Klatsch und kleinlichen Eifersüchteleien angefüllt, spielt sich in Nizza, Monte Carlo, Ostende und Newport ab. Die Atmosphäre des Rennstalles und Sattelplatzes, ja des Boudoirs von Demimondainen durchweht während der kurzen winterlichen Geselligkeit die Palais der fünften Avenue. Noch leben einzelne tüchtige und arbeitsame Männer im Kreise dieser soi-disant Vierhundert, deren Zahl beiläufig bemerkt ungefähr fünffach größer ist, aber im großen und ganzen muß der Fremde sich dem Urteil wirklich vornehm empfindender Amerikaner anschließen, die ihr Treiben als vulgär, frivol, ja unsittlich bezeichnen. Nur die gelbe Presse hat es verherrlicht und sorgt zum Schaden der Nation dafür, daß es in allen Städten in einer besonderen Clique Nachahmer findet. Ein glühender Yankeepatriot, Oberst Watterson, erhob neulich die Stimme des Warners gegen diesen

Zustand und schrieb von jener Plutokratie: „Ihren Frauen ist Ehebruch zur lieben Gewohnheit, ihren Männern Gewissenlosigkeit Bedürfnis geworden." Von ihrem Sommerheim Newport sagt Dunne: „Dort lebt man in Luxus oder von Alimenten, ein Drittes gibt es nicht."

Die alte amerikanische Gesellschaft, deren Familien jenen Vorfahren nennen können, der vielleicht auf der „Mayflower" schon in Neuengland landete, hält sich denn auch in ihrer Mehrzahl den Salons dieser nouveaux riches fern, in denen die Divorcée und die einstige Bühnenschönheit mit erstaunlichem Prozentsatz den Ton angibt. Reiche Knickerbocker-Familien von Newyork, die sich gern schöngeistig nennende Aristokratie von Boston und die von New-Orleans, die noch an Erinnerungen der Zeit ihres großen Grundbesitzes zehrt, sprechen mit unverhohlener Verachtung von ihnen.

Also es wäre irrig, von dieser Gesellschaft, einflußreich wie sie erscheinen mag, auf den Charakter des amerikanischen Volkes zu schließen. Andererseits gibt es freilich kaum eine andere Gesellschaft in Newyork. Haushaltungen verschlingen fürstliche Vermögen, und nicht nur der Wohlstand, sondern auch jener solide alte Reichtum wird durch hohe Mietspreise aus eigenen Wohnhäusern in jene „Flats", wo Menschen in fast schamloser Enge beieinander hausen, oder gar in Hotels gedrängt. Der Mittelstand aber hat für Erholung weniger Zeit und Geld als der Europas übrig.

Was aber Newyork am meisten als kosmopolitische und nicht amerikanische Stadt erscheinen läßt, ist die Tatsache, daß sich innerhalb seiner Mauern der eingeborene Sohn und Herr der Scholle streng vom Einwanderer absondert. Der Besucher kann im Chinesenviertel sich in China, in Kleinitalien sich in den Straßen von Genua glauben. Man begegnet hochgebildeten Deutschen, die seit einem Menschenalter Bürger der Vereinigten Staaten sind, aber nie am Tische einer amerikanischen Dame Messer und Gabel gehandhabt haben. Der Yankee blickt eben auf seine Adoptivbürger mit grenzenloser Verachtung herab, reißt Witze über die Bindestrich-Amerikaner und nennt den Deutsch-Amerikaner „Dutchman", den eingewanderten Italiener „Dago".

Den distinguierten Fremden aus Europa umschmeichelt er, ja renommiert mit ihm in seinem Klub oder Salon. Den Angehörigen einer anderen Nation, der hier einer Tätigkeit nachgeht, die in der eigenen Heimat wurzelt, betrachtet er als Gleichgestellten, kann ihm der „good fellow", der großherzige Freund und der liebenswürdige Genosse sein, der er von Natur ist. Aber wird dieser Fremde amerikanischer Bürger, so gilt er ihm als Wesen zweiter Klasse. Klug genug verschweigt er dies, ja wirbt für das amerikanische Bürgertum, weil er den Wert des Kulturdüngers zu schätzen weiß, aber beim Glase offenbart sich die wahre Denkweise des Nationalstolzen sehr bald. Er spricht zu dem Deutschen, den er gegen sein Werben gefeit weiß, in abfällig geringschätzender Weise von Deutsch-Amerikanern.

Chicago andererseits ist amerikanisch par excellence.

Da ist alles jung und neu wie diese Nation selbst, alles fast grimmig und rauh wie der Daseinskampf, der dort tobt.

Um den Mittelpunkt der Stadt, welchen Börse und Postgebäude bilden, gruppieren sich jene Berge der Architektur unseres Zeitalters von Handel und Verkehr, mit langen eintönigen Fassaden, durchbrochen von schnurgeraden Reihen von Fenstern. Die Straße zwischen ihnen gibt ganz oben nur einen schmalen Streifen Himmelsblau frei, durchschnitten vom wirren Netz der Telegraphen- und Telephondrähte. Rasselnde Wagen und hastende Menschen füllen sie. Man muß dem Begleiter die Frage ins Ohr schreien. Zum Verstehen gehört Erfahrung, zum Überschreiten eines Fahrdammes. Gewohntsein. Rücksichtslos bahnen ohne Entschuldigungsworte Menschen mit den Ellbogen einen Weg sich im Menschenstrom. Sie scheinen alle in fiebernder Eile, und doch ist die vielerwähnte Hast amerikanischen Lebens, die „Fixigkeit" des Yankees insofern Mythe und Märchen, als sie sich nur an Nutzlosem und Unwesentlichem verschwendet. Er rennt mit fliegenden Rockschößen über die Straße zu seinem zweiten Frühstück und würgt dies mit Eiswasser und glühheißem Kaffee in fünf Minuten hinunter. Auf dem Rückwege aber bleibt er vierzig Minuten offenen Auges und Mundes vor einem Hause stehen, zu dessen Fenster im sechzehnten Stockwerk man einen Schreibtisch hinaufwindet. Nirgends wird soviel Zeit vertrödelt wie in

Digitized by Google

Amerika, und nur ein so reiches Land wie dieses kann sich solche Zeitvergeudung gestatten. Bauen die Yankees ihre Häuser schneller als wir, so geschieht dies, weil sie mehr Arbeiter anstellen können. Aber das Individuum treibt mit seiner Langsamkeit bei Dienstleistungen den Nervösen geradezu zur Verzweiflung. Jeder, der sich einmal den Händen des amerikanischen Barbiers oder des allgegenwärtigen Stiefelputzers anvertraute, wird dies dem Schreiber nachfühlen. Derselbe hält es, da das Märchen von der amerikanischen Fixigkeit so weite Verbreitung gefunden, für angebracht, zu erwähnen, daß er nicht nur glaubt, in Privatgesprächen Yankees überzeugt zu haben, daß wir „langsamen und schwerfälligen" Deutschen schneller arbeiten, sondern es unangefochten auch in gedruckten Worten aussprechen konnte.

In Chicagos Straßen spürt man auf Schritt und Tritt die Gleichgültigkeit des lediglich dem Erwerbe Lebenden gegen alle Äußerlichkeiten. In Newyorks wohlunterhaltenen und sauberen Straßen sieht man auch im Geschäftsviertel überall Prachtbauten, ja Monumente. Der Eindruck, den die düsteren, kahlen und hohen Handelskasernen Chicagos wachrufen, legt sich lähmend und erdrückend auf die Seele des Besuchers. Macht, Geldmacht ohne Erbarmen türmten ihre Mauern auf und traten brutal und rücksichtslos den Schwachen unter ihre Füße.

Allzu unerbittlich haben industrielle Freibeuter hier den Lohnsklaven zum Gegenstand ihrer schrankenlosen Willkür gemacht, allzu schnell wuchsen hier während des kurzen Bestehens der Stadt Riesenvermögen in den Händen einzelner skrupel-, ja oft ehrloser Gaigneurs, um nicht den Neid der Besitzlosen zu erregen. Streik hat auf Streik oft mit Aufruhr und Blutvergießen durch Chicagos Mauern geheult. Es ist eine Hochburg der Anarchie.

Auf dem Haymarket, draußen inmitten der Arbeiterwohnviertel, steht braven Schutzleuten zu Ehren, welche die tückisch geschleuderte Bombe der Anarchisten mordete, ein Standbild. Die Marmorfigur eines Polizisten streckt befehlend die Rechte aus. „Im Namen des Volkes von Illinois gebiete ich Frieden!" lautet die Inschrift.

Hunderttausende aber sind auf Amerikas Boden gewillt, dies Friedensgebot zu brechen, und keine starke Regierung versteht es, anmaßende Arbeiter in ihre Schranken zurückzuweisen oder die Willkür von Industriepiraten zu zügeln. Darum drohen diese Verhältnisse sich zur „amerikanischen Gefahr" auszuwachsen. Es ist nicht die einzige Gefahr, welche den Wohlstand dieses Landes bedroht, der gleich Chicago wie der Dieb bei Nacht gekommen ist! In Europa spricht man von „amerikanischen Gefahren" in anderem Sinne, ja man prophezeit die Amerikanisierung der Welt. Wenn zehnjähriger Beobachtung auf dem Boden dieses Landes, das wir Deutsche wohl alle als kauf- und handelskräftigen Konkurrenten im eigenen Interesse stark erhalten zu sehen wünschen, ein Urteil erlaubt ist, dann sei gesagt, daß wir die schlichten beiden alten Farben mit dem Streifen gemeinsam vergossenen Blutes daran niemals vor dem buntscheckigen Sternenbanner werden zu streichen brauchen. Es wäre ja auch, wenn das Schicksal es anders fügte, um an unserer ganzen Vergangenheit und dem alten Alliierten und Herrgott von Preußen irre zu werden!

Wenn von Chicago der Limited seinen Flug westwärts nimmt, blickt der Reisende vom Fenster der Pullman Car auf die Fluren von Illinois, den Gemüsegarten eines Volkes; platt Land soweit das Auge reicht; nur da, wo die grünen Hügel von Wisconsin mit leichtem Wellenschlage in die Ebene brechen, lohnt es sich, den Blick aus dem Fenster zu werfen. Waldige Hügel umsäumen hier Täler, und kleine Seen sind wie eine Handvoll glitzernder Diamanten dazwischen gestreut, sonst aber ist alles flaches, doch fruchtbares Ackerland, im Sommer von reichlichen Regengüssen bewässert.

Diese letzteren werden in westlicher Richtung spärlicher und bleiben in der vegetationslosen trockenen Zone östlich der Rocky Mountains fast gänzlich aus. Das Areal derselben wird jedoch von Jahr zu Jahr geringer.

Es ist eine Tatsache, welche die Sachverständigen erklären mögen, daß wie der Neuengländer auch Regen und Vegetation dem Zuge nach Westen folgen. Weite Gebiete von Missouri, die vor sechzig Jahren kahl und brach lagen, sind heute waldbestanden. Westlich der Waldungen liegen

Digitized by Google

Zur Arbeit. Gemälde von J. F. Millet.
(Nach einer Photographie von W. A. Manſell & Co. in London.)

die Prairien, westlich der Prairien die „Ebenen", nämlich „plains". Auf den Prairien wogt langhalmiges Gras. Die Ebenen sind nackt und kahl, ihre spärliche Vegetation ist von der Sonne gebräunt und verbrannt. Aber wie der Wald die Prairie, so erobert sich die letztere auf ihrem Marsche westwärts sieghaft die Ebene, die als erste ganz verschwinden wird, weil die Rocky Mountains als Schlagbaum ihr den Weg noch weiter westwärts sperren.

Selbstverständlich haben auch diese Tatsachen ihren Einfluß auf die Bewohner des weiten und einst wilden Westens ausgeübt. Noch vor einem halben Jahrhundert fand der Neuengländer, der mit dem ererbten Wagemut sein Heim auf windgefegter Prairie zimmerte, dort, westlich des Missouri, herrenloses Rindvieh zu Tausenden. Er tötete es, ließ das Fell ostwärts schaffen und das Fleisch — vor dem Bau der Eisenbahnen — den Coyoten. Der westlich wandernde Regen machte die Scholle zu Ackerland. Seine pastorale Existenz wurde, wie es uralter Kultur- und Menschenbrauch, zu einer des Ackerbautreibenden. Heute ist auf Vieh und Farm das Hintertreffen der großen Angriffskolonne gefolgt, mit der Menschen Wildland erobern: die Industrie. Blut, von ersten Ansiedlern im Kampfe mit dem roten Manne vergossen, bildete hier die Avantgarde, Geld die Reserven, welche mit dem Hauptstoß die Entscheidung brachten. Nunmehr ist der weite Westen Kornkammer und wird mehr und mehr auch Industriegebiet. Deshalb liegt aber keine Gefahr vor, daß dies Land mit dem Schwinden seiner unendlichen Viehweiden der Menschheit weniger Rindfleisch als früher liefern wird. In Texas, dem letzten Rinderstaat, der fast ausschließlich von Viehzucht lebt, grasen weniger Stück Rindvieh als auf dem gleichen Areal der angeblich ausschließlich Ackerbau treibenden fünf Staaten Ohio, Indiana, Illinois, Iowa und Missouri.

Wohl aber haben Farm und Drahtzaun den „plainsman", den Bewohner der Ebene, zu einem anderen gemacht. Der Cowboy schwindet. Nur in Texas sieht man ihn noch im Lederwams, in hohen Stiefeln und mit dem breitkrempigen Hut, den die Haut der Klapperschlange als Band ziert, um Kopfschmerz fern zu halten, ein Leiden, an dem der freie Sohn des wilden Westens übrigens nur nach zu reichlichem Genuß von Whisky krankt. Dann aber heilt auch die Haut der Klapperschlange nicht! Nicht nur der eingeborene Sohn von Texas liefert den Cowboy; allerhand gescheiterte Existenzen legen die rote Seidenschärpe an, mit deren Schwenken das Vieh am Durchgehen verhindert wird. Niemand fragt in Texas: „Wer?" und „Woher?" — „Wie kann ich Sie nennen, Herr?" sagt man, und der Angeredete wählt sich den Namen, der ihm am besten dünkt. Go as you please ... tun Sie, was Sie nicht lassen können — ist dort Grundsatz. Der Lebensregeln gibt es nun zwei: Man blicke nie auf das Brandzeichen, welches das Pferd eines „Gentleman" trägt, und man versuche nicht, dessen Revolver zur Betrachtung in die Hand zu nehmen. Das letztere würde er mißverstehen, das Pferd könnte gestohlen sein! Wer dies berücksichtigt, der wird in Cowboys rauhe aber harmlose Gesellen finden. Sie sind auf ihre Art Fatalisten, verwegene Kerle, die mutig durch dunkle Mitternacht der durchgehenden Herde, um sie in der Hand zu behalten, vorangaloppieren. Ein Tritt des Pferdes in die Höhle eines Prärienwolfes bedeutet Fall und Tod unter tausend scharfen Hufen. Im Lager und bei der Arbeit sind sie nüchtern und wachsam; vielleicht weil sie keinen Whisky erhalten können. Einer lebt für den andern, alle halten zusammen. Es kommt ihnen wenig darauf an, den Genossen, den der Landsheriff geholt, mit stürmender Hand aus dem Gefängnis zu befreien.

Herrliche Tage aber kommen für den Cowboy, wenn Vieh zum Bahnhof nach der Stadt getrieben wird. Unterwegs singt er sich heiser mit „Annie Laurie" und „Home sweet home", um das Vieh ruhig zu halten, wenn er die Herde umreitet. In der Stadt beschafft er sich einen Kanonenrausch und steigt dann im Bewußtsein, daß ein Pferd den Menschen noch trägt, wenn die Füße den Dienst versagen, auf den Gaul, um, seinen Revolver in die Luft knallend, durch die Straßen zu galoppieren. Abends besucht er das Theater, wenn dort eine wandernde Truppe spielt, und reicht der ihm am schönsten scheinenden Künstlerin den Preisapfel, indem er ihr seinen Lasso um Hals oder Taille wirft und sie juchzend von der Bühne zu ziehen versucht. Um Mitternacht betritt er

das Spielhaus und verliert den Rest seiner Barschaft, denn westliche Spielhäuser haben praktische Einrichtungen, welche ein Gewinnen des Pointeurs leicht verhüten können.

Nun mag es, obwohl dies zu bezweifeln, auch in Texas Gesetzesparagraphen geben, welche die Verübung groben Unfugs verbieten. Trotzdem läßt man den Cowboy sich auf seine Art amüsieren. Auch ein amerikanischer Charakterzug! Er bringt sein Geld nach der Stadt, und diese genießt mehr Vorteil, wenn er es dort ausgibt, als wenn sie ihn im Gefängnis für sein „Revolverspiel" beköstigt. Zudem ist das letztere harmlos. Sollte es aber jemand verletzen, nun, so ist die Bestürzung nicht groß in einem Lande, dessen ältere Leute sich noch der Zeiten erinnern, in denen sie es mit Blut im Kampfe gegen Indianer und Outlaws erschlossen. Der Wert des Menschenlebens ist eben auch heute nur problematisch.

Vom einstigen Cowboy ist in jedem Westerner ein gut Stück stecken geblieben. Frisch wie die Winde seiner Heimat, die 20 Meilen in der Stunde zurücklegen, weht es aus seinem Wesen. Seine Stimme ist nicht gerade überlaut, aber eigentümlich klar. Ein Klingen liegt darin, das an den Gesang von Cowboy-Vätern erinnert, der, den Prairiensturm übertönend, Viehherden beisammen hielt.

Um Meilen scheint an Höhe und Breite solch prächtiges Naturkind der weiten und wilden Ebene, an dem kein Lot überflüssiges Fleisch sitzt, den schwächlichen modernen Kulturmenschen zu überragen, wenn er dem zum Gruße die Rechte quetscht und gleichzeitig die derbe Linke in heller Freude schwer und hart auf dessen Schulter sausen läßt. Auf Federn scheint jede Muskel seines sehnig elastischen Körpers zu arbeiten.

Er hat von Natur die Ungezwungenheit und Nonchalance eines geborenen großen Herrn. Ohne im geringsten zu empfinden, daß er Aufsehen erregt, kann er im grauen Morgenanzuge einen Salon betreten, in dem man in großer Toilette versammelt ist. Ohne Verlegenheit würde er ebenso an königlicher Tafel Platz nehmen. Es ist etwas Prächtiges um diese derbe, gerade Männlichkeit, die aus klaren, weißen Augen ins Leben blickt und nur Wirkliches, den Menschen, aber niemals Äußerlichkeiten schaut. Die Unendlichkeit seiner Scholle und der weite Horizont darüber haben diesen Westerner geboren. Zwischen Ziegelsteinen wachsen andere Wesen.

In Newyork oder Berlin wird mancher ihn kaum als Gentleman betrachten. Auch in Krähwinkel nicht; in Krähwinkel namentlich nicht, denn unser Freund aus dem Westen gebraucht vielleicht statt der Gabel das Messer, und in Krähwinkel wurzelt am tiefsten die Überzeugung, daß die Nerven, die den Gentleman machen, auf den Lippen liegen. Da, wo sie in Wirklichkeit sich regen, hat der Westerner ihrer für drei Sterbliche im Herzen, das groß und weit wie ein Mühlstein sein muß. Kein Krüppel, an dem er vorbeireiten kann, ohne ihm die Silbermünze zuzuschellen, kein Freund in der Not, dem er nicht seine Hilfe mit schier verschwenderischer Freigiebigkeit aufdrängt, kein Geschäftsmann, der ihm nachsagen könne, er habe ein Wort oder Versprechen nicht eingelöst. Er ist gastlich und gesellig; wie man ahnt, kein Damenmann, aber ein fröhlicher und ausdauernder Zechgenosse, überhaupt des Lebens guten Dingen hold. Ja, er genießt diese bei Besuchen in der Stadt mit derselben Zügellosigkeit, mit der er auf dem Cowpony über den heimischen Ranch stürmt. Dort wärmt sich das Herz am weitesten für den Westerner. Seligkeit schon und nicht mehr Herrlichkeit ist es, da über das wogende Büffelgras zu galoppieren. In spitzem Winkel und wie aus dem Katepult geschnellt schwirren die Prairievögel auf, vom ganz leisen dumpfen Hufschlag aufgescheucht und flüchtend. Man erinnert sich, daß Buffalo Bill geradeso die Glaskugeln vor sich herwerfen läßt, nach denen er zielt, und schießt auf sie, denn Knall und Klang der Flinte gehört zu solchem Prairieritte, bei dem der Mensch sich dem Indianer und Cowboy verwandt glaubt. Er fühlt es dem auf der Scholle heimischen Gefährten nach, daß jener in heller Reiterlust gleich ihnen mit Whoop und Hurra die heulende Windsbraut der westlichen Ebene zu überschreien versucht.

Auch in den Städten des Westens wohnt etwas von jener sprudelnden Lebenskraft. Mit genialer Rücksichtslosigkeit auf Äußerlichkeiten wurden sie erbaut. Prachtbauten stehen neben Schindelhütten in der Hauptstraße. Man geht in ihr auf einem Trottoir, das stückweise asphaltiert, gepflastert oder

mit Holzbohlen belegt ist. In Seitengassen watet man an Regentagen im Morast. Alle aber erhellt elektrisches Licht, und Leben, lautes Leben eines Volkes mit ungeschwächten Nerven lärmt hindurch. Rasselnde Blechmusik lockt die Käufer aus dem Landkreise in Läden, Männerstimmen preisen brüllend vor den Türen die Schaustellungen an, die in Theatern oder ähnlichen Etablissements stattfinden. Im Restaurant gilt der Mann im rotwollenen Bergmannshemde nicht weniger als der im Frack. Auch im Spielhaus sitzen beide nebeneinander. Des Städters Wagemut betätigt sich gern am grünen Tisch, der Westerner schenkt ihm viel seiner Zeit. Er freut sich über Gewinne, ist aber auch ein prächtiger Verlierer, der mit fast heiterem Gleichmut seine Habe schwinden sehen kann. Maßlos ist er bei diesem wie allen anderen Vergnügen, aber sie scheinen seine unverwüstliche Arbeitskraft nicht zu schwächen.

Im Gegensatz zu diesem gutherzigen aber rauhen Sohne der westlichen Ebene schuf des Südens reiche Scholle im Verein mit der Sklaverei einen bequemen Herrn von weltmännischerem Gebaren. Wer auf den leisesten Wink ein Dutzend schwarzer Leibeigener zur Verfügung hatte, der brauchte sich kein Schreien anzugewöhnen; im Verkehr mit einer zahlreichen Dienerschaft eignete er sich ganz unwillkürlich mehr Würde an.

Auf Canalstreet, der Hauptstraße von New-Orleans, ist nichts von Lärm und Hast zu spüren. Plaudernd und scherzend trödeln Müßige vor den Kreolenmädchen, die unter den Arkaden Blumen feil halten und mit südländischer Grazie und Fröhlichkeit lachen. Wenige Schritte führen durch die alte Rue Royale in das Quadronenviertel. Sabbathruhe des Verfalles liegt dort auf grauen Häusern, die von einstigem Reichtum erzählen. Metallbeschlagene Türen sind mit Spinnweben überzogen, Veranden und Balkons von grünen Ranken überwuchert. Granitgebäude im pittoresken franco-spanischen Stil vergangener Tage klagen aus leeren Fensterhöhlen in vereinsamte Straßen. Selten sind hinter den zerbrochenen und geschlossenen Fensterläden durch dunkle Palm- und lichte Bananenblätter Spuren von Leben zu bemerken. Verachtet und gemieden von der weißen wie schwarzen Rasse leben hier noch Nachkommen der „freien Quadronenkaste", deren Töchter in New-Orleans goldenen ante bellum-Tagen den Ton angaben. Kinder der Sünde, wenn beaux sabreurs der französischen Kolonialarmee ihnen Väter, schwarzes Elfenbein Mütter gewesen waren; doch genügten wenige Generationen, ihre Hautfarbe der stärkeren weißen Rasse fast gleich zu machen. Typen von seltener Schönheit, namentlich der Frauen, gebar wie häufig diese Kreuzung.

In Sammet und Seide rauschten die Quadronentöchter aus den alten Häusern zur Equipage vor dem Eisentor. Weltreisende fanden nicht Worte genug, die Formen ihrer schlanken Glieder, den Schnitt der Gesichtszüge und den zarten Schmelz der Haut zu rühmen. Bezaubernd nannten sie ihr Wesen und sprühend ihren Witz, sinnberückend die Grazie ihres Tanzes, berauschend die heißen Blicke ihrer Augen. — Sie waren die Hetären dieses sonnig schönen Südlandes, die ihm im Gegensatz zum strengen Puritanismus des Nordens den heiteren und verführerischen Zauber eines arkadischen Wunderlandes verliehen. Wenn die sang-pur männlichen Geschlechts ihnen jene Bälle gaben, die sich im heutigen Karneval erhalten, dann waren die Salons der Gesellschaft verödet. Man tanzte, lachte und liebelte, bis der Bürgerkrieg den Wohlstand des Südens untergrub.

Heute liegt dies Stadtviertel in heißer, staubiger Sonnenglut wie ein in der Mittagshitze vom Schlaf übermannter Bettler in Lumpen, der von besseren Tagen träumt. Und so träumt der ganze Süden: seine alten Landsitze hinter verfallenen Steinmauern, durch deren Lücken es wie kalter Moderhauch aus den Ruinen des verlassenen Sklavendorfes weht, seine Kleinstädte, in denen man ein repariertes Kirchendach dem Fremden mit Lokalpatriotismus und Heimatsstolz als Sehenswürdigkeit zeigt.

Da ist Richmond, einst der Sammelpunkt winterlicher Geselligkeit für die überaus reiche und stolze landgesessene Aristokratie. Auf seinem Marktplatz reckt Gras sich durch Pflasterritzen. Die Fensterläden großer Häuser sind seit der Kapitulation geschlossen geblieben, und so schläft das Städtchen unverändert seit dem Tage, da „Yankee Doodle Dandy", das letzte der blauen Regimenter, die über die grauen

gesiegt, wieder nach Norden zurückmarschierte.

Der Südstaatler hat vergeben aber nicht vergessen und wünscht noch heute sich die Zeit zurück, in der Arbeit des schwarzen und nicht des weißen Mannes Bürde war. Er war niemals erwerbssüchtig. In den Tagen seines Wohlstandes übte er Gastlichkeit wie je ein geborener Grandseigneur; ein Heer von weniger begüterten Verwandten lebte unter seinem Dache dem Müßiggange, jeder weiße Gentleman war dort willkommen, bis er selbst die Stunde der Abreise festsetzte. Etwas vom pittoresken Hidalgostolz lateinischer Rassen hatten diese Leute von den Vätern ererbt, auch Grazie in Gebaren wie Redewendung. Der Frau errichteten sie einen Altar, dem mit gebeugten Knieen nur der Mann sich nahte. Der dem Manne angetane Schimpf forderte Blut. Sie sind übrigens auch jetzt noch vielfach Anhänger des Zweikampfes geblieben, und in Kentucky, dem „Staate schöner Frauen und edler Pferde", besteht unter der Bergbevölkerung die Blutfehde fort, die noch heute zwischen zwei Familien wütet, bis der einen männliche Mitglieder erschlagen. Stets aber wird die Kugel Mann gegen Mann, nie meuchlings, gefeuert.

Seit der Südländer verarmt ist, haben Yankees mit Unrecht ihn bettelstolz genannt. Er lernte sich mit wenigem bescheiden, und unter seinem geflickten Hausdache lebten weiter altfränkische Grazie und jene ritterliche Verehrung der Frau, die seinem Lande selbst aus dem Munde des Gegners die Bezeichnung des „Chivalrous South" abtrotzte.

Aber er verstand es nicht, sich dem Geist der neuen Zeit anzupassen, die Arbeit von ihm heischte. Von der Vergangenheit träumend, sah er Mauern bröckeln und Felder dürren, bis wie der Prinz aus Wunderland in diese Dornröschengarten der Yankee aus dem Osten, der alte Störenfried, der Neuengländer einbrach. Nicht mit zartem Kusse, sondern mit rasselnden Maschinen und rauchenden Schloten weckte er neues Leben. Sein Kapital und seine Unternehmungslust ließen Saaten keimen und Räder schnurren. In seiner Hand liegen heute Baumwollenfelder, Zuckerplantagen und Fabriken der Großstädte. So erschließt er seit einem Menschenalter sieghaft den Süden, wie einst den Westen, und auch hier beginnen seine zähe Arbeitskraft und seine Beharrlichkeit ansteckend und anfeuernd zu wirken. Aber auch hier empfängt sein Charakter nicht minder als er mitteilt. Er nimmt südländisch heitere Lebensfreude und die höflichere, herzenswärmere Art seiner Umgebung an, so daß auch hier ein vornehmerer und feiner empfindender Menschenschlag als in Neuengland weiterlebt.

Wir haben den Yankee aus dem Nordosten viel von dem, was kalt, herb, hart und rauh an ihm ist, auf seinem Zuge westwärts verlieren sehen. Alles aber, was davon im Herzen wohnen blieb, mußte er am Fuße der Rocky Mountains als hindernde Bürde ablegen, ehe er über ihr Bollwerk den Weg ins Goldland, nach Kalifornien und Bret Hartes-Land fand.

Dort lebt — lachend, sorglos und sonnig, wie der Himmel über dem Stillen Ozean blaut — ein fröhlich-leichtlebiger Menschenschlag.

Verschwenderisch trug hier die Scholle. Kurzer Wochen Arbeit reifte ihr die Ernte, die anderwärts den sauren Schweiß von Monaten heischte. Der Scholle Kinder, derart verzogen, gingen an sich schon ein wenig träge durchs Leben. Da warf, sie vollends zu verwöhnen, Natur noch klingend Gold in ihren Schoß! Nun zog dies Land der Abendsonne die Abenteurer zweier Welten an. Verwegene lockere Gesellen kamen, die oft mehr als eine Existenz verspielt hatten. Im Sakramento-Tale suchten sie sich einen neuen Namen und gelbe Schätze, die in der Stadt am goldenen Tor im wilden Wirbeltanze ungebändigter Vergnügungen verschleudert wurden. Tolle Jahre brachten

„the days of old,
the days of gold,
the days of '49,"

die mit Lasterkreuzzügen und Lynchgerichten endigten. Die Frauen, die den Goldsuchern folgten, waren nicht anderen Schlages als jene. Schöne Geschöpfe müssen sie gewesen sein, nach den Töchtern zu schließen, aber auch solche, die längst alle Moral über die Schultern und zum Winde geworfen hatten. In Sang- und Tanzhallen flogen ihnen die Goldkörner zu Füßen und dem, der am meisten davon im Ledergürtel trug, waren sie hold; sie wurden sein. Denn dies Völkchen heiratete einander und wurde seßhaft.

Digitized by Google

Das sind die Elemente, auf die der niedrige Stammbaum gerade der reichsten und angesehensten Familien Kaliforniens, deren Großvater ein vom Glücke begünstigter Goldsucher war, zurückführt. Nachdem der Goldrausch verflogen, gingen ihre Kinder wohl der Alltagsarbeit nach, aber das leichte Blut haben sie geerbt, es rinnt noch heute schnell und auch heiß durch ihre Adern; nur bei der Arbeit lassen sie sich Zeit.

Es entspricht wohl kaum dem Begriff, den sich der Europäer vom amerikanischen Geschäftsleben macht, wenn er in einem Bureau von Market Street den Spruch angeschlagen sieht:

„Take time to work and time to rest
And time to eat your meal with zest!"

Die Läden öffnen sich später und schließen früher als östlich der Rocky Mountains. Pünktlich ist in San Franzisko nur der trade wind, Bret Hartes „hohle leere Brisen", ein geschäftsmäßig pflichttreuer Wind, der hart, kalt und rauh wie das Neuengländergewissen von 12 bis 5 Uhr nachmittags die Stadt reinigt und kühlt. Dank seines kräftigenden und stählenden Wehens kann der menschliche Körper in einem sonst südländischen Klima, das dessen Leidenschaften brütet, nicht erschlaffen und wird in stand gesetzt, jenen nachzugehen. Mit Recht sagt darum Kipling von San Francisco: „There in recklessness in the air" — Zügellosigkeit *liegt* dort in der Luft.

Wenn dieser Wind nachgelassen, legt wie ein warmer Mantel sich wieder laue Luft, nie zu heiß und nie zu kalt, auf die Stadt, und Market Street füllt sich. Man sieht grellere Farben im Anzuge von Männern wie Frauen als im Osten, und doch sind die letzteren ungemein geschmackvoll und elegant gekleidet. Natur machte es ihnen ja auch so leicht! Prinz Heinrich hat in Milwaukee die schönsten Frauen Amerikas gefunden. Daß doch der Prinz nach San Francisco gefahren wäre! Er hätte von Göttinnen gesprochen. Dort findet man am meisten und reinsten jenen prächtigen Typus des „American girl", des „Gibson girl", den dieser Maler zeichnet, — die Figur voll und so hoch, aber doch so zierlich und biegsam, gekrönt vom Kopf auf schlankem säulengleichen Halse. Sie reifen früher als unsere Frauen. Ganz jung an Jahren schon ist solch Dingchen sich der Wirkung jedweden Reizes des Frauenkörpers bewußt und weiß sein Kleidchen so um die Figur zu legen, daß jede Schönheit derselben zur Geltung kommt. Zu Hohenpriesterinnen des Flirts wachsen sie sich aus. Frauen und junge Mädchen sind Koketten, aber bezaubernde, weil alle Affektiertheit ihnen fern liegt und frank und frei ihr Auge vom Manne Bewunderung heischt, die auch der Neid ihnen nicht versagen kann. Sie verstehen zu plaudern und zu lachen, und ihr Lachen steckt an.

Sie haben recht, wenn sie sich für die begehrenswertesten — sie selbst sagen liebenswertesten — Frauen Amerikas erklären, und sind stolz darauf wie auf ihre schöne und sonnige Heimat. Man frage ihrer eine, einerlei wo, nach ihrem Geburtsort. Hoch wird sie sich aufrichten und mit funkelnden Augen, in denen Stolz neben Entrüstung leuchtet, weil der Fragende ihre Herkunft nicht ahnt, antworten: „I am a Frisco girl!" Im Verkehr mit dem andern Geschlecht sind sie freier noch als die Frauen des übrigen Amerika, unumwunden sprechen sie aus, was vom Herzen sich auf ihre Lippen drängt, sie denken kühn und blicken dem Manne voll und gerade ins Auge. Im Gegensatz zum sonstigen Landesbrauch haben hier auch die verheirateten Frauen gleich den jungen Mädchen sich das Recht gewahrt, mit Herren ihrer Bekanntschaft ohne Begleitung des Gatten auszugehen, und zwar gibt man beim Tete-a-tete in Frisco dem Chambre separée den Vorzug, das, obwohl im übrigen Amerika fast unbekannt, dort in jedem Restaurant zu finden ist. Aber selbst im großen gemeinsamen Saale geht es freier zu als anderwärts auf der Welt. Den Raum füllt ungebundene und zur Nachtzeit ausgelassene Fröhlichkeit, die nicht steif über den unbekannten Nachbarn am Nebentisch hinwegblickt, sondern lachend mit ihm flirtet und aus blitzenden Augen ihn fragt: „Wir sind allzumal Sünder, nicht wahr?" Als Stadt der Sünde erschien San Francisco auch Bret Harte, denn er sagt:

„Wrap her, o fog, in gown and hood
Of her Franciscan brotherhood.
So shall she cowled, sit and pray
Till morning bears her sins away."

Der Dichter spielt hier auf die Tatsache an, daß ein Franziskanermönch San Francisco den Namen gab. Vielleicht um die-

Digitized by Google

sem frommen alten Herrn im Grabe keinen Kummer zu bereiten, hat indessen das Patenkind selbst den Namen Frisco angenommen.

Der Väter unstetes Blut verrät sich noch auf mancherlei Weise in seinen liebenswürdig leichtsinnigen Bewohnern. Junge Ehepaare, selbst in guten Verhältnissen, denken selten daran, sich eine Einrichtung zu beschaffen, sie wohnen in den zahlreichen Hotels und möblierten Wohnungen. Vielleicht fragen sie: wozu sich ein Haus bauen, wo Natur unter ewig blauem Himmel einen Palmengarten schuf?

Die Männer sind vom gleichen Stolz auf die reiche Heimat beseelt wie die Frauen. A native son of the Golden West — ein eingeborener Sohn des goldenen Westens — dünkt ihnen der schönste Ehrentitel, den sie tragen können. Frei von jedem Protzentum werfen sie in souveräner Geringschätzung von Geldeswert mit dem Dollar um sich. Eine Welt von Verachtung malt sich im Gesicht des kalifornischen Kaufmannes, wenn der Fremde aus Newyork ihm ein Fünfpfennigstück auf den Tisch legt. Mag es hundertmal gültige Landesmünze sein, für ihn ist die geringste das Zwanzigpfennigstück, und es ist gerade demütigend genug, daß er sich dieses vor wenigen Jahren von der Regierung aufzwingen lassen mußte. Bis dahin teilte er einfach den Quarter, die Mark, in zwei „Bischen" (bit) ein, die er als kleinste Münze für eine Zeitung oder Streichholzschachtel bezahlte. Er will eben aus dem Vollen leben, sein Land ist zu reich, sich mit Scheidemünze zu befassen.

Dieser Kalifornier aber stammt zu drei Vierteln von eingewanderten Yankees aus dem Osten ab, die in Neuengland sparsam den Kupfercent zum Kupfercent legen. Die Scholle also nur kann es gewesen sein, die seinen Charakter beeinflußte.

Zwei Gedichte.

Von

Georg Busse-Palma.

In jungen Veilchen . . .

Wie tief Du mein Gemüt erregtest,
Wie sehr Du mich in Fesseln schlugst,
Als Du die Ärmchen um mich legtest
Und mir Dein Herz entgegen trugst.
Das kann Dein Ohr allein erlauschen
In meines Herzens heissem Schlag.
Es muss der Quell darinnen rauschen
Den Du erweckt an jenem Tag.

Mir hat Dein Kuss wie Mosis Stecken
Die hartgewordne Brust berührt
Und aus verstaubten Gramverstecken
Den Strom der Lebenslust geführt.
Den Strom, der jetzt in heitrem Fliessen
Mein Dasein tränkt und fruchtbar macht,
So dass schon heut zu meinen Füssen
Das Land in lauter Veilchen lacht . . .

Sehnsucht.

Nun kam der Lenz, der Flügelspreiter
Der Sehnsucht, wieder in das Land. —
Ach meine Sehnsucht ist nichts weiter
Als Lieb, die keine Stätte fand

Viel tausend Rosen seh' ich blühen
Und bunt ist jedes Gartenbeet.
Wo aber wird das Haupt erglühen,
Das meine Sehnsucht suchen geht?

Vielleicht muss sie noch lange späben,
Vielleicht trifft sie es früh schon an,
Dass ihre Unrast schlafen gehen
Und stete Liebe werden kann. — — —

Dieses Buch gehört der Jüdischen Gemeinde zu Berlin

Abb. 1. Baumblüte an der Weichgrenze Berlins.

Blumenpflege in der Großstadt.

Von

Dr. Julius Stinde.

Mit zehn Liebhaberaufnahmen.

(Abdruck verboten.)

Wie der Urmensch in Felshöhlen, so lebt der hochkultivierte Großstädter in künstlich hergestellten Steinbrüchen. Steine sind die Häuser, Steine die Wege, und wenn baumeisterliche Kunst sich auch noch so sehr anstrengt, die Mauern und Wände sein unterschiedlich herauszuputzen: eine große Stadt ist und bleibt dennoch eine große Steinwüste, deren Material der Mensch mit ameisenartigem Fleiße zusammenschleppt und anhäuft.

Die Städte dehnen sich, Garten und Feld muß den Häusern und Straßen weichen. Noch vor reichlich hundert Jahren konnte der „Teutsche Merkur" in Reisebriefen über Berlin berichten: „Berlin ist Residenz-, Manufaktur-, Handels- und Landstadt, Dorf und Meierei — alles in einer Ringmauer zusammen. Wer das Donnern der Karossen nicht mehr hören will, der gehe in eine Vorstadt und höre das Rasseln der Wollen-, Seiden- und Leinenwebstühle; hat er auch dieses Geräusch satt, so gehe er nach dem Weidendamm und labe sein Auge an dem frischen Grün einer Wiese; und will er Saaten und Pflug sehen, so gehe er außerhalb der Köpenicker Vorstadt und promeniere zwischen den Kornfeldern."

Wo ist jetzt das frische Grün der Wiesen am Weidendamm, wo sind die wogenden Kornfelder der Vorstädte? Sie haben dem Kopfsteinpflaster, dem Asphalt, den Mietskasernen Platz machen müssen.

Im Innern der Stadt gab es Grundstücke mit großen Gärten, aber da ein Haus mehr einbringt als Rasen, Ziergesträuch und der Schatten alter Bäume, kam die Nützlichkeit und bebaute den von Jahr zu Jahr wertvoller gewordenen Boden. — Wer auch wäre so töricht ideal gewesen, daß er die Angebote ausschlüge, die ein Stück nicht ertragfähigen Landes in zinsbringendes Gold verwandelten? Ein Lappen Garten nach dem anderen wurde abgestoßen und es blieben nur noch Reste, deren einst an das Freie gewöhnte Bäume hohe Mauern einkerkern.

Unsere Kopfvignette stellt den Kampf der Stadt mit dem Gartengelände in bezeichnender Weise dar. Die Straße ist nahe an den Garten gerückt, dessen „Baumblüte" gezählt ist. Wie viele Frühjahre sind ihm noch vergönnt? Der Neubau wird gerade abgerüstet; vielleicht wird schon in kurzer Frist ihm gegenüber der Baugrund ausgehoben, wo eben noch der Apfelbaum blühte.

Schwanden so die Gärten, die Freude des Berliners an den Blumen blieb, und wer nur darauf achten will, der sieht nun überall, wo nur ein Plätzchen sich dafür eignet, in der milderen Jahreszeit blühende Blumen. Wie im Gebirge Grünendes und Blühendes Wurzel schlägt, wo es einen Halt findet, grünt und blüht es auch in der Steinwüste der Stadt. Es ist kein Balkon so klein, Blumen müssen darauf

sein. Und wer keinen Balkon hat, der legt sich ein Blumenbrett an. Gestattet der Hauswirt aus Gründen, für die er nur allein sich Rechenschaft abzulegen nötig hat, seinen Mietern solches nicht — den Blumentopf am offenen Fenster kann er nicht verbieten. Nur darf es beim Begießen nicht „drippen".

„Wie der Berliner sein Hausgärtchen pflegt", betitelt sich das Stück aus dem Leben der großen Stadt, das wir hier behandeln. Die herrlichen Anlagen des Tiergartens, des Humboldthains, des Viktoriaparks, des Treptower Parks scheiden wir aus, ebenso die Schmückung der großen Plätze mit Blumenbeeten, Springbrunnen und Ziergewächsen und die Baumanpflanzungen in den Straßen, zumal in den neueren, deren Alleen fröhlich heranwachsen und schattige Promenaden bilden.

Abb. 2. Ein Balkon in Berlin W. (Lichtenstein-Allee.)

Im Westen Berlins haben die Häuser der Reichen wohlgepflegte Vorgärten, an denen sich der Vorbeiwandernde schier mehr erfreut als der Besitzer, dem gesellschaftliche Sitte vorschreibt, gerade zu der Zeit, wenn sein Garten in voller Entwickelung steht, die Badereise zur Erholung von den Winterbeschwerden abzumachen, woraus sich erklärt, daß gar oft bei der Neubebauung eines Grundstückes der Vorgarten gestrichen wird. Die anmutigen Vorgärten der Potsdamer Straße jedoch fielen, wie die schönen alten Ulmen, dem Verkehr zum Opfer. Nichts ist rücksichtsloser als die Gesamtheit.

Den Erker und Balkon mit Blattgewächsen und Blumen schmuck zu halten, ist großstädtischer Gebrauch, und wer den Groschen nicht zu hüten hat, dem zieht der Gärtner Seltenheiten, auf die der kleine Mann verzichten muß, als da sind Lilien aus Japan, Farne aus Neuholland, Amaryllis, deren Zwiebel oft mit fünfzig Mark und darüber bezahlt werden, prangende Azaleen und märchenhafte Orchideen. Für den Hausbedarf jedoch sind Pflanzen erforderlich, die sich aus dem wechselnden Wetter nichts machen, die Hitze und Regen vertragen, ohne zu kränkeln, und lustig blühen, wie es auch kommen mag. Diese bilden den eigentlichen Stamm der Balkonblumen und wir begegnen ihnen deshalb sowohl im Blumenfenster eines vornehmen Hauses (Abb. 2) wie auf den Blumenbrettern der kleinen Leute. In erster Reihe stehen die Pelargonien, die allerdings dem Frost erliegen, aber als Kinder des Kaplandes an Hitze so gewöhnt sind, daß sie sich in brennender Sonne wohl fühlen und auch nicht eingehen, wenn sie einmal nicht getränkt wurden. Obgleich die Gartenkunst viele Spielarten erzeugte, werden das rosa blühende Efeu-Pelargonium und das scharlachrot blühende den übrigen vorgezogen.

Das Scharlach-Pelargonium leuchtet weithin und hat seine Berechtigung als brennender Farbenfleck; das Efeu-Pelargonium läßt seine Zweige überhängen und bedeckt die Wände mit frischem Grün, von dem sich tiefrosafarbene Blütenbüschel abheben, und da beide unermüdlich im Blühen sind, erfüllen sie ihren Zweck als dekorative Gewächse auf das allerbeste.

Ihnen schließt sich die Fuchsie mit ihren zahlreichen Abarten an; Peru, Brasilien und

Abb. 3. Fensterbrett einer Kutscherwohnung in der Kolonie Grunewald.

zumal Neuseeland lieferte die Stammarten, von denen Kreuzungen gezüchtet wurden, deren Mannigfaltigkeit geradezu erstaunlich ist.

Wundervoll sind die großen Fuchsienbäume in den königlichen Gärten zu Sanssouci, Charlottenhof und Charlottenburg, wo sie während des Sommers im Freien stehen.

Die mit den schreiendsten Anilinfarben wetteifernden Cinerarien wurden von den Inseln der Madeiragruppe, den Azoren und Kanaren, zu uns gebracht. Auf dem Fensterbrett der Kutscherwohnung in der Kolonie Grunewald (Abb. 3) stehen sie eng vereint neben der japanischen Funkia, dem japanischen Spindelbaum mit den glänzenden immergrünen Blättern, Goldlack und rankendem Spargel.

Diesem Fensterbrett sieht man an, daß es architektonisch von dem Baumeister an das Haus hinangedacht und von dem Gärtner sachgemäß beblumt worden ist. Auf den konstruierenden Baukünstler deuten die schweren Konsolen, die das Holzwerk tragen, auf den Gärtner sowohl die symmetrische Anordnung der Pflanzen, wie auch ihre Mannigfaltigkeit, die auf den reichen Bestand eines herrschaftlichen Gewächshauses hinweist. Ebenso ist die Magnolie, deren duftende Blüten sich vor dem Fenster des Portiers am Kurfürstendamm (Abb. 4) entfalten, nicht der Pflegling des braven Hausmeisters, dem sind Geranium und Goldlack mehr ans Herz gewachsen als der fremde Gast vom Himalaya oder vom Fusiyama, dessen Blüten vor den Blättern erscheinen, aller Hausordnung der Natur zuwider. Das kleine Miniaturtreibhaus für Kakteen, das er in die Sonne gestellt hat, der Same, dessen ersten Trieb die Glasplatte schützen soll, und die „Alexander", die er überwinterte, das sind des Pförtners Lieblinge. Der Oleander, oder wie das Volk ihn nennt, der Alexander, läßt sich leicht durch Stecklinge vermehren und blüht dankbar, solange er jung ist; älter und baumartig geworden, beansprucht er, um im Sommer zu blühen, winterzeitig mehr Licht, als eine kleine Wohnung ihm zu gewähren vermag. Große Oleander werden

Abb. 4. Portierfenster unter blühenden Magnolien am Kurfürstendamm.

deshalb zum Gärtner in Pension gegeben. Sie gehören wesentlich zu den sog. Straßengärten, die aus einigen Efeukästen bestehen, deren grüne Wände das dem Hause zukommende Stück Trottoir von dem öffentlichen Wege abschließen, und aus dem Alexander, der sich mit roten Blüten bedeckt. In solchem Garten sitzen genügsame Leute bei „einer Weißen" und fühlen sich behaglich. Je lauter aber die Straßenbahn die Gassen durchlärmt, je lebhafter der Verkehr geworden ist, um so mehr schwinden die fliegenden Sommergärten, die sich nur noch halten, wo es gemütlich wie in alter Zeit hergeht. Auch die Höfe der alten Häuser werden von den Budikern mit Efeu und Oleander in Biergärten verwandelt, und wenn die Zeit gekommen ist, ladet ein Plakat zum Besuch mit den Worten ein: Der Garten ist eröffnet. Schon ein einziger Gummibaum, oder richtiger der Gummibaum, genügt zu der Berechtigung, eine Kneipecke an der Straße oder auf dem Hofe „Garten" zu schelten. Aber nicht bloß Garten wird eine solche Erweiterung der Wirtschaft genannt, sondern sie heißt Jardin und in beliebter ironischer Übertreibung des Berliners Jarten-jardin. — „Willem, trag' den Jarten-Jardin rin," pflegte ein Weißbierwirt vom echten Schlage seinem Kellner zuzurufen, wenn er Schluß machen wollte, und wenn Willem den Gummibaum hineintrug, wußte der letzte Gast, daß Feierabend war. Der Gummibaum ist jetzt aus der Mode gekommen; vor etwa zwanzig Jahren gab es fast keine gute Stube, in der sich nicht ein einsamer Gummibaum langweilte. Beim Umziehen war der Gummibaum die größte Sorge. Er war eben der Gummibaum. Einst war er klein. Er wuchs mit der Familie, er wurde herangezogen mit den Kindern — die gingen hinaus in die Welt. Der Gummibaum blieb; von seinen großen Blättern, die zäher sind als Pergament, las das Auge der Erinnerung die Chronik der Familie. „Als der Jummiboom erst sieben Blätter hatte, da ward unser Erster jeboren, und nu er bis an die Decke langt, hat der ooch schonst seinen Ersten."

Abb. 5. Der Vorgarten „Zur guten Weiße."
(Aus dem Zentrum der Stadt.)

Das Bierlokal zur guten Weißen (Abb. 5) in dem Zentrum der Stadt verfügt nicht mehr über ein Vorplätzchen auf dem Bürgersteige, seitdem das Haus, wie an dem modernen Eingang ersichtlich, neu erbaut wurde. Aber trotzdem fehlt der Jardin nicht. Einige traurige Reste mühsam durchwinterter Topfgewächse stehen neben dem Kasten für wilden Wein, den genügsamen, rasch wachsenden, womit jede nur irgendwie geeignete Wand berankt wird. Den Ehrenplatz nehmen eine blühende Rose und mehrere Azaleen ein, die als Geschenke gedeutet werden können. Irgend ein Fest hat es bei Hermann Böttcher gegeben, das künden die Ehrengaben, und nicht gering war der Anlaß, denn solche Rose und solche Azaleen sind „wat Feines".

Abb. 6. Auf der Veranda des Ristorante Genova im Norden Berlins. (Schönhauser Allee.)

Im Gegensatz zu der spezifisch berlinischen Weißbierwirtschaft stellt sich das Ristorante Genova dar (Abb. 6). Im Norden Berlins, bei der Kreuzung der Schönhauser Allee und der Pappelallee, haben sich die Italiener niedergelassen, die ihre sonnige Heimat verließen, um in Berlin Arbeit und Verdienst zu suchen und zu finden. Es sind fleißige Leute, die Italiener, und geschickt in allerlei Künsten und Handwerken. Sie sind mäßig und genügsam wie bei sich daheim und leben nach der Weise ihres Landes, denn sie haben sich italisch eingerichtet. Wer seine Reiseeindrücke auffrischen will, braucht nur mit der Straßenbahn hinauszufahren und eine der Osterien zu besuchen. Da wird er „wie in Italien" mit der Sprache Dantes versorgt, mit Makkaroni und was er sonst an Nationalgerichten verlangt, mit rotem Landwein und mit dem Geruch des siedenden Öles, der von den Garküchen des Landes unzertrennlich ist. Aber auch das höfliche Wesen des italienischen Wirtes und zumal der Padrona findet er, und deshalb ist gut Verweilen selbst in einer einfachen Kneipe der Italiener, wo zuweilen Charakterköpfe auftauchen, wie der Maler sie nicht ausdrucksvoller wünschen kann. Das Ristorante Genova ist ein verhältnismäßig vornehmes, seine Veranda ist mit Efeu-Pelargonien aufgemuntert, und die Tische sind gedeckt; der Padrone weiß, was er dem Publikum der Residenz schuldig ist, das zu ihm kommt, einen Fiascho Chianti zu leeren und ein Risotto zu speisen. Auch wird Deutsch gesprochen von einem eigens zu diesem Zwecke angestellten Cameriere. —

Ein Kellerfenster im Frühlingsschmuck (Abb. 7) zeigt die Liebe, mit der der kleine Mann an seinen Blumen hängt. Sie sind durch den Winter gebracht, so schlecht und recht es eben ging, die Pelargonien, die Fuchsien und das Dickblatt; nun sollen sie sich in der frischen Luft erholen, und auch das Mätzchen wird gelüftet. Unter sorgfältiger Pflege werden die Gewächse bald wieder so hübsch, wie sie waren, als sie in einem der großen Vergnügungslokale der äußeren Vorstadt in der Lotterie der Blumenbude gewonnen wurden. Vielleicht auch wurde der eine oder der andere Blumenstock

Abb. 7. Ein Kellerfenster im Frühlingsschmuck.

Abb. 8. Erſter Sonnenſtrahl im Jüdenhof. (Aus dem alten Berlin.)

geſchenkt oder in der Markthalle erworben oder von einem der vielen Händler, die mit ihren Karren durch die Straßen ziehen. Fehlt es in Berlin doch nicht an Gärtnern und Leuten, die vom Blumenhandel leben.

Das Adreßbuch Berlins weiſt 475 Gärtner auf und 380 Blumenhändler. Darunter ſind manche Firmen, die ſowohl als Gärtner wie auch als Blumenhändler aufgeführt werden, ſo daß die Zahlen keine ſtatiſtiſche Vollgültigkeit haben, und viele Kutſcher, die gleichzeitig den Gärtner machen, fehlen auch. Dennoch bieten ſie einen Anhalt zur ziffergemäßen Vorſtellung des Berliner Blumengeſchäftes.

So können die weitgehendſten Anſprüche nicht minder befriedigt werden wie die beſcheidenſten. Wer die Orchideenhäuſer der Borſigſchen Gärten in ihrer exotiſchen Herrlichkeit zu bewundern die Gelegenheit nicht verſäumte, verſchmähe nicht, ſich auch in den Ecken und Winkeln des alten Berlins umzuſchauen, um zu ſehen, wie die Armut ihr Gewächshaus anlegt, und um zu erkennen, daß, wenn auch die Mittel verſchieden, die Freude an der Blume doch die gleiche iſt.

Nicht weit vom Rathauſe befindet ſich der Jüdenhof, ein Reſt des ehemaligen Ghettos und des alten Berlins. Da, wohin die Sonne ſcheint (Abb. 8), iſt ein alter Kübel aufgeſtellt und darin blüht, von grobem Drahtgeflecht beſchützt, ein ſtattlicher Goldlackbuſch. Goldlack nimmt mit wenigem vorlieb: ein wenig Erde, etwas Waſſer und Sonne, mehr bedarf er nicht, um fröhlich zu gedeihen. Aber nicht er allein nutzt den ſpärlichen Sonnenſchein aus. Der Hund fügt ſich philoſophiſch in ſein Angebundenſein, hat er doch wärmende Sonne; die Katze hat die Kriegskrallen eingezogen und ſich zu ihrem Naturfeinde geſetzt, um, im Rücken gedeckt, auch ihren Anteil Sonne zu genießen. Nach dem Ausdruck ihres Geſichtes zu ſchließen, traut ſie der Situation jedoch nicht. Scharf hält ſie den Hund im Auge; bei der geringſten angreifenden Bewegung hat er eine weg. Vorläufig intereſſiert der auf dem Dache ſeines Käfigs ein Sonnenbad nehmende Rabe den Hund. Von dem Käfig herab hängt eine Peitſche, das Zeichen der Herrſchaft des Menſchen über die Tiere, das Symbol des Strafgerichtes und des gewaltſam erzwungenen Friedens.

Eine blühende Fuchſie und vier Dra-

caeen machen den Hausgarten des Spreeschiffers aus, von dessen schwimmender Wohnung die neunte Abbildung einen Ausschnitt darstellt. In dem Halbschatten der Fensteröffnung ist das Antlitz der Pflegerin dieser beiden Gewächse zu erkennen, von denen die Fuchsie sich entschieden wohler fühlt als die Drachenlilie, deren Blätter im Winde leiden.

Die Hand, die Blumen zu pflegen weiß, ist auch die Hand, die Menschen pflegt. Die Pflanze ist stumm und doch bittet sie. Sie bittet um Wasser, um Schatten, um Nahrung. Sie verlangt umgepflanzt zu werden, sie verlangt Beistand im Kampfe mit dem Unkraut und den Feinden aus der Tierwelt. Ein feiner Sinn für das Wesen der Pflanze nimmt die leisen Zeichen ihrer Bedürfnisse wahr und bietet ihr, was ihr mangelt, bevor sie ihre Not durch Stillstand im Wachstum, durch Kränkeln und Rückgang kund gibt. Wer die Blumen liebt, lebt auch mit ihnen, und aus dem Mitleben geht das Mitleid hervor. Wer ließe die Blume dürsten, die er liebt, bis daß sie welkt, wer gäbe ihr nicht Schatten, bevor sie verdorrt? Wer stützt die schwanke nicht, wer hilft der rankenden nicht, sich zu halten? Das Absterbende wird entfernt, das Verblühte hinweggetan. Vor Frost wird sie bewahrt, im Winter hat sie ihren Platz, auch wenn sie ihr schmuckes Aussehen verliert. Darum übt die Blumenpflege einen gar gewaltig erzieherischen Einfluß aus und wird in den Berliner Gemeindeschulen den Kindern, wie und wo es sich nur machen läßt, ein Blümchen gegeben, für das sie Sorge tragen. Und wie stolz sind die Kleinen, wenn ihre Blume eine Prämie bekommt.

Ein Charakterzug des Berliners ist seine Hilfsbereitwilligkeit. Es ist geradezu rührend, wie das Volk einander in Notlagen beisteht, ohne viel Redens zu machen, und ich bin der festen Überzeugung, daß da, wo Sorgfalt für den Blumenstock zu Hause ist, es auch an Mitleid für den Nebenmenschen nicht fehlt. Deshalb sind in der Steinwüste der großen Stadt die vielen, vielen Blumenbretter, die buntblühenden Balkone in den Arbeitervierteln mehr als Putz und Modeschmuck. Sie sind redende Zeichen der Volksseele.

Am glücklichsten ist der Berliner Arbeiter, wenn er im Weichbilde der Stadt ein Stückchen Land pachten, seine Laube darauf bauen und es nach den Regeln der Kunst bearbeiten kann. Ringsum sind die Laubenkolonien entstanden, und Feste gibt es da, wie Feste sein müssen. Im Frühling das Graben, Säen und Pflanzen, an den Sonntagen die wonnige Arbeit, dann das Fest der ersten Radieser, die Besuche der Nachbarn und Freunde und deren Anerkennung, im Herbst das Kartoffelausmachen, und wenn es weiter nichts ist: die Ernte des einzigen Kürbis. So oft man draußen ist mit Kind und Kegel, ist auch ein Festtag. Von dem Schönen, was der Sommer bringen soll, träumend, sitzt (Abb. 10) ein Laubenkolonist in Klein-Kamerun und raucht seine lange Pfeife. Noch ist es maikühl. Aber nur Geduld. Der wilde Wein umgrünt die Laube, die Feuerbohnen sind gelegt, die Sonnenblumen auch. Dann wird es dicht, wenn erst alles wächst. Die

Abb. 9. Am Kajütenfenster eines Spreekahns.

Abb. 10. Ein Laubenkolaniſt aus Klein-Kamerun in der Maikühle.

Schaukel für die Kinder wird friſch geſtrichen und die Hauptſache, die Flagge, iſt noch gut. Wie hübſch, wenn die Kartoffeln gut ſtehen, die Bäume blühen und die Flaggen wehen! Und vor dem Fenſter der Laube iſt ein Blumenbrett. Was wäre ein Haus ohne das?

Die Stadt verſchlang die Gärten; die Laubenkolonien wandeln Feld und Ödland in Gärten um. Tief im Herzen der Menſchen wurzelt die Liebe und Luſt zur Scholle und keiner mag den Kranz der Blumen entbehren, der die Tage der Arbeit ſchmückt.

Ergebnis.

Du weilst in einem früchteschweren Garten,
Du siehst viel Bäume reich und bunt beladen,
Auch manche Blüte noch und halbverwelktes Laub —
Du siehst des Lebens wundervollen Garten.

Halte die Augen offen und Dein Herz,
Nimm jeden Herbst fromm wie den Frühling hin,
Im Winter zehre noch von Deines Sommers Sonne —
Weltleben wird Dir dann aus Deinem Garten blühn.

Franz Evers.

Die ruſſiſche Muſik.

Zum 100. Geburtstag Michael Glinkas.

Von

Dr. Karl Storck.

(Abdruck verboten.)

Motto: „Vor allem notwendig iſt, die nationale Wahrheit zu erkennen; vor ihr müſſen wir uns beugen."
Iwan Turgenjew.

Als am 9. Dezember 1836 in Petersburg Michael Glinkas große Oper in fünf Akten „Das Leben für den Zar" zum erſtenmal aufgeführt wurde, wurde ſie von der vornehmen Geſellſchaft als „Kutſchermuſik" verhöhnt. Wenige Jahre ſpäter war es zur allgemeinen Überzeugung geworden, daß man in dieſem Werke den Beginn einer nationalen ruſſiſchen Kunſtmuſik zu erblicken habe. Man war zur Erkenntnis der nationalen Wahrheit durchgedrungen, und nun verſtand man es auch, noch Turgenjews Mahnung „ſich vor ihr zu beugen". Dieſe nationale Wahrheit beſtand in der Selbſtachtung des eigenen Volkstums, in dem Glauben an ſeinen Beruf zur ſelbſtändigen Kulturmacht. Das iſt keine vereinzelte Erſcheinung. Wir brauchen nur an die deutſchen Literaturverhältniſſe vor Klopſtock zu denken. Das Wort „Kutſchermuſik" hat ja eine gewiſſe Ähnlichkeit mit der liebenswürdigen Bezeichnung, die Kaiſer Karl V. für die deutſche Sprache übrig gehabt hatte. Es hatte Jahrhunderte gewährt, bis man bei uns in der Erkenntnis der nationalen Wahrheit ſoweit gekommen war, daß man die „Sprache für Pferde" für fähig hielt, dem Stoff des „Meſſias" beizukommen. Es zeugt von einem dem des jungen Klopſtock verwandten Stolze, wenn Borodin aus der Tatſache, daß die „Ruſſen, die Talglicht- und Eisbärenvertilger, zu lange für das Ausland nur Konſumenten waren, um bei ihnen als Produzenten etwas zu gelten", nicht mehr die langbeliebte Folgerung zieht, ſich dem Ausland zu fügen, ſondern einfach ſagt: „Wir ſind uns ſelbſt genug." Das tut Borodin bei ſeiner „nationalen Oper Prinz Igor", von der er ſagt, daß ſie nur für Ruſſen Intereſſe haben konn, „die wir unſern Patriotismus an den Quellen unſerer Geſchichte ſelbſt zu ſtählen ſuchen und die wir es lieben, den Urſprung unſerer Nationalität auf der Bühne wieder aufleben zu laſſen". Und dieſe Beſchränkung auf das eigene Volk liegt nicht etwa nur im Anfang. Ein volles Menſchenalter nach Glinka (1871) erſcheint Modeſt Muſſorgskis „Boris Godunow", ſeither ein Zugſtück der ruſſiſchen Bühne, aber bis heute noch nicht außerhalb von Rußlands Grenzen aufgeführt. Und dasſelbe iſt der Fall mit faſt allen ruſſiſchen Opern; ſelbſt die Tſchaikowskis ſind im Gegenſatz zu ſeinen Orcheſterwerken ſo voll nationalen Gehalts, daß ſie ſich im Ausland nirgends behaupten können. Und auch nicht *wollen*, füge ich hinzu. Darin liegt aber zweifellos eine gewiſſe Größe, und jedenfalls erreicht dieſe Beſchränkung, daß die ruſſiſche Oper für eine national-ruſſiſche Kultur mehr bedeutet, als dieſe Kunſtform es in einem andern Lande je getan hat.

Eine ſo ſchroffe Betonung des ausſchließlich Volklichen konnte nur als Rückſchlagsbewegung eintreten. Und in der Tat ſind die Ruſſen bis zu Glinka in der Muſik immer „Konſumenten des Auslands" geweſen, wie Borodin es nennt. Nicht als ob die muſikaliſche Veranlagung dem ruſſiſchen Volke gefehlt hätte; die Ruſſen ſind im Gegenteil, wie alle Slaven, muſikaliſch hochbegabt. Aber erſt eine zur Höhe internationaler Geltung entwickelte und dabei aus dem nationalen Boden genährte Geſamtkultur vermag natürliche Anlagen eines Volkes ſo zu erweitern und vertiefend zu entwickeln, daß von einer *Kunſt* die Rede ſein kann. Muſikaliſches Rohmaterial beſaß Rußland von Alters her in Fülle. Aber was nützt der ſchönſte Marmor, wenn der Künſtler fehlt, der ihn geſtaltet?

Dieſes muſikaliſche Rohmaterial beſteht einesteils aus altruſſiſcher *Kirchenmuſik*, andererſeits aus den *Volksliedern*, die in üppiger Fülle im Koſakenlande zwiſchen Don und Dnjepr, der Ukraine und im kleinruſſiſchen Gebiete erblühten. — Auch im altruſſiſchen Heidenglauben iſt der Sänger ein gottbegnadetes Weſen, auch hier erzählt die Sage von ſeiner Seherkraft und der zauberiſchen Macht ſeiner Kunſt. Aber während ſonſt überall im Abendlande dem Kampfe, den das Chriſtentum gegen die altheidniſche Volksmuſik führte, eine reiche Pflege der Seelenſprache der Muſik in den eigenen Kirchenhallen gegenüberſtand, ſehen wir in Rußland nur eine Bekämpfung des „hölliſchen Laſters", der „Anfechtung des Teufels", als die die Muſik den Fanatikern unter den Geiſtlichen der Kirche erſchien. Seit dem Ende des X. Jahrhunderts war dieſe zur Staatsreligion geworden, und damit beginnt die grauſame Verfolgung der Volksſänger, das ſchroffe Verbot alles Volksgeſanges. Das hielt an bis zur Herrſchaft des falſchen Demetrius (1605), mit dem ein wilder Rauſch von Feſtesfreude die entfeſſelten Sinne des Volkes erfaßte. Die Luſt dauerte nur kurze Zeit, aber auch die ſpäter auf den Thron gelangten Herrſcher wurden nun, wenn auch keine Kunſtförderer, doch nicht mehr zu den ausgeſprochenen Kunſthaſſern der früheren Zeit. Der erſte Kunſtförderer Rußlands aber war *Peter* I., der Große, der wohl erkannte, daß bei der Umwandlung Rußlands in einen abendländiſchen Kulturſtaat die Muſik, die ihm neben dem Theater als vorzügliches Erziehungsmittel ſeines Volkes erſchien, nicht fehlen durfte. Peter ſelbſt begünſtigte natürlich nur die Einfuhr aus der Fremde; aber die heimiſchen Blumen wurden, wenn ſie auch vorläufig noch keine Pflege erfuhren, wenigſtens nicht mehr ausgerottet. Und nun zeigte es ſich, daß das Volk in aller Heimlichkeit ſich ſeinen Liederhort erhalten hatte. Ja, dieſem war die heimliche Überlieferung inſofern ſogar von Vorteil

gewesen, als sie dazu beigetragen hatte, den Weisen ihren alten Charakter zu bewahren, so daß sie unabhängig von Dur und Moll in den alten diatonischen Tonarten des Mittelalters erklingen.

Hier also war nun der Jungbrunnen aufgedeckt, aus dem die russische Musik ihren Heiltrank schöpfen konnte. Noch blieb er ein Jahrhundert lang wenig beachtet, oder man nippte höchstens gelegentlich daran. Man empfand im eigenen Land diese volksmäßigen Gesänge als Seltsamkeiten, die für den „Gebildeten" nicht mehr bedeuten, als der Bauer selbst, der sie sein eigen nennt. Denn in Rußland gelangten zunächst die deutsche und dann mit der Oper die italienische Musik zur Herrschaft.

Peter der Große (1689—1725) führte bei seinen Regimentern nach deutschem Muster Hoboistenkorps ein, und wenn auch seine persönliche Musikliebe der Trommel galt, so ließ er doch bei Ballfesten Streichorchester spielen. Diese günstige Stimmung benutzte Peters nachmaliger Schwiegersohn, der Herzog Ulrich von Holstein-Gottorp, 1720 zur Einführung deutscher Musiker nach Moskau, wo nun ein kleines Orchester die wichtigsten Instrumentalschöpfungen der damaligen Zeit vorführte. Nach Peters Tode nahm Katharina I. diese Kapelle in ihre Dienste und schuf so die kaiserliche Hofkapelle, die noch heute besteht. Nun ging es schnell. Unter der Kaiserin Anna kamen die ersten Italiener an den Hof, die schnell die Übermacht gewannen, als jetzt auch der russische Hof nach dem Vorbild der westeuropäischen seine Oper haben wollte. Bereits 1737 konnte die erste italienische Opernvorstellung stattfinden, und da keine Kosten gescheut wurden, dauerte es nur kurze Zeit, bis sich die italienische Oper in Moskau und Petersburg einer europäischen Berühmtheit erfreute, die bis zu einem gewissen Grade bis heute angehalten hat.

Und diese italienischen Opernkomponisten, voran Francesco Araja (1700—1770) und Catarino Cavos (1775—1840), waren die ersten, die für ihre Kompositionen aus dem Born der russischen Nationalmusik schöpften. Aber natürlich bleibt diese Benutzung durch Leute, die zumeist nicht einmal die russische Sprache verstanden, eine durchaus äußerliche. Man benutzte russische Volksweisen als Motive, die man in der italienischen Manier verarbeitete. Und auch mit der Benutzung russischer Stoffe verhielt es sich nicht anders. Der Stoff hatte ja überhaupt in der italienischen opera seria wenig Einfluß auf den Charakter des Werkes. Und so wenig man in den mythologischen und heroischen Opern Italiens Offenbarungen althellenischen Geistes sehen kann, so wenig entstand eine russische Oper, wenn Cavos einen „Iwan Susannino" komponierte. Der beste Beweis dafür ist, daß Glinka im „Leben für den Zar" genau denselben Stoff behandeln konnte, wie dieses fast vierzig Jahre ältere Werk.

Die eingeborenen russischen Komponisten aber taten, wie ihre deutschen Zeitgenossen, die Hasse, Graun und Naumann, und waren glücklich, wenn man sie für italienische maëstri hielt. Dagegen erfuhr die russische Kirchenmusik eine wirkliche Befruchtung durch die italienische. Denn während man sich bislang mit der einfachen Gestalt der Kirchengesänge begnügt hatte, wie man sie mit der Annahme des Christentums von der byzantinischen Kirche übernommen hatte, gingen Berezowski (1745—1777) und Dimitri Bortnianski (1751—1825) bei den Trägern des Palestrinastils in Italien in die Schule und wandten dann die hochentwickelte Polyphonie altitalienischer Kirchenmusik auf die Melodien ihrer Kirche an. Dadurch erhielten sie eine würdige Musik, deren eigenartiger Schönheit sich auch der Fremde nicht entziehen kann, zumal da die russischen Kirchenchöre sich meistens durch prächtiges Stimmenmaterial auszeichnen. Aber als russisch-national kann man doch auch diese Musik nicht ansprechen, höchstens als griechisch-orthodox.

Erst Glinka wurzelte so tief im eigenen Volkstum, das bei ihm durch den Aufenthalt in der Fremde nur eine Stärkung erfuhr, daß er in der Musik das Fühlen und Empfinden seines Volkes auszusprechen vermochte, aussprechen mußte, wenn er seiner Natur treu blieb. Sein Biograph Weimarn kennzeichnet den Unterschied zwischen Glinka und dessen Vorgängern mit folgenden Worten: „Er faßt die Begriffe russische Musik und russische Oper tiefer auf als seine Vorgänger. Er beschränkt sich nicht darauf, nur die Melodie der volkstümlichen Lieder mehr oder weniger genau nachzuahmen, nein, er erforscht den ganzen Inhalt der russischen Volksgesänge in ihrer Ausführung durch das Volk, — diese Aufschreie, diese plötzlichen Übergänge vom Getragenen zum Lebhaften, vom Leisen zum Starken, diese wechselnden Lichter und Überraschungen jeder Art. Endlich die besondere, auf keinerlei hergebrachten Regeln beruhende Harmonie und musikalische Periodenbildung, mit einem Worte, er deckte das ganze System der russischen Melodik und Harmonie auf, wie er es aus der Volksmusik selber geschöpft hatte und wie es noch keine der ihm vorhergehenden Schulen zum Ausdruck gebracht hatte."

Man darf sich durch dieses an sich richtige Urteil nicht zu der Anschauung verleiten lassen, als habe Glinka eine neue Form der Oper geschaffen. Glinka übernahm die Form der großen Oper mit ihren Arien und Chören und all den geschlossenen Kunstformen der klassischen und frühromantischen Musik. Aber er erfüllte diese Formen mit dem eigenen Geiste, der eigenen Seele. Und Glinka war im Geist und Herzen Russe, ein echtes Volkskind, seinem Volke im innersten Fühlen verwandt. Es ist da sehr bezeichnend, daß er in seinen Werken die natürliche Harmonisierung der russischen Volksweisen instinktiv aufs beste getroffen hat, daß er aber einen theoretischen Schlüssel dazu nicht finden konnte. Er ist über diesen Untersuchungen gestorben, und zwar am 15. Februar 1857 in Bertin. Dieser Vollblutrusse, der am 1. Juni 1803 zu Nowospasskoje (Smolensk) geboren war, hat seine musikalische Ausbildung im Ausland, das er seiner Kränklichkeit wegen oft aufsuchen mußte, geholt. Der Berliner Theoretiker Siegfried Dehn (1799—1858) war für ihn der richtige Lehrer, da er ihn zur Betonung des Nationalen in der Musik anhielt.

Die ungewöhnliche Bedeutung des am 9. Dezember 1836 in Petersburg zuerst aufgeführten

Jugend. Bronze von E. Beyrer-München.

„Lebens für den Zar“ erreichte Glinkas zweite Oper „Ruslan und Ludmilla“ (1842) nicht. Doch bildete sie eine schöne Ergänzung zu dem ersten Werk, indem sie zum geschichtlichen das Gebiet der nationalen Sage und des Volksmärchens hinzugewann.

Glinkas Tat ergriff zunächst die Operproduktion. Alexander Dargomyzski (1813—1869) bekehrte sich vom Rossinistil seiner „Esmeralda“ (1839) zur „neuen“ heimatlichen Kunst in der „Russalka“ (1856). Von der Kunstlehre Richard Wagners mehr befruchtet, als durch dessen Kunsttaten, gelangte seine Dramatik zu immer schroffseren Grundsätzen, die im Vermeiden jeglicher rein musikalischen Gestaltung und der ausschließlichen Verwendung des Rezitativs gipfelten. Seine nachgelassene Oper „Der steinerne Gast“ ist dafür Zeuge. Rußlands Wagnerapostel ist Alexander Nikolajewitsch Serow (1820—1871), dessen bedeutendste Oper die echt russische „Rogneda“ ist.

Das nächste Geschlecht der russischen Musiker wandte sich dann, ohne die Oper zu vernachlässigen, mit gleichem Eifer der Instrumentalmusik zu. Diese trägt zumeist, wenn auch nicht immer schroff, den Charakter der von Berlioz und Liszt angebahnten Richtung der Pragramm-Musik. Die inneren Gründe für die immerhin auffällige Erscheinung, daß hier in der Fremde eine Richtung aufgenommen wurde, als sie in der Heimat noch schwer bekämpft wurde, sind nicht so schwer aufzudecken. Einmal gab es in Rußland keine geschichtliche Überlieferung, die mit einer sorgfältig auf Paragraphen abgezogenen und abgelagerten Ästhetik an jedes neue Kunstwerk herantrat. Sodann kam man in Rußland von der Oper zur Symphonie. Es finden sich bereits bei Glinka rein symphonische Sätze, die, wie z. B. der Einzugsmarsch des Zauberers in „Ruslan und Ludmilla“, von Natur aus den Charakter der Programm-Musik haben. Der Oper hatte man einen nationalen Inhalt gegeben, was lag näher, als in rein instrumentalen Werken eine Art Ergänzung zu den dramatischen zu bieten, hier manche Seiten des nationalen Lebens zu entwickeln, die sich der Dramatisierung nicht gefügig erwiesen? Oder solche, von denen man nicht mit Worten reden durfte. Der Rausch fesselloser Freiheit tobt durch alle diese Werke. Unbändigkeit des Ausdrucks, Freude am Umsturz aller Gesetze, Kühnheit des Gedankenganges, ein Umwerfen aller bestehenden, durch die Überlieferung geheiligten Formen — man könnte fast von einem Nihilismus in der Musik reden. Sollte das alles nicht auch ein Ausfluß der allgemeinen geistigen Kultur sein? Können wir nicht hier die Seele des modernen Russentums belauschen?

Es ist aber auch eine häufige Erscheinung, daß eine neue Kultur an die neuesten Erscheinungen einer älteren anknüpft. Endlich erstrahlte auch gerade in den Jahren, als die zumeist im vierten Jahrzehnt des XIX. Jahrhunderts geborenen Tonsetzer, die hier in Frage kommen, in ihre schönste Schaffenszeit traten, der Stern Richard Wagners im berückenden Glanze. Fragen wir nach den gemeinsamen Merkmalen der Werke dieser „jungrussischen Schule“, wie die Systematiker die Künstlerschar genannt haben, die zum ersten Male dem übrigen Kontinent das Vorhandensein einer russischen Tonkunst zur Kenntnis brachten, so ist das wichtigste Bindemittel eben der nationale Charakter. Man holt sich mit Vorliebe die Motive aus dem heimischen Liederschatze oder bildet sie danach. Es ist bezeichnend, daß die erste Sammlung russischer Volkslieder von M. Balakirew, einem Herold der Jungrussen herrührt. Dadurch entsteht ein gemeinsamer Zug, der dem hervorstechendsten des Charakters dieser Volksweisen entspricht. Diese sind zweifacher Art. Entweder langsame und kaum rhythmisierte Melodien, aus denen die unendliche, gleichförmige Weite, die Traumstimmung der russischen Steppe spricht; oder aber kurzatmige Tanzweisen, die nur durch Wiederholung den Charakter eines geschlossenen Tonstücks erhalten, während sie ihrem Wesen nach Stimmungsschreie sind aus dem Hirten-, Krieger- und Jägerleben dieser russischen Steppenstämme heraus. Die Melodien halten an Gehalt und melodischer Linienführung mit denen der Böhmen oder Ungarn keinen Vergleich aus. Dafür sind sie im Wechsel der Stimmung belebter, dramatischer und ausgezeichnet durch rein klangliche Reize eigenartigster Erscheinung.

In den Kompositionen der russischen Tonsetzer finden wir diese Merkmale wieder. Reicher und plötzlicher Wechsel der Stimmung, ein plötzliches Aufschreien aus träumerischem Stillesein, hingebende Zärtlichkeit und dann wieder brutales Drauflosgehen. In der Form ein Zusammensetzen kleiner Sätze, die gern wiederholt werden, dann wieder ein fast unbegreifliches Breittreten, Wiederholen und durch alle Instrumente Hindurchführen eines an sich unbedeutenden Motivs. Diese Hartnäckigkeit im Verfolgen kleiner Einfälle finden wir bei fast allen Russen. Auch die Farbe ist charakteristisch durch das Aufsuchen eigenartiger oder doch seltsamer Klangschattierungen, den plötzlichen Wechsel in denselben. Hinzukommt angeborene Begabung für Orchestration und Kontrapunkt. Während der Ideengehalt der Werke durchweg kein tiefer, ans Innerste greifender ist, sprühen sie von Temperament, das allerdings über die beiden Gegensätze der Weichheit und Wildheit kaum hinausreicht.

Aus alledem ergibt sich als wichtigster Unterschied der russischen von der deutschen Musik, insbesondere der Beethovenschen Symphonien, daß sie nicht persönliches Seelenbekenntnis, nicht innere Entwickelung bietet, sondern der Niederschlag von außen empfangener Eindrücke ist. Das gilt trotz des „nihilistischen“ Gehalts, von dem wir oben sprachen; denn auch dieser ist bereits Kulturerscheinung und weniger persönliches Erlebnis. In dieser Eigenart liegt auch der Grund, weshalb diese national russischen Werke im deutschen Konzertsaal nicht Fuß zu fassen vermochten. Dem Volke fehlt das Verständnis für die Vorbedingungen dieser Musik, und dagegen vermag das Lob der Musiker (Liszt, Berlioz, Bülow) nicht aufzukommen. Daher denn auch jene Komponisten und Werke am leichtesten in Aufnahme kommen, in denen das Russentum am wenigsten ausgesprochen ist. Einiges von Rimsky-Korsakow und Alex Glazunow, vor allem aber Peter Tschaikowskis Werke sind zum Gemeingut der europäischen Kon-

zertsäle geworden. Doch müssen wir auch jener Komponisten wenigstens kurz gedenken, die ihre Wirksamkeit mit Absicht auf Rußland beschränken.

Auch an ihrer Spitze steht Glinka, dessen Symphonien zwar unvollendet blieben, der aber neben Liedern und einigen Kammermusikwerken die symphonische Dichtung „Kamarinskaja" geschaffen hat, die durchaus den geschilderten Charakter des russischen Volksliedes trägt. Auch Dargomyzski hält sich in seiner „finnischen Symphonie" und in den „Kosakentänzen" auf dieser Linie. Dargomyzski hat aber mehr als durch sein eigenes Schaffen dadurch gewirkt, daß er sein Haus zum Sammelpunkt des jüngeren Komponistengeschlechtes machte. Es ist eine auffällige Erscheinung, für die wir in den Ländern mit alter musikalischer Kultur das Gegenstück nicht haben, daß die namhaften Vertreter der jungrussischen Musik von einem andern Berufe zur Musik gekommen sind. Cui war Ingenieur, Mussorgski Offizier des Landheers, Rimsky-Korsakow solcher der Marine, Balakirew war Naturwissenschaftler, Borodin Professor der Chemie, Tschaikowski Jurist. Das ist nicht bloß äußerlich, wie es zunächst scheinen mag. Denn dadurch wird bedingt, daß diese Männer meistens erst später zu starker musikalischer Tätigkeit und zu kompositorischem Schaffen gekommen sind, als das beim Musiker gewöhnlich der Fall ist. Dafür aber sind sie dann auch geistig reifer, kennen bereits das Leben und dessen äußere Erscheinungen, versenken sich deshalb nicht mit solcher Vorliebe ins eigene Empfinden und wachsen als Schaffende nicht erst im Bann überkommener Formen auf.

Caesar Cui (geb. 1835), der journalistische Herold der „Novatoren", der durch seine in Pariser Zeitungen erschienenen Kritiken und Artikel („La musique en Russie") viel zum Verständnis seiner Landsleute beitrug, ist in diesen Schriften schroffster Nationalist, in seinen Werken dagegen viel weniger charakteristisch. Zumal seine Orchester-Suite mutet fast französisch (Bizet) an. Mit seinen fünf Opern hatte er wenig Glück. — Mily Balakirews (geb. 1836) Einfluß beruht auf seiner musikwissenschaftlichen und pädagogischen Tätigkeit. Er gründete 1862 die „unentgeltliche Musikschule" in Petersburg. Seine bedeutenden Forschungen über das Volkslied machte er auch als Komponist fruchtbar, indem er mehrere Ouverturen über Volkslieder schrieb. Den nachhaltigsten Opernerfolg seit Glinka errang Modest Mussorgski (1839—1881), dessen Zarenoper „Boris Godunow" zu den festesten Stützen des russischen Repertoires gehört.

Allen diesen Komponisten begegnen wir kaum außerhalb der russischen Grenzen. Dagegen ist die Es dur-Symphonie von Alexander Borodin (1834—1887) schon vor Jahren auf Liszts Betreiben in Deutschland aufgeführt worden. Ihr erster Satz gehört zur ausgeprägtesten russischen Musik. Schon der Anfang ist eine klangliche Wildnis, ohne erkennbare Motive, ohne Gedanken, lauter Freude an Rhythmus und Akkord. In Rußland noch beliebter ist die zweite Symphonie (H moll). Vor allem ihr dritter Satz gehört zum Schönsten, was die russische Musik als Ausdruck des Volkscharakters überhaupt schaffen kann. Eine Steppenlandschaft, auf die sich der träumende Abend legt. Eine Karawane läßt sich zur Ruhe nieder. Frommes Abendbeten; gegen die Gefahren der Nacht schützen treue Wachen, leises Träumen von himmlischer Freude, von Farben, der Schönheit des nahen Orients.

Der Einfluß des Orients auf die ganze jungrussische Komponistenschar darf überhaupt nicht unterschätzt werden. Sehr stark nach Osten hin neigt Nikolaus Rimsky-Korsakow (1844 geboren), von dem besonders die symphonische Suite „Scheherezade" öfter in unsern Konzertsälen zu hören ist. Die vier Sätze bieten vier der Erzählungsnächte, in denen die zungenfertige Märchenerzählerin den grausamen Sinn Schehriars zu beschwichtigen weiß. Musikalischer ist die hiermit verbundene Absicht, den Wandel in der Gesinnung des blutgierigen Sultans aufzudecken, darzulegen wie er aus einem wütenden Tyrann ein milder und gesitteter Herrscher wird. Das Werk bekundet große Erfindungsgabe und ist mit glühenden Farben orchestriert. Es hat aber auch die Fehler seiner Vorzüge: ein Nichtendenkönnen und zu dickes Auftragen der Farbe. Von seinen symphonischen Dichtungen „Sadko" und „Antar" ist die letztere auch in Deutschland zu Gehör gekommen. Auch sie führt in orientalische Sagenkreise. Der „Dichter der Wüste", Antar, rettet eine Gazelle vor einem Raubvogel. Die Gazelle ist, wie der in Schlaf Versenkte erfährt, die Fee Gul-Nazar, die ihrem Retter die Erfüllung dreier Wünsche gewährt. Rache, Macht und die höchsten Wonnen der Liebe sind sein Begehr. Nach dem Vorbilde der „phantastischen Symphonie" Berlioz' ist die Auffassung des Programms so, daß es sich nicht um einzelne Geschehnisse, sondern um musikalische Darstellung der betreffenden Begriffe handelt. Nun ist es bezeichnend, daß der Russe seine Absicht völlig erreicht, wo er den Glanz des Feenreiches schildert oder in den weichen Gefühlen der Liebe schwelgt. Auch die scharfen Linien zur Charakterisierung der brutalen Rache wird man erkennen. Die Schilderung männlicher Kraft und stolzer Macht aber scheint den Russen samt und sonders versagt.

Im außerrussischen, zumal auch im deutschen Musikleben wirklich heimisch, man darf fast sagen eine Macht geworden ist von allen Russen nur Peter Iljitsch Tschaikowski. Am 25. Dezember 1840 auf dem Hüttenwerk Wotkinsk im Ural geboren, trat er erst in den Staatsdienst, bevor er sich ganz der Musik widmete. Aber schon von 1866 ab hat er als Lehrer und Komponist eine sehr reiche Tätigkeit entfaltet, bis ihm die Cholera am 6. November 1893 den vorzeitigen Tod brachte. Tschaikowski hat sich auf allen Gebieten des musikalischen Schaffens betätigt, wirklich zu Hause fühlt er sich aber nur im Orchester. Denn es ist die Klangfarbe, die ihn vor allem reizt. Darin ist er am meisten Russe, während er sonst weit weniger national ist, als die andern. Ich glaube, Tschaikowski wird zur Zeit überhaupt stark überschätzt. Ich halte ihn vielmehr für einen ungemein wissensreichen und geschickten Könner, als für einen aus übervollem Innern herausschaffenden Künstler. Es geht etwas Halbes durch sein Schaffen, ein Vermeiden entscheidenden

klaren Handelns; er ist eine Kampramißnatur. So müht er sich um die Beibehaltung der „klassischen" Formen, denen er seine, ihnen im Wesen fremde Art der Modulation und die „moderne" Instrumentation verbindet. Auch sein Verhalten der Programm-Musik gegenüber macht einen unsicheren Eindruck. Dann ist sein Schaffen von auffälliger Ungleichmäßigkeit. Nicht darauf, daß er sehr schwache Werke geschaffen hat, soll hingewiesen werden, sondern daß auch in seinen besten Werken sich unbedeutende, ja gewöhnliche Bestandteile vordrängen. Jedenfalls ist die Bezeichnung „russischer Beethoven", die man ihm oft gegeben hat, so unpassend wie möglich. Tschaikowski selbst sah den Gipfel der Musik in Mozart, dem er nacheiferte, dem er auch in einer Suite „Mozartiana" eine sinnige Huldigung darbrachte. Aber eher könnte man ihn einen „Chopin des Orchesters" nennen, so abfällig er selbst über den Polen urteilt. Tschaikowski ist Meister im polyphonen Satz und unerschöpflich in der Weiterentwickelung einzelner Motive durch künstlich verschlungene Stimmführung. Hierzu kommt eine selbst bei diesen Russen erstaunliche Beherrschung aller orchestralen Mittel.

Von Tschaikowskis umfangreichem Schaffen interessieren uns zumeist die Orchesterwerke, unter denen die kleinen Suiten durch ihre Gefälligkeit und originelle Rhythmik, die „Serenade" durch wundervollen Klangreiz leicht ansprechen. Bezeichnend ist, daß Tschaikowski sich die dichterische Anregung für seine symphonischen Dichtungen nicht in der nationalen Literatur geholt hat. Durch Shakespeare ließ er sich zu der innigen und in Einzelheiten wunderbar melodiösen Ouverture „Romeo und Julia" begeistern. Schwächer sind die Werke, in denen der Komponist seine Eindrücke vom „Sturm" und „Hamlet" niederlegte. Symphonische Dichtungen großen Stils sind „Francesca da Rimini" und „Manfred". Die erstere steht ganz im Banne der Lisztschen Dantesymphonie und reicht nur in den rein lyrischen Stellen zu beträchtlicher Höhe. Dagegen gehört der „Manfred", der vier Bilder nach Byrons dramatischem Gedicht bietet, zu des Komponisten bedeutendsten Schöpfungen und wird auch bei uns oft aufgeführt. Der erste Satz ist wie oft bei Tschaikowski der hervorragendste, eine beredte Schilderung der Seelenqualen Manfreds, gegen die er nicht aufzukommen vermag. Im Gegensatz zu Schumann betont der Russe bezeichnenderweise weniger die Leidenschaft, als die Leiden seines Helden. Der zweite Satz „Astartes Erscheinung" ist nur ein blendendes dekoratives Schaustück. Im dritten und vierten Satz steht Tschaikowski sichtlich unter dem Einfluß des Berliozschen „Harold". Aber auch hier ist es sehr charakteristisch für die im Grunde weichliche Natur der oft sich so wild gebärdenden Russen, daß er entgegen Berlioz und entgegen Byron seinen „Manfred" versöhnend ausklingen läßt. — Von den sechs Symphonien Tschaikowskis haben nur die beiden letzten bei uns Eingang gefunden. Die fünfte, die sich durch feste Geschlossenheit der Form und Ausdruckskraft der Motive auszeichnet, kann man als eine Art von Lebensentwickelung eines Jünglings auffassen. Mit hohen Zielen enteilt er dem Vaterhaus. In die Wirren des Kampfes leuchtet ihm die Liebe. Sündhafte Lust lockt und umschlingt ihn. Aber der gute Kern, den er daheim erhalten, dringt durch; seine Tatkraft erwacht aufs neue und führt zum glücklichen Ende. Den entgegengesetzten Verlauf nimmt Tschaikowskis berühmtestes Werk, die „pathetische Symphonie". Auch hier ist Pathos mehr Leid als Leidenschaft. Das Leid ist schon die Voraussetzung, und der gewaltige erste Satz bringt den Kampf des Menschen gegen dieses dunkle Verhängnis. Im zweiten Satz scheint die Lichtwelt gesiegt zu haben, aber im dritten wird die Lebenslust des Scherzes bald von den brutalen Rhythmen eines wilden Marsches so völlig niedergetreten, daß auch der Schlußsatz nicht einen neuen Aufschwung bringt, sondern mit ergreifenden Tönen das Erlöschen der Lebenskraft beklagt.

Von Tschaikowskis Opern ist „Eugen Onegin" wiederholt, „Pique-Dame" und „Jolanthe" sind vereinzelt in Deutschland aufgeführt worden. Wenn sie sich nicht behaupten können, so liegt das nicht nur an der Wahl der Stoffe, die ausschließlich Russen fesseln können, sondern mehr noch am Mangel jeglichen dramatischen Lebens. Dagegen sind seine Klavierkompositionen mit Recht beliebt, und die Lieder erfreuen durch innige Empfindung und sinnfällige Melodik.

Von den jüngeren russischen Tonsetzern ist, so weit ich sehe, nur Alexander Glazunow (1865 geboren) bei uns zu Wort gekommen; und zwar mit seinen drei letzten Symphonien, der 4. bis 6. seines bisherigen Gesamtschaffens. Sie tragen alle denselben Charakter. Es klingt zunächst paradox, aber es ist die Wahrheit: Glazunows Musik ist nach weniger russisch, als die Tschaikowskis, aber dennoch vielleicht die nationalste von allen. Denn Glazunow ist in der Form, in den Motiven von der russischen Volksmusik unabhängig, dagegen faßt er in die internationale Sprache die russische Seele. Und diese ist voll eines etwas oberflächlichen, aber frischen Optimismus. Freude am Genuß, am Dasein um des Daseins willen, die Kunst, allem die beste Seite abzugewinnen, anspruchslose Zufriedenheit, — das ist, was Glazunow mit Laune und Munterkeit und — großer Gelehrsamkeit vorträgt. In der Tat, man möchte sagen „Gelahrtheit", wäre nicht alles so frisch und ungezwungen. Das wimmelt von kontrapunktischen Künsten, Engführungen, Canons, eigenartiger Verbindung von Themen, die den Kenner entzücken, den Laien aber durchaus nicht belästigen.

Auf die Frage, welche Bedeutung diesen russischen Musikern außerhalb der eigenen Nation, also für die Entwickelung der allgemeineren Instrumentalmusik zukomme, sind recht verschiedene Meinungen laut geworden. Daß sie in formaler Hinsicht, zumal für die Instrumentation, schon Einfluß geübt haben und ihn in noch erhöhterem Maße gewinnen werden, ist ziemlich sicher. Von wirklich tief greifender Einwirkung werden sie aber erst dann werden können, wenn sie uns nicht nur als Russen, sondern als Menschen etwas zu sagen haben. Dann aber können wir sie ohne nationale Sorge unsererseits herzlich willkommen heißen.

Illustrierte Rundschau.

Kampanist Hugo Walf †. — Interieurs und Möbel von Anton Pössenbacher in München. — Nordische Tierkeramik. — Aus dem Anschützschen Werke „Die Photographie im Hause." — Collier und Petschaft von K. Rothmüller in München. — Alois Erdtelt in seinem Atelier.

Nach schwerem Leiden verschied am 22. Februar der ausgezeichnete Liederkomponist Hugo Wolf. Nur 43 Jahre alt ist der hochbegabte Tonkünstler geworden, und er hatte kaum die ersten vollen Lorbeeren errungen, kaum war durch die Aufführung seiner Oper „Der Karregidor" sein Name auch in weiteren Kreisen bekannt geworden, als sich die Mauern der Anstalt von Oberdöbling hinter dem Unglücklichen schlassen. Hugo Walf war ein Steiermärker; in Windischgrätz am 13. März 1860 geboren, besuchte er die Schule des Benediktinerstiftes St. Paul in Kärnten, dann das Wiener Konservatorium und betätigte sich zuerst als Musikreferent. Etwa von 1888 an trat er mit selbständigen Kompositionen hervor und entfaltete nun einen erstaunlichen Fleiß. In schneller Folge kamen seine Liederzyklen auf Gedichte von Goethe, Eichendorff, Mörike, Geibel, Heyse heraus, erregten erst verwundertes Staunen, gewannen sich dann eine kleinere Gemeinde, die sich anfangs fast nur auf Wien beschränkte, bis schließlich die Erkenntnis seiner außergewöhnlichen Begabung sich allgemein durchsetzte. Wolf war ein Komponist von ausgesprochener Eigenart, der, wie man es nicht unzutreffend ausdrückte, zuerst die Grundsätze der musikalischen Deklamation Richard Wagners auf das Lied übertrug, der zuerst in seinen Liedern Dichtung und Musik völlig zu verschmelzen wußte. Seine Verehrer stellen ihn nach über Brahms oder weisen ihm wenigstens für die Entwickelungsgeschichte der deutschen Tonkunst einen höheren Platz an. —

Hugo Wolf †.
(Aufnahme von G. Tillmann & Maller in Mannheim.)

Wir geben einige Abbildungen von Interieurs aus dem neuen Heim der altberühmten Möbelfabrik Anton Pössenbacher in München. Die Firma ist wohl eine der ältesten in Deutschland, sie besteht nämlich seit 1784, und sie hat stets zu denen gehört, die sich nicht nur von kaufmännischen, sondern von künstlerischen Gesichtspunkten leiten ließen. Unsere Bilder zeigen, daß auch dies alte Haus sich den Einwirkungen der neuen Geschmacksrichtung nicht entzog. Über Einzelheiten wird man streiten können — mir persönlich gefällt z. B. die Verglasung des Schränkchens auf Abb. 2 und die Ornamentierung des Frieses auf Abb. 3 nicht sonderlich —, der Totaleindruck der Interieurs aber ist unbedingt ein äußerst günstiger, gewinnender, ist ruhig und solid. Übrigens sei es uns gestattet, an dieser Stelle auf eine in allernächster Zeit im Verlage von Velhagen & Klasing erscheinende Monographie „Die Wohnung und ihre Ausstattung" von W. Fred hinzuweisen, von der uns bereits die Aushängebogen vorlagen. Das überaus reich illustrierte Werkchen gibt allen denen, die für Wohnungseinrichtungen Sinn und Verständnis haben, eine reiche Fülle von Anregungen. —

Sideboard, entworfen und ausgeführt in der Hofmöbelfabrik von Anton Pössenbacher in München.

Unsere Künstler haben, nicht zuletzt unter dem Einfluß der ostasiatischen Kunst, dem intimen Studium der Tierwelt in den letzten Jahrzehnten besonderen Eifer zugewendet. Nicht nur die Maler — unter denen besonders Meister Zügel und seine Schule Hervorragendes leisten —, auch die Plastiker.

Speisezimmer-Ecke von Anton Pössnbacher-München.

Wir besitzen z. B. in Gaul jetzt einen Künstler, der in der Wiedergabe von Tieren in Bronze geradezu Erstaunliches bietet, aber auch schon in einzelnen keramischen Tierbildern schöne Erfolge erzielt hat. Geradezu eine Spezialität aber sind solche keramischen Tierbildnisse für die großen nordischen Manufakturen geworden, für die Königliche Porzellanfabrik in Kopenhagen, für Bing und Groendahl, für Ibsens Terrakottenmanufaktur u. a.; besonders die erstgenannte Anstalt hat es nach schwierigen und langwierigen Vorarbeiten zu wunderhübschen Resultaten gebracht. Um die Fortschritte, die auf diesem Gebiete erreicht wurden, richtig zu würdigen, braucht man nur an den elenden Kram zurück zu denken, der noch vor einem Jahrzehnt von den Porzellan- und Steingutfabriken auf den Markt geworfen wurde: an den schönen Hund, an das schöne Kätzchen, den grausen Löwen ꝛc., die nach Mustern gefertigt wurden, welche sich forterbten von Generation zu Generation. Die neueren Erzeugnisse aber fußen ausnahmslos auf scharfen Naturstudien: das bedingt ihren eigenen Reiz.

Die Mehrzahl unserer Leser wird den Namen Ottomar Anschütz kennen. Ich erinnere mich noch der Zeit — es mögen zwei Jahrzehnte oder länger seitdem vergangen sein —, als Herr Anschütz aus seinem Wohnort, dem kleinen Lissa, nach Berlin gereist kam, um mir und anderen seine ersten wundervollen Storchphotographien zu zeigen. Er war damals ein junger, recht unbekannter Photograph, dem es nicht leicht wurde, seine ausgezeichneten Eigenschaften zur Geltung zu bringen. Heute ist Anschütz eine anerkannte Größe seines Faches; er hat sich als Erfinder und Verbesserer von photographischen Apparaten und Geräten einen Weltruf errungen und nicht minder selbst als ausgezeichneter, in allen Sätteln gerechter Photograph. Jüngst hat er nun auf Grund seiner reichen Erfahrungen ein Lehrbuch für Amateure „Die Photographie im Hause“ (Verlag von Ottomar Anschütz, Berlin W.) herausgegeben, das mir ganz vorzüglich gelungen erscheint, weil es sich von allen gelehrten Abhandlungen möglichst fern hält und durchweg auf dem goldenen Boden der Praxis fußt. Wir bringen aus dem reich illustrierten Werkchen

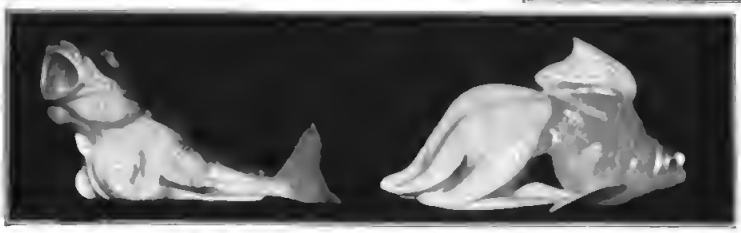
Vorraum im Verkaufsraum der Hofmöbelfabrik von Anton Pössenbacher-München.

C. F. Lilsberg: Eule, Eisbär und Hase.

Vier ganzseitige, in den vollen Farben der Originale reproduzierte Arbeiten von Alois Erdtels in München gereichen unserem Hefte zum besonderen Schmuck. Wir bringen zugleich einige Studien und ein Porträt des Künstlers in seinem Atelier, der sich, vornehmlich als Bildnismaler, eine immer bedeutendere Stellung erringt. In der Tat weisen seine Porträts stets eine hervorragend lebendige Auffassung und kräftige, satte Töne auf — besonders

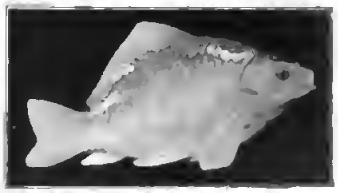
mehrere vortreffliche Abbildungen. Die Liebhaber-Photographen unter unseren Lesern (und deren sind sehr viele, wie aus ihren liebenswürdigen Einsendungen hervorgeht, von denen wir leider

C. F. Lilsberg: Schlange und Zobel.



A. Petersen u. Ch. Thomsen: Fische.

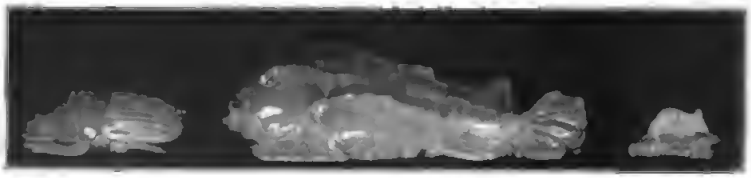
das „Bildnis einer alten Frau" — übrigens meisterhaft reproduziert — erscheint charakteristisch für seine energische Schaffensart. — Zwischen S. 184 u. S. 185 fügten wir ein Blatt



Ch. Thomsen: Karpfen.

nur so arg wenig aus Mangel an Platz benutzen können) — werden voraussichtlich die beiden letzten Aufnahmen am meisten interessieren, die da ein einfaches Straßenbildchen zeigen, wie's nicht — und wie es aufgenommen werden soll: daß die Straße nicht den Vordergrund in ihrer ganzen Breite einnehmen darf, daß man den Apparat etwas seitlich von ihr aufstellen muß ꝛc.

Auf der letzten Seite der Rundschau geben wir noch zwei schöne neue Goldschmiedearbeiten von K. Rothmüller in München. Das reiche Kollier ist in Grün-Gold gearbeitet und ganz

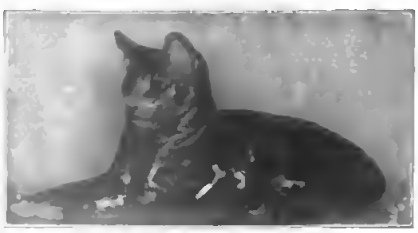


E. Nielsen: Skarabäus, Fisch und weiße Maus.

eigenartig mit Brillanten, Perlen, rosa Topasen und Chrysolithen besetzt; das Petschaft — jetzt wieder eine beliebte Zier der Schreibtische — lehnt sich in der Form an die Grundidee eines Stammbaums an, ist in Silber auf Goldgrund ausgeführt und am Knauf mit Chrysoprasen geschmückt.

L. Howitz: Kanguruh.

nach dem Gemälde des gefeierten Holländers Jozef Israels ein: „Beim Mahle". Man hat Israel wohl den „holländischen Millet" genannt, und nicht mit Unrecht.



E. Nielsen: Ruhende Katze.

Es sind ähnliche Qualitäten, die ihn auszeichnen; auch er hat das echte feine Verständnis für alles Einfache, das doch ewige Poesie in sich birgt, auch er ist ein Stimmungsmaler allerersten Ranges, voll Tiefe und Kraft. Für die holländische Kunst war er der neue Bahnbrecher, seine Einwirkung aber erstreckt sich auf die gesamte Malerei der Gegenwart. Es fügt sich glücklich, daß wir dem Israels im gleichen Heft einen schönen Millet zugesellen können

Im Hamburger Hafen.
Aufnahme von Ottomar Anschütz.

Entenzug. Aufnahme von Ottomar Anschütz.

(zwischen S. 216 u. S. 217); dort die schlichte Fischerstube mit den schlichten Menschen — hier, groß sich vom Hintergrunde abhebend, zwei Arbeiter, Mann und Frau, die zur schweren Tagesarbeit auf das Feld hinausgehen. —

Millet und Israels! Millet (geb. 1814, gest. 1875) war der Vorgänger. Aus kleinsten Anfängen arbeitete er sich mühevoll und sorgenreich empor, ein Bauernsohn aus der Normandie, der

Aufnahme vom falschen Standpunkt.

Aufnahme vom richtigen Standpunkt aus.
Aufnahmen von Ottomar Anschütz.

ausschließlich aber doch fast ausschließlich das Leben, die schwere Arbeit des Landmanns schilderte. „Er war", sagt Dr. Gensel, „der gottergebene Verkörperer des biblischen Wortes ‚Im Schweiße Deines Angesichtes sollst Du Dein Brot essen!'" Er war auch als Maler ein echter und ein großer Dichter, der immer wieder und immer eindringlicher das Schicksal der Menschen zu zeichnen versuchte, die dem Erdboden mühsam die notwendigsten Mittel des Unterhaltes abringen. Daher haben seine Gestalten, die meist schwer und ernst dahinschreiten, fast stets etwas Feierliches; daher rufen sie in unserer Seele — so wenig ansprechend oder gar schön im landläufigen Sinne des Wortes sie sind — das tiefste Verständnis wach. — Jozef Israels ist zehn Jahre nach Millet geboren. Vielleicht kommt er dem großen Meister von Barbizon an monumentaler Größe nicht gleich, an Wärme und Tiefe der Empfindung, in dem heißen Drange nach Wahrheit ist er ihm gewiß ebenbürtig. Auch er malt meist kleine Leute, Fischer und

Collier.
Entworfen und ausgeführt von K. Rothmüller in München für Frau Helene von Roſenberg in Berlin.

Pokal. Entworfen und ausgeführt von K. Rothmüller in München.

Landarbeiter, auch er ſchildert mit Vorliebe die Schwere ihres Berufs, ihres Lebens; bisweilen aber erfreut er ſich denn doch an einer Szene ſtillen Glücks, beſcheidener Zufriedenheit — köſtlich ſind beſonders auch ſeine Fiſcherkinder, geſund, blond und rotbackig. Eine gerade Linie führt übrigens von Millet und Israels zu unſerem deutſchen Ernſt Liebermann, der von dem großen Franzoſen mindeſtens mittelbar ſtark beeinflußt wurde, während er gradezu als des Holländers Schüler bezeichnet werden kann.

Zwiſchen S. 232 und S. 233 iſt die Wiedergabe einer anmutigen Bronze des Münchener Bildhauers E. Beyrer eingeſchaltet. „Jugend" hat der Künſtler mit einem glücklichen Einfall ſein Werk getauft. Es atmet in der Tat friſche Jugend: dies Mädchen, das ſich niedergekauert hat, um den Küchlein aus einer Schale ihr Futter zu reichen. — Von Albert Wenk, einem der begabteſten Schönleber-Schüler, bringen wir zwiſchen Seite 160 und Seite 161 einen „Golf von Neapel". Es iſt ja jetzt die Zeit, wo hundert und aberhundert Glückliche ſich zur Fahrt nach dem ſonnigen Süden rüſten, um den Frühling mit ſeinem Sprießen und Blühen zweimal, erſt im Wonneland Italien, dann in der lieben Heimat, genießen zu können. Und für jeden Italienfahrer, der Sinn für Natur hat, bilden Neapel und ſeine Umgebung doch die Höhepunkte maleriſcher Freude. — Endlich gab uns Julius Exter eine friſche allerliebſte „Ländliche Szene" (zwiſchen Seite 192 und Seite 193), ein luſtiges Bild aus dem bayeriſchen Dorfleben. In dieſem Bilde vom Tanzboden iſt freilich keine Schönfärberei, die Bauern, das Mädel und ihr Partner, der Muſikant ſind nicht durch künſtlich gefärbte Gläſer geſehen; aber gerade, daß ſie ſo urwüchſig und echt ſind, macht ſie uns lieb.

v. Sp.

Alois Erdtelt in ſeinem Atelier in München.

Nachdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten.

Zuſchriften ſind zu richten an die Redaktion von Velhagen & Klaſings Monatsheften in Berlin W, Steglitzerſtr. 53.

Für die Redaktion verantwortlich: Theodor Hermann Pantenius in Berlin.

Verlag von Velhagen & Klaſing in Bielefeld und Leipzig. Druck von Fiſcher & Wittig in Leipzig.

Frühlingssonne. Ölstudie von Prof. Eugen Bracht-Dresden.

Velhagen & Klasings
MONATSHEFTE

Herausgeber:

Theodor Hermann Pantenius und Hanns von Zobeltitz.

XVII. Jahrgang 1902/1903. Heft 9, Mai 1903.

Eugen Bracht.

Von

Fritz Stahl.

Mit zwei Kunstbeilagen, zwei Einschaltbildern und siebzehn Textbildern.

(Abdruck verboten.)

Wer mit aufgeschlossenen Sinnen durch die Natur geht, der erlebt oft seltsame und überraschende Schauspiele.

Man geht bei grauer Regenstimmung über Land; einen gewohnten Weg; dort hinauf auf den Hügel, von dem man so oft bei fröhlichem Sonnenschein, behaglich ins Gras gestreckt, auf das Gelände hinuntergeschaut hat: auf die weite Wiese mit den Weiden am Wasserloch und den bewaldeten Hang drüben. Es hat keinen Sinn, heute hinanzusteigen, die Welt ist trübe, und der Ausblick liegt hinter einem feuchtgrauen Schleier. Man geht aus Gewohnheit, weil man doch einmal gehen will. Während des Steigens hat, ohne daß man es bemerkte, der Regen aufgehört, die Sonne sich langsam durchgekämpft. In dem Augenblick, als man die Höhe erreicht hat, dringt ihr Licht frei und breit, aber noch etwas blaß durch. Und in diesem Sonnenstrahl, der das noch feuchte Stück Natur küßt, gewinnt es eine Schönheit, die es niemals hatte. Das ist nicht mehr das Grün aller Tage, ein besonderer, fremdartiger, erlesener Ton ist aufgetaucht, hell, wo die Sonne über die Kronen der Bäume gleitet und sich voll auf die Wiese legt, dunkel, wo sich der tiefe Schlagschatten über den Abhang hinunter in die Ebene hineinstreckt. Und das Grau der Weiden schimmert in silbernem Glanze!

Oder: man verweilt schon lange an demselben Ort und hat die Umgegend nach allen Seiten durchstreift; nur nach einer Seite ist man nie hinausgegangen, weil da, wie die Leute sagen, nur ein schlechter Lehmweg in eine kalte und öde Landschaft führt; heute geht man dort hinaus, aus Laune, ohne Erwartung. Und auf diesem Lehmweg kommt man an eine Stelle von ganz eigner, ganz ungewöhnlicher Schönheit. Der Weg, der eigentlich gar kein Weg ist, und der Hang, der sich rechts in die Höhe zieht, sind völlig mit einem silbergrauen Moos überzogen. So weit das Auge reicht, hat das Gelände diesen Ton, mit ihm steht die Höhe des Weges gegen den grauen Himmel, in den dort hinten mit herbstlich gerötetem Laub ein einsamer Baum mit voller Krone hineinragt.

Oder: man kommt auf das Plätzchen am Waldesrand, das man immer liebte und aufsuchte, wo man auf dem bewegten Gelände, das sich links gegen den Wald zur Höhe hinaufzieht, das goldene Korn reifen und schneiden und das man dann als buntes Stoppelfeld liegen sah. Nun tritt man aus dem Walde. Wie hat sich das Bild

Eugen Bracht in seinem Berliner Atelier, Siegmundshof.

verändert. Der Pflug hat den Boden aufgerissen; wo er seine Furchen gezogen hat, liegen rote Schollen, von einem Rot, das von dem warmen Gegenabendlicht noch gesteigert wird.

Solche Schauspiele der Natur wirken stark in uns nach. Ihre Erinnerung bleibt uns und begleitet uns; wenn wir die Augen schließen, können wir sie vor uns auftauchen lassen. Aber niemals können wir sie zum zweitenmal an derselben Stelle erleben, ja, wir dürfen nicht einmal lange verweilen, wenn wir den Eindruck rein bewahren wollen.

Woran liegt das? Diese Bilder sind eigentlich so, wie wir sie sahen, objektiv gar nicht vorhanden. Die Wirklichkeiten haben so stark gewirkt, weil wir auf Unvorhergesehenes stießen. Unsere Überraschung hat ihnen Reize geliehen, die sie nicht in diesem Grade haben. Sobald wir sie suchen wollen, sind wir vorbereitet, und der Eindruck wird schwächer sein. Noch mehr. Es war das Gesamtbild, das uns so ergriff, wir hatten über Einzelheiten, die stören könnten, weggesehen; geben wir ihnen die Zeit, sich aufzudrängen, so werden wir es vernichten.

* * *

Der ungeduldige Leser wird fragen, was das alles mit Eugen Bracht und seiner Kunst zu tun hat, und finden, daß es Zeit sei, auf dieses Thema zu kommen.

Aber es ist nie von etwas anderem die Rede gewesen. Die Schauspiele, die ich beschrieb, sind Bilder von Bracht, seine „Waldwiese nach dem Regen“ (Abb. auf Seite 243), sein „Lehmweg“ (Abb. auf Seite 246) und sein „Roter Acker“ (Einschaltbild zw. Seite 256 und 257). Und ich hätte in ähnlicher Weise das ganze Werk seiner letzten Jahre, in denen ihm seine eigentliche und persönliche Art erwuchs, beschreiben können.

Zu zweierlei Dingen soll uns diese Einleitung helfen, für unseres Meisters Kunst die Formel zu finden und die Wirkung, die sie in allen Ausstellungen übt, zu erklären.

So möchte ich nun Brachts jetzige Kunst formulieren: jedes seiner Bilder entsteht aus einem persönlichen und tiefen Erleben eines seltenen Farbenschauspiels in der Natur, und er weiß dem Bilde, das er festhält, den traumhaften Reiz zu bewahren, den er empfand, als sein überraschtes Auge im ersten Blicke dieses Stück Natur erschaute.

So weit Worte das überhaupt vermögen, scheint mir diese Formel das, was ihm, und ihm allein, eigen ist, erschöpfend auszudrücken. Man muß sie nur recht genau betrachten.

Es gibt viele verschiedene Arten, wie die Landschafter durch die Natur gehen. Der eine geht wie ein Tourist. Er durchstreift die Lande, und, wo ihn ein Motiv reizt, da stellt er seine Staffelei auf, und malt es ab. Aus solchem Tun können nur oberflächliche Schilderungen entstehen, und je feiner uns die neue Kunst sehen gelehrt hat, um so stärker ist es diskreditiert; es hat mit Kunst eigentlich nichts zu tun. Der andere hat sich irgendwo in der Welt eine „Heimat" gesucht. Hier findet er die Motive, die ihm Freude machen, hier kennt er die Natur bis in jede Einzelheit genau. Ihn kann nichts überraschen, und er will nicht überrascht sein. Ruhig, vertieft, liebevoll schildert er diese Landschaft, sachlich und der Sache wegen, malt er diese feinen Reize, die er entdeckt hat, und die ein flüchtigeres oder gröberes Auge nie entdecken würde. Wenn er ein tiefer Mensch ist, malt er auch das Ungreifbare, die Seele dieser Landschaft mit und weckt in uns die Stimmung, die er da innerlich erlebt hat. Wieder einem anderen bedeutet das Motiv wenig: auch im kleinsten Stücke der Natur weckt das Spiel von Licht und Luft ein interessantes Leben; das ist es, was ihn reizt, und was er festhalten will. Noch einem anderen ist die Landschaft nur der Vorwand, um „sein" Farbenspiel zu malen, das dem Auge schmeichelt und, wie eine sanfte Musik, Stimmung weckt. Das sind, mit einfachen Worten gezeichnet, die Typen des modernen Landschafters, die man, wenn

Waldwiese nach dem Regen. In Privatbesitz.

Pappellandschaft.

man gelehrt sprechen will, den Realisten, den Poeten, den Impressionisten und den Koloristen zu nennen pflegt.

Eugen Bracht läßt sich in keiner dieser Rubriken recht unterbringen. Mit allen Typen hat er etwas gemeinsam, aber von allen trennen ihn auch wichtige Unterschiede.

Seine schließliche Absicht ist koloristisch, sein Bild soll ein schöner Farbenfleck sein. Aber er gibt nicht „seinen" Akkord, sondern er zieht ihn aus einem Natureindruck, jedesmal einen anderen. Impressionistisch ist seine Kunst, da sie das Bild eines Stückes Natur festhalten will, wie es in einem Augenblick unter bestimmten Bedingungen von Licht und Luft wirkte, aber er will nicht abmalen und analysieren, sondern aus sich heraus neu schaffen; er findet das Seligmachende nicht im Detail, sondern im Ganzen. Er gleicht dem Poeten, sofern er nicht nur die äußere Stimmung, sozusagen das Wetter, sondern auch die seelische Stimmung der Landschaft wiedergeben will, aber sein Mittel ist nicht verweilendes Sichversenken, sondern rasches Erfassen der Stimmung, nicht Aufspüren der zarten Reize, sondern Wiedergeben der großen Farbenkontraste.

So erklärt, wird voll verstanden werden, was der Satz sagen wollte: „Jedes seiner Bilder entsteht aus dem persönlichen und tiefen Erleben eines seltenen Farbenschauspieles in der Natur."

Aber soviel er nun sagt, erschöpft er allein nicht das Wesen von Brachts künstlerischem Schaffen. Alle Landschafter, die ich schilderte, malen vor der Natur, mit

Pappelallee im Sonnenschein.

kehrt. Wenn auf der „Waldwiese nach dem Regen" die Sonne noch wenige Minuten die Feuchtigkeit bekämpft hat, so verschwindet das seltsame Grün. Ja, selbst wenn es bliebe, würden wir das Besondere des Tones nicht mehr empfinden, wie wir beim zweiten Aufsuchen die Schönheit des silbermoosbewachsenen „Lehmweges" nicht mehr empfinden würden. Von Abmalen, von Studieren kann also kaum die Rede sein oder doch nur für die bleibenden Formen. Wer das malen will, der muß das momentane Erlebnis, die Erinnerung daran malen, nicht die Wirklich-

Ausnahme des Koloristen, des freien Farben- | keit. Könnte man sie selbst bannen, könnte spielers, der so viel Leben in seinem Bilde nicht braucht. Oder, wenn sie nicht direkt vor der Natur malen, so können sie doch ihre Motive immer von neuem annähernd unter denselben Bedingungen studieren, denn sie wollen das Bleibende oder das Wiederkehrende schildern.

Der Schilfteich.

Ich hatte in der Einleitung schon gesagt, daß die Schauspiele, die Bracht malt, eigentlich nicht vorhanden sind, nur im Augenblick der Überraschung erscheinen, daß der Eindruck, den wir von ihnen empfangen, weder bleibt noch wieder-

ein Wunder dem Betrachter die Frische bewahren, so würden sich doch bei jedem Pinselstriche nach der Natur, der über eine stenographische Schmierskizze hinausginge, Details eindrängen, die zu dem Eindruck gar nichts beigetragen haben, und die das schöne Gesamtbild stören.

Darin liegt das schwierige künstlerische Problem, das Bracht zu lösen hat. Er hat etwas zu malen, was gar nicht da ist, ja, eigentlich niemals da war, wenigstens in der Welt draußen, sondern was nur einen Augenblick in seinem Inneren Leben gewonnen hat. Er muß es gegenständlich, „realistisch" malen, damit dem Beschauer die notwendige Illusion erweckt wird, aber er muß es so verklärt geben, wie er es sah.

Daß er dieses Problem gelöst hat, sollte der Satz besagen: „Er weiß dem Bilde, das er festhält, den traumhaften Reiz zu bewahren, den er empfand, als sein überraschtes Auge im ersten Blick dieses Stück Natur erschaute."

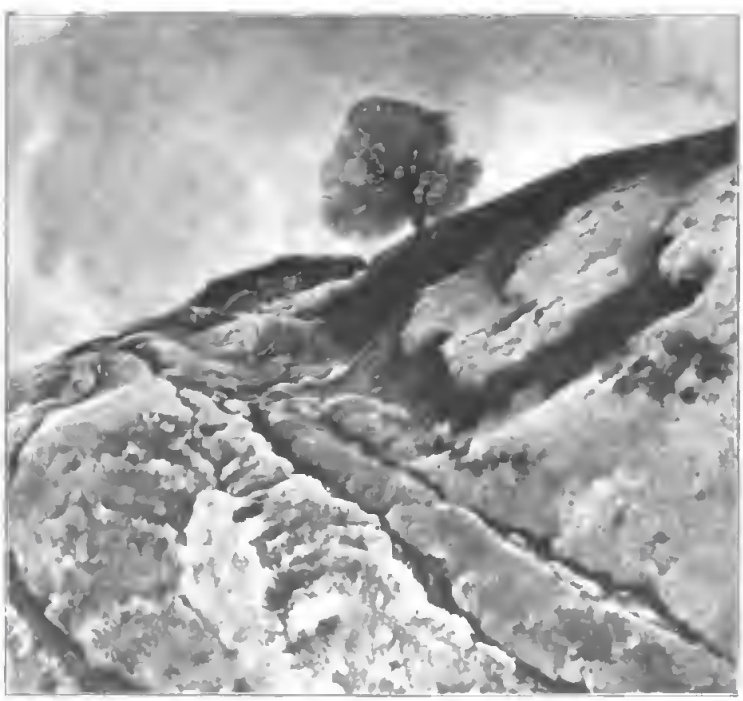
Nun brauche ich wohl nicht mehr auszuführen, weshalb diese Bilder so stark auf den Beschauer wirken. Sie haben den Reiz des Niegesehenen, einer überraschenden Erscheinung, und scheinen doch wahr.

Aber etwas anderes ist notwendig: zu zeigen, wie sich dieser Künstler entwickelt hat, wie er zu dieser Absicht kam, und woher er die Mittel gewonnen hat, sich so auszusprechen.

* * *

Es war schon davon die Rede, daß mit meinen Ausführungen nur die Kunst der letzten Jahre, genauer der letzten zehn Jahre, Eugen Brachts gekennzeichnet worden ist. Der Maler, der gerade im vorigen Jahre die Sechzig überschritten hat, war also fünfzig Jahre alt, als er begann, diese Bilder zu schaffen, die ihm so sehr seine eigentlichen sind, daß er ihnen gegenüber die Arbeiten seiner früheren Zeit in vielleicht ungerechter Weise mißachtet.

Fünfzig Jahre alt! Wer nicht von nahe das Leben der Künstler anzusehen Gelegenheit hat, der wird vielleicht nicht ganz empfinden, was es bedeutet, wenn ein Maler in diesem Alter sich ein ganz neues Ziel setzt und es erreicht. Die Regel ist, daß meist schon vor diesem Alter die Kraft, Neues zu sehen und zu schaffen, erlischt, und daß der Künstler sich selbst wiederholt, besonders wenn er erfolgreich war und sein „Name" in moralischem und materiellem Sinne honoriert wird. Es gehört der Charakter einer Ausnahmenatur dazu, auf diese Vorteile des Namens, die sich an seine feststehende Art anknüpfen, kaltblütig zu verzichten, und in einem Alter, wo auch die wildesten Stürmer Lust bekommen, in Ruhe etwas Gutes zu schmausen, mit Werken neuer Art um einen neuen Ruhm zu werben, den Kampf um eine neue Kunst und für diese neue Kunst noch einmal zu kämpfen, nachdem man ihn, den schweren und aufreibenden, schon einmal gewonnen hatte.



Der Lehmweg.

Dabei ist Bracht gewiß kein Kraftmensch. Dem schlanken, etwas gebeugten Manne mit dem lei-

Knospende alte Buchen.

denden Gesicht, das ein stark ergrauender langer Bart umrahmt, würde niemand die Zähigkeit und Frische zutrauen, die zu einer solchen Tat gehören. Wenigstens so lange nicht, bis er in seinem milden und guten Auge einmal blitzartig den Blick des fanatischen Schwärmers aufleuchten sah. Dann begreift man die Stärke dieses nervösen Wollens, das ihn befähigte, Schwierigkeiten und Widersprüche zu überwinden. Dann fühlt man, daß in ihm das Stück Jüngling lebendig geblieben ist, das dazu gehört, sich immer wieder für ein Neues einzusetzen.

Man wird die Spuren dieses stillen Eigensinnes, der seine späte Entwickelung ermöglichte, und dieser jugendlichen Frische, die ihn diese Entwickelung wollen ließ, in seinem Lebensgange leicht finden.

Bracht wurde, als Sohn des Justitiars und Vermögensverwalters der gräflich Oyenschen Familie, Dr. Prosper Bracht, eines Westfalen, in Morges bei Lausanne im Jahre 1842 geboren. So umgab den Knaben in seiner frühesten Jugend die schöne Landschaft des Genfer Sees, die in seinem empfänglichen Herzen eine tiefe Empfindung für die Natur weckte. Und als er im achten Lebensjahre seinen Geburtsort verließ, kam er nach Darmstadt, in dessen lieblicher Umgebung diese Empfindung neue Nahrung fand. Kein Wunder, daß er versuchte festzuhalten, was er sah. Der verständnisvolle Vater pflegte das Talent des Knaben dadurch, daß er ihm von den besten Künstlern Darmstadts Unterricht geben ließ.

So schien er von früh auf zum Maler bestimmt zu sein. Nach heutigen Begriffen wenigstens genügt eine solche Begabung reichlich, um den Gedanken an die Kunst als Beruf der Familie nahezulegen. Damals galt die Kunst nicht als Beruf, und sie war es nicht. Da war es wohl schon ein besonders entgegenkommender Entschluß des Vaters, den Sohn Architekt werden zu lassen. Erst ein Zufall führte ihn der Malerei zu.

Der junge Bracht machte noch als Schüler von Darmstadt aus Ausflüge, um Landschaft zu malen. Als er eines Tages in Heidelberg im Begriff war, eine Studie zu vollenden, sah ihm interessiert ein Fremder zu. Es war der bekannte Landschaftsmaler Schirmer, der damals in Karlsruhe die Kunstschule leitete und später in Düsseldorf als Lehrer tätig war, wo auch Böcklin sein Schüler wurde. Schirmer war damals einer der besten deutschen Künstler, Böcklin hat viel von ihm gelernt und während der ersten siebzehnten Jahre die Karlsruher Schule bezog, wo er unter anderen Hans Thoma als Mitschüler vorfand und mit ihm eine dauernde Freundschaft schloß.

Schirmer ist nicht ohne Einfluß auf Bracht geblieben, wenn auch dieser Einfluß vielleicht von dem Schüler, wenigstens damals, nicht empfunden wurde. Das Streben, mehr zu geben als eine bloße Abschrift der Natur, ist später immer stärker in unserem Meister geworden und hat seine Entwickelung stark mitbestimmt; das war aber im Grunde

Die Windmühle.

Periode seines Schaffens seine Art festgehalten. Diese Art war die Landschaft, die man die heroische nennt; das will, kurz ausgedrückt, sagen, daß er nicht die wirkliche Landschaft malte, sondern ihre Formen und ihren Ausdruck so steigerte, daß sie als Schauplatz großer Ereignisse dienen konnte. Schirmer fand die Studie Brachts so bedeutend, daß es ihm wichtig schien, den jungen Mann für die Kunst und sich als Schüler zu gewinnen. So setzte er bei dem Vater Bracht durch, daß Eugen in seinem auch Schirmers Tendenz, wenn sie ihn auch andere Wege führte.

Zwei Jahre später ging Bracht mit Schirmer nach Düsseldorf. Aber je mehr er heranwuchs, desto mehr kam er in Gegensatz zu der herrschenden Strömung. Er wollte und konnte das nicht machen, was damals modern war, es war ihm zu wenig Natur. Aber er verstand selbst nicht, daß er recht hatte gegen die anderen, mindestens zweifelte er daran, und damit mußte er zu dem Zweifel an seinem Talent gelangen.

Hünengrab im Hümmling. Im Besitz des Fürsten Löwenstein-Wertheim.
Nach dem Gemälde von Prof. Eugen Bracht.

Es kam dazu, daß sich die Verhältnisse seines Vaters verschlechterten. Trotzdem in dem materiell so wenig aussichtsvollen Beruf auszuharren, dazu hätte ein unerschütterter Glauben an sich selbst gehört.

So entschloß sich Bracht nach vierjährigem Studium, als Einundzwanzigjähriger, einen bürgerlichen Beruf zu ergreifen. Hatte ihn einst der Wille des Vaters von der Kunst fortdrängen wollen, so gab er ihr jetzt aus eigenem freien Entschluß

„Es war eine ungemein schwere Zeit. Mit ganzem Herzen hing ich an der Kunst, und nun hieß es, Wollpreise im Kopfe haben und ausrechnen, ob Londoner Rimessen besser in Köln oder in Lüttich zu bezahlen seien.

„Meine Not, die Sorten der vielen Wollpartien im Kopfe zu haben und deren Preise zu kennen, verursacht mir noch heute, nach mehr denn dreißig Jahren, fürchterliche Träume, aus denen ich geradezu gerädert erwache."

Forsthaus am See.

Valet. Er wurde Kaufmann, und zwar zuerst in Verviers; sechs Jahre später siedelte er nach Berlin über. Seine Branche war das Wollgeschäft, und er trieb es in Berlin selbständig unter eigener Firma.

In einer Selbstbiographie, die der Künstler für eine berühmte Berliner Autographensammlung geschrieben und illustriert hat, und die ich im „Zeitgeist" veröffentlicht habe, schreibt er über diese Periode seines Lebens:

Das Liebste in seinem Kaufmannsleben waren ihm die Geschäftsreisen, auf denen er immer noch Muße fand, seiner Freude an der Natur nachzugeben. So lernte er bei Ausflügen von Bremen aus die Lüneburger Heide kennen. Das war damals und noch lange später das verachtetste Stück des deutschen Vaterlandes. Der künstlerische Kaufmann lernte sie lieben, wenn er auch damals noch nicht ahnen konnte, daß er mitberufen sei, sie zu Ehren zu bringen,

Der Schnellzug.

und daß ihm diese Heidestimmungen und Hünengräber die ersten Erfolge als Maler bringen sollten.

Im Jahre 1874, zehn Jahre, nachdem er der Kunst entsagt hatte, gab er sein Geschäft auf, um sich ihr von neuem zuzuwenden. Jetzt war er ein gereifter Mann, entschlossen, *seiner* Kunst nachzugehen. Seine Selbständigkeit zeigte sich gleich in der Wahl der Landschaft, die er malen wollte. Er ging in die Lüneburger Heide. Diese Blicke in die Weite, die so ernst und träumerisch stimmen, reizten ihn. Sie gaben geschlossene malerische Wirkungen, jeder Blick hatte seinen Ton, auf den das ganze Bild gestimmt war. Er lernte dabei breit und einfach malen. In Karlsruhe, wo er sich niederließ und die Bilder ausführte, hatte er einen unverhofft schnellen Erfolg, der vielleicht mehr auf den Stoffen als auf der Arbeit beruhte. Diese Heidebilder mit ihrer Melancholie, die hier und da noch durch eine Staffage, ein Zigeunerlager oder dergleichen gesteigert wurde, kam dem beim deutschen Publikum immer vorhandenen Zug zum Romantischen entgegen.

Seine Heidebilder wurden Mode. Nicht immer suchte er die Motive in Lüneburg, er fand sie im Harz, in der Eifel. Aber nur ihre Herkunft war verschieden, ihr Charakter blieb immer derselbe.

Sechs Jahre befriedigte ihn dieses Schaffen. Aber dann zeigt sich zum erstenmal der Zug, der für Bracht so bezeichnend ist: was er kann, freut ihn nicht mehr, und er sucht, trotzdem das Alte Erfolg hat, etwas Neues. Jetzt wollte er Größeres, Bedeutenderes. Er glaubte, in den Wüsten des Orients die Stimmungen, die er malte, in gesteigertem Ausdruck zu finden.

Bracht sieht jetzt auf diese „orientalische Zeit" nicht gerne zurück. Er fühlt, daß sie ihn von dem rechten Wege abgeführt hat, daß die Steigerung, die er damals ersehnte, nicht durch die größeren Stoffe zu erreichen war, sondern durch andere Ausdrucksmittel, wie er sie denn auf diesem Wege später in der Tat auf solche Weise erreicht hat. Ja, mit der Schärfe, mit der er sich selbst beurteilt, spricht er es sogar aus, daß mitbestimmend für seine Orientreise der Gedanke war, durch die historische Bedeutung der Stätten, die er malen wollte, seinen Erfolg beim Publikum zu steigern.

Ich glaube, er ist ungerecht gegen sich und gegen den Orient.

Er sagt selbst, daß er damals schon das „höhere Ziel" verschleiert vor sich sah, „das Programm einer Stofflosigkeit im Interesse rein malerischer, koloristischer Lösungen." Hätte er es erreicht, ohne die Eindrücke der großen und farbig ihm so neuen und an sich so reichen Natur des Orients? Und hat er gerade diese Wirkung auch nicht von ferne geahnt? Ich glaube, daß, wie schon früher für die europäische Kunst des XIX. Jahrhunderts, so auch für Bracht wieder der Orient eine gute Schule war. Gerade in

den Bildern und besonders in den Studien, die Bracht von der Orientreise im Jahre 1880 zurückbrachte, trotzdem sie gemalt sind nicht des Farbenflecks wegen, sondern um den „Sinai“ und das „Tote Meer“ darzustellen, ist ein großer Fortschritt im Sinne eines „Programmes“ zu finden. Er malte sich die Hand frei, und seine Farbe wurde lebhafter; gerade das war es, was er für seine spätere Kunst brauchte.

Freilich, den Erfolg machten diesmal die Stoffe aus.

Der Erfolg war wichtiger und nachhaltiger als der erste. Er verschaffte ihm die Stelle als Lehrer an der Berliner Hochschule für die bildenden Künste, wo er fast zwanzig Jahre eine sehr erfolgreiche Unterrichtstätigkeit entfaltete. Und er verschaffte ihm gute Aufträge, freilich Aufträge zu Panoramen, die ihn nun wirklich von seinem Wege ablenkten.

Über seine fünfjährige „panoramische Zeit“ urteilt Bracht viel härter noch als über die „orientalische“. Und hier mag man dem Urteil nicht widersprechen. Wenn er für das Panorama der „Schlacht von Sedan“, von „Chattanoga“, des „Ausfalls aus Paris“ die realistischen Landschaften malte, so hatte das mit seinen künstlerischen Zielen nichts zu tun. Höchstens mag es einige Bedeutung für ihn gewonnen haben, daß er sozusagen „mit dem Besen“ malen mußte und dadurch immer größer in der Mache wurde.

Der Rabenhorst.

Brachts Charakter zeigt sich wieder darin, wie er in der Panoramenmalerei nicht aufging, sondern gerade diese Zeit äußerlicher Arbeit benützte, um, besonders auf fast jährlichen Reisen nach Paris, die Entwickelung der modernen Kunst zu verfolgen, selbst daran teilzunehmen und auch seine Schüler daran teilnehmen zu lassen.

So konnte auch diese „panoramische" Zeit mit ihrer Arbeit, die so ganz geeignet war, einen Künstler um sein Künstlerisches zu bringen, an Bracht vorübergehen, ohne ihm zu schaden. Er war regsam genug, um bei diesem Handwerk noch Lust und Zeit für wahre Kunst zu finden, sich frisch zu erhalten. Wie mancher Panoramenmaler und Illustrator konnte nicht mehr zur Kunst zurück! Bracht hat zwei Jahre, nachdem er sein letztes Panorama beendet, eines seiner besten Bilder gemalt: „Das Gestade der Vergessenheit", das der Kaiser ankaufte und für das der Künstler die große goldene Medaille erhielt: eine Bucht in fernem Meer, an deren Ufer die Gebeine vieler Gestrandeten bleichen. Gewiß, wenn man so will, ein literarisches Bild, ein Bild, das mehr aus einem Gedanken als aus einem Eindruck entstanden ist. Aber es hat etwas gerade mit den Werken von Brachts letzter Periode gemein: einen großen Farbenakkord, den die traurig-feierliche Stimmung betont. Es führt aus dem platten Realismus der Panoramen hinaus. Man fühlt, wie es gerade aus dem Widerwillen gegen diesen Realismus entstanden ist.

Märkischer Waldsee.

Nun folgt eine Zeit, der Bracht keinen Namen gegeben hat, die man aber die „touristische" nennen könnte. Der Künstler geht ins Hochgebirge, ans Meer, noch einmal in den Orient und malt überall. Er steht der Natur freier gegenüber, er malt frischer, farbiger, aber mehr als je sucht er das Interesse in den Dingen, nicht in seinem inneren Erleben. Solange, bis ihm

Pappeln im Flußbett.

Buchenhang.

Märkische Windmühle.

die Dinge gleichgiltig werden, bis ihn die wechselnden Bilder fremder Landschaften nicht mehr reizen können und er in die Heimat zurückkehrt.

Jetzt ist er in jeder Hinsicht reif geworden. Was ihm durch alle wechselnden Phasen seines Lebens unklar vorschwebte, jetzt sieht er es klar als Ziel vor sich. Er fragt nicht mehr nach dem Stoff, er hält es nicht mehr für wichtig, daß an der Stelle, die er malt, etwas Historisches passiert ist, oder daß diese Stelle etwas Romantisches oder Fremdes hat. Er entdeckt, daß die heimische Natur, die Natur der Mark oder seiner hessischen Heimat mindestens ebenso reich an malerischen Motiven ist wie die Fremde. „Seit die Frage nach dem ‚Stoff' für mich ausgespielt hat, finde ich die malerischen ‚Stoffe' geradezu überall und schaue so mit verjüngtem Auge in die Welt." Was er nicht hinzufügt, was man aber ergänzen muß, ist, daß er an diesen Stoffen einen ganz anderen innerlichen Anteil nimmt, daß er sie erlebt, während er die anderen nur ansah. Aber nicht nur in seinem Wesen war er reif geworden, sondern seine langen Lehr- und Wanderjahre hatten ihm die Herrschaft über die malerischen Ausdrucksmittel gegeben, die er für seine neue Kunst brauchte, für dieses schnelle Festhalten flüchtiger, manchmal nur momentaner Schauspiele.

Bracht selbst spricht von „Umwegen" in seiner Entwickelung. Aber mit Ausnahme der Panoramenzeit könnte man nicht vieles herausnehmen, ohne daß das Resultat dieser Entwickelung in Frage gestellt wird. Das braucht wohl nicht bewiesen zu werden, daß alle anderen Perioden ganz logisch in sich zusammenhängen, und daß er nur scheinbar immer wieder von vorn anfing. Freilich, etwas weniger Jungbleiben, etwas weniger Mut, und er hätte in irgend einer dieser Phasen hängen bleiben können.

Haben wir zuerst gesehen, wie der Künstler ist, dann, wie er wurde, so bleibt nur noch ein Wort darüber zu sagen, wie er wirkte.

* * *

Einen wichtigen Teil in Brachts Leben nimmt seine Tätigkeit als Lehrer ein. Als

man ihm nach fast zwanzigjähriger Lehrtätigkeit an der Berliner Hochschule das Meisteratelier an der Akademie der Künste, das er wünschte und das ihm der akademische Senat geben wollte, versagte, und als er infolgedessen sein Lehramt niederlegte, beeilte sich die sächsische Regierung, ihn für die Hochschule in Dresden zu gewinnen.

Künstler von ausgesprochen persönlicher Art pflegen keine guten Lehrer zu sein: man kann es ihnen nicht einmal verdenken, daß sie sich um die Kunst der anderen wenig kümmern, und für sich erst entwickelnde Individualitäten kein großes Verständnis haben; außerdem sind sie sehr selten klare Denker, die sich ihr Schaffen auch verstandesmäßig klar machen. So kommt es gewöhnlich so, daß ihre Schüler sie nachahmen und nachher große Mühe haben, selbständig zu werden. Die schwächeren werden sogar einfach erdrückt.

Bracht bildet eine Ausnahme. Er nahm sein Lehramt immer sehr ernst und brachte den erwachsenden Künstlern nicht nur eine sorgsame Liebe entgegen, sondern fühlte auch vor ihrer Eigenart einen tiefen Respekt. Selbst an jeder neuen Errungenschaft seiner Kunst interessiert, machte er sofort auch seine Schüler mit ihr vertraut; er war der einzige Lehrer an der Berliner Hochschule, dessen Schüler die „moderne Bewegung" nicht als ein Scheuel und Greuel ansehen sollten, sondern zwischen Gutem und Schlechtem in ihr unterscheiden lernen. Selbst immer bestrebt, klar über sich selbst zu sein und über die Mittel, mit denen er seine Wirkungen erreichen wollte, erzog er seine Schüler dazu, sich nicht nur auf den Instinkt zu verlassen, sondern auch Kunstverstand zu erwerben.

So sehr er, wie wir sahen, mit sich selbst beschäftigt war, seinen jungen Freunden

Der Holzweg. Gemälde in Privatbesitz in Dresden.

Hochgebirgs-Vordergrund.

versagte er sich niemals. Gerade dieses hingebende Mitleben mit der Jugend erhielt ihn selbst jung.

Für sein ganzes Verhältnis zu seinen Schülern bezeichnend ist, was er mir einmal antwortete, als ich nach meiner Rückkehr von Worpswede zu ihm sagte: „Modersohn war ja auch Ihr Schüler." „Das kann man eigentlich nicht sagen," meinte er nachdenklich, „ich konnte ihm eigentlich garnicht helfen, der mußte seinen Weg allein gehen; aber er hat uns allen, meinen Schülern und auch mir, viele Anregungen gegeben."

So hat Bracht seine Entwickelung seit zwei Jahrzehnten nicht nur für sich selbst durchgemacht, sondern für die ganzen jüngeren Berliner Landschafter. In jeder Phase dieser Entwickelung hat er Schüler erzogen, die sich frei weiter entwickeln konnten, die gleich ihm individuell und temperamentvoll sich ihre Kunst erwarben.

Am schwierigsten war das in der letzten Phase.

Bei Brachts Kunst, wie ich sie oben entwickelt habe, liegt unzweifelhaft eine Gefahr sehr nahe. Sie geht immer an der Grenze des Effektvollen und Leeren hin. Bracht selbst hat sich selten über diese Grenze hin verirrt, weil er eben innerlich ist und die Natur kennt. Seine Schüler, die nicht alle so tiefe Menschen sind, und die nicht dieselbe Lehrzeit als Realisten durchgemacht haben, gehen dagegen oft nur auf den Knalleffekt los, sie finden nicht den seltsamen Ausschnitt, sie suchen ihn, sie übertreiben ihn oft. Aber die Besseren werden den guten Weg auch von hier aus finden.

Es ist Absicht, daß ich diese Schüler am Schluß erwähne. Denn von ihren Werken aus gesehen, findet man in den Bildern Brachts eine neue Qualität, die sonst nicht auffallen würde: den Takt, mit dem er die Schilderung der merkwürdigen und überraschenden Schauspiele der Natur in Bilder bannt, die doch eine ruhige und streng künstlerische Haltung haben.

Digitized by Google

Der rote Acker. Nach dem Gemälde von Prof. Eugen Bracht.

Die Ketten.

Roman von

Ida Boy-Ed.

(Abdruck verboten.)

I.

„Herr Doktor Hennegall," meldete der Diener.

Die Geheimrätin lächelte unwillkürlich.

„Ich lasse bitten."

„Herr Doktor seien noch erst für einen Moment beim Herrn Geheimrat eingetreten," sagte Anders.

„Gut, gut. Ich erwarte also Doktor Hennegall nachher. — Nehmen Sie das fort."

Sie deutete auf das Teebrett, welches vor ihr auf dem Tischchen am Fenster stand. Der Tee war längst erkaltet. Auf dem Brett war alles, was zu ihm gehörte, mit größter Zierlichkeit, aber nur für eine Person hergerichtet gewesen.

Der Geheimrat Professor Dr. Wallraven hatte keine Zeit, sich im Zimmer seiner Frau viel zu zeigen. Sie war gewohnt, außer dem Abendessen alle ihre Mahlzeiten allein einzunehmen, höchstens Sonntags oder dann und wann einmal in der Woche aß der Geheimrat bei seiner Frau zu Mittag.

Anders mit seinem glattrasierten, klugen und jetzt vollkommen wie in Gleichgültigkeit erstarrten Dienergesicht räumte ab und stellte das Tischchen wieder gerade vor den Lehnstuhl der Geheimrätin.

Nun wartete sie, daß Doktor Wigus Hennegall, der Lieblingsschüler ihres Gatten, kommen würde, um sich ihren Glückwunsch zu seinem gestern erworbenen „Doktor" zu holen.

Sein Erscheinen zögerte sich hin.

Carolyne Wallraven sah in einer Art Gedankenlosigkeit zum Fenster hinaus. Ein paar leere Minuten des Wartens, nicht der Mühe wert, in ihnen das Buch oder eine sonstige Beschäftigung aufzunehmen.

Das Fenster des Hochparterres ging auf einen Vorgarten, den ein Gitter gegen die stille Rauchstraße abschloß. Das grauweiße Haus glich einem kleinen Palais. Um seinen Fuß, nur immer die Souterrainfenster frei lassend, zog sich rings eine farbenglühende, mit grünen Dekorationsgewächsen durchsetzte Anpflanzung, so daß die Mauern wie aus einer dicken, prächtigen Guirlande sich erhoben.

Gerade vor dem Fenster der Geheimrätin, jenseits des Kiesweges, der zwischen dem schmalen Beet um das Haus und den Rasen entlang führte, breitete sich auf demselben ein mächtiges, länglich rundes Beet, das von einer Überfülle blühender Monatsrosen ganz bedeckt war.

Draußen blieben eben ein paar alte Herren am Gitter stehen und schienen die Rosenfülle zu bewundern, dann gingen sie weiter.

Gleich darauf schritt eine junge Dame am Gitter hin, sehr langsam. Auch sie blieb stehen, als fessele der Anblick der unendlichen Rosenfülle sie ebenfalls.

Carolyne Wallraven sah in ihrer halben Gedankenlosigkeit die junge Dame an, selbst unsichtbar hinter dem Spitzenstore, der vor das Fensterglas gespannt hing.

Jetzt ging auch die junge Dame weiter. —

Wie lange sich Hennegall beim Geheimrat aufhielt. Nun, aus bewegtem Herzen hatte der junge Mensch seinem Lehrer und Gönner wohl heute viel zu sagen.

Im Zimmer war es still. Der hohe, prachtvolle Raum, der fast den ganzen Tag einer einsamen Frau zum Aufenthalt diente und nur in später Abendstunde oft Menschen, sehr viel Menschen dann, sah, lag sonnenlos. Aber kälter als durch den augenblicklichen Mangel an Sonnenschein wirkte er durch einen anderen Umstand. Es herrschte eine peinliche Ordnung in ihm. Es schien gar keine intime Beziehung zwischen ihm und seiner Bewohnerin zu bestehen. Er war nur wie ein Rahmen, wenn auch ein sehr vorteilhafter.

Es sah aus, als säße diese Frau hier wie ein erwartender Gast. Das einzige Buch neben ihr auf dem Fensterbrett genügte nicht, um den Eindruck hervorzurufen, als wohne und beschäftige sich hier eine geistig sehr regsame Frau, als rührten sich hier zuweilen fleißige und geschickte Hände.

Dennoch aber war der Raum zu schön, um geradezu unbehaglich zu wirken. In der einen Ecke, vor der graugrünen Wand, stand auf hohem Postament, in gelblich getöntem Marmor das schmerzverzerrte Riesenhaupt eines der Giganten von den pergamenischen Reliefs. Für dieses etwas zurückgeworfene Haupt mit dem vollen Haar und Bartgelock hatte Carolyne Wallraven eine besondere Vorliebe. Der halbgeöffnete Mund, die Querfalten auf der Stirn, das in übermenschlicher Klage emporgerichtete Auge schienen Leiden ungeheuerster Art auszudrücken.

An den Wänden herrschte moderne Kunst vor. Die Bilder einiger namhafter Maler hingen da als frische, helle Farbenflecke.

Polstermöbel von unauffälliger Art standen umher; den Boden deckte ein rotlila farbener, ziemlich dunkler Teppich.

Und ebenso vornehm gewählt wie jede Farbe, jedes Stück in diesem Raum war die Kleidung der Frau, deren Erscheinung dadurch auf das vorteilhafteste gehoben erschien.

Ein hellgraues, fast weißes Kleid, ganz modisch und sehr kostbar gearbeitet, umschloß die mittelgroße, gut gebaute Gestalt und verriet Linien von nicht alltäglichem Ebenmaß.

Das dunkle Haar war zu lang und zu reich, als daß Carolyne Wallraven eine lockere Frisur damit hätte riskieren können; in schweren breiten Flechten war es noch immer so kronenartig um das Haupt gelegt, wie vor mehr als einem Jahrzent, der Laune einer fürstlichen Frau folgend, zahllose Damen der österreichischen Aristokratie ihre Haare trugen.

Dies gab dem Haupt etwas Stolzes. Der verschlossene Ausdruck, der ernste Blick paßten dazu.

Noch immer war Carolyne Wallraven eine schöne Frau. Ihr köstlicher Teint aber verriet bei Tage seine künstliche Entstehung, trotzdem äußerste Sorgfalt und die subtilsten Mittel angewendet werden mochten.

An der ganzen Frauenerscheinung fehlt jede Spur weichen Behagens.

Klug, wartend, aufmerksam und selbst für die Einsamkeit ihres Zimmers auf das sorgsamste, durchdachteste geschmückt, saß Carolyne Wallraven da, wie eine, die sich nicht gestattet, ihre Sinneskräfte jemals schlummern zu lassen.

Immer kam Hennegall noch nicht.

Sie sah wieder hinaus und wurde plötzlich aufmerksam.

Das schien ja dieselbe junge Dame, die vor zwei Minuten schon am Gitter vorbeigegangen war. Carolyne hatte sie vorher kaum beachtet. Aber jetzt, da sie wieder vorbei schlich, kam ein Erinnerungsbild in das Auge der Frau: der rauhe, blonde Kopf und das Matrosenhütchen, das auffallende Gesicht mit dem kecken Näschen und den übergroßen Blauaugen — die zierlich-üppige Gestalt in einer weißen Bluse und einem schwarzweiß karrierten Rock. Die Kleidung war an und für sich gar nichts Besonderes. Durch die Art aber, wie die Trägerin sich hielt und bewegte, wurde alles an ihr dennoch auffallend.

Natürlich, das war dasselbe junge Mädchen, das vorher vorbeigegangen und stehen geblieben war.

Abermals stand sie und schien die Rosen zu bewundern. Nun glitt ihr Blick über das Haus, alle Fenster des Hochparterres und des ersten Stockes langsam streifend. Wie eine, die etwas sucht.

Dann ging sie zögernd weiter.

Die Tür zum Zimmer vom Flur her öffnete sich nun, und sogleich war die Frau von der weiblichen Person da draußen ganz abgelenkt.

Doktor Wigus Hennegall, der vor schon zehn Minuten Gemeldete, kam endlich herein. Er eilte auf die Geheimrätin zu, die sich erhob und ihm entgegenging.

Das warme Licht einer echten Herzlichkeit erhellte für einen Augenblick ihr Gesicht, als der junge Mann ihr die Hand küßte.

„Also am Ziel Ich gratuliere."

„O — nicht am Ziel! Nur einen Schritt weiter voran," sagte er.

„Sie haben recht. Und obenein heißt es jetzt, an diesem Kreuzweg, große Entscheidungen treffen. Kommen Sie — lassen Sie mich alles hören, was Sie mit meinem Mann sprachen."

Sie ging an ihren Platz zurück und sah, gerade als sie sich niederließ, daß jene junge Dame wieder vorbeiging. Aber es war im Moment so nebensächlich, — diese Beobachtung glitt nur so durch das Hirn — es lohnte ihr nicht, eine Bemerkung darüber zu machen.

Hennegall setzte sich auf den Stuhl an die andere Seite des Tischchens.

„Ich habe nichts Definitives mit Herrn Geheimrat gesprochen. Er riet mir, mit Ihnen alles zu überlegen."

„So ..."

Es schien, als blitze etwas in ihrem dunklen, düsteren Auge auf — eine kurze Freude.

„Ja. Herr Geheimrat sagte: meine Frau ist die klügste Beobachterin des Lebens, die man sich denken kann. Mehr Verstand und mehr Urteil finden Sie bei keinem Menschen. Ja, so sagte Herr Geheimrat."

Die Freude in dem braunen Auge erlosch. Die alte Herbigkeit lagerte sich wieder auf das schöne, stolze Gesicht.

Der junge Mann, der sie aufmerksam angesehen, nicht, weil er sie beobachten wollte, sondern wie man denjenigen Menschen anschaut, von dem man viel erwartet und viel will, bemerkte aber doch, daß irgend etwas in ihr vorging. Daß eine Gedankenreihe, eine Stimmung durch ihr Inneres zog, die mit seiner Person nichts zu tun hatte. Und da seine ganze Seele von Respekt vor dieser Frau erfüllt war, wartete er, was sie fragen wolle.

In wichtigen Lebensmomenten kann plötzlich der banalste, nebensächlichste Gedanke ein erregtes Hirn durchblitzen. So dachte Hennegall plötzlich:

‚Wenn sie sich nur nicht so schminken wollte, nur nicht so krampfhaft die Reste von Jugend und Schönheit ausarbeitete! Ich glaube gewiß, an den Schläfen ist das Haar gefärbt. Da sieht es etwas anders aus ... Mein Gott, wozu?!'

Ja, das war ihm ein Rätsel seit den zwei Jahren, daß er hier, fast wie ein Sohn aufgenommen, aus und ein ging. Eine so kluge Frau! Und nie bemerkte er die leisesten Spuren der Koketterie an ihr. War nicht auch die vollkommene Unbefangenheit, die sie im Verkehr mit ihm zeigte, ein Beweis für den Mangel an Gefallsucht? Wenn sie sich schminkte und schmückte, um für Männer noch begehrenswert zu erscheinen, so hätte doch einmal, ein einzigesmal ihr Auge auch ihn anblitzen müssen. Wenn auch nicht, um ihn selbst anzulocken — wenn auch vielleicht nur, um aus der Gewißheit, ihm zu gefallen, die Hoffnung zu schöpfen, sich einen anderen, wertvolleren zu erobern.

Nichts dergleichen. Ihre reservierte Güte blieb sich stets gleich.

„Woran denken Sie?" fragte die Geheimrätin.

Er wurde rot.

Er antwortete, was jedermann auf diese Frage zu antworten pflegt.

„An nichts."

„Das ist sehr wenig für einen Mann, der an einer Lebenswende steht.

„Vergeben Sie die dumme Antwort. Natürlich dachte ich etwas — aber es gehörte nicht hierher."

Da sie sein Erröten wohl bemerkt hatte, machte sie einen Schluß nach einer bestimmten Richtung.

„Hoffentlich nicht an eine Liebesaffäre — nicht an ein Wesen, das sich über den ‚Doktor' freuen wird? Aber was frag' ich: junge Menschen haben immer Liebesaffären."

„Gewiß nicht!" sagte er.

‚Mir scheint, er lügt. Er vermeidet meinen Blick. Wenn ein junger Mann scheu leugnet, sind da ernste Dinge. Leichtfertige Sachen geben sie lachend zu. Er kommt mir so wie so seit einiger Zeit anders vor. Das wäre schlimm. Und dumm. Er soll vorwärts. Gleich mit einer Kette am Fuß, kann er nicht unbehindert ausschreiten.'

Dieses alles dachte Carolyne Wallraven und sah ihn dabei prüfend mit einer, ihr selbst unbewußten, geradezu großartigen Ungeniertheit lange Zeit an.

Er war schon siebenundzwanzig Jahre alt. Sein durch Familienverhältnisse erschwerter Bildungsgang hatte ihn erst sehr spät zum Abiturientenexamen und auf die Universität kommen lassen.

Und dennoch haftete ihm etwas Jünglingsmäßiges an. Vielleicht sah das nur Carolyne Wallraven, die von ihm wußte, daß er ein Werdender sei, die seine gelegentlichen Unsicherheiten kannte.

Er hatte eine breite, weiße, feste Stirn, eine wie Menschen von sehr starker Energie

sie haben. Und darunter zwei graue, leuchtende Augen. Sein Gesicht war nicht regelmäßig und ein wenig fahl von Arbeit und Stubenluft. Aber es wirkte klug und männlich. Das dunkle, leicht gewellte Haar über der Stirn und der nach modischer Art spitz zugeschnittene, kurze Bart kleideten ihn sehr gut.

Seine Gestalt war ein wenig entstellt durch den billigen, schlecht sitzenden Anzug von jenem dauerhaften Grau, das man „Pfeffer und Salz" nennt.

‚Wenn er noch soviel Geschmack gehabt hätte, sich einen Jackettanzug zu kaufen; der Stoff und die Farbe und davon so eine Art Gehrock ... gräßlich,' dachte die Geheimrätin.

„Haben Sie Ihrer Familie nun die Mitteilung davon gemacht, daß Sie eine andere Laufbahn einzuschlagen denken?" fragte sie.

„Nein."

Sie machte eine ungeduldige Bewegung.

„Wie kann man eine so einfache Mitteilung so lange aufschieben."

„Die Mitteilung ist unter den gegebenen Verhältnissen nicht einfach. Und finde ich im Brief den überzeugenden Ton?"

„So reisen Sie hin und setzen sich mündlich mit den Leuten auseinander."

„Die Reise ist weit und kostspielig."

Plötzlich stockten ihre schnellen Hin- und Herreden.

‚Ja so,' dachte Carolyne Wallraven, ‚er ist ein armer Teufel. Ein sehr armer.'

Und Wigus Hennegall schämte sich einen Augenblick wieder seiner Armut. Und ärgerte sich zugleich über diese seine Scham, denn er hatte es sich hundertmal vorgenommen innerlich frei zu werden. Er war immer wieder davon überrascht, wie schwer das ist — welcher Sklavensinn in einem steckt, der sich ängstlich vor dem Hochmut und den Vorurteilen und den hergebrachten Begriffen beugt.

Unumwunden, ganz einfachen Tones sagte die Frau:

„Meine Kasse steht Ihnen zur Verfügung. Wollen Sie einige hundert Mark haben?"

Die Selbstverständlichkeit, welche sie ihrem Anerbieten zu geben wußte, der freie, fast liebevolle Blick, mit dem sie es begleitete, wurden ihm zu starker Versuchung.

Hundert Mark. Einige hundert Mark! Was wäre das in diesem Augenblick für ihn gewesen!

Seine Stirn feuchtete sich. Da lag gleichsam vor ihm ein kleiner Schatz, er brauchte nur zuzugreifen, und die quälende Gegenwart hätte sich ihm in lachende Freude verwandelt.

„Nein," sprach er heiser, „ich danke sehr — nein! So viel gab mir die Güte Herrn Geheimrats. Ich habe keine Kollegiengelder zu bezahlen brauchen, ich durfte ständig seine Bibliothek benutzen. Zahllose Male — ich will es gestehen," — aber seine Stimme bebte, und er gab sich einen förmlichen seelischen Anstoß — „zahllose Male, wenn ich tags nichts Warmes hatte essen können, habe ich an Ihrem Abendtisch mich satt gegessen."

Er begegnete Carolynens Blick. Er las etwas darin ...

„Und Sie haben das gewußt ..." rief er in plötzlicher Erkenntnis. „Nun auch noch Geld — nein!"

„Lieber Hennegall, ich habe es freilich geahnt, daß das Abendessen bei uns an manchen Tagen Ihre einzige Ernährung war. Aber glauben Sie denn, daß Sie der erste arme Student auf der Welt sind — ach ..."

Es war, als sei etwas zwischen ihnen gebrochen — eine Wand war gefallen — Die Fugen des zermarterten Herzens öffneten sich, und das Vertrauen quoll heraus.

Er begriff mit einemmal, daß er in den letzten zwei Jahren dieser verstandeskühlen Frau näher gekommen war, wie dem verehrten Lehrer selbst. Wie war das möglich? Ihr, der Kalten näher, als ihm, dem Warmherzigen, Jovialen?

Darüber konnte er jetzt nicht nachdenken.

Er sprang auf.

„O mein Gott, wenn ich Ihnen alles, alles sagen dürfte! Wenn Sie wüßten, in welchen Verhältnissen ich wie gefangen bin ..."

„Ein Weib?" fragte sie blitzschnell dazwischen.

„Nein," sagte er wieder, „das nicht — nicht so ... Ich denke an anderes. Das ist eine Kette. Ihre ersten Glieder wurden schon geschmiedet in der Zeit meiner Kindheit. Aber ich weiß nicht, ob ich Sie damit behelligen darf — mit

meiner Geschichte. Was bin ich? Ein Lieblingsschüler Ihres Gatten! Einer mehr in der langen Reihe, die er schon gehabt hat! Und man sagt, Sie sähen Ihre Lebensaufgabe darin, diese Lieblingsschüler auch Ihrerseits zu fördern — tragen sie doch den Ruhm Ihres Gatten in die Welt hinaus und hinüber auf die kommenden Generationen der Lernenden. Was bin ich?! Im nächsten Semester wird ein neuer Lieblingsschüler an Ihrem Tische gnädig aufgenommen."

Er stand und sah durch den Tüllvorhang des anderen Fensters hinaus, seine Gestalt halb von der Frau abgewandt. Er hatte feuchte Augen — eine Träne der Erbitterung, der Ohnmacht vielleicht — irgend eine schmerzliche Erregung hatte dieses Naß in seine Augen getrieben. Und vor dieser Frau wollte er sich nicht zu unbeherrscht zeigen.

Sie aber war bei seinen Worten erblaßt. Ihre Schminke verbarg den Farbenwechsel. Und sie schloß die Augen, und ein peinlicher Schmerzensausdruck verzerrte ihren Mund.

Ja, das war ihre Lebensaufgabe, die „Lieblingsschüler" ihres Gatten zu fördern — um damit Ernten für seine Eitelkeit schaffen zu helfen — ja, das war ihre Lebensaufgabe, Handlangerin zu sein, immer und überall, wo sein Streben wieder ein Ziel gefunden ... ihr Gold war das Fundament gewesen, darauf er sich gestellt, damit man anfinge, ihn zu sehen. Und ihr ganzes Dasein seitdem ein Dienen für die Zwecke seines Ehrgeizes.

Und mit lächelnder Selbstverständlichkeit nahm er das an, nein beanspruchte er das. Und rühmte mit seinem warmherzigen, jovialen Ton das großartige Verständnis seiner Frau für ihn.

Sie verstand ihn. Sie durchschaute ihn. O — mehr als er ahnte und ertragen hätte. Denn er war einer von den ganz großen Schauspielern, die auch vor sich selbst nicht aus der Rolle fallen wollen.

In diesen großen Schauspieler oder in seine Rolle hatte sie sich dereinst verliebt.

Seit den Zeiten, wo sie begann ihn zu erkennen, war ihr Leben eine stille Tragödie gewesen. Eine von jenen, die keine Knalleffekte haben. Buchdramen des Menschendaseins könnte man solche Tragödien nennen. Den, der sie mit feinstem seelischen und künstlerischen Verstehen verfolgt, erschüttern sie. Aber der Oberflächliche, der sich nur von Mord und Totschlag packen läßt, glaubt nicht einmal an sie, er versteht nicht einmal das Recht ihrer Konflikte.

Nun aber seit Jahr und Tag, nun begann das stille Drama mit seiner scheinbar kaum bewegten Handlung sich grauenvoll zuzuspitzen ...

Die aufrechte Haltung der Frau ward untergraben. Schlimme Minengräber schlichen in schlaflosen Nachten durch ihre Seele ...

Die Scham, die Demütigung, die Erkenntnis, daß auch ein unwürdiges Gefühl

Aus unserer Studienmappe:

Aus Hermann Wolffs Skizzenbuch.

unsterblich sein kann ... Ja, daß es zu neuem, zu einem Leben von verzehnfachter Gewalt wieder erwachen kann aus seinem Scheintod, an der grausamsten aller Kräfte, an der Eifersucht. —

Wie schnell huschen tausend Gedanken durch ein überreiztes Hirn.

Dem, der sie gedacht, scheint es, als müßten lange Minuten verflossen sein.

Wigus Hennegall bekam mit einemmal das Gefühl, daß er sich unartig benehme, indem er hier so lange stehe und stumm zum Fenster hinausstarre, der Frau den Rücken kehrend.

Da er nun auf ein Wort sann, das ihn entschuldigen sollte und vor allen auch den heftigen Ausbruch, sah er draußen langsam eine junge Dame in schwarzweißkarriertem Kleiderrock vorbeischlendern ... Er erschrak. Sein Herz klopfte.

Wie um zu verstecken, was die Frau garnicht ahnen noch bemerken konnte, wandte er sich nun rasch zu ihr.

„Ich habe mich hinreißen lassen. Alles was ich sagte, konnte obendrein noch undankbar klingen. Muß ich hinzufügen: das war in keinem Falle der Sinn —"

Auch Carolyne Wallgraven zwang mit festem Willen ihre Erregung nieder.

„Nein," sprach sie, „das brauchen Sie nicht zu versichern. Ich habe Sie genau verstanden. Aber ich will Ihnen etwas sagen, das Sie vielleicht doch freut. Für mich sind Sie keine Durchgangserscheinung, nicht unpersönlich ‚der Lieblingsschüler' an den ich programmgemäß einige Freundlichkeiten wende. Ich nehme Anteil an Ihrem Leben und Geschick, wie ich noch niemals an einem jungen Menschen nahm."

„O — gnädige Frau!" rief er voll heißer Dankbarkeit und griff nach ihrer Hand.

Es erschien ihr nebensächlich, diese ihre Anteilnahme ihm zu begründen, vielleicht dachte sie auch, daß Sympathien sich überhaupt nicht begründen lassen.

Er war ein Kämpfender und offenbar viel leidvoller Kämpfender als sie bisher gedacht. Denn das Ringen bloß mit Armut deuchte ihr für einen jungen, begabten Mann kein so beklagenswertes Los.

Ihre einsame Seele war in Not. Ein seltsames Verlangen, das sie ihrer Natur fremd geglaubt, regte sich in ihr: Schutzbedürftigkeit, der Wunsch nach einem Vertrauten!

Sie hatte keinen Sohn, an dessen Brust sie weinen konnte, dessen Arm ihr Wehr war.

„Vertrauen Sie mir also völlig. Ich werde Ihnen beistehen. Nicht so, daß es Ihre eigene Kraft ungenützt ließe oder gar lahm legte. Vielmehr sollen Sie dieselbe immer bis zum äußersten anspannen. Aber Sie sind noch ein Fremdling im Leben, in der Welt. Die rechten Schritte sollen Sie allein machen. Vor allzutörichten kann aber mein Rat Sie manchmal bewahren," sagte sie.

„Nein, gnädige Frau, das können Sie nicht, ich muß mich allein zurechtfinden. Auch durch Irrtümer, wenn es sein soll."

„Sie weisen mich zurück?" fragte sie mit einem wehmütigen Lächeln.

„Nicht die Freiheit, Ihnen mein Vertrauen geben zu dürfen!"

„Nun?"

„Was ich zu erzählen habe, ist lang und peinvoll. Darf ich es Ihnen schreiben?" bat er.

„Wenn Ihnen das leichter fällt ..."

„Viel leichter."

‚Liegt es an ihm oder an mir, daß er zu mir nicht sprechen kann?' dachte Carolyne Wallgraven.

Diese Frage war ihr wichtig. Nicht um der Person des jungen Menschen willen.

Wirkte auch auf ihn, den Unbefangenen, dem sie wahrhaft wohl wollte, ihr Wesen abschreckend kühl? ... Fürchtete auch er ihr durchdringendes, klares Beobachterauge?

„Von einen Thema aber können wir doch wohl gleich sprechen," hob sie an.

„Um mit Ihnen meine Aussichten im ersehnten Beruf durchzusprechen, dazu schickte Herr Geheimrat mich ja her," gab er zu.

„Sicherlich in der Hoffnung, daß ich Ihnen abrate. Mein Mann sähe für Sie ein leichteres Vorwärtskommen bei niedriger gesteckten Zielen," sprach sie langsam.

„Und Sie selbst?" fragte er drängend und nahm wieder ihre Hand.

Sein ganzes Wesen war Bitte: gib mir recht! War Hoffnung: du wirst mir recht geben!

Sie fühlte es wohl.

Zögernd sagte sie:

„Mein Mann hat gewiß recht. Aber ich — ich begreife Ihren Wunsch."

„Ja," rief er, „kann es denn etwas geben heut in unseren heißbewegten Tagen, das eine vollere Ausnutzung aller geistigen und moralischen Kräfte verheißt, als die politische Karriere?! Welcher Weg ..."

„Aber Sie — ohne Vermögen, ohne Familie, ohne ..."

Da sie stockte, sagte er bitter frei heraus:

„Und ohne Erziehung! ... Vollenden Sie das nur!"

Ein mildes Lächeln verschönte ihr strenges Gesicht.

„Ihr Herzenstakt, lieber Hennegall, wird Sie immer vor Ungeschicklichkeiten bewahren. Und die Äußerlichkeiten — das was man so Manieren nennt — die eignen Sie sich durch Ihre Beobachtungsgabe und Selbstkritik an — haben Sie sich schon teilweise angeeignet."

„Oft wollte ich Sie schon bitten, mir geradeaus zu sagen, wenn ich fehle."

„Gut, das soll geschehen!"

„Auch andere Männer sind aus der Dunkelheit einer ganz kleinbürgerlichen Geburt emporgestiegen. Über den Redakteursessel und Abgeordnetensitz sind sie an den Ministertisch gelangt. Warum sollte nicht auch mir dieser Aufstieg gelingen," rief er flammend.

Sie schüttelte leise das Haupt.

„Das gelang in Frankreich und in Dänemark, vereinzelt auch in England. Nicht bei uns. Bei uns gibt es keine Sprünge, nur Stufenleitern. Und wenn Sie die scheinbaren Ausnahmen betrachten, so finden Sie, daß der Aufstieg nur gelang, weil unterwegs viel Gepäck über den Gondelrand geworfen ward ... ganze Ballastsäcke von Gesinnung ... Und da Sie nicht als Regierungsassessor anfangen können ..."

Sie zuckte die Achseln.

„Traditionen und Zeiten ändern sich. Nie seit der Renaissance hat die Persönlichkeit so viel Möglichkeiten gefunden, sich durchzusetzen, sich zur Geltung zu bringen wie jetzt. Und auf die Persönlichkeit kommt alles an, sie allein gibt den Ausschlag, sie wird als Einzelerscheinung gewürdigt und betrachtet," beharrte er.

„Im künstlerischen Leben — ja. Im politischen nicht. Nicht einmal in Frankreich. Dort wie hier hat man Männern, die irgend einer Clique zu machtvoll zu werden schienen, die Untaten ihrer längst begrabenen Schwiegerväter, Basen und Vettern und was weiß ich, vorgeworfen. Grade das Mittel, das Sie zum Aufstieg zu benutzen hoffen, wird denselben hindern; oder, sollte er gelingen Ihnen den vergällen, wird wiederum Mittel des Sturzes werden: Die Presse!"

Er fühlte einen Groll in sich aufsteigen gegen die Frau. Er sah die nächste Pflicht ihrer eben ihm zugesicherten Freundschaft darin, daß sie seinen heißen Enthusiasmus noch bestärken solle. Sein leidenschaftlicher Jugendwille hatte sich Rat erbitten wollen, wie eben entschlossene Kampfnaturen ihn sich erbitten: sie würdigen den Rat nur, er tut ihnen nur wohl, ist ihnen nur willkommen, wenn er ihnen recht gibt. Widerstreben wird ihnen gleich zur Verständnislosigkeit; bedachtsame Erwägungen gleich zur pedantischen Kälte. Für die Pflicht des Beratenden, sich gegen den später möglichen Vorwurf: ‚Warum hast Du mich nicht gewarnt' zu wappnen, sind sie blind.

Carolyne sah auf seinem lebhaft bewegten Gesicht deutlich den Mißmut. Nicht nur um den jungen Mann zu besänftigen, dessen Leiden sie wohl verstand, sondern auch, um sich selbst ihm besser zu erklären, ihm verständlich zu machen, sagte sie:

„Wenn ich einen solchen Weg gehen wollte, würde ich, meiner Natur gemäß, vorher jede Schwierigkeit in fast unerträglicher Deutlichkeit und Größe sehen und... den Weg dennoch gehen!"

„O, ich wußte es!" rief er. „Ich wußte, Sie würden mich begreifen."

Er vergaß seine mißmutige Aufwallung von eben.

Stürmisches Hoffnungsglück erfüllte ihn. Er ging im Zimmer hin und her, seine Augen leuchteten. Mit einer Beredsamkeit, die über einen farbigen Wortschatz ohnegleichen verfügte, die durchglüht war von Leidenschaftlichkeit, entwarf er die Pläne für seine nächsten Lebensjahre. Carolyne Wallraven sollte ihn für keinen Phantasten, keinen Toren halten. Er malte den Kampf mit der Dürftigkeit. Er sprach vom Ringen im Dunklen, bis es gelang, durch irgend eine Artikelreihe endlich so sehr bemerkt zu werden, daß man ihm einen Redakteurposten anvertraute. Er schien vorweg die Anfeindungen, Mißverständnisse, Demütigungen zu durchkosten, die es auch dann noch geben

werde. Er trat in zunächst hoffnungslose Wahlkämpfe. Endlich fiel ihm ein Mandat zu. Er sprach zum erstenmal im Reichstag. Die Natur hatte ihn mit der Kunst begabt, das plastische, das zündende, das zeichnende Wort immer zu finden. Sie hatte ihm das Organ eines Heldenspielers gegeben. Äußerliche Zufallsgaben. Und dennoch ein Gnadengeschenk, eine mächtige Hilfe.

Und Carolyne sah ihm zu, ernst und aufmerksam.

Wie anziehend er aussah, in dieser Erregung. Ein Mann, Massen und Einzelne zu fesseln, Männer und Weiber sich zu erobern. Das gestand sie sich. So etwas wie ein Sonntagskind, das die launische Glücksgöttin vorerst in die Wiege der Dürftigkeit gelegt hatte.

Und was der beobachtenden Frau am meisten gefiel: in all seiner sprudelnden Leidenschaftlichkeit, die wahrhaftig nicht danach aussah, als wäre sie imstande, klug noch etwas zurückzuhalten, in all seiner Offenheit, die das Elend gerade so deutlich voraussah wie den Glanz, deutete nichts darauf hin, daß er seinen Gönner als mögliche Stütze und Brücke zu benutzen hoffte. Und ohne Zweifel würden sich doch dem „Lieblingsschüler" des Geheimrats Wallraven leichter die Spalten angesehener Journale öffnen, als dem alleinstehenden fremden jungen Hennegall, der ohne Empfehlungen kam. Und weiter: es beglückte sie fast, daß im Zukunftsbild seiner Laufbahn nicht die reiche Frau vorkam, deren Geld ihm als Schrittmacher vorausrollen könnte.

O, sie kannte einen, der hatte wohl einstmals sein Zukunftsbild nicht mit so heißen Worten sich hingemalt — der hatte wohl still gesessen und gerechnet. Und besonders ausgerechnet, wie groß die Mitgift und später zu erwartende Erbschaft Carolyne Arnheims sein könne ...

Als Wigus Hennegall sich satt geredet hatte, atmete er tief auf.

Und beinahe war es, als verschwebe mit dem Klang der letzten Worte auch die hohe Siegerstimmung.

Sein Gesicht verdüsterte sich plötzlich. Es bekam einen bitteren Ausdruck.

„Es bleibt vielleicht alles Phantasie. Nur ein Traum. Man wird sich mir in den Weg werfen. Mein Leben ist verkauft. Ich bin ein Sklave. Die Kette hör' ich klirren ... Freilich, den Weg, den ich gehen sollte, den kann ich ja gar nicht mehr einschlagen — falls es sich nicht herausstellt, daß man für den gezahlten Preis auch den Juristen brauchen kann und akzeptiert. Vielleicht wird auch ein unbeschäftigter Advokat aus mir, der sich durchs Leben hungert."

Carolyne staunte ihn an. Heute, da er zum erstenmal vor ihr nicht in Zaghaftigkeit, sondern in Freiheit sich gegeben, sah sie auch zum erstenmal diesen jähen Umschwung von hohem Mut zu völliger Ernüchterung.

Sie sprach es offen aus, wie ihr diese impulsive Art in Widerspruch zu stehen scheine mit seiner, schon bei Frost und Hunger bewährten Willensenergie.

„Ja," sagte er, „ich leide auch darunter. Es ist vielleicht der Überrest meines Jugendfehlers. Ich war heftig bis zur Selbstvernichtung, bis zur Vernichtung anderer. Vielleicht erklärt meine Geschichte Ihnen alles. Ich hoffe sie Ihnen morgen ... aber nein, morgen noch nicht ... eine bindende Verabredung mit einem sehr intimen Freund ..."

Carolyne hörte nicht, was er weiter mit sehr unfreiem Wesen noch alles über diese bindende Verabredung vorbrachte. Sonst wäre ihr, der nichts entging, wo sie einmal anfing teilnahmvoll zu beobachten, dies aufgefallen, und sie hätte sich erinnert, daß Hennegall oft gesagt, wie er keinen Freund habe und suche. Auch Freundschaft sei ein Luxus und koste Zeit und Geld. Er hoffe später mehr Freiheit zu haben und Verkehr suchen zu können.

Nein, sie hörte nicht mehr zu. Denn ihr Ohr vernahm ein Geräusch — fern, oben im Haus — nur ihr schon bemerkbar — nur ihren lauschenden Sinnen zugänglich.

Die Tür des Studierzimmers ihres Gatten hatte sich geöffnet und war geschlossen worden. Ein Schritt ging den Korridor entlang, kam treppab.

Sie hörte es, verfolgte es, trotzdem Teppiche auf Korridor und der Treppe jedem Tritt den Hall nahmen. Aber schwer auftretende Füße, die einen wuchtigen Körper tragen, lösen dennoch einen stumpfen Ton aus, der mehr dem Gefühl als dem Ohr spürbar wird.

Jetzt kam der Geheimrat Wallraven

herein. Er war ein breitschulteriger Mann, etwas beleibt und wirkte deshalb kleiner als er war. Sein bärtiges Gesicht, das eines sehr frischen Fünfzigers, trug einen heiteren Ausdruck. Seine grauen, dunklen Augen sahen mit ungewöhnlicher Lebhaftigkeit und Intelligenz jedermann fast dreist ins Gesicht. Es war etwas Stechendes in ihnen, zuweilen auch etwas hochmütig Kaltes. Aber es gab nur wenig Menschen, die sich das heimlich gestanden.

„Nun, mein lieber Hennegall, hat meine Frau ihr Talent, aufzüngelnde Wünsche und Hoffnungen mit kaltem Wasser zu begießen, wieder mal bewährt?" fragte er lachend. „Darin ist sie Meisterin."

Sie biß sich auf die Lippen.

„Die gnädige Frau hat mich auf die Schwierigkeiten hingewiesen, aber mir nicht ganz abgeraten," sagte der junge Mensch. Ihm schien, als läge verletzender Spott in des Geheimrats Ton. War es denn nicht mehr der bekannte, joviale Ton? Oder hatte er — Hennegall — plötzlich aus irgend einem Grund ein Ohr für den Unterklang darin bekommen?

Der Geheimrat stand, die Rechte in der Hosentasche, in der Linken einen großen länglich viereckigen Briefumschlag, mit dem er sich fächerte.

„Carolyne," sprach er, immer mit einer gewissen Bonhommie, die sich darin zu gefallen schien, auch über den Ernst des Lebens das erfrischende Licht des Humors hinspielen zu lassen, „Carolyne, handle nicht sträflich an diesem jungen Mann! Mir schien es ratsamer, er habilitierte sich als Privatdozent hier in Berlin."

„Ohne Mittel wie er ist? Und was soll er lesen? Staatengeschichte? Volkswirtschaftslehre? Staatslehre? Deine Themen?! Als ob ein Dozent auf Hörer rechnen könnte neben Dir? Hat irgend einer der anderen Herren andere Hörer als ein paar arme, nicht zahlende Studenten, die sich nicht zu Dir trauten, oder höchstens einige jener — Sonderlinge, die aus Prinzip nicht bei einem . . . großen Mann hören? Wenn er Privatdozent werden will, wäre Berlin und in Deinem Schatten wohl der letzte Platz. Dann muß er sich eine kleine Universität aussuchen."

In die Augen des Mannes trat das Stechende.

Die Frau sah es. Das war der Ausdruck, den sie fürchtete, der sie schmerzte.

„Teuerste Carolyne," sprach er lächelnd, „nur in einer Großstadt kann sich unser junger Held, den alles ziert, außer leider sein Portemonnaie, die Mittel zum Unterhalt schaffen, auch wenn vorerst die Hörer ausbleiben. Er kann Stunden geben, Examinanden einpauken, kann sich schriftstellerisch versuchen. Ja, er kann hie und da mir zur Hand gehen und Arbeiten, die ich ihm fürstlich zahlen würde, für mich ausführen."

‚Ausnützen willst Du ihn! Dein Lieblingsschüler soll er bleiben! Gerade soviel leuchten, daß es Dich ehrt, aber nicht dereinst verdunkelt. In Deiner Hand willst Du ihn behalten,' dachte die Frau.

„Kampf da, Kampf dort, Herr Geheimrat," sagte Hennegall; „verzeihen Sie mir — aber dann will ich eben so kämpfen, wie meine Sehnsucht mich heißt."

Die Linke des Geheimrats, mit dem Briefumschlag, machte eine bezeichnende Bewegung, so als schleudere oder scheuche sie etwas fort.

„Na, mein Lieber," sagte der wuchtige Mann im Tone der guten Laune, „gängeln kann ich Sie nicht, obschon Sie ein bißchen mein Ziehkind sind. Was Sie während Ihrer Referendarzeit an Arbeit und Zielbewußtheit geleistet haben, muß mir wohl den Glauben einflößen, daß Sie wissen, was Sie wollen. Sie haben nun ganz programmäßig Ihre Entwickelung als Jünger der Rechtswissenschaft durchgemacht. Das bleibt unverloren, denn der Doctor juris ist nun mal bei uns so was wie ein Schlüssel. Hießen Sie ‚von' Hennegall und hätten eine nette Rente, so riete ich unbedingt: suchen Sie bei der Regierung anzukommen! In zehn Jahren wären Sie Landrat, in zwanzig Regierungspräsident, in dreißig vielleicht Minister. Dann kämen Ihnen alle Kenntnisse, die Sie bei mir gewonnen, großartig zu statten. Es trieb Sie ja fast leidenschaftlich vom corpus juris hinweg zu den lichten Höhen der Staatswissenschaften. So ein Trieb ist immer das Zeichen einer innersten Berufung. Aber leider heißen Sie nicht ‚von' Hennegall."

„Was mich nicht hindern soll — an gar nichts," rief der junge Mann.

„Da Sie mir den Privatdozenten schnöde ablehnen, da der Regierungsassessor

saure Traube für Sie ist, bleibt uns noch der Advokat. Organ und Rednergabe haben Sie. Ihr Wissen über die Grenzen Ihres Faches hinaus und doch organisch mit demselben verwachsen, kann Ihnen auch da sehr nützen. Jedes Wissen gibt der Rede Reichtum. Je vielseitiger das Wissen und die Interessen des Redners sind, um so reicher wird ihm zuströmen, was den Hauptschmuck der Rede ausmacht: das Bild. Im glücklichen Bild lag das Geheimnis der Gewalt Bismarkscher Reden. Ich hätte Vertrauen zu Ihrer Zukunft als Advokat."

„Ich nicht, Herr Geheimrat. Es könnte sein, daß Verhältnisse ihn mir aufzwängen... ich würde leiden, wenn ich mich darin zu finden hätte."

Der Geheimrat lachte und sagte, zu seiner Frau sich wendend:

„Siehst Du, Carolyne, so ist die Jugend. Zehn Wege stehen ihr offen. Aber nein, sie will durchaus den Zaun niederhauen, der ihr den elften versperrt."

Er seufzte wie einer, der sich als guter Kerl in alles ergibt.

„Der selbstgewählte Weg kann nie zum Unglück führen," rief Hennegall trotzig.

„Doch," sagte Carolyne, „doch!"

Sie sagte das in einem so schweren, eigentümlichen Ton ...

Aber Hennegall konnte dem nicht nachsinnen, denn der Geheimrat, der dieses schwer betonte „doch" nicht gehört zu haben schien, sprach:

„Lieber Hennegall, nun heißt es für Sie überall Anschlüsse suchen! Nichts vergessen — keine Gelegenheit versäumen, den Wagen Ihres Geschickes fest an einen günstigen Zug anzukoppeln. Sie sind ein schmucker Junge. Denke mir, für Weibergeschmack haben Sie was Interessantes — nicht, Carolyne? — Ach so — Du kannst Dich wohl nicht in schwärmerische Mädchenherzen 'rein denken. Na also, was ich sagen wollte: mit d e n Augen verdreht man einer Erbin den Kopf. Hören Sie's?! Eine reiche Heirat rat' ich Ihnen dringend."

„O nein — mein Weib soll alles mir verdanken," rief der junge Mann.

Carolyne Wallraven saß wie eine Statue.

Den enthusiastischen Ruf des jungen Mannes übergehend, sprach der Geheimrat weiter.

Er verlor sich in Erinnerungen an den Tag, wo er seinen Doktor gemacht, und stellte die Behauptung auf, daß so ein Rausch von Wichtigkeit, wie er eine junge Männerbrust erfülle am Tage, wo er sich zuerst Doktor oder Leutnannt nennen höre, ein Genuß sei, der den Frauen leider unbekannt bleibe.

Er erzählte, wie eine seiner ersten Handlungen gewesen sei, sich neue Visitenkarten drucken zu lassen. Und jene einfache Karte damals mit dem ersten Titel, dem einfachen Doktortitel, die habe ihn mit königlichem Stolz erfüllt. Immer wieder habe er sie besehen und gelesen. Und ein Dutzend unnötiger Besuche habe er gemacht, bloß um seine Karte abgeben zu können. Ja, dies weiße, simple Stückchen Kartonpapier, das habe ihm mehr Spaß gemacht als seine heutige Visitenkarte mit den vielen Titeln und der Ritterwürde hoher Orden.

Und er lachte humorvoll über seine naive Freude von damals.

Carolyne lächelte nicht mit.

Der junge Mann aber mußte mitlachen. Wie bezaubernd war das, wenn ein so großer Mann in so reiner, einfacher Menschlichkeit von sich und seiner Jugend sprach.

Wie deutlich klang aus seinen Worten, daß ihm alle äußerlichen Ehren, die ihm sein erfolgreiches Leben gebracht, eigentlich ganz nebensächlich erschienen.

„Apropos, Hennegall, wenn Sie nun auch Visitenkarten drucken lassen: ja den ganzen Vornamen oder bloß Hennegall! Diese A oder N oder Z, die den Vornamen andeuten, sind vom Übel. Wenn ich nicht irre, steht unter Ihren Briefen L. Hennegall. Fort mit dem L. Denn es heißt vermutlich Ludwig oder Louis oder Leo," bemerkte der Geheimrat weiter.

„Es wird mir um so leichter, auf den Ludwig zu verzichten, als ich in meinem ganzen Leben niemals so genannt worden bin, sondern immer nur Wigus. Eine Namenentwickelung, wie sie in Kinderstuben vorkommt und dann Familienangewohnheit wird."

„Famos, famos," rief der Geheimrat, „das adoptieren wir. Wigus Hennegall. Ausgezeichnet. Das paßt für die Öffentlichkeit. Das haftet im Ohr. Der Name macht zuweilen den Mann."

Seine Frau dachte daran, daß er ihren Namen Caroline dereinst auch ein wenig aparter hatte machen wollen. Auf seinen

Wunsch wandelte sie ihn in die ausländische Carolyne um. Für eine zärtliche Spielerei hatte sie das genommen ... Seine Inszenierungskunst verschmähte auch die nebensächlichsten Mittelchen nicht.

Und er zählte eine Reihe von sehr bekannten Männern auf, die einen sehr glücklichen, für die Popularität geradezu prädestinierten Namen gehabt hätten, den alle Welt sich schnell merken mußte.

Carolyne saß bei dem ganzen Gespräch wie teilnahmlos, jedenfalls in auffälliger Schweigsamkeit. Hennegall hatte schon zuweilen zu bemerken geglaubt, daß sie kalt und verschlossen blieb, wenn der Geheimrat alle seine Gäste munter unterhielt und mit seinen reichen Lebenserfahrungen und seiner Jovialität alles rings fesselte. Jetzt, wo man zu dritt war, spürte der junge Mensch dies ihr Verhalten sehr deutlich.

Es sah beinahe nach Kritik und zwar nach einer abfälligen aus.

Das mußte auch schwer für das so lebhafte Wesen des Geheimrats sein. Und in diesem Augenblicke begriff Hennegall eigentlich nicht, wie er sich vorhin dieser herben Frau so vertraut nahe hatte fühlen können.

„Meine Frau verachtet die Nüancen," sagte der Geheimrat jetzt, „sie wird Ihnen ohne Zweifel noch sagen, daß es allein auf die Reinheit und Stärke des Grundtones Ihres Wesens ankommt. Aber wenn man sich der Welt vorträgt, sind es justement manchmal die kleinen Vibrationen, die den Klangreiz geben."

„Was hast Du in der Hand?" fragte Carolyne trocken dazwischen. Sie hatte längst gesehen, daß es eine Hofansage oder dergleichen sein mußte.

„Ach — ja. Über unsern jungen Helden hier vergaß ich ganz ... Hofansage — das heißt der Kammerherr v. Münstershagen schreibt mir, daß der König von Transsilvanien gern vertraulich mit mir plaudern möchte. Seine Majestät," fügte er erläuternd hinzu, „ist zur Zeit an unserem Hof zum Besuch. In Transsilvanien brauen sich allerlei Konflikte zusammen. Der König schrieb mir schon wiederholt vertraulich darüber. Er will mein, vor der Hand privates und unverbindliches Gutachten über einige staatsrechtliche Fragen hören. Nun ist er in Potsdam. Ich soll hinauskommen und nach der Unterredung bin ich zur Tafel befohlen. Ach," schloß er mit dem Ausdruck des Mannes, der lieber seine Ruhe und sein Behagen will, „wenn doch die Herrschaften begreifen wollten, daß das unsereinen bloß stört."

„Heute stört Dich das doch in nichts. Wir haben ja keine Abendgäste," sprach Carolyne.

„Doch," sagte er, „doch. Ich hatte eine sehr nette kleine Verabredung."

Sie fragte nicht mit wem. Aber ganz von freien Stücken setzte er nach ein paar Sekunden hinzu:

„Mit einem durchreisenden Kollegen. Ich werde ihm eine Rohrpostkarte schicken. Also, liebe Carolyne ..."

Mit bedauernder Geste breitete er die Hände. Es drückte deutlich aus: rechne nicht auf mich heute abend.

Wigus Hennegall hörte die Uhr sechs schlagen. Klar, mit Silberton klangen die Töne vom Kamin her, wo auf dem Sims eine Uhr stand.

Er erschrak. So spät schon. Er wollte gehen. Carolyne, die seit einigen Augenblicken zum Fenster hinausstarrte, um ihres Gatten Blicke zu vermeiden, wurde plötzlich sehr aufmerksam auf etwas, das draußen vorging.

Wieder schlenderte die junge Dame im schwarzweiß karrierten Kleiderrock vorbei.

„Wie sonderbar," sagte sie und sah sich unwillkürlich nach den beiden Männern um, wie man tut, wenn man die Mitaufmerksamkeit jemandes erwecken will, „guckt mal die da draußen — die geht hier schon zum sechsten oder siebenten Male vorbei und sieht so her ..."

Beide Männer erschraken. Aber Carolyne sah nur den leisen, dennoch bemerkbaren Schreck ihres Gatten, über dessen Gesicht, es scheckig rötend, helle Glut hinflackerte.

„Vielleicht eine Freundin von Anders," sagte er scherzend.

Wigus Hennegall empfahl sich nun mit Hast.

Er dankte noch einmal für alles, alles und verhieß Carolyne, daß das Versprochene morgen oder übermorgen in ihren Händen sein sollte. Der Geheimrat erkundigte sich nicht weiter danach, was dies geheimnisvolle Versprochene sei, sondern ging scherzend und lachend, zugleich mit Hennegall, aus dem Zimmer.

In dem prunkvollen Raume blieb die Frau einsam zurück.

Immer noch saß sie in ihrem Stuhl, die weißen, dünnen Finger regungslos auf dem Tischchen vor ihr gefaltet.

Schön, stattlich und harmonisch wäre ihr Bild jedem erschienen, der sie flüchtig so hätte beobachten können.

Aber künstlich, wie die köstlichen Farben des ebenmäßigen Angesichts, war auch die harmonische Haltung:

Marternde Gedanken zogen durch ihr Hirn. So viele, so vielerlei, daß sie kaum einen lange grübelnd verfolgen konnte.

Ihres Gatten humoristische Erzählungen aus seinen Jugendtagen, die er vorhin zum besten gegeben, fielen ihr ein.

‚Daß ich nicht heucheln kann,‘ dachte sie verzweifelt.

Denn sie wußte es wohl, er heischte nach der Genugtuung, daß alle ihm folgten, seine Stimmung teilten, mit ihm lächelten, wenn er lächelte. Sie wußte es wohl, ihre stumme Abwehr reizte, ärgerte ihn ...

‚Könnte ich heucheln!‘ dachte sie noch einmal inbrünstig.

Und wenn er, der ihre Unfähigkeit, sein Publikum zu vermehren, nur auf ihr kühles Wesen schrieb, wenn er den wahren Grund dieser ihrer Widerwilligkeit ahnte! Oh, er würde sie wohl hassen.

Denn konnte er die Erkenntnis ertragen, durchschaut zu sein? Niemals.

Und dann fiel Carolyne wieder jenes blonde Mädchen ein, das hier so auffällig vor dem Hause hin und her gegangen war, vielleicht noch ging.

Wie jenes seltsame, fleckige, scheckige, fahle Rot über sein Gesicht hingeflackert war! Das geschah ihm, zu seinem eigenen Ärger, immer in Momenten plötzlicher Erregung.

Kannte er jenes Mädchen? Sie hatte nicht eigentlich zweifelhaft ausgesehen. Nur sehr auffallend. Keine Dame. Aber auch keine Dirne. Was ging die hier? Warum zeigte sich auf seinem Gesicht jenes sprechende Rot? Kannte er sie?

Und der brennende Schmerz, der ihr qualvoll das Herz rasch und rascher klopfen ließ, sagte ihr: ‚Ja, er kennt sie, er errötete um ihretwillen.‘

Sie sah hinaus, um aufzupassen, ob dies blonde junge Weib noch einmal vorbeigehe, noch einmal am Gitter stehen bleibe.

Aber sie kam nicht mehr. Nur gleichgültige Menschen gingen dann und wann vorüber.

Der Hall ihrer Schritte auf den Quadern des Bürgersteiges klang im Ohr der unglücklichen Frau nach.

Anders, der Diener, ging durch den Vorgarten. Er trug ein Rohrpostbriefchen in der Hand.

Carolyne sah es.

Das war das Briefchen, das die „nette kleine Verabredung“ abbestellte.

Sie brauchte nur unter irgend einem Vorwand Anders zurückrufen, ihm den Brief abnehmen, sagen, sie wollte gerade selbst ausgehen und er könne lieber dem Herrn bei der Toilette helfen. Dann würde sie wissen ...

Alles was sie hätte können, huschte durch ihr erfinderisches Hirn.

Aber sie richtete sich nur ein wenig gerader auf. Ein leiser Seufzer zitterte von ihren Lippen.

Draußen fiel mit hellem Klirren die eiserne Gitterpforte ins Schloß, und der Schritt des Dieners verhallte.

II.

Wie lau die Luft des Junitages den jungen Mann anwehte, als er nun hinauseilte, um so schleunig wie möglich die zu treffen, deren Anblick vom Fenster aus ihn erschreckt und um vor allen Dingen zu verhüten, daß sie ihm angesichts des Hauses begegne.

Er würde sie, trotz der Zeugenschaft der Geheimrätin Wallraven, die wahrscheinlich noch immer hinter dem Tüllstore im Lehnstuhl saß, natürlich nicht verleugnet haben.

Aber zwischen Verleugnen und Entdecktwerden gibt es doch einen Mittelweg: den gefunden und männlichen des Eingestehens zur rechten Zeit.

Wigus Hennegall wußte sehr genau, wie seine Gönner, der Geheimrat selbst gleich seiner Frau, eine frühe Verlobung mit einem armen kleinen Mädchen mißbilligt haben würden.

Er mußte ihnen in dieser ihrer Mißbilligung völlig recht geben; er begriff es ganz und gar, daß es aller Welt töricht erscheinen würde, wenn er, der nichts besaß wie Hoffnung auf die Zukunft, schon die Verantwortung für ein anderes Menschenleben mit übernahm.

Aus unserer Studienmappe:

Studien von Prof. Paul Mohn zu dem Märchen „Drei Männlein im Walde".

Er dachte eines Tages in der rechten Stunde das überzeugende Wort zu finden, um wenigstens Carolyne Wallraven, der Frau, der frei und gut denkenden Frau, verständlich zu machen, wie diese aufflammende Leidenschaft für Sidonie Lindstädt seinem von übermäßiger Arbeit und härtesten Entbehrungen erfüllten Leben einen fieberhaften Reiz gegeben.

Es war auch seine Absicht, diese Stunde nicht unnötig hinauszuschieben.

Nur erst vergewissern mußte er sich, ob die Kette, an der er sich bewegte, ihn für immer festhielt . . .

Aber selbst dann . . . dann mußte Carolyne Wallraven erst recht begreifen, daß er ohne die speisende Flamme dieser Liebe erstarren und verdorren würde.

‚Etwas muß der Mensch haben,' dachte er manchmal.

Der unendlichen Gefahren dieses Gedankens ward er sich jetzt nicht bewußt.

Er war wie einer, der mit heißem Keuchen bergan steigt und sich die Ruhe-

pause von Minuten gönnt. Der denkt nicht zurück und nicht vorwärts. Nur ein paar Atemzüge lang gibt er sich der Lust des Stillstehens hin und horcht staunend, wie wild sein Herz schlägt.

Solch Herz muß sich ausruhen. Und wo ruht es sich besser aus, als an einem andern, einem liebenden Herzen?

Kaum hatte Wigus Hennegall die Gitterpforte des Wallravenschen Gartens geschlossen, so sah er am Ende der kurzen Straße Sidonie Lindstädt.

Er lief förmlich, um sie nur schnell zu erreichen.

„Na, endlich!" sagte sie.

„Wie kommst Du hierher?" fragte er. „Wir wollen in den Tiergarten hinüber gehen."

Und er ging hastig weiter, so daß sie sich zu einem schnelleren Schritte entschließen mußte, um an seiner Seite zu bleiben.

Das runde Gesichtchen mit den übergroßen Blauaugen bekam einen übellaunigen Ausdruck.

„Wie unfreundlich Du bist," sagte sie.

„Verzeih' mir, Siddy. Aber Du weißt, ich will vorerst meinen Gönnern unser Verlöbnis noch verschweigen. Es war deshalb nicht klug, gerade vor dem Wallravenschen Haus so auf- und abzugehen."

Sie blieb stehen. Sie faßte ihn an den Arm. Es ging ihr wie vielen Menschen. Wichtige Dinge mochte sie nicht im Gehen besprechen.

„Da wohnt Wallraven?" fragte sie erstaunt.

Nun verstand er nicht.

„Ja, hast Du das nicht gewußt? Du standest doch vorm Gitter still?"

„Ich? Ausgerechnet vor Wallravens Haus? Nee. Ich bin immer egal die Rauchstraße lang gegangen und wieder zurück und hab' aus purer Langeweile mir alle Häuser angeguckt und bin stillgestanden, wo's schöne Blumen hinterm Gitter gab."

„Wenn Du mich nicht von Wallravens oder vielmehr von ihrem Hause abholen wolltest, wie kamst Du dann überhaupt hierher?"

„Die Mädlern sagte, Du seiest man eben in die Rauchstraße. Na, und weil ich Dir mitteilen wollte, daß wir heut abend Deinen Doktor doch nicht feiern können, ging ich Dir nach. In der kleinen Straße, dacht' ich, könnt' ich Dich ja nicht verfehlen."

Richtig, Wigus entsann sich; er hatte hastig seiner Wirtin gesagt: wenn Fräulein Lindstädt kommt ... sie wartet vielleicht bei Ihnen; ich muß eben noch in die Rauchstraße.

„Du kannst heute abend nicht? Gestern schriebst Du mir doch, wir wollten heute zusammen sein."

Er war enttäuscht. Aber nicht so sehr, wie bei seiner Verliebtheit in das kleine blonde Geschöpf natürlich gewesen wäre. In seine Enttäuschung mischte sich ein erleichternder Gedanke: er hatte schon sorgenvoll ausgerechnet gehabt, welche Kosten ihm eine bescheidene Bewirtung der beiden Frauen in irgend einem Biergarten machen würde. Denn Siddy hielt strenge darauf, immer ihre Mutter bei sich zu haben. Er ehrte das. Aber wenn man sich einmal einen Ausgang gönnte, wurden die Kosten durch die dritte Person vermehrt. Und für ihn spielte schon der Pferdebahngroschen eine Rolle.

Aber diese kleine Erleichterung, die er spürte, erbitterte ihn zugleich.

Welch elendes Leben!

„Ja," sagte Siddy achselzuckend, „es ist mir auch leid. Aber wie es manchmal so kommt: ich habe Nachricht gekriegt, daß eine alte Freundin meiner Mutter durchreist. Und die hat uns eingeladen zu heut abend. Und die kann 'mal viel für mich tun. Das ist eine große Künstlerin geworden und hat nacher 'n Theaterdirektor geheiratet, einen reichen, weißt Du. Die will ich mir warm halten."

„So, wie heißt sie denn?" fragte Wigus, obschon es ihn eigentlich nicht interessierte.

Siddy sagte einen Namen und fügte eifrig hinzu, es stehe auch im Fremdenblatt. Sie zog dasselbe aus der Tasche und wollte Wigus den Namen lesen lassen.

Das Blatt sah recht zerknittert aus und Siddy hatte es auch so gefaltet, daß der Tag und das Datum nicht zu Gesicht kamen.

Aber Wigus wehrte ab. Es war ihm wirklich gleichgiltig. Auch imponierte ihm diese dereinstige Schauspielerin, die von Siddy zur großen Künstlerin erhoben ward, kein bißchen.

Er war heute mit so viel ernsten Dingen beschäftigt.

Langsam gingen sie durch den übermäßig belebten Tiergarten; zwischen allen Gebüschpartien öffneten sich Blicke auf Wege oder Plätze, die von hellen farbigen Flecken wie durchsetzt waren: spielende Kinder, langsam schreitende, sommerlich gekleidete Menschen waren das. Und in der Nähe auch Menschen über Menschen; Spaziergänger, die ihnen entgegenkamen, andere, die sie überholten, dritte, die so dicht hinter ihnen gingen, daß ein vertrauliches Gespräch nur brockenweise geführt werden konnte.

Zu einem reinen, erlösenden Genuß an der Natur, zum Gefühl der Freiheit und des Friedens hier zu kommen, war wenigstens in dieser Stunde unmöglich.

„Welches war denn Wallravens Haus?" fragte Siddy.

Wigus fuhr aus schweren Gedanken auf.

„Das mit dem riesengroßen, ovalen Monatsrosenbeet davor und der Statue in der Nische, in der Mauer des ersten Stockwerkes."

„Donnerwetter, das sieht nobel aus."

„Siddy!"

„Ja, Du hast recht. Ich nehm' mir auch immer vor, auf meine Sprache zu achten, aber das rutscht manchmal noch so 'raus. Berufe mich nur."

Ihr heißes Streben nach besseren Formen in Wesen und Sprache entwaffnete und rührte ihn immer, wenn ihn einmal eine Anwandlung von Mißbehagen ernüchtern wollte.

„Sag' mal, Wallraven ist wohl sehr reich? All die berühmten Professoren sind reich."

„Die Mediziner, Chirurgen, Chemiker und Techniker — ja. Aber Wallraven hat nur die Einnahmen seines Gehaltes, seiner Kollegiengelder und ein wenig aus seinen Büchern. Das Vermögen, das ihnen dies Haus und die vornehme Lebensführung gestattet, das hat Frau Wallraven. Sie ist ja eine geborene Arnheim."

„Ach, so 'rum," sagte Siddy, die unter dem großen Eindruck, den diese Mitteilung aus irgend einem Grunde auf sie machte, wieder vergaß, daß sie „vornehm" sprechen wollte.

Sie blieben sehr schweigsam. Beide hatten zu viel zu denken. Die ganze Zukunft und die verschiedensten Möglichkeiten ihrer Gestaltung zogen durch ihre Phantasie. Sie waren beide entschlossen, ihren Weg zu machen. Der Mann aber, der den seinen nie vorausdachte, ohne im Geist die Gefährtin neben sich zu sehen, ahnte nicht, daß sie bereit war, auch über ihn hinweg zu schreiten.

Sidonie Lindstädt sah zwei Leitern vor sich, auf denen ein Emporstieg ihr sicher schien. Entweder heiratete sie Doktor Wigus Hennegall, sobald er ein einigermaßen angesehener Journalist geworden war, und machte dank seiner Feder und seiner Verbindungen mit der Presse eine glänzende Karriere am Theater. Sie glaubte sich zur „Salondame" berufen und trug schwer daran, daß sie zur Zeit noch an einem Vorstadttheater die nebensächlichsten Kammermädchen spielen mußte. Ihre Mutter, die dereinst sich in ähnlicher Stellung befunden, dann einen Choristen geheiratet hatte und nun für die Damen der großen Bühnen nähte, ihre Mutter prägte ihr beständig ein, daß sie allen Versuchungen des Theaterlebens unantastbare Tugend entgegensetzen müsse. Die sei zur Erreichung dieses ersten Planes vorteilhaft; zur Verwirklichung des zweiten Planes eine Notwendigkeit. In den Köpfen der beiden Frauen spukten verführerisch allerlei Geschichten, in denen es hübschen und sittenreinen Mädchen vom Theater gelungen war, eine „große" Heirat zu machen. Weltberühmte Künstler und Gelehrte hatten sich sogar schon scheiden lassen, um ihrem alternden Leben neuen Reiz zu geben, indem sie ein hübsches Kind in ihr reiches Haus als Gattin führten. Warum sollte nicht auch Siddy so einen Treffer in der Daseinslotterie machen!

Klug abwarten! Und inzwischen keine Karten aus der Hand geben! Die Chance, die sich geboten hatte, einstweilen festhalten; vielleicht für immer, wenn keine bessere kam. ‚Frau sein, Frau Doktor, das ist schon immer viel. Und man kann ja wohl auch hoffen, daß der Mann sich 'mal aus seiner Hungerleiderei 'rausrappelt,' sagte Frau Lindstädt.

In schweigendem Wandern kamen sie endlich in die Karlstraße. Sie wohnten in dem gleichen Gebäudekomplex. Dadurch hatten sie sich auch kennen gelernt. Hennegall lebte im Hinterhaus, vier Treppen, bei der Witwe Mädler, die ihr schmales Brot durch die Studenten gewann, an die sie

Stuben vermietete, für die sie kochte und wusch und flickte. Ebenfalls vier Treppen, aber im Vorderhaus, hatten Frau Lindstädt und ihre Tochter zwei, nach dem Hofe zu belegene, möblierte Zimmer gemietet.

Von Fenster zu Fenster, über den Schacht des von grauen Mauerwänden umschränkten, düsteren Hofes hin, hatte man einander zuerst bemerkt.

Und Sidonie konnte gar nicht anders: sie kokettierte gleich ein wenig, wenn sie spürte, daß man sie beobachtete.

Obenein war Frau Lindstädt eine gute Freundin von Wigus Hennegalls Wirtin.

Wigus erkundigte sich bei Frau Mädler nach dem Namen des reizenden Geschöpfes. Von freien Stücken fügte die Frau noch mehr hinzu. Ein förmliches Lebensbild. Und ergriffen sah Wigus in ein Dasein hinein, welches dem seinen verwandt, aber deshalb rührender schien, weil dort Unschuld und Gebrechlichkeit sich in ehrlichem Kampfe durchschlugen. Er selbst, er war ein Mann. Ihm fiel es zu, Natur und Begabung hatten ihn zum kraftvollen Kampf vorbestimmt. Und wenn er sich zuweilen an seinem Los erbitterte — Erbitterung ist eine Art von Schleifstein, sie schärft nur die Waffen.

Aber kämpfende Frauen! Das tat ihm, den eine Dulderin geboren und erzogen, weh, als treffe ihn ein persönliches Verantwortungsgefühl.

So kam sein wohlgefälliges Interesse an der zierlich-üppigen Erscheinung der jungen Nachbarin in die Treibhausluft des Mitleids und der Bewunderung. Schön, arm und rein! Jede dieser Eigenschaften wurde durch die anderen zu Werten ohnegleichen gesteigert.

Bald sah er nicht ohne heißes Herzklopfen zu dem Fenster hinüber, an welchem das runde Köpfchen mit dem lockeren reichen Blondhaar sich über eine Näharbeit neigte. Oft, sehr oft verließen die Blicke des jungen Mädchens die Arbeit und suchten den Nachbar gegenüber.

Und dann strahlte ein Lächeln auf dem kindlich runden Gesichtchen.

Eines Tages ward die persönliche Bekanntschaft gemacht. Nach dem langen Vorspiel, während welches Auge und Phantasie nur allzu beschäftigt gewesen, gedieh diese Bekanntschaft so rasch zu eifrigstem Verkehr, daß es schon nach acht Tagen zur Verlobung kam.

An jenem Abend lag Wigus Hennegall lange schlaflos. Sobald der Zauber der Gegenwart nicht mehr wirkte, der liebevoll verheißende Blick der blauen Augen, der innige Druck der kleinen Hand seine Pulse nicht mehr schlagen ließ, kam eine bittere Reue über ihn. Er glaubte sich an dem holden Mädchen versündigt zu haben, indem er ihre Jugend an seine Armut gebunden. Er fühlte auch deutlich, daß er sich an sich selber versündigt hatte, da er sich eine solche Verpflichtung auflud. Geht man allein, hat man die Wegeswahl. Bindet man sich an einen schwächeren Genossen, hat man den für ihn bequemsten Pfad zu wählen.

Aber diese bitterliche Reue erblaßte langsam vor dem Reiz, der nun in sein Dasein gekommen.

Sein Tag hatte nun eine Feierstunde! Zum erstenmal seit Jahren gab es für ihn etwas, worauf er sich freuen konnte. Seine Arbeitskraft, die gerade angefangen hatte, unter dem Übermaß und Gleichmaß seiner Sorgen und seines Fleißes zu leiden, belebte sich zur köstlichsten Frische. Er arbeitete als Referendar am Amtsgericht, bereitete seine Doktordissertation vor und brachte es fertig, jede freie Stunde sich staatswissenschaftlichen Studien noch besonders zu widmen. Wallravens Güte machte ihm die Vorlesungen, die er nicht besuchen konnte, im Manuskript zugänglich. So blieb er ganz im Zuge des Kollegs.

Ohne den Sonnenschein aus jenen blauen Augen hätte er dies alles nicht gekonnt. Aber wenn Sidonie ihm nur einmal liebevoll zunickte, kam ihm das frische Gefühl: es lohnt sich dennoch zu leben. Und wenn sie ihm eines ihrer kleinen Briefchen schickte, in welchen sie ihm in zärtlichsten, aber oft nicht ganz orthographisch richtigen Worten mitteilte, daß man sich heute nicht treffen könne, daß sie diese oder jene Verhinderung habe, ward ihm solch Briefchen zur reizvollen Entschädigung. Er malte sich entzückt das Amt des Bildners aus, das seiner wartete. Was würde sich noch alles aus dem intelligenten Geschöpf machen lassen!

Und wie hob es sein, des Gedrückten und noch Unsicheren, Selbstgefühl, einem anderen Wesen gegenüber die Autorität, der Hebende zu sein.

Holzstapel im Walde. Ölstudie von Prof. Eugen Bracht.

Was für eine Genugtuung, die Formen, welche er selbst gierig lernend sich bei Wallravens durch Beobachtung aneignete, die Geliebte zu lehren und dafür ihren Dank und ihre Bewunderung zu ernten.

Jeder Strebende kommt rascher voran, wenn er sich auf den Fersen einen Nachstrebenden weiß. —

Daß Sidonie und ihre Mutter sich so willig einverstanden zeigten, die Verlobung ganz geheim zu halten, nahm er als ein zartes Liebesopfer ihrerseits fast mit Beschämung an.

Wie sehr die Geheimhaltung den Frauen erwünscht war, ahnte er nicht.

In jedem Manne, der in Verblendung über den wahren Wert der Geliebten und Begehrten beharrt, steckt ein Stückchen vom Don Quixote. Und auch seiner wartet die tragisch bittere Stunde der Erkenntnis, die dem sterbenden Ritter kam und die sein Schicksal vom Lächerlichen zum Furchtbaren erhob. —

Wigus Hennegall nahm unter dem Tor des Hauses für heute Abschied von Sidonie. Hinter dem Flügel der weit offenstehenden Tür zog er das Mädchen an sich und küßte es leidenschaftlich.

Ihm war, als müsse er sie und sich damit aussöhnen, daß er nicht enttäuschter über den Entgang des erhofften Abends sei.

Und Siddy küßte ihn wieder. Sie war temperamentvoll, und es gefiel ihr gut, mit dem Feuer zu spielen.

So schieden sie.

Der junge Mann stieg treppauf, Stufe um Stufe mit seltsam bleiernen Füßen. Der schnelle heiße Kuß seiner Braut hatte nun doch jäh die Enttäuschung riesengroß emporlodern lassen, und die Sehnsucht nach dem süßen Geschöpf und der endlichen Vereinigung mit ihr machte ihm das Blut schwer und heiß.

In seinem Zimmer war es freundlich. Die Abendsonne schien herein und schmückte den kärglich ausgestatteten Raum. So war es, als throne er in lichtvollem Glanz hoch über dem düsteren Schacht des Hofes, in den hinab Sonnenstrahlen mit ihren goldenen Fingern nicht greifen konnten.

Unter dem Fenster stand ein vierbeiniger, länglich viereckiger Tisch. Er diente dem jungen Gelehrten zum Schreibtisch, und Bücher, Papierstöße, beschriebene Blätter bedeckten ihn. Das klobige, gläserne Tintenfaß stand anspruchsvoll mit seinem bauschigen, halbgefüllten Leib dazwischen. Sonst gab es im Zimmer noch ein Bett und ein Waschgestell mit emailliertem Blechgeschirr, einen schmächtigen, sehr gelb angemalten Kleiderschrank, zwei Wiener Rohrstühle und ein kleines Bücherbord. Darauf, die Fenster ihrer Zimmer mit Gardinen zu schmücken, hatte Frau Mädler lange verzichtet. Bei ihr wohnte zumeist Studentenproletariat. Das ging zu schlecht mit den Dingen um, weil es von zu Haus selten ordentliche Sachen gewohnt war. Ein Rouleaux und oben eine jämmerlich schmale kleine Falte aus buntem Cretonne — das mußte genügen.

Auf diese Weise kam nun alles Licht, was irgend konnte, herein. Das war Wigus lieb.

Helligkeit war sein Element. Er arbeitete fröhlicher in ihr. Und er konnte so auch den Tag bis zum letzten Schein ausnutzen.

Ohne Verzug setzte er sich, um seine Geständnisse für Carolyne Wallraven zu schreiben.

Er fühlte die Echtheit ihrer Teilnahme. Wie konnte er ihr besser danken, als mit Vertrauen?

Auch mußte es eine Wohltat sein, sich selber einmal den Zusammenhang seines bisherigen Lebens klar darzulegen.

Bei solcher Arbeit stellt man sich gleichsam prüfend dem eigenen Selbst gegenüber.

Man entdeckt vielleicht gemachte Fehler, aber vielleicht auch Freiheiten und Rechte, deren Ausnutzung man sich bisher entgehen ließ.

Aus den Mitteilungen an Carolyne Wallraven erwuchs ihm auch sicher die rechte Art, an die Seinen zu schreiben, denn so erging es ihm auch bei seiner geistigen Tätigkeit: eines erwuchs immer organisch aus dem anderen. Jeder Aufsatz, den er schrieb, war dem Stoff nach aus einem Nebengedanken des vorigen entstanden. Er war gar kein aphoristischer Geist, trotz seiner Rednergabe. Indem er sich die Bogen zurechtlegte, sah er unwillkürlich erst einmal hinüber. Siddy war nicht am Fenster, aber der krumme Rücken der Mutter und das stark vorgeneigte Haupt mit dem spärlichen grauen Haarschopf war sichtbar, und unaufhörlich ging die Rechte in die Höhe und

wieder hinab. Da man den Faden in der Hand der nähenden Frau aber nicht von hier erkennen konnte, sah es gerade aus, als schlage sie, weit ausholend, unermüdlich mit ihrer Rechten in ihre Linke nieder.

‚Arme Frau!‘ dachte Wigus Hennegall, und seine eigene Mutter fiel ihm ein.

Nun, die hatte gottlob noch einen Mann, der ihr zwar kein Glück gab, aber doch Brot.

Der Gedanke an seine Mutter ließ auf einmal eine ganze Reihe von Jugendbildern vor ihm entstehen.

Ohne Säumen begann er nun zu schreiben:

„Mein Schicksal entschied sich an einem harten, sonnenlosen, winddurchpeitschten Märztag. —

„Seit Jahren schon war es mein heißer Wunsch gewesen, ein Gymnasium besuchen und später studieren zu dürfen. In unserem Städtchen aber befand sich nur eine Mittelschule, in welcher man in allen Realfächern soweit unterrichtet ward, daß das Reifezeugnis zum einjährigen Dienst den Bildungsgang krönte. Oft genug sagten meine Lehrer es mir gerade heraus, ich solle doch sehen aufs Gymnasium zu kommen. Aber meine Eltern setzten mir stets entgegen, daß ihnen die Mittel fehlten, mich etwa nach Breslau oder einer anderen Stadt in Pension und in die Schule gehen zu lassen.

„Mein Vater war und ist noch ein kleiner Angestellter in der Fabrik der Herren Schradin. Diese Fabrik, die schon von Schradins Vater gegründet worden ist, bildete ehemals den Stolz des Städtchens. Sie beschäftigte viele Hundert Arbeiter, und ihre Erzeugnisse: farbige Tuche, gingen bis nach Amerika. Schradin selbst aber hatte wenig Interesse an seinem Besitz. In ihm lebten zwei ausgesprochene Neigungen: Kunstsammlungen anzulegen und Menschenfreundlichkeit üben. So lange die Konkurrenz nicht in die Absatzgebiete der Fabrik Schradin eingriff, ging alles im bisherigen Gleise, und neben den Zinsen seines Barvermögens hatte Herr Schradin aus den Einkünften der Fabrik überreiche Mittel, seinen Neigungen zu leben. Sowie aber die Zeit des großen industriellen Aufschwungs kam und die Konkurrenz alle Mittel moderner Chemie für ihre Technik aufwandte, fing das Haus Schradin an zurückzugehen. Da erwachte erst in dem Mann, der in seinem, stillen Genuß und in philanthropischen Schwärmereien seine Tage verbracht, eine Art Liebe zu dem von seinem Vater begründeten Geschäft. Er fand, als er mit einem vereidigten Buchhalter, den er sich von auswärts hatte kommen lassen, und mit einem neu engagierten Techniker den ganzen Betrieb sorgsam durchging, Schlendrian ohnegleichen, und schlimmer als das: Beweise begangener Unterschleife, im kleinen wie im großen. Da nun ‚retten‘ das innerste Bedürfnis des besonderen Mannes war, so hielt er, was sich irgend halten ließ. Ja, die Möglichkeit, eine Anzahl von Menschen, die nur gestrauchelt waren, weil sie ihre Nebenmänner keck und unbeaufsichtigt vom Wege schreiten sahen, mit starker Hand wieder moralisch zu festigen, veredelte ihm die Pflicht, sich fortan mehr dem Geschäft zu widmen. Unter denen, die der Versuchung nicht widerstanden hatten, befand sich mein Vater!

„Zu viel Tränen und Szenen gab es in jenen Tagen, zu sehr schmälerte sich von Stund ab unser Brot — als daß wir Kinder — meine beiden Schwestern, mein Bruder und ich — nicht alles hätten erraten und verstehen sollen. In der Enge einer kleinen Wohnung, wenn sechs Menschen zusammen in vier Stübchen leben, kann man keine Geheimnisse bewahren, nicht einmal aus Erziehungsgründen. Und darin zumeist schien mir immer die Tragik der Armut zu liegen. — Herr Schradin verzieh seinem Kassenboten, meinem Vater; die Rücksicht auf die Kinder und die Frau des schuldig gewordenen Mannes mochte mitbestimmend gewesen sein. Meine Mutter hatte gebeten, daß die Schuld ratenweise am Gehalt abgezogen werden möge. Ich, der Sohn, ich hörte eines Tages, wie mein Vater ihr das vorwarf, weil er annahm, daß ohne diesen Übereifer Herr Schradin ihm die Schuld geschenkt hätte. So ‚überspannt‘ wie Schradin sei . . .

„Daß der Retter beginnt, die Geretteten zu lieben, ist ein alltägliches Vorkommnis und hat viele sehr deutliche seelische Gründe. So war es bei Herrn Schradin nur die zu natürliche Erscheinung, daß er fortan besonders teilnahmsvoll die Entwickelung der durch seine Güte vor dem Zusammenbruch bewahrten Familien verfolgte. Er ließ meine ältere Schwester Sophie im Hotel des Städt-

chens kachen lernen; bei dem Modewarenhändler, der dank einer großen, reichen Landkundschaft ein wirklich bedeutendes Geschäft besaß, wurde Lina, die zweite, zur Direktrice ausgebildet. Ich, ein Jahr jünger noch als Lina, mußte Ostern und Michaelis meine Zeugnisse vorweisen. Und da Schradin sah, daß ich ein begabter Junge war, fing er an, davan zu sprechen, daß ich später als Lehrling in sein Kontor treten und mich dort im Laufe der Zeiten zum Dispanenten emporarbeiten könne.

„Nur meine Mutter und ich empfanden in diesem allen die selbstlose Güte. Mein Vater und meine Schwester sahen diese Fürsorge als eine Herrn Schradins Art gemäße versteckte Kontrolle an. Sophie hätte sich lieber amüsiert, und Lina fand, daß sie zu jung sei, mit sechzehn Jahren schon in eine Karriere einzutreten, die naturgemäß mit dem Lernen von Mäntel- und Kastümzuschneiden und -Nähen begann.

„In unserem Hause war immer die dumpfe Atmasphäre der Unzufriedenheit. Und die tabenden Gewitter, die zuweilen hindurchbrausten, hatten ihren Urheber eigentlich immer in mir.

„Es ließ meinen Zarn allemal jäh aufkachen, wenn ich sah, daß meine Mutter für all ihre Mühen nur Vorwürfe erntete. Mein Vater, vor Herrn Schradin und vielleicht diesem oder jenem Wissenden in der Fabrik zu demutsvoller Haltung gezwungen, entschädigte sich zu Hause. Seine Eitelkeit sprang wie ein Teufelchen an der Spirale empar, wenn der niederhaltende Druck von ihm genammen war. Er genaß förmlich die eigene Tyrannei, mit welcher er sein Weib knechtete. Kochte sie Bahnen, hätten es Erbsen sein sallen, und waren es Erbsen, grallte er, daß es keine Bahnen waren. Und so in allem. Auch Saphie und Lina plagten die Mutter mit Ansprüchen. Vielleicht waren sie zuweilen gerecht; denn die Mädchen konnten, weil als Lehrlinge in einem Beruf tätig, nicht selbst für die Instandhaltung der Kleidung sorgen. Mich aber reizte es, wenn Mutter Handschuh waschen und Spitzenkragen bügeln sallte. Ich bestritt mit der anmaßenden Richterstrenge des werdenden Jünglings den Schwestern das Recht, Handschuh und Spitzenkragen zu tragen. Jeder Streit, den ich anfing, erhöhte nur das Duldertum meiner Mutter. Dennoch aber lernte ich mich nie beherrschen. Wenn ich meine Mutter weinen sah und meine Schwestern wie um mich zu höhnen unbescheidener sich gebärden sah, machte die Reue mich wieder zornig gegen mich. Junge Menschen aber, ab sie nun körperlich ader seelisch leiden, wenden sich gleich varwurfsvall gegen andere.

„Und so in bitterem Unbehagen stand meine Jugend. Und diese stete, schleichende Unfraheit ließ mir das Leben als etwas Widerwärtiges erscheinen.

„Vor diesem grauen Hintergrund gab es noch obendrein die Gewißheit, daß ich nicht würde studieren können; die Furcht, daß sich meine Tage öde abhaspeln würden in Erfüllung ungern übernommener Pflichten, in eben derselben Umgebung, die meines Vaters schwache Stunde und Erniedrigung gesehen.

„Nie heraus! Nie empar! Verdammt wie ein Pferd im Göpel, ewig im Kreise die Maschine meines Lebens im Gang zu halten.

„Ein ungeheurer Tratz gärte in mir und sann auf eine Tat der Auflehnung. Und sollte sie mein Leben kasten! Wenn sie nur genügend schrie! Sa sehr, daß es allen mit Entsetzen in den Ohren gellte. Aber wenn meine Phantasie salche Tat ersannen und ausgeführt, kam mein Verstand und verachtete sie als zu romantisch, zu kindisch. Die Tat mußte so sein, daß sie nicht belacht, nicht mißverstanden werden kannte. Und mir fiel keine ein ...

„So kam der Tag heran, wa ich aus der Schule entlassen wurde, mit dem Reisezeugnis zum einjährigen Dienst. Wir waren unserer sieben. Ich, der Jüngste, fünfzehn und ein halbes Jahr alt, der Stolz der Schule und meiner Lehrer. Und zum Abschied sagten es alle nach einmal, untereinander, daß ich es hörte, und zu mir direkt: Hennegall müßte nach aufs Gymnasium und dann studieren. Es fiel der Name Schradin. Ein solcher Wohltäter! Sallte er nicht auch für Wigus Hennegall etwas tun ...

„Und da war mir's, als verließe mich die Besinnung. Nur mit Gewalt bezwang ich mich, es nicht allen ins Gesicht zu rufen: den Weg, den einzigen, der möglich gewesen, den hat mir der leibliche Vater versperrt; Schradin hat ihm soviel zu verzeihen gehabt, hat für die Meinen soviel getan, daß

es schimpfliche Frechheit wäre, ihn auch noch für mich zu bitten ...

„Ich sah es plötzlich so: mein Vater, meine Schwestern hatten mir genommen, was mir sonst geworden wäre.

„Jeden bitteren Moment unseres elenden häuslichen Lebens kostete ich wieder durch.

„Es war wie ein Phänomen in mir: jeder Eindruck der Vergangenheit war mir deutlich gegenwärtig und die ganze Zukunft sah ich, die der Vergangenheit genau glich.

„Ich wollte meinen Vater, meine Schwestern nicht mehr sehen ... nicht unser Heim, in dem die vergrämte Mutter umher wanderte mit dem Gesicht des Leidens ... Ich wollte keine Zukunft.

„Ich wollte den Tod ...

„Das war an jenem harten, sonnenlosen, winddurchpeitschten Märztag.

„Meine Mutter hat es mir nachmals erzählt mit ihren schüchternen, dürftigen Worten, mit der Sprache der einfachen Frau, wie alles war. Und wenn solche unbeholfene Sprache die der Mutter ist, so wird sie zur beredtesten der Welt. Der Blick des treuesten Auges, der Ton der vertrautesten Stimme sagen alles. So zauberte sie vor meinem Geist das Bild jener Stunden:

„Freudigen Herzens erwartete mich die Mutter. Für sie war mein Abschied aus der Schule auch ohne die rühmlichsten Zeugnisse, die ihr Mutterstolz für mich voraussah, vor allen Dingen der Tag, der ihr und dem Vater die Erziehungslasten und Ernährungskosten für den Sohn abnahm. ‚Gottlob, soweit haben wir ihn!‘ Dies primitive Gefühl und dazu die lockende Vorstellung, daß das soweit gebrachte Kind nun bald würde selbst verdienen können, war auch in der Brust meiner Mutter das triumphierende.

„Sie saß am Fenster. Aber die Zeit verrann, und auf dem Bürgersteig, hart am Glase vorbei, hinter dem sie saß, kamen, dunkle Schatten ins kleine Zimmer werfend, meine Mitschüler einzeln und zu Paaren vorbei, nur ich nicht.

„Der Mittagstisch sah eine scheltende, sich zankende Familie um sich. Der Vater und die Schwestern, unwählerisch in Worten, empörten sich über den Bengel, der sich Gott weiß wo mit Freunden herumtrieb, anstatt mit seinem Zeugnis heimzukommen. Die Mutter nahm mich in Schutz. Vielleicht feierten die jungen Leute irgendwo ihren Schulabgang und niemand konnte sich der Beteiligung entziehen. Aber diese Vermutung empörte den Vater vollends: Feiern? Bier kneipen im Wirtshaus? Wer bezahlte das? Man würde es erleben, daß es morgen irgendwo eine Zechschuld zu berichtigen gäbe.

„Der Vater ging in die Fabrik, die Schwestern ihren Pflichten nach. Mutter blieb wieder allein.

„Die Stunden vergingen. Edu, der Jüngste, mußte sein Spiel auf der Straße mit den Nachbarskindern unterbrechen und herumlaufen. Er kam heim mit der Botschaft, daß jeder der entlassenen Schüler sich bei seiner Familie befand; eine kleine Abschiedskneipe sollte erst abends um acht Uhr stattfinden, Wigus Hennegall habe aber abgelehnt, dabei zu sein.

„Allen war auch sein bleiches, starres Gesicht, sein sonderbares Wesen aufgefallen.

„Und auf einmal entstand, in irgend einem phantasievollen Kopf geboren, die Idee: wenn er sich was angetan hat?!

„Meine Leiden hatte ich stumm getragen. Sie verständlich zu machen, so sehr verständlich, daß jeder Hinz und Kunz erschüttert sagt: der arme Knabe — welche Jugend! — dazu müßte ich Bände schreiben und meine Seele nackt hinstellen.

„Wie meine Mitschüler auf den Schreckgedanken kommen konnten, bleibt unerklärlich.

„Aber ein Raunen ging durch das Städtchen: Wigus Hennegall wird vermißt.

„Als die Dämmerung kam, liefen schon auf allen Wegen Schulgenossen mich zu suchen. Als es Nacht wurde, gingen auch ernste Leute mit. Mein Vater wandte sich an die Polizei. Diese kleine Stadt in der Übersichtlichkeit ihres Lebens duldete keine Unklarheit. Und ein junger Mensch, der kein Geld hatte, weder auf dem Bahnhof, noch in irgend einem Wirtshaus gesehen worden war, mußte verunglückt sein.

„Meine Mutter, scheu, wie sie geartet ist, verängstet und, seit jenem Unglück voll geheimer Schmach, fast menschenfeindlich, mochte nicht mehr an ihrem Fensterplatz straßenwärts aushalten. Sie ging in ihr Schlafstübchen. Neben den beiden Betten war darin kaum noch Platz. Mutter setzte

sich auf den Stuhl, der zwischen Fenster und Bettkante förmlich eingezwängt war.

„In der Dämmerung, wenn noch die Lampe gespart werden sollte, strickte Mutter immer. Auch heute gönnten sich die Hände keine Ruhe.

„Das Fenster ging auf ein schmales Hintergärtchen, das, ein Streifen bebautes und von Staket umhegtes Land, sich inmitten von einem Dutzend ähnlicher Gärten befand.

„Von dem grauen Himmel, an dem sich Wolkenungetüme durcheinander ballten und in mächtigem Gange entlang schoben, standen mit noch kahlem Geäst die Kronen der Bäume.

„Und wie Mutter so, von Angst gequält und doch halb gedankenlos, empor sah zu dem Gewirr schwarzer, eckiger und langer gebogener und grader Linien, die von der Krone eines alten Birnbaums vor dem großbewegten Hintergrund des düsteren Märzhimmels gebildet wurden, erschrak sie plötzlich, daß es ihr kalt durch alle Adern rann.

„Oben im Geäst des Birnbaumes hing das Skelett eines Drachen. Im Herbst hatte ich ihn für Edu gezimmert und geklebt und mit ihm steigen lassen. Nun hing er da, oben gerundet, unten spitz zulaufend, das Kreuz seines Mittelbaues im Gezweig gefangen; noch ging sein aus zusammengebundenen Papierfältchen bestehender Schweif in voller Länge von seiner Spitze ab; schlangengleich hatte er sich durchs Geäst gewunden. Regen und Schnee hatten Gestell und Schweif grau gefärbt.

„Und dieser Uberrest eines Kinderspiels zerriß meiner Mutter das Herz.

„Sie sah und sah . . . Sie konnte es sich nie erklären. Aber dieses Skelett karger Jugendfreude ergriff sie bis zur Erschütterung. Auf einmal wußte sie es, daß ihr großer Junge ein sehr unglückliches Kind gewesen. Sie erinnerte sich jenes Septembertages, an dem dieser Drachen aus Zeitungspapier und Holzstäben fabriziert worden war — grade an jenem Tage hatte es mittags eine der häßlichen Familienszenen gegeben . . .

„‚Er hat sich das Leben genommen,‘ dachte sie.

„Der Abend brachte die Schwestern heim. Deren Gezänk von Mittag wandelte sich in Lamento und wildes Gebaren. Es war so wichtig, ein Erlebnis zu haben, das die ganze Stadt erregte. Auch wachen vielleicht in gewissen Momenten die Instinkte der Zusammengehörigkeit auf. Genug, sie beweinten mich schon, als aus meiner Mutter starrem Auge noch keine Träne floß.

„Und in der Nacht brachten sie mich heim. Halbverblutet hatte man mich im Walde gefunden, der sich, eine halbe Meile vom Städtchen entfernt, hügelan zog.

„Wie ich dorthin gekommen und wie ich den Mut zu jener Tat gefunden, das will mir die Erinnerung nicht mehr deutlich zeigen.

„Eines aber steht stark und durch all die Zeit unverblaßt vor mir.

„Die wahnwitzige Qual der Angst. Es war nur zur Hälfte die kindische Angst vor dem Tode, die den noch Unreifen marterte. Es war anders: das plötzliche Erwachen eines Willens, der sich stark genug fühlte, jeder Lebensnot zu widerstehen. Solange meine Körperkraft von dem leise hinsickernden Blut nicht beeinträchtig ward, triumphierte der finstere Trotz, der den ärmsten Knaben zur Vernichtungstat getrieben; als die Körperkraft schwand, war es, als fiel alle Knabenhaftigkeit von mir ab. Weite Lebensstrecken übersah ich. Ich sah schwächere als mich mit Siegerschritten dem Kampf entgegenschreiten. Auch ich wollte leben und siegen. Ich versuchte mir das Handgelenk zu verbinden, mich stadtwärts zu schleppen. Eine fanatische Gier zu leben peitschte mich.

„Und in jener furchtbaren Stunde ward mein Wille eisenfest geschmiedet.

„Lebe ich, so werde ich mich behaupten, so werde ich siegen . . . das mögen meine letzten bewußten Gedanken gewesen sein . . .

„Unbeschämt und frei heraus sage ich es: als ich am Morgen zu mir kam und mich, mit verbundenem Handgelenk, von einer Wolke von Jodoformdünsten umgeben, in meinem Bette fand, war ich glücklich, soweit mein blutleeres Hirn einer Glücksempfindung sich bewußt sein konnte.

„Und wunderbarerweise fand kein Mensch diese Tat kindisch. Ich wurde nicht verlacht und nicht gescholten.

„Man glaubte an ihren Ernst. Sie sprach laut von meinem Leiden zu allen, allen.

„Am meisten zu Schradin. Und er, der die Erregungen mitgelitten, als sei er der Verantwortliche, er kam an mein Bett.

„Er versprach mir, daß ich das Gymnasium besuchen und dann studieren solle. Auch half er meiner Mutter durch Geld bei der Pflege.

„So kam ich heraus. Und ich war doch noch ein junger Bursche, ohne Kritik, ohne Sorgefühl.

„Nein, ich will lieber sagen: beides war für eine kurze Zeit untergegangen in dem naiven Egoismus, in der trotzigen Freude, daß ich lebte und daß ich nach meinen Hoffnungen werde leben können.

„Schradin suchte eine lange Unterredung mit mir, ehe ich noch Breslau abreiste. Der Mann mit dem leisen und unschlüssigen Wesen, der immer ein wenig vergrämt aussah, obgleich er dazu scheinbar gar keine Gründe hatte, entwickelte mir einen Plan.

„Sein Geschäft hielt sich über Wasser, aber nicht mehr als das. Die Erträgnisse waren minimal, der Betrieb zu teuer. Wäre er — Schradin — nicht ein wohlhabender Mann gewesen, würde sich die Sache so nicht haben durchführen lassen. Schradin schrieb sich selbst und seiner mangelnden Sachkenntnis dieses zu. Er mußte alles Fremden überlassen. Nun war der Wunsch in ihm lebendig geworden, daß ich chemische und technische Studien machen solle, um mich zum späteren Leiter der Schradinschen Fabrik auszubilden, denn ich, ich würde ja kein ‚Fremder' sein, sagte hoffend der Mann.

„Zur Erfüllung dieses Planes hätte die Absolvierung eines Realgymnasiums genügt. Aber Schradin stand — mit Recht — auf dem Standpunkt, daß die universellste Bildung auch der Fachwissenschaft zugute kommt und sie davor bewahrt, Fachsimpelei zu werden. Er wünschte für mich den Besuch des humanistischen Gymnasiums, obschon mich dies zwei Jahre mehr Zeit und ihn ebensolange mehr Geld kosten mußte. Dann sollte ich auch auf der Universität mich vielseitig umtun, nebenbei Vorlesungen über Kunstgeschichte und andere, etwa erwachenden Neigungen zusagende hören. Nach Erlangung des Doktortitels sollte ich ein Jahr am Rhein oder in England in einem Fabrikbetrieb als Volontär arbeiten.

„Nachträglich wundert es mich noch oft, daß Schradin mit einem so jungen Menschen dies alles vertraulich besprach. Aber ich glaube, er wollte sich einen Pflegesohn heranziehen in mir. Er hatte grade mich gewählt, weil ich zugleich der Begabteste und Bemitleidenswerteste schien.

„Vielleicht auch schien ich dem besonderen Mann reifer, weil ich gewesen war, von wo wenig Sterbliche wiederkehren: an den Pforten des Todes.

„Ohne Besinnen versprach ich alles. Ich kannte mich erst halb: ich kannte mein Temperament, aber nicht den Geschmack meines Verstandes.

„Von diesem Zeitpunkt an schien ein bläßliches Glück bei uns einzuziehen. Die Eltern waren mich von ihrer Tasche los, meine Mutter genoß in stiller Seligkeit das Bewußtsein, ihren Jungen einen sicheren Weg zu Ehre und Wohlstand gehen zu sehen; Sophie heiratete einen Handlungsreisenden, den sie im Hotel kennen gelernt hatte; Lino wurde ihrer Geschicklichkeit wegen bald annehmbar im Geschäft besoldet. Nur einmal trübte sich wieder sehr das Leben für meine Mutter: Edu starb vierzehnjährig am Scharlach. Menschen, die im Druck der Armut leben, kommt aber schnell ein Trost: der Tote ist allem entrückt!

„Daß noch immer Armut herrschte, trotzdem meiner Berechnung nach Vaters Schuld abgetragen sein mußte, und seine Einnahme jetzt für ihn und die Mutter allein recht auskömmlich schien, befremdete und befremdet mich. Und immer fürchte ich, erschreckliche Aufklärungen harren noch meiner.

„Aber während meiner Gymnasialzeit dachte ich nicht so grüblerisch nach. Die ungeheure Arbeit, die nachzuholen war, machte mich fast blind und taub für alles andere.

„Dann aber, als ich, ein Einundzwanzigjähriger, mein Abiturientenexamen machte, dann war es, als tage es fern und leise in mir.

„Nur erst als Ahnung fühlte ich, daß Schradins Pläne mit mir mich beunruhigten, anstatt mich zu beglücken.

„Aber diese Ahnung, dieses gärende Wünschen, anderen Zielen nahe zu kommen, genügte, um mich Schradins Wohltaten als Kette empfinden zu lassen. An ihr konnte ich mich nur in bestimmtem Umkreis bewegen.

„Ich nahm fortan nur die kargsten Mittel an, als ich nach Berlin ging. Nur grade soviel, um mich während des ersten Semesters zu halten und um die Vorbereitungen zu treffen, mich selbst zu ernähren. Es gelang mir auch. Ich fand Schüler unter Studenten und Primanern. Ich nahm da einen Freitisch, dort Geld als Honorar. Was und wie es sich fand. Ich legte noch zurück, um einstmals die Kosten der Doktordissertation machen zu können. Schradin, beunruhigt durch meinen Stolz, den er unnötig fand, schickte einmal ungebeten eine Summe von zweitausend Mark, denn er fürchtete, durch den Kampf um Brot würden sich meine Studien zu sehr in die Länge ziehen. Und er sehnte sich nach der Stütze, die ich ihm werden sollte. Ich behielt dieses Geld, denn die Not stand wieder einmal grade vor meiner Tür. Aber ich schmiedete mir damit ein weiteres Glied an meine Kette.

„Einmal versuchte ich meiner Mutter anzudeuten, daß ich für ein anderes Fach mehr Neigung habe und durch die Jurisprudenz zur Staatswissenschaft meinen Weg zu nehmen gedenke.

„Ihre Antwort war Verzweiflung. Und eine Aufzählung alles dessen, was Schradin an uns getan. Und ein langer Bericht über all den Undank, den der edle Mann inzwischen da und dort geerntet, und wie er infolgedessen anfange, bitter und verschlossen zu werden. Solle er auch an mir, dem er am meisten Gutes getan, Enttäuschungen erleben? Das könne ihr Herz nicht ausdenken."

Hier hielt Wigus Hennegall inne.

Nach und nach war das Licht auf dem Papier des Schreibenden kraftloser, matter geworden. Das Stück Himmel, das über dem Dach des Vorderhauses sichtbar war, hatte alle Farbe verloren.

Wigus erhob sich, um sich von Frau Mädler die Lampe zu holen.

Da tat sich grade die Tür auf.

„Siddy," rief er erstaunt. Sie war noch niemals ohne ihre Mutter zu ihm gekommen, und er glaubte sie heute abend bei jenen durchreisenden Bekannten.

Siddy hatte inzwischen zu ihrem schwarzweiß karrierten Rock eine frischgeplättete Mullbluse angezogen und eine Rose in den Gürtel gesteckt. Im dürftigen Rest des Tageslichtes sah sie förmlich elegant aus.

„Ja," sagte sie, „ich hab'n Rohrpostbrief gekriegt. Und grade war ich schon so fein in der reinen Bluse. Die sind krank. Sie hat Migräne, die Jugendfreundin von Mutter. Und da meinten wir, wenn wir nun doch 'n bißchen zusammen ein Glas Bier trinken gingen."

„Aber ja — natürlich," rief er und umfaßte sie.

So mitten aus all seiner Lebensschwere riß es ihn hinaus und hinüber in heiße Freude.

„Aber natürlich. Gesegnet sei die Migräne der Dame. . . . Komm Siddy . . . aber wenn man seine Braut nicht 'mal küssen darf!"

Sie wehrte sich lachend.

„Nein, nein, hier nicht . . . Ah . . ."

Frau Mädler erschien mit der Petroleumlampe, und Syddy begrüßte den Lichtschein.

„Ich will nur eben meine Papiere wegschließen," sagte Wigus.

Die Tischschiebladen, es waren ihrer zwei und verschließbar, dienten ihm als Aufbewahrungsort für alles, was zu gefährlich für Frau Mädlers nicht immer reine Finger, oder für ihre Augen nicht bestimmt war.

Unterdes fing die Mädler ein Gespräch mit Siddy über die Hitze an.

Dann war er fertig. Siddy zog ein Paar Handschuhe aus der Tasche und meinte, in die Hand nehmen wolle sie sie wenigstens. Dabei riß sie ein Briefchen mit heraus.

Wigus hob es auf. Es war ein Rohrpostbrief.

Unwillkürlich sah er flüchtig die Adresse.

„Wie drollig — die Handschrift sieht der des Geheimrats ähnlich . . ."

Siddy nahm es ihm rasch fort.

„Das hat der Gatte der Dame geschrieben, sie hat ja Migräne."

Wie alle wahrheitsliebenden Menschen war Wigus Hennegall sehr leichtgläubig. Ihm fehlte das Organ für die Lüge.

Auch hätte er ja ebensogut auf den Gedanken kommen können, daß Sidonie Lindstädt mit dem Kaiser von Japan korrespondiere, wie auf die Erkenntnis, daß

Wallraven ihr etwas zu ſchreiben habe, deſſen Exiſtenz ſich nicht minder weltfern von der Siddys abzuſpielen ſchien.

„Na," ſagte die Mädler, „wenn Sie jehen, Herr Doktor, nehme ik ihr wieder 'raus."

„Nein," ſprach er, „laſſen Sie die Lampe nur hier. Ich will noch weiter ſchreiben, wenn ich heimkomme. Und bitte, die Zündhölzer daneben."

Draußen klingelte es ſcharf.

„Na nu!" Die Mädler ging hinaus. Ihr ſchien, das war der Zug des Geldbriefträgers. Der klingelte immer ſo an, als wenn er ſich was erlauben könnte . . .

„'n Telegramm!" rief ſie erſtaunt. Dieſe Etage und ihre Bewohner ſahen nicht oft ein Telegramm. Das war hier noch ein Ereignis.

„For Ihnen!" ſagte die Mädler.

Und ſie blieb neugierig ſtehen.

Auch Siddy ſah erſtaunt auf Wigus.

Er nahm das Telegramm mit haſtiger Hand.

„Komme ſofort. Ein großes Unglück. Vater ſterbend. Mutter." (Fortſetzung folgt.)

Gänseliese.

von Julius Havemann.

Als ich heut durch die Wieſe ging,
Lag da ein Mädel, ein luſtiges Ding,
Rücklings lag es im Heu.
Hatte ein rotes Röckchen an,
Sonn' aus dem Zöpfchen ein Krönlein ſpann,
Spinnefein über die Spreu.

Das linke Bein auf dem rechten Knie.
Die Zehe, die nackigte, krümmte ſie.
Lachte verſtohlen dazu.
Stand ich mit offenen Augen und Mund.
„Warteſt Du hier auf ein Königreich und
Schimmernde goldene Schuh'?"

Lieſe blinzte und lächelte: „Ja!" —
Nie ſo mutwillige Augen ich ſah. —
Blinzelte: „Ja!" aus dem Heu.
„Haſt Du die kleinſten Pantoffeln im Land,
Schenk' ich als Königin Herz Dir und Hand, —
Trallala! — und meine Treu."

„Die Pantöffelchen hab' ich zu Haus.
Gucken die grauen Mäuschen heraus
Unter dem einſamen Bett.
Zog ich, zu ſuchen, hinaus in die Welt,
Ließ in den Truhen das güldene Geld.
Heiaho! wenn ich es hätt'!

Wann iſt Hochzeit? Das wüßte ich gern.
Laden wir auch den Papa mit dem Stern?
Sieh, es iſt beſſer, wenn bald.
Und weil ich Prinz aus dem Märchenreich bin,
Küſs' ich meine Frau Königin,
Ehe das Märchen zu alt.

Drüben im Wirtshaus mit Schrei und Juchhei
Streichen ſie Fiedeln und Sohlen entzwei.
Hätte nur Sohlen Dein Prinz!
Ließe ein barfüßig Tänzlein durchs Heu!
Morgen als Hinzin zu Sitte und Treu
Holt Dich der ehrliche Hinz."

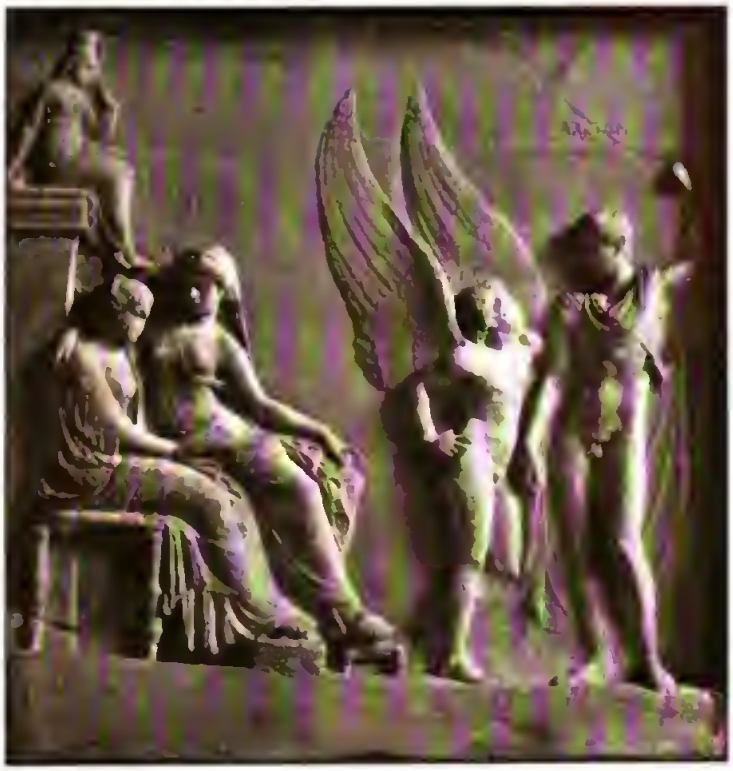


Abb. 1. Aphrodite überredet Helena zur Flucht mit Paris.
Griechisches Relief im Museum zu Neapel.

Das Liebespaar in der Kunst.

Von

Professor Dr. Ed. Heyck.

Mit dreizehn Abbildungen nach Werken alter und neuer Meister.

(Abdruck verboten.)

Es naht der Mai! Unter blauem Himmelsbogen geht mit frischkühlen Schwingen der Frühling durchs Land, die Amseln zwitschern neckische Worte und ganze Sätze, die Nachtigall singt voll Sehnsucht im Busch, der Dichter, allen Spott von lyrischer Überproduktion des Lenzes nichtachtend, streift durch Flur und Hain. Und der Historiker in seiner Klause denkt über Maienträume und Liebespaare verflossener Jahrhunderte nach — weil ihn ein Brieflein der Redaktion auf diese zeitgemäße Idee gebracht hat.

Für eine rechtschaffene Monatschrift ziemt es sich auch durchaus, daß sie den Mai mit Lyrik und Liebesgedanken begeht! Sie hält dadurch lediglich alte Traditionen fest oder nimmt sie wieder auf, sie folgt der Ahnen Sitte, stellt sich auf historischen Grund, überbrückt die Jahrhunderte, treibt bodenständige Heimatkunst! Ich denke bei dieser durchaus begründeten Behauptung an die deutsch-mittelalterlichen Monatskalender, die illustrierten Monatschriften genügsamer Vorfahren. Da zeigt, nach durchweg zu beobachtender Regel, der Januar die häuslichen Genüsse des im Dezember vollzogenen großen Schweineschlachtens, im Februar werden die Bäume ausgesägt, im März geht der Landmann hinter dem Pflug, im April wird junges Gemüse und Kraut verstupft (pikiert); im Maibilde aber grünt ein naiv gezeichneter Baum, der eine Linde vorstellen soll, ein Liebespaar hält sich zärtlich umschlungen, oder etwas zurückhaltender sitzt es auf dem Rasen, und das Jungfräulein reicht dem ritterlich gegürteten Verehrer mit dem blondwallenden Haargelock, in anderen Fällen auch dem kürzer bewamsten dörflichen

Geliebten ein soeben geflochtenes blumiges Kränzlein dar. Nach dem Mai kommt dann, gerade wie im Leben, das Heumachen, Kornmähen, Dreschen, Säen, Herbsten, Schweinehüten wieder dran, und an die großen Schlachtfeste des dezemberlichen Endes knüpft der Januar mit dem Räuchern und Aufessen aufs neue den fröhlichen Anfang an.

Liebespaare hat es wohl immer gegeben. Die Genesis macht symbolische Andeutungen, daß Adam und Eva als solches zu betrachten seien; jedenfalls ist diese Auslegung die allgemeine und berührt eine für die Menschheit hochwichtige Sache. Aus alttestamentlicher Kunst sind uns jedoch keine Darstellungen des Liebespaares überliefert. Auch die reiche Kunst der Babylonier hält sich in diesem Motiv zurück. Desto zahlreicher begegnen Adam und Eva in der spätmittelalterlichen Kunst der europäischen Kulturnationen und in der Renaissance. Zu den Zeiten, da für Skulptur und Malerei so gut wie ausschließlich kirchliche und religiöse Aufträge gegeben wurden und das körperlich Natürliche oder Schöne noch kein öffentlich anerkanntes Selbstrecht in der Kunst besaß, gaben Adam und Eva die biblisch korrekte Gelegenheit zur Verwertung plastisch-zeichnerischer Studien am Menschen. Daher ihre unermüdliche Darstellung in allen vorhandenen Techniken von der Zeit der gotischen Kirchenportale bis in die Renaissance der Memling und Dürer.

Adam und Eva sind nun freilich kein Liebespaar im ganz richtigen Sinne der mir gestellten Aufgabe; das ganze Paradies ist mehr sommerlich als maienhaft, und der Apfel in Evas Hand ist kein zartes Blumenkränzlein. Und ungefähr dasselbe gilt von all den übrigen Paaren des Alten Testamentes, so reichlich sie der bildenden Kunst Stoff geliefert haben und so zweckmäßig sie von ihr — als Allen geläufiges, internationales Bildungseigentum — benutzt worden sind. Da ist Hagar, wie sie von Abraham verstoßen wird, was die Holländer von Rembrandt bis van der Werff so oft gemalt haben; Potiphars Weib, die nach Josef gehrte; Jael, die mit dem Schmiedehammer den Nagel durch des arglosen Sisera Schlaf trieb, daß er „sich krümmend vor ihren Füßen verschied", wie das Lied der Deborah jubelt; Delila mit Simson; Esther, die die Macht ihrer Schönheit über Ahasver hochpolitisch verwertete; Judith, die den Holofernes verdarb, und — schon an die Zeit des neuen Bundes streifend — Salome, die sich das Haupt des Täufers ertanzte. Bathseba, von König David, Susanne, von den zween verehrungswürdigen Alten belauscht; und Sulamith, in deren Hingabe und Schönheit das Hohe Lied mit üppigen Gleichnissen schwelgt. Alle diese Erzählungen und Schilderungen mit ihren dramatisch-machtvollen oder glühendheißen Spannungen sind Stoffe, die noch heute leben und auf lange hinaus nicht vernutzt sein werden; aber Liebespaare im Maien sind ihre Helden und Heldinnen nicht. Selbst von den schönen Erzählungen traulicheren Inhalts im Alten Testament: wie Rebekka dem Brautwerber des jungen Isaak die Kamele tränkt, oder die ährenlesende Ruth des Boas Weib wird, könnte dies nicht ohne Zwang gesagt werden. Es sind Unterschiede des Himmelsstrichs und namentlich anderer sozialer Sitte, anderer Kultur im Verhältnis der beiden Geschlechter, die gerade dasjenige ausschalten, was bei Völkern kälterer Zonen so unendlich zart den Weg von der heranwachsenden Jungfrau zum jungen Weibe durch Blumenwiesen und Rosengelände führt und die Zeit der jungen Liebe zur anmutigsten und poesievollsten des Lebens macht.

Abb. 2. Eros und Psyche. Hellenistische Statuengruppe im Kapitolinischen Museum zu Rom

Und nicht viel anders ist es bei den klassischen Griechen. Zwar hat die Phantasie der Hellenen in Mythologie und Dichtung Unerschöpfliches von der Götter und der Menschen

Abb. 3. Schule von Ferrara. Eine Verlobung. (Um 1470.) Berliner Museum. (Photographieverlag von Franz Hanfstaengl in München.)

Liebe erzählt, von ihrer Willkür und ihrem Trug, ihrer Kraft und ihrer Glut. Wird doch zum Beispiel der größte und schönste der griechischen Epenstoffe, der ganze schwere trojanische Krieg, durch ein buhlendes Paar und durch die gefällige Liebesgöttin entzündet, die sich zur Kupplerin von Paris und Helena macht. Mädchenraub über Mädchenraub jagen sich in den Fabeldichtungen von Zeus, von Poseidon und Hades, seien die Opfer sterbliche Jungfrauen oder Nymphen der Wälder oder der Titanen und der Göttinnen Töchter. Wir halten uns unseres Themas wegen natürlich an die dichterische Ausgestaltung der hellenischen Mythologie und lassen die vielfach zu Grunde liegende Natursymbolik beiseite, desgleichen den Umstand, daß viele liebende „Verhältnisse" innerhalb der Götter- und Heroenwelt nur dem Bedürfnis entsprungen sind, in das Ganze eine Art genealogischen Zusammenhang zu bringen. Was alles an Abenteuern hat man Aphroditen aufgebürdet! Aber sehnend geliebt, wie keinen von den Olympiern, hat sie Adonis und um ihn getrauert. Sie ist ja die Personifikation der empfangenden, Frucht tragenden Erdkraft, und Adonis die der im Frühling erblühenden, winterlich sterbenden grünen Jahreszeit: uralter Kernmythus, den auch bei anderen Indogermanen parallele Naturkulte feierten. Aber die griechische Kunst entnimmt sich daraus das Augenfest der schönstgebildeten Menschlichkeit. Ferner, wie stiegen Apollo und Bakchos nach des Göttervaters Vorbilde „zu Deukalions Geschlechte" herab und hinterließen, wohin sie kamen, das Gastgeschenk göttererzeugter Jungfernkinder! Da kann nicht verwundern, daß, was die Olympier sich erlaubten, die niederen Gelichter der Satyrn, der Kentauren, der Tritonen sich raubten! Und daß die bürgerliche Liebesauffassung wenig zartere Seiten zeigt, als die naturgemäß durch sie beeinflußte mythische Poesie. „O Eros", so singt in seiner Antigone der herrlichste der attischen Tragiker aus Hellas' Blütezeit, Sophokles: „Eros, nie überwundener Eros, du stürzest dich in die Herden der Haustiere, du schlummerst in den weichen Wangen des Mägdleins, du gehst über die Meere hinweg und brichst in das Gehöft des fleißigen Landmannes, keiner entrinnt dir, kein Gott, kein sterblicher Mensch, und wer dich hat, der raset!" Und unmittelbar nach diesem Chorliede tritt die um edelster Schuld willen verurteilte jungfräuliche Antigone auf und beginnt ihren Todesgang: „Zum letzten Male blicke ich auf in Helios' Licht, nie wieder, der Tod führt mich hinweg an den Acherontischen Strand, mich, die noch nicht gelebt, noch keinen Hymnen des Hochzeitliedes gelauscht hat, noch keinen Mann umfangen, noch nicht geboren!" Drei, vier Male wiederholt sie's: „Ich sterbe, ehe ich Leben sah, gattenlos, ohne der Liebe Glück, ohne des Mutterwerdens herbe Lust!"

Das ist die Auffassung eines Volkes, das unter Myrten und bakchischen Reben rasch über das heimliche Erleben der ersten Jugend hinüberwächst, das in all seinem Empfinden schnellfertig und rückhaltlos ist,

Abb. 4. Piero di Cosimo: Venus und Mars. Gemälde im Berliner Museum. (Photographieverlag von Franz Hanfstaengl in München.)

klar und offen, wie seine Tempelsäulenreihen und wie die weichen Lüfte, die durch diese schweben. Wie der südliche Frühling in Pracht und Düften alsbald hineinrauscht in den vollen Sommer, so hält sich auch in jenen heißeren Menschen kein seelischer Knospenzustand; sie haben nicht, was in der Liebe junger Seelen dem ersten zagen Frühling unseres Himmels, was seinen Maßliebchen und Veilchen, seinen zart errötenden weißen Anemonen vergleichbar wäre. Da ist kein Grüßesenden durch der Wolken Zug und des Vögleins Flug, durch Sterne und Windewehen, kein schweigendes Bangen in hoffender Seele und schwebender Pein, kein Träumen und Trauern auf der Wanderfahrt oder im Kämmerlein, kein „Wälderwärts-Fliehen" aus Goethes Friderikenzeit. Da ist namentlich kein Stocken vor dem aussprechenden Wort, nichts von der unbesiegbaren Scheu vor Anderer Mitwisserei, kein Blödesein und keine edle „Tumbheit"; den keltisch-deutschen Parzival, der nicht frug, versteht der Grieche ganz einfach nicht, so wenig wie der alles herausfragende Orientale. Die Hüllen seiner Seele sind wie des Hellenen Gewand, das er leichtlich trägt oder von sich legt; und nicht wie durch ein Dickicht von Rosen und Dornen voller rätselvoller Stimmen, sondern wie ein Sieger in schimmernder Bahn legt er die Stadien der Liebesempfindung zurück.

Und bei alledem: kein Schlechterer, kein weniger Edler als der Germane steht er mit Hymens Kranze an ihrem Ziel. Bleiben es nicht ewige Lobgesänge der liebenden Treue, vergleichbar Gudruns Ausharren: wie Penelope webte, wie Orpheus in den Tartaros stieg? Hat nicht ein Grieche zuerst von Philemon und Baukis gesungen?

Wir müssen zugeben, die Kunst der Hellenen im Ganzen erzählt uns, sei es in der poetischen Literatur, sei es durch den Meißel des Bildners, nicht so sehr von solcher Innigkeit und vom stillen Glück einer schönen bürgerlichen Ehe, als von Sturm und Drang, von Raub und Freveltat der Liebe. Derartiger erzählter Inhalt tritt uns in der statuarischen Skulptur immerhin selten entgegen, wenn auch z. B. Ares und Aphrodite als Paar dort begegnen. Desto häufiger aber und mit sichtlich beliebtem Vorzug erzählt das griechische Relief. Orpheus und Eurydike, von denen soeben die Rede war, treffen wir in solchem an, in einer herrlichen attischen Arbeit, die noch dem fünften Jahrhundert angehört, uns freilich nur in römischer Kopie überliefert ist. Sie scheint darzustellen, wie Hermes dem Orpheus die Geliebte zu übergeben im Begriff steht, aber nun die Bedingung erst erfüllt werden soll; wundervoll natürlich und edel zugleich sind namentlich die Haltung und der Ausdruck des göttlichen Totenführers gebildet.

Aber, wie gesagt, in der Hauptsache begegnen mehr die Entführungen anderer Art; solche, die uns die Frevelgewalt der Liebe zeigen. Da ist das minder einfach-edel als jenes, aber malerisch-schön komponierte Relief, wie Aphrodite, die dem Alexandros-Paris die Helena für den Schönheitssieg verheißen hat — eine ebenso un-

sachliche, wie echtgriechische Nachhilfe zum Urteil! —, das zaubernde und schwankend verstummte Weib des Menelaos zur Untreue beredet, während neben dem harrenden Paris die Knabengestalt des Eros mit seinem prachtvollen Schwingenpaar steht (Abb. 1). Da rauben Kentauren Lapithinnen, die sich verzweifelt gegen das menschliche Halbtier wehren; Tritonen in ganz barockhaft ausstattungsfrohen, hellenistischen Darstellungen ziehen mit Nymphen, die klagend die Arme breiten, davon; Satyrarme greifen nach erschrockener Baechantinnen Wangen. Und weiter vermenschlichen sich die Szenen dieser Reliefs aus dem Heroischen und Epischen ins allgemeine, bis zu der Darstellung des athenischen Elegants, der Hetären und Beckenschlägerinnen zum ausgelassenen häuslichen Mahl geladen hat. Das sind denn schon Täglichkeiten, die sich mit Tänzerinnen und anderweitig auf den Vasengemälden, wohin wir hier nicht folgen wollen, noch sehr variieren.

Aber das Griechentum hat doch auch das Bedürfnis gehabt, ein Liebesmotiv von keuscherer und holderer Art, als der hüllenlosen Aphrodite und anderen Unsterblichen geläufig war, innerhalb seiner fabulierenden Götterdichtung zu besitzen. Als Schützerin des jugendlichen Gedeihens und daher der jungen Mädchen war Artemis-Diana in der hauptsächlichsten Ausprägung ihres Mythus die männerabgewandte Gottheit, die jede kecke oder belauschende Annäherung eines Mannes, jeden Fehltritt ihrer begleitenden Nymphen, auch wenn ihn Zeus selber sich erschlichen, unnachsichtlich und ohne Milderungsgründe, mehr priesterlich-strenge als unschuldig-ahnungslos, bestrafte. Da ist es nun lieblich und fast wie anmutige Ironie, daß man einen alten Naturmythus der Hekate auf die keusche jüngere Mondgöttin Artemis übertragen hat: wie sie nächtlich von ihrem Himmelswagen zu dem Schläfer Endymion herabsteigt, wie ihre Blicke in zärtlicher Bewunderung an der Gestalt des schönen Jünglings hangen und wie sie sich über den Nichtwissenden, Träumenden neigt, ihn zu küssen. Es braucht kaum gesagt zu werden, daß die griechische Kunst dieses Endymionmotiv für die Darstellung ruhend ausgestreckter schöner Jünglingskörper in verschiedenen Kompositionen verwendet hat.

Nicht mehr dem Mythus und den Blütezeiten von Hellas, sondern dem viel späteren Ursprung aus Philosophie, nämlich aus platonischen Ideen und Idealen, gehört das bekannteste und holdeste Liebespaar der Griechen an: Eros und Psyche, der Liebesgott und die als beflügeltes Mädchenkind

Abb. 5. Sassoferrato: Drei Lebensalter. Gemälde in der Galleria Borghese zu Rom.

allegorisierte Liebe. Die Spätantike selber hat den Stoff noch häufig gestaltet: die von Eros beunruhigte oder gequälte, über ihn weinende Psyche, oder die beiden zärtlich umschlungen, sich küssend (Abb. 2). Auch die neuere Kunst, mit besonderer Vorliebe die antikisierende Malerei des Empire und die wesensverwandte Plastik der Canova und Thorwaldsen, hat „Eros und Psyche" zur Darstellung erster Jugendanmut und holder Kinderneigung immer wieder aufgenommen. Für das Empire war hierbei die Skulptur der Antike direkt vorbildlich; aber schon lange vorher hatte, in Raffaels Fresken der Farnesina, die von Apulejus aus dem Eros- und Psychestoff geformte Märchendichtung auf literarischem Wege die Anregung gegeben.

Von der Kunst der Griechen, von der auch die Römer zehrten, kommen wir zum Mittelalter. Womit freilich das irdische Liebespaar für ein paar Jahrhunderte aus der darstellenden Kunst, weil überhaupt aus dem öffentlich korrekten Denken ausscheidet. Namentlich bei den Deutschen, welche geduldiger und ehrlicher als die romanischen Italiener und Franzosen die Gebote der Geistesbeherrscherin jener Jahrhunderte, der römisch-mittelalterlichen Weltverneinung und asketischen Lehre erfüllt haben. Die Germanen haben eine Liebesauffassung so lauter und hoheitsvoll in die Welt gebracht, wie zuvor weder Griechen noch Römer noch andere. Ihnen wird verdankt, wenn die europäische Gesamtkultur der Gegenwart bei dem Worte Liebe nicht mehr zunächst und nicht normal an jenen griechischen Eros denkt, der sich in die Menschen stürzt, gleichwie in die Rinderherden, an jenes immer gleiche herrische Besitzenwollen und Verlassen, wovon uns alle die Raub- und Verführungsfabeln erzählen, auch nicht an jene Art von Geliebten, über deren Launen die Lyrik, die Elegien der Horaz und Tibull klagen, oder jene, über deren Behandlung Ovids Ars amatoria die Regeln kodifiziert. Die Germanen haben, seit je die achtungsvoll verwunderten Römer sie kennen lernten, etwas Verehrungswürdiges und Heiliges im Weibe gesehen; der Verkehr germanischer Jünglinge und Mädchen war um so reiner, je weniger er die Schranken kannte, welche das Altertum zwischen die Geselligkeit der beiden Geschlechter geschoben hatte, je offener und naiver er in seiner wahrhaften Unschuld stattfand und je weniger es ein anreizendes Verbergen gab. Wo Dichtung und Phantasie des Germanentums gestaltet, da haben wir jederzeit das holde Zueinandersehnen der Seelen und der Herzen; wo die zum Geständnis und zum Bunde gewordene Liebe in Reise und edler Kraft zwei Menschen verkettet, da tritt in sein Recht das epische Motiv der alles überwindenden Zusammengehörigkeit, der rächenden oder Tod überdauernden Treue. Wie ehrfurchtsvoll geleitet Waltari die Jungfrau, die er liebt und die sich ihm vertraut, aus Etzels Hofburg im pannonischen Hunnenlande durch die Bergwälder und über den Rhein bis an den Wasgenstein und in seine westgotische aquitanische Heimat; wie hochsinnig hält sich Hartmut von Gudrun, der unbeschützten Gefangenen, fern; wie demutsvoll steht der kühnste und herrlichste der Helden in seinen das geliebte Mädchen hoch emportragenden, echt deutsch sie unerreichbar wähnenden heimlichen Gedanken, seiner edlen, auf das trauernde Verzichten gefaßten Liebeszagheit vor Kriemhild: „Wie sollte das ergahn, daß ich dich sollte minnen; das ist ein tumber Wahn!" ein torenhaftes Wähnen ... Und wieder: „Soll aber ich dich fremden, so wäre ich sanfter tot!" Wie hält die nordische Sigrun dem toten Helgi Treue und stirbt an der Trennung von dem Geliebten; was kann inniger sein als das deutsche Volkslied und seines „Gedenkens Seufzer", die um der Geliebten Haus mit den kühlenden und linden Lüftlein flattern — wie denn Menschenseele, Atemhauch, Seufzer und Luftzug in der germanischen Naturauffassung uralte Einheit sind und wie „Minne" in ursprünglicher und schönster Bedeutung nichts anderes als Gedenken ist.

Nun ist das Eigentümliche, daß die mittelalterliche Kirche daran nicht gedacht hat, sich mit jener edeltüchtigen Ethik des Germanentums zu verbünden, vielmehr auch diese und gerade diese aus der Welt zu schaffen gestrebt hat. Sie fand den Weg zu der germanischen Auffassung darum nicht, weil diese eben Tatsächlichkeit und Natürlichkeit war, ihre eigene dagegen eine hochgespannte Ideenkonstruktion, eine welt- und lebensfremde, Welt und Leben nicht erziehende, sondern eher ängstigende und verwirrende Theorie, die andererseits auch mit

Abb. 6. Der Schwanenritter.
Blatt aus einer mit reichen Miniaturen geschmückten Prachthandschrift der Münchener Hof- und Staatsbibliothek.

der Lehre und guten Wirklichkeit aus des Heilands und der Apostel Zeit längst nichts mehr zu tun hatte.

Nicht zarte Liebe junger Herzen und schöne innige Ehe war das hochmittelalterliche Lehrideal, sondern gar keine irdische Liebe, weder in dieser noch in jener Form. Die Poesie oder Phantasie der kirchlichen Auffassung reichte hierfür zum Ersatz das Spiel der Gedanken und der Worte, der Legenden und der religiösen Lyrik mit Verhältnissen, worin Maria die Braut frommer Cölibatäre und Christus der Bräutigam schwärmerischer Jungfrauen ist. Für die bildende Kunst sind dies beliebte Stoffe geblieben, auch als nachmittelalterlich das System vergessen war, dem sie eigentlich entsprungen waren; sie gaben ja erwünschte Gelegenheit, auf religiösen Gemälden von Verlobung und bräutlicher Mädchenschönheit zu erzählen. Hauptsächlich Katherina von Alexandrien, später Brigitte von Schweden und die Dominikanerheilige Katherina von Siena, deren irdisch-unirdische Liebesverzückungen ihr Biograph Raimund und sie selber schildern, sind die Bräute der am liebsten gemalten Christusverlobungen, und zuweilen sind denn auch Apostel und Heilige als formelle Zeugen des Verlöbnisses anwesend dargestellt.

Wir wenden uns nun aber zu der unverwirrten Weltlichkeit zurück. Und zwar möge sogleich eine irdische Verlobungszene des XV. Jahrhunderts erwähnt werden, welche uns durch ein nicht so sehr künstlerisch hochstehendes, als sachlich interessantes und ausdrucksreiches, oberitalienisches Gemälde des Berliner Museums vor Augen geführt wird (Abb. 3).

Die italienische Renaissance sprengte ja überhaupt die Ausschließlichkeit der religiösen Stoffe, obschon letztere noch lange fortfuhren, die Hauptmenge in den Bestellungen bei den Künstlern auszumachen. Seit man im Kreise der Medici zu Florenz mit kongenialer Hinneigung in den antiken Idyllen und Oden, den lateinisch gewandeten Fabeln und Erklärungen der griechischen Mythologie lebte und sie gerne neulateinisch oder italienisch nachdichtete, beschäftigten deren Gestalten ohne allzu großes Wagnis auch die von den Medici angeregten und geförderten Künstler. Botticelli verkörperte eine Allegorie vom erzieherischem Segen des Hauses Medici durch Pallas Athene, malte die Schönheitsgöttin als Einzelfigur, was dann weiter zur Entstehung seines berühmten Bildes der Geburt der Venus führte; er hat neben anderen antiken Dichterszenen auch Venus mit ihrem schlafenden Geliebten Mars dargestellt, dem kleine Satyrknaben seine Waffen wegtragen. Ein Bild, das in Venus' Zügen wieder die träumerische Poesie, um nicht zu sagen Melancholie, die von Botticelli gar nicht zu trennen ist, in anderen Beziehungen aber ein bei dem ernsten Meister sonst nicht leicht zu findendes Übergreifen in den Humor aufweist.

Abb. 7. Jan van Eyck: Giov. Arnolfini und Jeanne de Chenany. Gemälde in der Londoner Nationalgalerie. (Photographieverlag von Franz Hanfstaengl in München.)

Dieselbe Szene von Venus

und Mars hat ungefähr gleichzeitig Pier di Cosimo in ganz ähnlicher Anordnung gemalt. Und gleichfalls nicht ohne idyllische Poesie; man achte nur auf die Landschaft, die Amoretten mit den auseinandergeschnallten Panzerteilen des Kriegsgottes, auf das Kaninchen, den Schmetterling am Knie der hingestreckten Venus. Freilich die beiden Gottheiten allerhöchstselber pflegen den Besuchern des Berliner Museums die unverblümtesten Töne einer fröhlichen Kritik zu entlocken. So steckt uns heute, bis herab zu den Unmündigen der Kultur — und gerade diesen —, in Fleisch und Blut, was erst nach dem guten Piero die großen Meister um die Jahrhundertwende von 1500 an veredelter und allgemein gültiger Ästhetik aufgestellt und was danach ihre Nachfolger bis zu den letzten Epigonen im XIX. Jahrhundert verbreitet haben. Macht man sich aber diese eine „Venus" vorstellende wackere Frau und Mutter etwas geduldiger klar, mit ihrer ganz gewiß unschönen Lage, ihrem schlaffen Wegsinken nach seitwärts-unten, ihrem uns gänzlich vorenthaltenen linken Arm, so werden wir inne, daß hier eben ein rechter Quattrocentist die Zufälligkeiten, die er sah oder nicht sah, mit all dem geliebten Respekt vor der Tatsache, gleichviel wie sie beschaffen war, festgehalten hat (Abb. 4).

Abb. 8. Rubens: Der Künstler und seine erste Frau. Gemälde in der Münchener Pinakothek.

Wenige Jahrzehnte, und die große Kunst der Italiener schwelgt schrankenlos in jenen Darstellungen des Menschlich-Profanen, womit sich das ältere Geschlecht noch schüchtern und vereinzelt hervorgewagt hatte. Im Wesen des nur-menschlichen Stoffgebietes, das nun frei geworden ist, liegt es aber, daß das Kapitel der Liebe immer begehrlicher Raum gewinnt. Nicht eigentlich so, daß man sich schon getraut hätte, in die zeitgenössische Wirklichkeit oder Renaissance-Poesie zu greifen. Das geschieht noch höchst selten bei den Künstlern des italienischen Festlandes. Aber der Begriff Altertum rechtfertigt alles, und die antiken Liebeserzählungen und Fabeln werden in weitestem Umfang herausgesucht. Von verschiedenen der Großen liegen uns Leda-Darstellungen vor; die dem Leonardo zugeschriebene wird freilich wohl richtiger eine Kopie nach seinem Schüler Soddoma sein. Auf Raffaels Psyche-Cyklus in der Farnesina ist schon hingedeutet worden. Auch der Triumph seiner von Cyklopen angebeteten, von Liebesgöttern

Abb. 9. Terborch: Junges Paar. Berliner Museum.
(Photographieverlag von Franz Hanfstaengl in München.)

Eva noch herzugeben hat; bereits Mantegna erzählt in einem jetzt zu London befindlichen Gemälde von Simson und Delila.

Im bisherigen haben wir nur erst auf Florenz und Rom, auf Mailand, Parma, Ferrara, Mantua, Bologna gedeutet. Wie nun aber, wenn wir von der terra ferma aus die Stadt des Luxus, der einseitig gebildeten Plutokratie und der entsprechenden Lebensanschauung betreten, Venedig! Wir würden die uns räumlich gesteckten Grenzen weit überschreiten, wollten wir im einzelnen auch nur bei Tizians angeblichen Aphroditen, zu denen er je nach Wunsch den mythologischen Liebesgott oder Adonis, bald umschwärmten Galathea gehört hierher, und es ist interessant, daß Raffael zu einer Zeit, da er die meiste Ausführung bereits den Schülern überließ, gerade dieses Bild mit persönlichem Vergnügen eigenhändig vollendet hat. Zur Mythologie gesellt sich ergänzend, um Liebesstoffe zu liefern, die alte Geschichte, am herrlichsten durch Soddomas Hochzeit Alexanders mit Roxane, gesellt sich ferner die antikisierende Allegorie.

Und je mehr dann das Cinquecento sich stofflich entfaltet, desto reichlicher tritt — wie sehr schon bei Correggio! — und immer unbekümmerter neben die kirchlichen Gemälde die Antike mit ihren Szenen aus den Begebenheiten der Venus oder des verwandlungsschlauen Jupiter, mit Adonis, den Grazien, Antiope, Danae. Selbst die Heiligen werden entkleidet, der gefesselte Sebastian allein reicht der Künstlerlust am Körper nicht mehr aus, ehrsame Apostel prahlen mit Schenkeln und Brust. Inzwischen aber hat man auch entdeckt, was alles das Alte Testament außer Adam und den realen zeitgenössischen Liebhaber gesellt, bei seinen Danaen und Ariadnen, seinen gerne geselligen Liebespaaren aus der damaligen Gegenwart verweilen. Auch daran braucht nur erinnert zu werden, wie Giorgione seine wunderbaren Landschaften mit mehr oder minder aphroditischen Paaren bevölkert, deren Unterhaltung echt venezianisch — wie auch bei Tizian — die Musik bildet; oder an Veroneses Verkörperungen der Venus mit ihren verschiedenen Geliebten. So sehr schienen nachmals diese Stoffe gerade mit Venedigs Namen verbunden zu sein, daß man z. B. die unschulds-liebliche, wenn auch künstlerisch, besonders in den Zutaten, weit zurückbleibende Darstellung eines schäferlich-idyllischen jungen Liebespaares in der Galleria Borghese, die viel später ist und tatsächlich wohl von Sassoferrato herrührt, auf Tizian zurückführte (Abb. 5). In Privatgalerien, italienischen so gut wie englischen, fristen sich ja die gewagten Zuweisungen an berühmte Namen naturgemäß am besten und genießen den Schutz der Höflichkeit.

Wenden wir uns über die Alpen in die deutsche Welt zurück, so ist etwas vorauszuschicken, was ich mehrfach schon anderweitig und eingehender ausgeführt habe. Nämlich, daß gerade durch die Kreuzzüge das Gegenteil der Absicht erreicht, daß die Alleinmacht des hierarchisch-mittelalterlichen Systems über die Gemüter, über die maßgebenden Schichten gebrochen wurde. Staufer und Ritter emanzipierten sich weltlich. Nunmehr besannen auch die Vornehmen sich auf die deutschen alten Heldenstoffe zurück, die sie bisher dem niederen Volke und dem Spielmann achtlos überlassen hatten. Ferner griffen sie, und als gute Deutsche noch eifriger, nach den keltisch-französischen Stoffen und deren Liebes-„Romanen". Freilich begannen sie damit auch die Liebe selber nur zu sehr nach französischem Alamodewesen aufzufassen. Da ward denn nun, zu dieser bewußt und absichtlich weltfrohen Zeit, mit den Texten auch die Illustration der Handschriften profan. Außer den Maipaaren der Kalender, auf die schon am Eingang hingewiesen wurde, finden wir in mehr oder minder zierlichen, gern etwas geckisch verrenkten Miniaturen etwa Riwalin in Liebesbanden, Frau Dido und Äneas oder Tristan und Isolt. In der Hauptsache haben wir sie freilich erst im Spätmittelalter nach dem Interregnum. Hier liegen ferner zahlreiche Darstellungen von biblischen, auch weltchronistischen Liebespaaren, von alt- und neuzeitlichen Verlobungen und Vermählungen vor; manch loses Abenteuer, manch Bildlein aus damaliger Kulturgeschichte, das uns etwas leichtfertig anmutet, gesellt sich hinzu. Aus all diesen Miniaturen sei hier nur eine wiedergegeben. Sie gehört schon der jüngeren, technisch vollendeten Bücherillustration im burgundischen Herzogtum an, aus der sich eines Tages die fertige, sichere Ölbilderkunst der Altniederländer erhob: eine Szene aus der Schwanenrittersage, welche, an diesen Küsten weithin verbreitet, sowohl zu altvlämischen und anderen deutschen, wie zu altfranzösischen Bearbeitungen durch die Kunstepik geführt hat (Abb. 6).

Auch die soeben erwähnte altniederländische Tafelbildmalerei finden wir keineswegs ausschließlich in den kirchlichen Stoffen befangen, die ihr von den fein ausgemalten Gebetbüchern her geläufig waren. Zu den romantischen Epen konnte sie zwar praktisch nicht die Beziehungen haben, wie die Handschriftenillustration. Sie erschloß sich dafür andere Gebiete. Da begegnet sogleich bei Jan van Eyck das bürgerliche Brautpaar des fein Luccheser Stammhaus in Brügge vertretenden Giovanni Arnolfini und der Jeanne de Chenany. Wir müßten freilich das letzte Restchen Humor eingebüßt haben, wenn wir diese ängstlich stilvollen, die leiseste menschliche Regung durch verwegenste Modegigerlei und angelernte „Haltung" ersetzenden Promessi sposi als junges Liebespaar ausgeben wollten, mögen sie und die kaufmännischen Werte, die sie darstellten, sonst noch so gut „zueinander gepaßt haben"

Abb. 10. Jak. Gerritz Cuyp: Holländisches Brautpaar als Damon und Phyllis. Berliner Museum. (Photographieverlag von Franz Hanfstaengl in München.)

(Abb. 7). — Wir wissen, daß Jan van Eyck auch sonst profane Darstellungen gemalt hat, z. B. bevölkerte Badestuben, die man ja gewissermaßen dem Gymnasion der Griechen vergleichen kann und die ein beliebtes Studienmotiv in all diesen Jahrhunderten waren. Aber auch die Darstellung von Liebeszauber und der im ganzen deutschen Gebiet volkstümlichen Erkundung des künftigen Liebsten durch gewisse abergläubische Bräuche war dem Schülerkreise der van Eyck nicht fremd.

Ebensowenig blieben es für längere Zeit die antiken Liebesstoffe. Wir erinnern uns der intimen Verkehrsbeziehungen der flandrisch-brabantischen Handelswelt mit Italien, auf die uns soeben noch das korrekte Liebesglück des Giov. Arnolfini wies; ebenso der raschen gegenseitigen Beeinflussung altniederländischer und italienischer Malerei in Technik einerseits und erweitertem Gesichtskreis andererseits. Bald hatte man daher, um menschliche Körper darzustellen, außer Adam und Eva die Allegoriengestalten der Antike, wie Memlings unbekleidete Eitelkeit, oder die Paare der Mythologie, wie Neptun und Amphitrite bei Mabuse, zur Verfügung. Und im schweren Brokatprunk altflandrischen Kleiderstaats kommen die jüngeren Paare des Alten Testaments, wie Esther und Ahasver, zur Geltung.

Dagegen die ins zeitgenössische Leben greifende Darstellung von geselligen, liebenden, musizierenden, zum Tanze schreitenden, jungverheirateten, friedlichen oder — um die Hosen kämpfenden jungen Paaren lebt sich mit Vorliebe in den Kupferstichen und zeichnerischen Entwürfen aus. Man muß bedenken, welch eine treue Mühsal von langwieriger und sorgfältigster Feinarbeit zu jener Zeit, da der Künstler noch das Ehrgefühl des Handwerkers und Zunftmeisters hatte, so ein Gemälde darstellte! Da wurde dessen Inhalt nicht nach Laune und raschem Einfall gewählt. Auch wir würden ja, bei verschobener Sachlage, die Bilder der Fliegenden Blätter nicht als Gemälde vertragen. Aus solchen Gründen hat man also die flüchtigeren Einfälle und Beobachtungen zur

Abb 11. David: Paris und Helena. Gemälde im Louvre zu Paris.

Abb. 12. Burne-Jones: Der Garten des Pan.
(Nach einer Photographie von J. Caswall Smith in London.)

Zeit der festländischen Renaissance doch wesentlich nur in die kleinere, vervielfältigende Kunst übernommen. Dies gilt noch weit mehr als von den Niederlanden von Deutschland im engeren, schriftthochdeutschen Sinne, von seinen Zeichnern, Stechern und Holzschneidern. Man braucht nur an den feinen Meister des sog. mittelalterlichen (d. h. um 1480 hergestellten) Hausbuches in der Wolfegger Sammlung und an die massenhafte Arbeit des westfälischen Israel von Meckenem zu erinnern. Die Tafelmalerei in Deutschland, so wohlgelaunt und personenreich sie alles erzählt, wagt sich, vor Dürer, doch kaum an einen nicht von Evangelien oder Heiligenlegenden motivierten Stoff. Mit Dürer jedoch, der auch das Gebiet der antiken Themata und der Allegorie schon betreten hat, ist dann der alte Bannkreis frei und endgültig durchbrochen. Insbesondere auch Hans Baldung Grien und die Behams treten uns mit kräftiger und herzhafter Profankunst entgegen. Und bei Kranach, der nur ein Jahr jünger ist als Dürer, aber ihn um Jahrzehnte überlebt, haben wir, was nur das Herz begehrt oder vielmehr unsere Abhandlung nachstöbert: in immer neuen oder auch denselben Wendungen Eva, Delila, Bathseba, Judith, Salome, jeweils mit ihren männlichen Opfern; Venus allein oder mit Amor oder mit Geliebten, Apollo und Diana, die zwar kein Liebespaar sind, von dem guten Kranach, der Diana hüllenlos darstellt, aber möglicherweise so angesehen wurden; ferner Nymphen, Lucrezien ꝛc.; dazu jene jungen Männer, die mit verzweifeltem Gesicht eine Alte und deren gespickte Geldtasche heiraten, und die alten Männer, die sich ein armes junges Ding zur Frau kaufen; des weiteren sogar Szenen aus damaliger Demimonde. Alle diese Figuren, gleichviel, ob griechisch, römisch, biblisch oder zeitgenössisch, soweit er sie nicht entkleidet und ihnen höchstens ein Halsband oder einen prachtvollen großen Hut läßt, werden in die Sonntagskostüme der Reformationszeit ge-

kleidet, die Kranach ebenso sorgfältig-prächtig zu malen versteht, wie die Einzelheiten der deutschen Landschaft. Und sie alle, Apollo nicht ausgenommen, sind nach Körper, Gesicht und Bart der Männer Deutsche seiner Zeit, wohlhabendes Philistertum.

Von Rubens, um wieder in die Niederlande hinüberzuspringen, haben wir die sorgsamste und lieblichste, die überzeugendste, rührendste Porträtdarstellung jungen Eheglücks, die ich kenne, in dem Münchener Selbstbildnis mit seiner ersten Frau (Abb. 8). Freilich, es sind andere Vorstellungen, die der schlechthin ausgesprochene Name Rubens erweckt.

Bürgerliche Liebespaare in Menge führen uns die anders gerichteten Niederländer der Generalstaaten, die „Holländer" vor. Saskia sitzt auf Rembrandts Schoß; man trinkt (Abb. 9) und frühstückt, musiziert, läuft Schlittschuh, macht feine und grobe Späße, wird auch einmal tüchtig ausgescholten und vermahnt, bringt den Heiratskontrakt der bürgerlich-aristokratischen Welt beim Notar in Ordnung oder tanzt auf der Bauernkirmes, trinkt bei der Hochzeit mehr, als notwendig und gut ist, und erlebt die Folgen davon. Unfreiwillig spaßhaft aber werden die Holländer, wenn es auch ihnen einmal einfällt, ein liebendes Paar in antike Idyllenpoesie zu versetzen (Abb. 10). Die stille deutsche Minne suchen wir vergebens; nach den Bildern allein müßten wir meinen, dieser niederdeutsche Mischlingsstamm habe sie vollends abgestreift mit seinem Wohlhabendwerden und seiner Loslösung von der übrigen deutschen Nation. Wenn auch das Thema der weiblichen Liebessehnsucht sehr beliebt ist, so wird es von den Holländern doch durchaus mit jenem neckenden Humor behandelt, der eben altniederdeutsches Volkseigen ist.

Die antikisierenden Historien, welche bei den protestantischen, bibellesenden Holländern fast gänzlich von dem großen Geschichtenbuche des Alten Testaments verdrängt worden waren, leben dagegen bei den Franzosen weiter, sobald diese seit Ludwig XIV. entschlossener in den Vordergrund treten. Und wie das gravitätische Barock sich zum tändelnden Rokoko verzierlicht, so nehmen die mythologischen und heroischen Erzählungen der Franzosen den Übergang zur bukolischen Idylle, die sich kulturgeschichtlich mit den Schäfertändeleien verbindet und in diese hineinfließt. Nichts erreicht die relative Massenhaftigkeit, womit die Franzosen in Skulpturen, Plafondgemälden, Bildern, Stichen die Liebesgeschichten der Olympier dargestellt, auch gern zur Huldigung für den französischen Hof verwendet haben; und ebenso gesellen sich alsbald zu den Schäferpaaren des XVIII. Jahrhunderts jene Amoretten, mit denen die Welt von damals, Vornehm und Gering, so leichten Herzens spielt. Auch wo man die Jahreszeiten und anderes allegorisiert, geschieht es am liebsten durch ländliche Liebespaare; es sei nur an Watteau erinnert. Seine verschiedentlich komponierte Einschiffung nach der Liebesinsel Cythere könnte wie eine Allegorie der gesamten Zeit erscheinen, — wenn Frankreich und seine Gesellschaft nicht schon längst, schon seit den Zeiten Franz' I., um nicht noch weiter zurückzugreifen, nach der Liebesinsel abgefahren wären und die Schiffe verbrannt hätten.

Die Revolution vertilgt diese Gesellschaft oder sperrt sie aus, nicht aber das Thema der Liebesheiterkeit. Es behauptet sich also nicht bloß in dem kontinental angeregten England, wo uns schon Reynolds die Bekränzung Hymens durch drei englisch-modern verkörperte Grazien vorführt, sondern setzt sich auch im französischen Directoire und Empire mit unverminderter Lebhaftigkeit fort. Nur daß an die Stelle der Rokokomenschen die vermeintlich neu-hellenische Kunstweise der David (Abb. 11), Gérard Guérin ꝛc., die weniger klassische als oberflächliche Eleganz ihrer Gestalten treten, in den unmittelbar antiken Liebesszenen und Liebespaaren, wonach mehr denn je die Literatur und Kunstwerke des Altertums durchstöbert werden.

Es würde nun freilich ins Uferlose führen, wollten wir verfolgen, wie die zu breitester Fülle der mitschaffenden Bildhauer, Maler und Zeichner auseinanderfließende französische Kunst des XIX. Jahrhunderts das „Liebespaar" gestaltet hat, durch alle Wandlungen des Klassizismus, Kolorismus, Realismus, Impressionismus, Intimismus, Neuidealismus hindurch. Hervorgehoben sei nur, wie bei den Franzosen doch immer das stofflich Antike seinen gewissen Platz behauptet oder wieder erobert hat, was ja für ein romanisches Volk mit Cäsarenregierung oder Republik erklärlich genug ist.

Abb. 13. Schwind: Hochzeitsreise. Gemälde in der Schack-Galerie zu München.
(Verlag von Dr. Albert in München.)

Uns Deutschen scheint die verstehende Freude an der Antike durch irgend etwas verkümmert zu werden, obwohl sie von der Schule so eifrig traktiert wird. Wie bei den Franzosen, bleibt sie auch in England lebendiger, wo ein gut Teil neuerer, d. h. nun schon wieder älterer Poesie (man denke an Keats, den Dichter des Endymion) und Kunst in ihr heimisch ist. Dies gilt im Grunde auch noch von der jüngeren Malerei der Engländer und Schotten im XIX. Jahrhundert. Wenn diese sich von den Klassizisten unterscheiden durch die Anlehnung ihrer Auffassung an die eigentümliche, poetisch-weltflüchtige Episode, die im Quattrocento zwischen Wirklichkeitskunst und Höhen-

kunst sich einschob, wenn jene ferner mit Vorliebe Themata aus der keltischen Sage und mittelalterlichen Kulturgeschichte hinzuziehen, so behaupten stofflich doch auch bei ihnen, den Präraffaeliten, die Erzählungen und Allegorien der Antike einen breiten Platz. Man braucht für beides nur an Burne-Jones zu erinnern, seine Eros und Psyche, Demophon und Phyllis, seinen Pygmalioncyklus, seinen Garten des Pan mit dem bukolischen Liebespaar (Abb. 12), andererseits an seine walisischen Erzählungen von Merlin und Viviane oder vom jungen König Kophetua, der das Bettlermädchen auf seinen Thron erhöhte. Indessen seine stoffliche Vielseitigkeit hat keine Grenzen, und so hat er auch Dornröschen oder endlich einfach das Liebeslied, Schönheit, Traum und Sehnsucht in seine Variationen des süßen Themas der Liebe gezogen.

In der deutschen Bildungsgeschichte ist das eigentliche deutsche Wesen allezeit Stiefkind gewesen, von der Völkerwanderung bis auf die Lessing- und Wielandzeit. Nacheinander haben die Demut vor den Römern und deren Kultur, haben Mission und Hierarchie, Welschtümelei der Ritter, habsburgisches Spanierwesen, abermalige Alamode und abermaliger, diesmal philologischer Altertums- und Römerkultus die deutsche Art als Aschenbrödel im Mägdezimmer belassen. Nur die Zeit der Humanisten und Luthers sieht ein bewußtes, auch stoffliches Ermannen in deutscher Richtung, das aber nicht gänzlich in sich klar wird und zu keiner entschlossenen Scheidung von der Antike einerseits, der Bibel andererseits gelangt, auch gar nicht hätte gelangen können und dürfen. Dann haben Klopstock und Herder, ein Teil von Goethes und Schillers Wesen, vollends die Befreiungskriege, die Romantiker und älteren Germanisten uns die deutsche historische Richtung und einen selbständigen Mut zu deutscher Art gebracht. Allerdings die deutsche, überhaupt die germanische Mythologie ist allzeit und bis auf den heutigen Tag unserer allgemeinen Bildung fern und mehr eine Liebhaberei einzelner nationaler Sekten geblieben; daß unsere Kunst in ihr und aus ihr lebte, wie es einst bei den Hellenen mit deren altheimischer Götterwelt der Fall war, davon kann keine Rede sein. Dagegen ist seit der Romantik und durch sie die deutsche Minne und Herzensliebe gesellschaftsfähig in der Kunst geworden. Und zwar zum erstenmal in unserer ganzen Geschichte, obgleich sie keine andere war, als die schon vor einem und anderthalb Jahrtausenden junge Männer und Mädchen bewegte, wie uns durch das alte und wirklich heimisch-echte Gut der Volkspoesie unanfechtbar bewiesen wird.

Allerdings, wie hätten eigentlich unsere älteren und alten Künstler den ersten jungen Frühling deutscher Liebe zeichnen und malen sollen! Das ist ja alles viel, viel zu zart dazu, auch von Worten und Versen gar nicht zu erhaschen; das ist wie Gottesdienst am Osterfeiertag und goldene Lenzessonne vom Himmel, die über die weihevoll aus dem Kirchenportal Strömenden flutet; das ist wie heilige Lebensvorsätze und das Werden guter und großer Menschen. Das bedarf nicht einmal, die Geliebte mit täglichen Augen zu sehen, ja bangt vielleicht vor der Vielzuhohen und Vielzufernen menschlicher Nähe; aber der Tag, da wir sie gesehen und gegrüßt haben, ist selig und soll im ganzen Lebenskalender Feiertag bleiben; und da sie uns einmal in ahnungsloser Freundlichkeit „herzlich grüßen" läßt, da wandern wir schlummerlos durch die weiche norddeutsch dämmernde Sommernacht und denken, ach zum vielhundertstenmal, die ganze, ganze Last unseres unbestimmten Sehnens durch, unserer Resignation, unserer freiwillig begrabenen oder beschwichtigten Träume, unserer nur in engelreinen Phantasien lebenden, sich niemals verratenden Seelengemeinschaft mit ihr, und vielleicht unsere arme Fritjofshoffnung auf späteste Lebenstage, wenn König Ring gestorben ist und wir selber ein bewährter Held geworden sind — —

Und noch einmal erleben wir alles das wieder, leise lächelnd in süßer sinnender Erinnerung: wenn wir die innigsten und demütigsten Gesänge aller heilig verehrenden Liebe lesen, die Sonette an Beatrice in der Vita Nuova Dantes, des Florentiners mit dem germanischen Familiennamen ...

Das sind keine Dinge, um unmittelbar vom Künstler geschildert zu werden. Aber hindurch empfinden können wir sie in jener deutschen Kunst, die aus der älteren und der erneuten Romantik, aus der Dichtung der Brentano und Novalis, der Eichendorff und Mörike, aus dem Wunderhorn, der Märchensammlung der Brüder Grimm und

den neu erzählten deutschen Volksbüchern entsprang: in Steinles träumendem Geiger auf dem Turm, in Schnorrs Nibelungen der Münchener Residenz, in der gemalten Lyrik und der Volksliedstimmung der Düsseldorfer Schule, bei dem Grafen Pocci und in des ihm so nahe verwandten Ludwig Richter Holzschnittzeichnungen zu den Grimmschen und Bechsteinschen Märchen, zum Liede von der Glocke und all seinen anderen lieben und trauten, „beschaulichen und erbaulichen" Bilderfolgen für die deutsche Familie und „fürs Haus". Und hierher gehört auch Moritz von Schwind. Er ist der poesievollste Erzähler geworden von jungen Liebespaaren auf stillen Waldpfaden, im lässig treibenden Nachen oder vor den Toren romantischer alter Städte, der süßen, melancholisch endenden oder im schwer erkämpften endlichen Glück der Liebe aufjubelnden Märchen von Melusine, von den sieben Raben, von Aschenbrödel, Schneewittchen, Melechsala, von des Volksliedes wanderndem Herzensweh und süßem Trost. In seiner „Hochzeitsreise" (Abb. 13) und in dem verwandten epischen Bilde der Neuen Pinakothek hat Schwind den eigenen Braut- und Hochzeiterstand herzbewegender und zarter, bescheidener als Person und beglückter als Mensch geschildert, als je ein Künstler seit Rubens. Auch Adam und Eva hat schwerlich je ein anderer so lieblich und poetisch als er: umflattert von den Engeln und Hymnen der Haydnschen Schöpfung, wahrhaft paradiesesrein und seelen-geschwisterlich, aufgefaßt.

Nach ihm hat dann noch vor allen Böcklin wieder die junge Maienpoesie der Herzen in anderer Art, und in dieser wiederum unerreicht poesievoll gestaltet. Mehr im Vorübergehen und dennoch im Rahmen seiner Gesamtphantasie; nicht eigentlich deutschromantisch, sondern in blütenschwerer Rosenpracht des Südens. So auf dem Theokritischen Gemälde „Des Hirten Klage" mit seiner unsagbar rührenden Sehnsucht und dem ganz leisen ironischen Oberton, oder in dem Paar mit der Laute auf blumenbestickter Wiese vor italienischer Villa. Neben, vor ihm hat Anselm Feuerbach geradezu ergreifende Liebespaare gemalt, in der Weltvergessenheit ihres still beieinander Seins und einander nicht gehören Könnens, auch er gleich Böcklin in südlicher Landschaft und angelehntem fremdem Kostüm, und gleich jenem dabei doch nur aus dem Born der deutschesten Empfindungswelt schöpfend.

Ich breche ab. Die Fülle derer, die nun noch sogleich zu nennen wären von neueren deutschen Künstlern, und des allen, was sie von der Liebe Lust und Leid in jeglichem Kostüm und Milieu gemalt haben, bis zu den letzten Tagen, ist allzu groß, und unsere Redaktion möchte das Sesam! fast widerrufen wollen, womit sie diesem Streifzug durch die künstlerische Darstellung des Liebesmotivs ihr Tor schon recht weit geöffnet hat. Darum nun auch keine Schlußbetrachtungen mehr! Es wird schon immer wieder von Liebe gesungen und malerisch erzählt werden, solange die Welt und der Frühling der Menschen sich erneuert. Und wenn jemand meint, die Menschheit werde immer materieller und denke nur an Geld und Gut, so lasse er sich von einem Kulturhistoriker, der die Dinge einigermaßen unbebrillt und als lebendiger Mensch anzusehen gelernt hat, sagen: daß das in früheren Zeitaltern zu allermeist und in mindestens gleich starkem relativem Verhältnis der Fall gewesen ist; daß vielmehr nur, je mehr die Kultur das Menschenleben in ihre Gewohnheiten gezwungen hat, in desto unwillkürlicherer und lebhafterer Reaktion sich jene Seelenkraft, welche die des Herzens genannt wird, ihres Sehnens bewußt geworden und geblieben ist und nur deshalb, utopische Entwickelungszukunft in geschichtliche Anfänge verkehrend, sich an den Traum klammert, daß einst in längst entschwundenen goldenen Weltaltern selige Menschen in der unbeschwerten Alleingeltung einer edlen Freiheit und engelsreinen Zuneigung gelebt hätten.

Vom Schreibtisch und aus dem Atelier.

Allerlei Verrücktheiten.

Von

Dr. Fritz Kloepfel.

(Abdruck verboten.)

Wie oft wird an den Nerven- und Irrenarzt die Frage gestellt: Wie denken Sie über den und den? Ist der nicht bald reif für — nun, in Berlin heißt es „Dalldorf", in Dresden „Sonnenstein", in Riga „Rothenberg", in Frankfurt am Main für den „Affenstein" (die Schöpfung des alten Struwwelpeter-Hoffmann) u. a. — Es handelt sich dann gewöhnlich um Persönlichkeiten, die durch das Abweichen ihrer ganzen Denk- und Handelsweise von dem alltäglichen Leben oder durch allerlei Exzentrizitäten sich auffällig machen.

Nicht selten ist es auch eine plötzlich zur allgemeinen Beobachtung kommende Charakterveränderung, die sich im geheimen allmählich vorbereitet hat und in der Tat den Erkrankten bald der Heil- oder Pflegeanstalt zuführt. — Ein bekannter Arzt tat einmal den Ausspruch, daß, wenn man für alle Verrückten einer großen Stadt eine Anstalt bauen wolle, man gleich ein Parapluie über den ganzen Horizont ausspannen könne. Gewiß, das Grenzgebiet zwischen gesundem und krankem Seelenleben ist ein weit ausgedehntes, und die Parallelbeziehungen sind zahlreicher, als man für gewöhnlich annimmt. Oft hält es recht schwer, die genaue Grenzlinie zu ziehen: folgen wir der Goetheschen Sentenz vom „vollen Menschenleben" und wir werden gerade auf diesem Grenzgebiet eine Fülle des Interessanten finden.

Wenn die Seelenheilkunde zwei Hauptgruppen der akuten oder primären Seelenstörungen: Depression und Exaltation auch allgemein als traurige und heitere Verstimmungen zu bezeichnen pflegt, so deutet dieser Ausdruck schon an und für sich darauf hin, wie eng sich in diesen Formen die Geisteskrankheit an das gesunde Seelenleben anschließt.

Die Entwickelungsperiode fast jedes gesunden Menschen ist zeitweilig von einer heiteren Verstimmung beeinflußt, so daß die wirkliche Geisteskrankheit oft als ein „zeitlich zwar beschränkteres, an Intensität und Kraft aber gesteigertes Seelenleben" bezeichnet werden kann.*)

Gewiß ist es ein auch naturgemäßer und physiologisch begründeter Vorgang, wenn die ersten selbständigen Aktionen des Jünglingsalters eine traurige Verstimmung erkennen lassen. Nur wo die materielle Seite des Menschen — die Tiernatur — schon frühzeitig die edlere, geistige überwuchert, wird diese natürliche Melancholie fehlen oder nicht erkannt werden. Wo aber Geist und Herz sorgsam herangebildet werden, wo namentlich unter der warmen Obhut einer treuen Mutter das Gemüt für das Schöne und Edle empfänglich gemacht wird, da zeigt diese Periode die deutlichen Spuren eines gewissen innerlichen Zerrissenseins, des Zerfallenseins mit der Welt und einer sonst unerklärlichen Schwermut. Je mehr geistige Elemente sich in dem ganzen Wesen des jungen Organismus auf seiner Entwickelungsschwelle vereinigen, je mehr der Jüngling berufen erscheint, auf dem Gebiete des Geistes, des Immateriellen dereinst Großes zu leisten, desto ausgeprägter wird sich dies zeigen. Naturgemäß ist dieser Vorgang aber auch nur in dem Alter, wo sich das Herz zum erstenmal öffnet, um plötzlich — wie mit einem Schlage — die unerschöpflichen Reize der Natur vor sich ausgebreitet zu sehen, wo Berg und Tal, Fluß und Wald, Lerchen- und Nachtigallensang zum erstenmal uns bewußt entzücken, wo der Sonnenschein wirklich ins Herz hineinscheint und die schöne Gotteserde das pochende Herz zu stiller, unbewußter und doch so tief empfundener Andacht drängt.

Selbst der Geist dessen, der vom Glück überschüttet wurde von der Wiege bis zur Bahre, dessen Lebenssonne nur flüchtig vorübergehendes, leichtes Gewölk und nie ernste, schwere Gewitterwolken verdunkelten, hat diese Stimmungen durchgemacht und mit wahrheitsgetreuen Zügen wiedergegeben. In Goethes „Faust" strahlt uns sein eigner, großartiger Charakter entgegen, und jene Epoche seines Lebens schildert er mit den Worten:

„Ein unbegreiflich holdes Sehnen
Trieb mich durch Wald und Wiesen hinzugehn —
Und unter tausend heißen Tränen
Fühlt' ich mir eine Welt entstehn!"

Wer wäre in dieser Zeit von Herz und Schmerz, Scheiden und Meiden, Sehnen und

*) Vgl. Goullon, Grundriß der Geisteskrankheiten. Sondershausen, Eupel, 1867.

Tränen verschont geblieben, wer hätte nicht Schillers „Glocke“ auswendig gewußt und geschwärmt:

„Da faßt ein namenloses Sehnen
Des Jünglings Herz, er irrt allein —
Aus seinen Augen brechen Tränen,
Er flieht der Brüder wilde Reih'n“ ꝛc.

Es ist eben auch naturgemäß die Zeit der ersten Liebe! Aber für das spätere Leben bleibt diese erste Liebe in den meisten Fällen ein schöner Traum: zur Ehe führen bekanntlich Schüler- oder Studentenverlöbnisse höchst selten, und die Hetden dieser Episode spielen in der Familie sowohl wie in der Gesellschaft eigentlich keine dankbare Rolle — böse Menschen haben ihnen mit Erfolg im modernen Lustspiel entschieden dankbarere Rollen zuerteilt! Der schwärmerische junge Mann mit den ungelenken Gliedmaßen und den kaltfeuchten Händen liebt nicht selten Damen, die älter als er sind, aber Mädchen, die in gleichem Alter mit ihm stehen — die aber beide von ihrem Rechte als wirkliche Gesellschaftsglieder ihm gegenüber den grausamsten Gebrauch machen — der Minne Dornen!

Leider wird dieses melancholisch-fröhliche Bild nicht selten jäh und schmerzlich zerstört durch eine Übermacht von Sehnsucht nach etwas Besserem, Vollkommnerem, von Lebensüberdruß in seiner verschiedenartigsten Gestalt und von in verschiedenen Graden auftretenden Todesgedanken. Selbstmord in späteren Lebensstadien hat andere, man könnte oft sagen, unedlere Motive: er geschieht dann viel häufiger aus Mangel an Lebensunterhalt, als aus dem Grunde rein physischen Unbehagens.

Auch unsere Klassiker haben das menschliche Herz gern in einer Zeit beobachtet, wo die Fülle und Unschuld der Natur Gefühle wachruft, welche mit dem kalten, egoistischen Tun und Treiben der Mitmenschen nicht harmonieren. So legt z. B. ein französischer Klassiker aus dem Anfange des neunzehnten Jahrhunderts der Heldin seines Dramas folgende Worte in den Mund:

„Alles, was ich wünsche, ist ruhig zu sterben. Wie süß ist die Sonne, wie berauschend, wie rein die Luft! Die Vögel zwitschern in den Zweigen, die Käfer rascheln im Laube, die Blätter erzittern zu unseren Füßen, und der Wind flüstert süße Geheimnisse den Blumen zu, die sich zu deren Empfang entgegenöffnen. Welche Pracht, welche Wohlgerüche, welche Fluten von Würze und Leben ergießen sich überall! Alle Freuden erwachen und überströmen die Erde. Es ist ein Himmelsfest, und ich, nur ich allein bin traurig zum Weinen!“

Gegenüber solchem, jugendlichen Gemütern als etwas ganz Naturgemäßes zukommenden Aufgehen in den Schönheiten der Natur als Quelle einer physiologischen Schwermut, einer süßen Schwärmerei sei hier ein Gedicht mitgeteilt, das ein schon über dreißig Jahre in der Irrenanstalt verpflegter alter, mit sich und der Welt zerfallener kranker Mann wenige Tage vor seinem Tode seinem Arzte überreichte (Ricker, Seelenstörungen, S. 50):

„In unseren Zeiten
Muß aber mag man es leiden,
Daß man mit der Armseligkeit mache
Gemeinsame Sache.
Mit diesem Bleigewicht gen Himmel fliegen —
Wer dies Hindernis wollte besiegen,
Die Welt würde ihn bedeuten, das sei Vermessenheit,
Herzensvergessenheit.
Will man einem Ding sich nähern, entfernt man sich davon,
Das ist der Welt Lohn.
Mühe und Arbeit
Und der Ausruf: O wie ungescheit!
Schweres Verhängnis,
Arge Bedrängnis!
Noch ist nichts ausbedungen,
Noch ist nichts mir gelungen;
Nach ist nichts fortgerückt —
Ich aber bin verrückt!“ — *)

Wenn aus dem bis dahin mehr zur Melancholie geneigten Jüngling ein junger tatkräftiger Mann wird, erwacht in ihm der Drang nach Freiheit mit dem Bedürfnis, alle Schranken so weit hinauszuschieben als möglich.

Es folgt der „physiologischen Melancholie“ in bald mehr, bald weniger deutlichem Übergang eine „physiologische Manie“, d. h. eine heitere Verstimmung, eine natürliche Tobsucht. Wer freilich unter Manie Tobsucht mit Händen und Füßen versteht, würde das Stichhaltige des Vergleichs nicht einsehen. Aber die Manie äußert sich weit häufiger in weniger handgreiflicher Weise. Sie ist in der gesunden Entwickelung ein unabläßiger Bewegungs- und Tatendrang, sie ist (nach Kuno Fischer) der „ungehemmte Trieb des Selbstgefühls, sich geltend zu machen“. —

Die mehr oder weniger stürmische Aktion des Geistes, die mit der physischen Entwickelung und der zunehmenden Kraft des Körpers parallel geht, findet eine frische, natürliche Schilderung im „Egmont“.

„Unleidlich war mir's schon,“ klagt der gefangene Held, „auf meinem gepolsterten Stuhle, wenn in stattlicher Versammlung die Fürsten, was leicht zu entscheiden war, mit wiederkehrenden Gesprächen überlegten und zwischen düsteren Wänden eines Saales die Balken der Decke mich erdrückten. Da eilt' ich fort, sobald es möglich war, und rasch aufs Pferd mit tiefem Atemzug. Und frisch hinaus, da, wo wir hingehören! Ins Feld, wo aus der Erde dampfend jede nächste Wohltat der Natur, und durch die Himmel wehend, alle Segen der Gestirne uns umwittern; wo wir, dem erdgebarenen Riesen gleich, von der Berührung unserer Mutter kräftiger uns in die Höhe reißen; wo wir die Menschheit ganz und menschliche Begier in allen Adern fühlen; wo das Verlangen, vorzudringen, zu besiegen, zu erhaschen, seine Faust zu brauchen, zu besitzen, zu erobern, durch die Brust des jungen Jägers glüht; wo der Soldat sein angeborenes Recht auf alle Welt mit raschem Schritt sich anmaßt und in fürchterlicher Freiheit wie ein Hagelwetter durch Wiese, Feld und Wald verderbend streicht

*) Es ist ein vielverbreiteter Irrtum, anzunehmen, alle Geisteskranken seien sich ihres Zustandes nicht bewußt! Das „Selbstbewußtsein der Irren“ bildet ein ebenso interessantes Kapitel, wie der „Sinn im Wahnsinn“

und keine Grenzen kennt, die Menschenhand gezogen!" — Dieser ungehemmte Trieb des Selbstgefühls fällt nach Naturell und Erziehung zum Guten oder zum Bösen aus, zum Heil oder Unheil. Er erleidet die mannigfachsten Schicksale. Er bedingt die Untugend der sogenannten Flegeljahre, die Raufereien und Exzesse der Studentenzeit — aber auch die ersten Diebesstreiche und Kriminaldebuts. Er erzeugt Begeisterung und Tapferkeit — Gewalt und Verbrechen! Er flicht den Lorbeer des Ruhms — und schärft das Beil des Nachrichters. Er steigt vom akademischen Übermut hinauf bis zu den Großtaten eines Napoleon oder Friedrich des Großen.

Wo aus der vorausgegangenen traurigen Verstimmung noch ein gewisses Sinnen und der Hang zu phantastischen Träumereien zurückgeblieben ist, da erstrebt auch die Exaltation die höchsten Ideale der Menschheit und verwirklicht das Dichterwort:

„Mich hält kein Band, mich fesselt keine Schranke,
Frei schwebt mein Geist durch alle Räume fort,
Mein unermeßlich Reich ist der Gedanke,
Und mein geflügelt Werkzeug ist das Wort!"

Wie oft finden diese Verse ihre tragische Bestätigung in der Tobzelle! — Die Fesselosigkeit der kranken Gehirntätigkeit, die Ideenflucht, der wildeste geistige Bewegungstrieb, der keine Grenzen kennt und sich in rasch aufeinander folgenden Worten und Sätzen, deren Zusammenhang oft nur der Kundige nachzuweisen vermag, nach außen Luft macht, — die sprachlichen Äußerungen einer rein pathologischen Tobsucht können nicht besser und auch im Sinne des Irrenarztes edel treffender geschildert werden, als in diesen Schillerschen Versen. Mitten aus dem Leben, aus der Irrenanstalt heraus möge ein Beispiel der maniakalischen Gedankenflucht hier nachgeschrieben werden. Ein tobsüchtiger Kranker hört von seiner Zelle aus draußen im Korridor die Wärter von Frühstück und Bier sprechen. Er unterbricht sein bisher geführtes Selbstgespräch. Gewiß wird der aufmerksame Leser in der folgenden wortgetreuen Rede die Übergangsbrücken mühelos entdecken, welche zwischen den einzelnen, äußerst rasch hintereinander gesprochenen Worten durch Aehnlichkeit der Laute, Verwandtschaft der Begriffe und andere Beziehungen gebildet werden. Er schrie also: „Bier, Bier, Lagerbier, Pilsener, Wiener, Wiener Märzenbier, Wien, Billroth, rot, rot, rot, Kardinal, Aal, Lachs, Butte, Butter, Butter und Käse, Käse, Kiese, Kose, Kuse, Kuh, Kuhkäse, Schweizer, Camembert, Canrobert, Robert, Robert (mit französischer Aussprache), Bär, brauner Bär, Bär, Hotel zum braunen Bären, Hotel, Hotel, Tell, car tel est notre plaisir! Sire, Sir (englisch), Sir, la sœur, Liquör, denn jetzt naht sich das Malheur, denn dies Getränke ist Liquör; Liquör, Coeur, Coeuraß, Aas, ach du Aas! —" (Es folgt eine Reihe unflätiger Schimpfworte.)

Im großen und ganzen bildet die Zeit der „physiologischen heiteren Verstimmung" die richtige Sturm- und Drangperiode und tritt um so auffallender hervor, je mehr der ganze Charakter dazu angetan ist, stets den Verstand vor dem Gemüt zu Rate zu ziehen, je mehr Ehrgeiz und Tatendurst immer wieder von neuem die Energie zu beleben vermögen. Obgleich uns nun die Biographien berühmter Männer und Frauen oft beide Verstimmungsformen einander folgend deutlich erkennen lassen — ich erinnere an die Jugend Friedrichs des Großen —, können wir doch im allgemeinen nur die Form der heiteren Verstimmung, also die natürliche Tobsucht, als diejenige bezeichnen, welche die Weltgeschichte macht. Jede große politische Aktion gehört in den handelnden Personen, den Helden der Geschichte, diesem Gebiete an. Zur Zeit des Faustrechts feierte diese Tatensucht ihre glänzendsten Triumphe, aber sie besteht auch heute noch in allen zivilisierten Ländern und unter allen Nationen. Jedes Sichhervortun durch die Tat zu eignem oder anderer Wohl, jedes gewaltsame Hinwegräumen großer Hindernisse zu diesem Behufe gehört so gut in das Gebiet der Manie, wie die maniakalische Beweglichkeit, die Zerstörungssucht und der tätliche Widerstand der Irren. — Wer denkt hierbei nicht mit Grauen an die Schreckniſse der Geschichte, hervorgerufen durch eine derartige Manie gleichgesinnter Massen? Sowohl die erste französische Revolution wie die Kommune von 1871 gehören in diesen Bereich — und eine psychiatrische Geschichtsschreibung dürfte die Wiedertäufer in interessanter Beleuchtung vorführen. Dem denkenden Leser zeigt die Geschichte der Alten und Neuen Welt massenhafte Beispiele an einzelnen wie an Völkern — in traurig-schauriger wie in edel-erhebender Wirkung. Verbrecherische Greueltaten stehen der Begeisterung eines unaufhaltsam sich erhebenden Volkes gegenüber, und wenn man die ergreifenden Schilderungen eines Dostojewsky, eines Turgenjew liest, so dürfte es als eine hochinteressante Aufgabe erscheinen, dem Elend und den Untaten der russischen Nihilisten in dieser Beleuchtung nachzuforschen. Es ist bezeichnend, daß in diesen tief bedauernswerten Bestrebungen und Taten eigentlich meistens noch recht unreife Burschen es sind, die aus der Misere tiefster Verkommenheit ihr Leben an solch wahnwitzige Probleme setzen. Welch ein erschütterndes Seelengemälde bietet uns Dostojewsky in seinem „Raskolnikow", einem Buche, das man eine Psychologie des Verbrechens nennen kann! —

Wenn man diesen hungernden und frierenden, an sond gut angelegten, aber höchst unpraktischen Studenten eine nahrhafte Kost und warme Kleider geben würde und gleichzeitig in strammer Zucht, wie ein preußischer Soldatenausdruck sagt, die Beine gerade machen würde, so würden ihnen wohl bald jene unreifen Gedanken vertrieben werden! Denn alle maniakalischen Auslassungen des geistigen und physischen Renommierens, das Herauspoltern unüberlegter leidenschaftlicher Reden, das Weltverbessernwollen 2c., alles das wird schließlich mit der praktischen Lebenserziehung meistens doch so, wie Goethe sagt:

„In wenig Jahren wird es anders sein —
Wenn sich der Most noch so absurd gebärdet,
Es gibt zuletzt doch noch 'nen Wein!" —

Diesen Gärungsprozeß, diesen Überschuß von Selbstgefühl, diese heitere Verstimmung beobachten wir vorzugsweise bei sogenannten Verstandes-

menschen, während die traurige hauptsächlich Gemütsmenschen ergreift.

Wie jene demnach großen Umwälzungen und geschichtlichen Großtaten mittelbare Veranlassung gab, so verdanken wir dieser, der natürlichen Melancholie des Jünglingsalters, die herrlichsten Dichtungen und schönsten Lieder des deutschen Gemüts. Alle unsere Lyriker zeigen mehr oder minder diese Erscheinung, welche bei Theodor Körner rein ideell — cynisch verzerrt bei Heinrich Heine uns entgegentritt.

Zur wirklichen Geisteskrankheit führte diese poetische Melancholie bei den Dichtern Hölderlin und Lenau und bei dem Komponisten Robert Schumann.

Während nun die Schwermut Hölderlins einen gewissen elegischen Reiz ausübt, während Robert Schumann auch in seinen innigsten Tonbildern einen tiefen Seelenschmerz nur ahnen läßt und „gerade da, wo man den vollsten Strom der Empfindung erwartet, bald zurückweicht", schwingt Lenau den „lodernden Feuerbrand des Genius mit unheimlicher Glut um sein Haupt, bis er ihn selbst verzehrt".

Hölderlin zeigt in seiner vollendet schönen epischen Lyrik die Sehnsucht, die Klagen und die Verzweiflung seines Geistes, aber überall herrscht Milde und Harmonie vor und „wehmütig spinnt sich der Dichter in die geheimnisvollen Dämmerungen seines Geistes ein". —

Aus den unsterblichen Liedern und Tonschöpfungen Schumanns horcht das kundige Ohr auch ein Lebens- und Krankheitsbild des Komponisten heraus, aber Empfindung, Melodie, Rhythmus, harmonische Übergänge, das alles wird künstlich versteckt, und das schon erwähnte öftere Ausbleiben der vorbereiteten und zu erwartenden höchsten Steigerung der Empfindung erscheint als krankhafte Unentschlossenheit, welche das begonnene Bild nicht zu vollenden vermag. Es ist, als erwache der Tondichter jählings aus dem schöpferischen Traum der Töne: und erschreckt, wohin ihn die Fortsetzung seines Traumes führe — besorgt, daß er vor anderen die Tiefen seiner Herzensgedanken aufdecken könne, wagt er nicht, das Begonnene zu vollenden, wie es ihm wohl vorgeschwebt hat.

Welch beharrliche und unermüdliche Energie der Melancholie spricht dagegen aus der gesamten Lyrik Lenaus! Natur und Geschichte werden unerbittlich gezwungen, „die Trauerfahnen seiner Melancholie zu tragen, an welchen nur wenige grüne Bänder der Hoffnung flatterten", und:

„Wie ein Schmetterling flog sein melancholisches Dichten
Um die Flamme schon längst, ach! und es stürzte herein!"

Bis hierher haben wir die beiden akuten oder primären Formen der traurigen oder heiteren Verstimmung während der Entwickelungszeiten des gesunden Menschen verfolgt. Wie steht es aber später mit uns, wenn wir jene Entwickelungsphasen der Melancholie und der Exaltation hinter uns haben?

Auch für das gesunde geistige Leben kommt eine Zeit herbei, wo der Kreis der Ideen ein begrenzterer, aber auch festerer wird, ein Zustand geistiger Stabilität, welcher mit der Ausübung eines bestimmten Berufs zusammenhängt und mit einer dadurch herbeigeführten gewissen relativen Einseitigkeit. Ganz wie im Verfolg jener beiden akuten Seelenstörungen, die, wenn nicht in Genesung oder Tod infolge der zu Grunde liegenden Gehirnerkrankung übergegangen, in ein sekundäres chronisches Leiden übergehen, das hauptsächlich den Charakter der geistigen Schwäche trägt. — Wohl dem allergeringsten Teil der Menschen ist es beschieden, das in jüngeren Jahren entworfene Lebensprogramm später ernst und konsequent durchzuführen. Dieses oft so weit und hoch gespannte Programm wird nur zu bald eingeengt durch spezifische Berufsinteressen — und die frühere geistreiche Vielseitigkeit des interessanten jungen Mannes ist wie Spreu in die Winde verweht. Der Gelehrte und natürlich noch weit mehr der sogenannte gemeine Mann legt gern nach und nach außerhalb seines Fachs, besonders beim Wachsen der gewöhnlichen Alltagssorgen und im Kampfe um die Existenz eine fast demonstrative Interesselosigkeit und Beschränktheit an den Tag. Ein großer Teil des früheren Wissensdurstes ist durch die zunehmende Überzeugung von dem: „Allwissend ist nur einer" gestillt, und selbst der geistreichste Mensch wird, bei der enormen Spezialkonkurrenz unserer Zeit, bei treuer Erfüllung seines erwählten Berufs das eine oder andere Gebiet des menschlichen Wissens vernachlässigen müssen. Er wird sich mehr und mehr in Ideen einleben, die seinem Wirkungskreise am nächsten liegen, und diese mit einer Art Blindheit für die übrigen Dinge des gewöhnlichen Lebens verfolgen und ausbeuten.

Diese Klasse von Menschen rekrutiert sich zumeist aus der ersten Gruppe unserer Darstellung — sie sind gute Gatten und Väter, gute Untertanen; aber von ihrer früheren Schwärmerei ist nichts mehr geblieben; — der vielbesungene Mondschein findet einen solchen Mann meist im Bett — oder sein Konterfei auf dem erglatteten Schädel, in Frankreich meist noch unter der Schlafmütze — früher einen Verliebten, nun einen Verlebten! — Die früheren Studiengenossen oder Wandergefährten sagen von ihm: „Der Mensch ist ein Philister geworden!" Wofür er früher stets Zeit fand, die verschiedenen kleinen lieben Dilettanterien, Musik, Malerei ꝛc., sie sind allgemach eingeschlafen. Welch ein Abstand von dem Guitarre spielenden und Ständchen singenden, poetischen Schwärmer, dem jugendlichen Brauselopf, selbst noch von dem vielseitigen, tatkräftigen jungen Mann! —

Gerade diese selbstbewußte Tatkraft wird für so manchen Menschen eine böse Klippe! Das schnellere Leben unserer Zeit, welches unsere komplizierteren Verhältnisse und die nach allen Richtungen hin gesteigerten Bedürfnisse bedingen — jene gewisse Hast und Unruhe, mit welcher die Entwickelung unserer politischen und sozialen Zustände vorwärts drängt, sie erfordern einen größeren Verbrauch an „Nervenkraft"; und gerade die tatkräftigsten Männer, die mitten in dem Kampfe am tapfersten mitfechten, sie machen oft auch auf den Laien einen „unheimlichen" Eindruck mit dem ewigen „Vorwärts!" — so oft anscheinend

mit verbundenen Augen. — Viele Opfer verschlingt auf immer das Irrenhaus, und wenn man die Karriere manches Börsenmannes zum Beispiel verfolgt hat, kann man mit Recht für die allgemeine Hygiene die Börse einen „Giftbaum" nennen. Der Größenwahn, der Reichtumswahn hat entschieden mehr Vertreter außerhalb der Irrenanstalten, als innerhalb derselben. In toller Jagd nach dem Glück, welche das bekannte Bild Hennebergs in packender Weise veranschaulicht, geht der Weg oft rücksichtslos über Leichen und verschleuderte Trümmer verspielten Familienglücks. All die verschiedenen mit rücksichtsloser Leidenschaft betriebenen Arten des mannigfaltigen Sports gehören hierher, sobald sie mit dem bürgerlichen Berufskreise oder den Vermögensmitteln des „Sportsmann" im Widerspruch stehen.

Der Jäger, der Pferdemann, der Spieler, der Sammler, der moderne Vereinsmensch, der manchmal in größeren Städten zu zwanzig oder dreißig Vereinen gehört und darüber Frau und Kinder vergißt, der Erfinder, der Patenthascher ꝛc., sie alle bilden einen großen Parallelkreis zu der zahlreichen dritten Gruppe, welche jenen ersten beiden sich anreiht, zu der Paranoia oder Verrücktheit. Sie sind physikalisch gesunde Verrückte, ebenso wie der mißtrauische und abergläubische Mensch, der sich nur bei Vollmond das Haar schneiden läßt, überall Diebe und Verbrecher wittert, an keinem Freitag eine Reise oder ein Geschäft unternimmt, keine Hotelnummer, keine Droschke mit Nummer 13 benutzt, der sofort umkehrt, wenn ein altes Weib seinen Weg kreuzt. Wie sie nun alle benannt werden: der närrische Kauz, der tolle Kerl, das verdrehte Huhn, der Wettonkel, all' die alten Militärs, ergraut als spleenige Junggesellen, die langjährigen Pulthocker, die spinnigen alten Jungfern, die Modenarren und -närrinnen, der gesamte Stab der sogenannten Staatshämorrhoidarier, die ganze Welt der Sonderlinge, sie alle bezeugen den alten Volksspruch:

„Sind wir auch nicht alle Narren,
Hat doch jeder seinen Sparren! —"

und nach var wenig Jahrzehnten konnte man die Ausgeburt weiblichen Geschmacks, die Tournüre, in ihrer phänomenalen Häßlichkeit geradezu als Sinnbild in den Wappenschild solcher Genossenschaft setzen. In der Gegenwart genügt eine Photographie der modernen Ebenbilder Gottes, der männlichen und weiblichen „Gigerl!" — Natürlich hat sich das Lustspiel und die Posse dieser Karikaturen mit ebensolchem Erfolge bemächtigt, wie vordem des spleenigen Engländers und des über alle Maßen zerstreuten deutschen Professors. —

Außerordentlich zahlreiche physiologisch-gesunde Genossen hat auch der ewig verdächtigende und prozessierende, für Mitkranke und für gesunde Umgebung gleich schwer erträgliche Querulant des Irrenhauses. Hat er doch diese schöne Neigung unausrottbar schon aus der Freiheit mit hineingebracht! Die gesamte Umgebung, Freundschaft und Bekanntschaft eines solchen Irren atmet gewöhnlich auf, wenn die Krankheit dieses Tyrannen im Hause — oft auch dieser Tyrannin! — eine ärztliche Diagnose und gesetzliche Handhabe herbeigeführt hat. Unseren Gerichtsbehörden und Advokaten sind solche Personen meist schon Jahre hindurch bekannt: sie können nicht ohne Rechtskonsulenten — aber lieber Winkeladvokaten — und ohne Prozesse leben, bringen ihre meiste Zeit in den Korridoren und Wartezimmern der Behörden und Advokaten zu, gehen von Instanz zu Instanz; und reicht das Geld zu dem kostspieligen Prozessieren nicht mehr aus, so werden sie die Plage der Zeitungsredaktionen und natürlich die Zuchtrute ihres gesamten Verkehrskreises. —

Wir sehen die Mehrzahl aller unserer Patienten in die Anstalt eintreten, begleitet van Mitgefühl und warmer Teilnahme. Solchen Kranken gegenüber vergessen oder selbst sehr ruhige und humane, verständige Menschen recht oft, daß ihr böses Tun und Treiben eigentlich schon als Krankheitserscheinung aufgefaßt werden muß. „Nein," heißt es van seiten der Verwandten und Angehörigen, „diese Bosheit und diese offenbare Freude an der Bosheit, dieses Schlechtsprechen und Verdächtigen — dieses absolute Nichtsgutlassen an anderen Menschen — das ist einmal sein (aber ihr) Charakter gewesen. Niemanden gönnte er etwas Gutes und geriet oft schon in förmliche Wut, wenn er von einem Glücksfall hörte. Seine größte Freude war es, einem anderen eine Freude zu verderben. Und nun das Intrigieren! Er hätte sich ein Patent darauf geben lassen können. Vor den Augen des Verdächtigten der biedere Freund, Du und Du, und warmer Händedruck — aber wenn der arme Freund den Rücken gewandt, dann ging es los: ‚Weißt Du, was der neulich über Dich gesagt hat? Was habe ich doch über diesen Kerl erfahren? Wie können Sie überhaupt mit diesem Menschen verkehren, mit diesem Schwindler'" ꝛc. — aber immer so, daß der Rücken gedeckt ist. Denn gewöhnlich ist ein solcher Intrigant ein Feigling und benutzt echt jesuitische Winkelzüge und Ausreden, sobald ihm ordentlich auf den Leib gerückt wird. *Bis zum Tode* pflegt solch ein armer „Spezialist in Schadenfreude" seine böse Spezialität zu pflegen, *sein letztes Wort ist oft noch eine Verdächtigung.* Bei derartigen widerwärtigen Geisteskrankheiten muß man sich entschieden stets vergegenwärtigen, daß auch bei anderen leiblichen Krankheiten öfters Zustände zu ertragen sind, die nicht nur dem ästhetischen Gefühl, sondern auch manchen Sinnesorganen der gesunden Umgebung arg zuwider sind, ebenso daß auch recht viele von körperlich Kranken schon früher in der Gesundheit Eigenschaften und Angewohnheiten gehabt haben, zu deren Ertragen oft geradezu ein Duldergemüt erforderlich war.

Wir wollen uns indessen nun wieder zu mehr heiteren Gruppen wenden und vergegenwärtigen uns zu diesem Zweck das bekannte Bild Defreggers van dem erzählenden und aufschneidenden Jägersmann mit seinen beiden Teckelhunden zu Füßen, den sich vor Lachen krümmenden geistlichen Herren zur Seite, die schmucke, schmunzelnde Kellnerin im Hintergrunde. Der Jäger kann doch wohl kaum von seinem Publikum mit Ernst und Überzeugung annehmen, daß es seine unglaublichen Münchhausiaden glaubt! Versetzen wir dieses Bild in die Irrenanstalt! In das Ärztezimmer der großen österreichischen Landes-

irrenanstalt tritt ein alter Saldat, hach in den sechziger Jahren, eine hagere Figur mit scharf markierten Zügen, grauem Schnurr- und Knebelbart.*) Er hat sich den Schurz eines Maurers umgebunden, denn er kammt saeben van seiner Arbeit und hat sein Gefäß mit Kalk, Kelle und Hammer außerhalb der Tür niedergestellt. Da er gerne arbeitet, wird Patient seit Jahren in der Anstalt als früherer Maurergeselle zu allerlei in sein Fach einschlagenden Reparaturarbeiten verwandt. Er ist in seinen Alltagsgeschäften sehr zuverlässig, sehr sorgsam für die Ordnung des Hauses, sa daß man ihm unbedingt die Schlüssel anvertrauen kann. Über seine Kameraden hält er strenge Wache und duldet auch nichts Ordnungswidriges van ihnen in seiner Gegenwart. Bei Gelegenheit unseres Besuchs fragte ihn der Direktor nach seinen Reisen, und der Alte erzählte: „Sie wissen ja, ich bin überall in der ganzen Welt gewesen. Von Belgrad kam ich nach Hamburg über Wien und Prag, wa ich den Stefansdam und den Hradschin besucht habe; in Hamburg ging ich auf den Jungfernstieg, zum Hasen, van da ging ich nach Sankt Helena und nach Lissadan. In Portugal, Korsika und Jerusalem bin ich ebensalls gewesen. Ich sah das heilige Grad, den Kalvarienberg, kurz: alles, alles! Dann fuhr ich nach Amerika, von da wieder nach Korsika. Ich war dart bei der Mutter Napaleans, die hat mich eingeladen zum Essen, eine gar brave Frau! Van Karsika kam ich nach Samaria, Jericho, Emmaus, Australien, Kapernaum." Als wir unseren Patienten bei Nennung des letzten Ortes unter Anbietung einer Zigarre scherzweise fragten, ab er dart auch den Hauptmann kennen gelernt habe, besinnt er sich ein wenig und sagt dann: „Wie man nur als Daktor so lächerlich fragen kann! Wie ich in Kapernaum gewesen, war der Hauptmann schan dreihundert Jahre gestarben." Er fährt dann fart: „Den Hauptmann in Kapernaum habe ich nicht gesehen, aber dort im Hause des Zachäus bin ich über Nacht geblieben. Van Kapernaum ging ich nach Bethlehem, da wallte mich ein Maurermeister, der var seiner Tür stand, in Arbeit nehmen; er stand vor dem Stalle in Bethlehem, wa Christus gebaren wurde. Dieser Mann hatte einen blauen Rock an und eine blaue Kappe auf dem Kapse. Van da aus ging ich nach Babylan, sah den graßen Turm und bin an ihm varbeigefahren. — Wie ich nach Frankreich kam, wallen Sie wissen, meine Herren? Man sagt, ich hätte geschimpft über die Franzasen, ich hätte ‚du canaille' zu ihnen gesagt, ich hätte einen Sergeanten diessiert, den Kapf auseinander gehauen wegen der Tanzmusik." Er renammiert ferner van persönlichem Verkehr mit verschiedenen fremden Patentaten und wird gefragt, wie denn die fremden Könige, Kaiser und Königinnen mit ihm gesprachen hätten. „Wie gesprochen?" ruft der Kranke rasch; „ach, diese Frage, ja deutsch, freilich deutsch und dazu fein deutsch; denn der König van Ägypten hat zu mir gesagt, als er zu seiner Haustür hinausging und mir begegnete: ‚Du Lump! Du kannst in meinen Silberbergwerken arbeiten und bekammst täglich 1 Gulden 50 Kreuzer Lahn und ein Seidel Schnaps!'" —

Jede graße Irrenanstalt beherbergt — gewöhnlich für Lebenszeit, und das sind viele lange Jahre — eine große Menge derartiger Kranken, die dem Laien gerade durch ihre Originalität auffallen und impanieren. „Im vollen Menschenleben" gibt es deren noch viel mehr, weil alle Paranaiiker aber Verrückte erst dann der Odhut einer mehr oder minder geschlassenen Anstalt anheimfallen, wenn sie entweder sich oder ihrer Umgebung schädlich oder gefährlich werden. —

Gerade zwischen dieser Verrücktheit und den Verrücktheiten, Idiasynkrasien, spezifischen Sanderheiten, Pedanterien, sawie den vielfachen Auswüchsen sagenannter arigineller Welt- und Glaubensanschauungen finden wir ein recht ausgedehntes Feld van Verwandtschaft. Vergegenwärtigen wir uns z. B. auf der einen Seite einen Paranoiiker, der im Verlauf seiner langjährigen Untersuchungen und Farschungen über die Frage, ab Christus Gattmensch ader Menschgatt sei, auch die Behauptung aufstellt: „Nein" und „nicht" sind keine Negatianen, Negation ist „Aha!" — und der nun auf die Frage: Haben Sie gut geschlafen? ader: Haben Sie Hunger? kansequent seinem Dogma entsprechend antwartet: „Aha!" —*) und auf der anderen Seite einen „vargeschrittenen Pietisten", welcher — eigentlich ausnahmsweise einmal — einen Raman liest! Die Erzählung spielt an einem kleinen Fürstenhaf, und der Held des Ramans wird öfters „gnädiger Herr, Haheit" und anders genannt. Unser Leser nimmt nun einen Bleistift und streicht in dem ganzen Buch alle „gnädig", alle „Haheit" ꝛc. energisch aus mit der Randdemerkung: „Gatt allein ist gnädig, Gatt allein ist hoch!" Ich habe das Buch im Wuppertal seldst in Händen gehadt. —

Gehen wir nun in der Paralleliſierung des gesunden und kranken Seelenlebens weiter, sa sehen wir, wie mit dem fortschreitenden Alter auch im narmalen Leben für gewöhnlich die Hirn- und Rückenmarksfunktianen körperlich und geistig schwächer werden. Selten nur ist das Greisenalter ein frisches und rüstiges, wie verhältnismäßig bei dem hachseligen Kaiser Wilhelm und seinen Paladinen! Gewöhnlich wird der geistige Harizont mehr und mehr van den Schatten der Nacht bedeckt, und auch die Funktionen des Körpers versagen „hinter den Kulissen" stückweise ihre Dienste.

„Wenn im Herdst die Blätter fallen, —
Da gehorcht die Natur
Ruhig nur
Ihrem ewigen Lauf!" —

In dem Verfalgen der menschlichen Entwickelung sind wir nun am Zielpunkt angelangt, denn gattlad! für die Geißel unserer madernen Zeit, die fartschreitende allgemeine Paralyse der Irren, fälschlich Gehirnerweichung genannt, haben wir in der gesunden Entwickelung keinen Vergleich, abgleich ja manche psychapathischen Sym-

*) Auch in Schillings „Psychialrischen Briefen". S. 264 ff. Augsburg.

*) Vgl. Irrenfreund, Jahrgang 1873/74, Dr. Klaepfel: „Psychasen, wie sie im Buche stehen."

ptome dieſer ſtets zum Tode führenden Gehirnerkrankung mit anderen Formen konkurrieren. —

Es erübrigt uns in der Betrachtung der Parallelpunkte geſunden und kranken Seelenlebens nur noch, der Täuſchungen zu gedenken, welchen die Sinnesorgane des kranken wie des geſunden Menſchen ausgeſetzt ſind. Es ſind dies die Illuſionen und die Halluzinationen, deren weitem Gebiet wir heute nur einige Andeutungen widmen können. — Man nennt Illuſion bekanntlich die Verwechſlung eines wirklich ſtattgehabten Sinneseindruckes mit den Gebilden unſerer Phantaſie. Wenn wir daher in der Dämmerung z. B. ein an der Wand hängendes Kleidungsſtück für einen erhängten Menſchen anſehen, ſo iſt das eine Illuſion.

Eine Halluzination dagegen liegt dann vor, wenn jemand etwas ſieht, hört, fühlt, ſchmeckt, riecht, was in der Wirklichkeit gar nicht vorhanden iſt. Für phyſiologiſche Halluzinationen iſt das vulgärſte Beiſpiel das Sauſen, Pfeifen, Klingen im Ohr, das wohl jeder Menſch an ſich beobachtet hat, ohne daß dieſes Geräuſch außen vor ſich geht. Er weiß, das liegt an ſeinem Gehörorgan.

Beide Täuſchungen ſpielen bei Geiſteskrankheiten eine große, hartnäckige und oft verhängnisvolle Rolle!

Ich erinnere mich noch genau des erſten unheimlichen Eindrucks, als ich zum erſtenmal Zeuge einer plötzlichen Geſichtshalluzination eines Kranken war. Mitten im ruhigen Geſpräch ſprang der Arme mit allen Zeichen des Entſetzens auf, die weitaufgeriſſenen Augen in eine Ecke des Zimmers gerichtet, mit geſträubtem Haar hielt er die zitternden Hände abwehrend vor gegen den Satanas, den ſein krankes Hirn ihm in vollſter Perſönlichkeit vorführte. Obgleich ich ihm ſanft eindringlich zuſprach und mehrmals über die Stelle des Teufels hin und her ging, gebrauchte das gemarterte Hirn eine lange Zeit, bis der unheimliche Eindruck verſchwunden war. — Von Sinnestäuſchungen im Zuſtande der Geſundheit gibt es zahlreiche Beiſpiele — ganz abgeſehen von der bezüglichen modernen ſpiritiſtiſchen Literatur. Die bekannteſte „geſunde“ Halluzination, wenn ich ſo ſagen darf, iſt die Martin Luthers. Auf der Wartburg wird ja noch heutigen Tages der Tintenfleck gezeigt — und erneuert — aus dem Tintenfaß, das der große Reformator nach der Teufelserſcheinung geworfen. —

Ein treffliches Beiſpiel von Illuſionen gibt Goethes Erlkönig. — Auch die Ängſtlichkeit der Kinder in der Dämmerung läßt ſich oft auf den Zuſammenhang von den bekannten Ammen- und Wärterinnenerzählungen mit der leicht erregbaren kindlichen Phantaſie zurückführen. Das Thema läßt ſich nach recht intereſſanten Einzelheiten unglaublich ausdehnen. In Schlaf und Traum hören, ſehen, fühlen, ſchmecken und riechen wir alle wohl vieles in der Wirklichkeit nicht Vorhandene, manches ſo ſonderbar und ſo grotesk, daß wir uns fragen: Wie kommſt Du nur darauf? — Während uns nun der Traum die am reinſten geſunden Halluzinationen darbietet, zeigt unſer waches Leben auch in voller Geſundheit eine unendliche Fülle von Illuſionen in weiterer Auffaſſung. Iſt doch unſer Leben hienieden eine faſt ununterbrochene Reihe von Täuſchungen, von falſcher Auffaſſung der Verhältniſſe der Außenwelt!

„Ich habe die Menſchen geſehen,“ ruft ein moderner Philoſoph aus, der durch eigne Schuld verzweifelte, „ihre Bienenſorgen und ihre Rieſenprojekte, ihre Götterpläne und ihre Mäuſegeſchäfte! Das wunderſeltſame Wettrennen nach Glückſeligkeit; dieſer dem Schwunge ſeines Roſſes anvertraut, ein anderer der Naſe ſeines Eſels, ein dritter ſeinen eignen Beinen. Dieſes bunte Lotto des Lebens, worin ſo mancher ſeinen Himmel und ſeine Unſchuld ſetzt, einen Treffer zu ziehen, — und Nullen ſind der Auszug, am Ende war kein Treffer darin!“ —

Aber auch der redlich Beſonnene, der anſpruchslos Strebſame muß die Unzuverläſſigkeit alles Irdiſchen und die Nutzloſigkeit menſchlicher Berechnungen eingeſtehen und zu ähnlichen, wenn auch minder extremen Anſichten über das Leben gelangen. Wo ertönte der Klageruf nicht:

„Was ſind Hoffnungen, was ſind Entwürfe,
Die der Menſch, der Sohn der flüchtigen Stunde,
Aufbaut auf beweglichem Grunde!“ —

Wir täuſchen uns nur zu oft in Bezug auf unſere ganze Umgebung; Illuſion reiht ſich an Illuſion, nicht nur auf dem Gebiete des Materiellen, nein auch in Bezug auf manche vermeintlichen Eroberungen rein geiſtiger Natur: „Es irrt der Menſch, ſo lang' er ſtrebt.“ — Wir täuſchen uns endlich auch in Bezug auf unſere eigne Perſon, und dieſe Illuſion teilen wir wieder mit dem Irren, der ſich Kaiſer und König dünkt! —

Wenn wir ſchließlich noch der religiöſen Ekſtaſe ſowie der dichteriſchen Entzückung gedenken, ſo geſchieht dies, um unſer Thema wenigſtens andeutungsweiſe zu vervollſtändigen.

Fragen wir uns nach dieſen Betrachtungen: Wie können wir uns und unſere Kinder am beſten ſchützen vor ſo viel Enttäuſchungen? ſo liegt die Antwort zunächſt in der Vorbedingung einer geſundheitsgemäßen einfachen Erziehung und Hygieine, dann aber in der Mahnung des alten Weltphiloſophen Bias: Kenne Dich ſelbſt!

Gar zu oft kommt ſolche Selbſterkenntnis erſt als das Reſultat eines langen Lebens. Wohl dem, der dann ohne zu viel Reue auf dieſes Leben zurückblicken kann! —

Nicht genug, nicht warm genug ſind deshalb die ſchönen und wahren Worte Paul Flemmings zu beherzigen:

„Was klagt, was lobet man?
Sein Unglück und ſein Glück
Iſt ihm ein jeder ſelbſt!
Wer ſein ſelbſt Meiſter iſt
Und ſich beherrſchen kann,
Dem iſt die ganze Welt
Und alles untertan!“ —

Bildnis. Nach dem Gemälde von Hans Peter Feddersen in Kleiser-Koog.

Lenzesklänge.

Frühlingschoral.

Heut in der milden Vorfrühlingnacht
Bin ich aus einem Traum erwacht,
Da hab' ich zum Himmel emporgesehn
Und da ist das Frühlingswunder geschehn:
War über den blauen Sternenhimmel
Ein Flügelflattern und Fittichgewimmel!
Aus dem griechischen Himmel die Engelknaben
Mußten wohl irgend was Festliches haben!
Bis in die blau'ste Himmelsfern'
Flog Engel für Engel zu einem Stern.
Dann sah ich an allen Sternenspitzen
Silberne Glöckchen im Mondlicht blitzen;
Ein Hauch: alle Glocken begannen zu schwingen,
Hunderttausend Glöcklein begannen zu klingen,
Silberfein und himmelsglockenrein
In die blaue, staunende Nacht hinein.
Da haben die Englein Noten genommen,
Sind auf der Milchstraß' zusammengekommen,
Und haben einen Choral gesungen;
Hat hell in die horchende Welt gellungen:
„Freut euch, ihr Menschen, in allen Landen,
Freut euch, ihr Menschen, Lenz ist erstanden!
Lenz! Versteht ihr?" — Ei, freilich ja!
Lieg' ja schon längst auf den Knieen da!
Das Glöcklein in meinem Herzen schwingt:
Muß wohl ein Engel aus Himmelshöhen
Bei dem frohlockenden Glöcklein stehen,
Daß es so rein und selig erklingt!

Hugo Salus.

Frühlingsmacht.

Von Franz Evers.

In friedlich weiter Einsamkeit
Wandert das Licht . . Kastanien träumen.
Die Knospen harzen vor der Zeit.
Das Leben schießt aus allen Bäumen.

Am Hügel ward der Rasen grün;
Die Erde dehnt die warmen Schollen,
Daß Flur und Gärten wieder blühn
Und Menschen wieder lachen sollen.

Des Nachts scheint dich die leise Luft
Von Geisterstimmen zu bewegen
Und sprengt des Herzens dunkle Gruft
Mit starkem Auferstehungssegen.

Die Amseln sind so jubellaut . .
Der Morgen grüßt mit goldnen Haaren . .
Dir wird das hellste Licht vertraut,
Als könntest du gen Himmel fahren.

Breite deine Flügel weit —

Von

Else Nonne.

Breite deine Flügel weit,
Junge Freude, die ja scheu nach kauert!
Diese blütenreiche Zeit,
Weißt du denn, wie lang sie dauert?

Rasen blühn den Weg entlang.
Und aus hohem, blauem Schweigen
Jubelt junger Lerchensang,
Ach, auch du sollst steigen, steigen!

Bang in kalter Dunkelheit
Hat der Schmerz sich müd geschauert,
Schläft nun tief — 's ist Sonnenzeit,
Junge Freude, die ja scheu nach kauert,
Breite deine Flügel weit!

Zigeunerlieder.

Von

Georg Busse-Palma.

Mit der Weidenflöte sprang
Er ins Gras und ließ sie klingen.
Tausend bunte Falterschwingen
Tanzen nun das Tal entlang.

Plötzlich hält er ein und lauscht,
Blonder Knabe, schlanker Bläser,
Flog die Flöte in die Gräser,
Weil ein Röcklein näher rauscht? —

Falter, seht Euch nicht so um!
Morgen mittag tanzt ihr wieder,
Doch die schönsten Liebeslieder
Spielt auch ein Zigeuner stumm! — —

Abend.

Weiße Blütenblätter sinken
Lautlos rieselnd auf den Sand,
Blaue Hügelketten winken
Traumverloren über Land.

Grüßend zieht an uns vorüber
Dieses Tages letztes Licht,
Das von dir zu mir hinüber
Späte Strahlenkränze flicht.

Doch dieweil wir zitternd warten,
Auf ein wundervolles Wort,
Schleicht sich durch den stillen Garten
Schon das Glück der Stunde fort.

Anna Ritter.

Digitized by Google

Schweizer Frühling.

O wie ſind heut die Berge ſchön!
Der feuchte blaue Himmel lacht,
Und durch die Täle brauſt mit Macht
Von Süden her der wilde Föhn.

Der ferne Jura blaut wie Samt
Aus dunſtig weißer Fläche her,
Auf allen Alpen iſt ein Meer
Von ſilberweißem Licht entflammt.

Der mondelange Winter wich,
Schon manchen grünen Hang hinan
Blüht Knabenkraut und Enzian —
Nun, meine Seele, freue dich!

Hermann Hesse.

An die Natur.

Von

Karl Ernst Knodt.

Mit großen wachen Augen hab' ich ſie getrunken,
Die Schönheit, welche dieſe Erde ſchmückt.
Ich bin der Gottheit jeden Lenz ans Herz geſunken,
Vor jeder Blume hab' ich mich gebückt.

So kann die reiche Seele auch in Schönheit ſterben,
Weil ſie bewußt in Schönheit hat gelebt.
Sie blüht einſt ſtill hinüber, all den Glanz zu erben,
Mit dem die ew'ge Schönheit uns umwebt.

Baldersbraue.

Von

Fritz Erdner.

Wo auf das naſſe Gras
Der heimlichen Wieſ' im Wald
Zwiſchen Primel und Veilchen
Taſtenden Tritts den farbigen Fuß
Leicht aufſetzte der Regenbogen:
Dorthin lockten auf dämmerndem Pfad
Fern in grünende Märchengründe
Den Ruheloſen,
Den Leidverſunknen
Freundlich heut
Die Feien des Forſts.
Voller und reicher
Als rings im Rund,
Aus dem ſchwellenden Moos empor
Schwankten die wilden Waldesblumen
Und lachten aus perlenhellem
Gottesauge
Mich glanzend an,
Gleich als wollten ſie ſagen und ſingen
Leis in des Waldchors
Rauendes Rauſchen:

„Siehst du sie nicht? Spürst du sie nicht,
Die Götterspuren?
Wa Balder, der blonde, und Freia, die holde,
Auf bunter Brücke
Herniederstiegen
Zur atmenden Erde,
In heil'gen Waldesschattentiefen
Zu feiern des Frühlings
Seliges Brautfest?"

Schauernd lauscht' ich.
Und harch! Urplötzlich
Den Hag herauf
Wie Hirschruf klang es und Taubengirren;
Aufblitzend winkte
Durchs grüngewobne Buchengitter
Der Götterstirnen
Flatterndes Goldhaar
Und heiterstrahlend erschien der Asen
Sanniglächelndes Antlitz.

Aber zu Füßen mir,
Wo sie mit leisen
Silbernen Sohlen
Den Boden rührten,
Glamm aus tauigem Grund mich an
Mit Regenbogenglanz im Blick
Des Himmelsfriedens
Strahlende Blüte,
Großäugig, still ...

Und ich brach sie ...

Und in des Hauses beklemmende Enge,
In meiner Tage hastiges Drängen,
In meiner Nächte fiebernde Unrast
Haucht mir heimlich
Die goldigschimmernde Balderstochter
Waldeinsamkeit und Waldesduft
Und heil'ge Gottesruh'
Und Glück.

Liedel.

Die Veilchen und die Rasen,
Die kauf' ich gleich im großen,
Muß doch mit viel Guirlanden
Ein liebes Bild umranden,
Muß dach in Rasenhecken
Ein jedes Wort verstecken

Bald kauf' ich einen Garten.
Drei Gärtner müssen ihn warten.
Drei Gärtner müssen ihn rechen.
Ich darf die Rosen brechen.
Aus jeder blitzt in Tauen
Ein Liedel für liebe Frauen.

Ludwig Finckh.

Es gilt nicht mehr!

Am Wegsaum schon die Veilchen blühn,
Die Knospen schwellen braun und grün;
Noch dauert tief am Grabenbord
Ein weißes Winterfleckchen fort.

Als ob zuerst er's heute seh',
Beäugt ein Fink das Häuflein Schnee;
Hell zwitschert er sein Spottlied her:
„Flink! Flink! Zerschmilz! Du giltst nicht mehr!"

Und blieb dir, Herz, in all dem Glück
Ein Leid, ein Zweifel noch zurück:
Tu nur, als wenn es fremd dir wär!
Es schmilzt von selbst, — es gilt nicht mehr!

Ernst Muellenbach †.

Lübecker Frühling.

Von

Julius Havemann.

Gemäuer morsch an Gemäuer gedrängt,
Dazwischen Goldregen und Holler gezwängt,
Geteerte Dächer, zerbrochene Pfannen,
Und die Spinnen sannen im Winkel und spannen;
Im Garten war alles schon Dämmerruh,
Nur oben an zackiger Giebeltreppe
Erglühte der Traumfee Schleierschleppe.
Auf Flaumwölkchen blitzte ihr Schuh.

Weiß wehte vom höchsten Fensterlein
Eine Gardine ins Abendlicht hinein.
Und seitlings feierten Sonntag zu
Die Kirchentürme in leuchtender Ruh.
Es war die Zeit, wo der Buchsbaum sich spitzt
Und jung stolziert in goldenen Kronen.
Schon kletterten frischer die wilden Bohnen,
Vom Turmhahn angeblitzt.

Die roten Aurikelchen unten im Grund
Riefen mit staunendem Kindermund:
Ach, seht an der Stange die wilde Schar,
Sie klettern stracks in den Himmel gar!
Leise sangen und ehrensatt
Von Kriegen und Kronen und Trotzen und Klagen,
Frei über lichten und finsteren Tagen
Die Feierglocken der alten Stadt.

„Maikäfer, fliege!“

Schon kleiden sich die Birken
Mit erstem grünem Flaum,
Die braunen, harzigen Knospen
Streckt der Kastanienbaum.
So tiefblau ist der Himmel,
Die Luft so weich und klar,
Und unten auf der Straße
Lärmt eine Kinderschar.
Sie singt das kleine Liedchen
Aus alter Schwedenzeit,
Das wir einst selbst gesungen
In Tagen, so weit, so weit.
Die gleiche Kinderweise
Lustig ans Ohr uns zieht, —
Es ist ja der alte Frühling,
Der neu der Welt erblüht:
„Maikäfer fliege!
Dein Vater ist im Kriege,
Deine Mutter ist in Pommerland,
Pommerland ist abgebrannt,
Maikäfer fliege!“

Adelheid Stier.

Im Frühling.

Von

Phillpp Witkop.

Nun muß Wunſch und Sehnſucht vergehen.
Alles iſt groß und geheimnisreich.
Stumm in Andacht bleibe ich ſtehen
Vor dem kleinſten, keimenden Zweig.

Tauſend blühende Wunder drängen
Aus den Schollen, aus dem Geäſt.
Mit Blütenwinden, mit Lerchenſängen
Feiert das Leben ſein Wiegenfeſt.

Überwältigt, in ſtaunendem Schweigen
Wandle ich dankbar durch Flur und Tann —
Schauernd muß ich die Stirne neigen,
Die ſoviel Sonne nicht tragen kann.

Trocknende Tränen.

Die Nacht war dunkel und ſternenleer
Voll leiſem Tappen und Klopfen. —
Es fiel der Regen ſo ſchwer, ſo ſchwer,
In ſo laſtenden Tropfen.

Es iſt wie ein ſchluchzendes Frauenleid
Durch den ſchauernden Wald gegangen. —
Da zog ſich voll Scheue die Dunkelheit
Über die tränenden Wangen.

Nun atmet der Wald in den Tag hinein
Kuhlwürzige Frühlingswonne. —
Flattert nicht drüber ein Schleierlein
In der trocknenden Sonne?

Frida Schanz.

Digitized by Google

Tante Fritzchen auf Abwegen.

Erzählung von

Hans Hoffmann.

(Abdruck verboten.)

Tante Fritzchen und der Bürgermeister Bumcke waren seit langen Jahren einander spinnefeind, das wußte die ganze Stadt. Zuvörderst waren sie Nachbarn: das war der erste und vielleicht allerwichtigste Grund. Nur ein Staketenzaun trennte die beiden Gärten, der niedrig genug war, daß unternehmungslustigere Hühner darüber hinwegfliegen konnten: man weiß, eine unversiegliche Quelle des Verdrusses für beide Teile. Zum anderen aber, und das gab Tante Fritzchen den sittlichen Halt für ihre hartnäckige Feindseligkeit, hatte der Bürgermeister vor langen Jahren bei Lebzeiten ihres Mannes diesem einmal in offenbarem Mißbrauch der Amtsgewalt ein arges Unrecht angetan, und das kam für sie dem schwersten Verbrechen gleich. Jede ihr selbst angetane Kränkung konnte sie verzeihen und vergessen; eine Beleidigung ihres Gatten war Tempelschändung. Und zum dritten hielt sie ihren feindlichen Nachbar überhaupt für einen Lumpen, einen von jenen, die nach unten treten, nach oben beten. Ob ihr Urteil nicht vielleicht zu hart war, muß dahingestellt bleiben beim Mangel ganz unparteiischer Quellen; aber völlig unbegründet konnte es nicht sein: Tante Fritzchen hätte dann in diesem einzigen Falle ihre Natur in ihr Gegenteil verkehren müssen; sie besaß sonst die Gabe der Gerechtigkeit in vollem Maße.

Als sicher kann gelten, daß der erste Angriff von ihm ausgegangen war; denn sie griff überhaupt nicht leicht an, verteidigte sich aber bis aufs Messer und ertrug keine Vergewaltigung, am wenigsten von der hohen Obrigkeit, der gegenüber sie sich als Teil des Recht fordernden Volkes fühlte. Der Bürgermeister aber hatte eine unschöne Neigung, die in seiner Person gipfelnde Polizeigewalt in seinen Privatfehden zu Hilfe zu rufen. Das kann ihr etwas teuer zu stehen vermöge zahlreicher Strafmandate, denn sie setzte sich nicht selten formell ins Unrecht: ihn aber kostete es das Dreifache an Nervenkraft und Ansehen, denn zum mindesten die Lacher hatte sie fast immer auf ihrer Seite.

Davon nur ein Beispiel. Einmal hatte sie sich ein Ziegenlamm angeschafft, das tagsüber im Garten an einem Stricke weidete und im Anfang kläglich nach seiner Mutter schrie, auch mit einer umgehängten Klingel ein andauerndes feines Gebimmel verübte. Dieses kränkte den Nachbar Bumcke, und sie erhielt eine polizeiliche Verwarnung wegen öffentlicher Ruhestörung; auch wurde bei dieser Gelegenheit das übelklingende Kläffen ihres Hundes mißbilligend vermerkt.

Tante Fritzchen ließ darauf die nachfolgende Anzeige ins Wochenblättchen rücken:

„Gesucht wird von einem friedliebenden Nachbarn des Herrn Bürgermeisters ein wachsamer Hund, der nicht bellt. Gesucht wird ein geübter Tierbändiger, der einer Ziege das Meckern abgewöhnt. Zu verkaufen eine ca. 2 cm große Glocke, deren Dröhnen tagsüber nächtliche Ruhestörung verursacht.

Bumckemünde, den 1. Mai 1857."

Dieser Aufruf erregte das schmunzelnde Entzücken der gesamten Bürgerschaft, aber den sittlichen Unwillen eines strebsamen Staatsanwalts, der die Urheberin unter Anklage stellte wegen Beleidigung und Verhöhnung der Polizeigewalt. Sie mußte zahlen, doch der Bürgermeister mußte über sich lachen lassen; Bumckemünde blieb ein ständiger Beiname der guten Stadt. Der Staatsanwalt zog sich den Ruf eines Menschen zu, der für Humor keinen Sinn hat, und der vor Gericht zwar unterliegende Verteidiger, der manchen guten Witz gegen seinen polizeisittenstrengen Gegner abschnellte, war nach der Volksstimmung der wahre Sieger.

Außerdem übte Tante Fritzchen noch eine besondere, recht grausame Rache: sie ließ sich eine kleine Herde Heidschnucken

kommen, von denen bekannt ist, daß sie besonders oft und kräftig ihre Stimme ertönen lassen, band sie nachts an den Zaun nach dem Garten Bumckes hin und ließ die Tierchen ihr erbärmliches Geblök die ganze Nacht hindurch vollführen. Das kostete Strafe wegen Störung der Nachtruhe, aber der Nachbar kam um seinen Schlaf, während sie selbst so tüchtige Nerven hatte, daß sie trotz ihres schlechten Polizeigewissens der erquicklichsten Ruhe pflog.

Ein andermal kam sie mit einem blauen Auge davon. Sie hatte einen neuen Schoner „Galgenvogel" getauft und an seinem Bug eine Gallion anbringen lassen, die einen recht sichtlich verkommenen Strolch darstellte, aber zugleich gewisse zarte Anklänge an die Physiognomie des Herrn Bürgermeisters aufwies. Vor der Verurteilung schützte sie diesmal das Gutachten eines „künstlerischen" Sachverständigen, daß die Ähnlichkeit doch nicht schlagend genug sei, um eine beleidigende Absicht mit unbedingter Sicherheit voraussetzen zu dürfen. An Bumcke aber blieb natürlich der Galgenvogel hängen wie sein Bild an dem Schiffe.

Ach was, noch ein Stückchen.

Der Bürgermeister lag beständig auf der Lauer nach Gesetzwidrigkeiten, die auf ihrem Grundstück sich etwa ereignen möchten. Da spielte sie ihm einmal einen kräftigen Possen. Sie ließ in ihrem Garten ein Sommerhäuschen erbauen und hierfür zunächst recht offensichtlich ein steinernes Fundament mauern, das sie aber nachher, als die Laube gedeckt war, heimlich bei Nacht wieder wegnehmen ließ. Der liebevolle Nachbar ließ sie ruhig ihr Bauwerk vollenden und verfügte dann plötzlich dessen Entfernung, da zur Aufführung eines fundamentierten Gebäudes erst die Baupolizei ihre Erlaubnis geben müsse, diese aber weder erteilt noch nachgesucht sei.

Da sie Protest einlegte mit der Behauptung, das Häuschen sei gar nicht fundamentiert, schickte der Bürgermeister, der das besser wußte, einige Arbeiter, die es niederlegen mußten. Daß es wirklich nicht fundamentiert war, bewies sie durch den Augenschein erst, als die Arbeit vollendet war. Es mußte auf Stadtkosten wieder aufgebaut werden, und die Bürgerschaft hielt sich an den leichtfertigen Denunzianten.

In dieser anmutigen Weise zog sich der Kleinkrieg durch die Jahre hin; Tante Fritzchen war ein mehrfach bestraftes Subjekt geworden und ihr Gegner ein mehrfach ausgelachter und verärgerter Mann.

Es ziemt sich aber und ist seit uralter Zeit so gebräuchlich, daß, wo zwei feindliche Nachbarn widereinander wüten, die eine Partei einen Sohn habe und die andere eine Tochter, und daß diese Zwei sich mit Ernst ineinander verlieben, wodurch dann das soziale Gleichgewicht tragisch oder versöhnlich wieder hergestellt wird. Etwas Ähnliches fügte sich hier, wenn auch nicht genau nach der Regel, was dadurch verhindert wurde, daß beide kinderlos waren.

Als Bumcke so um die Fünfzig herum war, starb ihm seine Frau, und er nahm nun eine Nichte von dieser ins Haus, ein junges, hübsches und heiteres Ding, das seit dem kürzlich fast gleichzeitig erfolgten Tode der Eltern in eine höchst dürftige Lage gekommen war.

So konnte sie denn dankbar und froh sein, daß er ihr ein Obdach, Nahrung und Kleidung gab, wenn er's auch nicht nötig gehabt hätte, sich gar so lärmend als ihr Wohltäter zu gebärden, wie er das tat: Denn jene guten Dinge arbeitete sie redlich bei ihm ab, und im Grunde hielt er sie nur wie eine feinere Dienstmagd — nur daß er ihr keinen Lohn zahlte.

Im übrigen trauerte er sein Jahr gewissenhaft und mit sauber gefurchtem Antlitz herunter und beging die Wiederkehr des Todestages mit feierlichen Schmerzübungen.

Am Tage darauf aber geschah das Wunder, daß Fräulein Agathe bleich und verstört in Tante Fritzchens Wohnung gestürzt kam und mit jämmerlichem Weinen der alten Dame geradeaus vor die Füße fiel.

Diese war höchlich überrascht, denn naturgemäß bestand zwischen den Nachbarinnen keinerlei Verkehr, da sie sich vielmehr nur von Ansehen und aus stiller Beobachtung über den Zaun hin kannten. Doch hatte sie von daher ein günstiges Vorurteil für das anmutige Kind, und dieses hinwiederum bewies ihr eben jetzt, wie großes Vertrauen sie ihm einflößen mußte.

„Raten Sie mir, helfen Sie mir, Frau Kapitän!" rief sie in heißer Erregung. „Was soll ich tun? Um Gotteswillen, was soll ich tun? Er will mich heiraten."

„Wer?" fragte Tante Fritzchen.

„Mein Onkel — der Herr Bürgermeister", hauchte Agathchen heftig errötend und dann wieder erblassend.

Die alte Frau gab einen langgezogenen Ton von sich, der durch alle fünf Vokale und noch durch einige Doppellaute hindurchging und dessen Bedeutung nicht leicht jemand hätte erraten können. Darauf schwieg sie eine beträchtliche Weile, während das Mädchen still vor sich hinweinte.

„Das ist ja sehr edel von ihm," begann sie endlich gemütsruhig, „Du bist ein blutarmes Geschöpf und er ein wohlbestallter und hochmögender Herr, und obendrein ist er Dir nicht nur an Wissen, Verstand und Erfahrung, sondern auch an Jahren bedeutend überlegen, denn er wird wohl seine fünfzig und Du knapp zwanzig Jahre zählen. Da ist's doch ein großherziges Opfer, daß Dich zu seiner Gemahlin erheben will."

Fräulein Agathe schluchzte laut auf und rang verzweifelt die Hände.

„Ja, ja, ja!" rief sie endlich, zu einiger Fassung sich zwingend. „Das ist's ja eben, ich sollt' es ihm von Herzen danken und freudig Ja sagen — aber ich kann nicht, ich kann nicht. Es ist zu entsetzlich."

„So, so," sagte Tante Fritzchen, „da liegt der Hase im Pfeffer. Wen also liebst Du? Es wird ganz gut sein, wenn Du mir's sagst. Vielleicht finde ich dann einen Weg, Dir zu helfen."

„Solch alter Mann!" stotterte Agathe statt einer Antwort. „Alte Männer sind ja gewiß sehr nett . . ."

„Wie, einen alten Mann liebst Du?" unterbrach Tante Fritzchen ihre Rede mit einem sonderbaren Blicke. „Nun warum auch nicht? Alte Männer sind, wie Du richtig bemerkt hast, manchmal sehr nett. Von alten Frauen, glaub' ich, kann man das seltener sagen."

„Ich spreche doch von dem Herrn Bürgermeister," fiel die Kleine hastig und fast heftig ein, „und ich wollte nur sagen: aber alte Männer mag man doch nicht heiraten, wenn man selbst noch so jung ist. Er ist ja mein Wohltäter, und ich bin ihm so dankbar und hab' ihn so sehr lieb; aber so von außen, ich weiß nicht, wie ich mich ausdrücken soll, so ganz rein äußerlich — da ist er mir immer ein bißchen eklig gewesen. Und wen man heiratet, der darf einem doch nicht eklig sein. Und er hat fast gar keine Haare mehr.

Sie verfiel wieder in ihr krampfhaftes Weinen und saß wie geknickt auf dem Stuhle, den die Hausherrin ihr geboten hatte.

„Aber wie heißt der andere," sprach diese streng, „der Dir nicht eklig ist? Das wollte ich doch wissen. Sonst kann ich Dir weder Rat noch Hilfe geben.

Agathe schlug die Hände vors Gesicht, um ihr Erglühen zu verbergen, und rief ganz verängstigt: „Aber er will mich ja gar nicht."

„Das kann man nie wissen," bemerkte Tante Fritzchen, „die Männer sind ein schnurriges Volk; mancher von ihnen ist tapfer wie ein Löwe vor dem Feinde und vor der See, aber vor einem ganz dummen Mädchen sind sie klägliche Hasenfüße und wagen nicht mit Blicken, geschweige denn mit Worten zu zeigen, wie es ihnen ums Herz ist. Ich kenn' das genau von meinem Seligen her; ich hab' auch immer geglaubt, er möcht' mich gar nicht, so dumm hat er sich angestellt: und der war sonst ein Held wie nur einer. — Also wer ist Dein erkorener Drachentöter und Lämmerschwanz? Jetzt frag' ich zum letztenmal. Wenn Du die Flagge nicht zeigst, segle ich bei seite."

„Auch ein Schiffskapitän," flüsterte das Mädchen kaum vernehmbar.

„Ei, das trifft sich ja prächtig," meinte die Frau Kapitän, „bei der Menschenklasse steh' ich in Ansehen und kann schon etwas durchsetzen. Aber auch Seefahrer pflegen auf einen Namen zu hören. Wie ist es mit Deinem? Hält er ihn etwa geheim? Dann schlag Dir den Burschen aus dem Kopfe, dann hat er schlechte Absichten. Dann ist's immer noch besser, Du heiratest den alten Sünder mit der blanken Plattform."

„Nein, das tut er gar nicht. Und er hat doch nicht einmal einen schönen Namen, mir gilt es ja gleich, aber er klingt sehr wunderlich, so — so nach Eßware."

„Doch nicht Krischan Butterbrot?" rief Tante Fritzchen lebhaft. Das Fräulein nickte stumm und verschämt.

„Nun, das ist wenigstens ein nahrhafter Name. Und Nahrhaftigkeit ist beim Heiraten immer die Hauptsache. Und außerdem führt er mein Barkschiff ‚Windhund'; er selbst ist aber keiner, sondern wird redlich dafür sorgen, daß Eure Butterbrote nicht zu dünn ge-

schmiert werden und auch belegt sind. Wo habt Ich Euch kennen gelernt?"

„Hier habe ich ihn zuerst gesehen," berichtete Agathe schon etwas williger, „mit Ihnen zusammen auf Ihrer Bank vor dem Hause. Und ich saß auf unserer Bank; da hat er mich auch gesehen, und wenn er mich später auf der Straße traf, hat er mich höflich gegrüßt. Da dachte ich schon: das muß ein guter Mensch sein."

„Höflichkeit ist zwar noch lange nicht Güte," sagte die alte Dame, „am wenigsten die Höflichkeit gegen hohe Herrn und hübsche Mädchen; aber hier hast Du's doch richtig getroffen. Er ist ein redlicher Mensch, obgleich er ein gerissener Junge ist. Nun also weiter im Text."

„Das ist so gekommen," erzählte Agathe, „ich war auf Radmanns Werft und suchte Borke; ich sollte dem kleinen Hans von nebenan ein Boot schnitzen. Und da sah mich der Herr Christian, und er merkte, daß ich noch kein recht schönes Stück gefunden hatte, und half mir suchen und sprach dabei sehr freundlich mit mir. Und auf einmal fand er ein mächtig großes, wundervolles Stück, dick, fest und gesund, und wollte mir das geben. Aber ich sagte: ‚Das ist mir zu groß, daraus könnte man ja einen stattlichen Kutter machen, und so weit reicht meine Kunst nicht. Es aber zu zerschneiden, dazu ist es zu schade.' — ‚Gut,' sagte er gütig, ‚suchen wir ein kleineres, und dies behalte ich; wir wollen 'mal sehen, was sich daraus zimmern läßt. Wenn Sie über acht Tage wieder hier zur Werft kommen, will ich Ihnen mein Werk zeigen, und Sie sollen Ihr Urteil geben, wie es ausgefallen ist.' Nun, das versprach ich und freute mich darauf, denn ich sehe so kleine Spielschiffchen so gern, wenn sie hübsch gemacht sind: und das hoffte ich von ihm sicher; er sah ganz danach aus.

„Wir gingen noch ein Weilchen zwischen den Balken umher; die Sonne schien warm, und es roch überall so prachtvoll nach Holz und nach Teer; das hab' ich gern, es macht mich immer ordentlich froh, wenn ich das rieche; es soll ja auch gesund sein und gut für die Nerven; ich hab' allerdings keine.

„Und von nun an ging ich jeden Tag auf Radmanns Werft; ich hatte eine wahre Sehnsucht nach Holz- und Teergeruch gekriegt. Und ich hatte auch Freude an den Schiffen, wie die allmählich wuchsen und ließ mir von den Leuten den Schiffsbau ein bißchen erklären. Ich hatte überhaupt jetzt Freude an jedem Schiffe und sah mir jedes aufmerksam an nach seiner Bauart und Takelage, und ich lernte die verschiedenen Namen: Vollschiff, Bark, Schonerbark, Brigg, Schoner, Schonerbrigg, Gaffelschoner, Kutter und so weiter. Das machte mir Vergnügen; aber die Barkschiffe gefielen mir am besten. Ich wußte erst jetzt, daß der ‚Windhund' eine Bark ist.

„Und nach einer Woche war Herr Christian pünktlich zur Stelle und brachte einen entzückenden Kutter mit, den er aus dem großen Stück Borke geschnitzt hatte, mit voller Takelage und Segeln. Ich war ganz begeistert und fand, für den kleinen Hans sei das eigentlich zu schade. Gut, sagte er gleich, dann solle ich es nur selbst behalten, das mache ihm erst recht Freude, er habe es eigentlich auch mehr für mich gemacht. Ich wollte es erst nicht nehmen; aber er bat so freundlich, daß ich's auf die Dauer nicht ablehnen konnte. Nur mußte er versprechen, von mir ein Paar gestickte Pantoffeln dafür anzunehmen, oder ob er lieber einen Tabaksbeutel oder was sonst haben wollte. Aber er wählte die Pantoffeln, und das freute mich dann, daß mein erster Vorschlag ihm gleich gefiel. Und rundum roch es wieder so schön in der Sonne.

„Und nun fingen wir an, auf den Balken umherzuklettern. Besonderen Spaß machte es uns, auf zwei Balken, die nebeneinander gelehnt zufällig mit der Kante nach oben lagen, entlang zu tänzeln. Anfangs stützten wir uns gegenseitig, indem wir die eine Hand einer dem andern auf die Schulter legten; dann faßten wir uns an den Händen; nachher berührten wir uns nur noch mit einem Finger; und so machten wir's uns immer schwerer. Zuletzt ging jeder für sich allein, und wir machten aus, wer zuerst herunterfiele, müßte dem andern ein Geschenk machen, welches dieser sich wünschte. Und wir wünschten immerfort, denn das Kunststück war nicht leicht, und ich wünschte mir immer geschnitzte Schiffchen und er sich immer gestickte Pantoffeln — ich glaube, ein Dutzend Paare werde ich ihm wohl schuldig sein. Aber natürlich, es war ja nur Spaß. Was sollte er mit so vielen Pantoffeln und ich mit so

vielen Schiffen? Ich kann doch nicht damit spielen wie ein Kind.

„Und dann trafen wir uns öfter auf der Werft, na ja, ziemlich alle Tage 'mal, weil Herr Christian sagte, daß er binnen kurzem in See stechen müsse — und dann sähen wir uns wahrscheinlich im Leben nie wieder. Und dann —"

„Und dann?" forschte Tante Fritzchen.

„Ja, weiter nichts," erwiderte das Mädchen, „was soll dann weiter noch sein?"

„Was nicht ist, kann noch werden," behauptete jene, „und weißt Du, was jetzt das Richtigste wäre? Du verlobst Dich sofort mit Deinem Herrn Christian und sagst das Deinem Onkel und gibst ihm zu verstehen, zwei möchtest Du nicht heiraten, und das wär' auch nicht erlaubt, nicht einmal einem regierenden Bürgermeister. Aber sag' mal, was hast Du ihm denn jetzt eigentlich für einen Bescheid gegeben?"

„Gar keinen," gestand Agathe beschämt, „einfach fortgelaufen bin ich."

„Das war am Ende auch noch das Klügste," meinte die Frau Kapitän, „so gewannst Du Zeit, und wir können nun weiter miteinander überlegen, wie wir dem alten Sünder ein Schnippchen schlagen."

„Ach, Frau Kapitän," fiel Agathe ein, „ich bitte Sie herzlich, reden Sie nicht in solchem Tone von meinem Wohltäter."

„Nun, nun," brummte die alte Dame, „vorerst, wie wir jetzt miteinander stehen, kannst Du getrost Tante Fritzchen sagen. Und dann aber — Wohltäter — na ja, es gibt mancherlei Wohltäter. Am Ende ist der Fuchs auch der Wohltäter der Gans, indem er sie auffrißt, denn er befreit sie von der Unbequemlichkeit des Eierlegens und Brütens. Wohltäter — ja wohl, es wird ihm schon wohltun, ein Dienstmädchen zu sparen und sich obendrein noch in ein niedliches junges Ding zu verlieben."

„Ach Gott, Tante Fritzchen," seufzte Agathe mit neuen Tränen im Auge, „wenn Sie wüßten, wie mir zu Mute war nach dem Tode meiner Eltern! So ganz, ganz allein in der Welt, ganz hilflos, ganz verloren wie ein einsames Boot auf der weiten, leeren See; ich hatte ja nichts gelernt, hatte nichts von der Welt gesehen, wußte mir nicht zu helfen, konnte nichts als weinen, immerfort weinen, ich glaubte, ich müßte ersticken in Schmerz und Qual. — Und da kam er, mein Onkel, und bot mir die Zufluchtstätte in seinem Hause. Das war doch, als wenn solchem umgetriebenen Boote ein großes, schönes Schiff zur Rettung erscheint. O Gott, wie war ich selig, wie hab' ich gekniet und gedankt und gebetet! Nein, nein, solche Stunde vergißt man nie, niemals wieder. Und wenn er mich mißhandelte und schlüge, ich müßte doch immer wieder seine Hand küssen, so tief sitzt das in mir. Und nun soll gerade ich ihm einen Herzenswunsch abschlagen! Ich kann's nicht, ich kann's nicht. Aber das andere kann ich erst recht nicht — ihn heiraten — nein, nein — könnt' ich doch davonlaufen bis ans Ende der Welt . . ."

„Wenn Du das tun willst, seh' ich dagegen kein ernstliches Hindernis," meinte Tante Fritzchen bedächtig, „das Ende der Welt wird zwar schwer zu finden sein, aber ein- oder zweimal rund um die Erde herum, das ist auch schon etwas und wird für die Beruhigung der Gefühle recht wertvoll sein. Zu Fuß läßt sich das freilich nur teilweise machen; doch eben dafür hat man ja die Schiffahrt erfunden. So will ich Dir zum Beispiel mit Vergnügen meine Bark ‚Windhund' für diesen Zweck zur Verfügung stellen; sie segelt demnächst nach Westindien, wie Dir jedenfalls schon bekannt ist. Damit ist schon viel gewonnen, von da ist's nicht mehr weit nach dem Festlande, und dann kannst Du ein gutes Stück zu Fuß gehen. Vielleicht findest Du aber unterwegs schon, wenn nicht das Ende der Welt, so doch das Ende Deiner Sorge und Sehnsucht. Ich will meinen Kapitän anweisen, Dir dabei behilflich zu sein."

Fräulein Agathe hörte diesen Reden mit dem Ausdruck vollendeter Hilflosigkeit zu und suchte vergebens nach einer vernünftigen Antwort. Tante Fritzchen blickte ihr scharf ins Gesicht ohne die Spur eines Lächelns und schien sich an dem Jammer des guten Geschöpfes herzhaft zu weiden. Endlich aber mußte sie doch ein menschliches Rühren empfinden und sagte mit großer Ruhe:

„Dir scheint für vernünftiges Handeln die Natur leider nicht den genügenden Verstand verliehen zu haben; da bleibt nichts übrig, als daß ich für Dich wenigstens denke. Denn gerettet werden mußt Du von so greulichem Schicksal, das merke Dir, gutes Gänschen, ob Du willst oder nicht. Also

höre: Du bittest Deinen Bedränger zunächst um Bedenkzeit. Hast Du verstanden?"

Agathchen nickte mit einem piepsenden Laut.

„Na, dann sag's mal her," befahl die alte Dame. Aber das Mädchen schwieg.

„Also etwa: Du wärst so sehr überrascht, hättest nie an so etwas gedacht, wärst auch noch so jung, müßtest Dich erst erkundigen, was Heirat überhaupt bedeute. Und er selber möchte es sich auch lieber noch mal überlegen, ob er wirklich so ein armes und dummliches Ding zur Frau haben wolle; er brauche gewiß erst recht seine Bedenkzeit, daß es ihm nachher nicht leid würde. Hast Du's begriffen?"

„Ach ja," sagte die Kleine, jetzt in hörbarem Tone. Sie fühlte sich sichtlich erleichtert.

„Gut, dann also geh' und mach' Deine Sache gut. Zeit gewonnen, alles gewonnen. Ich will schon einen Schlachtplan entwerfen; nur einen Bundesgenossen brauche ich noch, der den Rammstoß führt und den ‚Galgenvogel' anbohrt. Aber den will ich schon finden. Also marsch, ans Werk!"

Fräulein Agathe ging nun wirklich gehorsam und, wie es schien, selbst mit einem Anflug von Heldenmut. Tante Fritzchen blieb zurück, brummte einiges vor sich hin und fing an, nachdrücklich zu überlegen.

Doch bevor sie damit zu einem rechten Abschluß gekommen war, erschien das Unglückskind schon wieder, in Tränen gebadet.

„Nun ist es doch so gekommen, wie er es gewollt hat," rief sie wehklagend, „er hat mich gar nicht zu Worte kommen lassen, er hat's einfach so angenommen, als hätt' ich schon Ja gesagt, hat mich um den Leib gefaßt und freundlich zu mir geredet, und dann hat er mir sogar einen Kuß gegeben. Da hab' ich kein Wort mehr zu sagen gewagt. Aber gräßlich war es; und er roch so nach Tabak."

„Ja, die Sorte kenn' ich," sprach Tante Fritzchen, „ich meine den Tabak, die Küsse, Gott sei Dank, nicht. Er raucht ein böses Kraut, selbstgebautes nämlich. Du armes Kind, Du wirst mit der Zeit nun wohl auch danach riechen. Aber der Mensch gewöhnt sich an alles, sogar an schlechten Tabak und unangenehme alte Männer und Frauen. So wirst Du Dich an ihn gewöhnen und vielleicht sogar an mich; Du hast hierzu ja schon einen vielversprechenden Anfang gemacht. Und dann sieh mal, die Sache hat auch ihr Gutes. Junge Frauen pflegen einen alten Mann leicht unter den Pantoffel zu kriegen, und das soll ein erfreulicher Zustand für tapfere Weiber sein: aus eigener Erfahrung kenn' ich ihn leider nicht. Und dann hast Du's in der Hand, ihn so gründlich zu ärgern, daß er bald die himmlischen Tabakplantagen aufsucht: Du aber beerbst ihn und kannst den andern mit wendender Post heiraten. Jedenfalls, zu helfen ist Dir nun nicht mehr; die Gans sitzt am Bratspieß; gerupft ist sie ja schon: die besten Gefühle sind ihr ausgerupft. Und der Herr Bürgermeister wird den Braten gewiß recht knusperig finden."

Während dieser grimmigen Reden der strengen Frau weinte das Mädchen still vor sich hin; dann küßte es ihr schweigend die Hand und verließ hastig das Zimmer.

Tante Fritzchen blickte ihr kopfschüttelnd nach, brach aber plötzlich mit dem Fuß aufstampfend in die heftigen Worte aus:

„Das Gänschen ist zu schade für den alten Schlemmer; ich will es trotzdem auf die schöne grüne Weide führen, wenn es sein muß, mit Gewalt. Jetzt wollen wir zunächst den Bundesgenossen werben."

Sie rüstete sich zum Ausgehen, verließ das Haus und ging zum Bollwerk bis zu dem dort ladenden Schiffe ‚Der Windhund'. Kapitän Butterbrot empfing sie in der Kajüte sehr beflissen mit vertraulicher Herzlichkeit zugleich und starkem Respekt. Er setzte ihr ein Glas Sherry vor, davon sie alsbald einen herzhaften Schluck nahm.

„Wissen Sie das Neueste, Krischan?" begann sie ohne Umschweif. „Unsere Stadt bekommt wieder eine Mutter. Unser regierender Bürgermeister ist des Witwerstandes müde und hat sich verlobt."

„Sieh, sieh," sagte der junge Kapitän ohne sonderliche Erregung, „nun, warum auch nicht? Er ist ja noch, wie man so sagt, in den besten Jahren, die sich ja wohl bis gegen die Sechzig erstrecken. Vermutlich wird er eine gute Partie machen; das entspräche so seiner Art."

„Nein, gerade ganz und gar nicht, sondern recht im Gegenteil, das ist eben das Merkwürdigste dabei: er heiratet diesmal ganz uneigennützig ein blutarmes Mädchen."

„Da hat er einen lichten Moment gehabt," bemerkte Christian, „nun, er wird

von ihr aufmerksame Pflege für seine alten Tage erwarten."

„Das tut er, und mit Recht: sie ist ein gutherziges Ding. Und zur Vorsicht, daß sie durch seine Tyrannei nicht vor seinem Ende von Kräften komme, nimmt er sich ein junges Ding von kaum zwanzig Jahren."

„Das arme Mädchen!" rief er mitleidig aus. „Aber warum nimmt sie den alten Sünder?"

„Das will ich Ihnen ganz genau sagen: aus unglücklicher Liebe. Sie liebt heimlich einen andern; der hat sich nicht genügend um sie gekümmert, und nun ist in der Verzweiflung ihr alles eins, ob sie einen alten oder jungen Mann kriegt."

„Um so schlimmer für sie."

„Nun, wenigstens kauft sie nicht die Katze im Sack. Sie weiß ganz genau, weß Geistes Kind er ist, oder sollte es wenigstens wissen, denn sie lebt seit einem Jahre bei ihm im Hause."

Der junge Kapitän schrak jählings zusammen und erbleichte so tief, wie seine gebräunte Hautfarbe das irgend verstattete.

„Das ist nicht möglich!" entfuhr es ihm.

„Nicht nur möglich, sondern sogar wirklich," sprach die Alte ungerührt, „jetzt freilich weiß ich genug und kann deutsch mit Ihnen reden, Sie Herr Hasenfuß oder Leichtfuß oder Pferdefuß oder was sonst für eine Fußsorte. In einem habe ich Sie falsch berichtet: nein, sie nimmt ihn durchaus nicht mit gutem Willen, auch nicht aus Verzweiflung, sondern aus reiner Angst, gegen ihren angeblichen Wohltäter undankbar zu sein, und obendrein brutal von ihm überrumpelt; er hat ihr nicht Zeit gelassen, ein Wort zu reden, sondern sich einfach ihr aufgezwungen. Richtig ist dagegen, daß sie einen andern lieb hat — Sie werden's leicht erraten, wen; stockdumm waren Sie bisher ja nicht. Also ist's Ihre Sache, Ihren Schatz doch noch aus den Klauen des Drachen zu erlösen. Aber leicht wird's nicht sein, und Zeit dürfen Sie nicht verlieren, denn die Verlobung ist tatsächlich vollzogen, und es wird Mühe genug kosten, das übergewissenhafte Schäfchen zu überzeugen, daß es manchmal Pflicht sein kann, ein Wort zu brechen, zumal wenn man's eigentlich gar nicht gegeben hat. Und daß Mosjö Galgenvogel gewaltig mit den Flügeln schlagen wird, werden Sie sich auch wohl selbst sagen."

„Bitte, Frau Kapitän," sagte Christian mit Nachdruck, „gebrauchen Sie nicht solchen häßlichen Ausdruck von der jungen Dame, ich kann das selbst von Ihnen nicht hören. Überdies ist sie kein Schäfchen, sondern ein feines, kluges Wesen, wenn auch noch etwas schüchtern und etwas naiv. Daß sie übergewissenhaft ist, spricht doch nur zu ihren Gunsten. — Aber ich muß sofort zu ihr eilen und mit ihr sprechen. Sie muß ja diesen unsinnigen Schritt zurücktun, das ist gar nicht anders möglich. Verzeihen Sie die Unhöflichkeit, wenn ich unsere Unterredung so abbreche, aber Sie müssen ja begreifen, jede Minute des Zögerns würde mir qualvoll sein. Haben Sie tausend, tausend Dank —"

„Danken Sie mir durch Vernunft und klare Überlegung. Wenn Sie jetzt zu ihr stürzen, machen Sie nur eine Dummheit. Natürlich treffen Sie den jungen Bräutigam bei ihr, und der wird Ihnen schön heimleuchten. Außerdem wird's für Sie ein zweifelhaftes Vergnügen sein, seinen Zärtlichkeiten zuzusehen. Fassen Sie sich also lieber in Geduld. Und selbst wenn sie allein im Hause wäre, würde sie schwerlich Herrenbesuch annehmen, wie ich sie kennen gelernt habe: dafür wird er schon sorgen, sie durch ein feierliches Versprechen zu binden, verlassen Sie sich drauf. Er ist eifersüchtig wie ein Türke; das weiß ich noch gut von seiner ersten Frau her: die hat er buchstäblich eingesperrt, als sie noch hübsch war. Und jetzt wird er doppelt wild sein. Also noch einmal: Geduld und Überlegung."

„Mein Gott aber," rief Christian aufgeregt aus, „ich kann doch unmöglich tatenlos zusehen, wie das arme Wesen gequält wird! Seit ich weiß, daß sie mir gut ist, habe ich ein Recht auf sie und eine Pflicht, sie zu schützen. Und mit ihrem Tyrannen werde ich wohl noch fertig werden."

„Daran zweifle ich gar nicht, mein junger Freund," sprach kühl Tante Fritzchen, „Sie sind junger und stärker und können ihn mit großer Bequemlichkeit verprügeln, und diesen Genuß gönnt' ich Ihnen von Herzen. Aber ich sehe nur nicht, was Sie sonst damit gewinnen wollen — die Braut ganz gewiß nicht. Mit ihm werden Sie fertig: aber nicht mit ihr. Da liegt der Hase im Pfeffer. An einem roh mißhandelten ‚Wohltäter' hält sie erst recht fest.

„Aber ich denke nicht daran, mich an

dem alten Kerl zu vergreifen. Ein vernünftiges Wort will ich mit ihm reden und mit ihr, das ist alles. Das muß er doch einsehen, daß aus einer erzwungenen Ehe kein Glück für ihn ersprießen kann."

„Reden Sie sich nichts ein, junger Freund. Lehren Sie mich meinen Nachbarn kennen! Wenn ein Mensch von der Sorte sogar über ihre Armut hinwegsieht, dann muß er so verliebt sein, daß jede Vernunft aufhört. Nein, glauben Sie mir aufs Wort, im Guten erreichen Sie nichts — im Bösen aber auch nichts. Da bleibt nichts übrig, als einen Mittelweg zu nehmen. Und den will ich Ihnen suchen helfen. Meine Meinung ist: Sie müssen das arme zaghafte Herz in Ihre Gewalt kriegen. Das aber kann nur geschehen, wenn sie aus dem Banne seines Hauses, seiner sogenannten Wohltaten herauskommt, nur dann wird sie frei werden. Wenn sie hilflos schon vor ihm durch die Dankbarkeit war, wieviel hilfloser wird sie durch Liebe vor Ihnen sein. Nehmen Sie das Mädchen mit festem Griff in Ihre Arme, so wird sie schon darin bleiben. Kurz und gut, Sie müssen sie entführen, das ist mein Vorschlag. Sie muß ihm aus den Fängen; solange sie in seinen vier Wänden ist, krallt er sie fest. Leicht wird der Schlingel Ihnen das nicht machen, er wird sie verschließen mit allen Mitteln, aber die Schwierigkeit kann einen Mann, wie Sie sind, nur reizen."

„Das ist ganz gewiß," rief er mit Feuer, „Schloß und Riegel fürchte ich nicht. Aber etwas andres fürcht' ich um so mehr: sie selbst wird sich nicht entführen lassen wollen in ihrer Gewissenhaftigkeit und Treue."

„Nein, wenn Sie ihr Zeit lassen zum Überlegen, wahrscheinlich nicht. Aber lernen Sie von Ihrem Gegner, der hat sie überrumpelt; so müssen Sie's auch machen. Sie fliegen ihr an den Hals und betäuben sie mit Küssen; ich denke, sie läßt Sie nicht mehr, wenn sie einmal Ihre Liebe gekostet hat. Jedenfalls ist der Preis einen Versuch wohl wert. Falls er mißglückt, ersinnen wir etwas andres.

„Und nun hören Sie weiter. Ich habe schon manches im stillen überlegt. Vor allen Dingen müssen wir den Bräutigam entfernen, und zwar ganz aus der Stadt, das Feld muß völlig rein sein. Wenn er nur auf dem Rathause ist, kann er jeden Augenblick heimkehren; davor müssen Sie sicher sein. Und nun hören Sie meinen Plan. Sie wissen, ich stehe in dem Rufe, mich manchmal mit Schmuggel zu befassen."

„Ja," rief er lachend, „und der Ruf ist leider nicht ganz unverdient."

„Behaupte ich auch nicht. Ich sehe nicht ein, warum ich mir meine Lebensbedürfnisse, mein Fleisch und mein Brot, meinen Wein und meine Seide und all' den Kram noch künstlich verteuern lassen soll, wo ich mit den Schiffen die schöne Gelegenheit habe, sie ungezollt einzuführen. Meine Steuern zahle ich pünktlich und hab' über ihre Höhe niemals gemurrt, aber die Zölle sind eine Plackerei, die ich mir nicht gefallen lasse. In meiner Kindheit, als die Kontinentalsperre war, galt das Schmuggeln als ein verdienstliches Werk: so kann's jetzt nicht auf einmal eine Sünde sein. Schon darum nicht, weil es den Bürgermeister und seinen schäbigen Freund, den Oberkontrolleur, ärgert: das ist immer ein gutes Werk. Die beiden sind hinter mir her, wie der Teufel hinter 'ner armen Seele und lauern mir auf, wo sie irgend können.

„Darauf bau' ich meinen Plan. Ich lasse durch Richard Rohleder das Gerücht ausposaunen, daß ich an dem und dem Tage in der und der Stunde eine Schmuggelfahrt vorhabe. Der Bengel wird das gut machen, er lügt so gern und mit großer Kunst. Das Gerede kommt unfehlbar in wenigen Stunden an den Bürgermeister. Das weitere können Sie sich denken. Ich fahre ja sonst selten selbst hinaus, lasse lieber Rohledern meine Geschäfte besorgen, der ist schlau und läßt sich nicht abfassen. Wenn ich nun doch in eigner Person ausfahre, wird Freund Bumcke sich sagen: das muß eine großartige Sache sein, und mir um so sicherer nachschleichen. So kriegen Sie die Luft rein; benutzen Sie die Zeit; ich werde ihn schon lange genug herumziehen, daß Sie Spielraum gewinnen. Wann sind Sie fertig mit Laden?"

„Donnerstag bin ich klar zum Auslaufen und hab' für Nachmittag den Schlepper bestellt, wenn der Nordwind anhält."

„Na, gut also, Donnerstag nachmittag fahr' ich zum Schmuggeln. Und Sie nehmen dann Agathen mit nach Swinemünde. Da können Sie Ihre Braut zu meiner Kusine Tina Völz bringen, die hat Platz im Hause und wird sie gut behandeln, hat im Not-

fall auch Haare auf den Zähnen, sie gegen etwaige Gelüste meines lieben Nachbarn tapfer zu verteidigen. Und in drei oder vier Monaten, wenn Sie wieder kommen, können Sie in aller Gemütsruhe die Hochzeit betreiben, können aber auch noch warten, wenn Ihnen das lieber ist oder wenn etwa Agathchen mit der Aussteuer noch nicht fertig sein sollte. Nun, wie gefällt Ihnen mein Plan? Ein bißchen abenteuerlich, ja: aber auf Ihre Natur zugeschnitten. Einem Lämmerschwänzchen würd' ich den Vorschlag nicht machen. Sind Sie bereit?"

„Aber selbstverständlich, schon allein um Ihnen einen Triumph zu bereiten."

„Noch ist bei der Ausführung eins zu bedenken," bemerkte Tante Fritzchen, „es kann sehr wohl sein, daß er sie während seiner Abwesenheit regelrecht einschließt und zwar im oberen Stockwerk; so hat er's mit seiner Frau manchmal gemacht. Das kann Ihnen ganz vorteilhaft sein: so wird Agathchen das Gefühl der Freiheitsberaubung haben und desto eher geneigt sein, sich befreien zu lassen. Und mit Leitern werden Sie ja zu hantieren wissen. Natürlich vom Garten aus; da sieht Sie keine Seele außer vielleicht meiner Rieke, und die darf schon zusehen.

„Aber klug und entschlossen müssen Sie vorgehen bei Agathen, keine Zeit lassen zum Nachdenken, einfach kommandieren. Auch tüchtig ausschelten schadet gar nichts, daß sie feige und dumm sei; wir Frauenzimmer lassen uns gern von einem rechten Manne schelten und gehorchen gern, wenn wir merken, daß wir nicht befehlen können.

„Alles in allem bin ich der Meinung, daß es mit dem Teufel zugehen müßte, wenn ein verliebtes Mädchen von dem Geliebten in gegenwärtiger Person nicht zu ihrem Glücke zu bereden wäre, da müßten Sie sich ja rein als Stockfisch benehmen. Und da kenn' ich Sie doch besser.

„Und nun keine Redensarten weiter und keine Dankerei! Ich will den Bürgermeister ärgern und weiter nichts; das tu' ich zu meinem Vergnügen und nicht zu Ihrem. Wenn Sie nebenbei auch davon profitieren, kann mir's ja recht sein. Kostenlose Wohltaten erweise ich gern. Leben Sie wohl, und guten Erfolg!"

Sie trank ihren Rest Sherry mit kraftvollem Schlucke aus und verließ mit ihren kurzen, energischen Schritten eilig die Kajüte.

* * *

Am folgenden Donnerstag lag der „Windhund" mit seinem Schleppdampfer fertig zum Auslaufen. Der Kapitän aber stand zur Verwunderung seiner Leute tatlos an der Schanzkleidung und spähte nach den Häusern am Bollwerk hinüber. Hinter den Fensterscheiben des Bürgermeisterhauses erschienen ebenfalls zwei spähende Köpfe, die Christian als die des Hausherrn und des Oberkontrolleurs bestimmte. Der dritte zu diesem Hause gehörige Kopf, den er am liebsten gesehen hätte, ließ sich nicht erblicken.

Jetzt zuckte der junge Kapitän leicht zusammen: aus Tante Fritzchens Haustür trat Richard Rohleder, beladen mit Steuerruder, Riemen und Segelzeug, schritt zu dem Boote, das angebunden im Wasser lag, und brachte alles in Ordnung. Als er fertig war, erschien sie selbst und ließ sich von dem jungen Menschen hinabhelfen. Sie faßte dann die Ruderpinne, während er das Segel regierte. Es war ein nicht großes, aber festgebautes Boot; man munkelte von allerhand doppelten Böden und schwer auffindbaren Geheimfächern, an denen fortwährend geändert werde; auch von einem hohlen Bleikiel war viel die Rede.

Das Boot segelte ab; es ging eine frische Brise von Norden her flußaufwärts; so mußte es kreuzen und kam nur langsam vorwärts, viel zu langsam für die Ungeduld des zuschauenden Kapitän, der sonderbarerweise immer noch müßig blieb, ganz gegen seine sonstige tatfrische Art.

Kaum aber war das segelnde Boot dem Gesichtskreise hinter der nächsten Krümmung des Flusses entglitten, als des Bürgermeisters Türe sich auftat. Christians Herz schlug gewaltsam; der Hausherr kam heraus mit dem Segelzeug beladen, der Oberkontrolleur folgte mit Steuerruder und Riemen. Also ganz wie erwartet.

Aber noch etwas anderes, gar nicht Erwartetes trat in die Erscheinung, Fräulein Agathe kam, fahrtmäßig angetan, hinter den Männern hergeschritten und sprang mit ihnen in den bereitliegenden Zollkutter hinein.

Christian stieß einen Seemannsfluch aus, von keiner wohlanständigen Feder wiederzugeben. „Verdammter Halunke!" brummte er dann weiter. „Zerrt er aus Eifersucht das arme Geschöpf sogar mit auf's Haff hinaus! So ein abgelebtes Untier! Galgenvogel! — Aber für mich ist nun alles

verloren. Totschlagen kann ich die Bestie doch nicht, übersegeln auch nicht. Ja, wenn Agathe nicht mit im Kutter wäre, wollt' ich das kalte Bad ihm gerne verschaffen; so aber geht auch das nicht. Das Spiel ist verloren. Und sie sieht nicht einmal herauf und weiß doch, daß ich heut' in See steche. Nicht einmal einen Abschiedsblick hat sie für mich übrig. Tante Fritzchen ist auf dem Holzwege: Agathe denkt nicht daran, mich zu lieben; sie ist ganz zufrieden, sich ins Fett zu setzen und Frau Bürgermeisterin zu werden. O ich betrogener Esel!"

So gingen seine Gedanken. Doch schnell machte er seine Verzweiflung durch Taten Luft und gab den Befehl zur Abfahrt. Die Taue wurden gelöst, der Dampfer regte die Schraube, und die beiden Fahrzeuge setzten sich in Bewegung.

Obgleich die Fahrt nicht allzu schnell ging, war doch der kreuzende Kutter bald eingeholt. Auch jetzt saß Agathe mit gesenkten Augen, rührte sich nicht und tat keinen Aufblick. Da tat auch Christian, als sähe er nichts von dem Boote und starrte steif nach vorn in die Ferne.

So glitt er vorüber. Nach etwas längerer Weile holte er auch Tante Fritzchen ein und nahm sie alsbald ins Schlepptau; er stieg zu ihr ins Boot und übermittelte ihr die trübselige Kunde.

Aber sie ließ sich so schnell nicht verblüffen. „Noch ist gar nichts verloren," sagte sie munter, „im Gegenteil, es kann erst recht alles gewonnen werden, wenn Sie nur die Augen aufknöpfen und zur rechten Stunde ans rechte Tauende greifen. Und das wäre ja der allerköstlichste Spaß an der ganzen Geschichte, wenn der ungeheure Esel uns eigenhändig die Beute herangeschleppt hätte. Aber aufpassen und zugreifen, darauf kommt's an. Mut, alter Junge!"

Sie fuhren jetzt eben aus der Flußmündung aufs Haff hinaus. Tante Fritzchen tat einen forschenden Umblick.

„Sehen Sie," rief sie erfreut, „der Schoner da kommt mir gerade zu Paß; er segelt aus der Richtung von Swinemünde; der kann mir meine Schmugglerware mitbringen. Auf den lauf' ich zu, sobald der Zollkutter so weit heran ist, daß sie mich beobachten können, spreche den Schiffer an, es wird schon ein guter Bekannter sein, und lege mich an seine Seite. Dann muß Rohleder am Fallreep auf- und absteigen, daß es aussieht, als ob ich Waren übernehme.

„Wenn der Kutter ein bißchen näher heran ist, tu' ich auf einmal, als ob ich ihn jetzt erst zu sehen kriegte, und nehme schleunigst Reißaus nach dem Lande zu, aber nicht nach der Einfahrt, sondern irgendwo nach dem Schilf hin, als wollt' ich da meine Konterbande bergen. Das tu' ich ja wirklich sonst: ich hab' da eine gute Stelle, die so leicht niemand findet, eine kleine Insel, die Rohleder entdeckt hat; von da holt er dann die Sachen bei Nachtzeit ab und trägt sie quer über die Wiesen von hinten in meinen Garten.

„Natürlich machen sie nun Jagd auf mich, und es kann nicht fehlen, daß sie mich bald fassen, denn der Kutter segelt halbmal so schnell als meine Nußschale. Die beiden Spürhunde kommen zu mir herüber und durchschnuffeln meine Geheimfächer — und währenddessen können Sie mit Ihrer Liebsten nach Herzenslust Blicke tauschen oder was Sie sonst wollen. Sie können beispielsweise einen Sprung in den Kutter hinüber wagen und gemächlich davonsegeln; wie gesagt, er segelt gut, und mein Boot holt ihn im Leben nicht ein. Den Schlepper mit der Bark lassen Sie langsam fahren und sich ein bißchen in der Nähe halten. Und wenn Sie die erreicht und Ihre Gefangene an Bord geschleppt haben, lassen Sie den Kutter treiben, und die Herren mögen ihn sich wieder auffischen. So, das ist nur ein Vorschlag; danach zu handeln oder nicht, ist in Ihr freies Belieben gestellt. Auf jeden Fall genießen Sie wenigstens noch einen Abschiedsblick."

„Tante Fritzchen, Sie sind eine großartige Frau," rief Christian bewundernd, „es ist mir doch lieb, daß ich mit Ihnen nicht auf gespanntem Fuße stehe, und ich werde mich hüten, es jemals dahin kommen zu lassen. Ich soll ja ein ganz heller Junge sein, aber Sie sind mir dreimal über. Der Bürgermeister ist ein Held, daß er mit Ihnen sich einläßt."

„Richtiger wohl, ein Schafskopf," bemerkte sie selbstbewußt.

Nach diesem Gespräche gab der Kapitän dem Schlepper die nötigen Anweisungen und fuhr mit ihr dem von Swinemünde ansegelnden Schoner entgegen.

Eben als sie diesen erreicht und angesprochen hatten, kam der Zollkutter aus der Flußmündung heraus auf das Haff gesegelt

Der Wanderer. Nach dem Gemälde von Ernst Liebermann-München.
(Aus Eduard Schulte's Kunstsalon in Berlin.)

und gewann nun freien Blick auf Tante Fritzchens Treiben. Diese verständigte den Schiffer, den sie wirklich gut kannte, dahin, sie beabsichtige, sich einen Spaß zu machen und dem Oberkontrolleur eine Nase zu drehen, was jenen dermaßen entzückte, daß er sie willig ihre Scheinmanöver machen ließ.

Auch des weiteren verfuhr sie genau, wie sie das vorbeschrieben hatte. Als sie den Schreck markirte und auf das Schilfufer losfuhr, änderte der Kutter alsbald seinen Kurs und strebte ihr den Weg abzuschneiden. Das gelang auch vollkommen, sie mußte der Übermacht weichen und sich auf Gnade und Ungnade ergeben. Das Zollboot legte sich ihr Bord an Bord, und der Bürgermeister sprach mit gesammelter Amtswürde:

„Frau Schiffskapitän, Sie sind dringend verdächtig, zollpflichtige Ware zu führen und einschmuggeln zu wollen. Sie werden sich eine Untersuchung Ihres Fahrzeugs durch den zuständigen Beamten gefallen lassen müssen."

Sein rotes Gesicht strahlte vor Wonne bei dieser Eröffnung.

„Immer heran," rief Tante Fritzchen freundlich, „ich hab' wirklich was Unerlaubtes an Bord, aber ich hoffe sicher, es wird Ihnen entgehen; ich hab's diesmal besonders geschickt angefangen. Man lernt doch allmählich zu, besonders von seinen Feinden."

Der Oberkontrolleur, ein behender Mann, sprang mit Leichtigkeit hinüber und begann die Untersuchung sehr gründlich, doch erfolglos; alle ihm von früher bekannten Geheimfächer waren leer, und die Entdeckung eines neuen wollte ihm nicht gelingen.

Bumcke dagegen blieb zu Christians tiefem Erschrecken an der Seite seiner Braut beharrlich sitzen, verfolgte indessen den Verlauf der Dinge mit scharfem Aufmerken. Die Anwesenheit des jungen Kapitäns bestärkte ihn nur in seiner Voraussetzung, denn er wußte ganz genau, daß seine feindliche Nachbarin mit allen ihren Schiffsführern im Schmuggeln unter einer Decke steckte. Agathe saß tief in sich versunken, zitternd. Ihre tränenfeuchten Augen irrten angstvoll auf den Planken des Schiffsbodens umher. Christian suchte vergebens einen Blick von ihr zu erhaschen. Auch er zitterte vor Aufregung und warf verzweifelte Blicke zu Tante Fritzchen hinüber. Die aber saß in eiserner Ruhe, als ob die ganze Geschichte sie nichts anginge. Auf einmal aber begann sie zu reden:

„Ja, ja, Herr Oberkontrolleur, das ist die alte Sache, Sie sind nicht findig genug. Da hat der Herr Bürgermeister eine ganz andere Spürnase: der entdeckt sogar Fundamente, die gar nicht da sind."

Diese Herausforderung bei seiner eigenen Ungeduld ertrug Bumcke nicht. „Das wird sich ja hoffentlich zeigen," sagte er höhnisch, erhob sich und kletterte etwas schwerfällig in das verdächtige Boot hinüber.

Im selben Augenblick aber löste Christian das Seil, das die beiden Fahrzeuge zusammenhielt, mit geschicktem Griffe, sprang in hohem Bogen in den Kutter hinüber, faßte den Bootshaken und stieß das leichte Boot ein gut Stück von sich ab. Nun packte er die Ruderpinne und die Segelleine, und in fröhlicher Fahrt zog das Schifflein abseits.

„Was soll das heißen?" rief der Bürgermeister erschrocken und entrüstet.

„Das ist ganz einfach," beschied ihn Tante Fritzchen mit freundlichem Lächeln. „Diesmal sind Sie auf eine falsche Fährte gekommen. Heute ist's Kapitän Butterbrot, der schmuggelt, und zwar seine Fleischware, und ich fürchte, Sie werden ihm den Ausfuhrzoll nicht abnehmen können."

Der Bürgermeister starrte in sprachloser Wut dem davoneilenden Kutter nach, der straff auf den langsam fahrenden ‚Windhund' zuhielt und ihn in wenigen Minuten erreichte. Doch machte das flüchtige Paar keine Miene, an Bord des großen Schiffes zu steigen, vielmehr sah man die beiden jungen Leute weitersegelnd in lebhafter und sehr erregter Unterhandlung begriffen.

Und das ging so zu.

Sobald Christian den Kutter in Bewegung gesetzt hatte, sagte er, während Agathe ihn starr und fassungslos anblickte:

„Fräulein Agathe, ich liebe Sie. Es ist meine tiefste Sehnsucht, Sie als mein Weib heimführen zu dürfen. Erschrecken Sie nicht über das Gewaltsame meines Vorgehens; die Gewaltsamkeit richtet sich wahrlich nicht gegen Sie. Tante Fritzchen hat mich von der Lage der Dinge in Kenntnis gesetzt und mir klar gemacht, daß dieser kecke Streich mir die einzige Möglichkeit bot, mit Ihnen zur Aussprache zu kommen. Ich kann ja nicht wissen, ob auch Sie mir ein wenig gut sind: aber selbst wenn dies nicht ist, muß ich Sie doch warnen vor einer erzwungenen und unnatürlichen Ehe. Ich selbst

mache nur, wenn Sie mit vollem Herzen mich lieben können, Anspruch auf Ihren Besitz, dann freilich mit allem Nachdruck! Das Recht aber, Ihr Freund, Warner und Beschützer zu sein, muß ich mir unter allen Umständen anmaßen, denn auf Freundschaft haben Sie mir längst ein Recht gegeben. Sprechen Sie, Agathe, muß ich nur Ihr Freund sein oder darf ich Größeres hoffen?"

Das Mädchen hatte die Hände vors Gesicht geschlagen und weinte bitterliche Tränen.

„Ich kann ja nicht," schluchzte sie kläglich. „Ich kann doch mein Wort nicht brechen; ich bin ja seine Braut."

„Agathe, Sie sind frei nach göttlichem und menschlichem Rechte. Ich weiß es, er hat Sie überrumpelt. Das kann und darf Sie nicht binden, Sie sind frei wie zuvor."

„O Gott, aber er ist doch mein Wohltäter und Retter; wie könnt' ich ihm diese Untreue antun? Das ist ganz unmöglich."

„Agathe, bedenken Sie eins: gerade an ihm tun Sie ein Unrecht; eine Frau, die einen Mann ohne echte Liebe heiratet, begeht an ihm eine schwere Sünde. Sie gibt ihm ein Versprechen, das zu halten sie gar nicht fähig ist. Sie verspricht ein Glück, das sie ihm zu geben außer stande ist. Gewiß würden sie als seine Frau Ihre Pflichten treulich erfüllen: aber glauben Sie, das allein mache einen Mann schon glücklich? Er kann mehr verlangen, weil Sie mit Ihrem Ja vor dem Altare ihm mehr versprechen — und Sie wären zur Lügnerin an ihm geworden. Sie sind dem Manne, der um Sie wirbt und den Sie nicht lieben, ein entschiedenes Nein schuldig, sonst belügen Sie ihn. Das dürfen Sie nicht, Agathe, Sie dürfen Ihren Wohltäter nicht belügen. Lösen Sie dies tief unwahre Verhältnis, und Sie werden Ihrem Wohltäter die beste Wohltat erweisen. Er ist ein alter Mann, er wird dies flüchtige Begehren, das in ihm aufstieg, binnen kurzem überwinden. Wenn Sie zögern, Agathe, das Notwendige zu tun, so nenne ich Sie feige — und Sie dürfen nicht feige sein, Sie nicht, Agathe.

„Hören Sie meinen Rat: kommen Sie mit mir auf meinem Schiffe nach Swinemünde; von dort schreiben Sie ihm. Und wenn Sie wollen, fahre ich inzwischen jetzt gleich zu ihm zurück und bereite ihn vor auf Ihre Entscheidung. Denn daß Sie selbst das trennende Wort ihm offen ins Gesicht sagen, kann Niemand von Ihnen verlangen."

„Doch!" rief Agathe mit allem Nachdruck. „Ich verlang' es von mir. Nur von Angesicht zu Angesicht darf das geschehen. Ich will nicht mehr feige sein. Fahren Sie mich gleich zu ihm zurück, denn Sie haben recht, ich darf nicht zögern. O wie will ich ihn bitten, mir zu verzeihen."

„Agathe!" rief Christian hell aufjubelnd. Aber als ordentlicher Seemann band er erst das Segel und das Steuerruder fest, ehe er vortrat und sie in seine Arme schloß. Dann aber tat er das gründlich. — —

„Sieh, sieh," sagte Tante Fritzchen, als sie das Paar Seite an Seite heransegeln sah, „die haben ja schnell gemacht. Das war aber auch schön und edel von Ihnen, Herr Bürgermeister, daß Sie selbst das Mädchen dem Geliebten in die Arme geführt haben. Es ist aber auch für Sie gut, daß die Verlobung bald bekannt wird. Denken Sie bloß, die Leute fingen schon an zu klatschen, Sie selbst wollten das junge Ding heiraten. Ich bitte Sie doch! Schön ist's ja nicht von den losen Mäulern, solchen Dummenjungenstreich Ihnen zuzutrauen. Ein Mädchen heiraten, das dreißig Jahre jünger ist! — Aber jetzt will ich als Lohn für Ihre Klugheit und Ihren Edelsinn Ihnen selbst das Versteck zeigen, in dem ich heut' meine Schmugglerware führe. Sehen Sie, hier ist sie. Und das beste wäre, wir stächen die Flasche Portwein hier gleich miteinander aus auf das Wohl des liebenden Paares und auf fernere friedliche Nachbarschaft."

Sie holte aus einem kunstvoll verborgenen Fache eine Flasche heraus und überreichte sie dem Bürgermeister.

Dieser erwies sich als nicht so dumm, wie Tante Fritzchen ihn schätzte: es gelang ihm, leidlich gute Miene zum unleidlich bösen Spiele zu machen.

Mit der Nachbarschaft blieb es beim Alten, aber nicht beim Guten.

Morgenritt im Tiergarten.

Berliner Parks.

Von

Boguslaw Sporgies.

Mit achtzehn Originalaufnahmen.

(Abdruck verboten.)

Mehr als eine Quadratmeile groß ist das von Menschenhand geschaffene Gebirge, das wir Berlin nennen. Viele Quadratmeter besten Bodens sind zu Ziegelsteinen gebrannt worden, hohe Sandberge sind abgetragen und als Mörtel verbraucht, weite Wälder geschlagen und in Balken und Bretter verwandelt worden, um dieses Gebirge zu errichten. Vier Stockwerke hoch reihen sich nun die Steinhügel, die die unzähligen Längs- und Quertäler einfassen, meilenweit aneinander. In den Höhlen, die ihr Inneres bilden, wohnen mehr als zwei und eine halbe Million Menschen. Gehen die Fenster dieser Höhlen nach Norden hinaus, so dringt nie ein Sonnenstrahl in sie ein; aber auch bei günstigerer Lage verweilt die Sonne meist nur auf den obersten Stockwerken längere Zeit. Bis in die unteren reicht sie nur, wo ein freier Platz die Höhenzüge unterbricht. Durch die Täler aber brausen die Wagen der Straßenbahn, rasseln die Droschken, die Lastwagen, die Automobile. Ein leises Zittern geht den ganzen Tag über durch die Häuserreihen, und ein eigenes Rauschen, das an das Brausen des Meeres erinnert, erfüllt die Luft. Nie ist es hier ganz ruhig, nie ganz still. Weht ein kalter Nord oder Ost, so zieht er eiskalt durch die Straßen, bringen milde Winde dem Landbewohner warme Tage, so wird die Luft hier schwer und heiß. Jede von der Sonne beschienene Hauswand, jeder tote Giebel wirkt wie ein Kachelofen, der am Tage geheizt wurde und in der Nacht die aufgespeicherte Wärme von sich gibt. Darum bringt die Dunkelheit hier keine Kühlung und die Nacht bleibt auch in unseren Breiten so warm wie im Norden, wo Abend- und Morgenröte zugleich am Himmel stehen. Rastlos wirbeln die Füße eilender Menschen den Staub auf, und ohne Aufhören entweicht den Essen der Häuser, der Fabriken der Kohlenstaub. Bis zu doppelter Höhe der Häuser erfüllt dieser trübe Dunst die Luft, wenn nicht ein lange anhaltender Regen ihn niederschlug und als zähen Großstadtschlamm über die Straßen breitete.

Das Leben in diesem Gebirge wäre

kaum erträglich, wenn es errichtet wäre wie einst die Städte des Mittelalters gebaut wurden, wenn höchstens ein enger Platz um eine Kirche die Häuserreihen unterbrechen und eine hohe Mauer das Ganze umschließen würde. Glücklicherweise leben wir in einer Zeit, in der die Städte nicht mehr zugleich Festungen zu sein brauchen, und man findet noch Raum, um in dieser steinernen Welt Wald und Wiesen entstehen zu lassen. Wer vom Fesselballon auf Berlin herabblickt, der gewahrt in der Steinwüste eine ganze Anzahl grüner Oasen. In ihnen rauschen die Kronen alter Bäume im Winde, Weiden neigen sich auf stille Weiher hinab, auf Wiesenflächen blühen die bescheidenen Blumen, die unser Boden je nach der Jahreszeit hervorbringt. Das sind die großen Parks. Aber außer ihnen gibt es auch noch eine ganze Anzahl grüner Plätze, aus deren sorgfältig gepflegtem Rasen sich schön bestellte Blumenbeete erheben. Und sieht man näher zu, so entdeckt man auch so manche Straße, die eine Allee von Bäumen ist.

Ein Frühaufsteher am Goldfischteich des Tiergartens.

Der neue See im Tiergarten.

Wie die Berliner alles Grün genießen, jeden einzelnen Baum, jeden Rasenstreifen im Vorgärtchen! Auch die verhältnismäßig nicht zahlreichen unter ihnen, die in Berlin geboren wurden und in ihm erwuchsen, teilen dieses Interesse, ja gerade unter ihnen findet man leidenschaftliche Naturfreunde. Wie sie sich auf jede Weise zu Blumen zu verhelfen suchen, davon hat uns ja eben erst Julius Stinde sehr anmutig berichtet. Die meisten Berliner aber verbrachten ihre Jugend fern von der Großstadt, und die Parks Berlins erinnern sie an Feld und Wald und Wiese der Heimat.

Der vornehmste Park Berlins ist zweifellos der Tiergarten. Durch viele Jahrhunderte war er nur ein Stück jener märkischen Heide, die die beiden kleinen Städte, aus denen Berlin erwuchs, von allen Seiten umschloß. Auf breiten Wegen voll fußtiefen Sandes durchfuhr sie der Bauer, der seine Erzeugnisse zur Stadt brachte, oder der Kaufmann, der ihr Waren zuführte, und beide waren froh, wenn sie ihr Ziel erreichten, ohne Strauchdieben begegnet zu sein. Erst im XVI. Jahrhundert wurde ein Teil dieser Heide in einen umzäunten kurfürstlichen Wildpark verwandelt. Er reichte bis an die Oberwallstraße, wo noch ein Jägerhof lag. Der erste König von Preußen ließ dann das Wild entfernen und gestaltete das Gehege zu einem Park um, der unter Friedrich dem Großen sehr verschönt wurde. Und je mehr nun die Freude an der Natur erwachte und sich in immer weiteren Kreisen verbreitete, um so mehr pflegten die preußischen Könige diesen Park. Sie konnten hier schalten und walten, wie sie wollten, denn der Tiergarten war und

ist ihr Eigentum, und ohne ihre Einwilligung darf hier kein Baum gefällt, kein Weg angelegt werden. Sie sorgten auch dafür, daß der Park der Baulust nicht zum Opfer fiel und die Stadt ihn nur umschlingen, nicht aber vernichten konnte. So ist er 235 ha groß geblieben.

Der Spreewaldwinkel im Tiergarten.

Unter Friedrich Wilhelm III. gab der Gartenbaudirektor Lenné dem Tiergarten die Gestalt, in der er bis zum Regierungsantritt Kaiser Wilhelms II. im wesentlichen blieb. Lenné war in erster Reihe darauf bedacht, ihm den Charakter als Wald zu wahren, und diese Absicht war ihm durchaus gelungen. Nur im Norden und wieder im Süden gab es Wirtschaften. Im Norden die ihrer Zeit so bekannten „Zelte", vor denen im „tollen Jahr" die Volksversammlungen stattfanden, in denen die Berliner gegen die Regierung aufgehetzt wurden; im Süden, an der Tiergartenstraße, eine Anzahl Biergärten, von denen „der Hofjäger" und ein „Josty" die bekanntesten waren. Weiter zurück, am Landwehrkanal, lagen Moritzhof (wo sich jetzt die Villa von der Heydt erhebt) und Albrechtshof (gegenüber dem Lützowplatz). Im Westen lag dann noch der „Zoologische Garten" auf demselben Platz wie heute. Die Charlottenburger Chaussee schied, wie noch jetzt, die Gesamtanlage in zwei ungleich große Teile, von denen der rechte (von Berlin nach Charlottenburg gerechnet) der kleinere ist. Die Charlottenburger Chaussee war in der zweiten Hälfte des XIX. Jahrhunderts ungleich belebter als jetzt und auf ihr bewegte sich all der Verkehr, der in unseren Tagen durch die Tiergartenstraße und über den Kurfürstendamm flutet. Sie bildete eben die Zufuhrstraße zum Grunewald und bot an Sonntagnachmittagen ein sehr unterhaltendes Bild. In endloser Reihe folgte ein Wagen dem andern und auf die elegante Kutsche und die Droschke folgte der Schlächterwagen, in dem der Herr Meister seine gesamte Familie und noch einige Freunde des Hauses ins Grüne führte. Im

Kremserfahrt nach dem Grunewald.

An den Ufern des Grunewaldsees.

Gegensatz zur Charlottenburger Chaussee war die ihn durchkreuzende Hofjägerallee viel weniger belebt als jetzt. Doch fanden in ihr in den sechziger Jahren Korsofahrten statt.

Der übrige Park war durch die auch heute noch bestehenden Alleen durchschnitten. Außer ihnen führten aber noch zahlreiche Fußpfade durch das Gehölz, auf denen man sich in der Tat ganz in einen Wald versetzt fühlen konnte, da das dichte Unterholz jede Fernsicht ausschloß. Leider bewirkte aber eben dieses dichte Unterholz auch, daß der Tiergarten im eigentlichen Sommer eine dicke, stickige Luft erzeugte. Es hatte ferner zur Folge, daß das Gesindel der großen Stadt hier in der Nacht nur zu gern benutzte Schlupfwinkel fand und den Tiergarten nach Einbruch der Dunkelheit außerhalb der großen Straßen zu einem recht unsicheren Aufenthalt machte.

Unter dem jetzigen Kaiser wurde die Losung ausgegeben: „es werde Licht" im Tiergarten. Das Unterholz ist zum größten Teil beseitigt, unter den Bäumen ist stark aufgeräumt worden. Infolgedessen hat sich der Boden mit einem grünen Rasenteppich bedeckt und die Luft ist ungleich frischer geworden. Der Wald Tiergarten aber ist nun ganz ein Park geworden und hat nur noch um den Neuen See seinen alten Charakter einigermaßen bewahrt. Dagegen schimmern nun mehr und mehr Marmorgruppen durch das Grün. Zu den Denkmälern Goethes und Lessings werden sich demnächst noch andere gesellen, die Wagner und den anderen großen Musikern gewidmet sind. Die Siegesallee ist entstanden, der Große Stern wird durch die Jagd darstellende Gruppen geschmückt werden, vor das Brandenburger Tor kommen in den Tiergarten Kaiser Friedrich und die Kaiserin Viktoria. An ihn grenzen ja auch das Bismarck- und das bald fertige Moltkedenkmal. Ebenso von der Seite der Tiergartenstraße her die Denkmäler Friedrich Wilhelms III. und der Königin Luise.

So entfaltet denn der alte Park wieder neue Reize.

Er ist doch sehr schön. Wer ihn an einem warmen Frühlingsmorgen durchschreitet, der muß an ihm seine helle Freude haben. Der Morgen gehört den Reitern und Reiterinnen, die sich auf den zahlreichen Reitwegen bewegen, die Fußwege sind verhältnismäßig wenig benutzt, meist nur von

Beamten oder Offizieren, die sich in ihre Bureaus begeben. Auch die Fahrwege sind meist noch leer, wenn nicht etwa auf ihnen eben „Kremser“ ganze Klassen von Schulkindern aus dem Osten in den Zoologischen Garten befördern. Um so reger ist das Tierleben. Auf den Rasenflächen kann man Ringeltauben und Stare ihr Frühstück einnehmen sehen, im Gebüsch plaudert die Gartengrasmücke oder schlägt — an einigen wenigen Stellen — gar die Nachtigall, in den Baumkronen ruft die Singdrossel und flötet die Amsel. Freund Buchfink ist zahlreich vertreten, und Kleiber und Baumläufer üben ihre Turnkünste zugleich mit zahlreichen Fink- und Blaumeisen. Auch der Gartenrotschwanz ist nicht selten. Auf allen Gewässern treiben die Wildenten ihr Wesen. Die Armen leiden unter einer entsetzlichen Wohnungsnot, und es wirkt tragikomisch, wenn man im März die einzelnen Paare rastlos das Gehölz durchwatscheln sieht, um eine Brutstätte zu finden. Wobei sich denn Erpel und Ente gegenseitig laut ihr Leid klagen. Sie haben es aber auch wirklich schlecht, denn das nicht verborgene Gelege wird nicht nur von den Nebelkrähen, sondern auch von menschlichen Eierfreunden nur zu sehr bedroht.

Ein sehr niedlicher Bewohner des Tiergartens ist die häufig vorkommende Waldmaus, die überaus furchtlos ist. Weniger sympathisch sind die riesengroßen Ratten, die an allen Gewässern die Erdlöcher unter dem Wurzelwerk der Bäume bewohnen und deren Schwimmfertigkeit oft bewundert werden kann.

Je weiter der Tag fortschreitet, um so mehr füllt sich der Park. Auf den zahlreichen Spielplätzen halten die Spreewälder Ammen und Wärterinnen ihre Klubversammlungen, die reichen Leute machen ihre Spazierfahrten, die kleineren Rentiers und die Pensionäre ihre Verdauungsgänge. An schönen Abenden füllt sich dann der Park wirklich, und der Neue See bedeckt sich mit Booten, in denen alle Welt nach Herzenslust „jondelt“. Dieses Vergnügen ist in weiten Kreisen der Berliner sehr beliebt.

Im Westen umgibt Berlin in weitem Bogen ein großer Wald, der bis an die Ufer der Havel reicht und in seinem nördlichen Teil die Jungfernheide, sonst aber der Grunewald heißt. Er bildete

Jagdschloß Grunewald im Frühlingsschmuck.

Vorbereitungen zur Segel-Regatta am Wannsee.

Schlachtensees wurden in ihrer Einsamkeit meist nur durch auf der Wanderung begriffene Turner gestört. Da es keine Pferdebahnen gab und auch Omnibusse nicht in die Wälder führten, mußte sie, wer nicht über eigenes Fuhrwerk verfügte, zu Fuß oder in dem alten Berliner Vehikel für Massenausflüge, im „Kremser" aufsuchen. Die naturgemäß schon um die Mitte des vorigen Jahrhunderts das Ziel weiterer Ausflüge für die Berliner, lag aber doch recht weit ab von der Stadt. Auch wanderte oder fuhr man damals noch mit Vorliebe in die als Wald hübschere Jungfernheide und erreichte, wenn man den Grunewald vorzog, die Havel bei Saatwinkel oder bei Pichelsberg und Pichelswerder. Der Teil des Grunewalds, der heute am meisten aufgesucht wird, der Wald um Hundekehle, um das Jagdschloß Grunewald, die Umgebung des Grunewald-, des Riemeister- und des Wirtshäuser an der Havel waren noch überaus schlicht, es ging aber in ihnen bei Gelegenheit der Ausflüge munter genug her, zumal hier reichliche Gelegenheit zum „jondeln" geboten war.

Allmählich erstreckte sich die Stadt immer weiter nach Westen. Es entstand in dem Kurfürstendamm eine neue große Zufuhrstraße nach dem Grunewald, es erhob sich der Vorort Halensee, der Fürst Bismarck machte es einer Baugesellschaft möglich, die entzückende „Kolonie Grunewald" zu schaffen. Diese Baugesellschaft faßte ihre

Ein Picknick am Riemeister See Grunewald.

Aufgabe im größten Stil auf: sie verwandelte einen toten Havelarm in einen langgestreckten lieblichen See, überzog den erworbenen Waldteil mit einem Netz von trefflich angelegten Straßen, die von Laubbäumen eingefaßt wurden, und kam den wohlhabenden Leuten, die sich hier in der herrlichen Luft des Nadelwaldes anbauen wollten, in jeder Weise entgegen. Infolgedessen entstand der weitaus schönste Vorort Berlins. Hier hat sich jeder Bauherr je nach Geschmack und Neigung sein Heim errichten lassen, und wer die Straßen durchwandert, kann sich an jeder Bauart erfreuen, auf die je wohlhabende Europäer verfielen. Neben Villen jeder Art, für die die Vorbilder in Florenz oder Rom gesucht wurden, erheben sich anheimelnde englische Cottages, niedersächsische und thüringische Bauernhäuser, normännische Burgen, Palais im Stil der verschiedenen französischen Ludwige und endlich nicht wenige Bauten, in denen die Architekten den Eingebungen höchstihrer eigenen Phantasie rücksichtslos gefolgt sind. Stadtbahn, Ringbahn, eine ganze Anzahl elektrischer Straßenbahnen führen in die Villenkolonie.

Auf der Jagd nach Maikäfern. (Jungfernheide.)

Der eigentliche Grunewald lag aber nach wie vor als richtiger Wald hinter ihr, umgeben von einem Wildgatter, das das hier eingehegte Damwild am Austreten hinderte. Wohl gab es an seinem Rande zahlreiche vielbesuchte Gastwirtschaften: Hundekehle, Paulsborn, die elegante Wirtschaft „Onkel Toms Hütte", eine ganze Anzahl Wirtshäuser am Schlachtensee, und zahlreiche Fahr-, Reit- und Fußwege durchkreuzten den Wald, aber er war immerhin noch kein Park. Wer ihn an Wochentagen durchwanderte, der konnte wohl stundenlang unter den Kiefernstämmen hinschreiten, ohne einem Menschen zu begegnen, und ganz vergessen, daß nur einige Kilometer entfernt die ungeheure Stadt begann.

Vor einigen Jahren brachten einige große Herren im Herrenhause den Antrag ein, den Grunewald in einen „Nationalpark" zu verwandeln. Der Antrag wurde abgelehnt. Jetzt aber hat der Kaiser die ihm zu Grunde liegende Idee wieder aufgenommen und der größte Teil des Grunewaldes wird in einen Park verwandelt werden.

Wer im Schwarzwald oder in der Nähe der mitteldeutschen Bergwälder oder neben den Buchenwäldern der Ostseeküste erwuchs, der wird sich ja mit dem dürftigen Pflanzenwuchs der märkischen Heide nur schwer befreunden können. Immerhin hat auch sie ihren intimen Reiz, zumal wo sie mit Wasserflächen verbunden ist. Auch beweisen die Berliner Parks, von denen noch die Rede sein wird, und die Gärten der Villenkolonie, daß die Kunst der Gärtner auch auf märkischem Sande wundervolle Baumgruppen und schöne Wiesenflächen hervorzuzaubern vermag. Geschieht das auch hier, so wird der Grunewald ein Park werden, der der Weltstadt, neben der er sich erhebt, würdig sein wird. Sind doch schon

Eine Reemteepartie nach Hasselhorst. (Jungfernheide.)

Der Wasserfall des Viktoriaparks

jetzt die Ausblicke die man von ihm auf die Havelseen hat, zumal wenn auf einem von ihnen eine Segelregatta im Gange ist, entzückend.

Was sich aus einem Sandberge machen läßt, beweist der am Kreuzberg liegende Viktoriapark. Hier hat in den Jahren 1888—1894 der städtische Gartendirektor Mächtig in geschickter Ausnutzung der Lage einen von herrlichen Anlagen umgebenen Gießbach ins Leben gerufen, der in den Stunden, in denen er mit Wasser gefüllt ist, den Beschauer wirklich in eine üppige Gebirgswelt versetzt. Büsten von Körner, Kleist, Uhland, Arndt, Schenkendorf und Rückert sind unter den Baumgruppen verteilt, und von den Stufen des Nationaldenkmals für die Befreiungskriege hat man einen schönen Überblick über den sich an der Berghalde hinabziehenden Park und die Stadt Berlin. Von Westen nach Osten wandernd, sieht man hier, zumal an Sonntagen, wenn die Essen der Fabrikschornsteine nicht rauchen, in weiter Ferne den Grunewald, aus dem der Kaiser Wilhelm-Turm an der Havel hervorragt, und vor ihm Lichterfelde, Steglitz, Friedenau, Schöneberg mit der eigenartigen Peter-Paulskirche, Charlottenburg, die Kaiser Wilhelm-Gedächtniskirche. Im Hintergrunde folgen nun die Kirchen von Moabit. Man sieht den Tiergarten mit der Siegessäule, das Reichstagsgebäude, die Halle des Anhalterbahnhofs, die Schloßkuppel und die Türme von St. Peter, St. Marien und St. Nikolai, die sich aus dem alten Cöln-Berlin erheben. Über sie fort schweift der Blick bis zum Weding

Standbild Theodor Körners im Viktoriapark.

und über ihn hinaus nach Tegel zu. Mehr nach Osten hin sehen wir die Türme der Bartholomeus- und der Emauskirche, vor dem Halleschen Tor die Kreuzkirche und in der Hasenheide die beiden neuen Garnisonkirchen. Über der von hier aus gesehen, endlos erscheinenden Stadt kreisen am Vormittag zahlreiche Taubenschwärme, denn der Berliner Handwerker teilt die Vorliebe so

Ruheſtätte der 1813/14 in Berlin verſtorbenen Vaterlandsverteidiger. (Haſenheide.)

vieler ſeiner niederdeutſchen Berufsgenoſſen für dieſe Vögel und iſt ſtolz auf einen gut „eingejagten Taubenſchwarm“. Die Berliner Taubenfreunde haben ſich auch eine beſondere Raſſe herausgezüchtet — zierliche, an die Mövchen erinnernde Tauben, einfarbig mit weißen Flügeln und kurzen Schnäbeln, — die ſchön fliegen und ſich in dem Häuſermeer gut zurecht finden.

Die Beſucher des Viktoriaparks ſind nicht das elegante Berlin, ſondern die Bewohner von Berlin SW.: viele Subalternbeamte, weniger vermögende Rentiers, aber auch ſchon recht viele, die ſich das tägliche Brot durch ihrer Hände Arbeit verdienen.

Im Oſten vom Viktoriapark liegt die Haſenheide oder liegen vielmehr die Reſte der Haſenheide, denn ein großer Teil dieſes einſt von den Berlinern vielbeſuchten Parks iſt jetzt bebaut oder als Schießplatz der öffentlichen Benutzung entzogen. Hier beſtrebte ſich einſt Ludwig Jahn, dem Vaterlande durch fleißiges Turnen ein neues kraftvolles Geſchlecht heranzuziehen, und erwarb ſich damit das ihm ſpäter an dieſer Stelle errichtete Denkmal. Die Ruheſtätte der in den Befreiungskriegen in Berlin geſtorbenen Soldaten befindet ſich hier und der dem edlen Frieſen gewidmete Hügel. In den zahlreichen Wirtſchaften ſucht und findet das umwohnende Volk, zumal an Sonntagen, Zerſtreuung und Vergnügen.

Noch weiter nach Oſten, am linken Ufer der Oberſpree, erſtreckt ſich der bisher ſchönſte Park Berlins, der Treptower. Viele unſerer Leſer werden ihn von der Großen Berliner Ausſtellung von 1896 her kennen. Er iſt aber ohne die Ausſtellungsgebäude viel ſchöner als mit ihnen. Seinen größten Reiz bilden weite Wieſenflächen, an die ſich überaus maleriſch ausgeſtaltete Baumgruppen ſchließen. Dieſe Wieſen ſind zum Teil als Spielplätze freigegeben und werden als ſolche viel benutzt. Höchſt reizvoll iſt aber auch der am Fluſſe ſtromaufwärts führende Weg mit der Ausſicht auf die Stralauer Kirche und den im höchſten Grade belebten Fluß. Neben dem ſchwer

Fußballſpieler auf dem Jahn Turnplatz in der Haſenheide.

keuchenden Schleppdampfer, der mit einem halben Dutzend langer Spreekähne im Schlepptau, langsam seines Weges zieht, eilen in der warmen Jahreszeit zahlreiche Passagierdampfer, deren Oberdeck mit festlich gekleideten Menschen besetzt ist, Treptow oder den weiter aufwärts liegenden Vergnügungsorten zu. Segeljachten kreuzen ihren Weg, und schmale, kaum über das Wasser ragende Ruderboote schießen pfeilschnell dahin. In Treptow selbst ist das Wasserfahrrad sehr beliebt, und man sieht immer eine ganze Anzahl von ihnen vor den vielbesuchten aber auch den Besuchern Berlins warm empfohlen. Sie lernen da einen ihnen meist ganz fremd bleibenden Teil Berlins kennen.

An Sonn- und Feiertagen ist dieser Park recht eigentlich ein Volkspark. Fast alle Besucher gehören dann den mit der Hand arbeitenden Volksklassen an. Wer den Park an solchen Tagen besucht, wird aber seine herzliche Freude daran haben, wie harmlos es hier zugeht und mit welcher Freude an der Natur die Familien sich in den lieblichen Anlagen ergehen.

Schon verhältnismäßig alt ist der 1845

Beim Bau der Sternwarte im Treptower Park.

Vergnügungsgärten hin und her fahren. Viel besucht wird auch die Treptower Sternwarte, die noch von der Ausstellung herstammt. Seit der Eröffnung der elektrisch betriebenen Hoch- und Untergrundbahn, die von Charlottenburg bis zur Warschauer Brücke führt, ist der Treptower Park auch von Berlin W aus leicht zu erreichen. Man benutzt die Bahn bis zum Stralauer Tor und fährt dann mit der Straßenbahn durch den Tunnel unter der Spree nach Treptow. Diese Fahrt unter dem heimischen Fluß fort macht den Berlinern viel Vergnügen, sie sei

angelegte Friedrichshain vor dem Landsberger Tor. Er ist der einzige Park Berlins, der auf einem hügeligen Gelände angelegt ist, und enthält ein paar hübsche Teiche und schöne Baumgruppen. Er wird von den Bewohnern der umliegenden Stadtteile viel benutzt, dient aber, da nicht nur viele arme, sondern auch viele verkommene und schlechte Leute in diesen wohnen, nach Einbruch der Dunkelheit allerlei Gesindel zum Aufenthalt. Am Tage aber wandelt es sich hübsch im Schatten seiner Bäume und man braucht sich durch die „Sonnen-

brüder“ auf den Bänken nicht beunruhigen zu lassen.

Rechts vom Eingang — wenn man vom Landsberger Tor kommt — liegt der Friedhof der Märzgefallenen, ein kleiner, von einem bescheidenen Holzgitter eingefriedigter Raum, in dem dichter Efeu die Gräber der irregegangenen Idealisten bedeckt, die hier seit 1848 ruhen. Es liegt eine eigene Stimmung über dieser Stätte, und die Phantasie sucht sich unwillkürlich ein Bild von dem Toten zu machen, dessen Grabschrift nur lautet: „Ein unbekannter Mann.“ Man ist nicht ganz ohne Anhaltepunkte für dieses Bild. Als der Kampf zu Ende war, wurden die toten Barrikadenkämpfer in eine Kirche gebracht und in ihr in langen Reihen nebeneinander aufgebahrt. Studenten hielten ihnen die Totenwache. In nächtlicher Stunde hielt eine Kutsche vor der Kirche, eine sehr vornehm aussehende Dame verließ sie und schritt, gefolgt von einem Diener, von Leiche zu Leiche, bis sie den Toten fand, den sie suchte, einen jungen blonden Mann. Sie kniete an der Leiche nieder, verrichtete ein stilles Gebet und verließ die Kirche. Der Tote wurde zugleich mit seinen Mitkämpfern begraben, dieselbe Dame soll aber später sein Grab erkundet und ihm den kleinen Leichenstein haben setzen lassen, dessen Inschrift noch heute von dem unbekannten Mann zeugt. So erzählt einer der Studenten, die die Totenwache hielten, in den Erinnerungen, die er als alter Mann veröffentlichte. Die Berliner Stadtverordneten wollten vor einigen Jahren unbegreiflicherweise die Stimmung dieser Stätte durch die Errichtung eines Denkmals zerstören. Rein ästhetisch angesehen, ist es jedenfalls sehr erfreulich, daß ihnen die

Siesta eines Frohbruders im Friedrichshain.

Der Kinderspielplatz des Friedrichshains.

Der Herr Professor vor der Geologischen Wand im Humboldshain.

Regierung das nicht erlaubte. Die melancholische Einsamkeit dieses stillen Winkels, in dem so viele unruhige Köpfe und Herzen schließlich die ewige Ruhe fanden, wird jetzt nur am 18. März durch Deputationen der Sozialdemokraten unterbrochen, die hier an diesem Tage unter polizeilicher Aufsicht Kränze niederlegen.

Im Norden Berlins liegt der von 1869 bis 1876 angelegte Humboldthain. In Anlehnung an seinen Schutzpatron hat man hier, nach Weltteilen geordnet, angepflanzt, was von fremdländischen Gewächsen immer das rauhe Berliner Klima verträgt. Man hat hier auch zu Unterrichtszwecken eine „geologische Wand" angelegt und im Anschluß an diesen Park sind Anzuchtsgärten für den botanischen Unterricht in den Berliner städtischen Schulen geschaffen, aus denen jährlich Millionen von Pflanzen den Lehrern zur Verfügung gestellt werden.

Der Humboldthain ist aber auch als Park sehenswert. Wie alle Berliner Parks ist auch er vorzüglich gehalten.

Im Märchenwald.

Von

Georg Martell.

Mit tausend Stimmen spricht es auf mich ein,
Und weiche Wehmut wiegt die dunklen Kronen —
Ich kenn' Dich noch, Du rauschender Eichenhain,
Du bist der Wald, in dem die Märchen wohnen!

In meiner Jugend war ich oft bei Dir.
Nun, da ich wieder bis zu Dir gedrungen,
Sag', ist die sonnigblonde Fee noch hier,
Die mir so süsse, selige Lieder gesungen? —

„Ein hässlicher Köhler küsste Dein Königskind.
Traurig und weinend nur hat sie die Hand ihm gegeben" — — —
Ruhig, ihr Wipfel! Ruhig, Du wehender Wind!
Die Kunst wollt' Brot und wurde Magd beim Leben! —

Macedonisches.

Von

Dr. Felix Volker-München.

(Abdruck verboten.)

Thessalonike hieß die schöne Schwester Alexander des Großen. Ihr zu Ehren nannte Kassander, ihr Gemahl, die im Jahre 315 am Thermäischen Golfe von ihm gegründete Stadt, das heutige Salonik, die Hauptstadt Macedoniens. „Macedoniens" sagt man in allen Ländern abendländischer Bildung. Obwohl es seit dem Jahre 146 v. Chr. kein eigentliches Macedonien mehr gegeben hat, wirkt die geschichtliche Größe Philipps und Alexanders noch 2000 Jahre nach ihrem Tode fort. Auch der räumliche Begriff Macedonien ist derselbe geblieben, trotz allem Wechsel der Eroberer, Plünderer, Machthaber und Regenten. Man nehme einen Zirkel, setze die eine Spitze auf Salonik, schlage mit der anderen einen etwas überlebensgroßen Halbkreis über das Land mit dem Radius Salonik-Ochridasee, und man hat das Macedonien Philipps und das von heute. Anschaulicher wäre es vielleicht, die Fläche Macedoniens der eines durchgeschnittenen Apfels zu vergleichen, von etwas länglicher Art; der tiefliegende Stiel begönne bei Salonik und ragte als Halbinsel Chalkidike ins Meer hinaus; von der Blüte im Norden flösse mitten durchs Kernhaus bis Salonik hinab der Vardar, der Axios der Alten, durch die östliche Hälfte die Struma (Strymon), durch die westliche die Vistritza (der klassische Aliakmon), alle drei ins Aegäische Meer, die drei wichtigsten und fruchtbarsten Täler des Landes.

Man wird aus dieser Austeilung sogleich den Schluß ziehen wollen, daß man Macedonien vom Aegäischen Meere aus beherrschen könne, daß es nach dem griechischen Nachbar gravitiere. Der beglückte Leser fühlt schon das geographisch-ethnographisch-politische Mißbehagen schwinden, das ihn bei dem dunklen Gedanken Macedoniens zu erfassen pflegte; er löst das Problem im griechenfreundlichen Sinne. O Fremdling, wehe! Kenntest Du die Berge, die steilen, kahlen und unwegsamen, die sich zwischen und um jene drei Flüsse lagern, — wüßtest Du, wie diese Täler sich plötzlich zu verengen pflegen zu tiefen, manchmal mehrere Kilometer langen Schluchten, an deren Ausgange man sich in völlig neuer Gegend glaubt, — wärst Du gewandert in diesem Lande, wo die Berge nicht längs der Flußtäler stehen, sondern sich quer davorlegen, so daß die Flüße sich hindurchbrechen müssen, — bei welchem Geschäft einige davon auf Nimmerwiedersehen in tiefer Berghöhle verschwinden — — Fremdling, Du lächelst? Du vermeinst, ich wolle schon bei der Geographie Macedoniens beginnen, Räubergeschichten zu erzählen? Nein, es ist wirklich und wahr, es gibt in Macedonien Flüsse, die — ins Gebirge münden; es gibt Seen, die durch Berghöhlen verschwinden und wiederkommen, wie etwa die Räuberbanden der bulgarischen Agitationskomitees, die man vernichtet oder vertrieben zu haben glaubt und die urplötzlich wieder aus dem Boden auferstehen; — — und wüßtest Du, wie hoch jene Berge sind, vom Olymp an der Grenze Griechenlands, mit 2980 m, über die Gebirge der Vistritza, des Ochrida-Sees, hinein zum Schardagh (höchster Gipfel Ljubatrn 3650 m), dem nördlichen Walle Macedoniens, — östlich herum vom Karadagh zu den Bergen der bulgarischen Grenze, dem Rhodope-Gebirge, alles 2000 bis 3000 m hohe Ketten, — wüßtest Du, wie Unwegsamkeit und Klima oft jede Verbindung zwischen den einzelnen Hochebenen hindern, die von jenen zahllosen Höhenzügen eingeschlossen werden, so würde Dir schon jetzt macedonischer Optimismus ferne sein.

Doch andere berghohe Schwierigkeiten türmen sich. Ein kurzer historischer Rück-

blick sei vergönnt: Schon die altmacedonische Geschichte kennt außer den Zügen der Perserheere nach Griechenland unzählige Einfälle von Völkerschaften des Nordens, die der gelehrte Geschichtsschreiber als „wilde“ und „unverantwortliche“ bezeichnet, da er nichts weiß von ihrer Art und Herkunft. Die Erstarkung Macedoniens und seine gewaltige Entwickelung unter Archelaos, Philipp, Alexander ist bekannt. Weniger bekannt ist, daß, als Alexander in Babylon starb, sein Riesenunternehmen die macedonischen Stammlande fast entvölkert hatte. — Es folgen die schlimmen Tage der innerhellenischen Kämpfe, von denen Macedonien stark in Mitleidenschaft gezogen wird, folgen die Einfälle der Gallier, — die Römerzüge: ihr Schlußbild der dreitägige Triumphzug des Ämilius Paulus in Rom, dem 250 vornehme Macedonier und 2000 Wagen geraubter macedonischer Kunstschätze voranziehen. — Im Lande verbleibt ein gebrochenes Mischvolk, das nun römische Prokonsuln aussaugen, ähnlich dem türkischen Vali von heut. — Dann beginnen die Einfälle der Westgoten, Hunnen, Ostgoten, Avaren, Bulgaren, Anten, Gepiden; unaufhörlich ziehen die Scharen der Völkerwanderung durch die Pässe Macedoniens zum ersehnten Westen; sie belagern die alles überschauende feste Thessalonike, mit und ohne Erfolg; dort regiert Theodosius der Große bis 395 n. Chr. — Endlich schützt der große Justinian das Land durch seine gewaltige Befestigungskette, die von Nordalbanien am Adriatischen Meere bis Varna am Schwarzen Meere reicht. Justinian auch gründet das Bistum Achris am Ochrida-See, das später von Griechen, Serben und Bulgaren so heiß umstrittene. —

Es folgt der lange Todeskampf des oströmischen, griechischen Kaiserreichs, der 1453 mit der Eroberung Konstantinopels durch die Türken endet; in ihm spielen die Leiden Macedoniens eine große Rolle, — in dieser Zeit gehen die Einfälle, Kämpfe und Staatenbildungen vor sich, auf die die modernen macedonischen Prätendenten mit Vorliebe ihre Ansprüche gründen.

Da sind zuerst die Griechen, die da argumentieren, Macedonien sei eben eine Provinz des griechischen Kaiserreichs gewesen; an seiner griechischen Bevölkerung, griechischen Kirche und griechischen Kultur hätten alle Einfälle der barbarischen Germanen und Slaven nichts ändern können. — Wenn das letztere sicherlich für Saloniki und einige Küstenorte bis zu gewissem Grade zutrifft, in denen griechischer Handel und Sprache allezeit geherrscht haben, — für das Innere, für die Gebirgslande ist es ebenso sicherlich falsch. Damals schon begann eben das Völkergewimmel, das heute Macedonien charakterisiert. Haben die römischen Prokonsuln denn ohne Römer in Macedonien regiert? Erzählt nicht Tacitus von zahllosen römischen Kolonen, die Tiberius nach Macedonien sandte? Steht es nicht geschichtlich fest, daß auch spätere Kaiser auf diesem Wege fortgegangen sind? — Wo sind diese Römer geblieben? Sollten sie spurloser geblieben sein, als die Griechen? — Allgemein anerkannt wird, daß die heutigen Rumänen an der Donau Nachkommen römisch-dacischer Kolonisten sind. Es gehört nationale, macedonisch verhetzte Gewaltsamkeit dazu, um den in Macedonien lebenden, fast die gleiche Sprache, wie die Rumänen, sprechenden Kutzo-Valachen die Verwandtschaft und den gleichen Ursprung mit den Rumänen abzusprechen. Und ist es nicht natürlich, daß ihrer nur wenige verblieben sind, da sie zu den ältesten der in Macedonien wohnenden Völker gehörten und da ihnen der Zuzug von außen fehlte? — In den allerärmsten und entferntesten Hochtälern des Pindus in Nordthessalien haben sie sich eine unbeneidete Heimat erhalten, wo sie seit Jahrhunderten ihre Schafe weiden. Wenn der Winterschnee naht, Anfang November, kommen sie in die Ebene herab und verkaufen ihre Tiere, ihre Wolle, die seltsam gewirkten und gestickten Tücher, und Anfang Mai kehren sie zurück: je höher der Sommer, um so höher steigen die Kutzo-Valachen ins Hochgebirge. Nie vergißt es, wer ihren Auszug zum Gebirge gesehen: Ein bunter, lauter, endloser Schwarm von Menschen und Tieren, Ochsenwagen mit zwei Rädern, hausratbeladenen Maultieren, Pferden, Schafen, Ziegen, Eseln, Truthähnen, reitenden Frauen mit säugenden Kindern, Männern und Knaben, die durch Rufen und Schelten, von kreisenden Hunden unterstützt, die Herden beieinander halten; zerlumpte, weit offene Anzüge tragen die Männer, ihre Brust ist so braun wie ihre Stirn; in dicke Fransentücher hüllt sich die Frau, die beiden Schalenden hängen ihr zu beiden Seiten tief

Wasserträgerin. Bronze von Walther Schmarje-Berlin.

Digitized by Google

herab; alle blicken sie dunkel und scheu, und über die niedrige Stirn hängt ihnen das tiefschwarze, seidige Haar, — — so ziehen ihrer hundert und tausend hinauf zu den Weideplätzen des Hochgebirges. — Es gibt noch andere Kutzo-Valachen in Macedonien, so in Monastir und Umgegend und in einigen anderen Städten, selbst in Üsküb im Norden. In den Städten treiben sie Handel, wie die Griechen. Die Gelehrten wollen wissen, das hätten sie bei dem häufigen Wechsel ihrer Wohnplätze erlernt; — woher wissen die Gelehrten das? Können es nicht ebensogut städtische Reste der Romanen sein? —

Trotz der unzähligen römervertreibenden germanischen Schwärme, trotz des Gotenreichs, das in Macedonien bestanden hat, lassen sich dort germanische Reste nicht mehr nachweisen. Die Germanen zogen nach kurzer Rast weiter nach Nordwesten.

Der erste historisch bekannte serbische Vorstoß nach Macedonien geschah bald nach 600. An der Mündung der Vistritza, unmittelbar an der heutigen griechischen Grenze, ließen sich jene Serben nieder und gründeten Servia, das noch heute steht. Serbisch fühlender, beglückter Leser, frohlocke nicht! Kein aufgeklärter Serbe von heut wird leugnen, daß jetzt kein Serbe mehr in Servia wohnt. Als der Griechenkaiser Heraklios mit den damals zuerst in Asien anrückenden Türken abgerechnet hatte, wandte er sich gegen die Serben, die, des ersten Erfolges froh, zahlreich über den Schardagh nach Süden drangen, — und trieb sie zurück. Das gleiche Spiel wiederholte sich unter späteren Kaisern. Aber die Kraft der Serben schwillt. Wir hören von der Gründung eines serbischen Erzbistums Ipek um 1218 (Nordmacedonien-Albanien), von immer lauterem Kriegsruhm der sich ausdehnenden Serbenmacht, von der Gründung des großen serbischen Kaiserreichs, von Stefan Duschan dem Großen (1336—1356), der sich Kaiser der Serben, Bulgaren, Albanesen und Griechen nennt, und der von Üsküb, seiner Hauptstadt, aus über ein weites Balkanreich von der Adria zum Schwarzen Meere regierte. Es schien, als sei der große Serbe berufen, Europa vor dem Eindringen der türkischen Barbarei zu schützen, der Serbe an Stelle der verlotterten und gealterten Griechen am Goldenen Horn. Aber Duschan starb ohne würdigen Nachfolger, und am 15. Juni 1389 litt auf dem Amselfelde bei Hossovo nördlich des Schardagh das Serbentum sein tragisches Ende; numerisch und politisch sind die Serben seitdem in Macedonien nicht mehr zur Vorherrschaft gelangt.

Nicht erst im Jahre 1885, nicht erst bei Slivnitza kämpften Bulgaren gegen Serben. Die Feindschaft ist älter und wohlgegründeter. Die „wilden" und unverantwortlichen Bulgaren stiegen seit 675 immer häufiger über den Balkan hinab, um in der blühenden rumelischen Ebene und selbst an den Toren von Byzanz die griechischen Kaiser zu beunruhigen. Sicher doch ein Konkurrenzunternehmen gegen die nordwestlichen Serben. Ob sie jenseits des Balkans mit jenen ausfochten, wer von beiden jeweils vorzugehen hatte, wer weiß es? Niemals kamen sie gleichzeitig. Machtvoll werden die Bulgaren zuerst im Anfange des IX. Jahrhunderts, wo der bulgarische Zar Krummos den größten Teil Macedoniens besetzt hält. Der gräßliche 25. Juli 811, an dem der griechische Kaiser Nikophoros von ihm besiegt und enthauptet wird, leitet die bulgarisch-macedonische Geschichte stimmungsvoll ein. Nach kurzer Spanne schwankenden bulgarisch-griechischen Kriegsglücks beginnt bald die erste bulgarische Glanzzeit. 870 wird das bulgarische Bistum Preslowo gegründet. Cyrillus und Methodius folgend, zivilisieren sich die Bulgaren zum Christentum. Ihr Zar Simeon (893—927) herrscht glänzend über Rumänien, Bulgarien, Macedonien, Thessalien, Epirus. — Seine zweite Blüte erlebt Bulgarien, nachdem es unter inneren Wirren und griechischen Siegen schwer gelitten, unter Zar Samuel von 995 an; Samuel regiert am Presba- und Ochrida-See, im Herzen Macedoniens und nennt sich Zar von Macedonien, Bulgarien und Albanien. — Doch wieder erholte sich das griechische Kaisertum: am 29. Juli 1014 fand bei Demir Hissar eine entscheidende Schlacht statt, und, wenn dereinst Zar Krummos beim Festgelage aus seines erschlagenen Gegners Nikophoros Schädel getrunken hatte, so ließ nun Kaiser Basilius 15000 Bulgaren ihres Augenlichts berauben und je 100 von einem einäugigen Führer begleitet nach Prilip zu Samuel entsenden. Das Bulgarentum war damit zwar nicht endgültig gebrochen. Schon 1213 sehen wir wieder eine bulgarisch-rumänische Macht unter

Johann Asen II. sich über Rumänien, Macedonien und Südalbanien ausdehnen; in langem Kampf weicht diese aber dem aufstrebenden Serbentum. Wen haßte schon damals der Bulgare mehr? Den Griechen oder den Serben? Wen liebte der Serbe weniger, den Bulgaren oder den Griechen? Wer war der tödlichste Feind der Griechen? Serbe oder Bulgare? — —

Soweit die Urhistorie der macedonischen Prätendenten. Noch ein Streiflicht nach Westen: Michael II., einer der Despoten von Epirus, schloß 1257 einen Dreibund mit Serben und Albanesen mit dem ausdrücklichen Zwecke, den Byzantinern Macedonien abzunehmen. Es genüge dies eine Datum, um festzustellen, daß schon in jener Periode auch adriatische Machthaber macedonische Gelüste hatten. Und schließlich sei noch Saloniks gedacht, das zwar allen jenen adriatischen, bulgarischen und serbischen Reihen siegreich widerstand, sich aber inzwischen den Luxus einiger Spezial-Eroberer gestattete: Plündernd hausten dort von 904 bis 924 die Araber, 1185 zogen die Normannen unter Tankred ein, und nach Eroberung Konstantinopels durch die Lateiner bestand auch in Salonik ein kleines lateinisches Königreich von 1204—1230, das italienische Kultur für dringend wünschenswert erklärte; auch hier kehrten die griechischen Machthaber noch einmal wieder, und erst, nachdem die Türkenherrschaft im Innern Macedoniens schon 50 Jahre währte, ergab sich 1430 auch Thessalonike.

Atme auf, von der Historie ermüdetes Herz! Wo türkische Alleinherrschaft anfängt, dort hört Geschichte auf. 400 Jahre lang taucht Macedonien in geschichtliche Stille.

Kein Land mag der osmanischen Installierung bequemer gewesen sein. Ein Gewimmel verängsteter, verwilderter, untereinander verschiedener und versprengter Reste früherer Eroberer, Kolonisten und Unterjochten, das sich nach Ruhe sehnte: War es nicht eine Idealdomäne für das türkische Verwaltungssystem, das einen unterwürfigen, machtlos arbeitenden, zehntenzahlenden Giaur zu seinen liebsten Untertanen rechnet? Den armen serbischen und bulgarischen Ackerbauern, die nun langsam aus den Schlupfwinkeln ihrer Berge zu dauernder Arbeit wieder in die Ebene kamen, auch ihnen war es schon recht, daß alles Land dem Padischah, dem Sultan in Stambul gehörte, daß er seine getreuen Osmanen mit weiten Grundherrschaften belieh und daß nun diese Paschas und Beys und Aghas als nichtarbeitende Herrn sie selbst belehnten. Als Hörige und Rechtlose zwar, aber doch unter dem Schutze der Mächtigen, konnten sie gegen Entrichtung des Zehnten ihre Scholle bewirtschaften.

Was nicht die Paschas erhielten, bekam die Moschee als Vakuf, als Kirchenlehen; nur das Hochgebirge blieb freies Land. Dieser Zustand ist bis heute derselbe geblieben. In dem etwa 86000 qkm messenden Lande gibt es nicht mehr als etwa 12000 größere, höchstens ebensoviele freie kleinere, bäuerliche Grundbesitzer, fast sämtlich Osmanen. Nur die christlichen Kirchen und Klöster haben nennenswerte Landerwerbungen machen können und einige Juden von Salonik und Hastoria. Zu Ende des XV. Jahrhunderts hatten sich in Salonik zahlreiche, aus Spanien vertriebene Juden niedergelassen. Ihre Nachkommen leben heute noch dort, sprechen heute noch spanisch und schreiben es mit hebräischen Buchstaben, in denen sie auch ihre Zeitungen drucken; sie sind Bootsleute und besonders Lastträger und vieles andere und auch wohlhabende Kaufleute. Den türkischen Land-Beys von Macedonien aber, die in den letzten 50 Jahren ihre Söhne in Paris erziehen lassen und auch sonst viel Geld brauchten, borgten sie es; und dann kauften sie ihr Land, wenigstens in der Nähe der Städte und sind ihrer nun wohl an 300 jüdische freie Landeigentümer.

Die übergroße Menge der Landleute aber sind bis heute rechtlose Hörige. Wenn jetzt in Macedonien die Zeit der Ernte gekommen ist, so ist auch die Zeit der größten Erbitterung da. Der Bey von heute setzt noch, wie ehedem, ein „Drittel" des Ertrages nach eigenem Gutdünken fest. Sind seine Exekutanten fort, so naht der staatliche Steuerbeamte mit Gendarmeriehilfe. Wieviel Steuern müssen nicht aufgebracht werden, damit sie sich nicht auf dem weiten Wege bis nach Stambul verflüchtigen?! Fast 60% soll der macedonische Bauer so entrichten! Und wie vollzieht sich's! Es darf nicht geerntet werden, bevor die Ernte nicht geschätzt ist. Aber der Beamte erscheint

nicht. Er verlangt einen ungeheuerlichen Bakschisch. Da pilgern denn wohl zwei junge Bauern zur Stadt, zum Landrat, zum Mutessarif. Ist doch ihr goldener Weizen reif. Ist doch der Sultan gerecht. Man hört sie; man läßt sie wiederkommen, — aber nicht wieder gehen! Zahlt ihr nur Bakschisch oder versprecht einen Teil der Ernte. Sonst geht alles ruhig zu. Die Leute verzweifeln; die Ernte wartet und die Frauen ängstigen sich daheim; laßt uns ziehen, Herr, wir geben, was Ihr wollt. Gendarmen begleiten sie heim. Nein, *soviel* können sie nicht abgeben. Über Nacht verschwindet ein Teil des Geernteten. Stahlen es Zigeuner? Schaffte es ein Freund ins Gebirge aus Mitleid? Gleichviel, die Bauern müssen mißhandelt werden; einen hängt man zum Fenster hinaus, mit einem Strick unter den Armen, in die Sonne, eine, zwei, drei Stunden; den andern prügelt man. Die Schergen ziehen mit der Steuer ab; Ohnmacht knirscht, — so könnte ich viele Bilder malen. Tausendfach sind die sinnreichen Windungen der türkischen Steuerschraube, tausendfach das Elend, das sie hervorbringt, und tausendfach die Sehnsucht nach Rache.

Was soll ich noch weiter von der Zeit der türkischen Kultur erzählen? Die schier unerschöpflichen Wälder des Gebirges lichteten sich ohne Aufforstung, — langsam nahm die Fläche des bebauten Landes ab, — die Straßen verwahrlosten — —. Nur zweier Kräfte muß ich Erwähnung tun, die fortgesetzt in dieser Zeit zur Geltung kamen und deren Einfluß in den heutigen Wirren nachwirkt: Islam und christliche Kirche.

Nach der türkischen Eroberung fand durchaus nicht etwa eine allgemeine Bekehrung der Eroberten statt. Was kümmerte den Osmanen die Religion der Hörigen? Der Hochmut des Orientalen gefiel sich eher darin, eine bessere Religion für sich zu haben, als andere zu bekehren. Man ließ den griechischen Patriarchen in Konstantinopel in seiner Stellung als Kirchenfürst der Orientländer gewähren und beherrschte durch ihn bequemer seine Herde. So war jahrhundertelang die griechische Kirche und der griechische Gottesdienst das einzige Kulturelement für die dienenden Völker Macedoniens. Wohl war dies kein ganz ungestörter Besitz: Der serbische Großvezir Solimans II. Sokolovic gründete 1560 ein ausgesprochen serbisches Bistum im alten Ipek, — seinen christlichen Bruder machte er zum Bischof; das Bistum Ochrida behielt unter griechischer Leitung doch einen bulgarischen Charakter; beide zeigten hie und da, wie so manche Kirchenstühle, Selbständigkeitsgelüste. Es ist aber dem Patriarchen in Byzanz stets leicht gelungen, den Sultan davon zu überzeugen, daß man mit einem *griechischen* Patriarchen *allein* Macedonien ruhiger regieren konnte. Die Mission, die unter diesen Umständen die griechische Kirche dort hätte übernehmen können, nämlich ihren Angehörigen wahre Kultur zu erhalten, sie zu einer einheitlichen, griechisch erzogenen und sprechenden Gemeinde heranzuerziehen, sie ist unerfüllt geblieben. Das lag daran, daß der Patriarch türkischer war, als der Sultan. Von dem Niedergange und der Lotterwirtschaft des Phanars ist hier nicht der Ort zu reden; es ist bekannt, daß die griechische Priesterschaft sich ein Beispiel an dem Stellenschacher und dem Aussaugesystem der türkischen Verwaltung nahm. Wo blieb da die Kultur, insbesondere die Schulbildung, die die griechische Geistlichkeit fast fünf Jahrhunderte Zeit gehabt hätte, zum Besten von Hirt und Herde zu pflegen? Wo sind die Erfolge der griechischen Sprache? — Nur der griechische *Handel* hat solche erzielt, der Handel der *Küste*. Auf dem Lande aber spricht man in Macedonien noch heute slavisch, serbisch, bulgarisch, oder rumänisch und albanesisch; und man ist noch heute nicht über die ersten Grade des elementarsten Unterrichts hinaus.

In richtiger Erkenntnis dieser zivilisatorischen Unfähigkeit des Patriarchen in Konstantinopel hatte sich schon 1702 die russische, 1850 selbst die Landeskirche des Königreichs Griechenland von ihm emanzipiert. Für Macedonien kommt als erste wichtige kirchliche Bewegung in dieser Richtung die bulgarische Agitation von 1856 bis 1860 in Betracht. Der Krimkrieg war vorüber, Frankreich darauf bedacht, die errungenen Erfolge Rußland gegenüber dadurch zu befestigen, daß es versuchte, die Völker des Balkans für die römisch-katholische, die westliche Kirche zu gewinnen. Lazaristenbrüder überschwemmten die Halbinsel, auch Macedonien und Bulgarien. Noch heute gibt es in Macedonien, in Monastir,

Lazaristen. In wenigen Jahren waren fast 100 000 Seelen für eine bulgarisch-römisch-unierte Kirche gewonnen, als deren Kirchenvater 1860 der bulgarische Mönch Sekolski gewählt wurde. Wenige Wochen nach seiner Rückkehr von der Weihe in Rom verschwand er, wie jene Flüsse Macedoniens, auf ungekannte Weise! Alsogleich erwärmte eine noch größere Gegenbewegung die bulgarischen Herzen; von zwei edlen Mönchen gepredigt, erstand unter russischen Auspizien die orthodox-bulgarische Kirche. Zehn Jahre lang kämpfte im Bunde mit dem Sultan der griechische Patriarch gegen die Emanzipierung dieses Teiles seiner Herde. Aber 1870 unterzeichnete, von Rußland gedrängt, der Sultan den Firman, der die Bildung des bulgarischen Exarchats, einer unabhängigen bulgarisch-orthodoxen Kirche in der Türkei — es gab noch kein Bulgarien — verfügte; in Art. X dieses Firmans wurden die Gemeinden festgesetzt, die dem Exarchat angehören sollten; es waren hauptsächlich die des heutigen Fürstentums; für einige andere wurde der Anschluß an das Exarchat von der Zustimmung von $^2/_3$ der Gemeindeangehörigen abhängig gemacht; dies war besonders in Macedonien vorgesehen. Die Wahl Antims von Widdin als ersten Exarchen vollzog sich erst 1872. Es gab einen lauten unwürdigen Tag im Phanar, wo die heilige Synode voll Entsetzen tagte; in unmittelbarer Nähe, im bulgarischen Kloster, wurde Antim geweiht. Bald exkommunizierte ihn der Patriarch. Das dadurch entstandene Schisma besteht noch heute; neben dem griechischen Patriarchen sitzt in Konstantinopel der bulgarische Exarch. Bei der Abstimmung in Macedonien, die einstweilen nur in Uesküb, Köprülü und Ochrida gestattet wurde, stimmten alle drei Bezirke fast einstimmig für den Exarchen. Die bulgarische Kirche aber hat mit wahrem Feuereifer das Mittel ergriffen, das wir die griechische Kirche so lange vernachlässigen sahen: sie unternahm oder unterstützte doch die Einrichtung zahlloser Schulen, sie begann die bulgarisch-nationale Propaganda. Durch besonderen Firman wurde dem Exarchen noch 1890 die Besetzung bulgarischer Bischofssitze in Üsküb und Ochrida gestattet. —

Diese Erfolge waren das Flammenzeichen für die anderen Nationalitäten. Nun besannen sich auch Griechen, Serben und Rumänen, daß es Zeit war, Schulen zu gründen, eigene Bischöfe zu haben, national zu werden.

Die Serben begannen in den Jahren 1887—1890. Ihre Agitation war vornehmlich auf die nordwestlichen Bezirke Macedoniens gerichtet und auf das Gebiet, das man Altserbien nennt: von der Grenze des Königreichs Serbien bis zum Schardagh, das Land der blutigsten Erinnerungen der serbischen Geschichte, das Land um Mitrowitza und das Amselfeld, das türkische Kossovo. In Üsküb, schon südlich des Schardagh, wo einst Stefan Duschan sich zum Zar der Serben und Griechen krönen ließ, wo unter seinem Schutze sich ein reicher und wichtiger Handel venetianischer und ragusanischer Kaufleute mit dem Orient entwickelte, — hier an der heutigen Grenze des Serben- und Bulgarentums stießen denn auch serbische und bulgarische Agitation am härtesten aufeinander.

In Üsküb gab und gibt es neben den Moscheen der Türken drei christliche Kirchen, ehedem natürlich alle drei griechisch. Zwei davon fielen an die Bulgaren. Anfang der neunziger Jahre entbrannte der Kampf der Serben gegen Griechen und Bulgaren um die dritte. Tumulte, Bittgesuche an Patriarch, Exarch und Sultan; Gewalttaten; Einschreiten der türkischen Polizei; Muhammedaner halten in der Kirche Wacht, während ein erster serbischer Gottesdienst vom Metropoliten Methodius celebriert wird; Methodius stirbt, vergiftet, wer weiß es? Ein neuer Metropolit will vermitteln; neue Tumulte; die vom Patriarchen exkommunizierten Bulgaren stehen Schulter an Schulter mit ihm gegen die Serben; am 1. Weihnachtstage 1896 große Schlacht zwischen serbischen und griechischen Christen vor dem Kirchentor! Wieder ein neuer Kirchenherr, der vielgenannte Firmilian, der nun abwechselnd an einem Sonntag griechisch, am andern serbisch fühlt und predigt, ein Zwitterzustand, der neue Hetzereien zur Folge hat, bis die Serben die dritte Kirche in Üsküb und den serbischen Exarchen in Konstantinopel erhalten werden.

Und wie die Priester und Gemeindemitglieder, so prügeln sich alle Woche in jenen Städten und Dörfern der serbisch-bulgarischen Grenzländer die Lehrer und Schüler der serbischen und bulgarischen

Schulen. Noch 1899 wurde in Monastir der serbische Oberlehrer in entsetzlicher Weise ermordet, — von wem, wer weiß es? Die Griechen behaupten, der Täter war ein Bulgare; die Bulgaren behaupten, der Täter war ein Albanese.

Auch die letztere Behauptung hat ihre Wahrscheinlichkeit für sich. Ob der tödlichste Feind der Serben die Bulgaren oder die Albanesen sind, wer möchte das entscheiden? — Weniger sind es die Albanesen allerdings auf kirchlichem Gebiete; denn sie sind teils katholisch, teils orthodox, teils muhammedanisch, meist das letztere; sie haben wenige oder keine Kirchen, legen auf solche als auf Äußerlichkeiten auch keinen Wert. Aber in der zweiten Hälfte des XVIII. Jahrhunderts begannen als Reaktion gegen das Auftreten russisch-„brüderlicher" Gesinnungen unter den slavischen Balkanvölkern jene Massen- und Zwangsbekehrungen zum Islam, die andererseits die Massenauswanderung der Serben nach Norden über die Donau zur Folge hatten. In die halb verlassenen Gebiete rückten die Albanesen nach; in Altserbien gibt es heute zahlreiche alteingesessene Albanesen; immer mächtiger und gewalttätiger dringen sie seit 25 Jahren vor. Seit 1896 regt sich auch eine speziell albanesische Agitation; 1899 tagte in Ipek, der alten serbischen Metropole, eine albanesische Nationalversammlung, deren Beschlüsse die völlig albanesische Natur Macedoniens und seine Unteilbarkeit als albanesischen Stammlandes feststellte. Im März 1903 endlich reiste aus Konstantinopel eine besondere, aus albanesischen Beamten des Sultans gebildete Kommission, Bachri Pascha an der Spitze, nach Ipek ab, um die dort wieder in drohender Haltung versammelten albanesischen Häuptlinge zu beschwichtigen und sie zur Annahme der von Österreich und Rußland vorgeschlagenen Reformen zu bewegen!

Sie werden es nie begreifen, daß die Türkei reformbedürftig ist, die Albanesen; vom jetzigen Großvezir abgesehen, der auch ein Albanese ist. „Übeltäter" nennt sie die österreichisch-russische Note; sie werden sich das merken. Das Herrenvolk des Balkans wird sich nicht durch diplomatische Noten und Polizeireformen imponieren lassen. Und wenn man sie etwa zu Dingen nötigen wollte, die nicht für sie passen, oder wenn Österreich oder Serbien ihre Freiheit antasten sollte, wird dann nicht die kühne Bergreiterschar auf allen Pässen zu verzweifeltem Kampf erscheinen? Um zu zeigen, daß nach wie vor der Geist Skanderbegs die albanesische Seele füllt? Wie schade aber wäre es, wollte man mit blutiger Gewalt die albanesische Nation zu Grunde richten! Was kann der heutige Albanese dafür, daß keine starke Hand, keine Regierung ihm Kultur gelehrt hat, daß seine Heimat weglos, seine Dörfer gesetzlos, seine Seele unbändig und religionslos sind? Ist etwa der von der ersten abendländischen Bildung betünchte Bulgare des Schutzes würdiger, er der breitnasige, rotgesichtige, untersetzte, dem die Verschmitztheit des finnischen Stammes und der langen Unterdrückung gleichwie auch die Roheit des Slaventums aus den Augen schießt? Oder kann sich der moderne Grieche, der ruhmredige unmannhafte, der süßlich-müßige, der unzuverlässige, ihm vergleichen? Wohlgebaut und schlank-geschmeidig, gesund und frisch, vornehm und ruhig, gewinnt der Albanese sofort. Mit der scharfen Adlernase des Oberbayern, mit den leuchtenden Augen des Urgermanen, mit dem klaren Gesicht, das oft ein flatternder Schnurrbart ziert, mit seiner sieghaften Lebenskraft und Freiheitsliebe, — scheint er nicht germanenverwandt? Ha, wer sah je ein weiße albanesische Reiterschar im Frühschein über einen Gebirgspaß jagen, leicht wie ein Bergwind; weiß, enggekleidet; das kurze schwarze vorn offne Bolerojäckchen steht luftig vom Rücken ab, schwarze Schnüre schmücken das weiße Beinkleid; der weiße Fez, die lange schmale Albanesenflinte, die unzertrennliche, blinkt in der Sonne, und im breiten weißen Gürtel stecken schön gearbeitete, von Kutzo-Valachen oder Zigeunern gefertigte Pistolen. Wie angewachsen sitzen sie auf ihren schnell kletternden Pferden, — dort drüben verschwindet der letzte im Engpaß, — welch serbisches Dorf werden sie überrumpeln? — Überrumpelten nicht auch deutsche Ritter fromme Städte? — —

250 000 Muhammedaner (hauptsächlich Osmanen, aber auch Bulgaren und Serben), 850 000 Bulgaren (darunter griechisch redende orthodoxe, bulgarisch redende orthodoxe, bulgarisch redende schismatische), 420 000 Griechen (fast durchweg orthodox), 250 000 Serben (darunter griechisch redende orthodoxe,

serbisch redende orthodoxe), 210 000 Albanesen (römisch- und griechisch-katholische und muhammedanische), 100 000 spanische Juden (spanisch redend und mosaisch oder muhammedanisch), 80 000 Kutzo-Valachen (griechisch redende christliche und rumänisch redende christliche), — zusammen etwas über zwei Millionen Menschen, in wachsender Verhetzung, in wildem Wettstreit nationaler und kirchlicher Interessen, in starker Verarmung, ziemlich verroht, vereint in einem Gebirgsland von der Größe etwa der Provinzen Rheinland, Westfalen und Hannover zusammen, einem Land, das von fünf stark interessierten äußeren Prätendentenländern begrenzt oder bedroht wird, — Fremdling, stelle Du getrost dem Türken das Zeugnis aus, daß seine Geduld und Indolenz ein Meisterstück vollbracht haben, indem sie diese drei Vilajets Salonik, Monastir und Kossovo durch vier Jahrhunderte ziemlich ruhig erhielten. 3 Vilajets mit 6 Nationalitäten, 4 fertigen und 3 erstrebten (serbische, rumänische und katholische) Kirchen, oft alles vereint im selben Stadtkreis, im selben Dorfe. Denn, wenn man auch sagen darf, die Küste sei griechisch, der Osten und das Zentrum mehr bulgarisch, der Nordwesten vorwiegend serbisch, der Westen albanesisch, so ist diese Teilung durchaus nicht etwa reinlich. Nur einige Beispiele: Im Kreise Prizrend (Altserbien) gibt es angeblich 270 albanesische, 60 serbische, 125 gemischte, im Kreise Ipek 280 albanesische, 95 serbische, 80 gemischte Dörfer. In den Städten sieht es noch bunter aus: Salonik zählt 75 000 Juden, 55 000 Griechen, 30 000 Türken, 4000 Bulgaren, 500 angeblich christliche Zigeuner; Jenitsche, ein Ort im Landkreis Salonik, noch verhältnismäßig nahe der Küste, herbergt 20 000 Türken, 10 000 Griechen, 5000 Bulgaren, 700 Zigeuner, 100 Valachen, 10 Juden, — Velessa 25 000 Bulgaren, 9000 Türken, 2500 Griechen, 1500 Valachen, 50 Zigeuner, — Üsküb: 20 000 Bulgaren, 4000 Serben, 3500 Griechen, 3000 Türken, 2000 Albanesen, 1500 Zigeuner, 750 Juden, 100 Valachen! — Endlich, um mit den Zahlen aufzuräumen, man höre staunend einige Schulenstatistiken: In der Stadt Salonik 1 griechisches, 1 bulgarisches, 1 rumänisches Gymnasium, 45 sonstige griechische, 8 bulgarische, 2 serbische Schulen (israelitisch-spanische nicht zu erwähnen), — im Vilajet Salonik zusammen 520 griechische, 300 bulgarische, 18 rumänische, 10 serbische, im Vilajet Monastir 220 griechische, 287 bulgarische, 34 rumänische, 5 serbische, im Vilajet Kossovo, soweit diesseits des Schardagh, 130 bulgarische, 1 griechische, 1 rumänische, 146 serbische Schulen! — Welch eine Weisheit, nicht wahr? —

Und diese drei Provinzen sollten leicht zu verwalten sein, etwa so leicht wie das tumultfrohe zweisprachige Böhmen? — Ist es nicht geradezu erstaunlich und unfaßbar, daß diese Vilajets trotz allem heut imstande sind, von ihren Produkten in aller Ruhe ins Ausland zu exportieren? — Auf den Ebenen am Vardar, an der Struma und der Vistritza und auf einigen Hochebenen, wie besonders der um Monastir bis Prilpip im Norden und Florina im Süden (das alte Pelagonien), gedeiht köstlicher Mais, Weizen, Gerste, Roggen, Hafer, Sesam, Mohn zur Opiumerzeugung, an den Vorbergen überall Wein, im Osten des Vilajets Salonik, etwa um die Gegend des alten Philippi, wobei man sich wiedersieht, wächst ein weltberühmter Tabak, um Salonik züchtet man Seidenraupen. Der Hafen von Salonik führt jährlich noch für sechs Millionen Mark Getreide, für zwölf Millionen Mark Kokons aus und manches andere! — —

Dies letztere ist allerdings hauptsächlich wohl dem Umstande zu danken, daß abendländische Ingenieure, abendländisches Kapital und Material dem alten Maeedonien drei Bahnen geschenkt haben, — von Salonik nach Üsküb-Mitrowitza, von Salonik nach Seres und weiter nach Osten, von Salonik westlich nach Monastir mitten durchs Gebirge. An diesen Kulturwerken hat Deutschland den größten Anteil. Die wahre Kultur aber besänftigt stets und vereint und bringt freundliche Bilder, mit deren einem ich dieses Kapitel schließen will:

Freiherr von der Goltz, der frühere deutsche Militärreformer in der Türkei, erzählt von einer Reise, die er während des Baues der Bahn nach Monastir unternommen hatte. Nach dem Durchbruch des längsten Tunnels (680 m) hätten die Unternehmer den Arbeitern ein Fest gegeben. Da hätten denn an langen Tafeln Bulgaren, Griechen, Serben, Armenier, Italiener,

Franzoſen, Kroaten, Türken, Rumänen und Deutſche höchſt friedfertig nebeneinander geſeſſen; aber die Albaneſen ſeien drei Stunden vor Beginn zur Stelle geweſen, um die oberſten Plätze ohne Streit einnehmen zu können.

2. Kapitel.

(Bruchſtück eines Romans aus dem Jahre 2000 n. Chr.)

(Ort der Handlung: Edeſſa in Macedonien, früher Vodena genannt, noch früher Edeſſa.)

... „Immer von Mitte April bis Ende Mai," ſagte Roli Folher; „Mama und ich kommen nun ſchon zum vierten Male her; es iſt die ſchönſte Zeit, wenn man die Bergwälder ringsum im erſten Sommerlaube ſieht, — nicht wahr?"

„Vielleicht," erwiderte Prenk Leka nachdenklich und ſah durch das weit offene Fenſter in die Ferne. Sein Blick richtete ſich hinüber auf den ſteilen Felſen, auf dem ſich die Stadt erhob, gekrönt von einer mächtigen Halle, in der die Denkmäler Philipps und Alexanders ſtanden. Es begann Abend zu werden. Man hörte durch die Stille des Tales herüber deutlich, wie die Waſſerfälle der Nizia über den Felſen der Stadt in die Tiefe rauſchten. Roli ſah unverwandt auf Prenk Leka; ſein edles Profil mit feingebogener Adlernaſe und ſeine hohe ſchlanke Geſtalt hoben ſich ſcharf gegen den Abendhimmel draußen ab, den wunderbaren macedoniſchen Abendhimmel; immer glühender, tiefroter, märchenhafter wurden die Farben des weſtlichen Himmels, von dem ſich die hohe Stadt und die Gebirge zu beiden Seiten abhoben in klaren Umriſſen; über den Waſſerfällen drüben und über dem fruchtbaren Tale zu ihren Füßen, durch deſſen Roſenpracht ſie eben miteinander gewandert waren, ſchwebten durchſichtige violette Schleier, aus denen einige hohe Zypreſſen noch in den Schein des Abendrots aufragten. — Sie begann wieder: „Ich finde, es iſt eine wunderſchöne Sitte, die Gräber am 1. Mai mit Roſen zu bedecken; — mir hat es Macedonien angetan." — Er ſchien nicht zu hören. — „Sagen Sie mir, Prenk Leka, wie ſind eigentlich früher die Bulgaren hierhergekommen?" „Eine traurige Hiſtorie," antwortete er, „die einem Albanier noch heute das Blut zum Herzen treibt." Sie unterbrach ihn: „Wer war eigentlich der größte Albanier?" „Nun," lächelte Prenk Leka, „ich meine, Sie ſehen ihn alle Tage da oben in Marmor neben ſeinem Vater!" — Sie wurde rot, wie die Roſen Macedoniens; wie konnte ſie auch nur nicht daran denken, daß Alexander der Große der größte Albaneſe geweſen war! — „Ich bin ſo zerſtreut," ſagte ſie, „in dieſen Tagen." „Aber ſchöne Tage ſind es doch, nicht wahr?" fragte er gedämpft und wärmer. Sie nickte. „Ich möchte Sie etwas Ernſtes fragen, Roli," fuhr er fort; „in wenig Tagen muß ich nach Gibraltar in meine Garniſon. Seit wir dem Europäiſchen Bundesſtaat angehören, iſt es das erſte Mal, daß der Oberſtkommandierende in Berlin ein albaneſiſches Regiment an dieſen wichtigen Poſten ſendet. Ich wäre lieber nach Berlin gegangen; aber die Pflicht geht über alles. Nun möchte ich eins wiſſen: Kann ich auch in Gibraltar glücklich werden, wollen Sie mit mir nach Gibraltar und wohin immer gehn?" ... Roli wollte antworten. Prenk Leka machte einen raſchen Schritt auf ſie zu, um ihre Hand zu ergreifen. Die Tür ging auf. Die alte Miß Buller mit ihrer ruſſiſchen Freundin traten ein und entrüſteten ſich ſichtlich über das Bild, das ſich ihnen am Fenſter drüben bot. Die beiden jungen Leute aber verließen das Zimmer und gingen hinunter in den Roſengarten. „Es iſt wirklich widerwärtig, wie dieſe jungen Mädchen des Europäiſchen Bundes den albaneſiſchen Adligen nachlaufen," ſagte Miß Buller, „in meiner Jugend war und in England iſt ſo etwas noch heute nicht möglich!" — Die Freundin nickte. —

Auf der Höhe.

Hier droben iſt's wie goldne Ewigkeit.
Almrosenglühn; glutroter Wolken Grüssen;
In tiefe, tiefe Schlucht versenktes Leid;
Das Abendfrieden-Tal mir breit zu Füssen.

Die arme Seele still und reich und warm;
Und aller Trotz und aller Gram vergeben,
Mich hält die Mutter fest in ihrem Arm,
Die junge, blühendschöne Mutter: Leben!

Frida Schanz.

Ein ganzer Winter verging, und als Oſtern kam, mußte ſie darauf verzichten, Toni zu ſehen. Daß ſie das täte, freiwillig tun könnte, hätte ſie nie geglaubt. Aber das Wetter war feindſelig und grimmig, Schneeſtürme jagten durch die kaum erwachte Natur. Und ein Telegramm kam: „Willſt Du verantworten, daß Toni jetzt reiſt?“ und ſie telegraphierte ab.

Aber ſie hielt es kaum aus. Alſo ſchließlich nur einmal im Jahre, wenn das öfter ſo ging. Und die endloſen Monate ſich gefreut und geſehnt, alles umſonſt. Auch ihre Fortſchritte in den Wiſſenſchaften befriedigten ſie nicht mehr. Der Mut wollte ſinken, alles erſchien ihr wie Wahnſinn. Daß ſie das noch lernen ſollte, die Examina wirklich beſtehen. Dennoch arbeitete ſie fort, raſtlos, unerbittlich gegen ihre Gedanken. Es war der einzige Weg und ſie mußte ihn gehen.

Aber Frau Clara, ihre Gönnerin, bekam einen langen, ſchwermütigen Brief aus Zürich, der ihr zu denken gab.

„Wenn Sie und Ihre Freundinnen,“ hieß es darin, „den Frauen wirklich helfen wollen — ich meine den armen, die reichen haben ja ohnehin alles — ſo müſſen Sie von unten auf anfangen. Von der Kindheit an. Daß die Mädchen ebenſoviel und ebenſo ordentlich lernen, wie die Knaben. Die, die dazu taugen. Später iſt's doch gar eine harte Nuß.“

„Mir fehlt's nicht am Willen und nicht am Verſtand. Verzeihn's, das ſag' ich ganz offen. Verſtehen tu' ich alles und nicht einmal ſo ſchwer. Aber das Lernen ſelber will halt nicht gehen. Ich vergeß' auch wieder ſo leicht. Das macht mir oft ſo vielen Kummer. Ich weiß nicht, ob es noch geht in denen Jahren, wie ich zähl'.

„Ich ſchreib' Ihnen gerad', wie ich denk'. Ich kann ſchon hochdeutſchen Stil, wenn's einen Aufſatz gilt. Aber im Brief da wird's mir ſehr ſauer, da muß ich die Sätz' ſchreiben, wie ſie kommen. Sonſt werden ſie geziert und geſchraubt, und das wollen Sie doch auch nicht.

„Alſo, ich mein', die ganz kleinen Mädeln ſchon; nicht ſo in den Inſtituten herumſitzen laſſen, wo man den Eltern das ſchöne Geld abnimmt und niemand aufpaßt, ob was Ordentliches hängen bleibt. Bei den Buben iſt alles vom Staat und gar ſtreng; warum bei den Mädeln nicht auch?

„Mir fehlt's ſo von unten auf, und ich ſpür' das genau. Aber ich bin's nicht allein. Soviel hab' ich auch ſchon gemerkt, daß es vielen andern gerad' a ſo geht. Sogar den großen Studentinnen. Neulich haben ſie eine ‚Disputation‘ gehabt, wie ſie's nennen, da bin ich hingegangen. Die Studentinnen mit den Studenten. Um philoſophiſche Fragen, die ich noch nicht verſteh'.

„In die großen Wort', da waren ſie den jungen Herren faſt über; da hat nix g'fehlt. Die haben ſie alle wunderſchön anwenden gelernt, daß ich nur ſo geſtaunt hab'. Aber nachher iſt's anders gegangen. Da iſt einer aufgeſtanden, ein ganz kleiner

Dürrer, aber mit einem sehr großen Kopf, der hat den ‚verehrten Damen' lauter kleine Fehler nachgewiesen, lauter kleine Unrichtigkeiten und Flüchtigkeiten und hat die armen Vögel zerzaust, daß sie bald keine Federn mehr g'habt haben.

„Ganz umsonst sitzen sie halt doch nicht die vielen, vielen Jahre durch auf ihrer Schulbank, die kleinen Herren der Schöpfung; das ewige Einpauken und Wiederholen macht halt sicher und fest. Und nach Jahren wissen sie noch die Sachen, die sie getrieben haben, wie sie ganz klein waren.

„Ich soll' halt alles auf einmal hinunterwürgen, und wenn ich's auch heute kapier', ich fürcht' mich immer vor dem Morgen, ob ich's da auch noch weiß. Nun, ich lass' nicht aus, brauchen's Ihnen nicht zu fürchten; ich werd's vielleicht doch noch vermachen. Aber ich mein' nur, für andere, was man so sagt: im allgemeinen.

„Jetzt hab' ich Ihnen einen großmächtigen Schreibebrief geschrieben und allerhand vorgeplauscht. Nehmen Sie's nur nicht übel und bleiben Sie gut zu mir. Die Leute hier sind alle auch recht gut, da kann ich nicht klagen. Es ist noch alles so, wie ich das letztemal Ihnen erzählt hab'.

„Nur das Ostern kann ich gar nicht verwinden. Jetzt scheint die Sonne und ist so schön warm, jetzt wo die Ferien herum sind und es mir nichts hilft. Warum ist auch Ostern manchmal schon im März? Warum nicht, wann's wärmer ist? Ich tät' das anders einrichten, wenn ich könnt'. Lachen Sie nur, aber wegen dem grauslichen Wetter sein Kind nicht sehen — —

„Es ist wunderschön hier, die Kirschbäume blühen, und der See leuchtet, daß es eine Pracht ist. Und die hohen Berg', die verheißungsvollen, die fernen. Aber ich geh' fast wie tot durch die Gegend, und wenn mich früh der Glanz von den beleuchteten Bergen aufweckt — mein Fensterl liegt hoch und ich kann ein paar davon sehen — dann seh' ich nicht hin, dann will ich nichts sehen. Da ist nur ein Schrei in mir: Wo ist mein Kind? Werd' ich es jemals gewinnen?"

25.

Indes genoß Doktor Stephan die goldene Freiheit nun schon ein Jahr. Anfangs mit vollem Behagen. Lästige Szenen waren ja nun ganz ausgeschlossen; von Gewissensskrupeln hielt er nicht viel, das war ja ganz unmodern. Er hatte einfach die Pflicht gegen sich selbst erfüllt, das Überlästige abzuschütteln, das seine Natur hinderte, sich auszuleben. So sagte man doch, und er sagte es also auch. Bequem war es auf alle Fälle.

Im Junggesellenhaushalt gab es zwar auch Ärgernisse, aber er erholte sich davon bei seinen Eltern und freute sich an Toni, der nun einen viel zivilisierteren Anstrich bekam. Daß das Kind selten mehr heiter war, fast nie mehr lachte, bemerkte er nicht. Das hätten nur die Augen der Mutter gesehen. Sonst ging alles den Sommer hindurch vortrefflich.

Im Winter sollte er nun sich der gebildeten Gesellschaft wieder nähern und längst verlorene Beziehungen anknüpfen. Er war beinahe neugierig darauf, wie das ausfallen würde. Aber Schwester und Bruder stellten ihm alles höchst bequem und rosig vor. Niemand würde ihn mit Fragen belästigen, niemand ihm Vergangenes übel nehmen. Nun er wieder zur Vernunft gekommen. Solche Auffassung hatte viel Schmeichelhaftes oder auch nicht, wie man es nehmen wollte. Und Stephan wollte es sich angenehm zurechtlegen.

Wirklich fragte ihn auch niemand, als er nun wieder in Gesellschaften ging, einige Vereinsveranstaltungen besuchte und im Elternhause Fremde sah. Aber es geschah nicht aus Rücksicht. Sondern aus Gleichgültigkeit. Und das merkte er langsam und allmählich.

Die Mütter hatten kein Interesse an ihm, weil er ja noch nicht einmal ordentlich geschieden war und als Katholik nur mehr standesamtlich wieder heiraten konnte. Dazu war jeder einzelnen i h r e Tochter zu gut, während sie natürlich im allgemeinen gar nichts dabei fanden, wenn es andere taten.

Auf die Töchter machte der Doktor auch wenig Eindruck. Er bemühte sich zwar; aber er war nie ein glänzender Gesellschafter gewesen. Und das Courmachen hatte er so ziemlich verlernt. Und darauf beruht doch schließlich die Unterhaltung bei Nichtverheirateten. Zu denen mußte er sich nun doch halten. Denn die Verheirateten ließen ihn erst recht links liegen; logisch, wie die Gesellschaft nun einmal ist.

Gewiß, er hätte diese Person nie heiraten sollen; nun er sie losgeworden, war es wieder nicht recht. Jetzt nahm manche Frau gelegentlich Creszenz' Partei; man habe nie gehört, daß sie sich etwas habe zu schulden kommen lassen, man werfe doch eine Frau nicht fort, wie einen Handschuh, und ähnliches.

Und selbst wo keine Abneigung sich zeigte, machte Stephan die Erfahrung, daß die harmlosen Gespräche leicht auf das Glatteis führten; von dem unvermeidlichen Kunstgeschwätz abgesehen, in dem er ohnehin keine Leuchte war. Wollte er von seinem bisherigen Leben erzählen, Scherze über Simmelskirchen machen, oder seinen Verkehr mit den Malern berühren — immer tauchte Creszenz aus der Versenkung.

Schon die Form war peinlich. Sollte er sagen: damals war ich verheiratet; nun, er war es ja noch. Oder: damals lebte ich noch mit meiner Frau, so riskierte er die Gegenfrage: ja, wo lebt sie denn jetzt? Die konnte ganz harmlos gemeint sein. Wollte er mit Müttern über Kinder reden — Creszenz' Geist stand auf einmal dazwischen; wollte er sich anstrengen, zu flirten — Creszenz sah ihm über die Schulter und lachte ihn aus. Es war unausstehlich.

Schließlich gemahnten ihn sogar Fachsimpeleien an seinen Ehezwist. Die Richtung des medizinischen Interesses war in einem Umschwung, hygienische Fragen drängten sich in den Vordergrund. Sie erinnerten ihn an ihre Differenzen über diese Punkte. Gar wenn Kollegen seinen starren Konservatismus angriffen und Ketzereien vorbrachten, die ihn entsetzten.

Und dann kamen einsame Stunden, wo ihn Gedanken plagten über das Geschehene; noch keine Reue, noch kein Entschluß zu einer Umkehr, noch keine Ansätze zur Versöhnung. Doch Stimmungen, die ihn störten in der Hingabe an neue, fremde Menschen, die er anstrebte. Und völlige Einsamkeit — gerade der verschlossene Charakter erträgt sie schwer. Er dürstete manchmal nach der einstigen Frische seiner Frau wie nach erquickender Quelle — — —

Dennoch setzte er seine Bemühungen um die Gesellschaft einen Winter lang fort, denn Mathilde trieb ihn leidenschaftlich dazu an. Sogar die Gräfin wurde zu Tage gefördert, die sich einmal für ihn interessiert haben sollte. Wenn sie es je getan, jetzt jedenfalls nicht mehr. Schöner war der Doktor nicht geworden in diesen Jahren, und sie fand seine Manieren sehr wenig distinguirt. Er aber fand sie zu mager und reizlos.

Fannys Verlobung mit Georg erfüllte ihn mit Neid und Ärger; aber der steigerte sich noch, als sie zwar überall Brautbesuche machten, ihn aber vollständig ignorierten. Erst eine Weile nachher besuchte ihn Georg allein, und die einstigen Freunde unterhielten sich sehr kühl und formell. Georg fragte wenig; was er nicht wußte, hatte er erraten und mißbilligte es aufs höchste.

Aber er wollte nicht eingreifen; wo hätte er die Berechtigung hergeleitet? Nur sagte er Stephan ruhig ins Gesicht, es wäre wohl besser, wenn er keinen Versuch machte, seine Braut jetzt zu sprechen. Sie habe Creszenz sehr hoch geschätzt und könne ihm nicht verzeihen, daß er sie so behandelt habe. Er, Georg, maße sich durchaus kein Urteil an, aber Frauen genössen das Vorrecht, mit dem Herzen zu urteilen, nicht mit dem Verstande, und er könne es seiner Braut darum auch nicht zumuten, sich zu bezwingen.

Stephan biß sich auf die Lippen und mußte es schlucken. Er war doch auch zu stolz, um seine Frau anzuklagen. Er begnügte sich mit dem Hinweis: „Über solche Dinge kann man nicht urteilen, wenn man nicht alles weiß. Und das tust doch weder Du noch Deine Braut."

„Fanny urteilt auch nicht, sie fühlt bloß. Und Du begreifst, daß ich als Bräutigam ihre Gefühle respektieren muß," sagte Georg kühl. „Ich gedenke es übrigens als Ehemann auch so zu halten," setzte er halb lächelnd hinzu, „sie ist ziemlich selbständig —"

„Nun, Du hast es noch vor Dir. Ich wünsche Dir sicher alles Gute. Nur ist die Ehe nicht ganz so leicht, wie man denkt."

„Ja, ich muß meine Probe erst liefern," begütigte Georg, und sie schieden in mäßigem Frieden.

Aber der Stachel saß doch in Stephans Eitelkeit, daß Fanny so blind gegen ihn Partei nahm. Er beklagte sich bei Mathilde, aber die jammerte nur, die Braut sei gar nicht mehr zu haben und schon jetzt merkwürdig verändert. Sie habe es ganz abgelehnt über Stephans Angelegenheit auch nur zu sprechen.

Schließlich merkte der Doktor, daß es leichter sei, aus der Gesellschaft heraus-, als wieder hineinzukommen. Ein Tourniquet befand sich am Ausgang, das sich nach außen zu öffnete: ein Schritt und eine Drehung des Eisens — man stand im Freien. Aber hinein kam man nicht durch dieselbe Türe. Nur manchmal ganz von der anderen Seite gegen hohes Entrée. Er selbst hatte schon vor Jahren das Tourniquet umgedreht, als er nach Simmelskirchen gegangen war. Jetzt war es geschlossen, und er stand draußen.

Wozu auch diese Bemühungen? Seinem innersten Wesen entsprangen sie nicht. Er war keine gesellige Natur und mußte sich alle Formen und Galanterien erst abringen. Und war doch ein wenig verbauert, da half alles Leugnen und die Schuld auf die anderen schieben nichts.

Und doch brauchte er das ewig Weibliche und liebte Berührungen mit ihm. Wenn die Gebildeten und Feinen nichts von ihm wissen wollten, blieben noch die Ladnerinnen und Kellnerinnen, allezeit bereit und gefällig. Aber wenn er wieder herabsteigen wollte, wozu dann der Lärm? Die Unbildung hatte er ja schließlich seiner Frau am meisten vorgeworfen. Dann war sie ja eben so gut, wenn er doch den Anschluß an die höheren Schichten verfehlt hatte.

In diesen demütigenden Gefühlen und dem daraus entspringenden Zorn über sich selbst redete er sich manchmal ein, seine Frau habe ihn wirklich „böswillig“ verlassen und sie sei doch ganz allein an allem schuld. Er habe sie ja doch zurückgerufen. Diese Ungerechtigkeit der Frauen! Sie war schuld, und die anderen Frauen ließen es ihn nun entgelten. Sogar seine eigene Mutter!

Denn die war ja auch so merkwürdig kühl gegen ihn geworden. Sie hatte zu allem Ja gesagt, wie es nun gekommen war. Die Männer hatten gehandelt. Und Eugen war doch so sehr klug. Aber, ohne es sich ganz klar zu sein, ihrem Ältesten verzieh sie nicht völlig, war nicht mehr recht herzlich, respektierte ihn nicht so wie früher. Eine Nüance, nur von dem Sohne zu fühlen, nicht zu besprechen und dennoch vorhanden.

Aber sie sollte sich noch schärfer geltend machen. Die Familie erfuhr, was Creszenz eigentlich da unten in Zürich plante Ein Studienfreund Eugens hatte es erfahren und diesem mitgeteilt. Der berichtete es in heller Entrüstung. Das konnte ja nett werden, wenn dieser Anschlag gelang. Wie ein Komplott stellte er die Sache dar. Ganz fremde Leute halfen dazu, den Unfug aufrecht zu halten.

Aber auf einmal nahm Mama Winkler offen Creszenz' Partei. Diese Extravaganz der Mutterliebe machte ihr tiefen Eindruck. „Großartig ist das, das könnt Ihr nicht leugnen. Und Mut hat sie — so etwas noch zu versuchen, in ihren Jahren — das ist erstaunlich. Ich wünsche ihr, daß sie's erreicht.“

„Aber Mama,“ schrieen Mathilde und Eugen. Stephan sah seine Mutter nur erstaunt an.

„Jawohl,“ beharrte diese, „sagt was Ihr wollt. Ich bin nie ungerecht gewesen. Und was sie mir angetan, hab' ich verziehen. Ich fürchte nur, sie überschätzt ihre Kraft.“

Die Männer beeilten sich zu versichern, es sei ganz undenkbar, daß die Bäuerin die Examina mache. Wie nur Damen, wie Frau Clara, daran denken könnten! Das sei die pure Verblendung. Nur der Papa fügte nachdenklich und sachlich wie immer hinzu: er kenne die Schweizer Verhältnisse und die Anforderungen dort nicht und werde sich einmal darüber erkundigen.

Damit schloß man vorläufig, aber diese Tatsache, daß Creszenz studierte, bewirkte doch einen großen Umschwung in der Familie. Diese Frau verstand es, verwirrend zu wirken, selbst in der Abwesenheit, sogar über den ganzen Bodensee weg. Jetzt war alles schön klar geordnet gewesen, und nun stichelte und stritt man sich von neuem. Sollte denn niemals Ruhe werden?

Stephans Mutter war bei aller Äußerlichkeit und Weltlichkeit eine innerlich ethisch angelegte Natur. Ihr eigenes Leben hatte ihr keine schwierigen moralischen Probleme geboten; sie hatte geheiratet und Kinder erzogen und ihre Pflichten leicht und mühelos erfüllt.

Bei dem Streite mit Creszenz hatte sie zweierlei moralisch empört: Die Verletzung der Pietät gegen die Eltern, als sie ihnen die Türe wies, und die Versündigung an der Gesundheit Stephans zu Gunsten ihres Eigensinns und ihrer überspannten Ideen. Dies war nun weggefallen, denn Stephan befand sich sehr wohl, weil er vernünftiger lebte.

Und über die häßliche Szene, bei der sie selbst beleidigt war, dachte sie auch schon milder. Dagegen fiel nun schwer in Creszenz' Wagschale dieses verblüffend kühne Unternehmen, dessen Ziel natürlich den Beteiligten sofort klar erkennbar war. Viele Jahre sich derartig plagen, um dann Toni zu verlangen — es lag ein Reiz in dieser Idee, dem sich die Mama nicht entziehen wollte und konnte. Das war einmal etwas Außergewöhnliches, und dafür suchte sie den Maßstab in sich selbst, in ihrem innersten Wesen. Und das sprach vernehmlich für die kämpfende Frau.

Stephan fühlte deutlich den unausgesprochenen Vorwurf: ein solches Weib ist mehr wert, als Du uns gesagt hast, und Du hättest es erkennen müssen, Du warst der Nächste dazu. Das lag in den Blicken, die er bekam. Und er verteidigte sich gegen die Blicke, indem er, echt menschlich, anfing, alle Schuld auf Eugen zu werfen.

Aber Eugen wehrte sich energisch. Ihm sei die Sache nun ganz egal, wenn immer neuer Hader herauskäme. Er habe es gut mit dem Bruder gemeint, aber er wolle nun auch nicht der Sündenbock sein. In Wirklichkeit war auch er älter geworden und hatte in seiner neuen Tätigkeit schon gelernt, wie töricht es ist, in ein Feuer zu blasen. Sein älterer Kollege in der Rechtsanwaltschaft, an den er sich, wie es üblich ist, angeschlossen hatte, war recht ein Muster bedachtsamen Vorgehens und vorsichtiger Behandlung heikler Fälle. Deren waren zufällig einige von entfernter Ähnlichkeit vorgekommen.

Mathilde aber war enttäuscht über die geringen gesellschaftlichen Erfolge ihres Bruders und seine schon eingetretene erneute Resignation. Die erzielten Resultate befriedigten niemand. Die Familienstimmung begann umzuschlagen, und die Mama bekam Einfluß zunächst auf ihren Mann, der die Entwickelung der Sache auch mehr geduldet hatte. Seinem strengen Rechtsgefühl war nicht ganz wohl dabei. Aber er hatte sich mit allerlei Sophismen beruhigt. Nun fand auch er, daß man mit unnötiger Härte vorgegangen sei.

Stephan durchlebte eine sehr peinliche, zwiespältige Zeit. Zum Überfluß wurde auch Toni krank. Das Kind war schon lange nicht frisch, und eine aufmerksame Mutter hätte es längst gesehen. Nun trat ganz plötzlich, völlig unerwartet, wie alle sagten, der Keuchhusten auf. Und wollte nicht besser werden trotz vieler Mühe und eifriger Pflege.

In dieser Zeit des Mißvergnügens machten Georg und Fanny ihre Abschiedsbesuche vor der unmittelbar bevorstehenden Hochzeit. Sie kamen auch zu den alten Winklers, die Fanny so oft freundlich aufgenommen hatten, und Stephan war gerade bei seinem Kinde.

So sprachen sich die beiden Freunde noch einmal, vor allem über Toni, streng sachlich und ohne Gereiztheit. Georg wünschte manches anders in der Behandlung, womöglich einen Luftwechsel und allerlei „physikalische" Maßnahmen. Georg rannte halboffene Türen ein, denn Stephan war schon an vielem Veralteten selbst irre geworden, das er bisher zähe festgehalten.

Jetzt, wo er so energische Überzeugung auf der anderen Seite fand, gewann er Mut, es mit dem Neuen zu wagen. Nicht ohne daß Creszenz' Schatten wiederum zwischen ihnen emporstieg und triumphierend lächelte: „Zwing' ich Dich doch!?" Aber ihr Name wurde diesmal nicht genannt. Nur um Toni handelte es sich.

Georg aber hatte den Eindruck, daß leicht wegzuräumen wäre, was sie beide wissenschaftlich noch trennte. Der Freund brauchte nur die Augen aufzumachen wie er, und ähnliche neue Eindrücke zu empfangen. Wenn es einmal möglich wäre, gemeinsam zu arbeiten und zu suchen, so kamen sie doch überein. Denn er schätzte in Stephan die ehrliche Denkungsart in der Wissenschaft. Mit Phrasen war der nicht zu überrennen, aber mit Erfahrungen zu überzeugen. Ein Pfadfinder war er nicht; aber gewissenhaft und unermüdlich tätig.

So sollte er auch jetzt bei seinem Kinde die von Georg angeregten Maßnahmen unverzüglich ins Werk setzen. Aber mit Mathilde? Die hielt blind an Gewohnheiten und grollte über Georgs unerbetene Einmischung. Zudem nahte die Zeit der Ferien und die kontraktliche Zusammenkunft Tonis mit seiner Mutter. Zur Schule konnte er doch nicht mehr. Auch kam damit die verlangte Luftveränderung. Alles drängte zusammen auf einen Punkt.

Und Stephan empfand tiefer die Pein

der Trennung. Seine Frau, die geborene Pflegerin, und nicht am Bett ihres Kindes, wo es so viel zu lindern und helfen gab, wenn der kleine Körper unter den Hustenstürmen erzitterte. Und eine Sehnsucht erwachte, sie zu sehen, zu sprechen. Ihr Rechenschaft abzulegen, was und warum es geschehen war und was er nun anders wollte. Aber das könnte doch nur er selbst, mußte er selbst. Und doch war es beschlossen, daß Mathilde den Knaben überbringen sollte. Er durfte sich so weit doch nicht vergeben, den ersten Schritt zu tun, seinen Mannesstolz zu beugen. Er bestärkte sich, daß er es nicht durfte.

Und schrieb einen ersten Brief mit dem Vorschlag der Beschleunigung der Zusammenkunft und Tonis Erkrankung. Wer ihn bringen würde, ließ er unausgesprochen. Treszenz' Antwort ließ nicht auf sich warten. Sie würde alles möglich machen. Nur noch ein Telegramm, und sie harrte in Lindau. — — Fast triumphierend trat Stephan an das Bett seines Kindes.

„Bald siehst Du Dein Mutterl, bald sollst Du's haben! Die macht Dich ganz g'schwind wieder gesund, ganz g'schwind, wirst es schon sehen!" Aber Toni war zu angegriffen, um sich ordentlich zu freuen. Er staunte nur über den ungewöhnlich herzlichen Ton seines Vaters und das freudige Lächeln. Dem aber tat es im Innersten wohl, wieder einmal etwas Gutes getan zu haben, etwas zweifellos Richtiges, nach all dem Häßlichen, Schwankenden und Verstörenden.

Da trat seine Mutter zu ihm und dem Enkel. Als sie den Brief gelesen, dachte sie eine Weile sinnend nach, sah dann ihrem Sohn voll in die Augen und sagte mit starkem Ausdruck: „Du mußt ihr Dein Kind bringen, Du selber, Stephan. Das ist das Beste. Das wirst Du auch tun."

„Muß ich?" fuhr er auf. „Daß ich nicht wüßte —"

Sie traten, leise sprechend, ans Fenster. Das Kind schlummerte halb.

„Jawohl, Stephan, das fühlst Du selbst. Weil es Dich innerlich nach ihr verlangt. Du gestehst es Dir nur nicht und uns — so wenig als Deinen Überdruß, eh' Ihr Euch strittet. Aber ich durchschaue Dich, jetzt besser als früher. Du warst damals nicht so unglücklich, als Du Dich gabst, und bist heute ihr näher, als Du Wort haben willst. Sprich nicht, verteidige Dich nicht — aber reise und sieh Deine Frau wieder, die es noch immer ist, auch in meinen Augen."

„Ich habe mich ja nie von ihr trennen wollen. Sie ist ja gegangen. Sie ist nicht in meine Wohnung zurückgekehrt — —"

„Um so schlimmer für Dich, wenn Du es nicht ernstlich gewollt. Warum könnt Ihr nicht wieder zusammen leben? Dann erst recht seh' ich's nicht ein, wenn Du so redest. Die Tatsachen sind manchmal der Schein und das Formelle der Trug. Du hast sie vertrieben aus Deinem Hause — ein gutes Wort, und sie kommt wieder, milder als früher; davon bin ich fest überzeugt."

„Mag sein — aber jetzt muß ich sie rufen, noch einmal rufen. Noch einmal werben. Den Schritt tun zum zweitenmal, den Ihr alle so lebhaft mißbilligt habt. Wie kannst Du mir zureden!?"

„Weil Du sie immer noch liebst."

Stephan zuckte zusammen, aber er vermied eine Antwort. Er ging zu dem Bett, strich über die Kissen. Toni lächelte ihn harmlos an. Er hatte nichts verstanden. Ein Spielzeug lenkte ihn vollends ab.

„Wo sollen wir leben zusammen?" begann Stephan wieder zur Mutter. „Hier? Das ist doch unmöglich. Und wieder zurück auf das Land? Das kann ich nicht mehr. Ich seh' keinen Ausweg, seh' keine Zukunft. Es ist eben alles verdorben — —"

„Denk' nicht so weit. Das ist das Zweite. Willst Du sie oder willst Du sie nicht? Bist Du innerlich frei oder —"

„Quäl' mich doch nicht. So kann ich es nicht. So wie Du meinst. Wo soviel zwischen uns liegt. Einfach hingehen, sagen: sei gut, laß es vergessen sein. Wie bei den Kindern. Wo denkst Du hin. Ich kann ja sehen — kann überlegen — wer weiß, wie sie geworden ist drunten in Zürich. Ob sie so fühlt, wie du glaubst. Das mußt Du uns überlassen. Nur wir zwei können damit fertig werden."

„Also sieh' sie und sprich sie — und bring' ihr den Toni. Ihr habt euch noch nie wieder Aug' in Auge gegenüber gestanden. Das durfte nicht sein. Das hätt' ich verlangen sollen. Und ich mach' mir's zum Vorwurf. Nimm mir den ab, tu' es für mich, Stephan, wenn nicht für Dich."

„Gut. Ich will's tun. Aber dräng' mich nicht weiter. Ich kann nichts versprechen. Ich will freie Hand haben. Und sag' — den andern nichts. Auch dem Papa nicht. Ich bitte Dich. Von dem, was wir eben gesprochen."

„Nein, nein. Gewiß nicht. Aber ich darf für Dich wünschen — und hoffen?"

Er gab keine Antwort mehr. Aber sie umarmten sich herzlich. Und nun war es die Großmutter, die den Toni anlächelte, wie wenn sie ihm etwas sehr Schönes zu versprechen hätte.

26.

Frau Creszenz saß in wechselnden Gefühlen in ihrem Stübchen und konnte die Bücher nicht anrühren, die vor ihr lagen. Über dem See lag dichter Nebel, und die paar Bergspitzen, die man sonst sehen konnte, waren verhüllt. Der Nebel wallte und zog.

Sie hatte den Brief ihres Mannes erhalten, worin ihr die frühere Zusammenkunft mit Toni kurz vorgeschlagen und die Erkrankung des Knaben mitgeteilt wurde. Schmerz und Freude zugleich. Ihn früher wiederhaben, als nach dem Kontrakt — wie herrlich; aber krank und am Keuchhusten — was würde sie leiden bei seinem Anblick. Er sah wohl abgemagert und elend aus, ihr strammer Waldbub vom vorigen Sommer.

Zwar sie fürchtete den Kampf mit dem Husten nicht. Den wollte sie schon in ein paar Wochen klein kriegen, zumal in guter Luft. Und lebensgefährlich war er ja nicht. Aber was konnte ein anderes Mal kommen. Ihr Auge fehlte dem Kind, das prüfende Auge, das nahende Krankheit schon im Keim erkannte und gleich dagegen einschritt, ehe sie ausgebrochen. Das hatte nur sie; die Fremden nicht, die darüber hinwegsahen, bis es zu spät war.

Und zu all diesen Gedanken noch eine Sorge: ihr erstes Examen. Noch nicht das Abiturium, nur erst die Reife für die oberste Klasse. Aber sie mußte sich zum erstenmal von gelehrten Herren prüfen lassen, zeigen, was sie im stillen gelernt, daß sie fleißig gewesen. Das war sie ihrer Gönnerin schuldig; die mußte doch sehen, daß sie nicht zwecklos dasaß und ihre Zeit vergeudete. Das allein wäre schon genug gewesen — nun noch der Brief von zu Hause. Es war zu viel, und sie konnte es noch nicht bewältigen.

Da kam die Hausfrau und kündigte ihr einen Besuch an, ein Ehepaar, das sie sprechen und überraschen wollte. Sie sagten den Namen nicht, es seien alte Bekannte. „Sehr feine Leute," setzte sie bewundernd hinzu. „Er hat einen ganz hellen Überzieher und sie ein neues Foulardkleid." „In Gottes Namen, das auch noch." Sie zerbrach sich den Kopf vergebens; aber es war wirklich eine große Freude. Georg und Fanny suchten sie auf, auf ihrer Hochzeitsreise. Das war wirklich eine schöne Überraschung.

Creszenz' Gesicht leuchtete wie in alten Tagen. „Nein! Sie kommen zu mir! Aber das ist wirklich zu lieb! Zu gut! Gar schon verheiratet — na, da darf man aber gratulieren!"

„Das dürfen Sie auch, Frau Creszenz," sagte Georg stolz. „Wir sind sehr glücklich, sehr glücklich." Und die junge Frau lächelte Bestätigung.

„Ja, aber das freut mich, freut mich von Herzen! Ja, lassen's Ihnen nur einmal anschaun, Frau Fanny, wie's Ihnen steht, das Verheiratetsein! Gut, scheint mir, sehr gut. Und Sie Doktor, das gönn' ich Ihnen — und den andern auch!" Es blieb dunkel, an wen sie da dachte. Sie fuhr gleich fort: „Aber jetzt nehmen Sie Platz in meinem Studierzimmerl, ich hab' halt keinen Salon mehr. Nehmen's halt vorlieb."

„Wir haben Sie mit vieler Mühe aufgefunden," meinte Fanny. „Was sagten Sie denn nur zu unserer Verlobung —"

„Wissen Sie, überrascht war ich g'rad' nicht, das brauchen Sie sich nicht einzubilden!"

„So?" lachte Georg, „und wir dachten, es ahnte niemand etwas."

„Das denken alle verliebten Leut'! Also jetzt haben Sie schon wieder einen neuen Doktor, Fräulein — Frau Fanny, und den hoffentlich auf Lebenszeit."

„Ich denke, nun brauch' ich keinen andern mehr."

„Der wird Sie jetzt schon endlich einmal ganz gesund machen," meinte Creszenz. „Mit der Baumwolle war's also wieder nichts?"

„O ja," meinte Fanny gedehnt, — „dabei haben wir uns ja gefunden und ausgesprochen — ich war so heiter und froh —"

„Ach so! Das ist freilich die beste Kur."

„Nun war ja Fanny glücklich bei einem Dr. med. angelangt und mir schon näher gerückt. Da haben wir uns dann über die übrigen theoretischen Punkte rasch geeinigt, die uns noch trennten, nicht wahr, Schatz?"

„Du bist wirklich der vorurteilsfreiste Arzt, der mir noch vorgekommen ist," bestätigte sie feierlich.

„Und wenn wir erst einen finden für das Sanatorium — ich habe nämlich Lust, eines zu gründen. Da hat man die Patienten doch in der Hand und kann auf sie einwirken. Das habe ich bei dem Lahmann gesehen. Mein Plan wäre, ich habilitiere mich an der Universität und beteilige mich an einer Anstalt, schicke meine chronischen Kranken hin und führe die Oberaufsicht. Wenn ich einen tüchtigen Kollegen fände, zum Beispiel —" Da unterbrach er sich jäh. „Aber verzeihen Sie nur, da reden wir immer von uns und vergessen ganz — aber das Glück macht so egoistisch —"

„Ist so schlimm nicht, sonst säßen Sie ja nicht bei mir. Und an meinen Sachen, da ist nichts Schönes daran. Schad't nicht, wenn wir nicht viel davon reden."

„Aber Sie glauben doch nicht, daß wir teilnahmslos und gleichgültig sind?" sagte die junge Frau herzlich und streckte die Hand hin.

„Nein, das glaub' ich schon nicht, von Ihnen nicht."

„Ich muß Ihnen genau berichten von Ihrem Toni," sagte Georg, schilderte ihr den Zustand und gab ihr tröstende Ratschläge. Sie dankte ihm und sah das alles auf einmal heller.

„Und hier, wie geht's da, Sie fühlen sich leidlich?" meinte dann Fanny.

„Ach ja, es geht. Ich komme schon zurecht. Wenn nur das Kind nicht wär' und die ewige Sehnsucht. Wissen's, ich hätt' nicht heiraten sollen. Die Männer hab' ich nicht gebraucht, bin auch ohne sie zurechtgekommen. Und jetzt ist das Kind —"

Aber Fanny wollte in ihrem jungen Eheglück anderes wissen.

„Sagen Sie mir nur, ich kann das noch nicht recht begreifen, jetzt" — mit einem verliebten Blick auf ihren Mann — „schon gar nicht: haben Sie Ihren Mann denn nicht mehr lieb? Sie haben ihn doch lieb gehabt? Kann das so schnell zu Ende gehen?" Es lag ein wenig von banger Schicksalsfrage auf den rosigen Lippen.

Creszenz wurde sehr ernst.

„Lieben? Wenn wir davon reden wollen —" Es machte ihr Mühe, die Worte zu finden. Plötzlich brach sie aus: „Viel zu lieb hab' ich ihn gehabt! Das vertragen die Männer nicht. Merken Sie sich das! Mit anderen Männern kokettieren, dem seinigen Angst einjagen, ihn in Sorg' erhalten — das ist recht. Das tut ihnen gut — nachher tragen sie einen auf den Händen."

„Nette Lehren, die Sie meiner Frau da geben," meinte Georg halb lächelnd, halb ernst.

„Die ist nicht so wie ich, die macht Ihnen schon zu schaffen. Die macht es besser. Und deswegen," fuhr sie nun eifrig gegen Fanny fort, „brauchen Sie nicht gleich eine leichtsinnige, untreue Frau zu werden! Das ist was anderes. Dafür wär' mir Ihr Herr Gemahl zu schad' — das hätt' er nicht verdient."

„Sie könnten mir fast einen Schrecken einjagen vor der Ehe, wenn es nicht zu spät wäre. Wissen Sie das?"

„Das möcht' ich beileib' nicht. Wir waren ja auch einmal so glücklich — ich wenigstens. Ein Fegfeuer ist es schon nicht. Aber nicht gleich zu leicht nehmen, den Himmel für ganz sicher halten, wär' schon auch gut. Zueinander passen muß man halt und nachher beieinander aushalten. Und wenn einmal was Schlimmes kommt, nachher nicht einer dem anderen die Schuld zuwerfen — sind meistens alle zwei im Unrecht. Glücklich sein wollen, muß man halt — aber mein Mann will nicht mehr. Dem ist wohler allein. Also soll er's so haben. Draußen im Doktorhaus, wo wir uns kennen gelernt haben, da hat er noch ehrlich gewollt. Und da haben wir auch ganz gut zusammen getan, das haben Sie selber gesehen —"

„Ja, das kann ich bezeugen," sagte Georg sehr ernst.

„Also. Dann ist's halt immer abwärts gegangen mit dem Glück. Sie haben's besser; bei Ihnen wird's immer aufwärts gehen — mit dem häuslichen Leben und mit dem Beruf des Herrn Georg. Also ein Sanatorium möchten Sie? Und auch an die Universität. Das wär' freilich schön. Da hätten Sie alles beisammen —"

„Die Hauptsache ist der leitende Arzt. Ich selbst möchte gern in der Stadt bleiben. Es müßte jemand sein, dem ich vertraue. Und er müßte eine sehr tüchtige, praktische Frau haben, die das Ganze zusammenhält, die Seele wär' von der Anstalt. Die müßte auch etwas davon verstehen, damit die Anordnungen des Arztes auch wirklich befolgt werden, in der Küche vor allem, und überall. Das findet sich nicht so leicht. Sie wären gerade die rechte dafür."

„Jawohl," bestätigte Fanny, „mein Mann malt sich immer Sie aus für die Sache, wenn er sie sich so ausdenkt —"

„Still, still," wehrte Creszenz ab, „ich kann keine solchen Träume mehr brauchen. Sonst halt' ich's nicht aus. Es freut mich von Herzen, daß Sie mir's zutrauen. Ja, ja — ich trauet mir's selber zu! Aber — ich muß in acht Tagen ein Examen machen — da muß ich meinen Kopf gehörig zusammennehmen."

Und sie berichtete von ihren Studien.

Aber sie kamen doch noch einmal auf das Sanatorium zurück. Wie schade, daß das nicht früher gereift war. Jetzt war auch der Stephan vernünftiger und von seiner Einseitigkeit abgekommen.

„So, so," frug Creszenz interessiert. „Ist er denn auch umg'schlagen? Hat er gar von mir etwas angenommen darin?"

„Es scheint, es scheint wirklich, denn ich habe nur ganz kurz mit ihm sprechen können. Wir hatten noch zu viel zu tun, bis wir uns endlich bekommen haben, gelt, Schatz? Aber jetzt haben wir uns und lassen uns nicht mehr los."

Der Egoismus der Flitterwochen brach doch schließlich durch. Und Frau Creszenz ergab sich darein. Sie fand ihn ja berechtigt. Und sie schwang sich auf, mit dem Paare eine heitere Fahrt auf den Uetliberg zu machen, wohin ihr die Bergbahn noch immer zu teuer gewesen war. Die Natur tat ihr gut, und die Herrlichkeit des Panoramas, das sich nach den Nebeln des Vormittags gegen Abend glänzend entfaltete, entzückte Auge und Herz.

Ein Tag mit so guten Menschen verbracht, gab ihr Stärke und Mut. Und eine leise Schadenfreude im stillen. ‚So, prost die Mahlzeit, mein Herr und Gemahl,' dachte sie bei sich, wenn sie das liebende Paar ansah — ‚jetzt kannst Du Dir den Mund sauber abwischen, von der Fräulein Fanny, der Angebeteten. Die hat jetzt den ihrigen. Vor der Sehnsucht hätt' ich an Ruh'.'

Aber sie hing dann auch wieder den Kopf. Was half ihr das jetzt? Es war eben zu spät, zu allem zu spät. Alles verloren.

Sie schieden sehr herzlich, und das junge Paar fuhr am nächsten Morgen weiter. Frau Creszenz stürzte sich noch einmal in ihre Bücher und die gehobene Stimmung dieses Tages hielt an und brachte ihr Glück. Wahrhaftig — sie bestand ihr erstes Examen. Mit mäßigen Noten und Zensuren, aber doch. Die Herren schüttelten zwar manchmal den Kopf; seltsame Lücken klafften in den angehäuften Schätzen, oft unbegreifliche. Die Vorbildung war schlecht, das Fundament ungenügend. Aber Wille und Fleiß so sichtbar und zielbewußt. Die neuen Kenntnisse saßen so ziemlich. Die Professoren sprachen ihr Mut zu und gaben ihr allerhand guten Rat, möglichst noch von unten auf an den Mauern zu flicken, damit die Zinnen der höheren Weisheit nicht noch einmal einstürzten.

Schließlich war's doch ein Erfolg, ein kleiner, ein erster; ein gewisser Abschluß der Mühen und etwas an Frau Clara zu berichten, die an sie geglaubt hatte. Die bekam einen glückatmenden Dankesbrief. Es gab doch noch eine Zukunft, doch noch eine Hoffnung. Jetzt waren die langen Jahre vergessen, die noch vor dem Ziele lagen. Der erste Schritt ist der schwerste. Und als Belohnung, wie ausgesucht für ihre Stimmung, fuhr sie auch gleich zu ihrem Toni! Nur nicht verzweifeln. Ihr Leben bot doch noch schöne und selige Stunden.

Aber die Freude verflog und ein Bangen und Zweifeln trat an ihre Stelle, als sie, kurz vor der Fahrt über den Bodensee, das Telegramm erreichte: ‚Ich bringe das Kind selbst. Reise abends nach München zurück. Stephan.' Was für Gedanken bestürmten Creszenz, während sie vom Verdeck des Dampfers in die gleichmäßig glucksenden Kielwellen starrte, teilnahmslos für ihre Umgebung und die Berge der Ferne! Noch eben hatte sie das Ferne erreicht, das Künftige faßbar gesehen; nun kam ein ungewisses allernächstes Ereignis — und sie faßte es so wenig, als die gurgelnde Flut!

Professor Franz Stuck. Porträtzeichnung von Prof. Leo Samberger-München.

Was sollte das heißen, was wollte er? Ja, wollte er überhaupt Bestimmtes? Neues? Von ihr, oder nur für das Kind? Kam er als Arzt, oder als Gatte; als Vater nur — oder — zu ihr? Nichts verrieten die blauen, eckigen Drucklettern, die sie ungezähltemale überlesen hatte, als enthielten sie das Geheimnis ihres künftigen Lebens.

Ein Zufall — unmöglich. Ihr Herz hämmerte und sprach: ‚Das ist mehr, das will etwas bedeuten.‘ Aber der Nachsatz, der kalte Satz: Abends zurück. Das hieß: ‚Mach' Dir keine Hoffnung. Noch bin ich nicht weich. Noch hast Du mich nicht zu Deinen Füßen. Ich bleibe keine Nacht mit Dir unter einem Dach.‘

Also — dann gut; dann war auch sie noch nicht weich. Auch sie kam ja nicht als Überwundene; nein, sie hatte eben gesiegt. Der kühne Plan, den sie wohl bei Winklers verlacht hatten, er schien nicht mehr so töricht. Vielleicht wurde sie doch noch Frau Dr., nicht nur die „Doktorin“. Oh — auch sie konnte weiterreisen, noch am selben Abend, mit ihrem Kind.

Der erste Blick mußte es entscheiden. Gleich da wollte sie sehen, was den Stephan hergeführt habe. So urplötzlich, ohne jedes andeutende Wort. Wenn er sie ansah, dann würde sie wissen — —

Und so dachte auch er, als er im Schnellzug saß, sein Kind auf dem Schoß. Ansehen wollte er sie, scharf ansehen. Ob Milde auf dem Gesicht stand — oder der Trotz. Denn beugen wollte er sich nicht, nicht unterliegen. Von dem Examen, das sie bestanden, wußte er nichts.

Den Nachsatz, der ihr soviel zu denken gab, den hatte seine Mutter unfreiwillig hervorgerufen. Er galt mehr ihr, als seiner Frau, die ihn zu lesen bekam. Denn die Mutter ging ihm zu weit, sah schon von allem das Ende. Sprechen wollte er, kapitulieren nicht. Sich nicht überrumpeln lassen von einem Gefühl, von einer Regung. Erst forschen und sehen — —

Und so forschten sie beide und sahen doch nichts. Denn flüchtig war dieser erste Blick, von dem sich beide soviel versprochen hatten. Unwillkürlich sahen sie sich nicht lange in die Augen, wie sie sich vorgenommen, sondern gleich beide abwärts, auf das Kind zwischen ihnen.

Und der flüchtige Blick zündete keine Flamme an. Prüfend hatten sie ihn tun wollen — mißtrauisch war er dem anderen erschienen. Und als sie es endlich noch einmal versuchten, da war es gar kalt, beinahe frostig. Wider ihren Willen. Aber jedes wartete auf den Strahl aus dem anderen Auge, und keines strahlte.

Und der Toni zeigte auch gar keine Freude. Denn der arme Kerl hatte vom Eisenbahnstaub entsetzliche Hustenanfälle bekommen, wieder viel ärger als in der Stadt. Sein Vater hatte allerlei ausgestanden auf der Fahrt mit den wütenden Mitreisenden. Für die war es ja auch sehr unangenehm. Und nun hing der Toni matt und elend in Creszenz' Armen; alle Freude der Mutter, auch am Kinde, versank. Und doch sollte sie jetzt noch bis in ihre Idylle fahren, noch einmal mit ihm auf die rauchige Eisenbahn —

Dies Thema gab das erste Gespräch. Der Doktor selbst schüttelte den Kopf. Man ging einstweilen in den Wartesaal, um das matte Kind zu erquicken. „Ich will nicht mehr fahren, ich will ins Bett. Ich bin so müde. Da auf der Brust.“

Sie hätten von Stein sein müssen, um nicht Mitleid zu haben. Stephan schlug selbst vor, aber in kühlem Tone, um kein zu großes Entgegenkommen zu zeigen, Creszenz und Toni sollten in ein Hotel gehen und erst morgen die übrige Strecke weiter fahren. Creszenz willigte ein, obwohl sie beinah wieder gern ihren Raub, ihr Kind, gleich in Sicherheit gebracht hätte, in die bekannte Einsamkeit, wo es nur ihr gehörte. Solange Stephan da war, war ihr, als könne er ihn wieder wegnehmen. Zu ihr war er ja doch nicht gekommen. —

Also fuhren sie in ein Hotel. „Ich muß Dir die Kurvorschriften geben und genau erläutern,“ sagte der Vater, um sein Dableiben zu erklären. „Ich fahre dann mit dem Nachtzug zurück. Ich hoffe, Du wirst die Maßregeln befolgen —“

„Das kommt darauf an, wie sie sind. Je nachdem,“ gab sie trocken zurück. Dann schwiegen sie wieder, und der Wagen rasselte über das Pflaster.

„Ein Zimmer mit zwei Betten gefällig, die Herrschaften? Bleiben's länger bei uns? Und ein Kinderbett für den Kleinen — wird gleich hineingestellt. Nummer 23 — kommen Sie nur mit mir“ — empfing sie

der eifrige österreichische Oberkellner mit unwiderstehlicher Liebenswürdigkeit. Der Gasthof zweiten Ranges war nicht übermäßig besucht. „Bitt' schön, gnä' Frau, ich werd' das Buberl tragen, er kann ja gar nicht mehr gehen. So müd' ist das arme Hascherl. Gleich wird sein Betterl kommen, gleich."

Stephan war nicht welt- und reisegewandt genug, um zu opponieren. Die ganze Situation erregte doch auch ihn; er hatte gedacht, das Gespräch auf neutralem Boden herbeizuführen, etwa auf einem kurzen Spaziergang. Nun stieg ihm das Blut in den Kopf, und er ließ mit sich machen — ehe sie sich's versahen, befanden sich alle drei in dem Zimmer mit zwei Betten, zogen das Kind aus, der Vater die Stiefelchen, die Mutter das übrige, und legten es in das sofort erscheinende Kinderbett. Das Kind ging wirklich allem vor. Es sagte noch „Gute Nacht, Mama, gute Nacht, Papa" und dann schlief es, völlig erschöpft, sofort ein.

Nun saßen sich die beiden gegenüber und mußten sich ausführlich in die Augen sehen. Aber immer noch nicht lange; dann sahen sie wieder vor sich nieder. Stephan auf Papiere, die er in der Hand hielt.

„Ich habe Dir hier alles aufgeschrieben. Rezepte gebe ich Dir nicht, Du würdest sie ja doch nicht anwenden. Aber es sind auch keine nötig. In diesem speziellen Fall. Hier ist wirklich nur Diät und Körperpflege — übrigens", er unterbrach sich und stand auf, „wir müssen ein Fenster aufmachen. Es ist schlechte Luft herin."

Sie blieb sitzen und lächelte unmerklich. „Ja, ja, ich hab' es gleich gemerkt." Sie nahm das beschriebene Blatt.

„Das ist alles gut. Das werd' ich auch tun. Nun sag' mir noch genau, wie es gegangen ist, damit ich weiß —"

Er berichtete umständlich und sachlich, wie einer Pflegerin. Noch einmal schien sie in ihre alte Rolle zurückgesunken. So hatten sie miteinander verhandelt, vor Jahren, ehe noch ein Wort von Liebe gefallen war. Wie in der Klinik, mußte sie denken, während er sprach. Jetzt kommt gleich der Oberarzt und revidiert, oder sie klingeln nach mir in dem großen Saal.

Aber es klang nur die eintönige Stimme ihres Mannes.

„Also," schloß er, „ich vertrau' ihn Dir an. Du wirst es recht machen, und ihn mir gesund wiederbringen. Das willst Du?"

„Das will ich, Stephan."

„Ich — vertraue Dir. Mehr — kann ich nicht sagen. Und jetzt — adieu. Ich muß auf die Bahn." Er brachte es etwas stockend heraus. Aber nun mußte er sich losreißen. Denn auf einmal erschien es ihm ganz unmöglich, sich jetzt weiter auszusprechen. Die Kehle war ihm wie geschwollen. Kein gutes Wort weiter konnte da durch.

Sie stand aufrecht am Tisch, sah ihn an und sagte sich: ‚Nein. Er will nichts. Dann will ich auch nicht.' Und das las er auf ihrem Gesicht.

Da nahm er den Hut und ging. „Adieu — und hüt' mir den Toni." Er beugte sich noch über den Knaben, der ruhig schlief. Dann fiel die Türe zu. Nun waren sie quitt. Nun hatte er die Türe auch einmal von außen zugemacht.

Als er ins Tor des Gasthofs trat, regnete es in Strömen. Sie hatten es beide in der Befangenheit ganz überhört. Und er hatte nicht einmal einen Schirm dabei. Gleich trat der gefällige Oberkellner zu ihm:

„Belieben noch auszugehen? Unmöglich bei dem Wetter! Sehen doch selbst! Wenn hier ein Gewitter kommt, macht's es gleich gründlich. Belieben nicht ein wenig ins Lesezimmer?"

„Geht der Hotelwagen zum Abendzug nach München?"

„Bitte, nein, der muß ans Schiff. Wollen noch jemand abholen? Der Hausknecht ist immer am Bahnhof. Oder soll ich einen Wagen bestellen?"

„Nein, ich will warten, ob es nicht aufhört."

„Bitte sehr, wird aber nicht so schnell nachlassen, glaub' ich." Und der Oberkellner behielt recht. Der Himmel hatte eingesehen, daß er ohne besondere meteorologische Maßnahmen die beiden Trotzköpfe niemals zusammenbringen würde. Und hatte deshalb beschlossen, eine Art Wolkenbruch über Lindau niederzusenden, der die Straßen in Bäche und die Pfützen in Seen verwandelte. ‚Das ist für Euch, eigens für Euch.'

Stephan wurde das Stehen in dem zugigen Torweg bald lästig. Er trat in den Speisesaal. Der war gesteckt voll von

geflüchteten Gästen und Einheimischen, rauchig und dunstig von nassen Kleidern ... Dagegen war Stephan empfindlich geworden, seit den offenen Fenstern. Er zog sich wieder zurück.

Ganz unschlüssig und in Gedanken tappte er die Treppe wieder hinauf, in den Korridor vor Nr. 23. Vor der Tür blieb er stehen. Da scholl ein scharfer Husten an sein Ohr; Toni hatte wieder einen Anfall. Es klang quälend für einen Mitfühlenden.

Da klinkte er auf und trat wieder ein. „Es regnet zu stark," sagte er kurz, „ich kann nirgends bleiben."

„Mich störst Du nicht. Da, halt einmal das Kind. Ich glaub', es wird ihm übel." Sie beruhigten zusammen den Patienten. Der Regen raste triumphierend gegen die Scheiben.

„Ich hab' zumachen müssen, so arg ist es gekommen," sagte sie.

Er ging im Zimmer auf und nieder und würgte an einer Frage. Endlich: „Wie geht's denn mit Deinem Studium?"

„Dank der Nachfrag', gut," meinte sie trocken. „Das erste Examen, für die Prima, wie sie's nennen, hab' ich bestanden. Jetzt muß man halt weiter sehen. Aber woher weißt Du denn eigentlich davon?"

„Du lebst doch nicht außer der Welt. Man hat's uns erzählt."

„Ist auch nichts Unrechtes. Was ich tu', kann jeder sehn und erzählen. Ich hab' nichts zu verbergen."

„Du — nimmst Hilfe von fremden Leuten an. Das ist beschämend für mich."

„Tut mir leid. Ich brauch' mich nicht darüber zu schämen."

„Du wirst es doch nie erreichen," fuhr er da auf, „es ist viel zu schwer für Dich. Ich weiß doch, was es heißt, studieren. Die verrückten Frauenzimmer haben Dir etwas weis gemacht —"

„Ob sie verrückt sind, weiß ich nicht," sagte sie ruhig. „Aber gut sind sie zu mir und wollen mir helfen. Oft glaub' ich's selber nicht, daß ich's noch kann. Aber —" die Stimme erstickte ihr, und sie strich nur über die Haare des Schläfers und beugte sich über ihn.

Eine unangenehme Pause. Dann gewann sie die Herrschaft über sich wieder. Sie trat vom Bett zurück und sagte ruhig: „Der Georg läßt Dich auch grüßen und seine Frau; sie haben mir's aufgetragen." Es war gar nicht wahr, aber sie erfand es, um nur etwas zu sagen.

„Wo hast Du denn die gesehen?"

„Sie haben mich in Zürich besucht."

Wieder eine Pause, in der sich Stephan ärgerte, sich nicht haben naß regnen zu lassen. Lauter Triumphe für sie, ein Examen bestanden, dieser Besuch — natürlich, da trug sie den Kopf hoch.

Creszenz aber erzählte. Damit es nur keine Szene gäbe. Die haßte er ja so sehr. „Das Neueste ist, daß er ein Sanatorium gründen will, der Georg."

„Das hat er mir nicht gesagt."

„Aber mir."

„So — und das nennt sich nun meinen Freund," sagte er naiv.

Da klopfte es an die Türe. Unwillkürlich rief sie „Herein". Es erschien der scharmante Oberkellner. Er war so besorgt um seine Gäste. Denn es war keine große Hotelkaserne, in der der Gast nur eine Zimmernummer ist. Er dachte sich, es wäre doch Zeit, denn der Abend war vorgerückt: „Bitt' schön, nix zu speisen angenehm, die Herrschaften?"

Stephan war momentan etwas benommen. Diese Hotel-Situation machte ihn unsicher. „Jawohl. Hast Du Appetit?" wandte er sich an seine Frau.

„Wenn Du etwas nehmen willst," sagte diese erstaunt. „Ich kann nicht fort von dem Toni."

„Bitte, ich serviere aufs Zimmer. Wollen die Herrschaften nur bestellen. Ein schöner Rindsbraten wär da, oder ein Goulasch, oder —" Und er wußte zu überreden. Eh er sich's versah, hatte Stephan Essen bestellt und Bier. Creszenz ließ es geschehen.

„Der Regen läßt nach," meinte sie und machte das Fenster wieder auf.

„Man kann noch immer nicht gehen," sagte er. „Ich habe noch Zeit. Du hast doch jedenfalls Hunger?"

„Ein wenig. Aber Du bist so lange gefahren. Für Dich wird es gut sein."

„Ich bin etwas müde. Die Hustenstürme waren sehr angreifend. Die lieben Mitreisenden hätten mich beinah an die Luft gesetzt. Es war kein Vergnügen," sagte er und streckte sich auf dem bequemen Sofa im Sitzen aus. „Ich spür' die Aufregung noch in den Gliedern."

„Mach Dir's nur bequem.“ Die Sache bekam einen seltsam häuslichen Anstrich, es fehlten nur noch Pantoffeln und Schlafrock. Und im Bettchen lag das schlafende Kind. Sie trat wieder zu ihm. Stephan schloß einen Augenblick müde die Augen.

Das Essen erschien mit unheimlicher Schnelle und war sehr appetitlich. Sie setzten sich, denn sie hatten beide Hunger.

„Jetzt kannst Du mir noch erzählen — vom Georg und seinem Sanatorium.“

Creszenz tat es bereitwillig. Stephan seufzte einmal tief auf. „Dem geht alles hinaus. Der hat eben das Glück. Der wird noch ein berühmter Mann.“

„Davon hat er gar nicht geredet. Er ist nicht eingebildet. Und er sagt auch, daß Du —“

„Was — ich?“ fuhr er auf.

„Daß Ihr Euch ganz gut verstündet jetzt — über vieles. Aber“ — unterbrach sie sich, „trinkst Du Dein Bier nicht aus? Es wird ja matt.“

„Ich trink jetzt sehr wenig mehr. Ich hab' schon genug.“

„So?“ sagte sie. „Also bist Du jetzt wieder ganz gesund? Und — lebst ein wenig anders?“

„Ja,“ sagte er. „Aber es ist zum Verzweifeln!“ setzte er heftig hinzu.

„Na, warum denn jetzt zum Verzweifeln? Das ist doch recht und schön — wenn Du jetzt weißt, was Dir gut tut.“

Er sprang auf. „Das nützt mir ja doch alles nichts. Ich kann nur anwenden, was ich gelernt hab', was wissenschaftlich ist! Ich kann nicht pfuschen! Was hab' ich denn von der Erkenntnis, daß da Wahrheiten verborgen stecken — Mit dem Wasser gedankenlos herumwirtschaften, das ist auch nichts, das ist gefährlich. Da kann man ebensoviel schaden, als nützen. Das müßte begründet sein — und ich müßte Erfahrungen haben —“

„Jetzt hast Du aber doch allein gehandelt beim Toni, und es wird ihm sicher bald besser gehen —“

„Das einemal! Ja. Aber die komplizierteren Fälle! Du tust Dir leicht! Du hast einfach den Glauben. Aber ich muß wissen. Ich muß Autorität zeigen. Ich muß belehren. Kannst Du mir die Wirkungen erklären — kannst Du das alles wissenschaftlich begründen?“

„Ich bin doch nicht gelehrt. Das wäre Deine Sach' — tu Du es prüfen. Ich vertrau halt auf die Kraft der Natur, wenn man sie nicht stört und nur ein wenig nachhilft.“

„Da muß doch ein System hinein. Aufs Geratewohl kann ich nicht handeln. Das ist ein Unterschied. Und also bin ich schlimmer daran, als zuvor. Soweit bin ich gekommen, daß ich nicht mehr sicher weiß, was ich tun soll, wenn ein Patient zu mir kommt. So steht's um mich.“

Er saß auf dem Sofa und stützte den Kopf schwer in die Hände. Der liebenswürdige Oberkellner erschien, räumte das Essen ab und wünschte „angenehme Ruh.“ Stephan hörte es nicht. Er fuhr erst auf, als die Türe wieder zufiel. Im Zimmer begann es langsam zu dunkeln; nur am Fenster lag noch der Wiederschein des Abendrots.

„Ich wüßte schon das Rechte für Dich,“ sagte sie ruhig.

„Du? Was willst Du sagen?“

„Wenn der Georg von der Reise zurückkommt, geh' hin und red' mit ihm. Er macht das Sanatorium mit Dir, wenn Du ihm entgegenkommst. Denn er hält ja doch immer große Stücke auf Dich. Das hab' ich deutlich gemerkt. Und Ihr kennt Euch genau, das ist auch was wert für so einen Plan. Wirst sehen, er tut's — das Geld dazu hat er.“

Stephan sprang auf. „Das wär' etwas. Das wär' freilich etwas. Da hätt' ich das Material, um studieren zu können. Mit neuen Patienten, und wenn der Georg dazu hilft, da hätt' ich schon Mut. Ein grundgescheiter Mensch ist er, kein Zweifel. Das wär' freilich eine Lösung!“

Ihr wurde weh ums Herz bei seiner Freude. Sie stand auch auf.

„Also verdien' ich einen Dank, daß ich Dir das gesagt hab'? Geh' hin und bring' diese Sach' da ins Reine —“

Er drehte rasch zu ihr herum. „Das ist wahr. Ich danke Dir, Creszenz. Du hättest es verschweigen können —“ und er streckte unwillkürlich die Hand hin.

Aber Creszenz tat, als sähe sie es nicht. In ihr stieg doch die Bitterkeit auf. Immer der gleiche Egoismus. Sie hatte der Georg haben wollen — und Stephan sollte es ernten. Aber was half's, auch wenn sie

geschwiegen hätte. Und es drängte sich ihr auf die Zunge: „Daß ich die Wahrheit sag': mich hatt' er auch haben wollen dazu. G'rad' mich vor allem. Aber das geht halt jetzt nicht. Also — geh' Du hin — und mach' es gut." Und sie ging wieder zu ihrem Toni.

Stephan war sehr betroffen. Die Gedanken jagten sich in ihm. Er öffnete das Fenster und sah hinaus. Der Regen hatte längst aufgehört. Er war ja auch nicht mehr nötig. Denn Stephan hatte das Fortgehen momentan völlig vergessen — —

Das Kind wurde wieder unruhig. Es setzte sich auf. „Hast Du auch Deine Zither mit, Mutterl? Hast Du sie nicht vergessen?"

„Freilich hab' ich sie mit, im Kofferl d'rin."

„Ich hab' eben geträumt, Du spielest mir was. Du mußt sehr viel spielen. Ich mag's gar so gern. Geh', spiel mir jetzt noch was." Und der Toni drängte und bat und erregte sich. Da gab sie nach und packte rasch das Instrument aus.

„Ein klein wenig nur," sagte sie entschuldigend gegen Stephan, der wieder im Sofa saß und an die Decke sah, „bis er einschläft."

Der nickte nur.

„Verlassen, verlassen bin i," das wehmütige Volkslied aus der Steiermark, das war ihr Lieblingslied. Aber das war jetzt zu traurig. Sie fing ein paar Töne davon an, brach aber ab und spielte einen einfachen Ländler. Sie konnte noch nicht sehr viel. Noten brauchte sie nicht, das Licht am Fenster genügte. Dies Schlafmittel wirkte schnell, Toni lag bald wieder im Schlummer.

Sie hörte auf und stellte die Zither weg.

„Hast Du das auch in Zürich gelernt?" frug Stephan.

„Ja — für die einsamen Abendstunden," sagte sie einfach.

„Bist Du denn viel allein?"

„Mit wem sollt' ich denn sein? Ich hab's noch nicht gelernt, den Leuten nachzulaufen. Sie sind alle gut zu mir, das kann ich wohl sagen. Aber es ist langweilig, so eine einsame Frau."

„Jetzt hast Du ja eine Zeitlang den Toni —"

„Jawohl, auf ein paar Wochen."

„Ich hab' ihn auch nicht immer. Er ist doch bei den Großeltern —"

„Schön weit haben wir's gebracht, wir zwei," sagte sie ruhig. „Daß ihn keins von uns ordentlich hat. Es ist einfach a Schand', daß es so ist. Und den Buben, den trifft's doch auf die Letzt' — der badet's dann einmal aus, wenn er größer wird, was sich seine Eltern angetan haben."

Da geschah etwas Merkwürdiges. Stephan stand auf und trat an das Bett und beugte sich eine lange Weile über den Schläfer.

‚Was macht er? Was ist?' dachte sich Creszenz. ‚Der schläft ja ganz ruhig. Ich glaub' gleich — er weint! Der Stephan! Wär's möglich! Hat er sein Kind doch so lieb?'

Aber als der Vater den Kopf hob, war nichts mehr zu sehen. Es mußte wohl mehr innerlich gewesen sein. Aber Stimme und Ton klangen völlig verändert, so unendlich viel milder.

„Da hast Du recht. An dem geht's einmal hinaus. Ein richtiges Elternhaus findet er nicht mehr."

„Ja, das haben wir nun sicher erreicht. So weit haben wir's gebracht."

„Jetzt kannst Du ruhig reden. Warum jetzt auf einmal?"

„Das ist auch wahr. Die ganze Zeit können wir ruhig miteinander reden. Ohne Streit und böse Worte. Fast wie in alten Zeiten."

„'s ist wahr. Wie in alten Zeiten. Die aber gar nicht so lang her sind."

„Warum nur? 's ist wirklich seltsam!"

Er sann ernstlich nach. „Weil's eine Sache war, die uns allen zwei Sorgen macht. Die uns beiden wichtig ist. Der Toni — und die Medizin überhaupt — wir hängen halt einmal daran —"

„Ja, so war's halt früher auch," bestätigte sie. „An unsere Arbeit haben wir gedacht — und an sonst nichts."

„So vieles ist nachher dazwischen gekommen."

„Und jetzt ist es verschüttet."

„Du bist von mir gegangen, Du hast mich zuerst verlassen!"

„Weil Du gesagt hast, ich machet' Dich unglücklich!"

Endlich waren sie aufgesprungen, die Schleusen für Erklärungen und Anklagen. Und jäh fluteten die Gewässer hindurch, von der Höhe sich in die Tiefe stürzend,

unaufhaltsam. Aber nicht lange, da glättet sich alles; die Wasser haben sich ausgeglichen und bilden nun mehr eine Fläche, wo vordem eine Schranke war und ein klaffender Abgrund.

Es war ganz dunkel geworden im Zimmer. Und das war gut so. Im Dunkeln spricht sich besser aus, was lange das Tageslicht scheute. Die Dunkelheit ist manchmal auch der Freund der Offenheit und des Vertrauens, das das Blenden des Tageslichts und die vielen falschen Strahlen und Brechungen irregeführt hatten. Diese Dunkelheit war erwärmt von Klarheit — und Reue. Und die Liebe, die weithin verscheuchte, sah leise einmal zum Fenster herein, lächelte und flog einstweilen wieder fort; sie sah, ihre Zeit würde schon später noch kommen. Sie konnte es abwarten.

Denn so harte Herzen werden nicht gar so schnell weich. Noch immer hatten sich ihre Hände nicht gefunden, geschweige die Lippen. Sie klammerten sich noch immer töricht an Worte, wo doch alle Worte nichts helfen, und seien sie noch so klug. Die sind keine Brücken über solchen Abgrund.

Manch schöne Wort-Werte hatten sie schon zu Tage gefördert.

„Könnten wir's noch einmal versuchen, wir alle drei da zusammen?" hatte Stephan gefragt.

„Nach alledem — wenn Du wolltest," zweifelte sie.

„Ich will schon. Ich könnt's."

„Aber mach ich Dich denn nicht mehr unglücklich?"

„Wir müßten in neue Verhältnisse. Wenn wir wieder zusammen arbeiten könnten — da würde wohl vieles wegfallen. Eine gemeinsame Lebensaufgabe — wenn wir die wieder hätten — nicht in München, sondern irgendwo, wo es schön ist — das Sanatorium —"

Sie schwiegen beide einen Augenblick vor Erregung.

Ja, da konnte noch alles anders werden, das fühlten sie. Nicht auf das Land zurück und auch nicht nach München; und beide wieder tätig, *sie* wie geboren für solche Aufgabe, *er* mit neuem Interesse an seinem Beruf — — —

„Lernen, zusammen; nicht mehr darüber streiten! Und dann allein beisammen, wie früher. Das Böse vergessen — nein, das ist zu schwer; aber auslöschen und was Neues schreiben auf die alten Blätter!"

„Ich kann's noch nicht glauben. Es wär' zu schön. Ich hab' noch so Angst." Creszenz war verzagter als er. Stephan war wieder der Stärkere. Er malte die Zukunft aus und wollte sie überzeugen.

Aber sie stolperten noch einmal über ein Wort. Das Wort hieß: „*Verzeihung*." Die mußte ja doch noch vorhergehen — — —

„Um Verzeihung bitten, das kann ich Dich nicht, Stephan! Das mußt Du Dir nicht erwarten. Ich kann nicht alles wegschaffen, mit dem einen Wort da. Ich bin von Dir gegangen, ist wahr; aber Du — aber Du — Du hast, du warst —" die Stimme versagte ihr.

„Soll ich's vielleicht tun? Mir mußt Du's auch erlassen. Auch mir wird's zu schwer, das kannst Du mir glauben!"

Da fand endlich Creszenz ein gutes Wort, ein erlösendes.

„Dann also, weißt Du was," sagte sie in ihrem alten, fast heiteren Tone, „dann gehen wir da hin, an das Bett, zum Toni! Jedes nimmt eine Hand — und dann bitten wir *den* miteinander um Verzeihung! Das können wir schon. Wir alle zwei. Komm!"

Ihre Hände fanden sich, und sie traten an das Bett des Kindes. Der Mond schien herein auf die Händchen des Knaben, und sie faßten sie beide. Sich selbst ließen sie auch nicht mehr los. Die drei standen beisammen; und der Glücklichste schlief.

Zu den Eltern mußte das Glück erst wieder kommen, langsam, allmählich. Und die Liebe mit ihm. Die konnte aber jederzeit hereinfliegen, wenn sie nur wollte. Vielleicht mit dem Nachtwind, auf den Strahlen des Mondes. Denn das Fenster — — das stand weit offen.

Neues vom Büchertisch.

Von

Heinrich Hart.

(Abdruck verboten.)

Knospen und Blühen überall. Es ist Frühling. Es ist Lyrikerzeit. Schon sind sie in Scharen wieder heimgekehrt, die gefiederten Lyriker der Lüfte, die poetae campestres et silvestres. Durch die Morgenfrühe tönt schmetternd und schmelzend zugleich das Lied der Drossel, lockend läutet sie den Tag ein; in die Mittagsstille von fernher klingt des Kuckucks Ruf, zu dem traumhaften Schweigen ringsum der rechte märchenhafte Klang; die laue Nachtluft aber ist wie erfüllt mit dem Flötenspiel der Nachtigall. Und mit der Nachtigall wetteifert die Heidemeise, mit der Drossel die Lerche; jauchzend klettert sie, wie Lenau sich das vorstellt, an ihren Liedern in die Luft. . . Sie alle singen ihr altes Lied, wie es vor tausend Jahren erklang und in künftigen Lenzen von neuem erklingen wird. Das ewig alte, dem man doch immer wieder lauscht, als höre man es zum ersten mal. Eins jener Kunstgeheimnisse, die den Ungefiederten, unsern Haus- und Stubenlyrikern verschlossen bleiben. Sie müssen immer wieder neue Töne, neue Weisen anstimmen, heute realistisch winseln, morgen romantisch säuseln, heute als schlichte Volksbarden, morgen in sezessionistischem Priestertalar auftreten, um stets auf dem Niveau des neuesten Stils, der neuesten Mode zu bleiben. Und schließlich ist all die Mühe doch nur pour le roi de Prusse. Niemand stellt sich ein, dem neuesten Bänkelsang, der neuesten Hymne zu lauschen. Aber zum Glück schiert es weder die Gefiederten noch die Ungefiederten, ob und wie viel Publikum zusammenströmt. Das Lied, das aus der Kehle dringt, ist Lohn, der reichlich lohnet, ist sich selbst Lohn genug. Und daher war es denn auch — Heil der Kunst — kein Wahrtraum, den ich vor kurzem geträumt. Im Traum wanderte ich durch die Straßen Berlins, von allen Anschlagssäulen leuchtete mir ein in Rot, Gold und Violett gehaltenes Plakat entgegen. Darauf stand in Titanenschrift zu lesen: „Heut abend 8 Uhr Versammlung in der Tonhalle. Proklamierung des allgemeinen Lyrikerstreiks. Jeder Vers- und Reimbeflissene ist geladen." Wie das so im Traum zu gehen pflegt, sah ich mich plötzlich in die abendliche Friedrichstraße versetzt. Vor der Tonhalle ein fürchterliches Gedränge von Männlein und Weiblein, Greislein und Kindlein. Kaum aber erkannte man in mir den Kritiker, da wurde ich emporgehoben und wie ein Triumphator in das Haus, in den Saal getragen. Lyriker wissen zu schätzen, was sie am Kritiker haben, der in vielen Fällen der einzige Leser des Dichters ist — von Berufswegen. Auf der Tribüne im Saal stand ein junger Mann, bartlos, wallenden Haupthaars, seine Augen sanft, mild seine Stimme, aber in jeder Geste Revolutionär. Eben rief er aus: ‚Nicht länger können, dürfen, wollen wir die Parias der Kunst sein. Wie unsere Brüder, die Dramatiker, wollen auch wir endlich unsern Platz einnehmen an der Lusttafel des Lebens. Auch wir wollen uns künftig Villen bauen, Sekt trinken, Austern schlürfen. Um das zu erreichen, müssen wir auf Verspreise dringen, wie sie unsrer heiligen Begeisterung würdig sind. (Oder sagte er: die unsre heilige Begeisterung wert sind?) In zwei Forderungen fasse ich zusammen, was uns not tut. Alle Poemata, in denen irgend ein deutscher Mann, ein deutsches Weib nach Vollendung des zehnten Lebensjahres seine Empfindungen ausströmt, werden auf Staatskosten veröffentlicht. Für jeden Vers ist ein Einheitspreis von zehn Mark zu zahlen. In den Tagen der Mobilmachung, wo jeder von uns ein Tyrtäus, ein Körner, ein Geibel wird, jeder mithin hundert Bataillone ersetzt, erhöht sich der Preis für jedes Poem um einen goldnen Lorbeerkranz. Um für die Staatshilfe eine Gegenleistung zu bieten, verpflichten wir uns, alle Regierungserlasse, Thronreden und Kriegserklärungen in Verse umzusetzen. Damit aber das Publikum, der Staat, das Volk willig werden, unsre Forderungen zu erfüllen, müssen wir ihnen zeigen, wie unermeßlich die Kulturbedeutung unsrer Lyrik ist. Nur wenn wir uns überwinden, einmal ein paar Tage lang nicht zu dichten, wird man begreifen, wie elend und schal, wie trüb und schauerlich die Welt ohne Verse daliegt. Wenn das fröhliche Gehämmer der Reimschmiede verstummt, wenn das liebliche Knarren der Odendrechselbank jäh unterbrochen

wird, wie leer wird dann plötzlich die Welt erscheinen. Eine versloſe Welt, — ſchon der Gedanke macht grauſen. Glauben Sie mir, meine Freunde, unſer Streik wird die Erde in ihren Grundfeſten erbeben machen. Was es für Sie heißt, auch nur einen Tag lang den ſiedenden, wallenden, glühenden Drang Ihres Buſens zu dämpfen, daß er ſich nicht entladen kann in Rhythmen und Reimen, das empfinde ich aufs tiefſte mit. Aber bezwingen Sie ſich, bezwingen Sie ſich mit eiſerner Gewalt. Um der großen Sache willen. Nur um eine Spanne Zeit wird es ſich handeln, — dann wird man händeringend zu uns kommen und uns anflehn: Dichtet, um Gotteswillen, dichtet wieder, nehmt eure Leiern wieder auf, wir bewilligen alles was ihr wollt .. Nun, ſie ſallen flehen. Der Lyrikerſtreik ſall ſie kirre machen. Wer für den Streik iſt, erhebe die Rechte. . .' Tauſend Hände reckten ſich empor. Dabei wurde mein Stuhl umgeworfen, ich purzelte und — erwachte. . .

Beim Himmel, es war kein Wahrtraum. Jede Poſt, die mir Manuſkripte und Bücher übermittelt, zeugt davon, daß der allgemeine Lyrikerſtreik bis heute noch immer nicht ausgebrochen iſt. Die Ernte vam letzten Jahr, die bei mir aufgeſpeichert ruht, iſt ſa reichlich wie nur je eine zuvar. Ihre Quantität hat der kühle Sammer nicht im geringſten beeinträchtigt, — die Qualität freilich, damit hapert's ſchon ſeit Jahren. So im allgemeinen höchſtens eine Mittelernte. Überragendes an Eigenart, Kraft und Geiſt iſt nur in ſchwachen Spuren zu erkennen. Die reichſte und gehaltvollſte Sammlung der letzten Zeit „Der Spiegel" von Wilhelm von Schalz gehört dem Barjahre an. Am beſten iſt vertreten das Gebiet der Stimmungsdichtung; zarte, duftumſpannene Landſchafts-, Traum- und Sehnſuchtsſtimmungen im Sinne alter und neuer Romantik üben noch immer die reichſte und lebendigſte Wirkung aus. In ihnen zeigt ſich überdies am deutlichſten, was unſre Sprache heute an rhythmiſcher Freiheit, an Innigkeit des Ausdrucks, an Glanz der Bilder zu leiſten vermag. Überwuchert aber ſind alle Felder der Lyrik vom Unkraut des Dilettantismus. Es iſt wunderbar, wie viele Leute Geld übrig haben, um ihre Reimereien durch den Druck veröffentlichen zu können; der Inhalt iſt ſtets derſelbe, einen Unterſchied macht es nur, ab man hier über klotzige Versungetüme und falſche Reime beſtändig ſtolpert aber dart über der öden Glätte, die jeden Charakterzug vermiſſen läßt, einſchläft.

Dann und wann hält einer genau die Mitte zwiſchen Dilettantismus und Künſtlerſchaft ein. So z. B. der brave Peter Schnellbach, der ſeine „Gedichte" bei Tobias Löſſler in Mannheim veröffentlicht hat. In Geſinnung und Empfindung vertritt er würdig wie einſt Hans Sachs unſeren bürgerlichen Mittelſtand; an Hans Sachs erinnert er auch dadurch, daß er alles andichtet, was ihm nur irgendwie in die Quere kommt. Vater, Mutter, Braut, Hund, Haſe, Heimat, „Die Indianer im Stadtgarten", Goethe, Hölderlin, Boniſatius, Freiheit, Licht, Liebe, — ſeine Leier läßt ſich nichts entgehen. An knorriger Kraft und ſaftiger Fülle des Ausdrucks bleibt der neue weit hinter dem alten Meiſterſänger zurück, dafür liefert er aber auch weit glattere Verſe. Pathos und fröhliche Laune wechſelu beſtändig bei ihm ab; daß ſeinen Gedichten zuweilen die Painte vollſtändig mangelt, das erſetzt der Dichter durch ein ruhiges, ſicheres Selbſtbewußtſein. Wohl zeigt er ſich immer wieder erſtaunt, daß die Welt ſa lange zögert, die literariſche Bedeutung Schnellbachs zu erfaſſen, aber er findet ſich in ſein Los, er läßt ſich durch den Undank der Mitwelt nicht in ſeiner Selbſtbewertung beirren. „Und ob, was Du geſchaffen und gedichtet, die Welt Dir auch mit Undank lahnt und richtet, Du acht' es nicht und brauche Deine Gaben. Und ſei Dir eingedenk: Talent verpflichtet" . . . Ein ſinnig treu Gemüt ſpricht aus den Liebesgedichten, doch haben ſie auch ihr gut Teil Schelmerei. Einer Spröden ruft Schnellbach zu: „Den Fächer jetzt entfalteſt Du, o ſchmählicher Betrug! Laß Du nur Deinen Fächer zu, Du biſt ja kühl genug." Die Liebſte aber dichtet er „glücksverſunken" an:

Mir leuchten zwei Auglein, ſo ſtrahlend hell,
Wie in Blumen und Maos ein ſchimmernder Quell,

Ich hielt zwei Händchen, ſo weiß und fein,
Da fiel mir das Herz in die Quelle hinein.

Daß das kein Hereinfall um böſen Sinne war, das beweiſt die Treue des Dichters, die auch in der Ehe alle Stürme überdauert. Zwar kann ihm zuweilen — wie er verſichert — ein verſalzen Leibgericht Kuß und Kaſen verleiden, „doch läßt man deshalb ſich nicht ſcheiden"; und wenn er auch nicht leugnet, daß er trotz ſeiner Eheketten es noch immer liebt, nach anderen Mädchen und Frauen zu ſchauen, „den geputzten, feinen, netten", ſa ſchwört er doch zugleich, daß er in jeder anderen, die er reizend heißt, nur ſie, die Seine, preiſen und rühmen will. Böſe Skeptiker werden freilich ſo etwas nicht begreifen und den Schwur mit einem nichtsnutzigen Na! Na! begleiten. Eine ſanderliche Teilnahme erweiſt Schnellbach allem Getier, was um ihn kreucht und fleucht. Er beſingt den „Schneck", den „Zaunkönig", die „Draſſel", den „Hund", den „Has". Nicht ahne Feinheit iſt es, was er von der Draſſel ſagt:

Im Garten, wenn der Tag anbricht,
Hörſt Du die Draſſel ſchlagen,
In Einſamkeit, im Dämmerlicht
Weiß ſie ihr Lied zu klagen.

Am hellen Tag, vam Lärm verwirrt,
Hält ſie die Bruſt verſchloſſen;
Dann ſtreiten laut und unbeirrt
Die Spatzen in den Gaſſen.

Weniger Anregung für Geiſt und Gemüt bietet, wie es ſcheint, der Has. Er gibt nur Anlaß zu einem kleinen realiſtiſchen Bild, das mit ſeiner Pointe eine tiefere Wirkung nicht zu erzielen vermag.

Der Michel hat ſein Ackerfeld
Mit zartem Kohl bebaut,
Doch wie er's auch mit Dorn umſtellt:
Der Haſe ſitzt im Kraut.

O mein! Da schind't sich einer ab,
Bis er den Kohl gebaut,
Und eh noch ich was davon hab',
Sitzt mir der Has im Kraut.

Ei, du verfluchtes Hasenvieh,
Was sitzt du mir im Kraut?
So wollt' ich doch, ich hätte nie
Mein Feld mit Kohl bebaut.

Mit dem gleichen Interesse verfolgt der Dichter alle Vorgänge in der Vaterstadt. Fünf Gedichte widmet er der Geschichte und Gegenwart Mannheims; als echter Mannheimer hält er sich von jedem Byzantinismus fern; er ist gut deutsch allewege, aber auch ein guter Demokrat. Wenn ihn aber alles Außerordentliche erregt, so hat er auch Sinn für das Alltägliche. Mit breiter Behaglichkeit schildert er einen Sommerausflug der Kasinogesellschaft, oder die Ankunft einer Kunstreiterbande. Fast immer erfüllt ihn ein ernst menschliches Wohlwollen den Erscheinungen der Welt gegenüber, vielfach betrachtet er sie mit heiterem Humor; nur gegen die „Gleißner und Dunkelmänner" betätigt er einen mannhaften Grimm. „Wenn je das Herz mir echt und recht In Zornesglut entbrannte, So war es, als ich dies Geschlecht Von Grund heraus erkannte. Und reut mich oft die rasche Glut, Bei Dir, Du neidgeschwollne Brut, Soll sie mich nie gereuen." Kurz und gut, ein schlichter Dichter für schlichte Seelen.

Ein echter Paet, wenn auch ohne scharf geprägte Eigenart, ist Fritz Wichert. Seine Gedichte „Zwischen Auf- und Niedergang" (Dresden, Karl Reißner) zeigen überall ein zartes und feines Empfinden, das jedem Eindruck, dem lichten wie dem düsteren, leicht zugänglich ist. Besondere Tiefen aber erschließen die Gedichte nicht, ins Dunkle, Grenzenlose, ins wild Leidenschaftliche oder wild Jauchzende verlieren sie sich nicht. Anmut und milde Geklärtheit wiegen vor; so ist auch die Form im großen Ganzen von kryſtallener Klarheit und harmonischer Bestimmtheit. Die Weltanschauung oder besser gesagt das Weltempfinden des Dichters ergibt sich gleich aus der Eingangsstrophe: „Da liegt die Welt vor meinem Blick gebreitet, So schön, daß sie mein Herz nur halb begreift; Daß alles Schwere sanft zu Boden gleitet, Und mich das Glück mit leisem Flügel streift." Was Wichert dichterisch, künstlerisch zu bieten vermag, davon mag das Gedicht „Cereus Grandiflorus" Zeugnis ablegen.

Die Königin der Nacht wird heute leben!
Aus gelben Strahlen, weißem Flaumenmunde
Will sie die ganze Seele duftend geben
Und prächtig sein in einer Sterbestunde.

Blaßgrüne Schleier zittern durch die Gärten,
Blaßgrüne Fäden spinnen weite Flächen;
In Tau gelöst sind Linien, Licht und Härten,
Cypressen baden unter Silberbächen.

Von lichten Fluten tropft die Trauerweide,
Auf kalten Marmor wehen Blüten nieder —
Die laue Nacht im blassen Mondgeschmeide
Strahlt zauberklar aus glatten Wassern wieder.

Auf Marmorfliesen, die zum Seegestade
Hinführen, übertaut von grünen Blüten, —
Denn Linden und Akazien blühen grade —
Läßt Du mich träumend meine Märchen hüten.

Ein weißer Leib, in weichem, weißem Kleide —
Ein Lied um Mitternacht, wenn Elfen schweigen —
In goldnen Haaren knistern wie von Seide,
Ein süßes Wunder, ganz und gar mein eigen.

Der allemannische Ast der deutschen Literatur hat in Arnold Ott, dem Schweizer, ein neues grünendes Reis getrieben. In seinem frischen Naturſinn, seinem schlichten, reinen, kernigen Empfinden, in seiner sinnigen Betrachtungsweise, in der festen Klarheit seines Wesens wie seiner Form gemahnt der Dichter lebhaft an süddeutsche Vorgänger wie Mörike, Gottfried Keller oder auch an Hölderlin. Aber er ist kein Nachempfinder, er hat seine Eigenheit für sich. Vielfach offenbart sich in seinen „Gedichten" (Berlin, Fontane & Co.) ein Sinn fürs Dramatische, so in der Neigung, starke Gegensätze einander entgegenzustellen. Eine Nachtigall, die mitten im Schlachtgewühl ihr Lied singt, — das Bild führt er zweimal aus. „Im tiefen Tale tobt die wilde Schlacht; Die Nachtigall hält auf der Eiche Wacht. Sie hält den Donner aus Geschützeslauf Für ein Gewitter, das den Lenz weckt auf. Sie sieht die Wundenblumen ohne Zahl Und glaubt den Frühling aufgeblüht im Tal. Sie schwingt sich froh dem Blutgefilde zu Und schmettert ihren Lustgesang: Tiu, Tiu! Ein spätverirrter Ball durchsaust die Luft, Sie sinkt herab zur allgemeinen Gruft. Ein schluchzend tiefer Laut die Nacht durchzieht: Sie singt dem Volk und sich ihr Sterbelied" . . . Aber auch das ganz Schlichte, das Lied, das wie ein Hauch, ein Duft emporschwebt und verschwebt, ist ihm nicht versagt.

Schon an des Abends Schwelle
Seh ich, wie Well' an Welle
Hinab zu Tale rinnt.

Kühl wehet durch die Weiten
Ein Hauch der Ewigkeiten,
Und meine Seele sinnt:

Wie sie die Schwingen lüfte
Und über Dämmergrüfte
Lichtwärts den Heimflug find't!

Modernes Gepräge in Sprache und Kolorit trägt die Gedichtsammlung „Adagio stiller Abende" (Berlin, Schuster & Loeffler) von Camill Hoffmann. Er ist offenbar ein Werdender, noch nicht ganz ein Eigener, er steht noch im Banne der Schule, die sich an jüngere Meister wie Richard Dehmel, George, Altenberg anschließt. Das tritt freilich nur in diesen und jenen Anklängen hervor; Hoffmann ist nichts weniger als ein Nachempfinder, es ist allem Anschein nach seine innerste Natur, die ihn zur Romantik drängt. Er hat etwas von der Zartheit eines Novalis, sein Empfinden, sein Gestalten ist überall wie von Musik getragen und durchflutet. In seinem Sinnen und Denken ist er schlichter, stiller als die Dehmel und Holz; auf das Abstruse ist er nicht erpicht, und er spielt sich nirgends auf den Titanen und Übermenschen hinaus, das Fromme und Weiche überwiegt bei ihm. Reflexion und Stimmung sind meist sehr

sein verschmolzen. Sein Wesen spricht sich deutlich in einigen kleinen leicht hingeworfenen Bildern aus. So in dem „Gleichnis“:

Die schlanken Kirchentürme
Müssen so einsam ragen
Über den wirren Gassen,
Über den grauen Tagen,
Um Gottes helle Glocken
In schöner Ruh zu tragen.

Die schlanken Kirchentürme
Wissen schlicht weise Lehren:
Wir wollen die Gaben des Lebens
In hohen Händen vermehren,
Der Menschheit zu süßer Andacht,
Und Gott zu Ehren.

Ganz stimmungsvolle Zartheit ist das Bild „Aus dem Trecento“: Maria im Rosenhag. Eine liebevolle Charakteristik des eigenen Schaffens gibt der Dichter in dem Liede: Ich singe meine Lieder den Ebenen — Meiner Heimat; im Mondlicht liegen sie, An den Ufern der gärtenumgebenen — Wässer; Sommerwinde überfliegen sie, Und diesen Sommerwinden gleichen meine Lieder. Sie bringen den Herzen, den wehen und wunden, die nicht mehr weinen wollen und darben, den Wein der Düfte von schattigen Pfaden ... Noch tiefer vielleicht geht das Empfinden, das im „Juliabend“ zum Ausdruck kommt. Eichendorffisch klingt der Sang: „Tausend breite Straßen führen Überglänzt ins Land, Tausend holde Aventüren Birgt das Sonnenland“ ... Wie ungesucht einfach so ein „Moderner“ sich geben kann, zeigt die Strophe:

Abendglocken wiederhallen
Weit in Wald und Tal,
Und in meine Seele fallen
Schall und Wiederhall.
Abendglocken! Gottes Friede!
Was mein Herz voll Sehnsucht will,
Wird nun müde,
Wird nun still.

Da kann man schon manches, was mehr gemacht erscheint, mit in den Kauf nehmen.

„Zwei Bücher Liebe“ (Stuttgart, J. G. Cotta Nachf.), nennt Georg Busse-Palma sein neuestes Gedichtbuch; es weiß aber noch mehr als von Liebe zu künden. Was an Busses Liedern immer wieder zunächst interessiert, ist die Persönlichkeit, die markant und klar erkennbar hinter diesen Liedern steht. Eine Persönlichkeit, die ihre eigenen Wege geht, weitab von aller Alltäglichkeit, von allen vorgeschriebenen Normen. Eine Persönlichkeit, seltsam aus den verschiedenartigsten Elementen gemischt, aus Wildheit und Weichheit, aus Trotz und Hingebung, Kraft und Zartheit, Leichtsinn und Schwersinn. In mehr als einem Stücke gemahnt Busse lebhaft an Lenau. Seine Gedichte zeigen, rein literarisch genommen, manche Anklänge an Goethe, Freiligrath, Lenau und vor allem ans Volkslied; immer wieder jedoch bricht das Eigenartige siegreich durch. Vor allem in den Bildern, die eine innigste Versenkung in Natur und Leben und Menschenherz verraten.

Wie wirst Du sie tragen, die Jahre der Einsamkeit?
Ich werde sie tragen als wie ein Witwenkleid ...

— — — — — — — — — — — — —

Ich hab' Dich gern, und es hängt mein Herz an Dir
Wie eine rote Blüte am Mandelstrauch,
Und wenn das Leben Dich schüttelt, erbeb' ich auch ...

— — — — — — — — — — — — —

Grünfunkelnd wie ein Mörderstrahl
Aufflammten eines Wolfes Lichter ...

— — — — — — — — — — — — —

Und tief im Schatten steht sein Leben längst.
Nur seine Träume sind noch Kavaliere.
Zehn Schimmelstuten und ein Rappenhengst
Mit roten Nüstern schnauben vor der Türe.
Auf diesen reiten seine Träume aus ...

— — — — — — — — — — — — —

All unsre Wege führen zum Schlafwirt Tod ...

Sprache und Rhythmik haben fast durchweg eine hinreißende Gewalt; die Weite, nicht die Enge hat sie gezeugt, es durchweht sie Wind, Sturm, Lust der Heide, der Steppe, der Pußta, Reiter und Zigeunergeist. Durch all das Stürmende aber klingt immer wieder eine tiefe Melancholie, wie eine Äolsharfe, die im Winde ertönt.

Einer der wenigen Lyriker unserer Zeit, bei denen man das Gefühl hat, daß ihre Poesie einen dauernden Besitz bedeuten wird.

Zweifellos wird zu diesen wenigen auch Hugo Salus gehören, der sein jüngstes Gedichtbuch als „Ernte“ (München, Albert Langen) in die Welt schickt. Sein Sinnen und Können scheint nunmehr in der Tat zur Reife gelangt zu sein; hoffentlich hat er aber erst begonnen, die Ernte einzuheimsen, und wird noch oft mit Sichel und Sense zu arbeiten haben. Salus verbindet in seiner Lyrik die tiefste Inbrunst des Schauens und Empfindens mit höchster Klarheit in der Form; sein innerstes Sehnen, sein liebendes Sehen, das ein gut Stück der Welt umfaßt, setzt er rastlos und rein in künstlerische Gestalt, in lebendige Gebilde um, überall deckt sich sein Können mit seinem Wollen. Wie ein Festzug schreiten diese Gedichte hin; eine Auslese zu treffen, eins dem andren vorzuziehen, würde mir sehr schwer fallen. In irgend einer Weise spricht aus allen — von dem Prolog bis zu den Prager Elegien — vollendete Kunst. Mattes oder Gesuchtes stört nur ganz vereinzelt. Nur als Probe, nicht um des Vorzugs willen, führe ich die Verse „Aus blauen Frühlingstagen“ hier an. Sie mögen stimmungsvoll diese Frühlings-Bücherschau abschließen.

Vom stolzen Glück des eignen Werts getragen,
Als brächt' ihr Blüh'n der Landschaft erst Gewinn,
Gehn schöne Frau'n an blauen Frühlingstagen
Wie Königinnen durch die Menge hin;
Als hätt' der Knabe Frühling nur im Sinn,
Das Krönungsvließ um ihren Leib zu schlagen
Und, wie ein Page, seiner Königin
Mit stillem Dank die Schleppe nachzutragen ...

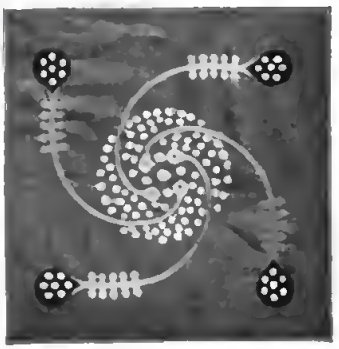
Illustrierte Rundschau.

Professor Paul Flickel †. — Dänische und finnländische Stickereien. — Nordische Blockhäuser. — Modernes Spielzeug der Dresdener Werkstätten für Handwerkskunst. — Medaillen von Prof. Rud. Mayer. — Hölzerne Standuhren von Chr. Ferdin. Morawe.

Der treffliche Berliner Landschafter Professor Paul Flickel ist, zu früh für seine Kunst, am 19. März in Nervi an der Riviera gestorben. Flickel war ein Berliner Kind — er wurde am 8. April 1852 geboren — und wenn ihn sein künstlerischer Werdegang auch vielfach in die Ferne führte, in seinem Schaffen blieb er doch stets eng mit der Heimat verwachsen. Er studierte zunächst in Weimar, wo er zeitweise stark unter dem Einfluß Theodor Hagens stand, später in Düsseldorf, um dann, nach längeren Studienreisen durch Italien, die Schweiz, Österreich, wieder ganz nach Berlin zurückzukehren. Aus dessen vielverkannter Umgebung wußte er immer neue Motive zu schöpfen, ihre Reize half er — vor und neben den Modernen — finden und entdecken; aber auch der Harz und die Waldungen der Ostseeküste und Rügens waren ihm ans Herz gewachsen. Der deutsche Wald war sein eigentliches Feld. Immer aufs neue, in immer anderen Variationen wußte er ihn zu schildern, mit den Sonnenstrahlen, die durch die Baumwipfel fallen und über den moos- und blätterbedeckten Boden hinspielen, mit seinen stillen Seen und den weiten Lichtungen. Für weitere Kreise wurde er besonders durch sein Gemälde „Buchenwald bei Prerow“ bekannt, das er im Jahre 1886 auf der großen Berliner Kunstausstellung ausstellte und das sich jetzt in der Nationalgalerie befindet; es zeigt so recht seine ungewöhnliche malerische Begabung, die freilich, zumal in seinen späteren Arbeiten, durch einen etwas konventionellen glatten Zug ein wenig beeinträchtigt wurde. Flickel entfaltete auch eine reiche private Lehrtätigkeit, für die ihn die Eigenart seines Wesens besonders befähigte. Unseren Heften hat er sich stets als ein wohlwollender Freund erwiesen. Zuletzt brachten wir von ihm seine schönen Gemälde „Seerosen“ (XIII. Jahrgang, II. Bd.) und „Märkische Dorfkirche“ (XIV. Jahrgang, I. Band). —

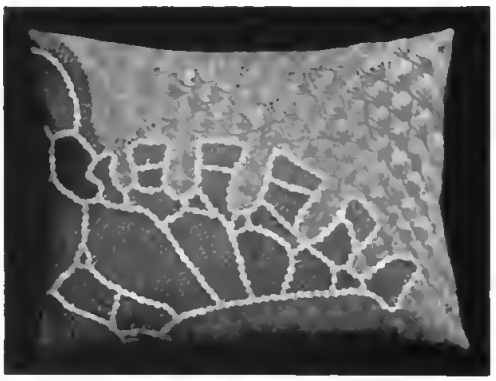
Landschaftsmaler Paul Flickel †.
(Aufnahme von Reichard & Lindner, Hofphotographen in Berlin.)

Während die deutschen Frauenvereine eine fruchtbare Tätigkeit in der Hauptsache auf pädagogischem und sozialem Gebiete entfalten, haben die skandinavischen Frauenvereine, wenigstens zu einem großen Teil, es sich angelegen sein lassen, der Kunstpflege im Volke neue Bahnen zu weisen. Übrigens darf man hierbei nicht verkennen, daß auch diese Arbeit sich mit dem sozialen Gebiet eng berührt, insofern den Frauen die Möglichkeit geschaffen wird, sich mit Hilfe des künstlerischen oder kunstgewerblichen Schaffens wirtschaftlich selbständig zu machen.



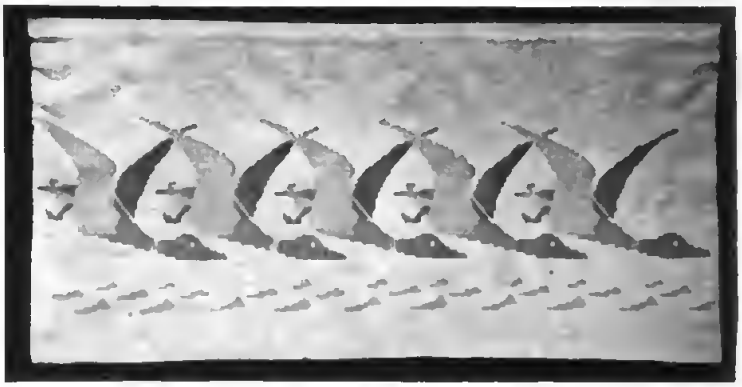
Finnische Handarbeit.

Innenraum mit finnischen Stickereien.

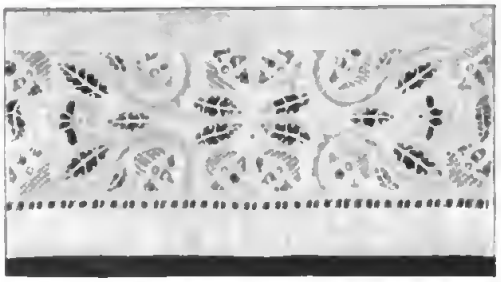


Finnische Stickerei.

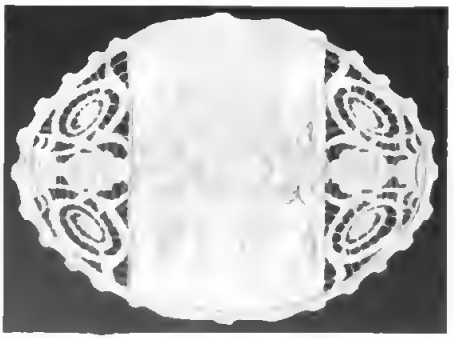
Diese Vereinigung des künstlerischen und sozialen Momentes tritt besonders lebhaft bei der vor einem Jahre in Kopenhagen gegründeten „Dansk Kunstflidsforening“ hervor. In der Tat hat dieser Verein bisher bereits ca. 200 unvermögenden jungen Mädchen nicht nur künstlerische Ausbildung, sondern auch Unterhalt und Verpflegung gewährt. Die Vorsteherin des Vereins ist die Admiralin Frau Emma Gad. Die künstlerische Kommission liegt in den Händen der Professoren W. Bissen und Arnold Krog, während die meisten Entwürfe von dem jungen Maler Urban Gad gezeichnet werden. Wir veröffentlichen von den Arbeiten des Vereins einen Fries zur Dekoration eines Wohnzimmers, nach dem Entwurfe des Professors Arnold Krog gewebt. Ferner eine Stickerei im französischen Charakter, entworfen von dem bekannten Illustrator der Andersenschen Märchen, Prof. H. Tegner, und endlich ein besonders interessantes Beispiel einer Arbeit im Charakter der altdänischen Bauernnäherei (Hedebosyning). Erwähnt sei noch, daß der Verein nicht nur Weberei-, Stickerei- und Broderie-Arbeiten ausführen läßt, sondern auch Tischlerarbeiten; in der Tat ist er auch auf diesem letzteren Gebiete bereits mit recht interessanten Arbeiten hervorgetreten. Man darf mithin dem Verein sowohl vom sozialen, wie vom künstlerischen Standpunkt aus für die Zukunft die besten Wünsche mit auf den Weg geben. Auch in Finnland machen sich ähnliche Bestrebungen geltend. Wir haben in Finnland nicht nur ein blutjunges, sondern auch ein außerordentlich interessantes Kulturland vor uns, dessen Kunstäußerungen auf der einen Seite ganz modern und auf der anderen Seite stark national erscheinen. Wir können dies sowohl in der Musik und Literatur, in der Malerei, Plastik und Architektur, wie im eigentlichen Kunsthandwerk beobachten. Von den Arbeiten dieses letzteren ist bisher in Deutschland noch wenig bekannt geworden. Die Arbeiten, die wir veröffentlichen, zeigen, wie sehr es sich verlohnen würde, den künstlerischen Bestrebungen der Finnländer auch auf diesem Gebiete Aufmerksamkeit zu schenken. Die Arbeiten rühren von dem Verein „Finska Handarbetes Förening“ her, der in Finnland dieselbe Stellung und Bedeutung beansprucht, wie in Schweden der Verein „Handarbetets Vänner“. Das Interieur zeigt eine ganze Reihe von Arbeiten dieses Vereins: als besonders gelungen mag die Portiere, die Tischdecke im Vordergrunde rechts und der Stores im Vordergrunde links hervorgehoben werden. Man muß es in der Tat anerkennen, daß die Finnen, indem sie sich der modernen Bewegung anschließen, trotzdem ihren Nationalcharakter bewah-



Dänische Stickerei von Prof. Arnold Krog.



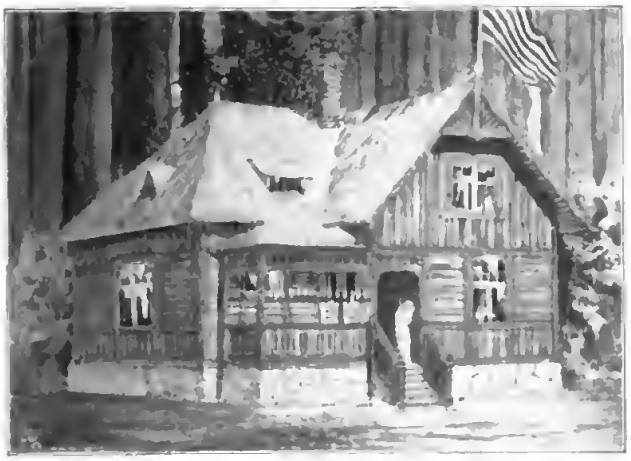
Dänische Bordüre.
Bruchstück eines Tischtuches.
Stickerei von Urban Gad.



ren und sogar zum scharfen Ausdrucke bringen. Ganz und gar finnisch ist z. B. der abgebildete Entwurf zu einem Sofakissen mit dem weißpunktierten Mittelstück. Geradezu genial aber ist der ebenfalls abgebildete Entwurf zu einem anderen Sofakissen, bei welchem das in dem finnischen Föhrenlande als besonders naheliegend erscheinende Motiv der Tannenzapfenschuppen in überaus ansprechender Weise verwertet ist. —

Noch einmal der Norden — aber in ganz anderem Zusammenhange! Immer mehr bürgern sich bei uns die nordischen sogenannten Blockhäuser ein. Bei verhältnismäßig billigem Preise bieten sie in der Tat viele Vorzüge: sie sind leicht abzubrechen und an anderer Stelle wieder aufzuschlagen, sie sind außerordentlich isolationsfähig gegen Kälte, Wärme und Feuchtigkeit, ihre Wände dämpfen den Schall vorzüglich — und nicht zuletzt, sie sind schmuck- und reizvoll, dabei meist sehr zweckmäßig in ihrer Raumeinteilung. Das erste Häuschen in unserer Abbildungsreihe — klein, aber allerliebst — ist vom Architekt Hans Schnittger in Kiel entworfen; der Preis stellte sich einschließlich des umfangreichen Feldsteinfundaments und der Schornsteinanlage mit feuersicherer Wand auf etwa 4000 Mark. Die Wände sind doppelt, und der Zwischenraum ist mit Sägespänen ausgefüllt.

Landhaus aus der Kieler Umgebung.
Entworfen von Architekt Hans Schnittger in Kiel.



Landhäuschen in norwegischem Stil.
Entworfen von Olof Boecker in Berlin W. 62.

Die weiteren Abbildungen geben Häuser des Architekten Olof Boecker aus Helsingfors (z. Z. Berlin W. 62) wieder, der für seine Bauten ein besonderes, ihm patentiertes Verfahren anwendet, bei dem z. B. die Isolationsfähigkeit der Wände gegen Wärme und Kälte 18mal größer sein soll, als bei entsprechend starkem Mauerwerk. —

Die „Kunst im Leben des Kindes" spielt heut eine bedeutsame Rolle. Es mag dabei mancherlei Übertreibung mit unterlaufen, manches an der ganzen Bewegung scheint uns auch Modesache zu sein. Trotzdem liegt dem Ganzen unzweifelhaft ein gesunder Kern zu Grunde, und jedenfalls wird es unsere Leser

Landhaus in norwegischem Stil.
Entwurf von Olof Boecker in Berlin W. 62.

Jagdhäuschen.
Entworfen von Olof Boecker in Berlin W. 62.

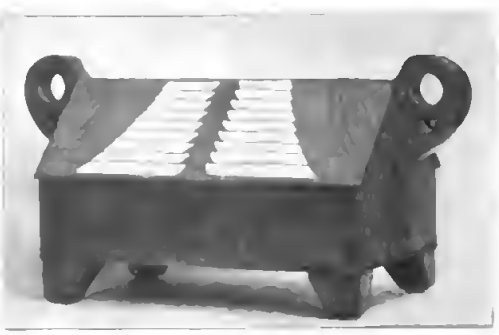
interessieren, wie die Bewegung sich immer neue Gebiete des Kindeslebens zu erschließen versteht. So haben jetzt auf Anregung der rührigen „Dresdener Werkstätten für Handwerkskunst" erste deutsche Meister auf graphischem und kunstgewerblichem Gebiete — Riemerschmid, Urban, Kirchner, Wenig, Flinzer, Eichrodt, Wedekind u. a. — die altvertrauten Gegenstände des kindlichen Spiels in neue Formen zu prägen versucht. Einfachheit der Linienführung, kräftige Bemalung und Dauerhaftigkeit, diese Grundsätze modernen kunstgewerblichen Schaffens, sind auch hier beobachtet worden. Spiele haben ein zähes Leben. Im Laufe der Jahrhunderte haben sich ihr Inhalt und ihre

Schaukelpferd.
Entworfen von R. Riemerschmid, ausgeführt von den Dresdener Werkstätten für Handwerkskunst.

Tendenz wenig verändert, und manches Spielzeug, das bei den kleinen Römern und Athenern des Altertums beliebt war, belustigt auch heute noch die Kinder des XX. Jahrhunderts. Auch das „Dresdener Spielzeug" bringt daher vor allem — und das ist gut — die uralten Objekte: Häuser, Bäume, Haus- und Waldtiere, Jägersleute, Schaukelpferde, Schlitten und dergl. Das Automobil, das in einem Falle an Stelle der altväterlichen Kutsche getreten ist, soll wohl dem Kinde bereits verkünden, unter welchem Zeichen es geboren ist. Soldaten sind, wenigstens bis heute — einige Künstler sind mit ihren Entwürfen noch im Rückstand — nicht geschaffen worden. Neu aber, oder vielmehr wieder neu für die Gegenwart, sind, wie gesagt, die Formen. Während in diesen bisher, ganz unangemessen der kindlichen Anschauungsweise, häufig ein der Wirklichkeitserscheinung der betreffenden Vor-

Landhaus in norwegischem Stil aus der Kolonie Schlachtensee-Berlin.

bilder möglichst nahekommender Naturalismus waltete, sind die plastischen Dresdener Spielsachen streng stilisiert. Sie zeigen die der Welt des Kindes zugänglichen verkleinerten Natur- oder Kunstgebilde, nicht mit allen ihren individuellen



Arche Noah.
Entworfen von Urban, ausgeführt von den Dresdener Werkstätten für Handwerkskunst.

Dackl.
Entworfen von Urban, ausgeführt von den Dresdener Werkstätten für Handwerkskunst.

und oft zufälligen Eigenschaften, sondern in ihren ganz allgemeinen Hauptlinien und Hauptfarben, gewissermaßen in ihrer Idee. Das Schauen des Kindes, nehmen die Herren Künstler und ihre Auftraggeber an, ist ein zusammenfassendes, summarisches. Die in sein engbegrenztes Gesichtsfeld eintretenden lebenden Wesen und taten Gegenstände sind ihm nichts andres als Grundbilder der Erscheinungen, und erst mit seiner fortschreitenden Unterscheidungsfähigkeit und mit Häufung und Wiederholung der Erklärungsfälle klären und verdichten sich die von ihm selbst gleichsam stilisierten Persönlichkeiten und Dinge zu ganz bestimmten Individualitäten. Es ist daher nicht nur zwecklos und verlarene Liebesmüh, ihm in frühem Lebensalter den Naturvarbildern täuschend nachgeahmtes Spielzeug in die Hand zu geben, sandern es wird auch durch jene sattsam bekannten naturalistischen Kleiderpuppen und durch die mit wirklichem Tierfell überzagenen und mit natürlicher Mähne und Schweif ausgestattete Schaukelpferde, var allem seiner sa gern und mit erstaunlicher Gestaltungskraft arbeitenden Phantasie keine Anregung zu selbständig schaffender Betätigung gegeben. Wer ein Kind beabachtet hat, wie es beim illusionären Spiel in einem Regenschirm, einer Halzbank oder einem Stiefelknecht sein Baby zu sehen vermag, der wird den innersten Sinn der nüchtern gebundenen, geradlinigen und hölzern steifen

Modernes Kinderspielzeug.
Ausgeführt in den Dresdener Werkstätten für Handwerkskunst.

Medaille auf die Königin Luise.
Entworfen von Prof. Rud. Mayer, ausgeführt von B. H. Mayer in Pforzheim.

Richard Wagner-Medaille.
Modelliert von Prof. Rudolf Mayer, ausgeführt von B. H. Mayer in Pforzheim.

Erzeugnisse der Dresdener Werkstätten für Handwerkskunst verstehen. — Wir sind aber doch neugierig, wie die maßgebendsten Beurteiler, unsere Kinder nämlich, diese originellen Spielsachen aufnehmen werden!

Wiederholt haben wir an dieser Stelle auf unsere junge Medaillenkunst und den erfreulichen Aufschwung hingewiesen, den sie augenscheinlich nimmt. Wir geben heute zwei neue Medaillen des bewährten Prof. R. Mayer wieder, von denen die eine der Königin Luise, die zweite Richard Wagner gewidmet ist; besonders die letztere, mit dem stark ausgeprägten Charakterkopf des großen Komponisten, erscheint uns vortrefflich gelungen. —

Standuhr von Ch. F. Morawe.

Auch die Uhr, die Wand- und Standuhr wenigstens, ist nicht unberührt von der Bewegung unseres Kunstgewerbes geblieben, auch ihre Außenwand hat in den letzten Jahren eine „neue Renaissance" durchgemacht, wie man jetzt anstatt mit „Jugend-" oder „Sezessions-Stil" jene Bewegung zu bezeichnen liebt, ohne damit für das bisherige Schlagwort ein besseres gefunden zu haben. Es ist besonders die kleinere, etwa halbmeterhohe hölzerne Standuhr, die sich umgeformt hat — die Schauläden fast aller größerer Uhrenhandlungen beweisen das. Wir bilden hier einige Exemplare ab, welche als allererste und jahrelang einzige Muster der ganzen neuen Entwickelung der äußeren Uhrform den Weg gewiesen haben. Sie waren, von Chr. Ferdinand Morawe in Berlin entworfen, auf der vorjährigen Düsseldorfer Ausstellung von den „Vereinigten Werkstätten" in München, in denen sie angefertigt werden, in sehr übersichtlicher Weise zusammen- und aufgestellt; man verwendet für die Kästen edle tropische Hölzer im Verein mit einheimischen, die zum Teil verschieden gefärbt sind, da der Künstler auf farbige Wirkung, die zwar dezent, aber dennoch präzis betont wird, großen Wert legt. Besondere Beachtung verdienen die äußerst geschmackvoll dem Raum angepaßten Zahlen auf den Zifferblättern.

* * *

Im Bilderschmuck unseres Heftes nimmt das Werk Professor Brachts einen breiten Raum ein; wir freuen uns, die schönen reifen Arbeiten zum guten Teil in vortrefflich gelungener farbiger Reproduktion wiedergeben zu können, die ihren künstlerischen Wert besonders günstig und glücklich zum Ausdruck bringt. Aus den übrigen Bildern des Heftes heben wir das kraftvolle Bildnis Franz Stucks von Leo Samberger hervor (zwischen Seite 352 und Seite 353) und das eigenartige Gemälde „Der Wanderer" von Ernst Liebermann (zwischen Seite 320 und Seite 321) mit der kühn und wirkungsvoll in den Vordergrund gestellten Silhouette des Wandersmannes und der köstlichen Landschaft. Sehr ansprechend ist ferner die Plastik „Wasserträgerin" von W. Schmarje-Berlin (zwischen Seite 336 und Seite 337), und ebenso reizvoll das Frauenbildnis (zwischen Seite 304 und Seite 305) von Hans Peter Feddersen, mit dem der junge holsteinische Künstler in überraschender Weise in die Vorderlinie der deutschen Bildnismaler rückte; es liegt eine eigene Innigkeit und doch viel Kraft in dem Bild der einsam im Freien stehenden jungen Frau.

H. v Sp.

Standuhr von Ch. F. Morawe.

Uhr von Ch. F. Morawe.

Standuhr von Ch. F. Morawe.

Nachdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten.

Zuschriften sind zu richten an die Redaktion von Velhagen & Klasings Monatsheften in Berlin W. Steglitzerstr. 53.

Für die Redaktion verantwortlich: Theodor Hermann Pantenius in Berlin.

Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig. Druck von Fischer & Wittig in Leipzig

Elsa Asenijeff. Polychrome Porträtbuste von Prof. Max Klinger-Leipzig.

Velhagen & Klasings
MONATSHEFTE

Herausgeber:

Theodor Hermann Pantenius und Hanns von Zobeltitz.

XVII. Jahrgang 1902/1903. Heft 10, Juni 1903

Die Ketten.

Roman von

Ida Boy-Ed.

(Fortsetzung.)

(Abdruck verboten.)

III.

Der Angstruf der Mutter, der Wigus so jäh erreichte, hatte anfangs eine fast lähmende Wirkung.

Nur Ungeheures konnte sie veranlassen, ihn zu rufen. Seit er in Berlin war, hatte er sein Vaterhaus nicht mehr besuchen können und es war seiner Mutter auch niemals eingefallen, ihn um seinen Besuch zu bitten. Sie wußten beide, daß es zu viel kosten würde.

Auch Briefe waren nur selten gewechselt worden. Der Mutter fehlte es an Zeit und Schreibgewandtheit. Auch genierte sie sich mehr und mehr vor ihrem gelehrten Sohn und bildete sich ein, sie schreibe zu unrichtig. Wigus fehlte es an Stoff. Von seinen Studien konnte er nichts schreiben. Er hatte da etwas zu verbergen. Aber auch ohne das: wie sollten die Seinen Interesse nehmen an Dingen, die ihnen schon dem Namen nach unverständlich waren.

Er sah noch all die Seinen als deutliche Gestalten in seinem Lebensbild, wenn er rückwärts dachte, aber er sah sie ganz objektiv, innerlich völlig losgelöst von ihnen.

Nur der Mutter blieb er trotz des kargen Briefverkehrs ganz nahe. Alles, was etwa an Familiensinn in ihm war, bestand als heiße Liebe zu ihr weiter.

Aber da er sie fünf Jahre nicht gesehen hatte, da er an sie nicht objektiv dachte, blieb gerade ihre Gestalt ihm minder deutlich. Sein Mitleid und jene seltsam geheimnisvolle Sehnsucht, die auch den härtesten Mann im Geist zuweilen zwingt, trostsuchend das Haupt in den Schoß der Mutter zu legen, und ihre lieben, leisen Hände zu fühlen — sie beide hatten ihm das Bild der Mutter ein wenig umgefärbt.

Nun rief sie ihn. Und sogar durch ein Telegramm.

Da konnte es kein Zögern geben. Er faßte sich gewaltsam und dachte nach.

Siddy sah noch immer hilflos in das Telegramm, das sie ausgebreitet mit beiden Händen vor sich hielt.

Er tat ihr schrecklich leid. Sie war eine gutmüüige kleine Person.

Der arme Wigus. Aber wie ärgerlich, daß nun auch mit dem Ausgang in das Bierlokal mit ihm nichts wurde; dieser Abend war rein verhext. Ob er wohl noch die Nacht reisen konnte? Zu traurig, so mit dem Gedanken, den Vater tot zu finden, unterwegs zu sein! Ob Wigus wohl ein bißchen was erben könnte? Das wäre nett.

„Wie tust Du mir leid," sagte sie, und es stieg ihr plötzlich naß in die Augen.

Der arme Kerl sah so verstört aus.

Er zog sie an sich und drückte ihren blonden Kopf stumm gegen seine Brust. Sie ließ es geschehen und hielt ganz still.

Wie ihm das wohl tat. Ein liebendes Herz, das mit ihm fühlte, sich nahe zu wissen.

Man ist nicht mehr arm, wenn man nicht in Einsamkeit zu leiden braucht.

„Komm," sagte er, „begleite mich. Ich muß mir Geld holen. Ich muß nach den Zügen sehen. Nicht wahr, Du willst mit mir gehen?"

„Aber liebster Schatz, natürlich."

Und sie war brennend neugierig, bei wem denn Wigus sich abends um halb zehn noch Geld holen durfte.

Da es nicht in ein „Lokal" ging und da unter den besonderen Umständen eine Bewachung der beiden Verlobten völlig überflüssig schien, zog Siddys Mutter es vor, bei ihrer Näharbeit zu bleiben.

Durch den grauen Sommerabend, der nun vollends in Nacht hinüber zu dämmern begann, gingen Wigus Hennegall und seine Braut denselben Weg nach der Rauchstraße, den sie vor einigen Stunden gekommen waren.

Die Sommernacht fand aber kein dunkles Schweigen, um zu ruhen und zu träumen. In das Grün der Baumgruppen leuchteten die Lampen der Wegbeleuchtung hinein. Und wie am Nachmittag ergingen sich überall Menschen.

Nur reiner und ein wenig kühler war die Luft, weil der Verkehr des Geschäftsbetriebes nicht mehr von der Stadt her seinen dunstigen Atem hauchte.

Siddy, die jetzt Wigus eingehakt hatte und im Schritte mit ihm ging, platzte endlich mit der Frage heraus:

„Du holst Dir von Wallravens Geld? Stehst Du da so, daß Du die anpumpen kannst?"

Ihr Ton, dieses Wort verletzten ihn in diesem Augenblick so schwer, daß er geradezu erschrak.

„Siddy . . ."

„Na, ich meinte man so . . ."

Er nahm manchmal Sachen übel! Es war rein um den Kopf zu schütteln! So ganz selbstverständliche, einfache Bemerkungen! Und ein andermal, wenn sie zitterte, daß er was sagen und fragen könne, wie vorhin, als ihr der Rohrpostbrief aus der Tasche gefallen war, dann ging er so darüber hin. Ja, ein komischer Mensch.

Aber seelensgut. Und kolossal klug. Und wunderhübsch als Männererscheinung.

Und Siddy drückte ihm zärtlich den Arm.

Vor Wallravens Haus blieben sie stehen. Oben, im ersten Stockwerk, zeigte sich ein erleuchtetes Fenster. Unten war alles dunkel bis auf den Eingang, der an der rechten Seite des Hauses sich in dem Treppenanbau befand. In weißem Rundglase brannte da elektrisches Licht und erhellte die mit Teppichen belegten Marmorstufen.

„Warte hier auf mich," bat Wigus. „Ich bin in wenigen Minuten wieder da."

Siddy sah ihn die fünf Stufen emporsteigen, dann an der Glastür klingeln, die weiter in das Innere des Hauses führte.

Das junge Mädchen grübelte und grübelte. Der Geheimrat Wallraven war nicht zu Haus, das wußte sie. Und somit ging Wigus zu der Frau Geheimrat.

Und plötzlich sah sie darin etwas Komisches — eine Komplikation, die ihre größte Heiterkeit erregte.

Und sie kicherte belustigt in sich hinein.

Anders, der Diener, wunderte sich, als er den Doktor Hennegall, der doch wußte, daß Herr Geheimrat in Potsdam und daß heute kein Empfang war, nochmals vor sich sah. Als er hörte, daß Hennegall durchaus die Geheimrätin sprechen wolle, zuckte er die Achseln.

Die Gnädige habe Besuch von einer Freundin, die unverhofft in Berlin angekommen sei, und werde sich schwerlich noch stören lassen. Aber er bequemte sich doch, hinauf zu gehen.

Wigus stand einige Minuten in qualvoller Sorge. Wenn Carolyne Wallraven ihn nicht empfing, so mußte er ihr schreiben. Darüber ging dann eine ganze Nacht, vielleicht mehr verloren. Und seine Mutter wartete auf ihn — wartend, wachend, mit einem großen Unglück, am Bett des Sterbenden.

„Bitte," rief Anders, der es mit dem Doktor Hennegall nicht so förmlich nahm, von halber Treppenhöhe herunter.

Gott sei Dank!

Oben hatte Carolyne Wallraven ihr eigentliches kleines Wohnzimmer, das aber nicht von fern den Namen „Boudoir" beanspruchte. Es war vornehm, ein wenig

streng im Geschmack eingerichtet und so ordentlich, daß es fast den Eindruck des wenig bewohnten machte. Auch war es tageshell durch elektrisches Licht beleuchtet, das in rosigen Gläsern von Tropfenform glühte, die an einem runden, an Ketten schwebenden Reif hingen.

Carolyne, die in dem klug gefärbten Licht sehr schön aussah und der man abends auch den schönen Teint eher glauben konnte, war nicht allein.

Dies setzte Wigus Hennegall in die größte Verlegenheit.

Daneben empfand er auch einen starken Eindruck des Staunens . . .

Diese Frau, die da am Tisch stand und ihn neugierig ansah, weil Carolyne ihr schnell ein paar Worte über ihn gesagt haben mochte, diese Frau hatte er hier noch nie gesehen.

Sie war viel, viel jünger als Carolyne. Höchstens Anfang der Zwanzig. Mittelgroß, schlank und doch voll, trug sie ihre Gestalt mit der Sicherheit der Weltdame. Sie hatte ein hellblaues Leinenkleid an, modisch mit allerlei Stickereien verziert und sehr elegant.

Sie war dunkel von Haaren, und sehr dunkle, lebhafte Augen leuchteten aus dem weißen Gesicht.

Carolyne stellte ihn vor. Er hörte dann den Namen:

„Mademoiselle Soniakow."

„Darf ich Sie zwei Minuten allein sprechen, gnädige Frau," sagte er sogleich. Er sah verstört genug aus. Carolyne Wallraven erriet ohne weiteres eine außerordentliche Angelegenheit, während sie, als er gemeldet wurde, nur gedacht hatte, er bringe ihr voll Übereifer schon seine Lebensgeschichte.

„Bitte, Olga . . ." sagte sie.

Aber die Fremde ging schon von selbst auf die Tür zu, die in Carolynens Schlafzimmer führte.

„Vergeben Sie mir. Ich störe Sie. Aber ich habe dieses Telegramm erhalten."

Er zog es aus der Brusttasche. Er sah sie mit hoffenden, wartenden Blicken an, während sie las.

Carolyne begriff sofort, daß er doch um das Geld bitten wolle, das er heute nachmittag abgelehnt.

Es durchzuckte sie. War das Freude? Blitzschnell zog ihr der Gedanke durch den Kopf, daß sie sich in dem jungen Manne eine ergebene Seele gewonnen habe und ihn fester und fester an sich ketten könne. Und dann vielleicht ward er wie von selbst zum Entdecker, zum Wächter, zum Schützer . . . Durch ihn mußte und würde sie eines Tages Gewißheit erhalten . . .

Schmachvoll niedrige Gedanken!

‚Ich will mir einen Spion kaufen,' dachte Carolyne.

Und die Seele der unglücklichen Frau erzitterte in Selbstverachtung. —

Sie zögerte? Mußte er es erst erbitten, was er nach dieser Depesche angeboten zu bekommen hoffte? Wie bitter, wie demütigend!

Aber nein. Er stand ja vor einer Carolyne Wallraven.

Leise sprach sie: „Ich glaube, ich habe nur vier- oder fünfhundert Mark in meiner Kassette. Genügt das?"

Seine Stirn ward ihm naß. Aber er sagte einfach: „Ich bedarf kaum der Hälfte."

Er hätte nicht um die Welt Redensarten von Dank und baldmöglichstem Wiederbezahlen machen können.

Carolyne ging an ihren Schreibtisch und nahm vier blaue Scheine heraus.

„Wann reisen Sie?" fragte sie zugleich.

„Ich weiß es noch nicht. Ich will nun irgendwo mich erkundigen. In einem Wirtshaus oder an der Bahn . . ."

Er nahm das Geld und küßte die Hand, die es ihm gab.

Und zufällig begegnete er, als er sein Haupt erhob, dem Blick der Frau.

Und dieser ernste, freie Blick nahm ihm jeden bitteren Stachel der Demütigung aus dem gequälten Herzen.

Heiße Dankbarkeit, unendliche Ergebenheit wallten in ihm auf.

Ihm war's, als habe ihn Carolyne Wallraven nicht durch das Geld, aber durch diesen schönen, geraden Blick für immer verpflichtet. „O," sagte sie nun, „Zugverbindungen, Kursbücher — das ist Olgas Fall."

„Olga," rief sie laut.

Die Tür öffnete sich, und die junge Fremde mit dem interessanten Kopf kam wieder herein.

„Hier unser junger Freund will reisen. Am liebsten noch heut nacht. Wir wollen doch nachsehen . . ."

„Es handelt sich darum, den Zug zu wählen, der in Breslau Anschluß hat," bemerkte er.

Olga Soniakow nahm von Carolynens Schreibtisch ein Kursbuch.

Während die Fremde, am Tisch sitzend und eifrig lesend, sich mit den Fahrplänen beschäftigte, fragte Carolyne rücksichtsvoll und leise: „Sie haben keine Ahnung, welcher Art das Unglück ist?"

„Keine."

„Ihr Vater ist alt? Kann er einen Schlaganfall bekommen haben?"

„Vater ist erst achtundfünfzig Jahr alt. Ich weiß nicht, ob er apoplektischer Natur war."

Carolyne wußte nun nicht, was noch weiter fragen. Sie stand vor unbekanntem Land. Ihr Interesse an Hennegall war noch nicht in seine früheren Lebenszustände hineingewachsen.

Er zog nun einige zusammengefaltete Bogen aus der Seitentasche seines Rockes.

„Es ist der erste Teil der versprochenen Niederschrift," sprach er. „Möchte es Ihnen morgen gefallen, ein wenig darin zu lesen."

„Ich danke Ihnen. Werden Sie lange fort bleiben? Geben Sie mir Ihre Adresse."

Und da es ihr schien, als fände sich die Freundin doch nicht in dem Kursbuch zurecht und als dauere das Suchen nach dem Zuge zu lange, sagte sie, an den Tisch tretend: „Gib her — ich will nachsehen."

Aber Mademoiselle Soniakow zog rasch das Buch näher an sich und legte die Hand darauf.

„Nein," rief sie heiter, „das ertrag' ich nicht. Haben Sie nicht auch schon bemerkt," wandte sie sich an Wigus, „daß kein Mensch es länger als eine halbe Minute aushält, einen anderen Menschen im Kursbuch blättern zu sehen? Jeder bildet sich ein, er könne es am besten und zuverlässigsten."

Und dabei sah sie den jungen Mann ganz gerade an, fast mit dem Ausdruck der Neugier.

Er gefiel ihr sehr.

Sie sah wohl, daß er schlecht angezogen war.

Vermutlich arm — — Ein Kämpfer. Der — — Nun, der hatte die Stirn und die Augen eines Siegers.

‚Wunderbare Augen,' dachte sie, und mußte sich Mühe geben, nicht zu auffällig lange hinein zu schauen.

„Nun, hast Du den Zug?"

„Gleich," sagte Olga Soniakow und fing an, Zahlen murmelnd, allerlei auf einen Zettel zu schreiben.

Auch Hennegall, plötzlich beruhigter, durch die Gewißheit, reisen zu können, und die Hoffnung, daß Carolyne Wallraven morgen sich mit seinem Leben bekannt machen und ihn dann völlig verstehen werde, auch Hennegall sah die Fremde nun genauer an.

Welch ein schönes, junges Weib! Und wie alles an ihr lebensprühend schien. Das Auge flammte förmlich. Jede Bewegung war rasch und graziös zugleich. Welch weiße, lange, schlanke Hand!

Und wie funkelte der Goldfinger ihrer Linken von Brillanten. Auch in den Spitzen am Kleid unter ihrem Kinn flimmerte es.

Reichtum, Schönheit, Jugend. Wie viel auf einmal!

Und was war das, was von ihr ausging? Eine siegessichere Heiterkeit blitzte aus ihren Augen.

Sie sah aus wie eine Glückliche, eine Beneidenswerte.

Hennegall glaubte noch niemals einen Menschen gesehen zu haben, der so königlich sicher, so fröhlich überlegen wirkte.

Nun stand sie auf und sagte: „Sie fahren am besten morgen früh, den Zug heute abend könnten Sie nicht mehr erreichen. Hier . . . alle Anschlüsse habe ich aufgeschrieben und jeden längeren Aufenthalt."

Sie sprach ein wenig hart, wie Russinnen tun.

„Ich danke sehr," sagte er, und nahm den Zettel.

Wieder schaute sie ihn groß und forschend an.

Dieser Mann, der aussah wie ein Held und so schrecklich häßlich angezogen war, fesselte sie mehr und mehr.

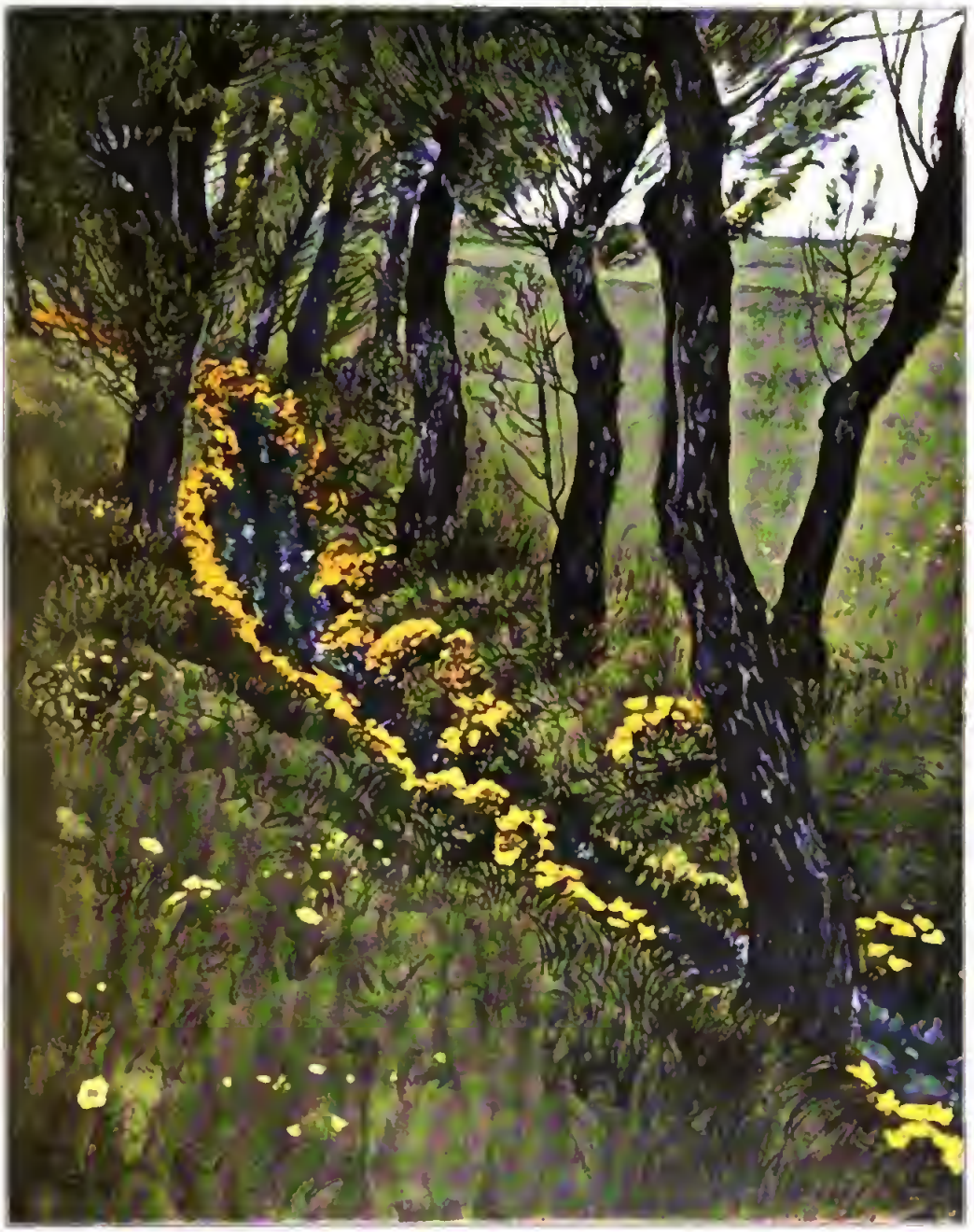
Der leuchtende Blick aus den schönen Augen verwirrte ihn einen Herzschlag lang.

Er wünschte etwas konventionell Schickliches zu sagen und sich mit Haltung zurückzuziehen.

Zugleich wünschte er auch, bleiben zu dürfen. Aber draußen stand ja Siddy . . .

Und ihm fiel nichts ein . . .

Aus unserer Bildermappe:



Dotterblumen. Farbige Zeichnung von Walter Georgi-München.

Man hatte ihn in der Jugend nicht gelehrt, „sich zu benehmen“.

Aber Carolyne, mit ihrem sechsten Sinn für die Verlegenheit, die Ungewandtheit jungen Männern bereitet, sprach schon gütig: „Wir wollen Sie nicht aufhalten, Herr Doktor ... Sie werden es eilig haben mit Ihren Reisevorbereitungen.“

„Weißt Du was, Carolyne? Ich sagte doch vorhin, daß ich zu Fuß ins Hotel zurückgehen möchte und Du botest mir Anders an. Es wäre sehr charmant, wenn Dein junger Freund mir diese Domestikenbegleitung ersparte und mich nach dem Kaiserhof geleitete, vorausgesetzt, daß sein Weg ihn so wie so in jene Gegend führt.“

Olga Soniakow dachte entschlossen, daß sie diesen Mann ein wenig näher kennen lernen wolle, und ergriff kurzer Hand die einzige Möglichkeit, die sich dazu im Augenblicke zu bieten schien.

Eine ganz kurze Pause entstand.

Carolyne Wallraven wunderte sich über Olga und begriff, daß dieselbe von einem ungewöhnlichen, jäh aufflammenden Interesse für Hennegall erfaßt sein mußte.

Und Wigus Hennegall war von peinlichster Verlegenheit befallen. Wie brennend gern hätte er diese Frau, die ihm fürstlich erschien, geleitet. Aber draußen stand Siddy.

„Ich bin nicht allein. Draußen wartet jemand auf mich,“ sagte er.

„Ah ... dann —“ Über das ganze Wesen Olgas schien sich plötzlich Zurückhaltung zu legen.

Und Wigus Hennegall erging es wie einem Kinde mit schlechtem Gewissen. Er wähnte, man müsse ihm die Wahrheit auf der Stirn brennen sehen.

Und weiter war es ihm, als sei dies Herzklopfen, das er unter dem leuchtenden Blick der schönsten Augen empfand, ein Verrat an Siddy.

Die kluge Verschwiegenheit ließ sich nicht länger bewahren. Er wollte die arme kleine Siddy, seinen Sonnenschein in düsteren Tagen, nicht verleugnen vor dieser strahlenden Frau.

Das Gefühl, das ihn vorwärts trieb, war vielleicht unklar. Aber es war zwingend und rein.

Ihm war fast, als gäbe es etwas zu retten ...

„Es ist meine Braut,“ setzte er mit tiefem Atemzug hinzu.

Über Carolyne Wallravens Gesicht flog ein Ausdruck von Mißmut.

Aber Wigus sah das nicht. Seine Blicke forschten in dem weißen Gesicht der anderen.

„Dann natürlich ...,“ mehr sagte Olga Soniakow nicht. Sie zuckte die Achseln.

Hennegall ärgerte sich. Warum hatte er auch Siddy mitnehmen müssen.

Nun war es gesagt.

„Steht von dieser Braut in Ihrem Manuskript?“ fragte Carolyne kühl.

„Nein, soweit kam ich noch nicht. Aber auch das werden Sie eines Tages erfahren und verstehen.“

Er begriff ihren kalten Ton nicht. Sie wußte doch noch gar nicht, daß seine Siddy arm und — am Theater sei.

„Ich hoffe es,“ sagte sie nur.

Als er gegangen war, rief Olga sehr lebhaft: „Komm in Deine Schlafstube. Da ist es dunkel. Wir wollen sehen ... Was für eine Brautschaft mag das sein? Ein Mädchen, das er allein abends auf der Straße warten lassen kann ...“

„Das beweist ja nichts,“ meinte Carolyne Wallraven. „Aber es ärgert mich doch. Es ist zu früh. Mag sie sein, wer sie will.“

Ihr allein wäre es nicht eingefallen, vom dunklen Zimmer aus die helle Straße zu beobachten. Aber sie lieh sich willig Olgas temperamentvoller Neugier.

Und draußen, im weißen Laternenlicht auf den Steinquadern des Bürgersteiges sah sie dasselbe junge Mädchen im schwarzweiß karrierten Kleiderrock, das hier nachmittags so oft vorbeigegangen war. Sie erkannte es gleich. Dieser runde Kopf mit dem vielen Blondhaar und dem Matrosenhütchen, der etwas zu groß erschien für die zierlich üppige Gestalt ... kein Zweifel, gar keiner.

Also um Wigus Hennegalls Willen war diese kleine Person hier so geduldig auf und ab patrouilliert?

Ein Seufzer, tief — erlöst — zitterte von ihren Lippen ...

Aber ihr Gedächtnis regte sich. Es war erbarmungslos deutlich.

Sie hatte es doch gesehen, selbst gesehen, wie ihres Gatten Angesicht sich mit jener flackernden Röthe überdeckte ...

Wie hing das zusammen? ... Nur wissen, wissen ...

„Siehst Du . . . eine kleine Blondine . . . und wartet allein . . . da kommt er. Wie sie sich zärtlich in seinen Arm hängt. Nun gehen sie fort."

Olga sprach erregt.

Nach einer kleinen Pause sagte sie leise vor sich hin: „Sonderbar" . . .

Und dann noch einmal: „Schade."

Plötzlich lachte sie auf, in hellem Spott über sich selbst.

„Nein so etwas! Carolyne — dieser Mensch in dem scheußlichen Anzug hat so was auf mich gemacht wie einen Eindruck. Schilt mich aus. Tüchtig. Wie kann man . . . Aber weiß Gott, er interessierte mich fabelhaft. Na, diese Gefahr ist vorbei. Er ist verlobt."

Carolyne sagte ruhig:

„Es wäre auch so wie so wohl keine Gefahr gewesen. Ich habe schon manchmal gesehen, daß Du eine Stunde lang einen Mann zum Verlieben fandest; aber in der nächsten Stunde warst Du stets abgekühlt. Weil Du immer darauf wartest, ob Du Dich nicht endlich einmal verlieben wirst, siehst Du Dir schon alle jungen Männer spaßeshalber darauf an, ob sie wohl gefährlich werden könnten."

„Wirklich? Nun kommt's heraus, daß Du mich kritisch beobachtet hast!" scherzte Olga.

„Natürlich habe ich Dich beobachtet, denn ich fange nachgerade an, mich ein wenig zu ängstigen."

„Daß ich eine alte Jungfer werde?" fragte Olga schnell.

„Nein, daß Du einmal einem Mann begegnest, der Dir wirklich gefährlich wird. Solange Du aber lachend konstatierst, daß Du jemand fabelhaft interessant findest, ist keine Not."

„So, so."

Sie blieben noch immer ohne Zweck und Grund im dunklen Zimmer. Ihnen war beiden so eigentümlich unfrei und zugleich so mitteilungsbedürftig zu Mut. Olga, hinter deren freiem sichern Wesen sich eine seltsam keusche Scheu barg, die es ihr unmöglich machte, nach Art vieler Frauen, über Liebe und Ehe, mit neugierigen Gedanken, intim hin und her zu reden, fühlte sich so beunruhigt, stand so unter dem Wunsch, sich ihre Unruhe von Carolyne erklären zu lassen. Aber sie gewann es dennoch nicht über sich, zu sprechen.

Die Dunkelheit war so willkommen. Sie war wie ein Versteck für törichte Gedanken.

‚Das ist ja Unsinn,' dachte Olga und war empört über sich und die starke Mißempfindung, welche ihr der Gedanke an dieses Mannes Braut verursachte.

‚Es war doch so: er errötete,' dachte Carolyne gequält und sah ihren Gatten vor sich, wie er heute nachmittag beim Anblick jenes Mädchens erschrak.

Olga und sie waren befreundet, aber auf eine besondere Art. Als sie sich vor einigen Jahren kennen lernten, entstand sogleich ein lebhafter Verkehr zwischen ihnen, trotz des Altersunterschiedes. Während der Geheimrat und Madame Soniakow, Olgas Mutter, ihren Brunnen tranken, machten Carolyne Wallraven und die junge Olga die schönsten Spaziergänge auf den waldigen Hügeln Marienbads. Es zeigte sich, daß Olga, ihren Jahren voraus, eine große geistige Kultur besaß, daß der Geschmack beider Frauen in Kunstwerken und Büchern sehr ähnlich war. Olga schloß sich lernbegierig an die reife bedeutende Frau und ließ sich daneben vom Geheimrat ein wenig den Hof machen. Er war gegen alle hübschen jungen Damen ritterlich. Und Carolyne fühlte sich auf das, was sich vor ihren Augen begab, niemals eifersüchtig.

Sie wußte, daß diese halb väterliche, halb huldigende Art zu der Rolle des liebenswürdigen großen Mannes gehörte . . .

Olga entwickelte sich rasch weiter. Als Tochter einer deutschen Mutter und eines russischen Vaters besaß sie die Intelligenzen und glücklichen Besonderheiten beider Rassen. Das Reiseleben, welches sie während vieler Monate des Jahres mit ihrer Mutter führte, reiste sie noch mehr. So besaß sie mit zweiundzwanzig Jahren eine vollkommene Sicherheit, wie sie sonst nur Frauen in großer Stellung eigen ist.

Mit Carolyne Wallraven korrespondierte und sprach sie über alle Fragen des Lebens. Sie teilten einander jeden geistigen Genuß mit, den sie hatten.

Aber über ihr Gemütsleben sprach Carolyne nie mit dem jungen Mädchen. Vielleicht ward hier der Altersunterschied doch zur Kluft.

Und gar über ihre geheimen Qualen mit irgend einem Menschen auf der Welt zu sprechen, das hatte Carolyne Wallraven bisher noch nicht über sich gebracht . . . .

Es ging ihr, wie es vielen Verarmenden geht: sie glauben durch allerlei Schein noch ihren Ruf als wohlhabende Leute aufrecht zu erhalten, während alle Welt es sich schon flüsternd erzählt, wie es in Wahrheit steht; während die Verlogenheit ihrer Haltung schon schreiend ist.

Carolyne Wallraven bildete sich ein, daß ihre Ehe als eine glückliche angesehen werde . . . .

Plötzlich fragte Olga etwas durch das Dunkel.

„Carolyne, hältst Du mehr von Ehen aus Liebe oder von Ehen aus Verstand?"

Die Frau schrak aus ihren Gedanken auf. Olga mußte es noch einmal sagen. Und im Schutz der Dunkelheit lächelte Carolyne bitter.

„Die eine wie die andere Ehe kann gut ausfallen. Nur wenn der eine Teil aus Liebe und der andere aus Verstand heiratet, dann sind alle Garantien des Unglücks von vorneherein da."

„Carolyne."

„Was willst Du?"

Das junge Weib fiel ihr um den Hals, ungestüm, zärtlich.

„Laß mich doch in Wahrheit Deine Freundin sein."

„Du bist so jung — Du bist so jung," murmelte Carolyne.

„Und sehe und begreife doch alles."

„O schweige."

Und Carolyne stand und preßte die gefalteten Hände gegen ihr Gesicht. Nur nicht davon reden. Nur das Elend nicht nennen. Wenn erst der Name des Unglücks ausgerufen wird, scheint es näher, tödlicher.

Aber dennoch war es wie eine Wohltat, sich von diesem lebhaft und tief empfindenden Geschöpf verstanden zu fühlen.

Als sie in das helle Zimmer zurückkehrten, war es, als sei etwas Bedeutungsvolles zwischen ihnen geschehen.

Carolyne konnte sich noch nicht von der jungen Freundin trennen. Durch den schönen Sommerabend begleitete sie sie selbst bis an das Hotel.

Unterwegs sprachen sie wieder von Hennegall. Carolyne erzählte, was sie bis jetzt von ihm wußte.

„Seine Jugend möchte ich dennoch kennen," sagte Olga, und die Geheimrätin versprach ihr, bei Wigus Hennegall anzufragen, ob auch sie das Manuskript lesen dürfe.

„Ihr müßt was für ihn tun — Du und der Geheimrat," drängte Olga.

„Das ist schwer bei ihm; er will allein gehen."

„Sei erfinderisch und betrügerisch. Es gibt soviel Feinheiten und Möglichkeiten. Der andere braucht sie nie zu merken."

Dann stieg Carolyne in eine Droschke und fuhr heim.

Grade als ihr Wagen vor der Gitterpforte hielt, fuhr, von der anderen Seite herankommend, auch der Geheimrat vor.

Er war in der besten Laune und konnte noch seiner Frau aus dem Wagen helfen.

Während sie durch den Vorgarten gingen, erzählte er von der Liebenswürdigkeit der Majestäten und berichtete einige sehr schlagende Bemerkungen, die von hoher Seite gefallen waren.

Carolyne, die noch niemals in ihrer vierundzwanzigjährigen Ehe einen Schritt getan hatte, den ihr Mann nicht gewußt, die es als Selbstverständlichkeit empfand, über ihr Kommen und Gehen Rechenschaft abzulegen, erklärte nun auch, wie es gekommen, daß sie noch ausgegangen sei.

Das Ehepaar war inzwischen oben in Carolynens Zimmer eingetreten, wo Anders noch den Tee hergerichtet hatte.

Der Geheimrat ließ sich von seiner Frau die Mischung Tee und Kognak zusammengießen, die er gern des Abends nahm.

Die rosigen Tropfen, in denen das elektrische Licht glühte, erhellten das Zimmer.

‚Wenn sie wüßte, daß ein gewisses clair obscur ihr vorteilhafter wäre,' dachte er und sah ihr zu.

Immer wieder empfand er es, daß in ihren Zimmern stets ein Hauch von Ungemütlichkeit und Kühle war.

‚Sie versteht es gar nicht, von Behagen keine Spur,' dachte er. ‚Aber das kommt von dieser gräßlichen Ordnungsliebe.'

Er haßte ihre Ordnungsliebe in allen Dingen. Diese selbe Eigenschaft, die er einst gepriesen, weil sie ihm vorwärts ge-

In der Postkutsche. Farbige Zeichnung von Walter Georgi.

holfen, war ihm nun, wo er oben ſtand, geradezu läſtig.

„So," ſagte er, „alſo Olga iſt da. Bleiben ſie lange?"

„Nicht ſehr lange. Nur acht Tage oder ſo. Sie wollen nach Italien, erſt an die See. Viareggio oder San Terrenzo. Dann Florenz. Du weißt, Madame Soniakow braucht Wärme."

„Geh doch mit," bemerkte er plötzlich. Das Herz ſtand ihr faſt ſtill.

„Ich allein? Ich denke, wir reiſen wie immer in den Univerſitätsferien zuſammen."

„Ich kann dann nachkommen," ſagte er raſch.

Sie fühlte, das war nur ein leeres Verſprechen . . . .

Haltung! Haltung!

Sie brachte ihm die Taſſe an den Tiſch. Er ſaß, die wuchtige Geſtalt bequem zurückgelehnt, im Stuhl.

„Das wäre eine Idee," lächelte ſie gezwungen.

„Und der arme Kerl der Hennegall . . . na, der ſcheint mir auch grade kein Liebling Fortunas. Toter Vater? Verzeih, ich verſtand Dich vorhin nicht genau."

‚Du haſt einfach nicht zugehört,' dachte Carolyne. Sie erzählte noch einmal. Daß Wigus Hennegall noch gekommen ſei, um ſich von ihr zu verabſchieden, daß Olga ihn ſehr intereſſant gefunden habe und gemeint, man müſſe ihm zart vorwärts helfen.

„Leicht geſagt," ſprach der Geheimrat achſelzuckend. „Wenn der Menſch nicht die verrückte Idee mit der politiſchen Karriere hätte! Wer garantiert mir, daß er nicht links umſchwenkt? Einer der durch meine Schule ging — ein Lieblingsſchüler. Das fiele doch ein wenig auf den Lehrer zurück."

Carolyne ſah ihn an.

Dieſer „hoheitsvolle" Blick, wie er ihn bei ſich bezeichnete, veranlaßte ihn, zum zweitenmal mit den Achſeln zu zucken.

„Nun, er geht auch wohl allein ſeinen Weg," ſprach ſie, förmlich trotzig, der Fähigkeiten ihres jungen Freundes denkend. „Das Schlimme iſt nur: er hat ſchon eine Braut."

Und ſie ſah ihren Gatten an, feſt, beobachtend, feindſelig. Kein Wimpernzucken ſollte ihr entgehen.

Die Eiferſucht, die Angſt, daß ſie gleich wieder dieſe flackernde, verräteriſche Röte ſehen werde, machten ſie ganz unklug. Ihr Ausdruck mußte auch dem Unbefangenſten auffällig erſcheinen. Der Geheimrat aber war niemals unbefangen, wenn er mit ſeiner Frau ſich unter vier Augen befand.

‚Was hat ſie? was will ſie?' dachte er.

„Ja, ſtell Dir vor; weil Olga von ihm begleitet ſein wollte — Du kennſt ja ihre impulſive Art, die ſie manchmal ohne Selbſtkritik ihren Einfällen nachgeben läßt — mußte er eingeſtehen, daß draußen jemand auf ihn warte. Und er ſchien es für ehrenhaft zu halten, gleich zu erklären, es ſei ſeine Braut."

Der Geheimrat lachte.

„Etwas kindlich. Und läßt auf ein höchſt tugendlich ernſtes Verhältnis ſchließen."

„Selbſtredend. Und ſtelle Dir vor, es iſt das junge Mädchen, im ſchwarzweiß karrierten Rock, die hier heute nachmittag auf und ab ging. Olga und ich ſahen es vom Fenſter."

„Heißt? . . ." fragte er gleichgültigen Tones.

„Er hat uns den Namen noch nicht mitgeteilt."

„Ach, weißt Du — das laß Dir keine Sorgen machen. So dieſe jungen Studenten verlieben und verloben ſich im Handumdrehen. Das löſt ſich eben ſo raſch als es ſich bindet."

Er ſtand auf.

„Alſo gute Nacht, Carolyne. Und das transſilvaniſche Großkreuz iſt mir ſicher. Es wird der neunzehnte. Leerer Tand wirſt Du ſagen. Richtig. Aber was für einen ſchönen Frauenhals Brillanten ſind, das iſt für den ſchwarzen Männerfrack der Ordensreichtum. Immer ein gefälliger Putz. Alſo gute Nacht, Carolyne."

Sie aber ſaß noch lange einſam wach.

Sie ſtellte ſeinen gleichgültigen Ton, ſeine nebenſächliche Frage: „Heißt? . . ." vor ihren Geiſt und prüfte . . .

Nein, keine Wimper hatte ihm gezuckt, kein flammendes Rot huſchte über ſein Geſicht.

Sie hatte ſich am Nachmittag doch geirrt. Oder ſein Schreck hatte andere Gründe gehabt.

Welches Leben! Welche demütigende, entnervende Hetzjagd nach Beweiſen . . . Und wie zehnfach demütigend, wenn es ſchien, als habe ihre Eiferſucht ſich auf totes Geleiſe verfahren . . .

Mit Grund gefürchtet zu haben, ist entsetzlich, aber gibt die Genugtuung der eigenen Unschuld, der eigenen untäuschbaren Wachsamkeit und der Schuld des anderen. Ohne Grund gefürchtet zu haben und trotz dieser erlangten Gewißheit weiter fürchten müssen, das ist entsetzlicher.

Es scheint die Schuld kleinlichen Mißtrauens befleckend auf die arme, eifersüchtige Seele zu werfen.

Carolyne öffnete das Fenster und ließ die kühle, von Rosendüften gesättigte Luft der Nacht an sich heranströmen.

‚Ach, nur einmal Ruhe und Glück — nur einmal,‘ dachte sie inbrünstig.

Stille Tränen rannen aus ihren Augen und zogen Furchen in die schönen Farben, die auf ihren Wangen das Fahle der Vergrämtheit übermalten. —

Den nächsten Morgen widmete sie der Niederschrift Hennegalls.

Sie war erschüttert. Ihre mütterliche Teilnahme an dem jungen Lebensstreiter erstarkte noch. Sie mußte ihm sofort ein Wort sagen. Und mit rascher Feder schrieb sie einige Zeilen.

„Hat Schradin einen Sklaven kaufen oder ein Menschenleben retten wollen? Doch ganz gewiß das letztere. Ich bin sicher, Sie haben inzwischen schon erkennen dürfen, daß seine Wohltaten *nicht* die Kette sind, die Sie an Ihrem Fuße klirren hören. Aber ich will Ihnen nicht vorlügen, daß ich Sie deshalb kettenlos sehe. Solche Familienverhältnisse, wie die Ihren, können Sie am Vorwärtskommen hindern oder Sie eines Tages wieder stürzen machen. Und dann vor allen Dingen die Braut! — schon eine Braut! Lieber Hennegall, Sie werden mir antworten, die Erwählte sei ein Engel. Und ich glaube es Ihnen. Aber dennoch! Nun, wir reden davon. Nur ein Zeichen der Teilnahme sollten Sie von mir empfangen. Und dann wollte ich fragen: Darf Olga Soniakow Ihre Lebensgeschichte lesen? Olga ist ein so ungewöhnlicher Mensch, daß es für Sie Reichtum bedeutet, näher von ihr gekannt zu sein.“

An diesem Tage aß der Geheimrat ganz außergewöhnlicherweise mit seiner Frau zusammen zu Mittag. Er hatte einen Bekannten, der sich gerade in Berlin befand, zu Tisch gebeten und seiner Frau sagen lassen, dieser Professor Durban würde auch Olga Spaß machen. Aber Olga ließ auf die telephonische Anfrage antworten, sie sei mit ihrer Mama in der russischen Botschaft zum Frühstück geladen. So speiste man zu dritt.

Der Professor Durban, ein langer, hagerer Mann, mit schlichten Haarsträhnen, die glatt aus der Stirn zurückgekämmt waren und bis auf den Kragen des schwarzen, schlechtsitzenden Gehrocks hingen, wo sie ein wenig Schuppenstaub ablagerten, war ein sehr gelehrter Herr, der alles verachtete, was nicht zu seiner Fachwissenschaft gehörte. Sein gefurchtes, bartloses Gesicht, die etwas blöden Augen hinter goldgefaßtem Kneifer wirkten nicht sehr anziehend. Sein Ton war autoritativ und überhebend.

Carolyne konnte Männer, die nicht weiter sahen als bis zum engen Horizont ihres Spezialwissens, nicht gut vertragen. Dann, wenn sie einem solchen gegenübersaß, erschien ihr der lebhafte, universelle Geist ihres Gatten erst vollends bedeutsam und anziehend.

Durban mit seinen knöchernen Händen handhabte Messer und Gabel so ungraziös. Man *merkte* immerfort, daß er aß. Diese Beschäftigung störte ihn selbst geradezu bei dem Vortrag, den er Carolyne hielt über sein kürzlich erschienenes Buch: „Das Volksrecht der Alemannen.“ Und doch vermochte er es nicht über sich zu schweigen, bis er den jeweiligen Bissen Essen hinuntergewürgt.

Und ihm, dem kleinen Gelehrten, der an einer winzigen Universität ein kaum beachtetes Dasein führte, schien der große Geheimrat Professor Dr. Wallraven nicht für zehn Pfennige zu imponieren.

Das ärgerte Carolyne. In der geheimnisvollen Kompliziertheit ihres von Leidenschaften der Liebe und des Hasses so wunderbar erfüllten Herzens wollte sie, daß kein Sterblicher außer ihr ihren Mann richten und erkennen solle. Alle anderen sollten ihn bewundern.

Und war denn nicht auch genug an ihm zu bewundern? Wie viel echtes, freies Wissen, wie viel beweglicher Geist in ihm. Dagegen dieser Philistergelehrte ... Es war zum Lachen, wie der sich blähte.

So wie sie auf den Verdacht kam, daß jemand ihren Gatten scharf kritisierte und an dem großen Gelehrten Freude verlor und Respekt vor ihm wegen seines kleinen

Charakters, wurde sie zur schlechten Beobachterin. So hörte sie auch jetzt gar nicht mehr, daß Durbans Ton lediglich von Selbstbewunderung triefte, merkte nicht, daß Durban nicht etwa den Geheimrat sah, wie er war, sondern daß er überhaupt nur sich selbst sah.

Sie litt, gleichsam blind und taub für alle Unterscheidungen unter dem einen Gedanken: ‚Durban verachtet die Streberei des Mannes, an dessen Tisch er sitzt.‘

„Die historische Abteilung vergibt zuweilen ein kleines Reisestipendium an junge Forscher, die freilich sich dann einer bestimmten Aufgabe, der Erforschung gewisser Archive oder dergleichen zu widmen haben.“

„Das wäre etwas!“ rief Carolyne erfreut; „wenn man ihm dergleichen erwirken könnte!“

Durban fragte, von wem die Rede sei. Wallraven setzte ihm ungefähr den jungen Mann und seine Ziele auseinander.

Aus unserer Bildermappe:

Bauernstube. Farbige Zeichnung von Walter Georgi.

Mitten hinein in Durbans endlose Auseinandersetzung über die Vorzüge seiner Disposition des Stoffes gegenüber der Methode, welche seinerzeit Haas und Bacmeister gewählt, sagte Wallraven plötzlich: „Pardon, Durban — — Carolyne, ich sehe doch eine Möglichkeit, Olgas Wink zu entsprechen.“

„Olgas? . . .“

Carolyne wußte im Augenblick nicht gleich welchen, in welcher Richtung.

„Nun wegen Dr. Hennegall.“

„Ach so.“

„Um Gotteswillen! Wenn der Mensch wahrhaft fähig ist, muß er für die Wissenschaft und vor der Politik gerettet werden,“ eiferte Durban. „Zählen Sie dabei ganz auf meine Verbindungen!“

‚Hast Du denn welche?‘ dachte Carolyne gleich allzu feindlich und geringschätzig.

„Du weißt ja, wie wir deutschen Gelehrten nun einmal sind,“ sprach Wallraven, bei dem „wir“ Carolyne verständnisvoll zulächelnd, weil er dies auf Durban münzte, „wenn eine Epoche oder ein Mann zwanzig-

mal erschöpfend beleuchtet ist, kommt doch noch wieder eine Stunde, wo es Bedürfnis wird, den einundzwanzigsten Lichtstrahl auf das schon Taghelle zu lenken. Und kurz und gut: im Zusammenhang und als Ergänzung mit Monographien über andere Politiker jener Zeit soll ein Band herausgegeben werden über die Albizzi. Speziell über den Rinaldo Albizzi, der ja als florentinischer Gesandte mit den größten Machthabern jener Zeit in Berührung kam. Die Gesandtschaftsberichte dieses Erbfeindes der Mediceer sind zwar schon 67 ediert. Aber durch archivalische Studien denkt man noch zu einigen Richtigstellungen zu kommen. Ich hoffe Hennegall diesen Auftrag zu erwirken."

„Welches Glück wäre das."

„Reimers hat zwar auch einen Favoriten, den er durchdrücken will. Aber ich denke doch, wir haben einen etwas längeren Arm," meinte Wallraven, behaglich schmunzelnd.

„Und wenn Hennegall das bekommt, kann er seine Arbeit zuerst in unserem Jahrbuch für Staatswissenschaft publizieren. Ohne allen Zweifel wird ja auch sonst ein Aufenthalt in Florenz ihn in jeder Hinsicht fördern und ihm neue Stoffgebiete erschließen."

Es schien, als hemme der Geheimrat sekundenlang den Fluß seiner Rede, ehe er leichthin fortfuhr:

„Und da ja Du mit Olga nach Florenz willst, könnt Ihr dann dort gleich Euren Schützling bemuttern."

Über das stolze Gesicht der Frau zog ein wundersamer Ausdruck. Es war, als ob alle Strenge sich löse und schmerzlicher Schreck allein die ganze Sprache einer angstvollen Seele blieb.

„Nach Florenz? Ich *will* mit Olga nach Florenz? Aber es war ja nur so flüchtig hingesprochen . . . war Dein Einfall . . . Und Du meinst wirklich?" fragte Carolyne kaum hörbar.

Er sah sie an, kalt, hart — mit jenem Blick, den sie fürchtete.

„Ich denke es mir sehr reizvoll. Ich komme, so bald ich kann, nach und wir werden einen köstlichen September in Florenz verbringen."

„Wann nehmen Sie Ihre Vorlesungen wieder auf?" fragte Durban dazwischen.

„Nie vor dem ersten Oktober. Den August denke ich aber dies Jahr einer großen Arbeit zu widmen und will ihn daher hier still verleben."

„Wenn Ihr Schützling wirklich nach Florenz kommt, so hat er ja dann zwar Sie und Ihre Frau da. Aber ich kann doch mit einer Empfehlung dienen: unser Prinz Bolko will einen Aufenthalt in Florenz nehmen, und es kann sein, daß eine Persönlichkeit nötig wird, die fähig und geneigt ist, den Prinzen in Kunst und Geschichte von Florenz ein wenig erklärend einzuführen. Ein Lieblingsschüler von Ihnen hat ja von vornherein wissenschaftlichen Kredit."

„Vorzüglich!" rief der Geheimrat.

Carolyne blieb schweigsam. Ihre Gedanken kreisten, wie aufgestörte Vögel, immer um eine Frage: ‚Warum soll ich fort?'

Bald nach dem späten Diner gingen die beiden Herren.

Der Geheimrat schlug dem zugereisten Gelehrten vor, er wolle ihm ein bißchen Berlin zeigen.

„Na," sagte Durban, „Sie kümmern sich um ‚Berlin'? Daß Sie für abendliche Plaisirs der Weltstadt Zeit und Lust haben, ist das letzte, was ich mir von unserm berühmten Wallraven träumen ließ."

„Lieber Durban," sprach der Geheimrat, „sind Sie jung gewesen? Bin ich jung gewesen? Man hat gearbeitet, gearbeitet und nochmals gearbeitet, um dahin zu kommen, wo man nun steht. So vor zwei, drei Jahren kam's über mich. Ich hatte Influenza. Eine kleine dumme Störung, wie jedermann sie mal hat. Aber wie ich so dalag, ich, der ich nie krank gewesen war, bloß so zwei Tage recht jämmerlich, und dann noch acht Tage zur Untätigkeit gezwungen — da dachte ich vielerlei. Unter andern auch das, daß ich nie des Daseins holden Leichtsinn genoß. Zum Teufel auch . . . und so sollte man ins Alter gehen? Das Beispiel des Professors Keller fing an, mir einzuleuchten. Sie wissen doch, man sagt von ihm, er habe sich seine vierundzwanzig Tag- und Nachtstunden ein für allemal so eingeteilt: acht Stunden Arbeit, acht Stunden Amüsement, acht Stunden Schlaf."

„Und das haben Sie adoptiert?" fragte Durban, mit seinen Storchbeinen nur mühsam den Schritt mit dem kleineren Geheim-

rat haltend. „Was sagt Ihre Frau Gemahlin dazu?“

„Nicht so ganz,“ lachte Wallraven, „ich stehe doch allzusehr en vue. Und es möchte mich wenig kleiden, wenn man mich in Balllokalen und Tingeltangels sähe. Und eben, wegen meiner Frau ginge das auch nicht. Aber so kein kleines harmloses und dezentes Abenteuerchen kann man sich schon mal leisten.“

Sie waren, die Tiergartenstraße entlang gehend, bis an eine der abzweigenden Straßen gekommen, und da Wallraven eine Droschkenhaltestelle sah, fragte er: Wollen Sie?“

„Wohin denn?“

„Ins Nordentheater. Ich weiß Ihnen da eine kleine Blondine ...“

Durban machte eine entrüstete Handbewegung.

„Aber, lieber Freund!“ lachte der Geheimrat, „Ihre Phantasie geht zu weit. Das süße kleine Mädel tut keinen Schritt ohne mütterliche Bewachung. Wir werden so ehrbar soupieren, wie nur denkbar. Warum soll ich meinen Geist nicht ein bißchen bei dem törichten Geplauder eines holden Kindes ausruhen.“

Durban stand noch zweifelnd. Bei ihm zu Hause war es nicht Sitte, daß überarbeitete Gelehrte sich am Gespräch mit hübschen kleinen Schauspielerinnen erquickten.

„Ich kann Ihnen sogar noch mehr sagen,“ fuhr Wallraven überredend fort.

Er wollte Durban gern mithaben. Dann war Frau Lindstädt „besorgt“. Dieser Durban sprach unaufhörlich. So würde er gar nicht dazu kommen, die Verständnislosigkeit der Frau zu bemerken. „Die nette, lustige Kleine wird von ihrer Mutter scharf angehalten, aus ihrer Tugend ein Spekulationsobjekt zu machen. Ich durchschaue das — es ist pläsirlich zu beobachten. Nur über das Standesamt geht der Weg zu ihr. Und ich bin ein alter Ehekrüppel. Also was wollen Sie? Die Moral ist garantiert — Sie können Hummer und Heidsick mit uns soupieren, ohne Schaden an Ihrer Seele zu nehmen.“

Nach diesen Versicherungen glaubte Durban seinem eigenen Verlangen, dabei zu sein, Folge geben zu dürfen.

Die Herren stiegen in den Wagen und fuhren davon.

IV.

Während so der Würfelbecher seines Geschickes geschüttelt ward, fuhr Wigus Hennegall seiner Heimat zu.

Die Abendstunden mit Siddy waren noch sehr bewegt gewesen.

Aus irgend einem, ihm selbst nicht verständlichen Gefühl heraus hatte er Siddy verschwiegen, daß er Mitteilung von dem Verlöbnis gemacht. Die Mitteilung war ja nur halb gewesen. Er hatte weder Namen noch Stand der Braut genannt. Vielleicht nahm Siddy das übel. Genug, er schwieg davon.

Sie aber zeigte sich von einer Zutraulichkeit und Zartheit, wie er noch nie von ihr erfahren. Er mußte noch mit zu ihrer Mutter kommen. Und die Frauen erschöpften sich in Bekundungen der Teilnahme am bevorstehenden Tod seines Vaters.

Und er, ganz und gar aus den Fugen durch alles, was an diesem Tage an ihn herangekommen war, genoß die Zärtlichkeit, wie ein Frierender die Wärme.

Nicht allein leiden! Wie das wohltat!

Er war nicht zur Einsamkeit bestimmt. Wie sein ganzes Wesen ihn drängte, Wissen aufzunehmen und es in veränderter, anders durchleuchteter Form der Welt wieder mitzuteilen — dem Münzer gleich, der das mühselig erschöpfte Edelmetall erst zum Goldgelde prägt, das den Reichtum der Völker ausdrückt — so bedurfte er auch im Schmerz der mitfühlenden Seele, vor welcher er die Selbstbeherrschung fand, sein Unglück aus der Sphäre der persönlichen Schicksalsverfolgung in die allgemeinen menschlichen Leides zu erheben.

Dankbar und verliebt dachte er während der Fahrt viel an Siddy. Welche Gutmütigkeit in ihr war! Wie ausgeprägt die Fähigkeit zum Mitleid — dies Genie fast aller, die in Armut stehen!

Und dann ihr zärtliches Temperament!

Sie zu sich emporheben mußte leicht und die Ernte dieser Erziehungsarbeit dann köstlich sein.

Wohl trat auch die Erscheinung Olga Soniakows vor seine Erinnerung. Aber er sah sie so fern von sich, wie man etwa die Gestalt einer königlichen Prinzessin sieht.

Die lebt auf einem andern Stern. Dahin reicht die Bewunderung. Aber Wünsche reichen nicht hinauf.

Während der häßlichen Nacht, die dem ersten Reisetage folgte, dachte Wigus Hennegall dann an nichts weiter als an das Wiedersehen mit seiner Familie.

Er mußte umsteigen. Einmal um Mitternacht. Dann wieder um zwei Uhr. Seine Fahrt ging in das Netz der Kleinbahnen hinein, die den fernsten schlesischen Winkel durchziehen. Trotz der Sommernacht fröstelte ihn fieberisch. In erleuchteten kleinen Wartesälen saß er, ein Wachsamer, zwischen Halbverschlafenen, die in blödem Hinstarren dem Augenblick ihrer Weiterreise entgegendämmerten. Alle Menschen sprachen leiser und bewegten sich langsamer als am Tage. Es war, als laste die Herrschaft der Nacht so bleiern auf allen, daß sie nicht ganz abzuschütteln sei.

Gegen halb vier Uhr wurde es Tag. Wigus saß am herabgelassenen Fenster seiner dritten Klasse und sah hinaus.

Wie seltsam das war, durch diese graue frische Luft zu fahren, durch die stille, menschenlose, grüne Welt. Die Dörfer, an denen man vorbei rollte, die Lokomotive mit der schwärzlichen Dampffahne voran, die rotbraunen Wagen ohne Farbenglanz als Gliederschlange hinterher, die Dörfer schliefen noch. Nirgendwo aufwölkender Rauch über den kleinen stumpfen Schornsteinen. Geschlossene Fensterläden, die von draußen das Glas deckten wie ein Pflaster des Schweigens. Auf den grünen Wiesen der bläuliche Schimmer des reichlichen Taues. Und kein Vogel, kein Tier auf den Feldern.

Von Heuduft und dem Atem des jungen Sommerlaubes gesättigt, kam die Morgenkühle herein. Wigus sog sie ein. Es war wie ein Bad, das innere Frische gab.

Langsam versiegte draußen das feine Grau, das alle Farbentöne der Landschaft so still und milde machte.

Das große Schweigen hob sich. Tageslicht breitete sich vom Horizont her klar und sonnig aus. Wiesen und Wälder wurden grüner, Wege brauner, Baumstämme grauer. Alles, was war, zeigte sich in seiner Eigenart und behauptete sich, allein das zart verbindende Schleierband der Frühdämmerung war zerrissen.

Und nun sah Wigus die Hügellinie, vor der im weiten Tale seine kleine Heimatstadt lag. An vielen Hügelketten war er schon vorbeigefahren, mit dem gleichen Zug sanfter Kuppellinien vor dem hellen Himmel. Aber er hatte sie nicht verwechselt, und sein Herz hatte nicht geklopft wie jetzt, da er sich der Heimat näherte.

Er kannte sie gleich. Schnelles, sicheres, wunderbares Erkennen.

Sein Auge feuchtete sich. In ihm wurde ein Gefühl aufwallend, stark und groß, und wenn es ein Jauchzen in Wehmut gibt, so war dieses eines, das seine Brust jetzt erfüllte.

Nur Leid und Bitternisse hatte seine Jugend gekannt. Und jenes friedliche, enge Durcheinander von roten Dächern, die sich um den Fuß eines plumpen Kirchturms drängten, wie Schafe um die Beine ihres sie behütenden Schäfers, das war die kleine Stadt, der Schauplatz jener seiner Leiden. Und dort, der hellgraue Buchenwald, den die vereinzelten Gruppen dunkler Tannen wie Flecke durchsetzten, dieser dicke, altersstolze Wald, der sich so ruhevoll hügelan zog — der hatte jene dunkle Stunde der Torheit, des Schreckens und des Erwachens zur Erkenntnis vom Wert des Lebens gesehen ...

Ja, nur Leid, nur Bitternisse. Und doch glühte in der heißen Brust des Mannes eine seltsame Freude empor. Der unzerstörbar mächtige Instinkt lebte auf in ihm, der den verflatterten Vogel in sein Nest zurücktreibt und das verscheuchte Tier zu seinem Bau. Alles, was lebt, wurzelt mit geheimsten Fäden und unendlichen verborgenen Verästelungen des Gefühls im Boden, dem es entsproß.

Niemand ist wahrhaft heimatlos als der, der seine Heimat haßt ...

Wigus hatte geglaubt, von ihr gelöst zu sein.

Diese Fahrt in der klaren Stille der Morgenstunde, der Heimat entgegen, gab sie ihm wieder.

Wenn er sonst daran gedacht, daß die Kette der Dankbarkeitspflicht ihn vielleicht für immer wieder an seine Heimat binden könne, hatte er mit Schmerz und Zorn diese Möglichkeit erwogen.

Jetzt in dieser Morgenstunde ergriff ihn ein anderes Gefühl. Er hielt es für möglich, in Resignation hier auszuharren. Jene gefährliche, rührselige Bereitschaft zu solcher Resignation hatte ihn ergriffen, wie

sie einen empfindungsreichen Zuhörer beim Anschauen einer Tragödie erfaßt: aufwallend in Mitleid mit anderen und sich, hält er alle Güter der Welt für vergänglich und die Resignation für leicht, weil sie das Los der meisten Sterblichen ist.

Nun zog die Wagenschlange, langsamer rollend, an den Hintergärten der Straße vorbei, in welcher die Seinen wohnten. Da war der alte Birnbaum, in dem das Skelett des Drachens gehangen ...

Jetzt stand er im blanken grünen Laub. —

Der Zug hielt.

Wigus stieg aus. Als sparsamer Reisender hatte er all sein Gepäck in Gestalt eines großen alten Handkoffers und eines Paketes bei sich. Von Büchern schwer, wie die Gegenstände waren, konnte er sie aber nicht allein tragen. Er ließ sie einstweilen am Bahnhof und ging langsam und immer langsamer die Chaussee entlang, die vom Bahnhof zur Stadt führte.

Linden säumten sie ein und gaben ihr Schatten. Noch war das Gras am Rande der Straße taufeucht.

Rasselnd fuhr der leere Hotelomnibus, ihn überholend, an Wigus vorbei und ihm voraus der Stadt zu. Als der Lärm verklungen war, wurden andere süße Töne laut. Auf dem Kornfelde, neben welchem die Chaussee ein Streckchen sich hinzog, piepste und trillerte Gevögel in der grünen Halmenwildnis.

Nun begann gegenüber das hohe Staket, welches das Terrain der Schradrinschen Fabrik umgrenzte. Dicht, sehr dicht aneinander standen die hohen, schmalen Latten, jede mit einem Eisenstachel gekrönt. Man konnte nur wenig hindurch sehen, und diese schmalen Ritzen, an denen man vorbei ging, gaben das Bild der Gebäude drinnen wie in lauter Rillen geteilt wieder.

Wigus Hennegall erinnerte sich in diesem Augenblick sehr deutlich, daß er als Junge oft hier entlang gelaufen war und mit einem Stocke an dem Stakete hingestrichen hatte, so daß es einen in zwei Tönen sonderbar klappenden Lärm gab.

Was für lächerliche Kleinigkeiten aus der Jugend man doch niemals vergißt ...

Das Stadttor ... Noch ein wirkliches Tor, einem riesigen Würfel aus Backsteinen gleich, durch den ein Bogengang führte und den ein Dach in Kuppelform, mit bläulichem Schiefer gedeckt, krönte. Gerade aus die Hauptstraße, gleich hinterm Tor rechts hinein die „Hinterestraße".

Das war der Weg, den Wigus Hennegall einzuschlagen hatte.

Mein Gott, was war mit den Häusern passiert. Einst hatte ihm dies und jenes stattlich gedeucht. Nun kam es ihm vor, als rage sein Scheitel fast zu ihren Firsten empor. Soviel kleiner waren sie geworden ...

Immer noch hatten die Bilder vor seiner Seele gestanden, wie sein Knabenauge sie einst gesehen und bemessen hatte.

Und die jämmerliche Kleinheit der Stadt, der Straße, der Häuser, wie er sie nun sah, beklemmte ihn — wie Vorbedeutung ...

Zwei, drei Menschen nur begegneten ihm. Zwei Arbeiter, die vielleicht zur Fabrik gingen. Ein Bäckerjunge mit schon leeren Körben.

Ein Ackerbürger fuhr mit seinem Leiterwagen torwärts.

Da endlich das Haus — sein Elternhaus ...

Die Kniee zitterten ihm.

‚Mutter,' dachte er, ‚Mutter ...'

Eine grüngemalte Tür führte in das winzige Häuschen. Man stieg aber zum Flur eine niedrige Stufe hinab.

Die Tür hatte eine kleine Glocke, die zweimal ting — ting machte.

O, der vertraute Ton — seit Jahren nicht gehört und nun dem Ohre so bekannt, als hätte sein Nachhall immer in ihm gelegen.

Der Flur war mit roten Backsteinen gepflastert. Rechts zwei Stübchen, links zwei Stübchen, im Hintergrund eine kleine Küche. Oben eine Bodenkammer. Das war alles.

In der ersten Stube rechts hatte man das ting — ting beim Öffnen und Schließen der Tür gehört.

Schwere, müde Schritte bewegten sich. Durch den Türspalt sah ein Gesicht ...

„Mutter!" schrie der Mann.

Und sie ließ sich von ihm umklammern und versteckte ihr Gesicht an seiner Brust.

Sie weinte leise, unaufhörlich.

„Du bist schon auf, Mutter?" fragte er.

„Es ist doch zu Ende gegangen — die Nacht," wimmerte sie.

Er stand starr.

Saure Wochen — frohe Feste. Nach dem

Gemälde von Walter Georgi-München.

Doch zu spät gekommen!

Und der Vater tot. Ein Vater, den er nicht geachtet und nicht geliebt hatte. Und doch — der Vater!

Schauer rannen dem Manne durch die Adern.

Er schloß die Augen. Sein Mund blieb stumm. Die Lippen zusammengepreßt. Er kam sich wie ein Verbrecher vor. Ein Mensch, der den Tod seines Vaters nicht betrauern kann — — entsetzliche Stunde, die gegen einen klagt, einen richtet, einem droht, die den Lebenden oder den Toten verdammt ...

Wie furchtbar wirkte dieser Tod auf ihn! Hart wie ein Schlag von eherner Hand. Denn der lindernde Schmerz, die liebevolle Träne fehlten, und ihr Fehlen gab dem Augenblick etwas Unmenschliches.

„Komm doch," sagte die Mutter, „willst Du ihn nicht sehen?"

„Später," sprach er leise.

„Komm doch," bat sie noch einmal und mühte sich, ihn in die Wohnstube zu ziehen.

Er folgte ihr.

Die alte Frau aber hatte schon tausend geschäftige Gedanken. Und es waren zum Teil solche, in denen sich ihre scheue Freude an der Wiederkehr des Sohnes ausdrücken wollte. Alles ging ihr so durcheinander im Kopf ...

Ach ja, der arme Vater. Nun war er dahin. Daß auch alles so hatte kommen müssen!

Und wie schade, daß Wigus ihn nicht noch lebend gesehen.

Aber wie versteinert der große Junge dasaß! Er weinte nicht. Wenn ihm doch nur die Tränen kommen wollten. Das tut gut.

Gewiß war Wigus müde und hungrig. Nach der Reisenacht.

Ein Glück, daß sie sich schon Kaffee gemacht hatte und daß schon die frischen Semmeln da waren. Er mußte etwas genießen. Gerade im Kummer muß man essen. Kummer zehrt.

Ach und er war anzusehen wie ein Herr. Der feine graue Anzug. Und ein so schöner Mann geworden — sah fast gar nicht mehr dem langen, dünnen, blassen Jungen gleich.

Und sie selbst ... mein Gott, mit der Nachtmütze und weißgestreiften dunkelblauen Kattunnachtjacke und dem geflickten grauen Unterrock ...

Das war doch so verlegen, wo Wigus nun ein feiner Herr geworden.

„Komm, Wigus, ich schenke Dir ein ... trink ... nach der Nacht!"

Sie lief mit ihren ausgetretenen Schlorren an den Eckschrank und nahm daraus eine Staatstasse. ‚Der Silberbraut' stand darauf, und die Nachbarin Thalo hatte sie ihr zur silbernen Hochzeit geschenkt.

‚Wie soll ich es ihm beibringen — wie soll ich das ...?' dachte sie dann wieder.

Daß er weder sprach, noch weinte, war ihr unfaßlich und sehr beängstigend.

„Nimm es Dir nicht so sehr zu Herzen," bat sie. „Lina begibt sich auch schon ein bißchen. Und Sophie und ihr Mann schreiben es auch: es sei denn so am besten, und wir sollten uns in Gottes Fügung schicken."

„Wo ist Lina?" fragte er, sich aus seinen düstern Gedanken reißend.

„Ja, Lina," sagte die Mutter. „Die ist doch tags im Geschäft, und da muß sie nachts schlafen. Und da mocht' ich sie nicht wecken. Daß — daß Vater tot ist, das weiß sie noch nicht."

„Mutter," rief er aufspringend, „Mutter — sie hat Dich allein gelassen, diese Nacht?!"

„Ach Gott, Wigus — sie muß doch'n Tag über alert in'n Geschäft sein," entschuldigte die alte Frau, die gar nicht begriff, warum Wigus solch einen bösen Ton anschlug.

Plötzlich fiel ihr Blick auf das ‚Kreisblatt'. Es lag zusammengefaltet neben der großen Tasse mit den abgestoßenen Stellen im Rand, die halb ausgetrunken vor dem Sofaplatz stand.

Das sollte er noch nicht lesen. Nein, lieber nicht.

Die Schande, die Schande ...

„Geschäft, Geschäft," rief Wigus, „in solchen Zeiten spart man seine Kräfte nicht. Dich allein zu lassen! In solcher Nacht!"

„Lina ist'n gutes Kind," sagte die Mutter etwas beleidigt. „Das verstehst Du nicht. Aber nun trink ..."

„Komm, ja, setz' Dich zu mir. Erzähle." Er begriff plötzlich, daß er noch nichts wußte und daß diese liebe, alte Frau allein die schwersten Stunden durchlebt hatte.

„Sprich, Mutter, sprich Dich aus."

Und er zog sie neben sich auf das alte Roßhaarsofa und legte seinen Arm um ihre

Taille. Aber das lud die alte Frau nicht ein, sich an den Sohn zu schmiegen. Steif aufrecht blieb sie sitzen und strich immerfort mit den Fingern der Rechten über das zusammengefaltete Kreisblatt.

„Sprich Dich aus," bat er noch einmal.

Ihr Herz war nicht so leicht, die Sprache stand ihr nicht so zu Gebot. Wie sollte sie alles sagen? Und da war viel zu sagen. Das wirbelte ihr so durch den armen Kopf.

Und da tat sie das, was sie gerade nicht wollte. Sie schob ihm das Kreisblatt hin. Sie tat es in hilfloser Angst — wie Verzweifelte sich gerade dem entgegenstürzen, was sie fürchten.

Der junge Mann nahm das Blatt. Er begriff auf der Stelle, daß er darin Schwarz auf Weiß das ‚große Unglück' lesen könne, das die Mutter ihm per Draht gemeldet.

Auf den vier kleinen, nur allzu übersichtlichen Seiten sprang ihm die eine Stelle auch gleich in die Augen, obschon sie sich nicht in besonderem Druck heraushob und nicht angestrichen war. Wie mit Flammenlettern stand sie dennoch da.

„In der Schradinschen Fabrik ist man allerlei Unregelmäßigkeiten auf die Spur gekommen. Es handelt sich um Unterschleife, die nicht sowohl durch die Höhe der veruntreuten Summen auffallen, als dadurch, daß die beiden Schuldigen bereits früher ähnliches verbrochen haben, zu jener Zeit aber, um ihrer kinderreichen Familien willen von der Großmut Herrn Schradins Verzeihung erlangten. Daß unser Mitbürger, dessen edler Wohltätigkeitssinn allgemein bekannt ist, solche Früchte seiner Humanität erntete, kann nur auf das lebhafteste beklagt werden. Wenzel Thalo, der Kassierer, ist flüchtig geworden. Ludwig Hennegall, der dem Kassierer als Hilfskraft beigeordnet war und den Geldverkehr der Firma mit der Post besorgte, dürfte seinem irdischen Richter entzogen werden: er ist vom Schlage getroffen worden und geht seiner Auflösung, wie man hört, entgegen. Ein Sohn Hennegalls studiert in Berlin auf Kosten Herrn Schradins, was den Fall noch krasser erscheinen läßt. Den Wenzel Thalo betreffenden Steckbrief finden unsere Leser auf der letzten Seite."

Mit großen Augen sah die Mutter ihrem Sohn zu.

Sie schämte sich so, daß sie ihm das zu lesen geben mußte, daß das der Vater war, den sie den Kindern gewählt. Ganz und gar schuldig und verantwortlich kam sie sich vor.

Ach Gott, und er war nun doch tot. Und auf Tote soll man nicht mehr schelten.

Wenn Wigus nur nicht so böse werden wollte ...

Aber er saß, tödlich erblaßt, reglos, ein bitteres, bitteres Lächeln auf den Lippen.

Schande, offenkundige Schande auf seinem Namen!

Die Kette klirrte.

Sie war so wuchtig, so eisern geschmiedet. Wessen Fuß die fesselt, der fliegt niemals empor.

„Sag doch was — sag doch was," jammerte die Mutter.

Da legte er die Faust schwer auf das zusammengeknüllte Blatt Papier und sprach tonlos: „Das verdirbt auch mein Leben."

„Nein, mein Jung', gewiß wohl nicht," begann sie eifrig und wischte sich immer mit dem Handrücken die Tränen aus den Augen, „Schradin ist zu gut. Denk' mal: er hätt' es ja gar nicht angezeigt. Er war verreist. Aber der Buchhalter, als er es entdeckte — das kam durch'n Brief von'n Lotteriekollekteur an Thalo, den er aus Versehen aufmachte — der lief gleich ans Gericht. Er hatte Angst, das könne ihm selbst noch schaden. Er war ein neuer. Er kannte Schradin noch nicht so. Nun, da war es zu spät, als der wiederkam. Und von der Angst vor Schradin und von der Wut auf den Buchhalter hat Vater es denn wohl gekriegt. Er hatt' keinen Widerstand mehr in sich, sagt der Doktor. All die heimliche Aufregung all die Jahre, die hat ihm Kraft genommen. Gespielt haben sie, Vater und Thalo ..."

Nun war ihre Mitteilungsfähigkeit gelöst. Nun sprach sie rasch, unaufhörlich, und kam über den Tatsachen davon ab, daß sie den Sohn trösten wollte.

„Niedergeschlagen — noch eh' ich mich erhob," murmelte er.

„Nein, nein. Ich sag' ja: Schradin ist zu gut, und Dir ist es gegeben, alles, alles gut zu machen, was Vater ihm angetan. Du kannst alles wieder hereinbringen. Kannst arbeiten und schaffen bei Schradin, bis er es vergißt, daß Dein Vater 'mal vom rechten Wege wich ..."

„Ich? Ich?“ Er brachte das kaum über die Lippen.

Hatte nicht auch er diesen edlen Mann betrogen? Wollte er ihn nicht um den Kaufpreis prellen?

Nein — so war es doch nicht. Aber wenn der andere es so sah, wenn die Welt es so sah ... das war genug, ihn zu brandmarken.

Wenn er sich Schradin verständlich machen könnte ...

Wie sollte er das? In diesem Augenblicke verwirrte sich ihm alles. Er wußte nicht mehr, was sein Recht, was das Recht des anderen war.

Die Tür tat sich auf. Lina, die um ein Jahr ältere Schwester von Wigus Hennegall, kam herein.

„O Gott ...“ Sie lief auf ihn zu und umhalste ihn. „Bist Du doch gekommen! Das ist schön. Gestern abend war ich auf'n Bahnhof. Aber wie Du nicht mitkamst, dachten wir, Du hättest wohl nicht gewollt.“

„Nicht gewollt?“ rief er.

„Na ja. Weit davon ist gut vor'm Schuß. Ich hätt' Dir's nicht verdacht. Zu gräßlich, was man alles erleben muß.“

Sie seufzte tief auf.

„Mein Kaffee, Mutter ...“ forderte sie. „Es ist höchste Post,“ erklärte sie dann, sich wieder dem Bruder zuwendend, „im Sommer muß man punkt halbacht im Geschäft sein. Sonst knurrt der Alte. — Na und Vater? Noch dasselbe?“

Wie auf ein Stichwort fing die Mutter an jämmerlich zu weinen.

„Es ist vorbei. Glock drei schlief er ein. Ganz sanft. Ganz sanft — ja, so wirklich wie im Schlaf ist er hinüber. Und liegt nu, als wenn er schläft.“

Lina stand ein paar Herzschläge lang wie betäubt. Dann brach sie in lautes Weinen aus und lief dabei immer im Zimmer hin und her, das Taschentuch vor dem Gesicht.

Und Wigus Hennegall sah den Tränen der Frauen zu. Eine schreckliche Empfindung von Fremdheit und Leere war in ihm.

Waren dies fremde Frauen? Was gingen ihn diese Tränen an?

Er fühlte deutlich, daß er an Lina auf der Straße hätte vorbei gehen können, ohne sie zu erkennen.

Sie war eine stattliche Erscheinung, in ein gutes, modisches, schwarzes Kleid, die Tracht ihres Berufes, gehüllt. Ihr Haar, reich und dunkel, glatt und mit dem sichtlichen Bestreben, ordentlich und unauffällig zu wirken, gekämmt und geflochten. Das Angesicht etwas farblos und schon ziemlich verblüht.

Plötzlich, mitten im lautesten Schluchzen, hörte sie auf und sagte, ihr Taschentuch sinken lassend:

„Ins Geschäft brauch' ich dann wohl heut nicht zu gehen. Das wird der Alte ja wohl begreifen. Solange Vater über der Erde steht, muß ich frei haben.“

Und ein tiefer Seufzer der Befriedigung hob ihre Brust.

„Das ist wohl natürlich,“ meinte die Mutter, deren Weinen auch aufhörte. „Aber Du mußt 'mal längs gehen und es sagen. Aber komm doch, mein Kind, trink' erst ... o nu ist er kalt ... ich will ihn schnell in der Küche wärmen ...“

„Komm doch, mein Kind, trink erst.“

Ganz dieselben Worte, in ganz dem fürsorglichen Ton hatte vorhin die Mutter zu Wigus gesprochen ...

Noch immer also hetzte sie sich ab, im steten Bemühen für das kleine bißchen leiblicher Notdurft der Ihren ...

Und über das Gefühl der Fremdheit und Leere hin wallte die befruchtende Welle der Rührung ...

Lina saß am Tisch. Ihr Auge blieb nun trocken. Sie griff nach den Semmeln im Blechkorb und suchte die am schärfsten gebackenen heraus. Zur Probe drückte sie an allen. „Hast Du gelesen?“ fragte sie dabei.

„Ja.“

„Schrecklich? Nicht? Nun ist man schimpfiert. Aber ich danke dafür, hier zu bleiben. Ich geh' nach Berlin. Ich hab' zehn Jahr hier im Geschäft geschuftet. Der Alte muß mir ein brillantes Zeugnis geben. Ich wär' ja nicht so lange geblieben, wenn ich nicht immer gedacht hätte, man brächt's mal selber zur Prinzipalin. Denn seit seine Alte tot war, tat er ja, als sei ich seine rechte Hand. Und auf einen hübschen jungen Mann, wie Sophie gekriegt hat, kann ich wohl nicht mehr rechnen. Man hat seine Zeit verpaßt. Was hab' ich nun davon gehabt, daß ich auf Mutter hörte?

Kaum mal ein Sonntagsvergnügen hat man sich gegönnt. ‚Ehrbar und fleißig, Lina' — Das war Mutter ihr ewiges Predigen, sie bildete sich ein, damit käm' ich mal zu einem noblen Mann. Ja woll, Kuchen. Wenn der Alte Absichten gehabt hat, wird er sich nu woll hüten; Lina Hennegall, dem Defraudanten Hennegall seine Tochter. Pah . . ."

Wie diese Worte ihn trafen! Jeder Satz ein Peitschenschlag.

War das Lina, seine Schwester, gleich ihm das Kind seiner Mutter? . . .

Ja, sie war ihm nahe verknüpft, durch die allerengsten Bande . . . . Denn er, er war des Defraudanten Hennegalls Sohn! . . .

Die Mutter kam mit der blechernen, blanken Kanne, aus der es dampfte.

„Eben ist mir eingefallen," sagte sie, „wir müssen wohl an Malchins eine Depesche schicken."

„Gott Mutter — das kostet erst achtzig Pfennig. Und kommen tun sie doch nich. Ob sie das denn ein bißchen früher oder später erfahren," sagte Lina und stippte ihren Semmelbrocken in den Kaffee.

„Meinst Du nicht, daß sie kommen?" fragte die Mutter zweifelnd. Sie begriff nicht, daß dies wichtigste Erlebnis ihres Daseins nicht auch für andere so wichtig sein sollte, um jede Rücksicht hintan zu setzen. Sophie müßte doch Sehnsucht haben . . .

Wenn der Vater stirbt . . .

Lina zuckte die Achseln.

„Die Reise ist nicht unter fünfund zwanzig Mark für zwei. Und dann, Du kennst ja Fritz, wie der penibel ist. Was soll er hier für'n Rolle spielen? Und soll er seinen Prinzipal um Urlaub bitten, zur Beerdigung seines Schwiegervaters? Na, dann frägt doch so'n Mann bloß aus Höflichkeit woher und wohin. Und dann soll Fritz sagen: ‚Der Hennegall ist es, von dem Sie in der Zeitung lesen können,' denn das steht sicher auch in Breslau in der Zeitung. Und die Blamage soll Fritz sich machen, wo er grade wegen der neuen Stelle in Berlin unterhandelt? Nee, da kennst Du Fritzen schlecht. Muckestille wird er sein . . ."

„Schweig stille — schweig stille!" schrie Wigus auf.

Er warf sich in die Sofaecke und verbarg sein Gesicht auf der Lehne in seinen verschränkten Armen.

Weinte er?

Es schien, als mühe er sich, ein Schluchzen zu unterdrücken.

Seine Schultern bewegten sich . . .

Lina und die Mutter sahen sich an.

Wie hatte er sich? Was schrie er die Schwester so an, weil sie die vernünftigsten und sonnenklarsten Sachen sagte. Komisch.

Aber die Mutter, obschon sie nicht ganz verstand, was ihn gerade jetzt und gerade durch Linas Worte so niederwarf, ging sachte an ihn heran.

Sie war die Mutter. Ihr Kind jammerte sie, wenn es unglücklich war, auch wenn sie sein Unglück nicht ganz begriff.

Leise, leise streichelte sie ihm das Haar. Und wie sie einst getan, wenn er als Knabe litt, murmelte sie dabei: „So — so — so . . ."

Seine Schultern bewegten sich heftiger.

Dann, nach Minuten, griff er nach der rauhen Hand und hielt sie fest gegen sein Gesicht.

Und die Mutter fühlte seine Tränen.

Aber sie sagte kein Wort darüber. Tapfer schluckte sie nur, um nicht auch in Tränen auszubrechen.

Und mit einer weichen, linden Stimme, beschützend und tröstend, sagte sie: „Mein Junge . . . mein lieber, alter Junge . . ."

— — — — — — — —

Eine Stunde später ging Wigus Hennegall den schweren Weg. Es war nicht der Weg der Entscheidung, sondern nur einer Entscheidung.

Er wußte es nun: seine Ketten waren endlos und mit all ihren Gliedern so ineinander verschmiedet, daß sie wie ein Geflecht sich um ihn legten.

Ihnen jemals zu entrinnen, hoffte er, in der geistigen und körperlichen Zerschlagenheit dieser Stunden, nicht mehr.

Aber er mußte doch erfahren, ob er ein Sklave war. Ob er sein Leben verkauft hatte. Ob jener Mann, den sie edel nannten und der vielleicht nur ein unklarer Träumer war, auch von ihm erwartete, daß er seines Vaters Taten gut mache . . .

Und wie er so dahinschritt, kam es ihm, daß das vielleicht noch das beste sei.

Dann stand er, ewig zwar im demütigenden Schatten von seines Vaters Schuld, aber stand doch sicher. Ein Mann,

Digitized by Google

Aus unserer Studienmappe:

Ölstudie von Prof. Peter Janssen-Düsseldorf.

den die Öffentlichkeit nicht mit Schmutz bewerfen konnte, weil er nichts von der Öffentlichkeit wollte, und er sie deshalb nicht reizte. Ein Mann, zu dessen Füßen man nicht böswillig schon halbverschollene Gräber wieder aufbrechen konnte, um Schande ans Licht zu ziehen. Ein stiller Mann. Ein Arbeitssklave mehr unter Millionen.

Kleine Schicksale — Durchschnittsschicksale — ah, wer die hat! Schützenden Waffen gleich helfen sie ihm durch das Leben. Er schreitet inmitten der Menge, unbemerkt von ihr, mit ihr geschoben, ein winzig Teilchen von ihr, die sichere Heerstraße dahin. Ein Glied des großen Haufens, der sich selber schützt, eben nur weil er der große Haufen ist . . .

Und Wigus Hennegall verleugnete sich vor sich selbst. Er fühlte in diesem Augenblick die Feuer nicht, die in ihm brannten und deshalb dachte er, ihr Lodern lasse sich ersticken.

Ehrgeiz — die heiße Freude Wissen zu gewinnen — als zündende Funken hinsprühen zu lassen, was ihm an Erkennen geworden — die Sehnsucht emporzusteigen und Andere, die in der Dumpfheit verharrten, sich nachzureißen — alles war verstummt. —

Er ging den Weg, den er früh gekommen war, den aus dem Tor, dem Bahnhof zu, nach Schradins Fabrik.

Er sah ein weißliches kleines Häuschen in einem buschigen Garten liegen. Heute früh hatte er es nicht bemerkt. Es war ganz mit Gundelrebe umsponnen. Ein Idyll. So traulich und doch lachend.

Und da fiel Siddy ihm ein.

Heiß wallte es in ihm auf. Da mit Siddy wohnen! Das süße kleine Weib als Trost und Wonne und Inhalt der Tage und Nächte . . . Vor Siddy hatte er sich nicht seines befleckten Namens zu schämen. Sie selbst kam aus Niederungen der bürgerlichen Gesellschaft herauf. Die Demut vor ihr blieb ihm erspart . . .

Digitized by Google

Welch ein seltsam heißes Trostgefühl das war und wie sich das in seine Sehnsucht nach Siddy mischte und seine Begier steigerte . . .

Er glaubte, daß in ihr die Versöhnung mit seinem Geschicke, die Entschädigung für dasselbe läge.

Freieren Mutes ließ er sich beim Herrn Schradin melden.

Er wußte, was er sagen wollte.

Der Mensch, der ihn meldete, war das alte Faktotum der Fabrik, ein kleiner, gebückter, eckiger Mann, mit großer Glatze, die ein grauer Haarkranz umgab, und sehr kurzsichtigen Augen, denen er aber keineswegs durch eine Brille nachhalf. Wigus Hennegall erkannte ihn gleich.

Aber das Faktotum erkannte ihn nicht, sondern besah ihn mit vorgestrecktem Kopf und zusammengekniffenen Augen. Er hatte nämlich eine außerordentliche Taxe für Menschen und wußte seinem Herrn genau bei der Meldung zu sagen: Ein Kunde; ein Bittsteller; ein Reisender u. s. w.

Wigus Hennegall wußte, daß sein Name nach den Ereignissen der letzten Tage Sensation machen werde, daß das Faktotum sofort in der ganzen Fabrik herumlaufen werde, um zu erzählen: „Dem Hennegall sein Sohn ist da."

Eine Sekunde würgte ihn das Wort. Dann hob er den Kopf.

„Melden Sie den Doktor Wigus Hennegall aus Berlin."

So einfach der Ton war, er schien doch dem Faktotum zu verbieten, eine Erkennungsszene aufzuführen.

„Der Herr läßt bitten," sagte er, nach einer halben Minute zurückkehrend.

Er ging Wigus voran. Also nicht im kleinen Kontor, gleich neben dem Hauseingang wollte Schradin ihn empfangen, sondern in seiner Privatwohnung. Die lag über den Bureauräumen, eine Treppe hoch.

Wigus mußte in dem Wohnzimmer warten.

Das war fast ein Museum. Alle Wände hingen voll von getönten Gipsabgüssen klassischer Skulpturen. Dazwischen standen auf Konsolen und Borden Statuetten und Vasen. Das Museumsartige wurde zumeist durch das Systematische der Anordnung aller Kunstgegenstände hervorgerufen.

Wigus ging auf und ab. Der Teppich gab dumpf den Klang seiner Schritte zurück. Dann stand er wieder am Tisch in der Mitte still — einem mächtigen Rundtisch, mit dunkler Decke behangen und belastet mit allerlei Mappen.

Dann trat er ans Fenster. Man sah durch dasselbe auf eben jenes Häuschen, bei dessen Anblicke Wigus vorhin sein heißes Liebesidyll mit Siddy geträumt hatte.

Schradin ließ ihn aber wirklich sehr lange warten. —

Wie demütigend. Was durfte er hier und jetzt und fortan anderes erwarten als Demütigungen!

Nun kam Schradin endlich; zögernd, mit unsicheren Bewegungen schloß er die Tür hinter sich.

Und wie Wigus Hennegall den grauen Mann so auf sich zukommen sah und vergebens seinem ihm scheu ausweichenden Blick zu begegnen trachtete, da wußte er es auf einmal wie durch eine Offenbarung: Schradin hatte sich vor der Begegnung geängstigt, weil es ihn beschämte, einen Schamvollen zu sehen . . . Deshalb hatte er gezögert, dieses Zimmer zu betreten.

„Herr Schradin, welches Wiedersehen!" rief Wigus und umfaßte die schlaffe Hand des alternden Mannes.

„Ja — ja — vergeben Sie nur — vergeben Sie mir — es war nicht mein Wille, so . . ."

Und der graue Mann wandte nervös den Kopf hin und her, wie ein Gequälter.

Wigus war ergriffen. Er fand, daß die menschenscheue, unsichere Art seines Wohltäters noch zugenommen hatte. Aber er spürte in ihr die überfeine Empfindlichkeit. Wahrscheinlich litt dieser Mann, weil die Welt ihm nun zuschreiben konnte und mußte, daß er Schuldige habe richten wollen.

„Sie haben gelesen, was im Kreisblatt steht?" fragte er den jungen Mann.

„Ja — leider — das muß . . . ich will . . ."

„Es muß berichtigt werden. Ich habe schon eine Notiz schreiben lassen. Sie studierten doch in Berlin nicht auf meine Kosten . . . Sie haben sich alles selbst . . ."

„Herr Schradin, das ist doch Wortklauberei," sagte Wigus, während es ihm feucht in die Augen trat. „Sie haben mich während meiner ganzen Gymnasialzeit er-

halten und mir auch noch nach Berlin Geld mitgegeben und geschickt."

„Wollen Sie sich nicht setzen," brachte Schradin verlegen hervor.

Das war nun doch alles sehr peinlich. Das Wohltun und Helfen aus der Ferne oder mit kurzen, persönlichen Anordnungen ... das tat gut, das gab ein freies, zufriedenes Gefühl. Aber nun dergleichen erörtern — und unter solchen Umständen — — wie peinlich!

„Sprechen wir nicht davon."

„Aber um mit Ihnen über alles zu sprechen, bin ich gekommen. Ich und die Meinen, wir sind so sehr in Ihrer Schuld, daß es Zeit ist, die Rechnung aufzumachen, wenn ich sie freilich auch noch nicht begleichen kann."

Schradin begriff es ja und hatte es auch vorausgesehen . . . er konnte diesem Gespräch nicht entgehen. Ihm wäre es am liebsten gewesen, Wigus Hennegall hätte nur gesagt:

„Hier bin ich. Den Doktor habe ich gemacht. Wohin schicken Sie mich jetzt, damit ich nach einem weiteren Jahr für immer zu Ihnen kommen kann?"

Nun entstand eine Pause. Die Männer sahen einander an.

Und Schradin fühlte jenes tiefe Wohlgefallen, das an Bewunderung grenzte und ihn liebevoll zu dem jungen Manne zog, wieder ganz stark in sich aufsteigen. Er wußte wohl, woher das kam . . .

Dieser da hatte, als er noch ein Knabe fast war, den grausigen, verzweifelten Mut gefunden — — hatte den Tod suchen wollen . . .

Der graue Mann kannte einen sehr, sehr genau, dem es einst auch mehr nach Sterben als nach Leben zu Sinn gewesen war. Aber diesem einen hatte der Mut, den Tod zu suchen, gefehlt und würde ihm ewig fehlen und wenn er noch Jahrzehnte ein einsames, ganz schief gestaltetes Dasein weiter führen müßte.

Die exaltierte Tat knabenhafter Unreife hatte diesem Mann imponiert.

Und außerdem sah er in dem jungen Menschen alle Eigenschaften, die er sich heiß gewünscht. Ihn selbst hatte ein tyrannischer Vater einen anderen Weg, als den der eigenen Wünsche, gehen heißen. Und er fand niemals die Kraft sich zu widersetzen; niemals, gegen niemand.

‚Er ist gealtert, sehr gealtert', dachte Wigus. Bleifarben war Schradins Haar stets gewesen, und das rasierte Untergesicht zeigte schon immer die grauen Töne, die Anlage zu Bartwuchs dort hervorrief. Nie hatte dies farblose Auge anders geblickt, wie fast gramvoll aus umschatteter Höhlung. Aber nun waren so viel Falten in die Züge gekommen und ließen sie schärfer und hagerer erscheinen.

Man sah: das war ein Freudloser und Unglücklicher.

Wigus atmete auf. Auch er war unglücklich. Aber dennoch war er, der Bettelmann und Kämpfende, reicher als dieser da; er hatte Kraft! Das kam ihm zum Bewußtsein.

So werden wie dieser? Aus falscher Pietät und Weichmütigkeit sich sein Schicksal verpfuschen? Niemals. Um alle Sicherheiten und Sorglosigkeiten der Welt nicht.

Und er hob an zu sprechen.

Er sagte, wie er während seiner Gymnasialzeit zuerst nur von der tollen Freude, lernen zu dürfen, erfüllt gewesen. Wie ihm aber als Primaner schon bestimmte Wünsche nach einer anderen Richtung, als der ihm vorgeschriebenen gekommen wären. Wie er deshalb sich geweigert habe, von seinem Wohltäter mehr Geld anzunehmen, als für das erste Einbürgern in der Weltstadt durchaus nötig gewesen. Aber er habe in den ersten beiden Semestern doch eifrig Chemie getrieben. Bis er erkannt, daß dies leidenschaftliche Interesse am Recht, an Staatswissenschaften, dieser Heißhunger mit dem er alle Ereignisse in der Politik aufgenommen, bei sich kritisiert, durchfochten, entschieden habe, auf seinen wahren Beruf deuten.

Atemlos hörte Schradin zu. Sein Gesicht nahm einen so schmerzlichen Ausdruck an, daß Wigus erschrak.

„Und — und — warum verhehlten Sie mir das so lange?" fragte er.

„Anfangs in der Selbsttäuschung, daß es sich nur um vorübergehende Nebeninteressen handle, oder, daß es mir gelingen müsse, sie zu besiegen. Dann um meine verängstete Mutter zu schonen. Und auch in der, vielleicht hochmütigen, vielleicht auf Selbsttäuschung beruhenden Gewißheit, daß ich Ihnen auch auf anderem Platze Freude und Ehre machen würde, daß es mir ge-

lingen müßte empor zu kommen, auch materiell, — um Ihnen alles zurückerstatten zu können, was ich nur als Anleihe ansah und ansehe."

„Es war keine Anleihe — nur ein Geschenk," murmelte der graue Mann.

Wigus beachtete den Einwurf nicht. „Und noch mehr als dieses alles: in dem bittern Kampf um Brot und Wissen mußte ich mir das, was ich Ihnen eben sagte, oft förmlich gewaltsam ins Gedächtnis rufen. Fünf Jahre kämpfte ich allein, fühlte mich als ein einsam ins Leben Gestoßener. Mich nur zu behaupten, war oft ein brutales, verzweifeltes Geschäft. Da entschwand es mir oft ganz, daß ich an die Marschroute gebunden sein sollte, die Ihre Wünsche und Ihre Wohltat mir vorgezeichnet. Wenn darin ein Unrecht liegt, wenn Sie darin eine Härte, eine Selbstsucht meines Charakters sehen — verzeihen Sie mir, ich konnte nicht anders."

Das war nicht der Ton eines Flehenden. Ruhig und fest bekannte sich Wigus als ein Rücksichtsloser.

Und gerade das faszinierte den stillen, scheuen Mann förmlich.

O, was hätte sein einsames, verpfuschtes Leben noch werden können, wenn er diesem Kraftvollen alle widrigen Lasten desselben hätte aufbürden dürfen — jenem wären es keine Lasten gewesen ...

„Und nun?" fragte er nur.

„Gerade in jenem Augenblick, wo ich mit der Wahrheit vor Sie hintreten wollte, kommt eine neue, furchtbare Verpflichtung für mich und die Meinen Ihnen gegenüber und fällt vor allem auf mich und scheint mich zwingen zu wollen, Ihnen dennoch mein Leben anzubieten."

Schradin machte eine schwach abwehrende Handbewegung.

„Mit dem, was ich weiß und kann, vermöchte ich Ihnen immerhin zu nützen. Wenn ich ein Jahr in einer Fabrik praktisch arbeitete, würde ich sicherlich befähigt sein, Ihnen hier helfend zur Seite zu stehen. Auch kann ein großer Betrieb einen Berater mit juristischen Kenntnissen zuweilen gut brauchen."

Er sprach laut, fast kalt. Er wunderte sich selbst darüber. Er erwog, was er in seiner Person zu bieten habe — als sei ein Menschenschicksal ein Handelsartikel.

Und dabei war im Untergrund seiner Seele doch das heimliche Bewußtsein, daß Schradin dies Opfer nicht annehmen würde und annehmen dürfe.

Himmel und Hölle sollten ihm ihre Zungen leihen, wenn es galt, durch Beredsamkeit den alten Mann zu überzeugen.

Wigus fühlte wieder mit Staunen, was er oft schon an sich beobachtete.

Wenn nächtens oder tags in seiner Vorstellung all die Sorge und schwere Kampfesnot seines Lebens wach und ihm gegenwärtig ward, dann glaubte er erliegen zu müssen.

Aber wenn die Wirklichkeit vor ihm stand, dann sah er nur den Sieg und begriff fast nicht, wie sich ihm etwas in den Weg stellen konnte, wo er doch die Faustkraft hatte, alles niederzuschlagen.

„Sie sind mein Gläubiger, Herr Schradin," schloß er, „ich schulde Ihnen alles in allem vielleicht neun- oder zehntausend Mark. Ich schulde Ihnen das, worum mein Vater Sie betrog. Ich schulde Ihnen das, was Sie dereinst an meinen Schwestern taten. Wollen Sie mir, der Sie enttäuscht hat, dennoch so viel Glauben schenken — so lassen Sie mich gehen und haben Sie Geduld. Meine nächsten Jahre werden schwerlich schon viel goldene Ernten bringen. Wenn Sie aber darauf bestehen ..."

Er vollendete doch nicht. Er wollte keine Redensart machen, nicht aussprechen, was nur Lüge gewesen wäre.

Der alte Mann mit dem überfeinen Sinn war zu vornehm. Wigus wollte nicht vor ihm zum Komödianten werden.

„Ich habe keine Sklaven gekauft. Ich wollte ein Menschenleben retten," sprach der graue Mann leise und sah bekümmert vor sich hin.

„Das haben Sie getan!" rief Wigus. „Und Sie sollen noch stolz darauf sein."

„Ach das ... das heißt ... ich meine.. " und er besah ängstlich seine Hände, die er ineinander rieb.

Er wußte nicht, wie er es sagen sollte. Er wollte Wigus Hennegall nicht kränken. Aber Ehrgeiz, Kampf, Ruhm vielleicht — das war so etwas Fernes für ihn.

Und mit einemmal brach es heraus.

„Ich hatte gehofft einen Sohn zu gewinnen ..."

Er stand rasch auf und ging an das Fenster und kehrte der Stube den Rücken zu.

Schlüsselblumen. Nach dem Gemälde von Walter Georgi-München.

Da kam bei Wigus eine Art Reaktion. Er wußte, daß er seine Freiheit haben würde. Nun regte sich in ihm alles, was an Weichheit und kindlicher Güte tief unter seinem stürmischen Wesen verborgen lag.

Er sah es — der alte Mann war bitterlich enttäuscht. Wieder enttäuscht — immer enttäuscht! Wo er Wohltaten gespendet, hatte er Undank geerntet. Wo er vertraut, ward er betrogen. Wo er geplant und gehofft, erfüllte sich ihm nichts.

Er war einer von denen, die immer fehl greifen, weil ihre Hand zu unsicher ist, ihr Herz zu warm, ihr Verstand zu kurzsichtig.

Rief das nicht ihn, den Starken, Jungen zur Selbstentäußerung auf? Mußten das Mitleid und die Dankbarkeit nicht doch bestimmender sein, als die Pflicht sich durchzusetzen, wie seine Art heischte?

Ein kurzer Kampf — der gefährlichste von allen: Der mit der Großmut zu gunsten eines Schwachen . . .

Dann trat Wigus Hennegall auf den grauen Alten zu und legte seine Hand auf dessen Arm.

„Herr Schradin," sprach er leise, „wenn ich frei geworden bin, wenn ich alles getan habe, was mein Mannesstolz fordert... Sie verstehen, was ich meine . . . Dann darf ich wiederkommen und Sie bitten, ein wenig teilzunehmen an meinem Leben?"

Schradin drückte ihm heftig die Hand. „Hier," sagte er noch, als wolle er doch schüchterne Ueberredung wagen, „hier wäre kein Kampf für Sie gewesen . . ."

„Ich weiß es. Und doch — ich kann nicht anders."

V.

Im Hause, wo der Tote lag, war lautes Jammern. Aber nicht um seinetwillen, denn er war für jetzt vergessen.

Die Mutter saß auf dem Sofa, die Ellenbogen auf dem Tisch, die blauweiße Küchenschürze vor dem Gesicht und weinte.

„Das sichere Brot! Das sichere Brot! Und wer weiß, beerbt hättest Du ihn vielleicht, lieber Sohn! Das sichere Brot weggestoßen . . . o mein Gott — o mein Gott."

Lina saß am Fenster und putzte sich einen schwarzen Strohhut mit billigem Krepp auf, und ab und an nahm sie ihr Taschentuch, das neben ihr auf der Fensterbank lag und wischte sich die Tränen ab, die ihr bitter in die Mundwinkel liefen.

Sie hatte wohl vor Wigus gesagt, man sei nun schimpfiert und sie wolle nach Berlin. Aber heimlich dachte sie es sich anders aus. Nobel und guter Dinge wollte sie hier noch einmal über die Straßen gehen. Gerade hier, wo man sich so oft hatte ducken müssen und diese schauderhaften Demütigungen des gegenwärtigen Unglücks durchzukosten hatte. Als Schwester des Herrn Doktor Wigus Hennegall, der die Schradinsche Fabrik leitete, wollte sie den Leuten dann mal zeigen, was 'ne Harke ist. Man gehörte dann selbst zu den Honoratioren. Die verfluchte Plackerei mit der Mäntel- und Kostümzuschneiderei hörte auf, höchstens arbeitete man mal für sich selbst ein feines Kleid. Und die Sünden des Vaters . . . ach was, derlei vergißt sich. Wenn man erst eine gewisse Stellung hat und Geld in der Tasche, um in den Läden der willkommene Kunde zu sein, dann ist man oben auf.

„Ja," sagte sie, manchmal aufschluchzend, während sie mit gewandten Fingern eine hochstehende Schleife formte und an dem Hut befestigte, „ja, solch sicheres Brot! Und schon wegen Mutter hättest Du das nicht dürfen. Mutter hatte das doch um Dich und uns alle verdient, daß sie nun ein bißchen ins Trockene und Warme gekommen wäre."

„O Gott Wigus — und Schradin! Nee bloß die Undankbarkeit! Wo der Mann so gut gewesen ist gegen uns," jammerte die Mutter.

Wigus saß vor der Wand, den Fenstern gegenüber, den Arm auf die neben ihm stehende Kommode gestützt, die Hand vor der Stirn. Gequält starrte er vor sich hin. Er wagte nicht, die arme alte Frau anzusehen. Er kam sich dann vor wie ein Sünder. Und fühlte doch: Er war keiner. Er mußte gehen wie er ging.

„Mutter, wegen Schradin mach' Dir keine Gedanken. Wir sind in Liebe und Frieden geschieden. Und ich habe ihm gelobt, ihm alles, alles zurückzuerstatten."

Die Frau ließ ihre Schürze vom Gesicht sinken und sah wie entgeistert zu ihm hinüber.

„Was hast Du?" lallte sie. „Was . . ."

„Ihm zurückzuerstatten, was ihm meine Bildung gekostet hat und die Viertausend, die Vater unterschlug."

„O, mein Junge — o Gott — Lina, hörst Du? Als wenn er toll ist! Wann kannst Du das? O — Dich schuften und plagen — für das! für das!"

Lina lachte bitter auf.

„So'n Verrücktheit! Anstatt erst mal an Mutter und Schwester zu denken! . . ."

„Aber Mutter," rief er, „damals, vor fünfzehn Jahren, als Vater das erstemal . . . ja damals, ich weiß es wie heute, warst Du es, die darauf bestand, Vater solle die Schuld allmählich abtragen. Wir aßen damals lange, lange Zeit trockenes Brot . . ."

„Aber da lebte Vater doch noch. Da sollte er doch in der Fabrik weiter arbeiten. Da konnte er das doch gutmachen. Aber nun ist er doch tot," sagte die Frau ganz fassungslos. „Das ist doch'n Unterschied! Wer fordert was vom Toten? Dem Toten muß man vergeben — alles, alles. Und so'n christlicher Mann wie Schradin — was sollt' der nicht vergeben!"

Sie weinte von neuem in ihre Schürze hinein.

Wigus verstand es: für sie veränderte der Tod alles. An einem Grabe hörten alle Fragen auf. Da gab es keine Schuld mehr, keine Ehrlosigkeit mehr. Der Tote war rein, nur weil er tot war.

Dies einfache Gefühl rührte ihn. Aber es war seine Pflicht, die Mutter besser sehen zu lehren.

Er stand auf und setzte sich zu ihr und umfaßte sie liebevoll.

„Sieh Mutter, wenn ich nun bei Schradin als Direktor eingetreten wäre, glaubst Du denn, daß ich bei meinen Untergebenen gleich die rechte Achtung gehabt hätte? Fühlst Du nicht, daß ich mir vor allem die Achtung hätte dadurch erzwingen müssen, daß ich Vaters Schuld beglich? Auch Schuld und Schulden kann und muß man als Erbe antreten, wie andere, glücklichere Erben Ehre und Besitz."

„Das wäre was anderes gewesen," schluchzte sie, „dann hätt'st es Dir können abziehen lassen von Deinem Gehalte — so bei Kleinem. Wir hätten das nicht so gespürt. Aber nun — die Last — die Last! Und das sichere Brot weggestoßen!"

„Lina," sagte Wigus, „verstehst Du das denn nicht? Du hast Dich doch als ehrliches, fleißiges, anständiges Mädchen durchgeschlagen."

„Na gottlob!" sprach Lina bestätigend und hielt den Hut weit von sich weg, um die Wirkung des Ausputzes zu betrachten.

„Da muß doch auch Dir an unserer Ehre liegen," beschwor er sie — fast ein Bittender.

„Aber ob!! Bloß weil das nur Schradin angeht: der Mann hat ja'n kleinen Vogel. Herrgott, was läßt sich der ausnutzen. Und nun willst Du partout den Noblen spielen. Wo es doch Schradin weiß Gott nicht auf lumpige zehn- oder zwanzigtausend Mark ankommt und wo bloß mal lachende Erben da sind! Ich sag nur so viel: was Du nicht von Schradin nimmst, nimmt'n anderer! Also warum soll's denn nicht uns zu Gute kommen? Ja, wenn Du es dicke hättest! Oder wenn Mutter im Fett säße! Aber Mutter kann nu waschen gehen oder so. Und Du sagst ja selbst: Haben tust Du noch nichts und ob Du viel verdienen wirst, weißt Du auch noch nicht."

Brutale Wahrheiten. Und doch nicht seine Wahrheiten . . .

Wie sollten sie sich zusammen verständigen — er und diese Frauen!

Sie waren redliche Geschöpfe, mit Recht stolz auf ihre persönliche, reinliche Ehre. Und dennoch — es gab keine Brücke von ihren Anschauungen zu den seinen.

Aber sein Herz trieb ihn, ihnen etwas Tröstendes, Verheißendes zu sagen.

„Bisher konnte ich noch nichts verdienen," begann er, „außer dem, was ich notwendig für mein Brot brauchte. Aber jetzt sind meine Studien beendet, ich habe eine Fülle von Stoff liegen, Aufsätze, die nur noch einiger Überarbeitung bedürfen, um veröffentlicht werden zu können. Das wird gut bezahlt. Vielleicht gelingt es mir, auch bald einen Redakteurposten zu erhalten. Ich will der Mutter schicken, was ich irgend kann . . ."

Plötzlich stockte er . . . Er hatte eine Vision. Er sah Siddy vor sich, lockend, lebenverlangend . . . Er stand mit ihr vor einem Schaufenster und versprach ihr flüsternd die schönsten Kleider, wenn er erst recht viel Geld verdiente.

Seine Stirn feuchtete sich. Er kam sich vor wie einer, der den Montblanc besteigen will mit tausend Zentnern auf dem Rücken.

„Ach," sprach Lina etwas geringschätzig,

„was wird denn das bezahlt! Die Majorswitwe, die auf'm Markt zwei Treppen bei Gebhardts wohnt, die schreibt auch. Die Gebhardt hat mal zehn Mark für sie vom Geldbriefträger angenommen und da hat auf'm Abschnitt gestanden: ‚Für den Beitrag im Sonntagsblatt vom 12./3.' Und Redakteur? Ich kann Dir nur sagen, wenn Frau Kubich, die Frau von dem Kreisblattredakteur, bei uns kommt, müssen wir ihr immer schadhafte Sachen vorlegen, und seine Rechnung kriegt der Alte immer erst nach zwei Jahren Warten bezahlt. Na . . ."

Mit diesem auffordernden „na", das sagen wollte, ob sich wohl gegen solche Beweise noch das mindeste einwenden lasse, schloß sie ihre Rede.

Wigus verstummte.

Er wußte es jetzt, für diese Frauen gab es nur eine Beredsamkeit: die, die der Erfolg auf seinen Lippen hat.

Und wann konnte ihm dieser Erfolg werden? Mutigen Sinnes war er ja auf Jahre härtesten Ringens gefaßt gewesen.

Nun wußte er, daß diese Jahre eine Begleitmusik haben würden: die Klagen seiner Mutter, die Vorwürfe seiner Schwester. Das sind schlimme Klänge für einen, der mit klarer und eiserner Kraft allezeit gesammelt bleiben muß für seine Arbeit.

Lina setzte sich jetzt vor dem kleinen, durch Stockflecke im Quecksilber ganz scheckigen Spiegel zwischen den Fenstern ihren Hut auf. Da das Spiegelbild aber zu unterbrochen war, so wandte sie sich an ihre Mutter: „Kleidet er?"

Ganz Aufmerksamkeit, völlig von allen Kümmernissen abgelenkt, sagte die Mutter: „Ich mein', die Schleife muß 'n bißchen mehr nach links."

„Nee, das ist Mode so — gerade vorn aufrecht."

„Ja denn . . . Was hast Du für den Krepp bezahlt?"

„Fünfundsiebzig."

„Mein Schwarzes müssen wir wohl in Quillajarinde waschen . . ."

„Nee Mutter. Da kommt nichts mehr nach. Da kannst Du nicht mit auf'n Kirchhof. Schon wegen Fritz nicht. Ich geh gleich noch mal ins Geschäft. Heut morgen war der Alte nicht selbst da. Ich tu', als wenn ich'n Stoff für Dich kaufen will. Einkaufspreis kriegen wir Angestellten ja so wie so. Aber wenn der Alte sich nicht zu doll lumpen läßt, schenkt er mir voll die zehn Meter."

„Beinah kann er ja auch nicht anders, wo du zehn Jahr bei ihm bist," sagte die Mutter und seufzte hoffnungsvoll.

Wigus ertrug es nicht mehr, neben den Frauen zu sitzen. Er lief ins Freie. Ungeheure Fragen stürmten auf ihn ein.

Mußte er sich nicht von diesen Ketten fesseln lassen?

War sein Hinauf- und Hinausstreben nicht gleich dem Zerbrechen des heiligsten Verbandes: dem der Familie?

Er wollte die Seinen gar nicht verlassen und verstoßen. Er wollte sich, mit heißer Bereitwilligkeit, das Brot vom Munde sparen, um es ihnen zu geben. Er wollte auf nackter Erde schlafen, wenn er damit nur die Möglichkeit gewann, die Mutter weich zu betten . . .

Alles, was Pflicht, was Pietät, was Liebe soll und kann, wollte er ja . . .

Aber vertrug sich das mit der Pflicht gegen seine Begabung?

Konnte er sein Leben nur gestalten auf dem Fundament eines Unrechts? Entweder eines gegen seine Familie oder eines gegen sich selbst?

Wo war der Ausweg aus dieser Wirrnis von Fragen?

Und dann war da Siddy — Siddy, das süße, heißblütige Geschöpf, vom glühenden Wunsch ans Licht zu kommen gleich ihm beseelt.

Wie sollte er den Herd mit Siddy gründen? Die stolz übernommene Schuld an Schradin — die Mutter, die waschen mußte, wenn ihre Kinder nichts für sie taten . . .

Und er fühlte tief: ein Band gibt es zwischen Menschen, vielleicht das einzige, das wahrhaft unzerreißbar ist — das zwischen Mutter und Sohn.

Mochte sie jammern — mochte sie ihm gar zürnen.

Er wußte, innerlich würde er ihr niemals untreu sein. Und die Stunde des Verstehens mußte kommen — sei es im Siege, sei es im Tode . . .

— — — — — — —

Der Tag schlich so hin. Abends erschien das Kreisblatt. Und wirklich stand eine Berichtigung darin, des Inhalts, daß

verläßlichsten Quellen nach, Herr Doktor Hennegall, der sich übrigens zur Zeit in seiner Vaterstadt aufhalte, in der traurigen, den Lesern bekannten Veranlassung, in Berlin keineswegs auf Kosten des Herrn Schradin studiert habe, sondern alles seiner eigenen Kraft verdanke.

Wigus hatte gehofft, seinen Namen anders, rühmlicher zuerst in der Öffentlichkeit genannt zu sehen, als so.

Die Notiz war eine von jenen Wortwahrheiten, die den, den sie betreffen, eher beschämen als ehren können.

So las auch Wigus sie mit Scham. Aber Schradin hatte es gut gemeint. Und Wigus mußte wohl: kein Käseblättchen ist zu klein, um nicht eines Tages wieder ans Licht gezogen und als Waffe verwendet zu werden. Deshalb hob er dieses Blatt, das die vorgestern gebrachte gegenteilige Notiz berichtigte, sorgfältig auf. Und er mußte dabei an Carolyne Wallraven und ihre Warnungen denken.

„Eines Tages wird diese Notiz ganze Wahrheit sein," sagte er sich trotzig.

Die Beerdigung sollte erst den übernächsten Tag stattfinden. Wigus fand diese Verzögerung peinlich.

Die Mutter und Lina hatten es aber von vorn herein gar nicht anders gedacht. „Drei Tage muß eine Leiche stehen." Das war eine Art Glaubensgesetz für die Mutter. „Wegstecken, als hätten wir es eilig, das wollen wir ihn doch nicht," sagte sie weinend.

Wigus stand auch am Bette des Toten.

Aber alles in ihm blieb stumm. Er hatte seinen Vater schon in seinen Knabentagen verloren, als er aufhören mußte ihn zu achten. Und die Tragödie seiner düstern Kindheit, die in jenem Selbstmordversuch gipfelte, — sie war vielleicht nur die unbewußte, unerkannte Form der Trauer um den Verlust des Vaters gewesen . . .

Dieser Mann, der fahl und steinern auf dem kissenlosen Pfühl lag, seines letzten feierlichen Bettes harrend, dieser Mann war ihm wie ein Fremder. —

Am nächsten Morgen kam Carolyne Wallravens Brief.

Wie wunderbar ihn das ergriff, daß sie dieselben Worte brauchte, die Schradin gesagt. Nein, nicht einen Sklaven hatte er kaufen wollen, ein Menschenleben retten.

Und wie er gleich Inhalt für diesen Tag sah. Er mußte sofort an die verehrte Frau schreiben — alles, was sich zugetragen. Ganz vertraut erschien ihm auch die Gestalt Olga Soniakows, obschon er nur eine halbe Stunde mit ihr zusammengewesen war.

Wenn sie, die Strahlende, Stolze in ein armes Leben hineinsehen wollte, — Carolyne mochte ihr gern die Geschichte seiner Jugend mitteilen.

Diese Frauen sollten dann auch wissen und begreifen, wie Siddys Liebe, seine heiße Freude an dem holden Kind, ihm ein bißchen Licht in seine Tage gebracht hatte.

Mit leidenschaftlichem Eifer gab er sich der Arbeit des Schreibens hin.

An dem alten Tisch unter dem Fenster der Bodenkammer saß er, den er durch Unterlagen von Holzsplittern unter zweien der mürben Beine hatte zu festem Stand bringen müssen.

Hier oben hatte die Mutter ihm eine Bettstatt zurechtgemacht; er ahnte nicht, daß sie dabei notgedrungen ein Federkissen mit zur Hilfe nahm, auf dem sein Vater nachts zuvor gestorben. Er fragte bald nach seiner Ankunft, ob man ein bißchen Bettzeug übrig habe und ihm ein Lager bereiten könne, sonst wolle er im Wirtshaus nächtigen.

Eine solche unnütze Ausgabe mit anzusehen, wäre der alten Frau zu aufregend gewesen. Darüber wäre sie gar nicht weg gekommen. Sie blinkte Lina zu und sagte, daß man es ganz gut einrichten könne. Es gibt Dinge, die auch in dem freiesten Geist peinliche Vorstellungen wachrufen. Die Mutter und Lina hatten wohl eine Empfindung davon; sie selbst würden nicht um die Welt auf dem Kissen des Toten geschlafen haben. Aber wenn Wigus es nicht wußte, konnte es ihm ja nichts ausmachen. Und im „Bären" hätte es gewiß ein und eine halbe Mark gekostet.

In seiner Tätigkeit wurde er bald unterbrochen. Die Tatsache, daß Sophie Malchin und ihr Mann auf die gestern morgen doch von Wigus an sie abgelassene Depesche gar nicht geantwortet hatte, fand ihre Erklärung: das Ehepaar traf am frühen Nachmittag unerwartet bei der Mutter ein, und Lina kam alsbald die Treppe herauf gestürzt mit dem Rufe: „Sophie und Fritz sind da."

So mußte er wohl hinabgehen.

Die Mutter und Lina waren beglückt;

mit Erstaunen sah Wigus, daß ihnen das Erscheinen von Schwiegersohn und Tochter fast wie eine Ehre schien, daß sie sich vor den Nachbarn und Freunden dadurch gehoben fühlten. Unter Tränen wurden Worte gesprochen, die gar keinen Zweifel an diesem Gemütszustand seiner Mutter zuließen.

„Nu sieht die Wegner doch, daß Du Dich unserer nicht schämst. — Möllers fragten so höhnisch: Was sagt denn Ihr feiner Schwiegersohn. — Gott, wenn Vater das wüßte daß Du ihm doch die Ehre giebst."

Sie war ein Jahr älter als Lina, aber, in glücklicher Ehe lebend, ohne Sorge um das tägliche Brot, hatte sie sich viel Jugendfrische bewahrt und sah nicht älter aus als eine fünfundzwanzigjährige. Auch wirkte sie freundlicher, durch eine leise Neigung zur Körperfülle und durch das Grübchen in den Wangen. An ihres Bruders Hals hängend, weinte sie, teils vor Freude, weil sie ihn wiedersah, teils aus dem Gefühl heraus, daß der Augenblick Tränen fordere.

Fritz Malchin war ein langer Mensch,

Aus unserer Studienmappe:

Distelfeld. Ölstudie von Marie von Zitzewitz.

Fritz Malchin nahm die Reden und Tränen geduldig hin, mit einer Art lächelnder Großmut. Er schüttelte seinem Schwager auch gönnerhaft-freundlich die Hand.

Die Männer hatten sich noch nie gesehen. Als Sophie heiratete, war Wigus auf dem Gymnasium. Damals reiste Malchin für ein Leipziger Weinhaus. Grade war Wigus von Breslau nach Berlin gegangen, als Malchin eine Stellung in Breslau annahm. Auch Sophie hatte er so seit zehn Jahren nicht mehr gesehen.

voll Haltung, sehr sorgsam gekleidet. Seine hellen Augen waren ein wenig flau, das spärliche Blondhaar, penibel gescheitelt, wich so weit von seiner ohnehin hohen Stirn zurück, daß es aussah, als sei der Vorderkopf verhältnismäßig groß zu dem übrigen Gesicht. Er trug einen dünnen Backenbart.

Als man dann beim Kaffee saß, alle drei Frauen nähend, um Mutters Kleid noch fertig zu machen bis zu der Beerdigung, nahm Fritz Malchin, von der Sofaecke aus,

mit autoritativer Miene die Leitung des Gespräches in die Hand.

Er war der große Mann für die Frauen. Wigus sah es.

Die bloße Tatsache, daß Fritz Malchin Sophie, die weder Mitgift noch Aussteuer besaß, geheiratet hatte, daß seither sein Einkommen von dreitausend Mark auf viertausendfünfhundert gestiegen war, gab ihm die Stellung des Unfehlbaren, dessen Willen man sich fügte, weil man denselben blind für richtig hielt.

Fritz Malchin setzte auseinander, daß er auch um seines Schwagers willen gekommen sei, den er doch endlich habe kennen lernen wollen. Er flocht eine strafende Bemerkung ein, daß Sophie und er es als Rücksichtslosigkeit empfunden hätten, von Wigus bei dessen Durchreise nicht an den Bahnhof berufen worden zu sein. Alle drei Frauen sahen hierauf Wigus vorwurfsvoll an.

Der machte nur eine nervöse Bewegung. Gewiß, er hätte daran denken sollen. Aber dieser Ton hinderte ihn, sich zu entschuldigen.

Fritz Malchin fuhr fort, daß er, als hochgeachteter und auch hier in der Stadt bekannter Mann, geglaubt habe, seinem Schwager, dem Doktor Hennegall, mit seinem persönlichen Ansehen zur Seite stehen zu müssen.

Auch Schradin gegenüber, damit Schradin es nicht allzusehr als Gnade seinerseits empfände, wenn er den Sohn des untreuen Beamten in die hohe Vertrauensstellung berufe, für die er ihn habe ausbilden lassen. Schradin sollte sehen, daß es auch in der Hennegallschen Familie Persönlichkeiten gebe, die . . .

Der Wortklang der wohlgeordneten, selbstgefällig vorgebrachten Sätze ward in Wigus' Ohr zu hohlem Brausen.

Es stieg ihm heiß zu Kopf . . . das war der Zorn — sein alter knabenhafter Zorn, den er längst erstorben geglaubt. Um der Mutter willen — Ruhe! Aus Achtung vor dem Tode, der noch im Hause thronte — Ruhe!

Und schon hoben die Frauen mit neuem Jammer an. Die ganze Litanei von gestern morgen wurde noch einmal hergeklagt.

„Das sichere Brot weggestoßen. Das sichere Brot!"

Fast wie ein Schrei kam das wieder von der Mutter Lippen.

Sophie sah ihren Mann furchtsam an. Was würde er sagen. Er würde mit Recht schrecklich böse auf Wigus werden.

Welches Glück, daß sie gekommen waren, denn selbstverständlich würde Fritz nun dem Törichten richtig vorzustellen wissen, nötigenfalls ihm sogar befehlen, daß er solchen Wahnsinn nicht begehen dürfe und sofort zu Schradin zu gehen habe, um das rückgängig zu machen.

„Sei nur ruhig, Mutter. Überlaß das nur Fritz," flüsterte sie.

In die kahle, blanke Stirn des Mannes war es rot gestiegen.

In der Tat — das war . . .

Er sammelte sich einen Augenblick. Diese Überraschung hatte ihn zu jäh aus der Genugtuung gerissen, endlich in dem ‚Fabrikdirektor Doktor Hennegall' einen Verwandten zum ‚Vorzeigen' zu besitzen. Er war ja ausschließlich hierher gekommen, um sich mit diesem Schwager auf den Fuß der innigsten Familienzusammengehörigkeit zu stellen.

Und am Ende war Wigus nichts wie ein verbummeltes Genie?

Man mußte ihm auf den Zahn fühlen, seine Absichten und Aussichten ausforschen. Nur Vorsicht! Nicht durch vorschnelles Verdammen sich was verderben.

Fritz Malchin hatte die Kunst, konziliant zu tun, in seinem Beruf als Reisender gelernt. Er hatte immer die politischen Ansichten des Kunden, den er besuchte. Er sah und hörte viel. Große Leute hatte er klein werden, kleine groß werden sehen. Nur Vorsicht!

Selbstredend mußte und wollte er seinen Schwager bestimmen, doch bei Schradin einzutreten. Aber sein wollte er es beginnen — sein, wie er alles ansaßte.

Die Kunst abzuwiegeln und aufzuwiegeln verstehen wenige Menschen. Aber er — Fritz Malchin — er verstand sie.

Das Gejammer der Frauen konnte Wigus nur trotzig machen.

Er blinkte Sophie zu. Dieser sein Augenwink war ihr ganz bekannt, er hieß immer: schweige!

Und Sophie schwieg auf der Stelle und stieß unter dem Tisch die Mutter erst und dann Lina mit dem Fuße an.

Wigus aber sah alles, spürte alles. Dieser Augenblick hatte für ihn fast etwas Groteskes. Er vergaß ihn nie, wohl weil er

einen Stachel in seinem Herzen mit hinwegnahm, der ihn auf Jahre hinaus mit einer Wunde beschwerte.

Die Nachmittagssonne schien hell in die beiden Fenster, und die Fuchsien- und Efeutöpfe auf den Brettern glänzten in blankem Grün und legten ihre Blätter gegen das sonnenheiße Glas der Scheibe. Auf dem Estrich malte sich ihr Schatten und der der Fensterkreuze. Ein seltsam schwüler Dunst, von Chlorgeruch und dem des Tannengrüns durchsetzt, schwebte im Raum. Er kam durch die Türritzen von nebenan, wo ein stiller Mann lag . . .

Um den runden Sofatisch saß die Familie, die Frauen gebückt, mit schwarzen Stoffstücken auf dem Schoß oder auf der Tischkante, mit langen Fadenpeitschen an der Nähnadel, die sie bei allen Klageworten doch unablässig auf- und niederfahren ließen.

Mit ganz naiver Anmaßung, kraft ihres Familienrechtes, glaubten diese über ihn richten, über ihn bestimmen zu können. War das zum Lachen oder zum Weinen?

Nun strich sich Fritz Malchin mit seiner langen, rosigen, sehr sauberen Hand über den hohen Vorderkopf.

Wigus sah ihn an, wartend, flammenden Auges.

Die Blicke der beiden Männer begegneten sich.

‚Was wirst Du Dir herausnehmen?‘ dachte Wigus. Er wußte noch nicht, daß dieser Mann zu klug war, um sich auf plumpe Art etwas herauszunehmen.

„Ja, lieber Schwager — das ist nun eine Überraschung. Aber wie können wir das so obenhin beurteilen. Uns scheint es, daß Du Wasser weggießen willst, ehe Du Wein hast. Aber das scheint vielleicht nur so. Also Redakteur willst Du werden?“

„Wenn es der Zufall fügt — ja! Mein Streben gilt der politischen Karriere. Ich möchte mich eines Tags im Reichstage sehen,“ sagte Wigus ungeduldig, denn nach seiner Empfindung gingen diesen Fritz Malchin seine — Wigus' — Zukunftsträume genau so viel an, wie etwa den Nachbar Wegener, der grade mit seinem Klempnergerät am Fenster vorbeiging, nicht ohne spähend herein zu gucken.

„Du wirst ja selbstverständlich großartige Verbindungen haben. So ein Redakteurposten an einem hauptstädtischen Blatt,“ wandte er sich belehrend an die Frauen, „ist nicht übel. Da gibt es Gehalte von fünf- bis zwanzigtausend Mark — wer's erwischt.“

„Ach —“ sagten alle drei Frauen langgedehnt, wie aus einem Munde.

Wigus sah es; sie waren belehrt, und sie glaubten dem Schwiegersohn, Mann und Schwager auf der Stelle. Linas höhnischer Unglaube von heut morgen fiel ihm wieder ein. Also der Fremde war mehr Autorität für sie. Wie bitter und — wie lächerlich.

„Aber,“ fuhr Fritz Malchin, immer zu den Frauen gewendet fort, „wie gesagt: wer's erwischt. Das ist beinah wie das große Los. Kein Stand ist so überfüllt, wie der Journalistenstand. Nun, Wigus muß es ja wissen.“

Dann direkt zu diesem sprechend:

„Wenn Du schriftstellerisch tätig sein willst, kannst Du das nicht nebenbei von hier aus? Du hast dann immer das Einkommen, die angesehene Stellung und kannst auch Mißerfolge verschmerzen.“

„Ich brauche die große Welt,“ sagte Wigus kurz.

Malchin zuckte die Achseln.

„Das mußt Du wissen. Jeder trägt die eigene Haut zu Markt.“

Er sah mit seinen blassen Augen Wigus fest an.

„Du hast es ja auch mit Dir auszumachen, ob sich das mit Deinen Sohnespflichten gegen unsere gute arme Mutter verträgt.“

Wigus erblaßte.

Die Frauen brachen von neuem in Tränen aus.

„Nun, Mutter,“ sagte der Mann, im Genuß der eigenen Vortrefflichkeit schwelgend, „Du hast Sophie und mich. Ich habe eine Freudenbotschaft und sparte sie bislang auf. Die Stellung in Berlin als Disponent des Hauses Molling und Seidler, mit sechstausend Mark, habe ich bekommen. Da nun Wigus nicht hierher will, denke ich, es ist am besten so: Du ziehst auch mit Lina nach Berlin. Lina wird spielend leicht eine gute Stellung bekommen. Die Firma ihres Prinzipals hat allerbeste Verbindungen dort, und Lina hat sich zehn Jahre bewährt. Du selbst kannst Dir einen kleinen Verdienst machen: Zimmerherrn nehmen oder Spitzen waschen — kurz etwas nicht zu Mühsames.

Auch könnt Ihr und Wigus Euch dann das Leben gegenseitig schon dadurch erleichtern, daß Ihr zusammen wohnt und eßt. Sontags natürlich findest Du Deinen Teller Suppe bei uns, Mutter. Und auch wenn Dir mal sonst was ist: ich kenne meine Pflicht. Du wirst in mir immer den treuen Sohn finden."

Während dieser langen Rede beobachtete er unausgesetzt Wigus.

Er rechnete bestimmt darauf, daß es Wigus unwillkommen sein würde, Mutter und Schwester in so bescheidenen Lebensumständen in Berlin in seiner Nähe zu wissen. Er hoffte, daß Wigus sich sagen würde: Wenn ich in Berlin doch mit Mutter und Schwester leben soll, will ich lieber hier bleiben, wo ich sie dann doch ernähren kann; auch will und darf ich nicht Malchin überlassen, ihnen beizustehen.

Die Frauen ließen ihre Arbeit und umhalsten den Mann.

Fremd, scheinbar ein Ausgestoßener, ein durch seine eigene Pflichtvergessenheit und Herzenskälte von den Seinen Geschiedener, stand Wigus beiseite.

Er hatte keine Spur von Farbe mehr in seinem Gesicht. Jeder Nerv in ihm bebte vor Widerwillen gegen diesen Mann mit dem faden Gesicht und der programmgemäßen Trefflichkeit.

Es war, als ob ihm in diesem starken Gefühl der Abneigung, das sein Verstand dennoch ungerecht nannte, ein sechster Sinn gekommen sei. Er witterte Absichten . . . Fast erriet er die Hoffnungen Malchins.

Und er sagte: „Wenn Mutter und Lina nach Berlin ziehen — ich kann doch nicht mit ihnen zusammenwohnen. Sobald es mir möglich ist, heirate ich."

Alle verstummten. Die Art wie Wigus das sagte, der Augenblick, den er zu dieser Mitteilung wählte, verhieß nichts Erfreuliches.

„Und das sagst Du so nebenbei," sprach endlich die Mutter schüchtern.

„Wenn ich so gereizt werde . . ."

„Aber kein Mensch reizt Dich!" rief Lina böse.

„Ist es eine reiche Frau?" fragte Sophie schnell.

„Nein. Arm wie wir. Siddy ist Schauspielerin. Anfängerin noch."

„Mußt Du die heiraten?" fragte Fritz Malchin mit Betonung.

Da vergaß der Mann die Mutter und die Majestät des Todes, der im Hause wohnte . . .

Mit funkelnden Augen und geballter Faust stand er vor dem fatal lächelnden Frager.

„Die Frage wirst Du Siddy auf den Knieen abbitten . . ." keuchte er.

„Gott, o Gott . . ." jammerte Lina, die Streit fürchtete.

Wigus aber drehte sich um und ging hinaus.

Er hörte noch, wie hinter ihm Sophie sagte: „Er ist immer noch so gräßlich heftig, gerade wie früher."

In seine Bodenkammer stieg er hinauf und dort saß er auf dem Holzschemel vor dem alten Tisch, den Ellbogen darauf, die Faust vor der Stirn und brütete vor sich hin.

Ein dumpfer Zorn erfüllte ihn. Aber der Zorn richtet sich in diesem Augenblick ganz allein gegen ihn selbst.

Er hatte sich reizen, sich hinreißen lassen. Von diesem, der ganz gewiß unter ihm stand. Wie ihn das beschämte.

Und seine alte Mutter, die arme Dulderin, hatte er in seiner Heftigkeit gekränkt! Diesen Mann, der ihm so fremd war, daß er gar nicht begreifen konnte, wie er ihn jemals als Familienmitglied sollte ansehen und empfinden können, hatte er ärgern wollen und die Mutter traf er damit.

Gewiß wollte er mit ihr zusammen wohnen. Gewiß konnten sie einander dann die Armut erleichtern.

Und an die Heirat mit Siddy war allerbesten Falles vor ein bis zwei Jahren noch gar nicht zu denken.

Wenn er das doch hätte zurücknehmen, wieder gut machen können . . .

Wie mußte das in dem leidvollen, verängsteten Herzen der alten Frau nachwirken!

Besonders weil dieser Mensch einen giftigen Pfeil abgeschnellt hatte, der ihr, wie ihm selbst, tief im Herzen stecken bleiben mußte.

‚Du hast es ja auch mit Dir auszumachen, ob sich das mit Deiner Sohnespflicht gegen unsere gute arme Mutter verträgt.'

Das war der vergiftete Pfeil. Und er traf Wigus grade an der Stelle, die ihm selbst als seine schwächste bewußt war.

Auf der Fahrt zur Trauung. Nach dem Gemälde von Prof. Robert Schleich-München.

‚Gehöre ich ihr? Gehöre ich mir?‘

Stürmisch überkam ihn das Bedürfnis sich Carolyne weiter mitzuteilen. In Gedanken richtete er auch die Worte, die in rasender Schnelle unter seiner Feder hinwuchsen, Zeile um Zeile bildend, an Olga Soniakow.

Daß einen Herzschlag lang die Blicke ihrer dunklen Augen verwirrend auf ihn gewirkt, hatte er ganz vergessen.

Er empfand beide Frauen fast als Eines. Als die Instanz, vor welche er seine Zweifel trug. Als Vertreterinnen einer Welt der Freiheit und Bildung, wo man ihn verstehen mußte, verstehen würde.

In seiner heißen Erregung sagte er mehr, viel mehr, als sich sonst aus seiner Seele, die zuweilen der Hochmut bändigte, losgerissen haben würde.

Und dann, als er ganz die Not seines Lebens und die, ohne seinen Willen durch die Macht der Verhältnisse oder durch die Sonderprägung, die ihm die Natur gegeben, entstandene Kluft zwischen ihm und seinen Nächsten geschildert hatte, sprach er von Siddy.

Vor dem dunklen Bilde stand ihm ihre helle, lächelnde Gestalt zehnfach verführerisch.

Kein Wort war ihm zu heiß, zu groß, zu inbrünstig, um seine Leidenschaft für das holde Geschöpf zu schildern.

Ihre Unschuld, unter widriger Umgebung so streng bewahrt, rührte ihn neu, da er Carolyne davon schrieb.

Ihr Wunsch ans Licht zu kommen, ward ihm zum berechtigten Streben eines seiner gearteten Wesens. Vorzüge, die er zu finden hoffte, Entwickelungen, die er für später erwartete, nahm er in seiner Schilderung schon vorweg.

„So war sie mir, was dem im finsteren Verließ Eingekerkerten der Sonnenstrahl ist, der sich zu ihm herabspinnt. Ein Mensch, zu vollstem Lebensgenuß bestimmt wie ich bin, ein Mann, der von großzügigen Daseinsformen träumt, einer der heiß trachtet, auf die Höhen der Menschheit zu kommen, um, wenn auch kein Großer, doch ein Nützlicher zu werden — — darbe ich noch an allem. Ich habe keinen Lebensgenuß. Ich habe jämmerliche Daseinsformen. Ich stehe noch so tief, tief unten, daß ich nicht weiß: kann ich mich je nach meinem Sinn betätigen. Nichts habe ich. Nichts bin ich. Und in dieser meiner Armut ist mir diese Liebe ein Trost. Alles vor mir wogt noch chaotisch hinter düsterer Nebelwand. Nur diese Liebe ist das Gewisse, ist das Licht, ist die Sicherheit.

„Ihr Verstand, teure, verehrte Frau, mißbilligt meine Wahl. Ich selbst erschrak an jenem Tage, nachdem es mich hingerissen, eines armen Mädchens Los an mein eigenes zu binden. Aber Ihr Herz wird begreifen und vielleicht erschüttert sein und dem Kämpfer die tröstliche Wonne gönnen, die er empfindet, wenn er der Zukunft an der Seite des geliebten jungen Weibes denkt.“

Wigus Hennegall war aus den Fugen. Alle Kritik fehlte ihm. Sich aussprechen, ohne daß das Auge dessen, dem man sich anvertraut, auf einem ruht, tut so wohl — und führt so weit — zu weit.

Niemals hätte er bei ruhigen Sinnen diesen leidenschaftlichen Erguß fortgeschickt. Schon seine Bescheidenheit Carolyne Wallraven gegenüber würde es ihm verboten haben.

Dann schrieb er noch an Siddy. Wenige, zärtliche Zeilen.

Er sagte ihr, daß sein Vater tot, daß seine älteste Schwester, die an einen hochachtbaren Mann verheiratet sei, mit diesem demnächst nach Berlin ziehen werde, da derselbe eine gute Stellung dort erhalten habe. Von den Umzugsplänen seiner Mutter und Schwester Lina schrieb er noch nichts, da er noch keine Gewißheit darüber hatte. Er teilte ihr mit, daß es seine Absicht gewesen sei, alsbald nach der Beerdigung abzureisen. Aber er wolle und könne seine Mutter noch nicht verlassen und werde deshalb noch acht Tage bleiben, so sehr ihn auch glühende Sehnsucht in die Nähe seiner Siddy zurücklocke.

Er fühlte es als Bedürfnis und Pflicht, zu bleiben. Nicht so, unter der Nachwirkung jener häßlichen Szene, wollte er von seiner Mutter scheiden.

Er wollte sie, sie sollte ihn erst ganz wiederfinden.

Ihm war danach zu Mut, vor ihr zu knieen und den Kopf wieder in ihren Schoß zu legen . . .

Aber sie war nicht seine Mutter allein. Da waren noch ihre Töchter, seine Schwestern, die nicht glauben und begreifen konnten, daß man heiß lieben, treu lieben kann und

doch kein Opfer zu bringen vermag. Denn sie erkannten ja nicht, daß es ein ungesundes Opfer gewesen wäre. Dann war da noch dieser fremde Mann mit seiner großen Ehrenhaftigkeit, die er beständig zu Protokoll gab, der mehr den ‚Sohn' der alten Frau spielte, als er selbst . . .

Ach, er hatte seine Mutter nicht allein. Sie wiederum, sie war mit zahllosen Ketten gebunden an die Welt, darin sie bisher gelebt und über deren Grenzen hinweg sie weder Blick noch Traum trug. —

Mit Haltung begegnete er am Abend dem Schwager und den Frauen wieder.

Den nächsten Morgen ließen die Vorgänge der Beerdigung keine Zeit und Gelegenheit zu neuer Auseinandersetzung. Und dann reisten Fritz und Sophie ab. Daß Fritz der Mutter noch vorher versprach, brieflich auf Wigus einwirken zu wollen, hörte dieser nicht. Die Mutter und Lina aber waren durch dieses Versprechen ganz getröstet, denn ihrer festen Überzeugung nach schrieb Fritz Malchin wunderschöne Briefe, deren Eindruck sich niemand entziehen konnte.

Als sie vom Bahnhof zurück in die Stadt gingen, war es Wigus, als habe er die Mutter von neuem geschenkt bekommen. Auch gegen Lina fühlte er brüderlicher, obschon sie nichts tat, als darüber schelten, daß die paar Ruhetage nun vorbei seien und sie heute nachmittag wieder ins Geschäft müsse.

Seine Mutter ging so mühsam. Die harten Tage der Aufregung hatten sie doch mitgenommen.

Wigus wollte sie führen. Aber sie lehnte das ängstlich ab. Wie das aussähe! Als ob sie eine Dame sei.

Nun kamen ein paar stille Tage. Sie schienen Wigus sehr lang, obschon es schließlich nur ihrer drei wurden. Die Mutter war so liebevoll gegen ihn. Nun die sie einschüchternde und ihr so sehr autoritative Persönlichkeit von Fritz Malchin nicht mehr gegenwärtig war, traute sie sich wieder, sich an ihrem großen Jungen zu freuen, der ein Doktor und ein feiner Herr geworden war.

In ihrer Vorstellung zwar war es bisher eins gewesen: feiner Herr sein und Geld haben.

Und es war ja auch gewiß unrecht von Wigus, daß er seine Sohnespflicht hintan setzte und das sichere Brot wegstieß. Aber wenn man so was erlebt hatte, wie sie, sich zweimal vor Scham und Schande wegen Unredlichkeit des Nächsten förmlich gekrümmt hatte, dann dankte man dem lieben Gott schon dafür, wenn der Sohn ehrlich blieb.

Deshalb wollte sie ihm gerne verzeihen. Und sie empfand auch eine scheue Freude an seiner andern Sprache, seinem Wesen, das ihr vornehm deuchte.

Jeden Tag besuchte Wigus Schradin. Der Mann hatte in seiner Herzensfeinheit am Grabe dessen gestanden, der ihn zweimal betrogen.

Fritz Malchin flüsterte, als er Schradin auf dem Kirchhof sah, Sophien zu, daß Schradin ohne Zweifel gefühlt habe, wie er das ihm, dem allgemein Geachteten, schuldig sei.

„Wenn Sie noch hier bleiben, besuchen Sie mich doch," bat Schradin den jungen Mann.

Es waren gute, friedliche Stunden. Wigus fühlte, daß der einsame Mann nicht über den Kummer wegkam, auf den jungen, energischen Genossen in seinem zaghaft stillen Dasein verzichten zu müssen, aber daß kein Zorn in seiner Brust lebte.

Und gerade dieser bescheidene Kummer ward Wigus zum mächtigen Mahner. Er begriff vollends, daß er sein Wort halten müsse und dem Manne alles, alles zurückzahlen, was jener für ihn aufgewandt. Und wenn zehnmal in der nächsten Stunde ein Unwürdiger kam und dem Widerstandslosen das Geld wieder abschwindelte.

Einmal mußte Schradin erleben, daß es nicht nur Ausnutzer und Selbstsüchtige gab! Er mußte dann auch unterscheiden zwischen der heiligen Selbstsucht, die Wigus trieb, seiner Bestimmung nachzugehen und jener anderen, die nur an ihren materiellen Vorteil denkt.

Am dritten Tag kam der verheißene Brief von Fritz Malchin.

Mit Wichtigkeit gab die Mutter ihm das graublaue Kuvert, das oben quer den Namen der Firma trug, für welche Malchin reiste.

Mit Unbehagen öffnete Wigus den Brief. Schon das Format ärgerte ihn, der große Quartbogen, den feine blaue Linien wagerecht und senkrecht überzogen, in dessen rechter Ecke oben wieder die Firma stand.

Mit Unwillen halb und halb mit Lachen las er dann:

„Lieber Schwager! Unter Heutigem wollte ich Dir mit einigen Vorstellungen näher sein, die ich, als Dein älterer Schwager und erfahrener, allgemein geachteter Mann, mir wohl erlauben darf. Ehe ich des weiteren auf die Sache eingehe, betone ich gleich, daß Sophie und ich Dich auf der Durchreise bei uns erwarten und bitten wir Dich, vorlieb nehmen zu wollen.

„Nochmals bitte ich Dich, in Erwägung zu ziehen, ob die Chaneen für Dich nicht besser sind, wenn Du Schradin akzeptierst. Ich kalkuliere so: Er wird Dir ein Jahrgehalt von drei- bis viertausend Mark im Anfang auswerfen, wovon Du Dir zehn per Cent abziehen lassen kannst zur Tilgung der Schuld. Schradin wird es nicht annehmen oder Dir gleich Deine Bezüge erhöhen. Aber wenn auch nicht, blieben Dir zweitausendsiebenhundert oder dreitausendsechshundert. Damit kannst Du dort leben und Mutter zu Dir nehmen, die Dir die Wirtschaft führen kann.

„Daß Schradin, wenn Du zu seiner Zufriedenheit Dich einarbeitest, Dich sicher auch noch testamentarisch bedenken wird, ist gleichfalls eine Erwägung, deren lukrative Seite Du wohl in Betracht ziehen darfst.

„Indem ich hoffe, mit Gegenwärtigem Dir, als erfahrener Kaufmann, nochmals vorgeführt zu haben, was Du eventuell Dir entgehen ließest, grüße ich Dich und Mutter sowie Lina bestens und bin mit brüderlichem Handschlag Dein

Schwager Fritz Malchin
Prokurist der Firma Thalheim Söhne."

„Was schreibt denn Fritz?" fragte die Mutter ängstlich. Ihres Sohnes Gesichtsausdruck schien so böse, so höhnisch.

„Nicht viel, Mutter. Er verwechselt nur mein Geschick mit einer Heringstonne, die zu verkaufen ist."

„Aber Wigus ... Wie Du bist! Fritz schreibt solch wunderschönen Brief ... Das sagt Lina auch immer."

„Ja, wenn Lina es sagt ..."

Da spürte er sie wieder, da sah er sie gähnen, dunkel und unüberbrückbar, die Kluft, die ihn von der Welt der Seinen trennte.

Weiche Empfindungen, von Jugenderinnerungen und schmerzlicher Liebessehnsucht durchwoben, hatten drei Tage lang wie feine, linde Schleier darüber gelegen und sie verborgen.

Nun trieb es den Mann fort. Er erkannte, daß es am besten für ihn und die Familie sein würde, wenn man sich einige Jahre nicht sah, bis er vor seine Mutter hintreten konnte, mit dem Erfolg, dem bezwingenden.

Ja, wenn sie und Lina nicht die unselige Idee mit Berlin gehabt hätten!

Mit ihnen hier zusammenleben, war schwer. Dort würde es furchtbar werden. Denn jeden Tag würden sie mit haltenden Händen, Klagerufe ausstoßend, in die Speichen seines Rades greifen wollen.

Und darüber würde es noch so kommen, daß er über sie dahin raste.

Und darüber würde er noch den heiligsten Besitz jedes Menschen verlieren: die Mutterliebe.

Nein, tausendmal nein!

Kein Besitz dieser Erde war wertvoll genug, um mit diesem Preis bezahlt zu werden.

Noch sah er keinen Ausweg aus dem Labyrinth seiner Zweifel und Pflichten.

Aber denen, die sich durch Stürme und Nacht vorankämpfen, leuchtet manchmal unerwartet ein Stern auf, der ihnen Wegesrichtung zeigt. Warum sollte nicht auch er auf solchen Stern hoffen?

Und es zog ihm durch den Sinn, was er als Knabe in der Schule gelernt und dann bei der öffentlichen Prüfung mit so starkem Schwung vorgetragen hatte, daß die Lehrer sich untereinander mit besonderem Ausdrucke ansahen:

Einen Nachen seh ich schwanken,
Aber ach! der Fährmann fehlt.
Frisch hinein und ohne Wanken!
Seine Segel sind beseelt.
Du mußt glauben, Du mußt wagen,
Denn die Götter leihn kein Pfand;
Nur ein Wunder kann Dich tragen
In das schöne Wunderland.

VI.

Als Wigus ankam, war sein erster Weg zu Siddy. Er freute sich der seligen Überraschung, die sie zeigen würde. Sie durfte ihn, seinem Briefe nach, erst in acht Tagen etwa zurückerwarten.

Die Tür war verschlossen.

Enttäuscht stieg er treppab und sagte sich, daß er dies wohl habe erwarten dürfen.

Sie würde beſchäftigt, würde im Theater ſein. Es war ja neun Uhr abends. Aber nun auch ſchwarz auf weiß zu leſen, was er vermutete, ging er wieder auf die Straße und bis zur nächſten Anſchlagſäule. Richtig, auf dem Zettel ihres Theaters ſtand, ganz unten in einem Perſonenverzeichnis von faſt dreißig Namen, der ihre. Er kannte das Stück aus Siddys Erzählungen. In das Theater zu gehen, fehlte es ihm an Zeit, noch mehr aber an Geld; er hatte auch gar kein Verlangen danach, Siddy geſchminkt und in einer erheuchelten Weſenheit zu ſehen. Er fürchtete ſich ſogar ein wenig davor. Aber geduldig hörte er ihren eifrigen und enthuſiasmierten Berichten über dies Stück, welches ſie für ‚großartig' hielt, zu. Sie war auch bereit, vom ‚Alten' ein Freibillet zu erbetteln, obſchon derſelbe damit greulich knauſerig ſei. Daß Wigus kein Freibillet wollte, beleidigte ſie eigentlich. Er bemerkte es recht gut.

Siddy ſpielte nun in dieſem Werk, das halb Volksdrama, halb Ausſtattungsſtück war, die Kammerzofe einer fabelhaft reichen und fabelhaft ſchlechten Gräfin. Die ganze Rolle war noch keinen Bogen groß. Siddy hatte immer nur zu erſcheinen, um Befehle entgegen zu nehmen und zu ſagen: „Sehr wohl, Frau Gräfin," — „Sogleich, Frau Gräfin," — „Der Bankier Roſenbaum bittet um die Ehre, Frau Gräfin aufwarten zu dürfen" — und dergleichen Sätze mehr. Aber ihre Aufgabe zog ſich durch alle fünf Akte, und noch zuletzt beim Fallen des Vorhanges hatte ſie mit der übrigen Dienerſchaft auf die Bühne zu ſtürzen, wenn die Gräfin von dem armen, edlen Jüngling, mit dem ſie geſpielt hatte, im Jähzorn erſchoſſen ward.

Somit war auf ihre Heimkehr vor halb zwölf in der Nacht nicht zu rechnen, und Wigus wußte, daß ihm Frau Lindſtädt mit Recht verweigern würde, Siddy dann noch zu beſuchen und ein Stündchen mit ihr zu plaudern.

Seine Sehnſucht mußte ſich bis zum andern Morgen gedulden. Und erſchöpft, wie er ſich immerhin fühlte, hielt er es für das klügſte, endlich einmal den Schlaf, der ihm auf den nächtlichen Eiſenbahnfahrten wie in der Bodenkammer daheim nicht beſchieden geweſen war, im vertrauten, eigenen Bett zu ſuchen. (Fortſetzung folgt.)

Abend im Hyde Park.

Von

Martin Boelitz.

Spätdämmerſtunde, tiefe, wunderbare,
Geheimnisvolle Künderin der Nacht ...
Blumen im Haar, auf goldverbrämter Bahre
Wird nun mein toter Tag zur Ruh gebracht.

Die Sehnſucht folgt dem Wanderzug in Fernen,
Die nie ein Wunſch erſpäht, kein Traum geſehn;
Schon flimmert und verglimmt der Glanz von Sternen
Und leis umhaucht mich kühler Winde Wehn.

Der feuchte Kies erhallt von leichten Schritten.
Zwei Schatten ſchwinden, wo der Ahorn blüht.
Das warme Glück iſt ſcheu vorbeigeglitten,
Wohin? ... Noch ſind die Wipfel überglüht.

Aus tiefen Zweigen tönt das ſüſſe Rollen
Der Nachtigall laut durch die dunkle Flur.
Ich lauſche, lauſche — heimatlos — verſchollen,
Ein Menſch, ein Nichts, ein müder Herzſchlag nur.

Abb. 1. Donaueschingen.

Die Fürsten zu Fürstenberg und ihre Schlösser.

Von

Gustav Levering.

Mit neunundzwanzig Abbildungen.

(Abdruck verboten.)

Unter den mediatisierten Fürstengeschlechtern des Deutschen Reiches nehmen die Fürsten zu Fürstenberg einen hervorragenden Rang ein. Nicht allein durch ihren Reichtum, ihren ausgedehnten Grundbesitz und ihre Stellung als Standesherren verschiedener deutscher Staaten, sondern ganz besonders durch ihre geschichtliche Vergangenheit.

Durch beinahe ein Jahrtausend läßt sich ihre oft tiefeingreifende Wirksamkeit in fast allen Epochen der deutschen Geschichte verfolgen. Namentlich seit dem Aufkommen der Habsburger. Ihre Treue für dieses Herrscherhaus ist sprichwörtlich geworden. In selbstloser Weise haben sie Generationen hindurch Gut und Blut für das Wohl desselben geopfert.

Ihr größtes Verdienst liegt auf kriegerischem Gebiet. Denn die Fürstenberg waren ein martialisches Geschlecht. Eine lange Reihe kühner Soldaten und trefflicher Feldherren fügt sich ununterbrochen aneinander. Ein altes Sprichwort sagt: Habsburg schlägt keine Hauptschlacht, ohne daß ein Fürstenberg fällt. Von Sempach bis Dresden haben fünfzehn Fürstenberger ihr Leben auf dem Felde der Ehre für Kaiser und Reich gelassen.

Auch auf dem Gebiete der Politik haben sie sich vielfach bewährt. Die Geschichte der Kaiser aus habsburgischem Geschlecht weist eine stattliche Anzahl hervorragender fürstenbergischer Staatsmänner auf, die durch ihre Klugheit, Energie und weitschauenden Blick dieser Dynastie und dem Reiche die wesentlichsten Dienste leisteten.

Eine besonders charakteristische Eigenschaft der Fürstenberg seit den ältesten Zeiten war ihre Frömmigkeit und unerschütterliche Anhänglichkeit an die katholische Kirche; häufig fand diese ihre besten Stützen in Klerikern aus fürstenbergischem Geschlecht. Bischöfe, Erzbischöfe, Kardinäle glänzen in ihren Reihen; einer der größten von ihnen hat in hochherziger Selbstbescheidung die Tiara ausgeschlagen.

Das fürstenbergische Geschlecht kann mit hoher Wahrscheinlichkeit seinen Ursprung auf den am Hofe Karls des Großen lebenden ausgezeichneten Kriegs- und Staatsmann Unruoch I. zurückführen. Er wurde für seine Verdienste um das Reich mit großen Lehensgütern in Ostfranken belohnt, die er zum Teil später gegen weite Gebiete am mittleren Neckar vertauschte. Unruoch, dessen Sohn Eberhard eine Tochter Ludwigs des Frommen ehelichte und dessen Enkel — zugleich der Urenkel Karls des Großen — Berengar, die Kaiserkrone trug, ist ohne Zweifel der Ahnherr der Grafen von Urach und Achalm, die um die Wende des zehnten

Jahrhunderts jene von Unruoch erworbenen Güter am Neckar besaßen und die, wie urkundlich feststeht, die Vorfahren der späteren Grafen von Fürstenberg sind. Sie waren fast alle gewaltige Kriegsleute oder Geistliche in einflußreichen Stellungen. Schon zu jenen Zeiten war der noch heute von fast allen Fürstenbergen geführte Vorname Egino oder Egon in der Familie gebräuchlich.

Unter Egino IV., dem Bärtigen, dem Gemahl der Erbtochter des mächtigen Herzogs Berthold von Zähringen, vollzog sich eine entscheidende Wendung in den Geschicken des urachischen Hauses. Egino erbte nach dem Tode Bertholds den größten Teil der Zähringer Güter im Breisgau, dem Schwarzwald und in der Baar, jener fruchtbaren Landschaft zwischen Alb und Schwarzwald, in welcher die Donau entspringt. Hierdurch wurde naturgemäß der Schwerpunkt der Besitzungen der Grafen von Urach vom Neckar nach dem Rhein verlegt. Sie wählten Freiburg i. B. als ihre Residenz und nannten sich Grafen von Freiburg.

Abb. 2. Bildnis des Grafen Wilhelm im Ahnensaal zu Schloß Heiligenberg.

Unter Egino V. wurde der Besitz des Hauses auf das ernstlichste gefährdet. Egino hatte sich in dem Aufstand des Königs Heinrich gegen seinen Vater, den Hohenstaufen Kaiser Friedrich II., dem Sohne angeschlossen, wurde in dessen Sturz verwickelt, in die Reichsacht getan und aller Rechte und Güter verlustig erklärt. Nur der Intervention seines Bruders, des mächtigen Kardinals Konrad, verdankte er die Versöhnung mit dem Kaiser.

Konrad ist wohl der Größte unter den Ahnen des fürstenbergischen Geschlechts. Wie dieser Cisterziensermönch in jener Periode des Ringens der Kirche um die Weltherrschaft durch seine Frömmigkeit und Klugheit in kurzer Zeit zum General des damals bedeutendsten Ordens der Christenheit emporstieg, wie er sich durch seine staatsmännische Gewandtheit dem Papste unentbehrlich machte, wie er die Albigenser bekämpfte und ihre Aussöhnung mit der Kirche herbeiführte; wie er in Deutschland mit flammender Beredsamkeit den Kreuzzug predigte; wie er als Kardinallegat Europa durchzog, überall Gericht haltend oder vermittelnd und organisierend auftrat; wie er nach Honorius' III. Tod in selbstloser Entsagung die auf ihn gefallene Wahl zum Papste ablehnte, weil er fürchtete, in dieser hohen Würde in einen Gewissenskonflikt mit seinen Pflichten als Mönch zu kommen: dies alles ist eines der interessantesten Kapitel der Geschichte der katholischen Kirche. Wie er gelebt, so starb Konrad, ein Opfer seiner Hingebung für die Kirche, an einer Epidemie, die im Kreuzfahrerlager in Unteritalien herrschte. So hoch steht sein Ansehen, daß die Legende Wunderhandlungen von ihm berichtet, daß die Cisterzienser ihn noch heute als ihr leuchtendstes Vorbild verehren und daß die katholische Kirche ihn unter die „Seligen" versetzt hat.

Da in Schwaben kein Erstgeburtsrecht galt und im urachischen Geschlecht kein Hausgesetz bestand, so wurden, wenn — wie fast stets — mehrere Söhne vorhanden waren, die Güter geteilt und dadurch der Besitz zersplittert. So wurde nach Eginos V. Tod das Zähringer Erbe derart geteilt, daß der älteste Sohn, der Gründer der Freiburger Linie, den Breisgau, der zweite,

Digitized by Google

Heinrich, die Güter im Schwarzwald und die Baar erhielt; die Stammgüter am Neckar fielen den beiden jüngſten Söhnen zu.

Heinrich nahm ſeinen Wohnſitz in der Baar auf einer auf dem Fürſtenberg, d. i. dem „vorderſten Berg“ gelegenen Burg und nannte ſich nach ihr Graf von Fürſtenberg.

Hierdurch iſt Heinrich der eigentliche Stifter des fürſtenbergiſchen Geſchlechts geworden.

Die Stammgüter am Neckar gingen bald darauf infolge finanzieller Schwierigkeiten an die Grafen von Württemberg über. Auch die Beſitzungen der Freiburger Linie gingen der Familie nach und nach durch Mißwirtſchaft, Erbteilung, Heimfall von Lehen ꝛc. verloren. Dagegen blühte die fürſtenbergiſche Linie durch Verleihung von Lehen für Verdienſte um das Reich, durch Sparſamkeit, günſtige Heiraten und Erwerbungen zu immer größerer Macht und höherem Glanz empor.

Abb. 3. Graf Friedrich von Fürſtenberg.

Graf Heinrich war nicht nur ein guter Haushalter, ſondern auch ein ausgezeichneter Staatsmann und tapferer Krieger. Einer der treueſten Paladine Rudolfs von Habsburg, ſeines Vetters, „hat er nicht zum wenigſten zur Befeſtigung des erſten Habsburgers auf dem Thron und zur Wiederherſtellung geſicherter Zuſtände im Reiche beigetragen.“ Rudolf ſpricht von ihm in Ausdrücken des höchſten Lobes und dankbarſter Anerkennung. Seinem Dank gab der Kaiſer dadurch Ausdruck, daß er ihm die Städte Villingen und Haslach verlieh und ihn zum Landgrafen in der Baar ernannte.

Trotz mancherlei Verluſte, die das fürſtenbergiſche Haus in dem folgenden Jahrhundert durch die wachſende Ausdehnung der öſterreichiſchen Hausmacht in Schwaben erlitt — damals kam z. B. Villingen an Vorderöſterreich — zeichneten ſich die Söhne desſelben auch in dieſer Periode durch unerſchütterliche Anhänglichkeit an die habsburgiſche Dynaſtie aus. So fiel 1386 als einer der erſten Blutzeugen dieſer Treue der Graf Hans v. Fürſtenberg bei Sempach im ritterlichen Kampf gegen die Eidgenoſſen.

Wie in der Freiburger Linie, ſo machten ſich in dieſer Zeit auch im fürſtenbergiſchen Hauſe die ſchädlichen Folgen der häufigen Erbteilungen empfindlich geltend. Erſt nach einem Jahrhundert des Niederganges gelang es zwei klugen und energiſchen Brüdern, denſelben ein Ziel zu ſetzen durch Schaffung eines Hausgeſetzes, das die Veräußerung irgend welcher Güter ohne Zuſtimmung ſämtlicher Agnaten verbot, und das, wenn auch vielfach geändert und ausgebaut, noch heute beſteht. Sie gründeten das fürſtenbergiſche „Hausgut“ und ſchufen damit die geſicherte Grundlage für den

Abb. 4. Graf Egon VIII. von Fürstenberg.

Wohlstand der Familie. Unter diesen Brüdern kam die Stadt Donaueschingen in den Besitz der Familie.

Beide Brüder haben in den großen Staatsaktionen Kaiser Maximilians I., der eine als Feldherr, der andere als Staatsmann, eine hervorragende Rolle gespielt. Heinrich, der ältere, eine frische, kampfesfrohe Natur, hatte schon in früher Jugend auf einem Zug in das gelobte Land reiche Erfahrung und in den Feldzügen der Habsburger gegen die Ungarn kriegerische Lorbeeren gesammelt. Einer der vertrautesten Freunde Maximilians, begleitete er diesen fast auf allen seinen Reisen und Kriegszügen. In dem unglücklichen Krieg von 1499 gegen die Eidgenossen, in dem diese ihre Unabhängigkeit errangen und der ein typisches Bild der zerfahrenen Zustände im Reich zu jener Zeit bietet, führte Graf Heinrich die niederländischen Truppen. Als er nach mehreren glücklichen Gefechten in das Herz des Solothurner Landes vorgedrungen war und vor der Feste Dorneck lagerte, wurde sein Heer von den Eidgenossen überfallen und völlig geschlagen. Er selbst fiel nach verzweifelter Gegenwehr unter den Streichen der Feinde.

Auch Heinrichs Bruder Wolfgang, der in diesem Kriege die Truppen des Schwäbischen Bundes geführt hatte, hat sich als Heerführer mehrfach ausgezeichnet; doch liegt sein Hauptverdienst in seiner Tätigkeit als Staatsmann. Max verwendete ihn mit Vorliebe zu schwierigen diplomatischen Sendungen. Wir begegnen ihm als Stellvertreter des Kaisers auf einer Reihe von Reichs- und Landtagen; als kaiserlichem Abgesandten an den Höfen von Frankreich, England, der Niederlande. Die schwierigste Aufgabe hatte er in Spanien zu erfüllen. Der Kaiser hatte ihn zum Obristhofmeister seines Sohnes, des Königs Philipp, bestimmt, der damals in Flandern Hof hielt. Bekanntlich war Philipps Gemahlin Johanna, die Wahnsinnige, die Tochter der Königin Isabella von Kastilien und Ferdinands des Katholischen von Aragon. Nach Isabellas Tod suchte Ferdinand die Herrschaft über Kastilien an sich zu reißen. Um die Erbrechte seiner Gemahlin zu wahren, landete Philipp 1506 mit einem Heer von 3000 deutschen Landsknechten, über welche

Abb. 5. Graf Jakob Ludwig von Fürstenberg

Graf Wolfgang von Fürſtenberg den Oberbefehl führte, in Spanien. Der unermüdlichen Tätigkeit des Grafen Wolfgang, ſeiner diplomatiſchen Geſchicklichkeit und ſeiner, auf die gefürchteten deutſchen Landsknechte geſtützten Feſtigkeit war es zu danken, daß Ferdinand ſich gezwungen ſah, mit Philipp einen Vertrag abzuſchließen, in welchem er dieſem die Regierung über Kaſtilien überließ. Nach Philipps unerwartet raſchem Tode war Wolfgangs Aufgabe in Spanien beendigt. Er kehrte über Frankreich, die Niederlande und England, wo er noch diplomatiſche Aufträge des Kaiſers erledigte, nach Deutſchland zurück. Auch ſpäter war der alternde Graf noch raſtlos im Dienſte des Kaiſers tätig. So begleitete er Maximilian noch auf ſeinem Römerzuge nach Italien. „Der weltumſpannende Aufſchwung der habsburgiſchen Macht," ſo ſagt Dr. Riezler, der frühere Vorſtand des fürſtenbergiſchen Archivs in ſeiner Geſchichte dieſes Hauſes, „ſpiegelt ſich in Wolfgangs Tätigkeit, wie er ſo in den Angelegenheiten des Kaiſers unermüdlich von Spanien nach England, von Schwaben nach den Niederlanden, vom Elſaß nach Tirol und Italien zieht."

Abb. 6. Fürſt Franz Egon von Fürſtenberg.

Auch Wolfgangs Söhne ſind bedeutende Erſcheinungen. Eine beſonders intereſſante, höchſt eigenartige Perſönlichkeit iſt Graf Wilhelm. Er war ein echtes Kind der Renaiſſance, einer jener unbändigen Gewaltmenſchen, an welchen jene gärende Zeit ſo reich war. „Wir haben," ſo ſchildert die Zimmeriſche Chronik, die ſonſt den Fürſtenbergs nicht hold iſt, „in vielen Jaren in Teutſchland kein martialiſcheren Mentſchen und der alle eigenſchaften eines Kriegsmannes an ihm gehapt, die zu loben ſein." Kriegführen war ſeine Luſt. Für wen, gegen wen er das Schwert zog, war ihm gleichgültig. Mit Sickingen verteidigte er die Sache der deutſchen Ritterſchaft gegen die Fürſten und zog ſich dadurch die Reichsacht zu; mit Frundsberg zog er nach Rom und weigerte ſich in ſtolzem Selbſtgefühl dem höchſten Herrn der Chriſtenheit den Fuß zu küſſen. Unter dem Truchſeß von Waldburg erfocht er gegen die Bauern als Führer des ſchwäbiſchen Fußvolks den entſcheidenden Sieg bei Böblingen.

An der Rückführung des vertriebenen Herzogs Ulrich von Württemberg in ſein Land hatte er durch den von ihm erfochtenen Sieg bei Lauffen den weſentlichſten Anteil. Die erneute Ungunſt des Kaiſers, wenn nicht allein die Luſt an Kriegsabenteuern, führte ihn in die Dienſte des Königs von Frankreich. In den Feldzügen Franz' I. gegen Karl V. leiſtete er dem König in mancher Schlacht wertvolle Dienſte, was dieſer durch Verleihung von Würden und klingenden Lohn gebührend anerkannte. Als die Dinge eine Wendung nahmen, die ihn gezwungen hätten, gegen Deutſchland zu fechten, löſte er ſein Verhältnis zu

Abb. 7. Fürſt Wilhelm Egon von Fürſtenberg.

Franz I. Sofort zog Karl V. den berühmten Feldherrn in seine Dienste. Nun focht Wilhelm als Führer der deutschen Reichstruppen gegen seinen bisherigen Kriegsherrn Franz I.

Aber jetzt ereilte ihn das Geschick. Nachdem er in raschem Siegeslauf eine Reihe französischer Festungen genommen hatte, drang er in der Champagne bis Epernay vor. Gewohnt, seine Anordnungen auf Grund eigener Anschauung zu treffen, wagte er, nur von einem Trompeter begleitet, einen kühnen Rekognoszierungsritt bis tief in die feindliche Sphäre. Plötzlich sah er sich von einer französischen Schar umringt. Wie ein Held des Nibelungenliedes wehrte er sich, mußte sich aber schließlich, schwer verwundet, der Übermacht ergeben. Im Triumph wurde er nach Paris geschleppt und erst nach drei Jahren gegen das für die damalige Zeit unerhörte Lösegeld von 30 000 Kronen freigegeben. Die Liebe hatte ihm seine Gefangenschaft versüßt. Eine schöne Pariser Kaufmannsfrau pflegte und tröstete ihn; sie ließ auch nicht von ihm, als er frei wurde und folgte ihm auf seine Schlösser ins Kinzigtal. —

Der Reformation war Graf Wilhelm von jeher hold gewesen; die evangelischen Geistlichen hat er in seinen Gebieten geduldet und beschützt. Auch dem Schmalkaldischen Bunde stand er nahe; doch hütete er sich vor aktiver Teilnahme, denn er erkannte die Schwäche des Bundes, warnte vor Feindseligkeiten gegen den Kaiser und prophezeite eine Niederlage. Diese Vorhersage wurde durch die Schlacht bei Mühlberg glänzend bestätigt. Über Wilhelms Förderung der Reformation und seine Beziehungen zum Schmalkaldischen Bund war der Kaiser derart ergrimmt, daß er dem ganzen fürstenbergischen Geschlecht mit Vernichtung drohte und Wilhelms Bruder Friedrich beauftragte, zum Beweise seiner eigenen Loyalität, den Grafen gefangen zu nehmen und ihm zuzuführen. Dieser peinlichen Aufgabe wurde Friedrich glücklicherweise durch Wilhelms Tod überhoben. Unter den berühmten deutschen Condottieri jener Zeit, den Frundsberg, Sickingen, Schertlin ꝛc., nimmt Graf Wilhelm von Fürstenberg eine hervorragende Stelle ein. Was hätte dieser kraftvolle Mann dem Reiche leisten können, wenn der Kaiser es verstanden hätte, ihn in sein Interesse zu ziehen! So groß war doch sein Ruf als Feldherr, daß Kaiser Ferdinand I. sich mit großen Kosten in den Besitz seiner Rüstung setzte und sie seiner Sammlung von Reliquien berühmter Helden einverleibte. Die

Abb. 8. Ergreifung des Prinzen Wilhelm Egon zu Fürstenberg am 14. Februar 1674 in Köln.

Digitized by Google

Rüstung befindet sich heute in der Ambraser Sammlung zu Wien.

Dem eben erwähnten Grafen Friedrich verdankt die fürstenbergische Familie den Beginn ihres fürstlichen Reichtums. Friedrich heiratete die Erbtochter des Grafen von Werdenberg und gewann dadurch die reichen Herrschaften Trochtelfingen und Jungingen. Das kostbarste Stück der Erbschaft, die Grafschaft Heiligenberg, fiel zwar als Reichslehen dem Kaiser heim. Karl V. übertrug dieses Lehen aber sofort auf Graf Friedrich, seinen vertrauten Freund, dem er für seine trefflichen Dienste als Staatsmann zu großem Danke verpflichtet war. Graf Friedrich erwarb zu diesen Gütern noch die Herrschaften Blumberg, Möhringen u. a. und war, da ihm nach Graf Wilhelms Tode auch dessen Besitzungen zufielen, wohl der länderreichste unter den schwäbischen Grafen.

Abb. 9. Fürst Hermann Egon von Fürstenberg.

Unter seinen Söhnen spaltete sich das Geschlecht in die Kinzigtaler Linie, von der die heutigen Fürsten von Fürstenberg abstammen, und in die Heiligenberger Linie. Aus dieser gingen die beiden berühmten Feldherren des dreißigjährigen Krieges, Egon VIII. und Jakob Ludwig hervor. Egon nahm an fast allen Aktionen des großen Krieges bis zum Jahre 1634 teil. Er ist es, der als kaiserlicher General mit eiserner Faust in Schwaben das Restitutionsedikt durchführte und der nach der Schlacht bei Breitenfeld, in welcher er auf dem von ihm geführten Flügel siegreich gewesen war, den Rückzug deckte, das ligistische Heer vor völliger Vernichtung bewahrte und unverzüglich die Neuorganisation desselben ins Werk setzte. Vom Kaiser erntete er, trotzdem er mit sechs Söhnen, von denen zwei fielen, zu gleicher Zeit im Felde stand, nur Undank. Jakob Ludwig wurde besonders berühmt durch seinen glänzenden Sieg bei Stadtlohn, wo er dem dänischen Heer „sechs Fähnlein, fünf Kornete, fünf Kanonen und sechsundsiebzig Hauptleute" abnahm. Sein Lohn dafür war die Erlaubnis, diese Trophäen im Wappen zu führen, welche Gnade wohl dem Kaiser nicht allzuviele Kosten verursacht haben dürfte.

Abb. 10. Fürst Joseph Wilhelm Ernst von Fürstenberg.

Diesen ritterlichen, mit Gut und Blut die Sache des Kaisers verfechtenden Brüdern folgte in der Heiligenberger Linie eine Generation, die in Handlung und Gesinnung aller fürstenbergischen Familientradition Hohn spricht. Es sind dies die Söhne Egons VIII., Franz Egon, Wilhelm Egon und Hermann Egon, gewöhnlich die Egoniten genannt. Sie stellten ihre hohe Begabung, Energie und Macht wie manche ihrer Zeitgenossen in den Dienst Frankreichs. Bei ihrem Verhalten mag eine tiefe Verstimmung über die geringe Anerkennung, welche die Dienste ihrer Vorfahren, besonders in der letztvergangenen Periode beim Hause Österreich gefunden hat-

ten, mitgewirkt haben. Dies scheint auch der Kaiser gefühlt zu haben, denn merkwürdigerweise werden gerade diese Fürstenberge „unter Hervorhebung der opfervollen Dienste, die sie und ihre Vorfahren dem Reiche geleistet", in den Reichsfürstenstand erhoben. Wenn der Kaiser die Absicht verfolgt hatte, durch diese Standeserhöhung die Egoniten für sich zu gewinnen, so war sie jedenfalls zu spät erfolgt; denn unentwegt schritten die Brüder auf der einmal eingeschlagenen Bahn weiter.

Franz Egon, obwohl Bischof von Straßburg, und Wilhelm Egon, römischer Kardinal, lebten am Hofe des schwachen Kurfürsten von Köln und beherrschten ihn völlig. Als Ludwig XIV. nach dem Frieden von Aachen in brutaler Weise 1672 den Krieg gegen Holland vom Zaun brach, veranlaßten sie den Kurfürsten dem vom König von Frankreich gebildeten Bund rheinischer Fürsten — dem Vorläufer des Rheinbundes unter Napoleon — beizutreten. Auf dem zu Köln 1674 tagenden Kongreß wirkten sie den Absichten des Kaisers so energisch entgegen, daß dieser beschloß, sich ihrer durch Gewalt zu bemächtigen. Franz Egon rettete sich noch rechtzeitig nach Frankreich. Wilhelm Egon, auf seine Eigenschaft als bevollmächtigter Minister des Kurfürsten von Köln pochend, blieb in der Stadt. Da wurde er auf dem Rückweg von einem Besuch bei seiner Base und intimen Freundin, der schönen Gräfin von der March, in seiner Karosse von Bewaffneten des Kaisers überfallen und als Gefangener nach Wien geschleppt. Diese Gewalttat wider alles Völkerrecht erregte ungeheueres Aufsehen in ganz Europa. Die Höfe von England, Frankreich und Schweden suchten durch Bitten und Drohungen die Befreiung des Fürsten durchzusetzen. Vergebens. Dem Fürsten wurde der Prozeß wegen Felonie gemacht und er als Reichsverräter zum Tode verurteilt. Nur der Intervention des Papstes gelang es, die Vollstreckung des Urteils zu verhindern. Erst nach fünfjähriger harter Gefangenschaft wurde Fürst Wilhelm Egon auf Grund einer ihn betreffenden Klausel des Nymweger Friedens befreit.

Abb. 11. Fürst Karl Aloys von Fürstenberg

Auch der dritte Egonit, Hermann Egon, der als Minister des Kurfürsten von Bayern oft wider seinen Willen in die Politik seiner Brüder verwickelt wurde, hatte unter der Ungunst des Kaisers schwer zu leiden. Noch sein Sohn, Karl Egon, der Statthalter Karl Augusts des Starken in Sachsen während dessen Abwesenheit in Polen, konnte erst nach jahrelangem Rechtsstreit in den Besitz der vom Kaiser mit Sequester belegten väterlichen Güter gelangen.

Mit diesem Fürsten erlosch die Heiligenberger Linie; ihre Güter fielen an die, wie erwähnt, von dem ältesten Sohne des Grafen Friedrich gegründete Kinzigtaler Linie, die sich im Laufe der Zeit wieder in mehrere Nebenlinien spaltete.

Abb. 12. Fürſt Karl Egon II. von Fürſtenberg.

Abb. 13. Amalie Fürſtin von Fürſtenberg, geb. Prinzeſſin von Baden.

Die Söhne dieſes Zweiges des fürſtenbergiſchen Geſchlechtes zeichnen ſich ausnahmslos durch treueſte Hingabe an das Kaiſerhaus aus. Sie führen die alten Traditionen der Familie in hohen Staatsämtern oder als tapfere Krieger und Heerführer fort; viele von ihnen fanden den Tod auf den Schlachtfeldern des dreißigjährigen Krieges oder in der langen Kriegsperiode um die Wende des ſiebzehnten Jahrhunderts, in welcher Frankreich und Oeſterreich um die Weltherrſchaft rangen.

So fielen u. a. auf dem Felde der Ehre: Albrecht II. 1640 bei der Belagerung des Hohentwiels; Chriſtoph Friedrich Maria 1684 in den Approchen vor Ofen; ſein Bruder Carl Egon Eugen als Generalfeldzeugmeiſter 1702 in der Schlacht bei Friedlingen; Proſper Ferdinand Maria wurde 1704 in den Laufgräben vor Landau von einem Vierundzwanzigpfünder zerſchmettert.

Graf Joſeph Wilhelm Ernſt aus der Stühlinger Linie, der als kaiſerlicher Stellvertreter auf dem Reichstag zu Regensburg nacheinander drei Kaiſern, dem Habsburger Karl VI., dem Wittelsbacher Karl VII. und dem Lothringer Franz I. treu gedient hatte, vereinigte, ſeit Jahrhunderten zum erſtenmal wieder, alle fürſtenbergiſchen Beſitzungen in einer Hand. Er wurde 1716 für ſich und alle ſeine Nachkommen in den Reichsfürſtenſtand erhoben. Seine Gemahlin, eine Gräfin Waldſtein, aus dem Geſchlecht des berühmten Feldherrn dieſes Namens, errichtete aus ihren großen böhmiſchen Gütern eine Sekundogenitur für ihren zweiten Sohn, Karl Egon. Dieſer wurde der Stifter der böhmiſchen Subſidiallinie, welche jetzt die Hauptlinie iſt. Aus ihr ging einer der größten Söhne des Fürſtenbergiſchen Geſchlechts hervor, der kaiſerliche Feldmarſchall-Leutnant Fürſt Karl Aloys.

Gleich ſeinen Ahnen im dreißigjährigen Kriege, hat er faſt ſein ganzes Leben im Feldlager zugebracht. 1769 zu Prag als Sohn des Fürſten Karl Egon I., Statthalters von Böhmen, geboren, trat er als achtzehnjähriger Jüngling in die öſterreichiſche Armee. In den Türkenkriegen Joſephs II. errang er ſich die erſten Sporen; unter den Mauern von Belgrad 1789 wurde ihm für ſeine Tapferkeit das Kommando einer Brigade übergeben. In den Kriegen gegen die franzöſiſche Republik focht er anfangs unter Latour und Wurmſer, ſpäter, als Diviſionskommandeur, unter Erzherzog Karl mit höchſter Auszeichnung. Die Erſtürmung der „Weißenburger Linien“, die Verteidigung der Iſarbrücke bei München, die Schlachten bei Emmendingen und Schlingen, die muſtergültige Belagerung des Brückenkopfs von Hüningen, ſind ebenſoviele Lorbeerblätter in dem reichen Ruhmeskranze ſeiner Taten. Als im Jahre 1799 General Jourdan bei Baſel den Rhein

überschritt und ihm Erzherzog Karl in Schwaben entgegentrat, entschied Karl Aloys den Sieg bei Stockach durch einen glänzenden Angriff auf die Division des Generals Gouvion St. Cyr. Wenige Tage darauf sollte seine Heldenlaufbahn ihr Ende finden. In der Schlacht bei Liptingen, als er im kritischsten Moment an der Spitze einer Brigade den Feind attackierte, sank er, von drei Kartätschkugeln durchbohrt, tot vom Pferde. Seine Bravour entschied den Tag zu Österreichs Gunsten. Aber der Sieg war teuer erkauft. Denn durch Karl Aloys' Tod hatte Österreich in schwerer Zeit seinen tüchtigsten Feldherrn nach Erzherzog Karl verloren und dazu einen Fürsten, begabt mit den edelsten Tugenden und Charaktereigenschaften.

Abb. 14. Max Egon Fürst zu Fürstenberg.

Fünf Jahre später wurde der erst achtjährige Sohn dieses edlen Fürsten, Karl Egon II., durch Aussterben der schwäbischen Hauptlinie souveräner Herr des Fürstentums Fürstenberg. Da war es Napoleon, als er 1805 auf seinem Zuge gegen Österreich Schwaben mit Truppen überschwemmte, ein Leichtes, durch einen brutalen Gewaltakt, unter dem nichtigen Vorwand, die fürstenbergische Regierung habe die Neutralität verletzt, die Mediatisierung des Fürstentums zu dekretieren. Das Land, das damals einen Flächeninhalt von 37 Quadratmeilen hatte und 83 000 Einwohner zählte, wurde kurzer Hand an Baden, Württemberg und Hohenzollern verteilt. Baden erhielt den Löwenanteil. — Auch der Wiener Kongreß stellte die Souveränität des Fürstentums nicht wieder her. Der junge Fürst fügte sich in das Unabänderliche, und als er 1818 die Tochter seines neuen Landesherren, die edle Prinzessin Amalie von Baden als Gemahlin heimführte, mag der letzte Rest von Verstimmung gewichen sein. In loyalster Weise widmete sich Karl Egon der Ausübung seiner Rechte als badischer Standesherr und fand seine schönste Befriedigung in der väterlichen Fürsorge für seine ehemaligen Untertanen und in der Pflege von Kunst und Wissenschaft.

Sein Sohn Karl Egon III. suchte seine Lebensaufgabe darin, die ererbte Standesherrschaft seinem Nachfolger in möglichst vollkommenem Zustande zu hinterlassen. Er organisierte ihre Verwaltung einheitlich und sachgemäß, so daß sie „ein Meisterstück logischen Aufbaues und klarer Durchsichtigkeit“ wurde. Durch intensive Bewirtschaftung gelang es ihm in den langen Jahren seiner Tätigkeit (1854—1892) den Wert derselben außerordentlich zu heben; so wurde es ihm möglich, aus Ersparnissen die noch aus napoleonischen Zeiten stammende Familienschuld von drei-

Abb. 15. Kinder des Fürsten Max Egon und der Fürstin Irma zu Fürstenberg.

Abb. 16. Irma, Fürſtin zu Fürſtenberg, geb. Gräfin von Schönborn-Buchheim.

und einhalb Millionen Mark zu tilgen. Aber in dieſer praktiſchen Richtung erſchöpfte ſich ſeine Tätigkeit nicht. Von früheſter Jugend an für Kunſt und Wiſſenſchaft begeiſtert, iſt er es geweſen, der den reichen Schatz der Familie an Kunſt- und wiſſenſchaftlichen Werken aus alter und neuer Zeit neu ordnen, ihnen ein würdiges Heim bereiten ließ, und ſie in liberalſter Weiſe weiteſten Kreiſen zugänglich machte. Die Gemäldeſammlung, die beſonders durch ihre zahlreichen, ſonſt äußerſt ſeltenen Bilder des ſogenannten Meiſters von Meßkirch in der Kunſtwelt bekannt iſt, die Kupferſtichſammlung, aus deren reichem Beſtand die dieſem Artikel beigegebenen Porträts entnommen ſind, erfreuten ſich ſeiner beſonderen Fürſorge. Die Bibliothek gewann durch die organiſatoriſche Tätigkeit ihrer beiden berühmten Bibliothekare, Viktor Scheffel und Barack, erſt ihre, ihrem reichen Inhalt entſprechende Bedeutung. Aus dem fürſtlichen Archiv ging das kulturhiſtoriſch überaus intereſſante und wertvolle „Fürſtenbergiſche Urkundenbuch“ hervor, das von Riezler begonnen wurde und von dem gegenwärtigen Archivar, Dr. Tumbült, fortgeſetzt wird.

Fürſt Karl Egon IV., der ſeinem Vater im Jahre 1892 in der Regierung folgte, hat ſich mit Feuereifer der Politik gewidmet. 1893 wurde er in den Reichstag gewählt und nahm es, ohne einer beſtimmten Partei anzugehören, mit der Erfüllung ſeines Mandats ſo ernſt, daß ein politiſcher Gegner von ihm rühmte: „Er iſt der pünktlichſte aller Reichstagsabgeordneten; in keiner Sitzung hat er gefehlt.“ Leider war ihm nur eine kurze Spanne Zeit des Schaffens gegönnt. Schon 1896 erlag er, noch ganz erfüllt von allerlei politiſchen und wirtſchaftlichen Plänen, einer heimtückiſchen Krankheit.

Ihm folgte, da ſeine Ehe mit der Fürſtin Taylerand-Périgord kinderlos geblieben war, ſein Vetter von der böhmiſchen Linie, der jetzt regierende Fürſt Max Egon, geboren zu Lana den 13. Oktober 1863. Der Fürſt iſt vermählt mit Irma, Gräfin von Schönborn-Buchheim. —

Von alters her haben die Grafen und

Abb. 17. Heiligenberg.

uralten heidnischen Kultusstätte von den Grafen von Heiligenberg erbaut. 1277 ging es durch Kauf an die Grafen von Werdenberg über und kam 1540, wie erwähnt, durch Erbschaft an den Grafen Friedrich von Fürstenberg; dieser, ein kunst- und prachtliebender Herr, unternahm im Gefühl seines neugewonnenen Reichtums einen großartigen Neubau. An das alte Schloß wurden drei mächtige Flügel in Hufeisenform angebaut, so daß das Ganze einen geräumigen Hof umschließt. Friedrichs Sohn, Joachim, vollendete den Bau, nach verschiedenen vorhandenen Schlußsteinen, im Jahre 1585. Während die drei nördlichen Flügel eine außerordentlich große Zahl von Wohn- und Gesellschaftsräumen umschließen, wird der südliche Trakt ganz von dem durch zwei Stockwerke gehenden Ritter- oder Ahnensaal ausgefüllt. Leider kennen wir den Saal nicht mehr in seinem ursprünglichen Zustand; denn die Kriegsstürme des XVII. Jahrhun-

Fürsten von Fürstenberg Liebe zu den schönen Künsten bewiesen; besonders als Bauherren ihrer Schlösser. Unter letzteren ist das Schloß Heiligenberg im badischen Linzgau unbestritten die köstlichste Perle.

Das auf einem nach Süden gerichteten, die Gegend bis zum Bodensee beherrschenden Vorsprung der Linzgauer Berge gelegene Schloß wurde in den siebziger Jahren des XIII. Jahrhunderts, vermutlich auf einer

Abb. 18. Der Rittersaal in Schloß Heiligenberg.

derts, besonders des dreißigjährigen Krieges, brausten auch über Schloß Heiligenberg verheerend dahin. Schweden, Ligisten, Franzosen u. a. wetteiferten darin, Schloß und Saal in barbarischer Weise zu verwüsten. 1643 wurden die Mauern des Saales von der schwedischen Besatzung durchbrochen und Blockhäuser an die Südfront angebaut. Wiederholt bedrohten Feuersbrünste das Schloß. Als 1647 die französische Besatzung abzog, fand man, glücklicherweise noch rechtzeitig, in den Kellern unter dem Saalbau 10 Fässer Pulver mit brennenden Lunten. Im XVIII. Jahrhundert diente das Schloß, nur notdürftig repariert, meist fürstlichen Frauen als Witwensitz. Erst Karl Egon II. unternahm in den vierziger Jahren des XIX. Jahrhunderts eine gründliche Wiederherstellung des Rittersaales, die in ausgezeichneter Weise, meist von einheimischen Künstlern, ausgeführt wurde, und bei der in pietätvollster Weise, so weit es irgend möglich war, das Alte erhalten wurde. Karl Egon III. vollendete das Werk seines Vaters, so daß wir heute den herrlichen Saal wieder in seiner ursprünglichen Schönheit vor uns sehen. Trotz seiner Größe — er ist 36 Meter lang, 17 Meter breit und 7 Meter hoch — macht derselbe durch das vollendete Ebenmaß seiner Verhältnisse und die glückliche Harmonie seiner Farbentöne nicht allein einen vornehmen, sondern auch einen überaus behaglichen Eindruck. Über den schöngegliederten in dunklem Holz getäfelten Wänden, die von 20 mächtigen, in Butzenscheiben gefaßten und mit kostbaren Glasgemälden geschmückten Fenstern durchbrochen sind, läuft ringsum ein herrlicher Triglyphenfries. In seine Metopen sind die in Holz geschnitzten Wappen der Vorfahren des Grafen Joachim und seiner Gemahlin, einer Gräfin von Zimmern, eingesetzt, und bilden so die Ahnenprobe beider Geschlechter. Zwanzig karyatidenartig geformte Pilaster tragen die, in vier große, reich ornamentierte Felder geteilte Kassettendecke. Während den Grundton ein lichtes Braun bildet, hebt sich die in rot und silber, grün, blau und gold gehaltene Ornamentik von den, ein warmes Inkarnat zeigenden, menschlichen Figuren auf das glücklichste ab. Die Decke ist ein Meisterwerk altdeutscher Holzarchitektur von seltenster Schönheit. Während die Längswände mit den meist trefflich gemalten Ahnenbildern der Fürstenberg geschmückt sind, bilden die bis zur Decke reichenden, im besten Renaissancestil ausgeführten Kamine der Schmalseiten den überaus wirkungsvollen Abschluß des Saales. Kaiser Wilhelm I. bezeichnete den Saal gelegentlich eines Besuches des Heiligenberger Schlosses als den schönsten Deutschlands, und Lübke sagt: „Er ist ein Werk ersten Ranges, wie wir von gleicher Pracht und Schönheit

Abb. 19. Kamin des Rittersaales in Schloß Heiligenberg.

Abb. 20. Die „reiche Kapelle“ in Schloß Heiligenberg.

unter den deutschen Renaissancebauten kein zweites besitzen.“

Bietet das Innere des Saales mit den ihn schmückenden altertümlichen und modernen Kunstwerken aus Edelmetall, Bronze, Porzellan, Majolika und Elfenbein eine seltene Augenweide, so gewährt der Blick aus den Fenstern in die herrliche Natur einen noch höheren Genuß. Vor uns dehnt sich ein reiches Land aus. Uns zunächst bewaldete Bergrücken und Kuppen; weiter hinab mannigfaltig gestaltete Hügel und wasserreiche Täler; dazwischen, im Grün versteckt, Höfe und Weiler; wie ein Mäanderband windet sich die Landstraße den Berg hinunter, zieht sich durch Wiesen und Gärten dahin, am uralten Kloster Salem vorüber, bis sie sich in der dem See vorgelagerten fruchtbaren Ebene verliert. Dieser liegt in der Ferne fast in seiner ganzen Länge vor uns, und scharfe Augen vermögen die Dampfer zu erkennen, die seinen Spiegel durchfurchen. Die Krone des Ganzen aber bildet das unvergleichlich schöne Alpenpanorama. Jenseits des Sees breitet sich im Sonnenglanze die Gebirgswelt in ihrer ganzen Majestät aus; die Bayerischen, die Allgäuer, die Rhätischen Alpen, das Berner Oberland, in ununterbrochener Kette

Abb. 21. Aus dem Kirchenschatz der „reichen Kapelle“ zu Schloß Heiligenberg.

Digitized by Google

Von der Mittagsſpitze bis zur Jungfrauengruppe fehlt keines der in ewiger Einſamkeit thronenden ſchneebedeckten Häupter. —

Aus dem Saal führt eine Pforte auf die Empore der Schloßkapelle; ſie wurde etwa gleichzeitig mit dem Saale erbaut, hatte aber unter den Stürmen der Kriege noch mehr zu leiden als dieſer. Fürſt Karl Egon III. hat das Verdienſt, ihre Wiederherſtellung in früherer Schönheit durchgeführt zu haben. Während der fürſtliche Baurat Weinbrenner die ſchwierige Aufgabe, das Mißverhältnis zwiſchen ihrer außerordentlichen Höhe — ſie geht durch drei Stockwerke — und ihrer verhältnismäßig geringen Grundfläche zu verdecken durch geſchickte architektoniſche Gliederung auf das glücklichſte löſte, gelang es Profeſſor Ludwig Seitz-Rom durch herrliche Wand- und Altargemälde eine Wirkung von einer Pracht und Schönheit hervorzurufen, die den Namen „reiche Kapelle“ in vollſtem Maße rechtfertigt. Während kunſtvolle Skulpturen trefflicher Meiſter dieſe Wirkung noch erhöhen, wird der Glanz gemildert durch das gedämpfte Licht, welches durch koſtbare alte Glasgemälde in das Innere der Kapelle fällt. So bleibt dem Beſchauer der Eindruck vollendeter Harmonie. Die Kapelle iſt dem heiligen Felix geweiht; ſeine Gebeine ruhen in einem prunkvollen Sarkophag unter dem Hauptaltar. Der Kirchenſchatz iſt reich an koſtbaren Kunſtwerken, unter denen eine Monſtranz aus dem XV. Jahrhundert und zwei herrlich gearbeitete Kußtafeln (XVI. Jahrhundert) von dem bekannten Künſtler Wallbaum aus Augsburg wohl die künſtleriſch wertvollſten ſind.

Abb. 22. Der Torbau des Schloſſes Heiligenberg.

Auch das früher unſcheinbare Äußere des Schloſſes hat durch den von Karl Egon III. aufgeführten Torbau und durch die maleriſchen Türme der Oſt- und Weſtſeite weſentlich gewonnen. Der das Schloß umgebende Park und ſein ſorgfältig gepflegter Garten, werden den Gäſten des Luftkurorts Heiligenberg in liberalſter Weiſe zur Verfügung geſtellt.

Große Fürſorge wendete Karl Egon III. auch der Erhaltung der übrigen fürſtlichen

Abb. 23. Werenwaag.

Abb. 24. Wildenstein.

Schlösser zu. So dem auf steilem Felsen klebenden, hoch über dem Donautal thronenden Schloß Werenwag und dem auf fast unzugänglicher Felseninsel erbauten Schloß Wildenstein, in dem uns eine befestigte Burg aus der Landsknechtszeit in einzig dastehender Vollkommenheit erhalten ist. —

Das von Fürst Wilhelm Joseph Ernst an Stelle eines älteren Baues im achtzehnten Jahrhundert erbaute schlichte Schloß zu Donaueschingen hat Karl Egon III. in pietätvollem Sinne unverändert gelassen. Erst Karl Egon IV. unternahm einen gründlichen Umbau und hat das geräumige, aber schmucklose Gebäude zu einem prächtigen Fürstensitz im besten Renaissancestil umgeschaffen. Die Pläne dazu entwarf der rühmlichst bekannte Wiener Architekt Bauqué. Die Fassade ist durch ein Mittelrisalit mit Balkon und flachem Giebel und zwei Seitenpavillons geschmackvoll gegliedert, das Ganze durch eine mächtige Kuppel gekrönt. Dem Kunstsinn des Fürsten und dem vornehmen Geschmack seiner Gemahlin ist es gelungen, das Innere des Schlosses zu einem Schmuckkästchen voll der seltensten Kunstgegenstände zu verwandeln. Entzückt uns das Treppenhaus mit den glänzenden Marmorstufen und -Wänden und seinen kostbaren Gobelins, so wirkt die im ersten Stock gelegene Halle durch die fein abgewogene Harmonie ihrer gedämpften Töne und die Fülle ihrer Kunstwerke eben so vornehm als behaglich. Bemerkenswert

Abb. 25. Das Schloß zu Donaueschingen.

Digitized by Google

Abb. 26. Gobelin im Speisesaal des Schlosses zu Donaueschingen.

sind hier besonders der aus dem vierzehnten Jahrhundert stammende gestickte Teppich — Klosterarbeit —, den Tod der Maria darstellend und ein im sechszehnten Jahrhundert gearbeiteter Gobelin mit Szenen aus der Geschichte Absalons; darunter ein reich geschnitzter, um 1520 in Florenz für die Familie Strozzi gebauter Thron oder „trono". Die überlebensgroßen Marmorbüsten zweier Mediceerfürsten der Renaissancezeit, welche den monumentalen Kamin flankieren, erhöhen den vornehmen Eindruck des Raumes. — Der durch zwei Stockwerke gehende, ganz in Weiß und Gold gehaltene, große Speisesaal mit seiner zierlichen Rokokoornamentik und seiner flandrischen Hautelisses aus dem siebzehnten Jahrhundert macht einen wahrhaft fürstlichen Eindruck.

Die Quelle der Donau, die bekanntlich ihren Ursprung im Schloßhof in Donaueschingen nimmt, ist durch eine monumentale Marmorgruppe des Bildhauers Heer in würdiger Weise, ihre große Bestimmung allegorisierend, geschmückt. Park und Garten, in sorgfältigster Pflege erhalten, bieten die angenehmsten Spazierwege, wo das Auge durch einen Blick auf den „Fürstenberg" oder den Anblick herrlicher Baumgruppen und der aus dem Grün hervorlugenden zahlreichen Bildwerke aus Stein und Bronze erfreut wird.

Abb. 27. Die Donauquelle.

Digitized by Google

Abb. 28. Aus dem Park zu Donaueschingen.

Donaueschingen gehört zu den Lieblingsschlössern des Fürsten Max Egon.

In glücklichstem Familienleben, umgeben von einer Schar lieblicher, blühender Kinder, verlebt das fürstliche Paar seine Tage im Winter meist auf den österreichischen, im Sommer jedoch auf den schwäbischen Besitzungen, in Donaueschingen und auf Schloß Heiligenberg, dessen unvergleichlich schöne Lage immer neue Reize bietet.

Dem deutschen Heere gehört Fürst Max Egon als Major des Regiments Garde du Corps an. Er beweist sein Interesse an dem Gedeihen der deutschen Wehrkraft durch seine regelmäßige Anwesenheit bei den großen deutschen Manövern. Herzliche Freundschaft verbindet den jungen Fürsten mit dem deutschen Kaiser, dessen Jagdgast er mehrere Male im Jahre ist, und der selbst alljährlich als Gast des Fürsten mehrere Tage in Donaueschingen weilt, um der Auerhahnjagd obzuliegen.

So gestalten sich die Beziehungen des Fürsten zu Deutschland immer inniger und so wird die uralte Tradition der Fürstenberg, sich und ihre Kraft Kaiser und Reich zu widmen, sich auch an dem jüngsten Sproß dieses edlen Geschlechtes bewähren.

Abb. 29. Das Wappen der Fürstenberge.

Digitized by Google

Vom Schreibtisch und aus dem Atelier.

Meine Erlebnisse während der bulgarischen Ereignisse vom August bis September 1886.

Von

Professor L. Pietsch.

(Abdruck verboten.)

Von seiner Redaktion oder seinem Brotherrn auf den Schauplatz bedeutsamer wichtiger öffentlicher Ereignisse, seien es kriegerische oder friedliche, heitere oder trauerfestliche gesendet zu werden, um darüber den Lesern der betreffenden Zeitung zu berichten, gehört für jeden noch lebensfrischen Journalisten immer zum Willkommensten und Angenehmsten, was ihm widerfahren kann. Aber vielleicht ist es für einen solchen noch reizvoller und erfreulicher, wenn er durch einen glücklichen Zufall auf einer zu einem ganz anderen harmlosen feuilletonistischen Zweck unternommenen Reise plötzlich mitten in die Vorgänge eines großen geschichtlichen Dramas hineingerät, das ihm eine Fülle des reichsten und interessantesten Stoffes der Darstellung gleichsam aufdrängt. Er hat das tief befriedigende Gefühl des Mannes, der auszog, seines Vaters Eselin zu suchen und — ein Königreich heimbrachte. —

In eine solche Situation bin ich einmal vor siebzehn Jahren auf einer im Auftrag der Vossischen Zeitung unternommenen Sommerreise geraten.

Damals, um Pfingsten im Jahre 1886, hatte sich bei Schloß Berg die Tragödie König Ludwigs II. von Bayern abgespielt. Der Tod des unglücklichen Monarchen hatte unter anderen Folgen auch die, daß die von ihm an verschiedenen Stätten seines Reiches — hier in tiefer Waldeinsamkeit, dort auf schroffer Felsenhöhe, da wieder auf stiller Insel im weiten See — erbauten Lustschlösser, deren Inneres zu Lebzeiten des Monarchen keines Profanen Fuß betreten, keines Unberufenen Augen gesehen hatten, nun dem allgemeinen Besuch zugänglich gemacht wurden. Diese verschlossenen Paläste, von deren innerer Pracht das Gerücht phantastische Wunderdinge erzählte, hatten die Neugier der Menschen jederzeit mächtig erregt. Nun endlich sollte sie befriedigt werden. Da wurde mir von dem Besitzer der Vossischen Zeitung der Auftrag erteilt, diese bayerischen Königsschlösser zu besuchen und in den Spalten unseres Blattes zu schildern. Als erste unter allen deutschen Zeitungen hatte eben die Kölnische einen Artikel über diese Schlösser gebracht. Mein verehrter Auftraggeber hatte ihn gerade gelesen. Darin war eine Vergleichung dieser Phantasieschöpfungen des unglücklichen Bayernkönigs mit dem berühmten Waldschloß Carmen Sylvas, der Königin Elisabeth von Rumänien, am Pelesch, am Fuß des gewaltigen Buczegi, Sinaja, gezogen, die vielfach zu gunsten des letzteren ausfiel. Die Erwähnung dieses Schlosses in jenem Artikel ließ mich den Vorschlag machen, an jene Reise zu den Schlössern König Ludwigs gleich einen weiteren Ausflug nach Osten, eine Reise durch „Halbasien" anzuschließen, um auch Sinaja mit in den Kreis meiner Schilderungen hinein zu beziehen. Dieser Vorschlag fand Anklang bei meinem „Brotherrn" und wurde ohne Zögern akzeptiert. Am 31. Juli brach ich zur Fahrt nach München auf. Am letzten Abend vor ihrem Antreten war ich mit einigen Freunden in der Osteria im Kunstausstellungspark zusammen. Unter ihnen war auch Baumeister Tiede. Als ich von dem zweiten Teil meiner auszuführenden Sommerreise erzählte, die mich nach Absolvierung der bayerischen Königsschlösser nach Belgrad, Sofia und Bukarest führen würde, sagte mir Tiede: „In Belgrad müssen Sie meinen Schwager Richter, den Generaldirektor der serbischen Eisenbahnen, besuchen. Er könnte Ihnen dort sehr nützlich werden, und Sie dürfen einer freundlichen Aufnahme bei ihm gewiß sein. Ich schreibe Ihnen noch rasch eine Empfehlung an ihn." Mit herzlichem Dank nahm ich dies Billet von Tiede an, ohne zu ahnen, welche Wichtigkeit es noch für mich erlangen sollte.

Die Schlösser König Ludwigs hatte ich besucht, ihre Herrlichkeiten gesehen und treulichst geschildert. Dann fuhr ich über Wien nach Budapest, wo ich nur wenige Tage verweilte. Am ersten Abend mit dortigen Berufsgenossen vor einem Bierhause beim Glase sitzend, lernte ich einen im deutschen Generalkonsulat beschäftigten Herrn namens Jäger kennen. Als er im Gespräch, das uns bald einander näher geführt hatte, von meiner Absicht, nach Belgrad und Sofia zu fahren, hörte, fragte er, ob ich denn auch einen regelrechten Paß hätte? „Nein, man braucht hier doch heute keinen Paß mehr!" — „Gewiß, ohne den kommen Sie nicht einmal über die serbische Grenze; über die bulgarische nun schon gar nicht. Aber den besorgen wir Ihnen morgen noch schnell im Generalkonsulat. Kommen Sie nur vormittags zu Bojanowski, da wird Ihnen

der Paß ausgefertigt. Übrigens gebe ich Ihnen nach ein paar Zeilen an einen lieben Freund in Sofia mit, einen prächtigen Menschen, einen Württemberger, der vom Fürsten sehr geschätzt wird, Bankier Häberle; hat auch eine reizende Familie, Sie werden in seinem Hause herzlich willkommen geheißen werden." Ich hatte neuen Grund erhalten, meinen alten Gönner, den glücklichen Zufall zu preisen. Ohne ihn, der mir zu dieser Begegnung und Bekanntschaft mit Herrn Jäger verhalf, — was wäre aus meiner bulgarischen Reise geworden!

Einen älteren Bekannten in wichtiger, einflußreicher Stellung glaubte ich schon in Sofia anzutreffen: den Freund und Adjutanten des Fürsten Alexander, Oberst von Carvin-Wiersbitzky, ehemals ein glänzender Gardeoffizier in Berlin, der dem Battenberger in sein neues Reich gefolgt war. Seine daheim auf einem Hoffest gemachte Bekanntschaft hatte ich im Mai 1883 in Moskau erneuert, wo ich ihn unter den zur Krönung Alexanders III. erschienenen Gästen und Delegierten fand und dringend von ihm eingeladen worden war, einmal nach Sofia zu kommen. Aber die Empfehlung an Herrn Häberle, den deutschen Bankier, war mir darum nicht weniger willkommen.

Mit dieser und dem mir durch Bojanowski — ebenfalls einem guten Bekannten von Berlin her —, ausgestellten Paß fuhr ich in behaglichster Stimmung in Erwartung neuer, interessanter Erlebnisse, Begegnungen, Eindrücke, durch das südöstliche Ungarn dahin und über die Donau in die Hauptstadt König Milans hinein, deren alte, so oft bestürmte, so viel umkämpfte, auch mit Strömen deutschen Kriegerbluts getränkte Zitadelle auf dem Plateau der steilen, hohen Uferklippe hart an dem mächtigen Strom weit über Stadt und Land hin blickt.

Die Reize der Stadt Belgrad waren damals und sind auch heute noch ziemlich gering. Ihr Pflaster und ihr bestes Hotel waren gleich elend. Dafür bot die Masse der Bevölkerung und die zum Markt aus der Umgebung hereingekommene Menge der serbischen Landleute den Augen des Beobachters eine prächtige Fülle lebendiger Bilder durch ihre eminent malerische Erscheinung, ihre Köpfe wie ihre Trachten.

Und die Durchwanderung und Besichtigung der alten Feste, die ihre militärische Bedeutung als Zitadelle längst eingebüßt hat, in der aber jede Schanze, jedes Tor, jeder Graben geschichtliche Erinnerungen an die alten Türkenkämpfe erweckt, gewährte ein in seiner Art nicht geringeres Interesse.

In der hübschesten, von Baumriesen eingefaßten Straße Belgrads, in der Nähe des königlichen Konaks, fand ich die Villa des Generaldirektors und gegenüber das Haus unseres Gesandten, des Grafen Bray-Steinburg. Beide Herren traf ich nicht daheim. Sie waren im Gefolge König Milans zu einer großen Festlichkeit, die durch die Eröffnung einer neuen Eisenbahnstrecke veranlaßt wurde, nach Kragujewacz gefahren und kamen erst abends zurück. Ich benutzte den freien Nachmittag, um in Gesellschaft eines sächsischen Ingenieurs, des Herrn Block, den ich als Mitbewohner des Hotels, in dem ich abgestiegen war, kennen gelernt hatte, die schönste Partie der Umgegend Belgrads, den königlichen Park von Topschider, zu besuchen, der durch die dort erfolgte Ermordung von Milans Vorgänger, des Fürsten Michael Obrenowitsch, am 10. Juni 1868 eine traurige Berühmtheit gewonnen hat. Der Park mit etwas verwilderten Anlagen und einem Tempelchen, das dem Gedächtnis des alten Miloſch Obrenowitsch, des ersten Befreiers Serbiens vom Türkenjoche (1815), gewidmet ist, liegt zwischen schönen Waldbergen eingebettet und bietet mit seinen malerischen schattigen Partien einen höchst anmutigen Aufenthalt.

Am nächsten Morgen empfing ich im Hotel den Besuch eines journalistischen Kollegen, des Korrespondenten der „Allgemeinen Zeitung", Herrn Weiß. Er hatte von meiner Anwesenheit gehört und kam — nicht allein um „das Handwerk zu grüßen", sondern auch — um mir die eben eingetroffene neueste Nachricht von einem gänzlich überraschenden, bedeutsamen, folgenschweren Ereignis mitzuteilen, das sich in der vorletzten Nacht in Sofia abgespielt habe und auch für mich persönlich von größtem Interesse sein müsse, da es wahrscheinlich meinen ganzen Reiseplan unausführbar machen werde. Fürst Alexander sei in der zweiten Hälfte der Nacht von den Offizieren des Artillerieregiments, die er nach abends zum Souper um sich versammelt gehabt habe und von einigen dazu verschworenen Kadetten überfallen und unter Todesbedrohungen gezwungen worden, einen bereitstehenden geschlossenen Wagen zu besteigen, in dem sie ihn, man glaube auf russisches Gebiet, entführt hätten. Die von den Verschworenen bestochenen und erkauften Regimenter seien Herren von Sofia, der „Convoi", die fürstliche Leibgarde, sei überwunden und entwaffnet, die Grenze gegen Serbien hin gesperrt. An den von mir beabsichtigten Besuch Sofias sei also vorläufig nicht zu denken.

Das war eine fatale, ärgerliche Nachricht. Durch Generaldirektor Richter, einen hochgewachsenen, stattlichen Herrn mit schönen, klugen, lebhaften Augen, der an demselben Morgen meinen gestern bei ihm gemachten Besuch erwiderte, und durch den ihm auf den Fuß folgenden Grafen Bray, einen breitschultrigen, untersetzten Herrn, aus dessen blauen Augen wie aus jedem Wort die natürliche Liebenswürdigkeit und Herzlichkeit sprach, wurde mir die Nachricht in allen Punkten bestätigt. Der Gesandte erzählte, daß König Milan, mit dem sie gestern einen ganz köstlichen Tag auf jenem Fest inmitten der von überall herbeigeströmten, in ihre nationalen Trachten gekleideten, Volksmassen verlebt hätten, habe ihn nach nachts wecken und ins Schloß rufen lassen, um ihm die aufregende Kunde von Sofia, sofort nachdem er sie empfangen, mitzuteilen.

Der Generaldirektor lud mich zu einer Nachmittagsspazierfahrt in die Umgebungen Belgrads und zu einer den Tag schließenden kleinen Abendgesellschaft mit dem Grafen Bray im Garten seiner Villa ein. Er wünschte dazu beizutragen, mich den Ärger vergessen zu machen, den die Durchkreuzung meines Reiseplans in mir erregt hatte. Nachmittags holte ich ihn in seiner Woh-

Abendlandschaft. Nach dem Gemälde von Hermann Frobenius-München.

nung mit den halb orientalisch ausgestatteten traulichen Zimmern, wo mich seine vornehme, etwas offiziersfrauenmäßig ausschauende, blonde, anziehende Gemahlin mit großer Freundlichkeit empfing, zur Fahrt ab. Sie führte zunächst nach Topschider und dann durch eine ungemein reizende Landschaft mit Laubgehölzen, üppigen Hecken am Wege, Wiesen mit weidendem Vieh, eingehegten Waldstücken mit zutraulichem Damwild, zu dem kleinen Waldkloster Rakowtsza, in welchem das Grabmal für König Milans Großmutter errichtet ist. Diese Landschaft erhielt die fesselndste menschliche Staffage durch einzelne Gestalten serbischer Bäuerinnen, die in ihrer schönen, eminent malerischen nationalen Tracht sich mit einer natürlichen Hoheit und Würde, gleichsam im großen Stil bewegten und hielten, wie nur die Römerinnen auf Leopold Roberts Bildern.

Als ich meiner Freude an dieser Landschaft in voller Wärme und Lebhaftigkeit Ausdruck gab, sagte mein edler Gastfreund: „Nein, Sie dürfen um der dummen Geschichte in Sofia willen doch nicht alles verlieren, was Ihnen die Reise dahin Schönes geboten haben würde. Da ist z. B das felsige Defilé der Nischawa bei Nisch, wo mein junger Freund, der Ingenieur Kapp, gegenwärtig die künftige Eisenbahn nach Sofia traciert. Das ist eine Partie von ganz einziger landschaftlicher Schönheit. Ich gebe Ihnen eine Freikarte zur Eisenbahn, und Sie fahren morgen nach Nisch mit einer Empfehlung an Kapp. Der muß Sie dann dahin führen. Sie werden entzückt sein." Mit Dank nahm ich das freundliche Anerbieten an. Der Abend nach der Heimkehr von dieser hübschen Fahrt, das kleine Gartenfest bei Richter mit dem Grafen Bray, einem Herrn von Mutzenbecher von der deutschen Gesandschaft und wenigen anderen Herren war im hohen Grade interessant und gemütlich behaglich zugleich. In der lauen Augustnacht, unter dem großen Birnbaum, um den Tisch mit der Pfirsichbowle sitzend, blieben wir in fesselnbster, anregendster und für mich belehrendster Unterhaltung, deren Hauptstoff natürlich das neueste bulgarische Ereignis, die Zustände und Persönlichkeiten in diesem Nachbarstaat und der vorjährige Krieg zwischen ihm und Serbien boten, dessen siegreiche ruhmvolle Durchführung dem Fürsten Alexander nun von seinen eigenen Truppen durch so schmählichen Verrat gelohnt wurde, bis Mitternacht zusammen und die Zeit verging mir im Flug.

Am nächsten Vormittag (dem 24. August) machte ich meinen Besuch auf der Gesandtschaft, und damals schon knüpfte sich das Band inniger Sympathie mit Graf Bray, das später zu einem immer festeren, wahrhaft freundschaftlichen erstarkt ist. Ich nahm von dem Gesandten und Herrn von Mutzenbecher vermeintlich nur auf wenige Tage Abschied und verließ sie in der Hoffnung baldigen Wiedersehens. Meinen Koffer ließ ich im Hotel, und, durch den Generaldirektor in den Besitz des Fahrbilletts erster Klasse für den mittags zwei Uhr abgehenden Schnellzug nach Nisch gesetzt, dampfte ich einsam im bequemen, eleganten Abteil, mit einer Plattform davor, auf die ich einen Sessel stellen und mich hinaus setzen konnte, installiert, in glücklichster Stimmung ins serbische Land hinaus. Der Weg führte über Topschider durch schöne, fruchtbare Gegenden. Eichenwälder wechseln mit üppigen Wiesen, mit nun bereits abgeernteten Getreidefeldern und Gemüseäckern. Blaue Bergzüge schließen die Landschaft in der Ferne ab. Bald sind diese erreicht. Tunnel bohren sich in die Granitwände, wilde Schluchten tun sich auf. Neben der Schienenstraße strudelt schäumend die Morawa. Hier und da ein paar Eichen im heradgeschwemmten Erdreich. Dann wieder blickt man in malerische Ortschaften mit Hütten, die auf Pfählen ruhen, mit Wänden aus Weidengeflecht; spinnende Weiber vor den Türen. Um halb acht Uhr bei abendlichem Dunkel war der Bahnhof von Nisch erreicht. Ich besteige einen offenen Hotelfiaker. Der deutsch sprechende Kutscher wendet sich im Fahren zu mir um und fragt, ob ich mich nicht einem bei ihm wohnenden Herrn anschließen wolle, der einen Fahrtteilnehmer nach Sofia suche. „Aber ich denke, die Grenze ist doch geschlossen?" — „Das war nur für einen Tag. Jetzt ist sie frei, und in Sofia soll das Wetter schon umgeschlagen sein." — Das war eine frohe Botschaft!

Das Hotel hatte einen hübschen, stark besuchten Biergarten. Eine Damenkapelle spielte auf, alle Bänke waren besetzt. Viel hübsche Mädchen und Frauen in der Menge; und überall sprach man Deutsch. Ich ward zu dem Herrn geführt, der morgen nach Sofia fahren wollte, einem jungen Bamberger, der für sein väterliches Haus Halbasien „in Hopfen" bereiste. Herr Treumann war ein angenehmer, verbindlicher junger Mann, der sogar meinen Schriftstellernamen kannte und einiges von mir gelesen hatte. Auch Ingenieur Kapp war in dem Garten: ein schneidiger, schwarzbärtiger, temperamentvoller Herr in den ersten Dreißigern. Er bedauerte lebhaft, mir nicht so dienlich sein zu können, wie er und der Generaldirektor es wünschten; müsse er doch schon morgen 6 Uhr früh eine Dienstreise nach ganz anderer Richtung hin antreten. Über serbische und bulgarische Verhältnisse machte er mir im langen Abendgespräch viele wertvolle Mitteilungen aus eigener reicher Erfahrung.

Im sonnigen Licht der nächsten Morgenfrühe durchstreifte ich die Stadt, die ein wunderliches Gemisch von türkischer und europäischer, und mehr noch spezifisch serbischer Bauart zeigte. Breite, erträglich gepflasterte Straßen, niebrige weiße Häuser mit Vorbauten; jenseits des Flusses die alte türkische Festung. Ich telegraphierte an den Generaldirektor, wie der ganze Reiseplan wieder geändert sei. Er möge daher die Güte haben, meinen Koffer aus dem Hotel holen zu lassen und postlagernd nach Sofia zu senden. Wein und einige Nahrungsmittel wurden eingekauft, und ich bestieg mit Herrn Treumann den bestellten Wagen.

Es war die damals fast einzige Gattung von Reise- und Stadtwagen in Bulgarien und Serbien, die dort den Namen „Phaëton" führt und genau die Gestalt unserer offenen Droschke erster Klasse und Taxameter hat. Nur statt mit einem Pferde ist sie mit vieren dreit bespannt, die ein Kutscher in bulgarischer Pelzmütze und Pelzjacke lenkt. Jeder von uns hatte es sich in seiner Ecke bequem gemacht, das Gepäck war

„vertaut", und, die Seele von freudiger Erwartung und tiefer inniger Befriedigung erfüllt, fuhren wir in die unbekannte schöne Welt hinein, den bebuschten und waldigen Vorhöhen des Balkan entgegen. Die Gegend erinnerte vielfach an die Werraufer bei Wanfried und Kreuzburg. Aber immer wieder brachte die Bauart der Häuser der Dörfer und Städtchen, die wir passierten (Bessanbin, Morale), oder ein türkischer Brunnen mit malerischen Frauengestalten, die an ihm ihren Krug füllten, eine fremde orientalische Note in das Bild. Höher und höher stieg der Weg am Gebirge hinauf. Wir erreichten eine Bergterrasse, von der sich ein weiter Umblick über das Hügelland und die Ebene bot, und auf dieser Höhe den armen Ort Belpalanka, dessen Häuschen sich um eine zerfallene türkische Feste drängen. Und wieder ging es weiter bergan, vorbei an Posten bewaffneter Bauern in Laubhütten; — Landmilizen, die hier zum Schutz gegen die Raubbanden verteilt waren, von denen die Züge hochbepackter, von weißen Ochsen schwerfällig gezogener Lastwagen, welche uns häufig begegneten, vielfach bedroht sein sollten. Endlich war gegen Abend die Paßhöhe erreicht. Tief unten am Fuß der mit niederem Eichengestrüpp bewachsenen Bergluppen sah man die Nischawa in ihrem engen Felsenbett strömen: ein Landschaftsbild von wilder Großartigkeit. Rasch ging die Fahrt bergabwärts an den Resten der Schanzen vorüber, die noch vom vorjährigen Kriege zurückgeblieben waren; vorüber an den Reihen bepackter Ochsenwagen, deren Führer in Schafpelzen sich zur nächtlichen Rast anschickten und nach Pirot, der serbischen Grenzstadt, hinein.

Hier in dem mehr als primitiven Hotel, in dem wir eine schlechte Suppe, sauren Wein und ein hartes, aber ziemlich wanzenfreies Lager fanden, war man über die augenblickliche Lage in Sofia so wenig unterrichtet, wie wir selbst. Gewisses wußte mir auch der Herr Präfekt von Pirot, an den mir Herr Kapp in Nisch eine Empfehlung gegeben hatte, und den ich am nächsten Morgen, der nach einer Gewitter- und Regennacht klar und hell aufgegangen war, aufsuchte — ein energisch geschnittener Charakterkopf mit geist- und ausdrucksvoll blickenden dunklen Augen — nicht darüber zu sagen. Aber nachdem er meinen Paß visiert hatte, ließ er sich in ein fesselndes Gespräch über das in Sofia Geschehene und über die wahrscheinliche Zukunft der Balkanländer mit mir ein.

Wir sagten einander Lebewohl, und bald saß ich wieder mit meinem liebenswürdigen bayrischen Reisegenossen in unserem offenen Vierspänner, dessen ausgeruhte Tiere auf ebner Landstraße im Tal zwischen wollenumhangenen Bergen lustig trabend uns dahinzogen. Bald war die Grenze erreicht und niemand hinderte uns, sie zu überschreiten, nachdem die Pässe revidiert waren. Der Beamte wollte gehört haben, daß Fürst Alexander bereits wieder befreit sei und seinen Einzug in Sofia gehalten habe. Eine Nachricht, die wir mit Jubel begrüßten. In rascher Fahrt ging es auf der von Weiden beschatteten ebenen Landstraße weiter, an alten Schanzen und Schützengräben vorbei, bis Zaribrod, dem ersten bulgarischen Städtchen. Es liegt im Tal, von hohen, kahlen Bergmassen umragt.

In den offenen Holzpfeilerhallen saßen viele spinnende Frauen, griechische Popen standen umher und sprachen lebhaft von den alle erregenden Ereignissen. Die widersprechendsten Gerüchte kursierten. Bestimmte Tatsachen zu erfahren, war auch hier unmöglich. Nach halbstündiger Mittagsrast fuhren wir weiter auf allmählich zur Hochebene ansteigender Straße, neben der Scharen italienischer Arbeiter am Bau der Eisenbahn tätig waren. Wir passierten die düstere Dragomanschlucht zwischen steilen Granitwänden, und weiter ging es auf vielgewundenen Serpentinen zur Höhe des öden Balkangebirges hinauf. Schwarzblaues Wettergewölk hatte sich zusammengeballt, von dessen finsterem Ton sich die silbergrau schimmernden Felsblöcke und Steintrümmer, mit denen die Hochebene überstreut war, leuchtend absetzten. Ein Gewitter brach mit wütendem Tosen aus. Hagel und Regengüsse prasselten auf uns hernieder. Aber rasch ging dieser Aufruhr der Natur vorüber. Unser Weg führte über das Schlachtfeld von Slivnitza, auf dem Fürst Alexander — seine Tüchtigkeit als geschulter preußischer Gardeoffizier glänzend beweisend — im vergangenen Jahr die serbischen Einbringlinge mit blutigen Köpfen heimgeschickt hatte. In dem Bach standen Gruppen bulgarischer Bäuerinnen in dunkelblauen, weißbesetzten Jacken über hochgesteckten weißen Röcken und hielten große Wäsche. Und weiter ging die schnelle Fahrt, bald im Regen, bald im Schein der sinkenden Sonne hinab zur Ebene, während dichtes Nebel- und Regengewölk sich um die Berge legte. Die Dunkelheit wurde nur noch von den Blitzen erhellt, die sich in den Wasserlachen des Bodens spiegelten.

Plötzlich sehen wir beim Schein einer Laterne in seiner Hand einen Soldaten, der dem Kutscher zu halten befiehlt, aus dem Dunkel heraustreten. Er schwingt sich zu unserem Wagenführer auf den Bock und fort geht es, dem Lichtgeflimmer entgegen, das die Nähe einer Stadt verrät. Wir sind in Sofia. Aber vergebens verlangen wir in ein Hotel gefahren zu werden. Der Soldat, ein Polizeisergeant, nimmt selbst die Zügel in die Hand und kutschiert uns durch schwachbeleuchtete, holperige Straßen zu einem kahlen, geweißten Gebäude: der Polizeistation. Dort werden wir aufgefordert auszusteigen und die Treppe hinauf in ein schmutzig-weißes, weites, kahles Gemach zu folgen. Wie in einer Räuberhöhle sah es darin aus. Polizeisoldaten in braunen und weißen Waffenröcken, den Säbel am Schulterbandelier auf russische Art, die konkave Seite nach vorn gekehrt tragend, die weiten Hosen wie die Russen in kniehohen Stiefeln, saßen auf Bänken an einem langen Tisch, auf dem Papiere lagen, Gläser, Flaschen und Tintenfässer umherstanden. Ein paar Schreiber füllten lange Listen. Der Qualm der Papyros und Mißdüfte von aller Art füllten die Luft des Raumes. Der Polizeihauptmann richtete an uns in bulgarischer Sprache einige dringende Fragen. Wir verstanden so wenig eins seiner Worte, wie er unsere Erwiderung. Unsere ihm vorgelegten Pässe starrte er blöde an, ohne sie lesen zu können. Nach verzweifelten und immer

vergeblichen Verständigungsversuchen bat er einen höheren, jüngeren schlanken Offizier in besserer Uniform und von höflicheren Manieren, ihm Hilfe zu leisten. Der richtete seine Fragen in russischer Sprache an uns. Die waren uns ebensowenig verständlich; aber wir vermuteten richtig, daß er nach Namen und Art, Beruf, Reiseabsicht, woher und wohin Wissensorge trug. Ich suchte ihm pantomimisch, einen Bleistift in den Fingern, auszudrücken, daß ich Maler sei. Aber er mißverstand meine zeichnerischen Handbewegungen und fragte, wie von finsteren Ahnungen erfaßt: „Corrispondente?" Ich verleugnete hartnäckig die Wahrheit mit dem unbefangensten „Nitschewo!" Endlich fanden die Wächter der Ordnung einen Ausweg, um zum Ziel zu gelangen. Sie riefen unseren Kutscher, der bulgarisch und russisch so gut wie deutsch verstand, erhielten jede wünschenswerte Auskunft und ließen uns als völlig unverdächtige Reisende wieder in unseren Wagen zurückkehren, der uns dann zum Hotel de Bulgarie am Schloßplatz, dem fürstlichen Konak gegenüber, brachte. Wir aber wußten immer noch nicht, ob wir unser rigorosum vor der revolutionären oder der fürstlichen reaktivierten Polizeibehörde zu bestehen gehabt hatten. —

Erst dort im Hotel hörten wir authentische Nachrichten. Um die Sache Alexanders stand es günstig. Aber ihr voller Sieg war noch nicht entschieden. Die beiden eidvergessenen aufständischen Regimenter hielten noch immer die hochgelegenen Kasernen und deren ummauerten Hof besetzt und drohten die Stadt zu beschießen, wenn die treugebliebenen Truppen sie angriffen. —

In der Nacht ließ die eigentümliche Unruhe draußen, der Hall des dröhnenden Schrittes der Infanteriepatrouillen und der Hufschlag der Berittenen auf dem Straßenpflaster, das Plätschern des Regens und das Kommen und Gehen der Offiziere unten in dem großen Café im Erdgeschoß mich zu keinem festen Schlaf gelangen. In der ersten Morgenfrühe schon durchschweifte ich die seltsame Stadt, in der noch alles im Werden begriffen schien und alttürkische Gebäude, Moscheen, Bazare, fensterlose Häuschen noch durchaus nicht völlig durch die modernen Gebäude und Straßenanlagen im Wiener und Pariser Stil verdrängt waren. Ich gab bei Herrn Häberle, dem Stuttgarter Bankier, einem warmen Verehrer des entführten Fürsten, meine Karte und den Empfehlungsbrief des Herrn Jäger ab. Häberle gehörte, wie ich mich bald überzeugen konnte, zu den Männern, die unter einer angenommenen rauhen, stachlichten Außenseite tiefes Gemüt, Zartsinn, Güte, feines Empfinden bergen. In seiner kurz angebundenen, aber wahrhaft herzlichen Weise wurde ich von ihm aufgenommen, seiner liebenswürdigen Gattin und seinen beiden anmutigen Töchtern vorgestellt, und an demselben Tage noch von ihm in den Deutschen Klub eingeführt. Ich suchte unsern deutschen Vertreter, Herrn v. Saldern, einen noch jugendlichen Diplomaten, auf, der mir einen sehr guten, vertrauenswerten Eindruck machte und allein schon durch seine glühende Bismarck-Begeisterung und -Verehrung mein Herz gewonnen hätte. Sein großer Chef in Berlin hatte ihm während seiner bisherigen Karriere immer wieder durch jede Depesche, jede Vorschrift des Verhaltens reichen Grund zur Bewunderung seiner überlegenen Weisheit, Voraussicht, durchdringenden Menschen- und Sachkenntnis gegeben. Durch Herrn v. Saldern und Oberst v. Corvin, den ich nicht daheim traf, der mir dann aber seinerseits einen Gegenbesuch machte, erfuhr ich endlich Näheres und Genaueres über die Vorgänge der verhängnisvollen Nacht des 21. zum 22. August.

Der Streich gegen den Fürsten war zweifellos von Rußland ausgegangen. Zar Alexander III. hegte gegen den Battenberger eine unversöhnliche Feindschaft, weil er diesen bestrebt sah, sein Land von der russischen Vormundschaft mehr und mehr zu befreien. Die den Plan entwarfen, waren der frühere Oberstleutnant Zachariew, der frühere russische Offizier Kissakow und der Metropolit Clement gewesen. Das 2. Artillerieregiment war von ihnen gewonnen. Das 1. Regiment, von dessen Treue sie überzeugt waren, wurde schon längere Zeit vorher nach Sliwnitza verlegt. Die Offiziere hatten noch bis gegen Mitternacht an der Tafel des Fürsten Champagner getrunken und manches Glas auf sein Wohl geleert. Um 2 Uhr wurden der Fürst, sein Bruder und sein Sekretär durch Lärm vor und in dem Schloß erweckt. Sie hatten sich kaum notdürftig angekleidet, als Major Gruew, der Kommandeur der Junkerschule, und Kapitän Dimitriew, an der Spitze von 12 Mann (von der Junkerschule) mit geladenen Gewehren, in das Vorzimmer drangen und von dem ihnen entgegentretenden Fürsten die Erklärung seiner Abdankung forderten. Nach einigen Verhandlungen, während derer die Mündung der Gewehre beständig auf den Fürsten gerichtet waren, mußte der Sekretär einen Bogen Papier holen, und, auf einer Holzbank sitzend, fertigte der Prinz die verlangte Urkunde aus. Dann führte man ihn in einem geschlossenen Wagen in das Kriegsministerium, von da in ein Kloster, in der nächsten Nacht nach Wrazza, am 23. nach Rachowa an der Donau, wo seine Wächter mit ihm eine bereitliegende Dampfyacht bestiegen. An Silistria vorüber, fuhren sie nach Reni und übergaben ihren Gefangenen dem dortigen russischen Kommandanten. Dieser wurde dadurch in große Verlegenheit gesetzt. Er hatte keinen Befehl und keine Erlaubnis, den Fürsten festzuhalten. Er entließ ihn daher und stellte ihm frei, sich hinzubegeben, wohin er wolle. Fürst Alexander sei dann nach Lemberg gefahren. Dort würde ihn auch die bulgarische Deputation aufsuchen, die abgesandt sei, um ihn zur Rückkehr nach Sofia zu bestimmen.

Sehr bezeichnend ist der Vorgang, der sich am Morgen nach der Entführung des Fürsten in den Straßen Sofias abgespielt hat. Über den russischen Ursprung der ganzen Gewalttat läßt er keinen Zweifel. Der geistige Führer der russischen Partei, Herr Zankow, hat am Morgen nach jener Nacht einen Volkshaufen vor das russische Konsulat geführt, und der Konsul, Herr Bagdanow, hat diese Menge aufgefordert, niederzuknieen und Gott um Verzeihung für das Unrecht zu bitten, welches die Bulgaren Rußland getan haben. Das ist denn auch geschehen, und der Pope ist mit

dem Haufen niedergekniet und hat für das heilige Rußtand gebetet. Der Umschwung in der öffentlichen Meinung und Stimmung aber sei schon sehr bald eingetreten. Ein getreuer Oberst sei mit einer kleinen Schar in die Stadt eingesprengt und habe die Treubrüchigen ins Bockshorn gejagt. Und nun führe Oberst Mutkurow von Philippopel her treugebliebene Truppen herbei, die dem ganzen beschämenden Intermezzo bald ein Ende machen würden.

Oberst v. Corvin fand ich, als er mich besuchte, tief niedergeschlagen und erbittert gegen das nichtswürdig undankbare, heuchlerische, eidbrüchige Gesindel. Ihn hatte in der Nacht gegen 4 Uhr morgens Lärm und Schießen im Hof der Kaserne des Convois geweckt, wo die Verschwörer mit großer Übermacht die ahnungslosen Reiter in ihren Betten überfallen hatten. Als er aufgesprungen war, aus seinem Schlafzimmer eilen wollte und die Tür öffnete, sah er sich fünfzehn Soldaten gegenüber, deren Gewehrmündungen auf ihn gerichtet waren. Da sei ihm nichts übrig geblieben, als sich zu resignieren. Er habe sofort seinen Abschied eingereicht, die Uniform abgelegt und werde in den nächsten Tagen den bulgarischen Staub von seinen Stiefeln schütteln und nach Deutschland zurückkehren.

Meine Frage, ob eine Aussicht sei, daß der Fürst sich bewegen lassen werde, die Regierung noch einmal zu übernehmen, verneinte er mit aller Entschiedenheit. Des Fürsten Gemüt sei zu sehr verbittert und mit Verachtung dieser Gesellschaft erfüllt. Ein langes, langweiliges Interregnum stände hier bevor, und er riet mir, auch lieber baldmöglichst Sofia zu verlassen, wo Interessantes, Berichtenswertes für die nächsten Monate nicht zu erwarten sei, und meine Reise nach Rumänien fortzusetzen.

Dieser Rat erschien mir wohl begründet. Wenn wirklich die Wiederkehr des Fürsten ausgeschlossen war, so konnte es Monate währen, bis unter Rußlands Oberhoheit eine definitive neue Regierung gewählt, ernannt und installiert wurde. Unmöglich konnte ich das hier abwarten. Interessante Kämpfe, um die aufständischen Truppen zu bewältigen, standen schwerlich bevor. Dem zweiten Artillerieregiment sollte der Boden schon ziemlich heiß unter den Sohlen werden. Wenn man es nicht angriff, so sollte es sogar schon seine Bereitwilligkeit bekundet haben, seine die Stadt bedrohende Stellung in seiner Kaserne aufzugeben, Sofia zu verlassen und nach dem Witosch, der großen vereinzelten Bergmasse, die sich im Süden der Stadt aus der Ebene erhebt und nach den dort gelegenen Dörfern zu marschieren, um da die weitere Entwickelung der Dinge abzuwarten. So schien hier alles wirklich zu langweilig, ereignis- und interesselos zu werden und für mich kein Grund vorzuliegen, meinen Aufenthalt noch länger auszudehnen.

Mein Reisegefährte hatte seine Abreise auf den nächsten Tag festgesetzt. Seine Geschäfte in Sofia waren erledigt. Er war hocherfreut, zu hören, daß ich wieder mit ihm ginge und die Fahrt über den nördlich vorgelagerten hohen Balkan zur Donauebene nach Lom-Palanka (etwa 25 deutsche Meilen) gemeinsam machen wolle. Die Herren Häberle und von Saldern hatten zwar manches gegen meinen schnellen Entschluß einzuwenden und ersterer versicherte mir: „Sie kommen bald wieder. Ich weiß es gewiß. Hier stehen noch in nächster Zeit sehr interessante Dinge bevor, die Sie froh sein werden, mit zu erleben.“ Aber ich ließ mich nicht halten und nahm mit herzlichem Dank von beiden Herren und nach einem letzten Frühstück in angenehmster, internationaler Gesellschaft vom Klub Abschied. In langer Durchwanderung auch von dem köstlich malerischen Rest der alten Türkenstadt, mit ihrer Moschee, ihren unglaublichen Winkeln, dunkeln Gäßchen, schattigen Höfen, in denen einfallende Sonnenstrahlen die schönsten Rembrandtschen Bildeffekte hervorriefen, mit ihrer so wundervoll da hineinstimmenden Bevölkerung in den alten unverfälschten Türkentrachten — Bilder, die mir das Scheiden schwer und mich in meinem etwas übereilten Entschluß fast schwankend machten. Aber unsere auf dem Potizeiamt erbetenen Passierscheine waren bereits ausgefertigt; der Phaethon mit auf jeder Station bis Lom-Palanka zu wechselnden vier Postpferden in dem Hofe des Posthalters — einem großen, stinkenden Sumpf mit Misthaufen, in denen zwischen den ungereinigten hoch hinauf mit trockenem Kot bedeckten Wagen Schweine wühlten und sich wälzten —, war für 100 Franks gemietet. Bei beginnender Dunkelheit am Abend des 28. August fuhren wir fröhlich von dannen in die dunkle Welt hinaus. Die Straße führte zunächst über eine kahle Ebene, in welche die Gassen der Stadt ohne bestimmte Grenze übergingen, durch kleine Dörfer oder vereinzelte Gehöftegruppen den Bergwällen des Balkan entgegen. Anfangs drohende Gewitterwolken hatte ein frischer Ostwind vertrieben. Der klarste Sternenhimmel wölbte sich über uns. Das erste Umspannen erfolgte auf der ersten Vorhöhe bei Laternenschein. Dann stieg die Straße in Girovolten unausgesetzt immer höher und höher In Halbschlummer eingewiegt und von dem wundersamen Zauber dieser nächtlichen Bergfahrt völlig umsponnen, erschien mir alles, Nähe und Ferne wie Traumgebilde; die ungeheueren, finsteren Bergmassen, an deren Fuß, durch den Nebel verdeckt, kein Land zu erblicken war; der Nachthimmel, an dem sich neue Sternbilder über den Rand der schwarzdunklen Gebirgskämme heraufwälzten; die Lichter in den Hütten tief, tief unter uns .... Der Gincypaß (Höhe etwa 1800 Meter) war erreicht. Über die Hochebene ging es in rascher Fahrt dahin. Wo das Absinken des Gebirges gegen Norden hin beginnt, tritt an die Stelle des kahlen Gesteins der dichte Hochwald aus gewaltigen Tannen und Eichen, der diese ganzen Hänge bedeckt. In tollem Tempo ging es auf diesen Waldwegen immer hart am Rande der steilen Schluchten bergabwärts, dicht vorüber an den langen Zügen der schwerbepackten, von Ochsen gezogenen Lastwagen, mit den knarrenden, speichenlosen Rädern, an den großen Schaf- und Rinderherden, die auf dieser großen Hauptverkehrsstraße des Landes zur Donau ziehen und derer, die von dort kommen. Der Morgen dämmerte, als wir am Fuß angelangt waren, bei dem von Quellen und dem Gebirgsbach der Brzia

umrauschten, von mächtigen Nußbäumen beschatteten Dörfchen Clistura. In seinem schmutzigen Kani ruhten wir beim Kaffee eine halbe Stunde von der nächtlichen Fahrt aus. Dann ging es mit frisch vorgelegten Pferden weiter ins ebene Land hinaus. Die Dörfer, die wir passierten, lagen so sonntagstill da. Häßliche, blonde bulgarische Weiber in kurzen, bunten Röckchen saßen vor den Türen. Mit der höher steigenden Sonne stieg die Hitze zu immer stärkerer Glut. Eine bange, ernste Besorgnis erfaßte uns. Fahrplanmäßig mußte der von Ungarn und Serbien kommende Donaudampfer um ein Uhr bei Lom-Palanka anlegen, um nach ganz kurzem Aufenthalt stromabwärts weiter zu fahren. Ihn mußte ich benutzen, um nach Giurgewo zu gelangen, von wo mich dann die Eisenbahn nach Bukarest führen sollte. Nun war es bereits elf Uhr geworden, als wir die Station erreichten, wo das letzte Anspannen stattfand. Auf unsere Frage, wie lange die Fahrt bis Lom-Palanka dauern könne, hieß es: mindestens fünf Stunden. Das war eine schlimme Aussicht!

Wir wandten uns an unsern neuen Postillon, einen hochgewachsenen Bulgaren, mit ernstem, bräunlich-blassem, schwarzbärtigem Antlitz und straffer Haltung, dessen Erscheinung in hohem Grade vertrauenerweckend war, und drückten ihm pantomimisch aus, daß ein reiches Trinkgeld für ihn bereit sei, wenn er uns bis ein Uhr an die Donau brächte. Das ihm gleich dargebotene Geld wies er zurück, nickte nur ruhig mit dem Kopf und lud uns zum Einsteigen ein. Und dann begann eine so rasende Fahrt, wie sie sich keine Phantasie hätte träumen können. Wie ein hellenischer Wettkämpfer im olympischen Wagenrennen stand der prächtige Mensch da, sein dahin stürmendes Viergespann nur mit Zurufen lenkend und anfeuernd. Wir mußten uns mit aller Kraft an den Wagen anklammern, um bei diesem wirbelnden, den Atem benehmenden Dahinjagen über Stock und Stein, durch den Fluß statt über die Brücken, immer alle Ecken abschneidend, über Stoppelfelder und Wiesen, die Höhen hinauf und hinab, nicht herausgeschleudert zu werden. Und doch fühlten wir selbst uns wie berauscht und jauchzten vor Freude an dem Unerhörten, nie für möglich Gehaltenen. Die letzte Höhe vor Lom-Palanka war erreicht und — die Uhr wies 12¾. Zu unseren Füßen dehnte sich die Uferebene zur Donau hin, die sich wie ein silbernes Band durch die weite, grüne Fläche wand und dort drängten sich am Ufer die Häuser von Lom-Palanka, und von links her näherte sich ihnen auf dem breiten Strom der erwartete Dampfer. Ohne eine Miene zu verziehen, wies unser Kutscher auf die Stadt und das Boot. Und dann im Karriere hügelabwärts und auf frisch geschüttetem Kies dahin zu dem Ort und durch seine Gassen, daß buchstäblich Kies und Funken stoben und die Gruppen des sonntäglich geschmückten Volkes schreiend auseinander liefen vor dem wie die Windsbraut dahinstürmenden Viergespann.

Im Moment, wo es die Anlegestelle erreicht hatte und dampfend hielt, legte der Lloyddampfer an der Landungsbrücke an. Wir hätten unseren Postillon umarmen mögen, um ihm unseren Dank, unsere Begeisterung für seine unerhörte Leistung auszudrücken; wir reichten ihm einige Fünffrankentaler. Er verzog keine Miene, nahm nur einen davon, übergab unser Gepäck den Trägern vom Dampfer, grüßte uns kühl und ernst und wandte sein Gespann zur Stadt zurück. Der Mann war mir ein Rätsel und ist es erst recht geworden, als ich ihn nach kaum zwei Wochen wiedersah, von ihm nochmals dieselbe Wegstrecke nach Lom-Palanka gefahren wurde und in ihm einen gänzlich verwandelten, stillen, gebeugten, traurigen Menschen antraf, der seine Pferde in gewöhnlichem Posttrabe dahintrotten ließ.

Eben als wir den Wagen verließen, um an Bord zu gehen, sah ich meinen Koffer, den der Generaldirektor auf meine telegraphische Bitte nach Sofia expediert hatte, von den Trägern aufs Ufer setzen. Ich bewies dem Expedienten durch den Besitz des Schlüssels, daß er der meine wäre und ersuchte, ihn wieder an Bord zu nehmen, er bliebe fortan bei mir. Aber davon wollte man nichts wissen. Der Koffer ist postlagernd nach Sofia gesendet, und da geht er hin. „O na, all's muß sei Ordnung hoab'n!" Keine Bitten, keine Vorstellungen halfen. Ich, der seines Wäscheinhalts so dringend bedurfte, mußte den Koffer am Ufer stehen lassen. Das letzte Glockenzeichen erklang; der Dampfer stieß von der Landungsbrücke ab und bald schwamm er rasch stromabwärts auf der Donau dahin.

Es war eine zahlreiche und angenehme Gesellschaft an Bord, welche den Aufenthalt sehr behaglich und unterhaltend machte. Bei immer wechselnden Beleuchtungen, bei Gewitter und wieder bei alles vergoldendem Abendsonnenschein boten die an uns vorüberziehenden Uferlandschaften oft einen reizenden und überraschenden Anblick. Am nächsten Morgen (des 30. August) war ich früh auf dem Deck. Da klingt laute Musik zu mir herüber. Der Wind trägt sie von einer schmucken Dampfyacht zu uns, die von Bord bis zum Top festlich beflaggt und bekränzt donauaufwärts uns entgegen kommt. Ein Jubelruf, von Allen an Bord unseres Bootes ausgestoßen, begrüßt sie. Es ist die Yacht des Fürsten Alexander, der sich nun doch hat erbitten lassen und in sein Land zurückkehrt. Da steht er selbst in glänzender Uniform, von anderen Offizieren und den an ihn Abgesandten umgeben, im Morgensonnenschein und grüßt im Vorbeifahren zu uns herüber. Er wird, wie es heißt, erst noch Silistria besuchen und dann nach Sofia gehen, um dort seinen Einzug zu halten.

Mein journalistisches Gewissen begann sich zu regen! Welche Unklugheit hatte ich begangen! Wie kurzsichtig war ich gewesen und hatten sich meine Berater gezeigt! Was nun tun? Zum Glück trafen wir bereits mittags bei dem festlich beflaggten Rustschuk auf der bulgarischen Donauseite ein, wo der Fürst gestern empfangen worden war; und bald waren wir drüben am Ziel unserer Fahrt im rumänischen Smarda, das nur durch eine kurze Strecke Wegs von Giurgewo getrennt wird. Ich eilte aufs Telegraphenamt und drahtete an die Vossische Zeitung: „So und so ist mir's ergangen; das habe ich eben auf der Donau ge-

Digitized by Google

sehen. Die Sache verspricht in Sofia sehr interessant zu werden. Bitte Telegramm nach Bukarest, ob ich wieder zurück soll." Dann zum Bahnhof und durch die langweilige, einförmige Landschaft, die Stoppel- und Kukuruzfelder und Eichenwäldchen auf der Schienenstraße nach der rumänischen Hauptstadt gefahren.

Es würde mich zu weit von meinem eigentlichen Thema abführen, wenn ich über die unvergeßlichen anderthalb Tage, die ich in Bukarest verlebte und die mir besonders durch den Redakteur und Eigentümer des dortigen Deutschen Tageblatts, Herrn Bömches — den männlich schönen blonden Mustertypus eines Siebenbürger Sachsen — und den hochbegabten Novellisten und Dramatiker Dr. Bociner zu so angenehmen, reicherfüllten geworden sind, eingehend berichten wollte.

Am 31. nachts, nach amüsanten Studienwanderungen durch die merkwürdige Stadt, das rumänische Klein-Paris, unter der Leitung dieser kundigen Kollegen in mein Hotel zurückgekehrt, finde ich beim Portier ein Telegramm aus Berlin: „Sofort nach Sofia zurück. Voß. Zeitung."

Mir fiel eine Last vom Herzen. Meine Torheit konnte noch einmal redressiert, mein journalistisches Gewissen beruhigt werden. Um fünf Uhr morgens war ich zur schönen Fahrt bereit. Mit mir zugleich ein amerikanischer Kollege, Mr. Pemberton, „ein feister Mann und wohlbeleibt", der mindestens seine 250 Pfund wog, und ein von Berlin entsendeter Journalist, Herr Brentano, der über Lemberg gekommen war und seine junge Frau auf diese Korrespondentenreise mitgenommen hatte. Mit einiger Sorge erfüllte mich das Schicksal meines unglücklichen, in der Fremde umherirrenden Koffers. Er sollte im Lloydbureau zu Smarda eingetroffen sein. Dahin hatte ich nach gestern telegraphiert, er möge mir nach Bukarest geschickt werden; und nun hatte ich Bukarest schon wieder verlassen müssen! Um $9^3/_4$ Uhr morgens trafen wir im Lloydbureau hart an der Donau ein. Der Dampfer, der von unten kammt und nach Lam-Palanka fährt, soll um zehn Uhr anlegen, und wo ist mein Koffer? Ich wende mich an den deutsch sprechenden Beamten, einen Ungarn oder Südslaven, mit den schönsten sammetweichen, braunen Augen in dem zart branzefarbigen Gesicht. — „Ja, dös ist schon recht, der Koffer ist da, aber er ist nach Bukarest bestellt. Da muß er hin. I kann ihn Ihnen net geben. Alles muß seinen ordentlichen Gang gehen; wie könnt's sonst g'schafft werden!" antwortete er auf meine Bitte. „I glaub' sogar, er ist scho na Bukarest expediert." Aber da erblickte ich ihn selbst zwischen Bergen von anderen. „Da ist er ja, lassen Sie mich ihn doch gleich mit an Bord nehmen." (Der Dampfer war bereits eingetroffen und hatte angelegt; in wenigen Minuten mußte er abgehen.) „No, dös ist ganz unmöglich. Alles muß seinen regelrechten Gang gehen. Der Koffer muß nach Bukarest." — Dieser Beamte schien unerschütterlich. Da verfiel ich auf ein letztes verzweifeltes Mittel. Durch die Erfahrung wurde es mir eingegeben, daß die Eitelkeit der Männer auf *körperliche* Vorzüge, die sie *wirklich besitzen*, eine ungeheuere Macht über sie hat. „Es ist doch unmöglich," sagte ich zu dem Gestrengen, „daß ein Mann mit so wunderschönen Augen so grausam sein und mir eine Gefälligkeit verweigern kann, von der für mich alles abhängt." Diese Worte übten eine merkwürdige Zaubermacht über das Beamtenherz aus, erweichten seinen harten Sinn, und mit der Versicherung, daß man ja gern gefällig wäre, wenn's nur die Pflicht erlaubte, überließ er mir mein so schwer errungenes Eigentum.

Es war die höchste Zeit! In der nächsten Minute stieß der Dampfer ab, der mich noch als letzten aufgenommen hatte. —

Unter den Mitpassagieren war noch ein vierter, der mit nach Sofia wollte; ein im österreichischen Handelsministerium beschäftigter Schriftsteller, Herr Lukács, eine Persönlichkeit von eigentümlich feinem, vornehmen Gepräge. Er reiste im Auftrag der Wiener Allgemeinen Zeitung, für die er auch den russisch-türkischen Krieg im russischen Hauptquartier mitgemacht hatte. Er wies mir im Vorüberfahren die beiden Denkmale an den Übergang der Russen über die Donau vor Sistowa, die beiden flachen Inseln, welche sie durch Brücken verbunden gehabt hätten, die von den Türken stark verteidigte Höhe am bulgarischen Ufer, welche die zuerst hinüber gelangten Kasaken sofort im Ansturm genommen hätten. Vortrefflich wußte er von den damaligen Kriegserlebnissen zu erzählen. Die Feinheit seines Geistes entsprach genau der seiner Erscheinung, seiner schlanken, eleganten Gestalt, welche einen köstlichen äußersten Gegensatz zu der des Kollegen Pemberton bildete. Überall an den Ufern liegen hier historisch geweihte Stätten, die wir nun im Licht des schönen Septembertages sahen, während wir auf der Hinfahrt bei Nacht und schlafend achtlos daran vorübergefahren waren. —

Am nächsten Morgen war Lom-Palanka wieder erreicht. Nach kurzem Verweilen waren die nötigen Phaethans, aber nicht von der Post, gemietet. Ich hatte mich mit dem amerikanischen Koloß zusammengetan, wodurch der Wagen von Beginn an in eine „schiefe Stellung" gebracht wurde, indem Pemberton durch sein ungeheueres Gewicht die linke Seite tief auf die Räder herunterdrückte. Lukács war uns schon längst voraus. Brentano und seine Gattin folgten uns in einem ebenso schäbigen Phaethan wie der unsere.

So ging es auf dem vor wenigen Tagen in so toller Fahrt zurückgelegten Wege in umgekehrter Richtung und mäßigerem Tempo nun der blauen, fernen Balkankette mit den drei Gipfeln entgegen. Noch vor Sonnenuntergang war das schöne Clissura an der rauschend über die Felsblöcke schäumenden Brzia erreicht. Zwischen den sich im Dünger wälzenden Schweinen tummelten sich blonde, schmutzige, schwarzäugige Dorfkinder. Frauen und Mädchen mit Blumen in dem zu dünnen, kleinen Zöpfen geflochtenen Haar, in bunte Röcke über langen weißen Hemden gekleidet, standen, die Feierabendruhe genießend, vor den Hütten plaudernd umher. In dem Kani, in dem wir eine kurze Rast machten, hörten wir, daß der Fürst am nächsten Morgen seinen Einzug in Sofia halten werde. Wird es gelingen, noch rechtzeitig zur Stelle zu sein?! Hoffen und versuchen wir es. —

Digitized by Google

Ein prachtvoll gestirnter Himmel wölbte sich über dem Waldgebirge. An den unheimlich finsteren Abgründen orbeiteten sich unsere Viergespanne im nächtlichen Dunkel höher und höher hinouf. Es wurde empfindlich kalt in den offenen Wägelchen, und an wärmenden Decken fehlte es gänzlich. Holb erstarrt, kamen wir zwischen 3 und 4 Uhr ouf der Paßhöhe on. Ich soh das Sternbild des großen Bären untersinken, den Orion mit nie gesehenem Glanz, den Gürtel senkrecht gegen den Horizont, über der schwarzen Bergsilhouette im Osten oufsteigen, nach ihm, alle überstrohlend wie ein großer funkelnder Diamont, den Sirius ihm folgen, und noch ihm den Morgenstern. Und wie wir weiter über die kahle Hochebene dahinfuhren, sahen wir ollmählich alle Gestirne in der immer heller und heller werdenden Morgendämmerung verblassen und schwinden. Der schwierige Abstieg begonn, die Wagen gerieten ouf dem steil obschüssigen Wege oft in bedenkliches Gleiten. Aber bold ging es in immer rascherer Poce bergob der weiten Ebene zu, über der die Sonne wie ein rotgoldig glühender Boll oufgegongen war. Noch vom Dust der Ferne verschleiert, lag dort Sofio. Unsere Sarge wuchs. Wir verhießen den Kutschern hohes Balschisch, um sie onzufeuern. Das wirkte. In tollem Lauf ließen sie die Pferde ouf der ebenen Landstraße dahinstieben. Je mehr wir uns der Stodt näherten, desto dichter wurde die Wagenmenge, die ihr von ollen Seiten zuströmte. Die gonze Landbevölkerung im Festputze war auf den Beinen, fuhr, ritt, lief noch Sofio, den geliebten „Knäs“ wieder zu begrüßen, den die Verräter seinem Volk zu rauben versucht hotten. Es wor 9 Uhr geworden. Um 10 Uhr sollte er vor der Stodt auf der Stroße von Konstontinopel eintreffen. Wir hielten vor dem Hatel de Bulgorie. Kein Zimmer, nicht die kleinste Kammer frei! Zum nächsten, dem kleinen Hotel Rottack, gesogt. Noch ein großes Zimmer im Erdgeschoß zu haben. Pemberton und ich legten Beschlog dorouf. Und nun die Köpfe und Leiber ins Wosser getaucht, Kleider und Wäsche im Fluge gewechselt und ols neugeborener Mensch, so rosch die Füße mich trogen können, mit dem großen Menschenstrom zur Stroße von Konstantinopel. Da halten zu beiden Seiten die Truppen der Gornison in Porodeoufstellung ouf dem Komm des sanft ansteigenden Geländes; die 200 Reiter des fürstlichen Canvoi und an ihrer Spitze in glänzender Parodeunifarm, die weiße Pelzmütze ouf dem Haupte, Oberst Corvin. Lachend begrüßte ich ihn. „Sehen Sie, Oberst, was für ein schlechter Prophet Sie gewesen sind. Il ne faut jamais dire: jamais!“ In demselben Augenblick schmetterten die Trompeten, erdröhnten die Pauken, und tasendes Hurrogeschrei erfüllte die Lust. Auf der Höhe des Weges erschien hoch zu Roß, umgeben von den Offizieren seines Stobes, Fürst Alexander in großer prächtiger Uniform völlig russischen Stils und Schnittes, — eine schöne ritterliche Erscheinung von hohem Wuchs und von sympathischem Gesichtsousdruck. Noch allen Seiten militärisch grüßend, ritt er zu seinem Canvai herüber und schüttelte Corvin die Hond. Donn bewegte sich der gonze Zug zur Stadt hinein und zur Kothedrale, wo ein Te deum gesungen wurde.

Auf diese kirchliche Dankesfeier folgte die Parode über die Truppen. Vor dem Schloß haltend, grüßte der Fürst die vorüberziehenden vierzehn Botoillone Infonterie, zwei Batterien, zwei Esladrons Kovallerie und die 200 Reiter des Convoi. Eine Ehrenwache vom 1. Regiment brachte die Fahnen ins Schloß. Drinnen sonden dann die Empfänge statt: der des diplomatischen Korps, woron sich ouf ausdrückliche Weisung Bismarcks der deutsche Vertreter nicht beteiligte; der der Stobsoffiziere, der Geistlichkeit, der Staatsbeamten.

So schien alles wieder in bester Ordnung. Sofio schwamm im Freudentoumel, obends strohlte die Stodt im Glonz der festlichen Illuminotion. Dos Leid schien vergessen, die Schmoch ousgetilgt. Aber jeder erwortete nun auch, doß der Fürst das Richteramt übernehmen und den Verrätern den verdienten Lohn zohlen würde. Da ober wurde sein offener Brief on den Zaren, seinen bittersten Feind und Schädiger, bekannt. Im demütigsten Ton eines um Gunst und Gnode bittenden und ergebenen Dieners, der nichts gegen den Willen des Kaisers tun werde, wor dies Schreiben geholten, — und olle, die ein energisches, mannhaftes Auftreten und kräftiges Ergreifen der Zügel der Regierung seitens des Fürsten erwortet hotten, gingen mit longen Gesichtern einher. Und immer häufigere und untrüglichere Zeichen ließen erkennen, doß die begeisterten Verehrer des Fürsten, die Bewunderer des heldenmütigen Siegers von Sliwnitzo, in bezug ouf seinen wohren Chorakter gänzlich in Täuschung befongen gewesen woren. Es bedurfte gor nicht des Austrogs Bismarcks in seinen Depeschen an v. Soldern, olles zu tun, um den Fürsten von der Bestätigung von Todesurteilen über die verräterischen Offiziere und seine Entführer zurückzuhalten. Er wies jeden Rochegedonken weit von sich. Er hatte „Toubenblut, ihm fehlt's on Golle“ wie Homlet. Droußen im Loger versammelte er am 5. September seine Offiziere um sich und erklärte ihnen, tränenden Auges, in längerer Rede, daß er nur wiedergekehrt sei, um die durch den Treubruch beflecte Ehre der Armee wieder herzustellen, ober nicht um zu strofen; und ouch nicht um zu bleiben und die Regierung weiter zu führen. Der Kaiser von Rußlond habe ihm seine Gunst entzogen, und so verzichte er ouf sein Fürstentum. Am 6. September erfuhr mon, daß bereits für den 8. September der Dompfer bestellt sei, der den Fürsten in Lam-Palonko ounehmen sallte. Alles trieb unaufholtsom dem Schluß der merkwürdigen Episode in der Geschichte der Bolkonländer, — der Regierung des befreiten Bulgarien durch den Bottenberger — zu. Mein verehrter Freund Häberle, seine liebenswürdige Gottin und seine ebenso hübsche ols gescheidte zwanzigjährige Tochter Kloro, die dem Fürsten die innigste Verehrung widmeten und sich seiner hohen Wertschätzung erfreuten, sahen bereits ein, doß sie sich in dos Unobänderliche ergeben müßten. An Vorwürfen gegen Bismorck, doß er die ganze schändliche Intrigue geduldet, doß er dem „deutschen Fürsten (!)“ in seiner Be-

drängnis keine Hilfe gebracht habe, ließ man es in diesem Hause freilich so wenig fehlen, als damals in sämtlichen liberalen und demokratischen Zeitungen Deutschlands. Und doch hat der große Kanzler seine staatsmännische politische Weisheit bei dieser bulgarischen Katastrophe in seinem ganzen Verhalten so glänzend bewiesen, wie in irgend einer Angelegenheit der internationalen Politik.

Dank den Mitgliedern des gastlichen Häberleschen Hauses, dem Verkehr mit v. Saldern, mit Corvin, und dank der Stunden im Klub, in den mich mein Gönner bei meiner Wiederkehr von neuem eingeführt hatte, verflossen mir persönlich diese erwartungsvollen, unruhigen Tage höchst angenehm. So war der 7. September gekommen, an dem nachmittags 2 Uhr die Abreise des Fürsten erfolgen sollte. Eine Regentschaft mit Stambulow hatte er eingesetzt. Von der Mittagstunde an versammelten sich die meisten namhaften Persönlichkeiten Sofias im großen unteren Flur des Schlosses. Draußen fuhr eine lange Reihe mit Vieren breit bespannte Phaethons vor. Darunter auch der, den Lukács und ich gemietet hatten und dessen Viergespann ein ehemaliger Kavallerist, welchen jener bereits als sehr geschickt und findig erprobt hatte, lenkte. Dort hielten auch die Reiter des Convois, welche dem Fürsten das letzte Ehrengeleit geben sollten.

Das große Vestibul im Erdgeschoß hatte sich immer dichter mit Herren und Damen gefüllt. Die Regenten, die Minister, die Generalität, die Leibdiener des Fürsten in prächtiger, goldbeschnürter, montenegrinischer Nationaltracht, standen am Fuß der großen Treppe. Nun kam er, von seinem Bruder und seinem Sekretär begleitet, die Stufen herab, gekleidet in die Alltagsuniform des Convoi: weißen Waffenrock, blaue Beinkleider und bis wenig unterhalb der Knie reichende russische Schaftstiefel, die flache weiße Mütze in der Hand. Er schien tief bewegt. Seine Augen und Züge drückten eine milde Schwermut aus, wenn auch bei der Begrüßung durch ihm besonders werte Menschen ein freundliches Lächeln über sein schönes Antlitz glitt. Viele Hände streckten sich ihm entgegen, und jeder reichte er die Rechte zu herzlichem Druck. Das jüngste liebliche Töchterchen Häberles, Lily, bot ihm einen großen Blumenstrauß, den er freundlich entgegennahm. Draußen grüßte ihn die Menge mit ehrfurchtsvollem Schweigen. Viele Frauen sah man weinen. Er stieg in den Wagen. Stambulow, der Regent, die untersetzte, breitschultrig kraftvolle Gestalt, im grauen Jackett, die Stiefel über die grauen Beinkleider gezogen, den Schlapphut auf dem Haupt, setzte sich neben ihn. Der alte montenegrinische Leibdiener schwang sich auf den Bock zum Kutscher. Der zweite Wagen nahm des Prinzen Bruder und seinen Sekretär auf. Die Reiter des Convoi — alle in flachen weißen Mützen, weißem Waffenrock, hohen Stiefeln, den Karabiner über den Rücken gehängt, den russischen Säbel am Schultergehenk an der Hüfte — setzten sich in Bewegung. Die Wagen folgten. So ging es durch die Straßen der Stadt, in welchen die Truppen ohne Waffen Spalier bildeten, deren Musikkapellen das bulgarische Nationallied: „O du blutige Marizza“ intonierten, während hinter den Reihen die Volksmenge traurig auf den scheidenden Fürsten blickte. Und nun lag die Stadt hinter ihm, und die Wagen rollten hinaus auf der Landstraße zum Balkan.

Unser Kutscher hatte uns vortrefflich bedient. Er hielt sich unmittelbar hinter dem Wagen des fürstlichen Bruders, und unsere Pferde waren tüchtig genug, in gleich scharfer Pace wie die Gespanne jener beiden Wagen zu bleiben, die den im schärfsten Trabe vorausſprengenden Convoireitern auf dem Fuße folgten. In dem kleinen Dörfchen Urbitza wurde der erste Halt gemacht. Die Bauern und die Gemeindevorsteher drängten sich an den Prinzen, der den Wagen verlassen hatte, heran, fielen auf die Knie, küßten den Saum seiner Rockschöße und flehten: „Knäs, bleibe bei uns!“ Er suchte sie zu beruhigen. Man stieg wieder ein und der ganze Wagenzug mit den Regenten, Ministern, Generalen, Adjutanten rollte weiter auf der Landstraße, dem Gebirge entgegen. In Timbra, 15 Kilometer von Sofia, verließen alle die Wagen. Hier fand das letzte allgemeine Abschiednehmen statt. Der Fürst sprach lange mit den Ministern und Generalen, die sich hier von ihm trennten; — nur Stambulow und die anderen Mitglieder der Regentschaft gaben ihm noch das Geleit bis zur Donau. Der Fürst umarmte und küßte die Offiziere, schüttelte die ihm von allen Seiten entgegengestreckten Hände derer, die seinem Zuge gefolgt waren, und der herbeigeeilten Bauern. Vom Wagen aus winkte er den Zurückbleibenden seine letzten Grüße, und in raschem Jagen, von den Staubwolken umhüllt, welche die Hufe der vorausſprengenden Pferde des Convois aufwirbelten, und bald unseren nachschauenden Blicken völlig entzogen, rollte sein Phaethon und die wenigen Wagen seiner noch bei ihm verbliebenen Begleiter dahin zu den Gebirgswällen seines Reiches, dem er nun für immer den Rücken kehrte. —

Auf unserem Rückweg zur Stadt zeigte sich über den Höhen im Westen, auf denen der Fürst den Sieg von Sliwnitza erkämpft hatte, ein prachtvolles Lichtschauspiel. Eine große Wolkenmasse bedeckte die sinkende Sonne, und wie aus dem feurigen Schoße eines Vulkans schossen wahre Flammengarben und dazwischen der ungeheure Schattenkegel dieser Wolke hoch zum Himmel empor.

Noch zwei Tage blieb ich in Sofia. Ich hatte einen hierher geschickten Leipziger Kollegen, Dr. Schunk, kennen gelernt. Mit ihm tat ich mich zusammen, einen Phaethon mit Postpferden zu mieten. Nach herzlichem Abschied von Häberles, von v. Saldern und den Klubmitgliedern fuhr ich mit meinem neuen Genossen auf der alten wohlbekannten Straße zum zweitenmal dem alten Ziele Lom-Palanka zu. Diesmal leuchtete der zunehmende Mond der herrlichen Fahrt durch die Waldregion. Um 11 Uhr andera Tages war das Ziel erreicht und der Dampfer nahm uns auf, der mich nach Rustschuk und Smarda zurück trug. Die Tage von Sofia mit ihren Erlebnissen lagen wie ein phantastischer Traum hinter mir. Es ging neuen entgegen, — stilleren, weniger erregten, aber kaum minder schönen!

Kalifornischer See.
(Nach einer Aufnahme von Dr. M. Wilhelm Meyer-Berlin.)

Digitized by Google

Abb. 1. Touriſtenhütten auf Spitzbergen.

Der Amateurphotograph auf Reiſen.

Von

Dr. M. Wilhelm Meyer.

Mit zwei Einſchaltbildern und einundzwanzig Textabbildungen nach Originalaufnahmen des Verfaſſers.

(Abdruck verboten.)

Gibt es heute noch einen halbwegs anſtändigen Menſchen, der nicht photographiert? Mein Gott! Es iſt einem ja auch ſo ſchrecklich leicht gemacht. Man braucht ſich nur den Apparat zu kaufen — es gibt ja heute deren für alle Börſen von drei Mark an. Die liebenswürdige Verkäuferin ſagt uns, an welchen Schrauben wir zu drehen und auf welchen Knopf wir zu tippen haben, wenn wir losknipſen wollen, und dann geht's in die ahnungsloſe Natur hinaus. Man photographiert wild um ſich herum, und wenn dann die Filmrolle zu Ende iſt, gibt man alles dem Lieferanten zurück, der die Meiſterſtücke hervorzuzaubern hat. Was kann einfacher ſein?

Und doch ſoll es Leute geben, die es nie lernen. Das kommt daher, daß das Photographieren eine Kunſt iſt, ganz ebenſo wie das Muſizieren und das Malen. Dies behaupte ich, mögen die Maler oder die Muſiker auch noch ſo ſehr Proteſt dagegen erheben und die Lichtbildkunſt immer noch nur als eine techniſche Fertigkeit anſehen.

Ganz gewiß iſt das Photographieren zunächſt eine techniſche Fertigkeit, ebenſo wie es das Abzeichnen und das Abſpielen vom Blatt iſt, das jeder lernen kann, der Augen, Ohren und Hände hat. Aber es gilt hier mehr wie bei allen anderen Dingen die Wahrheit: Wenn zwei dasſelbe tun, ſo iſt es nicht dasſelbe. Ich habe früher auch einmal Klavier geſpielt; unter anderem befand ſich auch auf meinem Repertoire jene kinderleichte Sonate von Mozart, die jeder kennt. Da war ich nun einmal als längſt erwachſener Menſch in Genf in einem Konzert von Rubinſtein, und dem böſen Menſchen fiel es ein, gerade dieſe kinderleichte Sonate zu ſpielen. Das war eine ganz raffinierte Prahlerei von ihm. Mir aber hat er das Klavierſpiel ſeitdem

gründlich verleidet. Ich rühre keine Taste mehr an.

Aber ich bin überzeugt, daß in jenem Konzert noch viele andere waren, die jene Sonate nicht besser spielten wie ich und doch das Klavier und ihre Nebenmenschen weiter malträtierten. Sie hatten nicht das Vermögen, den Unterschied heraus zu hören. An solchen Leuten ist Hopfen und Malz verloren. Erkennt man aber den bestehenden Unterschied, so behaupte ich, daß man ihn bei entsprechender Ausdauer auch auszugleichen vermag, bis zu dem Grade von Feinheit der Technik, die dem Verständnis für den Unterschied zwischen der Leistung des Meisters und der eigenen Leistung entspricht.

Ganz ebenso ist es mit der photographischen Kunst. Die Kamera vertritt den Zeichenstift; sie ist der Sonnengriffel. Man muß ihn zunächst führen lernen. Dabei wird man bald sehen, daß es in sehr vielen Fällen gar nicht so leicht ist, das Gesehene in der Kamera festzuhalten, so daß das Bild nicht nur in den Konturen, sondern auch in den Lichttönen, die die Stimmung geben, getreu wird. Hat man diese Kunstgriffe erlernt, so wird es sich erst dann zeigen, ob man überhaupt malerisch sehen kann. Das ist es, was man nicht lernt, sondern höchstens an guten Beispielen zu vervollkommnen vermag.

Ich selbst habe mit der Kamera die Kreuz und Quer die Welt durchstreift, denn ich sollte ja, solange ich noch der Urania vorstand, überall das Schöne, das Charakteristische und Interessante aufsuchen, um damit die Besucher meines „Wissenschaftlichen Theaters“ zu erfreuen. Von dem ewigen Eise des Pols bis zu den Palmenhainen und vieltausendjährigen Riesenbäumen Kaliforniens, von den weißstrahlenden Gipfeln der Alpen bis in das heilige Dunkel des Urwaldes bin ich gewandert mit immer offenen Augen und empfänglichem Gemüt. Was war das für ein fröhliches Jagen nach dem Schönen! Es ist wirklich eine Jagd mit allen Freuden und auch allen Leiden. Stundenlang muß man oft auf dem Anstand liegen, bis einem das Wild, so wie man es wünscht, richtig in den Schuß kommt; wie muß man Tag und Stunde, die rechte Zeit und den rechten Ort wissen, welche Kniffe muß man anwenden, um hinterlistigerweise die ahnungslose Beute anfallen zu können. Und leider durchaus nicht alles, was ich konnt' ersehen, war des sichern Rohrs Gewinn. Das Schönste, die Farbe, und wie vieles andere noch ist der Kamera gänzlich unerreichbar. Was uns in der Natur entzückt, kann auf der Platte, auch wenn alles technisch vollkommen gelungen ist, ein gänzlich langweiliges Bild werden. Wie viele Erfahrungen gehören dazu, bis man endlich einigermaßen treffsicher wird!

Abb. 2. Vordergrund einer Wiese in Beckenried am Vierwaldstätter See.

Von meiner Jagdbeute auf solchen photographischen Streifzügen will ich hier aufs Geratewohl ein paar Stücke herausgreifen und dabei ein

Abb. 3. Saas-Fee unterhalb der Gletscher der Monte-Rosa-Gruppe im oberen Kanton Wallis.

wenig von meinen Erlebnissen und Erfahrungen plaudern.

Ich habe einen obersten Grundsatz in photographischen Dingen, der heißt: die photographische Kunst muß aufhören einäugig zu sein. Wir haben ja von der Natur nicht bloß zufälligerweise zwei Augen bekommen; solch eine Verschwendung würde sich die sorgsame Mutter niemals zu schulden kommen lassen. Die Natur hat drei Dimensionen, und in diesen drei Dimensionen müssen wir sie wiedergeben, wenn wir sie möglichst gut schildern wollen. Das kann nur das Stereoskop, der photographische Apparat mit zwei Augen. Ich habe jetzt an zweitausend stereoskopische Bilder von meinen Reisen beisammen, und niemand kann ich den unendlichen Genuß schildern, den ich empfinde, wenn ich an der Hand derselben diese Reisen nach Belieben oft noch einmal mache, denn es ist die ganze Natürlichkeit, die man wieder vor sich hinzaubern kann; selbst die Farben wachen dabei wenigstens in der Erinnerung wieder auf, und es ist ganz gewiß nicht nur eine Einbildung, daß man im Stereoskop Farbentöne unterscheidet. Die denkbar besten Objektive für Landschaftsaufnahmen sind gerade gut genug, um für alle wechselvollen Fälle auf dieser Jagd vorgesehen zu sein. Ich habe Voigtländersche Collineare, die bei gutem Lichte im Sommer noch bei einer hundertstel Sekunde Belichtung alle nötigen Details im Schatten erzeugen und die man selbst gegen die Sonne gebrauchen kann, ohne ein Verschleiern der Platte zu befürchten. Die Schärfe ist tadellos. Man kann selbst Augenblicksbilder, die bei ganzer Blendenöffnung gemacht worden sind, noch auf $^{18}/_{24}$ cm vergrößern, ohne daß eine

merkliche Unschärfe entsteht. Überall, wo es angeht, wird man ja selbstverständlich Zeitaufnahmen mit kleiner Objektivöffnung machen, die dann eine noch weit größere Schärfe geben.

Heutzutage ist es nun zwar modern geworden, unscharf zu photographieren. Das sei malerischer, sagt man. Ich kann dieser Ansicht nur bedingungsweise zustimmen. Was ich in der Natur überhaupt sehen will, das will ich auch scharf sehen, nur sind unsere Augen so eingerichtet, daß wir immer nur eine ganz bestimmte Tiefe scharf sehen können. Das Auge hebt das uns Interessierende heraus, und das andere verschwimmt, etwa als Hintergrund, wenn uns ein Detail oder eine Genreszene nahe vor uns interessiert, oder umgekehrt sehen wir den Vordergrund nur ganz vage, wenn wir die ferne Landschaft fixieren. Diesem Umstande wird der Maler gerecht, indem er nur *das* genauer ausführt, für was er das Interesse des Beschauers einnehmen will; alles andere muß zurücktreten. Der Photograph, der nur mit *einem* Objektiv arbeitet, kann dies ebenso durch die Einstellung erreichen. Aber das alles ist doch eigentlich nur ein Notbehelf. Das Auge kann in der freien Natur umherwandeln, sich für verschiedene Tiefen *nacheinander* interessieren, um zunächst einen Überblick zu gewinnen und dann erst einen besonderen Gegenstand fixieren. Das kann man auch auf Bildern, die überall, vom Vordergrund bis zum Hintergrund, gleichmäßig scharf ausgeführt worden sind, aber da stören immer wieder unerwünschte Details. Das stereoskopische Bild ist auch in dieser Hinsicht wieder eine ganz getreue Nachbildung der Natur, wenn es gelingt, es mit recht kleiner Blende aufzunehmen, so daß der nächste Vordergrund ebenso scharf wird, wie die letzte Tiefe. Sieht man ein solches Bild an, so kann man ebenso wie in der wirklichen Natur immer nur das sehen, worauf man das Auge richtet, auch in der Tiefenrichtung; man sieht dann alles unmittelbar dahinter Befindliche um so unschärfer, je weiter es entfernt ist, auch wenn es auf dem Bilde völlig scharf ausgezeichnet ist. Wie

Abb. 4. Die Königsspitze am Ortler bei wolkenlosem Himmel.

Abb. 5. Die Königſpitze am Ortler bei bewölktem Himmel.

bedauere ich, daß ich dem Leſer kein ſtereoſkopiſches Bild der Aufnahme Abb. 2 vorlegen kann! Es iſt ein kleines Stückchen von einer Wieſe, in Beckenried am Vierwaldſtätterſee aufgenommen. Im Hintergrunde ſieht man den Niederbauen, rechts und links den fernen breiten Rücken des Fronalpſtocks über den ganzen See hinweg hinter Brunnen. Die Aufnahme iſt von einem ganz niedrigen Standpunkte aus aufgenommen, ſo daß die Stauden der Schafgarbe weit über den Horizont emporragen. Die nächſten, noch ganz ſcharfen Hälmchen befanden ſich kaum zwei Meter vom Objektiv. Um das Bild in allen Tiefen ſcharf zu erhalten, mußte das Verhältnis der Objektivöffnung zur Brennweite nur gleich ein Fünfzigſtel genommen werden, wodurch wieder eine verhältnismäßig große Expoſitionszeit von einer Sekunde bedingt wurde. Wie ſchrecklich lang aber eine Sekunde iſt, das merkt man erſt beim Photographieren. Man wird es mir kaum glauben, daß es im Laufe eines ganzen Sommers höchſtens an zwei oder drei Tagen gelingt, eine ganze Sekunde zu finden, während welcher jedes Hälmchen eines ſolchen Wieſenfleckchens völlig ſtill hält, um ſich photographieren zu laſſen. Da muß man alſo nicht Stunden und Tage, ſondern Monate auf die Pürſch gehen, bis einmal ſolche Aufnahme glückt.

Aber welche Freude hat man auch nachher daran! Man kann auf dieſem Bilde, namentlich wenn man es im Stereoſkop an-

sieht, förmlich botanisieren und Käfer suchen gehen. Ich habe mich bei solchen stereoskopischen Ansichten oft verwundert gefragt, wie es eigentlich kommt, daß man darüber so entzückt ist. Da ist ein Stückchen Wiesengrund, an welchem man draußen täglich gedankenlos vorübergeht, ohne es besonders anzuschauen. Im Bilde entzückt uns jedes Hälmchen, jede Ader in den Blättern. Ich meine, es ist, weil wir zu Hause im Bilde mehr auf die Details achten, und weil in allen diesen Einzelheiten die Natur entzückend schön ist, ja sogar viel raffinierter schön, viel ergreifender zum

Abb. 6. Ochsenweide im Tschamintal im Rosengartengebiet.

Herzen sprechend, als in ihren großen Zügen, die uns zuerst in die Augen springen.

Wenn man so in der freien Natur in all ihrer unerschöpflichen Vielseitigkeit mit dem Apparat auf diese Jagd nach dem Schönen geht, so muß man selbstverständlich für alle Fälle bewaffnet sein. Man muß namentlich allen Beleuchtungsverhältnissen gerecht werden können und die Expositionszeiten genau in der Hand haben. Das kann man wieder nur, wenn man genau zahlenmäßig weiß, unter welchen instrumentellen Bedingungen man arbeitet, um sich nach Fehlschlägen entsprechend korrigieren zu können. Dies bedingt, daß man die Lichtmenge genau abmessen kann, welche auf der Platte zur Verwendung kommt. Diese soll nämlich immer genau die gleiche sein. Die verwendete photographische Platte hat ja immer nur eine ganz bestimmte Lichtempfindlichkeit. Überschreitet man dieselbe, so wird das Bild „flau", das heißt matt, ohne Kontraste, langweilig. Ist die eingeführte Lichtmenge eine zu geringe gewesen, so wird das Bild „hart"; es bekommt zuviel Kontraste, in den Schatten fehlt die Zeichnung, und die Lichter werden zu grell, es fehlt dem Bilde die malerische Weichheit. Da draußen in der Natur die Lichtmengen sehr wechseln, muß man Mittel anwenden, die in den Apparat einzulassenden Lichtmengen zu verändern. Das geschieht einmal durch die Veränderung der Objektivöffnung, also die Anwendung verschiedener Blenden, und zweitens durch die Veränderung der Expositionszeit. Wir haben hier zwei Variationselemente in der Hand, deren verschiedene Anwendung in jedem Falle eigentlich eine unendliche Zahl von Möglichkeiten gewährt, zwischen denen Geschicklichkeit und Erfahrung zu wählen haben. Die Sache verhält sich etwa so, als wenn man eine Zahlung von bestimmter Höhe leisten soll und sich dabei zu fragen hat, ob dies nun auf einmal oder in Raten geschehen soll. Bei einer Momentaufnahme gibt man der Platte das verlangte Licht auf einmal, bei der Zeitaufnahme ratenweise. Aber auch Momentaufnahmen bedürfen unter den ver-

Digitized by Google

Abb. 7. Dorfstraße im Spreewalde.

schiedenen Umständen einer ganz bestimmten Veränderlichkeit der verwendeten Zeit. Es ist durchaus nicht gleichgültig, ob ich $^1/_{200}$ Sekunde oder $^1/_{50}$ Sekunde anwende. Will ich im Hochgebirge, ganz von blendendem Schnee umgeben, in einer Höhenlage, wo die dicke Luft der unteren Atmosphärenschichten noch nicht den größten Teil der wirksamen Sonnenstrahlen verschluckt hat, noch eine Momentaufnahme machen, so würde $^1/_{50}$ Sekunde bei ganzer Öffnung eines normalen Objektivs, wie es unten unter mittleren Verhältnissen eine gute Momentaufnahme gestatten würde, ein flaues, verschleiertes Bild ergeben. Eine vierhundertstel Sekunde reicht dort oben grade hin. Am besten aber wird man im Hochgebirge, das ja, wenn nicht gerade eine Lawine oder ein Steinschlag niedergeht, beim Photographieren keine Miene zu verziehen pflegt, bei möglichst kleiner Öffnung möglichst lange Expositionszeit anwenden. Die kleine Öffnung bringt immer eine viel feinere Detailzeichnung hervor.

Um die Zeitdauer der Momentaufnahmen

Abb. 8. Partie aus dem Spreewalde.

veränderlich zu machen, hat man verschiedene Konstruktionen erfunden. Ich halte den Doppeljalousieverschluß an der Stegemannschen Klappkamera, so weit meine Erfahrung reicht, für den besten, weil man damit die Expositionszeit von $^1/_{400}$ Sekunde bis zu $^2/_3$ Sekunden in zahlenmäßig festgelegter Weise in der Hand hat. Ich will aber damit anderen Einrichtungen nicht zu nahe treten, die vielleicht weniger pedantischen Leuten als ich, der ich nun einmal als Astronom in die Zahlen verliebt bin, genügen.

Abb. 9. Vor dem Backofen. (Spreewald.)

Aber nun sind wohl eigentlich Worte genug gewechselt, und man will endlich Taten, d. h. Bilder sehen.

Da ich gerade vom Hochgebirge geredet habe, füge ich hinzu, daß die beiden Bilder von der Königsspitze am Ortler Momentaufnahmen sind, die beide von derselben Stelle in der Nähe der Schaubachhütte in einer Höhenlage von etwa 2600 Metern genommen wurden, aber bei ganz verschiedenem Sonnenstande. Es kamen dabei ganz verschiedene Stimmungsbilder heraus. Das eine Mal war es gegen Mittag, und der Himmel wolkenlos (Abb. 4). Die Sonne schien fast senkrecht auf die schroff abfallenden Schneefelder. Ich machte das Blendenverhältnis zur Brennweite gleich 1 zu 12 und exponierte $^1/_{200}$ Sekunde. Man sieht, daß dabei in den Schatten noch genug Details gekommen sind, während andererseits auch die schneeigen Gipfel sich scharf vom Himmel abheben. Ich möchte hierzu bemerken, daß ich ganz davon abgekommen bin, Gelbscheibe oder orthochromatische Platten anzuwenden, die man gewöhnlich im Hochgebirge für nötig hält, um den Schnee vom Himmel gehörig abzugrenzen. Ich behaupte, und kann es durch viele Beispiele beweisen, daß diese Hilfsmittel bei genau abgewogenen Lichtverhältnissen im Hochgebirge nicht nötig sind, obgleich ich ganz genau weiß, daß ich auf starken Widerspruch stoßen werde. Die Parallelaufnahme der Königsspitze ist nachmittags gemacht, während die Sonne, die ich bei der vorigen Aufnahme im Rücken hatte, nun fast geradeswegs vor dem Apparat zwischen den Wolken stand, die hinter dem Gebirge heraufkamen (Abb. 5). Während bei der ersten Aufnahme der Himmel einen dunkleren Ton hatte als der Schnee, war es bei der zweiten umgekehrt. Die verschiedene

Abb. 10. Kindtaufe in Burg. (Spreewald.)

malerische Stimmung ist ausgeprägt. Als Blende habe ich bei der zweiten Aufnahme $^1/_9$ genommen bei $^1/_{100}$ Sekunde, also etwas mehr Licht eingelassen, vielleicht aber war es schon etwas zu viel.

Bei der Aufnahme von Saas-Fee (Abb. 3) habe ich einen Augenblick gewählt, wo Wolkenschatten über die Gletscher zogen. Dadurch gehen sie im Bilde mehr in die Tiefe und gewinnen wieder etwas von ihrer majestätischen Größe, welche in dem einäugig photographischen Bilde gewöhnlich verloren geht, während auch hier das Stereoskop wieder die Größenverhältnisse richtig gibt. Auch dieses Bild ist, wie man sieht, gegen Sonne aufgenommen, und zwar unter denselben Verhältnissen wie zuvor. Wir stehen hier vor den gewaltigsten Gletschern der Monte-Rosa-Gruppe. Über diese Schneefirnen hinweg steigt man auf der anderen Seite nach Zermatt hinunter. Aber man hat von diesem Örtchen im oberen Wallis, hier wirklich am Ende der Welt auf 1800 Metern gelegen, das man nur nach fünfstündiger Fußwanderung oder auf Maultieren erreichen kann, immer noch 2000 Meter zu steigen, um einen Uebergang in das Zermatt-Tal zu finden. Trotz seiner Abgelegenheit finden sich im Sommer hier mehrere hundert Menschen zusammen, um angesichts dieser gewaltigen Gletscherwelt in recht bequemen Hotels immerhin ruhiger zu leben als in dem gar zu sehr überlaufenen Zermatt. Wer heute noch die Schweizer Natur genießen will, muß nicht dahin

Abb. 11. Unter der Haustür.
(Motiv aus dem Spreewalde.)

Abb. 12. Rastende Bosniaken.

gehen, wo die Zahnradbahnen hinaufkeuchen. Will man etwas Schönes genießen, so soll man es sich durch seine eigene Kraft erkaufen. Und je weiter man hier in den Bergen zu steigen hat, um in einem solchen Örtchen zu seiner Sommerruhe zu gelangen, um so mehr wird die Menschheit auf dem Wege durchgesiebt, um so mehr gleichartige Menschen treffen dort oben zusammen.

Unter ganz anderen Verhältnissen ist das Bild von der Ochsenweide im Tschamintal auf dem Wege zur Graßleitenhütte im Rosengartengebiet aufgenommen (Abb. 6). Es war schon gegen Abend und der Himmel von Wolken bedeckt, die sich auch zwischen die schroffen Dolomitenkegel drängten. Auf den Graßleitentürmen links, von deren Wänden schon mancher Tourist abgestürzt ist, lag

Abb. 14. Hirschkalb von Blankenburg im Harz.

Abb. 13. Tiroler Spielleute.

noch ein Streifen Sonnenlicht, während die Kuppen rechts, der Kesselkogel, die Sattelspitze ꝛc. schon in Schatten gehüllt waren. Es war eine außerordentlich malerische Beleuchtung. Es sollten nun die weißen Kalkberge sich gegen die weißen Wolken abheben, und ich wollte auch im Vordergrunde die Kühe mit abbilden, welche sich zwar nicht schnell bewegten, aber doch auch nicht ganz still hielten. Für die Berge brauchte ich eine sehr kurze Expositionszeit, die für den Vordergrund nicht mehr genügt hätte. Es mußte ein Kompromiß gemacht werden. Ich nahm $^1/_{12}$ Blende und etwa $^1/_{20}$ Sekunde, in anbetracht des tiefen Sonnenstandes und der Wolkenbedeckung.

Ganz besonders viel Ver-

Abb. 15. Bettelndes Kind.

gnügen hat mir immer die Jagd auf Genrebilder gemacht, mit der es seine Schwierigkeiten hat. Naht man sich einer interessanten Szene mit dem Apparate, so ist der Reiz sofort verflogen. Nachträgliches Gruppieren zeigt in den meisten Fällen das Gekünstelte. Sehr kleine Apparate, die man versteckt halten kann und nicht auf eine bestimmte Entfernung einzustellen braucht, geben ungenügende Bilder. Große Schnelligkeit und Treffsicherheit führen allein zum Ziel. Ich wähle vorher die Entfernung, in welcher ich die Aufnahme machen will, und stelle den Apparat darauf vorher ein. An demselben befindet sich ein größerer Sucher, in welchem ich das Bild gerade so groß sehen kann, wie es auf der Platte werden wird. Nun stelle ich mich neben eine Gruppe hin, von der ich erwarten kann, daß sie photo-

Abb. 16. Ein Überfall.

Abb. 17. Die Tauben von Sankt Markus.

graphierenswert werden wird, halte meinen Apparat möglichſt unbemerkt in der Hand und unterhalte mich, als ob ich gar nichts Böſes im Schilde führte. Im rechten Augenblick darf dann zwiſchen dem Anlegen des Apparates und dem Abdrücken kaum mehr als eine Sekunde verfließen, wenn man nicht vorzeitig entdeckt werden will. Daß dies doch geſchehen iſt, bemerkt man daran, daß uns die betreffende Perſon auf dem Bilde anſieht, wie zum Beiſpiel zwei der fröhlichen Dorfmädels auf dem Bilde 7. Die Natürlichkeit der Bewegung war aber noch nicht geſtört. Auch der Badejunge (Abb. 8) aus dem Spreewald ſieht uns an, aber ſein Intereſſe galt nicht dem Apparat; er wollte bloß abwarten, bis unſer Kahn vorüber war, um in das kühle Element zu ſpringen. Völlig gelungen iſt dagegen in dieſer Hinſicht die Backofenſzene (Abb. 9), auch aus dem Spreewald, ebenſo die Kindtaufe in Burg, wo der Moment abgefaßt iſt, in dem der glückliche Vater Gratulationen entgegennimmt (Abb. 10.) Das Bild mit den vier Kindern in der Haustür könnte man vielleicht als eine Vorſtudie zu einem holländiſchen Meiſter nehmen. Ich mache darauf aufmerkſam, daß die Flecke im Geſicht des kleinen Kerlchens links keine Plattenfehler, ſondern unverfälſchte Natur ſind; es iſt nämlich gerade damit beſchäftigt, ein Brot mit Zwetſchgenmus zu verzehren (Abb. 11).

Die Gruppe mit den beiden Pfeifern und dem Trommler iſt bei Meran aufgenommen. Es war ein Feſt zu Ehren eines Veteranen, und unſer Trommler, der achtzig Jahre alt iſt, erzählte, daß er die Trommel von ſeinem Vater geerbt habe, der ſie noch unter Andreas Hofer in den Bergſchlachten ertönen ließ. Nun, dieſe Leute habe ich nicht ſo ganz unerwartet abgefaßt; aber ich ließ ſie wirklich muſizieren und marſchieren und nahm dann meinen Moment wahr. So wie dieſe Pfeifer hier ſpitzt niemand den Mund, wenn er das Pfeifen nur andeuten ſoll, und die Trommelwirbel ſtehen frei in der Luft (Abb. 13).

Die Bosniaken auf dem Bilde 12 kannten ſich mit dem Photographieren ſchon aus. Sie hatten kaum meinen Apparat bemerkt, als ſie ſofort die unmöglichſten Stellungen annahmen und durchaus die Vorausbezahlung von einer Krone verlangten, ehe ſie ſich photographieren laſſen wollten. Nachher

ſtellten ſie ſich natürlich in Poſitur und es war erſt recht nichts mit ihnen anzufangen, bis ich auf die Idee kam, ſie ihr Frühſtück herausnehmen zu laſſen, wobei dann endlich eine einigermaßen natürliche Gruppe zu ſtande kam.

Reizend iſt die Aufnahme des Hirſchkalbs geworden. Hans war im Walde bei Blankenburg im Harz von der Mutter verlaſſen gefunden worden, und man hatte das wenige Tage alte Tierchen mit der Flaſche aufgepäppelt, wobei es trefflich gedieh und ſo zahm wurde wie irgend ein anderes Haustier. Daß es mir gerade in der richtigen Entfernung mit dieſer graziöſen Stellung in den Schuß lief, war ein Zufall, auf den ich lange genug warten mußte (Abb. 14).

Nett iſt auch die kleine italieniſche Bettlerin, die halb freundlich und halb ängſtlich, das Fingerchen am Mund, ein Sträußchen anbietet (Abb. 15). Sie iſt offenbar noch ein Neuling in dem Metier, zu dem ſie die Mutter anhält, welche in dem Gartentor verborgen aufpaßt, ob ſie es auch recht macht.

Ein anderes Bild zeigt uns die berühmten Tauben von Sankt Markus. Solch ein Bild bringt jeder Amateur-Photograph aus Venedig in ſeiner Kamera mit. Dieſe Tierchen ſind von einer unglaublichen Frechheit. Um den Händler mit den Maistüten bekümmern ſie ſich nie; ſie wiſſen wohl, daß der ihnen nichts gibt. Aber ſowie ein Fremder ihm ſolche Tüte abgekauft hat, ſtürzen ſie ſich über dieſen her, daß ihm manchmal angſt und bange wird, denn ſie ſchwirren ihm um Hände und Kopf und haben die Tüte oft geleert, noch ehe man Zeit hat, ſie auszuſchütten. Das Bild iſt auch photographiſch lehrreich. Es iſt mit einer Expoſitionszeit von einer hundertſtel Sekunde aufgenommen, aber dieſe Zeit war noch viel zu lang, um die ſchnell bewegten Flügel einiger Tauben ſcharf feſtzuhalten; namentlich gilt dies für die Tauben, welche um die Hände der Spenderin herumfliegen (Abb. 17). Um ſo ſchnell bewegte Objekte noch gut darzuſtellen, darf man ſeinen Standpunkt nicht zu nahe nehmen. Je kleiner das Bild, deſto geringer iſt ja auch

Abb. 18. Vor der Madelaineкirche zu Paris.

die scheinbare Verschiebung eines bewegten Gegenstandes auf der Platte.

Eine ähnliche Bemerkung machen wir auf dem Straßenbilde von der Madeleine-Kirche in Paris. Der elegante Herr im Vordergrunde, welcher eben bemerkt, daß er photographiert wird, ist gerade im Begriff, seinen Spazierstock schnell nach vorn zu bewegen; letzterer ist deshalb etwas unscharf geworden. Die Expositionszeit betrug nur $^1/_{50}$ Sekunde, denn es war im November, wo

Aufnahmen, die ich mit nach Hause bringe, immer noch eine ganze Kollektion solcher „Wald- und Wiesenbilder", die für die große Menge und den Verkaufsladen gemacht worden sind, denn ich will mich auch nachträglich an der vollen architektonischen Wirkung solcher Bauten erfreuen. In meiner Kamera aber will ich Blicke auffassen, die mir ein allgemein charakteristisches Bild geben, in welchem ich auch irgend eine malerische Wirkung suche.

Abb 19. In der Werkstatt eines Herrgottschnitzers in St. Ulrich im Grödenertal.

die Sonne nicht mehr die genügende Kraft hat, um bei kürzerem Moment die Schatten noch durchzuarbeiten (Abb. 18). Es wird sich vielleicht mancher fragen, weshalb ich meinen Standpunkt nicht so gewählt habe, daß man den ganzen herrlichen Bau, der einem griechischen Tempel nachgeahmt ist, auf die Platte bekam. Ich meine aber, solche Aufnahmen soll man den Berufsphotographen überlassen, die solche Bilder verkaufen. Ich kaufe mir in der Tat trotz der großen Menge eigener

Aus diesen Gesichtspunkten sind auch die anderen Bilder aufgenommen, von denen sonst nicht viel zu sagen ist. Nur einiges erlaube man mir noch hervorzuheben. Da ist das Bild mit der Reihe parallel laufender Birken. Nun, ich finde es nicht gerade sehr malerisch, aber es macht mir manchmal Spaß, solch ein Motiv festzuhalten, das an eine bestimmte Malerschule erinnert. Hier ist unschwer eine gewisse moderne Richtung zu erkennen (Abb. 20).

Digitized by Google

Das Motiv aus Schlachtensee (Einschaltbild zwischen Seite 448 u. Seite 449) zeigt, daß man durchaus nicht in die Ferne zu schweifen braucht, um stimmungsvolle Naturdarstellungen zu finden. Man muß nur die Augen offen und Glück haben, das dazu gehört, um das rechte Bild in rechter Beleuchtung zu finden, wenn man — den Apparat nicht zu Hause gelassen hat.

Schließlich noch ein Wort über Interieur-Aufnahmen. Diese können natürlich niemals als Momente genommen werden. Da hilft nichts anderes als möglichst natürliche Stellungen vorzubereiten. Das eine Bild zeigt die Werkstatt eines Herrgottschnitzers in St. Ulrich im Grödenertal (Abb. 19). Das ist ein Örtchen, wo jedes kleine Kind schon ein Künstler ist. Alles schnitzt. Ich habe dort einen dreijährigen Jungen gesehen, der Puppenkörper schnitt. In wenigen Minuten war immer einer fertig. Das ging hundertweise. Vielfach werden wahrhaft künstlerische Werke dort hervorgebracht, die ihren Weg weit in die Welt hinaus finden. Unser Meister, Johann Welponer heißt er, hat selbst einen ausdrucksvollen Christuskopf. Er ist hochgeschätzt und liefert sogar von seinen Werken auf Bestellung nach Rom an den Vatikan. Die Aufnahme war ziemlich schwierig, weil man es immer vermeiden muß, daß man mit dem Apparat direkt gegen ein Fenster zu stehen kommt. Sie hat bei ganzer Öffnung ($^1/_8$) drei Sekunden gebraucht. Unter ganz besonders erschwerenden Umständen aber ist die Gruppe um den Wirtshaustisch aufgenommen. Es war in Mayrhofen im Zillertal, wo wir eingeschneit waren. Draußen dichtes Schneegestöber, und in das enge Stübchen drang durch die beiden einzigen Fenster, die auf dem Bilde zu sehen sind, nur dämmerndes Licht. Aber eine Aufnahme mußte gemacht werden. Die unglücklichen Opfer dieses photographischen Attentats wurden zunächst so gesetzt, daß sie feste Stützpunkte hatten, im Rücken oder auf dem Tische, und nun mußten sie 45 Sekunden lang stillhalten. Sie sind brav gewesen, das Bild ist gelungen, fast in völliger Finsternis! (Abb. 21.) Deshalb brauchte man auch nicht zu fürchten, daß das Licht des einen Fensters den Kopf des betreffenden Herrn überstrahlte. Unter guten Licht-

Abb. 20. Birken am Wasser.

Abb. 21. Im Wirtshaus zu Mayrhofen bei Schneegestöber.

verhältnissen wäre solche Aufnahme völlig gegen das Licht eines Fensters mit Sicherheit mißglückt.

Mehr wie sonst im Leben sieht es der Amateur-Photograph, wie uns rings das Schöne, das Interessante, das Lehrreiche umgibt; aber es festzuhalten, im Leben wie auf der Platte, das ist die Kunst. —

Meerleuchten.

Von

Johannes Wilda.

Ich lehnte zur Wacht am knarrenden Tau,
Sah nächtig die Wolken treiben;
Hintaumelnd an dem düsteren Blau,
Schien der Mast Deinen Namen zu schreiben.

Die Sterne lächelten seltsam dazu,
Im seiden' verschleiertem Scheine —
Auf dem weiten Ozean — ich und Du —
O wären wir zwei hier alleine!

Ein Schleier, wie Dir in den Augen er liegt,
Von weichem, seidigen Glanze,
Wenn Deine Brust sich an meine geschmiegt
Im selbstvergessenden Tanze.

Aus dem schwarzen Ozean flutet hervor
Ein phosphoreszierendes Schimmern,
Millionen Funken sprühen empor,
Grüngolden aus silbernem Glimmern.

O, könnt' ich sie fassen mit schneller Hand,
Die weisse Stirn Dir zu schmücken,
Um dann — Du Kind aus dem Märchenland —
Meine Lippe auf Deine zu drücken!

Flieg' säumendes Schiff durch die goldene Pracht,
Wirf auf den silbernen Hügel!
Wie Windsbraut fährt solche funkelnde Nacht
Der Sehnsucht in ihre Flügel!

Digitized by Google

Waldinneres (Am Schlachtensee bei Berlin).
(Nach einer Aufnahme von Dr. M. Wilhelm Meyer-Berlin.)

Digitized by Google

Das „katholische Protektorat“ im Orient.

Von

Dr. A. Charpentier.

(Abdruck verboten.)

In den letzten Jahren war in der Tagespresse häufig die Rede von dem Schutzrechte, das Frankreich angeblich über alle Christen im Orient besitzt. Während Deutschland und Italien den Schutz ihrer Staatsangehörigen im Orient in gleicher Weise wie in der übrigen Welt auszuüben wünschten, suchte die französische Diplomatie ihnen die Befugnis dazu abzusprechen und das Schutzrecht über die Angehörigen aller christlichen Konfessionen als ausschließliches Recht Frankreichs hinzustellen. Im Publikum stand man der eigentümlichen Angelegenheit meist ebenso ohne Teilnahme wie verständnislos gegenüber. Man witzelte höchstens darüber, daß dieselbe französische Regierung, welche dem Klerikalismus zu Hause so energisch entgegentritt, so großen Wert auf Schutz von Mönchen und Geistlichen in der Türkei legt. Aber die Angelegenheit ist von weit allgemeinerem und praktischerem Interesse, als man sich im allgemeinen träumen läßt. Es stehen dabei keineswegs nur theologische oder akademische Interessen auf dem Spiele, es handelt sich vielmehr im wesentlichen um politischen und wirtschaftlichen Einfluß, um Handel und Wandel und was damit zusammenhängt.

Der französische Anspruch hat eine ebenso lange wie merkwürdige Vorgeschichte. Er geht auf den Anfang des XVI. Jahrhunderts zurück und hat zum Ausgangspunkt nicht etwa französische Unternehmungen zum Schutze der Christenheit gegen die damals noch allgemein gefürchteten und nach allen Seiten hin ausdehnungslustigen Türken, sondern das Bedürfnis nach Hilfe gegen christliche Staaten. König Franz I. von Frankreich wandte sich bei seinem Streite mit Spanien und Deutschland um Hilfe an den Erbfeind der Christenheit, gegen den Karl V. jahrelang aus aller Kraft gerüstet hatte. Während Papst und Kirche die Vertreibung der Ungläubigen als Pflicht jedes Christen unausgesetzt predigten und jede Verbindung mit ihnen als unverzeihlichste Sünde kennzeichneten, sah die französische Regierung in den Türken willkommene Bundesgenossen gegen die treuesten Stützen der Kirche und zögerte nicht, mit ihnen in eine Art Bündnis zu treten. Vereint kämpften damals türkische und französische Schiffe gegen Karl V., und Franz I. war eifrig bemüht, die Pläne Solimans gegen die christlichen Grenzstaaten in Osteuropa zu fördern. Nach seiner Niederlage bei Pavia schloß sich der allerchristlichste König den Türken noch enger an und benutzte sie, um Frankreichs Weltstellung wieder zu bessern und seine Feinde in Schach zu halten.

Zur Belohnung erteilte die Hohe Pforte, welche die Anerkennung ihrer Macht durch einen christlichen Staat voll zu würdigen wußte, Frankreich vom Jahre 1535 an eine Reihe von Privilegien verschiedener Art. Sie öffnete französischen Schiffen ihre sonst für alle anderen Völker geschlossenen Häfen. Sie begünstigte die Einfuhr französischer Waren, erleichterte die Ausfuhr der Erzeugnisse ihres Gebiets auf französischen Fahrzeugen, gewährte französischen Untertanen das Recht zu Ansiedelung, Handelsbetrieb und freier Religionsübung. Sie unterstellte endlich die in Jerusalem trotz aller Anfechtungen seit den Kreuzzügen verbliebenen christlichen Klöster der Aufsicht Frankreichs.

Durch alle Wechselfälle der Ereignisse haben die verschiedenen Regierungen Frankreichs diese vorteilhaften Beziehungen mit der Türkei zu erhalten gewußt und ihren Einfluß im Orient immer weiter ausgedehnt. Während die Schiffe der Türkei und ihrer Vasallenstaaten das Mittelmeer ausplünderten, unzählige Angriffe auf die dortigen

christlichen Reiche verübten und zeitweilig die Schiffahrt der Kulturvölker lahm legten, während die türkischen Heere Österreich, Rußland und andere Staaten fortgesetzt bedrohten, erfreute sich Frankreich ihrer Freundschaft. Mehr als einmal hat es die türkische Macht in seinen Welthändeln mit Vorteil ausgespielt. Dabei entwickelte sich unausgesetzt sein Handel mit dem Orient. Es bildete hier den Vermittler für das übrige Europa und genoß ohne große Kosten alle Vorteile, welche sonst ein eigenes Kolonialreich bringt.

Je mehr in Konstantinopel Mißwirtschaft einriß und je mehr die Macht der Türken innerlich erschüttert wurde, um so größere Privilegien wußten die Vertreter Frankreichs für ihr Vaterland von den Paschas herauszuschlagen. Jeder der zwölf Firmane, welche die Pforte ihnen bis 1740 erteilte, enthielt einige neue Zugeständnisse. Wenn auch mit der Zeit Venetianer, Engländer und Niederländer gewisse Handels- und Schiffahrtsrechte im Orient zu erkaufen verstanden, Frankreich blieb doch ihnen gegenüber immer im Vorteil, und zwar hauptsächlich dank des ausschließlichen Rechtes zum Schutze aller Christen im Orient, das es mit der Zeit auszubilden verstanden hatte. Während es sich ursprünglich nur um die wenigen christlichen Klöster in den heiligen Örtlichkeiten Palästinas gehandelt hatte, nahm sich Frankreich bald jedes christlichen Ordens an, der auf irgend eine Weise in irgend einem Teile des türkischen Gebiets Fuß zu fassen verstand. 1673 erkannte der Sultan ihm dann das förmliche Recht hierfür zu. Während aber die Türkei immer verlangt hatte, daß neue Ordensniederlassungen nicht gegründet werden und Frankreich sich nur der bestehenden annehmen sollte, förderten mit der Zeit seine Vertreter die Anlage neuer Ordensstationen und beuteten ihren Einfluß unausgesetzt aus. Die Jesuiten waren dabei ihr nimmer ermüdendes Werkzeug. Von jedem ihrer Mutterhäuser in Frankreich aus missionierten sie bestimmte Teile des Orient. Während die Pariser Jesuiten Konstantinopel, Smyrna, Griechenland und die Inseln als Tätigkeitsfeld zugeteilt besaßen, arbeiteten die von Tours in Aleppo, Cypern, Ägypten, Mesopotamien und Persien, die der Bretagne in Syrien und Palästina. In Konstantinopel und Antura in Syrien waren ihre Hauptniederlassungen. Neben ihnen arbeiteten Franziskaner, die von Frankreich, und eine Menge italienischer Orden, die von der Propaganda abhingen. Die türkischen Behörden duldeten schweigend die Ausdehnung der Missionsniederlassungen, obwohl die Firmane immer nur Duldung der schon von früher her bestehenden Klöster aussprachen.

Bald begnügte sich Frankreich nicht mit dem Schutze der Orden. Gestützt auf seine privilegierte Stellung wußte es allmählich durchzusetzen, daß kein Nichtfranzose im Orient ohne seine Zustimmung geduldet wurde und daß die Angehörigen aller europäischen Nationen, welche mit der Zeit zum Handel im Orient Zulassung erhielten, sich ihm unterzuordnen hatten. Eine Kapitulation von 1604 bestimmte ausdrücklich, daß, ungeachtet aller anderen Abmachungen, Europäer im Orient nur mit Erlaubnis und unter der Flagge Frankreichs Handel treiben durften. — Nicht genug damit, nahmen sich die Vertreter Frankreichs im Laufe der Zeit auch der von den Missionaren getauften Untertanen der Pforte der letzteren gegenüber an und setzten ihren Anspruch in der Regel durch. Es entstand eine umfassende, bis ins kleinste ausgebaute Gesetzgebung für Zulassung zum französischen Protektorat im Orient, betreffs des Verhaltens der christlichen Geistlichen und ihrer Gemeinden gegenüber den Türken und endlich hinsichtlich der Rechtspflege auf allen Gebieten. Die Stellung der Botschafter und Konsuln Frankreichs im Orient wurde begreiflicherweise dank dieser Entwickelung außerordentlich angesehen und mächtig.

Auf die Länge vermochte freilich Frankreich diese Vorteile nicht im vollen Umfange zu behaupten. Weniger die Eifersucht und die Intriguen der anderen Mächte, als die zunehmende Unduldsamkeit und der Zelotismus der katholischen Missionare haben dazu beigetragen. Während anfänglich Frankreich jeden Bekenner des Christentums ohne Rücksicht auf die Konfession unter seinen Schutz nahm und dadurch in den Augen der von den Türken unterjochten christlichen Völkerschaften ein außergewöhnliches Ansehen erhielt, änderte sich das mit der Zeit. Die Missionare begannen durch ihre Polemiken die Anhänger der griechischen und armenischen Kirchen zu erregen. Die Bestrebungen

Ludwigs XIV., der lateinischen Kirche zum Siege im Orient zu verhelfen, entfremdeten ihm die eingeborenen Bekenner der griechischen Religion, die sogenannten Rayas. Es kam zu bitteren Zwistigkeiten unter den Christen im Orient, und Frankreichs Ansehen begann zu leiden. 1675 gelang es England nach langen vergeblichen Versuchen von der Pforte gewisse Vorteile zu erlangen und sich von der Vormundschaft Frankreichs bis zu einem gewissen Maße zu befreien. Bald tauchten als noch gefährlichere Wettbewerber, Rußland und Österreich, auf. Nachdem letzteres 1685 den Angriff auf Wien abgeschlagen und damit der Machtstellung der Türkei einen tödlichen Streich versetzt hatte, fügten sich die beiden Mächte nicht mehr wie früher willig den Geboten der Pforte. Sie begannen gleichzeitig gegen sie und das mit ihr verbündete Frankreich ins Feld zu ziehen. Auf ihr Betreiben wurde von 1724 an der Einfluß der französischen Missionare beschnitten. Man verbot ihnen die Bekehrung und den Schutz türkischer Untertanen, vertrieb sie aus allen Orten, wo keine französischen Konsuln waren und versuchte den Wortlaut der Kapitulationen streng durchzuführen. Dazu wurden die dem französischen Handel eingeräumten Vorrechte beschnitten. Auch andere europäische Mächte erhielten das Recht zur Anstellung von Vertretern im Orient und begannen unter eigener Flagge Handel zu treiben. Neben England und Holland begann Österreich von seinem italienischen Besitze aus nähere Beziehungen mit dem Orient anzuknüpfen. Es erreichte sogar, daß die Missionen in Tunis sich unter seinen Schutz stellten und daß ihm das Protektorat der Christen in Albanien zugestanden wurde.

Noch einmal gelang es Frankreich durch geschickte Ausnützung der Weltlage dieser ungünstigen Entwickelung Einhalt zu tun. 1740 wußte es zu erreichen, daß die Pforte ihm die wichtigsten der in den Kapitulationen zugebilligten Vorteile nun in einem förmlichen Vertrage bestätigte. Es wurde ihm darin das ausschließliche Recht des Schutzes der Christen in den heiligen Orten, die Freiheit von Handel und Schiffahrt, das Recht der Verleihung der französischen Flagge an Ausländer, das Recht der Konsulargerichtsbarkeit für seine Staatsangehörigen, sowie ferner Meistbegünstigung mit anderen Staaten ausdrücklich zugestanden. Ferner war in dem Vertrage allen katholischen Geistlichen freie Religionsübung in den Örtlichkeiten, wo sie von alters her ansässig seien, innerhalb der gesetzlichen Grenzen gewährleistet.

Der Vertrag spricht Frankreich ein allgemeines Protektorat über die Christen im Orient nicht ausdrücklich zu. In Wirklichkeit hat es aber dank seiner ausgebreiteten und tüchtigen konsularischen Vertretung ein solches Schutzrecht doch geübt und trotz verschiedenen Widerspruchs, besonders von russischer Seite, lange behauptet. Im Zusammenhange damit hat es auch, trotzdem das frühere Handelsmonopol rechtlich nicht mehr bestand, wieder mehrere Jahrzehnte hindurch die Oberhand in Handel und Schiffahrt zu gewinnen gewußt. Der Umfang seines Warenaustausches mit der Türkei stieg bald von 48 auf 70 Millionen Francs im Jahre. Vergebens versuchten England und Österreich noch mit ihm zu wetteifern. Holland und Venedig spielten bald in diesem Geschäft gar keine Rolle mehr. Die Seeräuberschiffe der Barbaresken, welche mit Frankreich in engen Beziehungen standen, taten das übrige, um den Handel aller Konkurrenten Frankreichs mit dem Orient zu vernichten.

Erschüttert wurde diese Stellung zuerst durch Rußland. Es bedang im Frieden von Kutschuk-Kainardschi 1774 seinen Untertanen freien Besuch der heiligen Orte, ohne Vermittlung Frankreichs, und Errichtung einer griechischen Kirche in Konstantinopel aus. Der Schutz der Angehörigen griechischen Glaubens ging von da an trotz aller Anstrengungen Frankreichs in Rußlands Hände über. Umsonst setzte Frankreich 1802 eine Erneuerung des Vertrags von 1740 durch und verteidigte seine wirklichen und angemaßten Rechte im Orient aufs äußerste.

In dieser Hinsicht sind alle französischen Machthaber ausnahmsweise einig gewesen. Während z. B. der Konvent in der Heimat die Priester mit Feuer und Schwert bekämpfte, hat er einen Agenten nach dem Libanon geschickt, um sich dort der von den türkischen Behörden verfolgten Maroniten anzunehmen und ihnen freie Religionsübung zu verschaffen. Napoleon I. widmete den Interessen Frankreichs im Orient noch eifrigere Aufmerksamkeit. Wenn er 1807 der Aufhebung der von den fremden Staats-

vertretern jahrelang an türkische Untertanen mißbräuchlich verkauften Schutzscheine beistimmte, so wußte er den Einfluß Frankreichs bei der Pforte durch diese Gefälligkeit aufs neue zu stärken. Im selben Sinne waren die folgenden Regierungen Frankreichs tätig. Da sie nicht verhindern konnten, daß angesichts der fortdauernden Schwächung der Macht der Pforte und der Beschneidung ihres Gebiets die europäischen Mächte in politischen und wirtschaftlichen Angelegenheiten mit den Jahren von der Türkei dieselben oder noch größere Vorteile als Frankreich herausschlugen, wandten sie um so größere Sorgfalt der Pflege des katholischen Schutzrechtes zu. Überall wurden mit französischer Staatshilfe Missionsschulen im Orient errichtet, und die heranwachsende Generation so weit als nur möglich in französischer Sprache und französischen Anschauungen erzogen. Nach vielen Tausenden zählten die Kinder, welche auf diese Weise für das französische Interesse gewonnen worden sind. Daneben suchte die französische Diplomatie sorgsam ihr Monopol hinsichtlich des Schutzes der Christen in den heiligen Örtlichkeiten Palästinas zu wahren und fremde Einmischungen fernzuhalten. Es ist bezeichnend in dieser Hinsicht, daß der doch nichts weniger als kirchlich gesinnte Gambetta eifrig für Erhöhung der Staatszuschüsse zu gunsten der Schulen im Orient wirkte und seinen Widersachern im Parlament das berühmt gewordene Wort zurief: L'anticléricalisme n'est pas un article d'exportation!

Trotzdem ist es mit dem Einfluß Frankreichs im Orient während des XIX. Jahrhunderts langsam abwärts gegangen. Die Anhänger der griechischen Kirche entzogen sich vollständig seiner Wirksamkeit auch in den heiligen Örtlichkeiten und stützten sich auf Rußland. In den Balkangebieten wurde es ganz in den Hintergrund gedrängt durch Österreich und Rußland. Das neu erstandene griechische Reich nahm Wahrung seiner politischen und religiösen Interessen selbst in die Hand, und die Pforte fand es mit der Zeit auch nicht mehr vorteilhaft, sich auf Frankreich zu stützen. Sie suchte und fand einflußreichere und mächtigere Verbündete. — Die Verhandlungen in Berlin nach dem Abschluß des letzten russisch-türkischen Krieges schienen Frankreich eine Gelegenheit zu bieten, seinen Ansprüchen auf dem Gebiete von Kirche und Schule im Orient eine Anerkennung von allen Seiten zu schaffen. Seine Vertreter brachten die Angelegenheit auf dem Kongreß zur Sprache und erreichten, daß die Bevollmächtigten der verhandelnden Staaten, deren Aufmerksamkeit mehr auf andere Fragen gerichtet war, die Erwähnung der Sache im Berliner Vertrage zuließen. Im Artikel 62 wurde allerdings in sehr wenig bindender Form der situation exceptionnelle et des droits acquis de la France auf dem Gebiete des religiösen Protektorats gedacht. Es wurde dieses Ergebnis als Beweis der diplomatischen Kunst des französischen Botschafters Waddington in Frankreich damals lebhaft gepriesen.

Nur dauerte die Genugtuung darüber nicht lange. Denn trotz der Klausel des Berliners Vertrags fuhren die europäischen Mächte fort, ihre eigenen Wege zu gehen und ihre religiösen, ebenso wie ihre politischen und wirtschaftlichen Interessen hier wie in anderen Teilen der Welt vorkommenden Falles selbst zu vertreten. Die Pforte zögerte allerdings lange, ihnen das Recht zum Schutze ihrer Missions- und Schulanstalten ausdrücklich zuzugestehen, da Frankreichs Vertreter hiergegen stets Einwände erhoben. Doch die rücksichtslose Art, wie die französische Regierung ihr in den letzten Jahren wiederholt entgegengetreten ist, hat ihre Bedenken beseitigt. Im Mai 1902 erkannte sie Deutschland in bindender Form die Berechtigung zum Schutze aller seiner in der Türkei und Kleinasien gelegenen Missionen, Hospitäler und Schulen zu, ohne sich um Frankreichs Proteste zu kümmern. Deutschlands Beispiel spornte Italien an, sich ebenfalls von der französischen Vormundschaft im Orient zu befreien. Es erreichte sein Ziel, als Frankreich, um die sehr zweifelhaften Ansprüche eines levantinischen Bankiers bei der Pforte zur Anerkennung zu bringen, eine Flotte nach der Insel Mitylene schickte und die Küsten der Türkei bedrohte. Als Antwort auf diesen Gewaltstreich sprach der Sultan dem König von Italien das Recht zum Schutz der italienischen religiösen Anstalten im Orient zu. Als im vorigen Jahre der Erzbischof von Mailand Jerusalem besuchte, kümmerte er sich infolgedessen nicht mehr um die Vertreter Frankreichs, sondern fuhr im Wagen des italienischen Konsuls und begleitet von

dieſem und ſeinen Beamten nach den heiligen Orten. Die italieniſchen Mönche in Jeruſalem ſtehen jetzt unter Aufſicht und Schutz ihrer heimiſchen Regierung; das alte katholiſche Protektorat Frankreichs im Orient exiſtiert tatſächlich nicht mehr, und es dürfte aller Vorausſicht nach auch in Zukunft weder Frankreich noch irgend ein anderer Staat je wieder in die Lage kommen, eine Sonderſtellung, wie ſie das Protektorat verlieh, irgendwo in der Welt einzunehmen. Sie widerſpricht dem heutigen Staatsgedanken ebenſo wie dem modernen Völkerrecht und der allgemeinen politiſchen Lage. Wenn gelegentlich verbreitet wird, Deutſchland ſtrebe eine ſolche Rolle im Orient an, ſo liegt die böswillige Abſicht bei ſolchen Ausſtreuungen auf der Hand. Die öffentliche Meinung Frankreichs ſoll wieder gegen Deutſchland in Aufregung verſetzt werden! Bemühen ſich doch eine Reihe von Politikern ſeit Jahren in Frankreich ihren Landsleuten einzureden, daß nicht die natürliche Entwickelung der Dinge, ſondern Eiferſucht und Bosheit Deutſchland ſowie ſpäter Italien veranlaßt habe, das Beiſpiel ſeines Verbündeten, Rußlands, nachzuahmen und auf den Orient dieſelben Grundſätze anzuwenden, die ſonſt in der ganzen Welt bezüglich des Schutzes von Angehörigen eines Staates anerkannt und üblich ſind.

Wer die Entwickelung der deutſchen Politik indeſſen aufmerkſam verfolgt hat, kann darüber keinen Augenblick im Zweifel ſein, daß Deutſchland tatſächlich in der ganzen Angelegenheit rein von ſachlichen Geſichtspunkten geleitet worden iſt und lediglich vorhandenen Bedürfniſſen entſprechend gehandelt hat. Das zeigt ſich auch in ſeiner Stellung zu den Anſprüchen, die Frankreich im XIX. Jahrhundert bezüglich der Behandlung der Miſſionsangelegenheiten im fernen Oſten Aſiens, in China, eine Zeitlang erhoben hat. Zu einer Zeit, als kaum andere als franzöſiſche katholiſche Miſſionen dort wirkten, in den Jahren 1840 und 1860, hat Frankreich ſich zum Schutze dieſer Anſtalten dort verbindlich gemacht und mit den Chineſen dahin gehende Abmachungen geſchloſſen. Seitdem ſind zahlreiche proteſtantiſche Miſſionen von England, Amerika, Deutſchland und anderen Ländern, ſowie griechiſch-orthodoxe Mönche von Rußland in China anſäſſig geworden und haben dort Gemeinden gebildet. Es iſt ſelbſtverſtändlich, daß dieſe Miſſionen ſich im Notfalle immer an ihre heimiſchen Vertreter um Beiſtand wandten, wenn ſie auch etwaiges Eintreten franzöſiſcher Behörden natürlich nicht abgelehnt haben. Aber das letztere war ſchon darum eine ſeltene Ausnahme, weil in den Gebieten ihrer Wirkſamkeit Frankreich meiſt gar keinen Einfluß übte. Wenn dennoch die katholiſchen Geiſtlichen nichtfranzöſiſcher Miſſionen ihre Päſſe für Reiſen im Innern Chinas von der franzöſiſchen Geſandtſchaft und nicht von den Vertretern ihres eigenen Staates zu fordern pflegten, ſo geſchah das wohl nur den Weiſungen des römiſchen Stuhls entſprechend. Bei Konflikten mit den Chineſen mußten ſie doch meiſt die Hilfe der eigenen Behörden in Anſpruch nehmen. Das franzöſiſche Protektorat in China war eben immer in Wirklichkeit ein rein nominelles, und Engländer, Amerikaner und Ruſſen kümmerten ſich wenig darum. Es war daher in keiner Weiſe eine Verletzung franzöſiſcher Intereſſen, wenn 1891 der deutſche Miſſionsbiſchof Anzer ſich ſeine Päſſe von der deutſchen Geſandtſchaft erbat, und, wenn nach der Erwerbung Kiautſchous das Deutſche Reich ſich vom Papſte ausdrücklich auch zum Schutze der katholiſchen Miſſionen in ſeiner Einflußſphäre noch ausdrücklich autoriſieren ließ. Irgend ein greifbarer Schaden iſt Frankreich damit nicht zugefügt worden, wie das auch von den Leitern der Geſchicke Frankreichs ſtillſchweigend anerkannt worden iſt. Auch in China laſſen ſich eben in heutiger Zeit Anſprüche ſolcher Art, wie den aufs „katholiſche Protektorat“, die ſelbſt im XVII. und XVIII. Jahrhundert ſchwer durchführbar waren, nicht mehr behaupten.

Trost.

Quäle, quäle,
Liebe Seele,
Dich nicht länger;
Eng und enger
Füllt die Welt mit Rosen sich;
Harre nur ein Weilchen,
Und es blühn die Veilchen
Auch um dich.

Wilhelm Waetzoldt.

Hochwasser.

Von

Marie Scotta.

(Nachdruck verboten.)

Er stand jeden Tag an derselben Stelle, und wer die Piazza San Giovanni kannte, kannte auch ihn. Er stand an die Mauer gelehnt, welche die Scala Santa umgibt, oder wenn er müde war, setzte er sich auf ein paar ausgehöhlte, abgewetzte Steinstufen in dieser stillen Mauer. Er hatte einen leichten Korb an einer Schnur um den Hals hängen, starrte mit lichtlosen Augen in die Luft und rief den ganzen Tag sein: „Cerini — due scatole un soldo! cerini—i—i—!“

Das schien nun eine etwas einförmige Beschäftigung, aber Ghino langweilte sich nie. — Erstens war er nicht allein. Neben ihm saß Tag für Tag sein Diener, Freund und Begleiter — Beppo, zweifelhaften Ursprungs, schwarz-weiß gefleckt, mit rauhen, halblangen Haaren und langer, buschiger Rute. In Beppos äußerer Erscheinung lag ein Widerspruch. Seine braunen Augen waren traurig, ernst und geduldig, sein einziges Ohr jedoch — das andere hatte er bei einem blutigen Straßenkampf verloren — stand keck und unternehmungslustig in die Höhe. Beppos Charakter blieb demnach ein Rätsel für seine Bekannten, die nie wußten, ob sie ihn nach seinen Augen oder nach seinem Ohre behandeln sollten.

Ghino zerbrach sich den Kopf nicht über diese Frage. Er dachte so wenig über Beppo nach, als er über sein eigenes Herz nachdachte oder über seine Hände und Füße oder die Luft, die er einatmete. Alles dies war selbstverständlich und Beppo das Selbstverständlichste von allen. Ghino ging nie einen Schritt ohne Beppo — Beppo selten ein paar Schritte ohne Ghino. Sie bewohnten eine Mansarde in einem fünfstöckigen Miethause in der Nähe des Tiber, zogen jeden Morgen zusammen aus, machten den weiten Weg nach der Piazza San Giovanni, standen da den ganzen Tag und kehrten abends in die Mansarde zurück. Früher hatten sie an der Piazza Venezia gestanden und dann in Via Depretis, aber beides hatte Ghino nicht gefallen. Er wollte eine schöne Umgebung haben — einen weiten Ausblick und frische Luft.

Denn er war nicht immer blind gewesen, und daher kam es, daß er sich nie langweilte. Wie er so stand und eintönig seine Ware darbot, wußte er ganz genau, wie es um ihn herum aussah und konnte sich daran erfreuen. Er machte dann seine diesbezüglichen Bemerkungen und hörte, wie Beppo antwortend mit der Rute auf den Boden schlug.

Er wußte und fühlte die Sonnenflut, die golden auf jedem Stein, auf jedem weißen oder orangefarbenen, flachgedeckten Haus, auf jedem Pinienwipfel lag. Er wußte genau, wie die Kirche San Giovanni aussah — das Portal mit weißen Säulen und Pilastern und oben die Figuren, die in den tiefblauen Himmel hineinragten. Ghino war sich nicht recht klar, wen sie vorstellten — nur eine kannte er. Den siegreichen Christus in der Mitte, in dessen einer Hand das Kreuz leuchtete und sich scharf gegen den Horizont abgrenzte, dessen andere Hand sich ausstreckte. —

An diesen Christus dachte Ghino gern — an diese ausgestreckte Hand — es lag ihm dann viel weniger daran, daß er blind war und arm.

Ganz nahe hatte er noch einen andern Christus — in Mosaik — steif — mit großen Augen in die Luft sehend — von einer Schar weißer, steifer Jünger umgeben. Ein runder goldner Glorienschein neben dem andern füllte den Hintergrund. An diesen Christus dachte der Blinde selten, obwohl er nur die Hand auszustrecken brauchte, um

die gewölbte Niſche zu erreichen, in der das Moſaik über dem Eingang in das frühere Triclinium ſchimmerte.

Wenn er geradeaus blickte, ſo fühlte er vor ſeinen Augen die Porta San Giovanni. Sie war klein, mit Gitterwerk darüber. Durch das Gitterwerk lachten Flecken blauen Himmels — durch die Porta ſah man eine lange, ſchmale Straße, deren Häuſer ſich zuletzt in der Perſpektive zuſammenſchloſſen und in das weiche Blau der Albanerberge liefen. Rechts eine Gruppe dunkler, ernſter, breitwipfliger Pinien.

Und von der Porta weiter über den großen, ſonnenverklärten Platz, der von Mauerruinen umgrenzt war, aus denen grünes Strauchwerk fröhlich wucherte, und durch deren leere Bogen man hinausblickte auf die Campagna. Da ſchimmerten weiße Häuſer — faſt ſchwarze Bäume, lila-braune, aufgeriſſene Erde, weiche grüne Saat. Und wieder das duftig verſchleierte Blau der Berge, das ſich durch eine weißliche Wolkenſchicht von dem ſatten Ton des Himmels abgrenzte. — Dann Santa Croce — einſam, verwittert, mit eckigem unſchönen Turm. Und wieder Mauern, zerbröckelnde Aquädukte — alles grau, alles einſam und doch gebadet, trunken in goldnen Lichtwellen. — Das alles ſah Ghino. Und was er nicht ſah, das hörte er. Stimmen und Schritte und Töne und Klingen, und aus jedem Ton entſtand ein Bild.

Die Kinder hörte er ſpielen und rufen und lachen hinter der Mauer, an der er ſtand, in dem ſchmalen grasbewachſenen Hofe, der das Gebäude der Scala Santa von der Piazza trennte. Und er ſah ſie — klein, mit großen dunklen Augen und weißen Zähnen, die Mädchen mit ſchmalen Stirnen unter zurückgekämmten, lockigen Haaren, traurig geſchweiftem Munde und blaſſen Geſichtern — die Jungen, halb nackt, immer auf Bettel bedacht und vor den Fremden Räder und Purzelbäume ſchlagend.

Er hörte das Knirſchen des Kieſes auf dem Platze und das Aufſchlagen der Ballen und die Stimmen der jungen Leute, die da ſpielten.

Die Verkäufer vor dem Portal der Kirche hörte er —

„Cartoline — un soldo — belle cartoline! Cinquanta per dieci soldi — cartoline!“

„Mosaiche — Madame — very cheap — très bon marché — mosaicho — Madama!“

„Fotografie! viste! una lira! un franc — Signorina!“

Er hörte Wagen vorbeirollen und wußte am Klang der Räder, wie das betreffende Gefährt ausſah.

Droſchken mit blitzenden roten Rädern — der Carro di vino aus der Campagna, blau oder grün mit breiten Roſen gemalt, mit dem hohen, einſeitigen, bunt überſpannten Sitz und dem mageren bandgeſchmückten Pferd — geſchloſſene Coupés mit zwei langſchweifigen Rappen beſpannt, ein ernſtes Antlitz aus dem Fenſter blickend, ein goldnes Kreuz aufleuchtend —

„Un Cardinale,“ ſagte dann Ghino ehrfürchtig, und Beppo bewegte ſehr lebhaft die Rute.

Das Aneinanderſchlagen von Roſenkranzperlen hörte er oft und den Ton eines ſchweren Gewandes — das Gehen von Sandalen auf dem Stein.

Am Freitag hörte er auf dies alles nicht. Da hörte er auf die Menſchen, die durch die Pforte der Scala Santa aus- und eingingen. Wie oft war er ſelbſt da gegangen. Er ſah die beiden weißen Gruppen am Eingang — den Heiland, der ruhig dem Judas ins Antlitz blickt — den Pilatus mit der ſelbſtherrlichen Gebärde und der Furcht in den Augen. Sah die dunkle Treppe ſich aufwärts ziehen — oben ein Schimmer von Licht und Farben — ſah die Geſtalten auf den Stufen. Fühlte die Stille — hörte die leiſen Bewegungen der Menſchen, die ſich auf den Knieen hinaufzogen.

Ghino ſeufzte. Er dachte an die Sünden ſeines Lebens. Wenn er hatte Reue empfinden wollen, war er nach der Scala Santa gegangen. Jetzt konnte er nicht mehr hingehen, aber er konnte daran denken. — Ueber dieſes Thema machte er Beppo gegenüber keine Bemerkung — beide verhielten ſich ſchweigſam und ſchauten ernſthaft vor ſich hin. —

Es war im November. Seit zwei Tagen regnete es mit der ganzen Gründlichkeit, welche die Elemente in Rom zu betätigen pflegen. Ghino und Beppo blieben zu Hauſe und langweilten ſich. Es war nebenbei auch ärgerlich, von dem kleinen Sparpfennig zehren zu müſſen, den der Blinde für einen Notfall aufbewahrt hatte.

Am Abend des zweiten Tages ging

Ghino hinunter, um ein wenig zu plaudern. In der Trattoria im Erdgeschoß verkehrten die Lampenanzünder; ihnen gesellte er sich zu. Als Beppo seinen Herrn in guter Gesellschaft sah, begab er sich bedächtig auf die Straße, schaute eine Zeitlang in den Regen und bog dann um die Ecke.

Am dritten Tag regnete es immer noch und am vierten und am fünften. Jeden Abend wiederholte sich dieselbe Begebenheit — Ghino saß bei den Lampenanzündern, Beppo ging spazieren.

Am fünften Tag erzählte man in der Trattoria, daß der Tiber ausgetreten sei und reißend stiege. Der Borgo sei schon unter Wasser.

Am nächsten Morgen war Rom in Aufregung. Alles drängte und strömte nach den überschwemmten Stadtteilen. Die elektrische Bahn ging nicht mehr durch den Borgo und Trastevere — die Wagen rollten bis über die Räder durch das Wasser — die Insassen schrieen auf, wenn es ihnen bis ins Gesicht spritzte. Es war wie ein Volksfest. Händler liefen unter der Menge herum und boten aus und feilschten. Kinder jubelten. Leichte Kähne lagen in den Straßen. Das Wasser fiel schon wieder — man konnte an manchen Stellen bis zum Flußbett vordringen. Der Tiber rollte grollend seine gelben, trüben, dichten Wasser dahin — die Kais waren teilweise eingerissen — dunkle Gegenstände trieben auf den Wogen. —

Ghino stand in seiner Mansarde am Fenster und horchte auf den Lärm. Er konnte nicht fortgehen, denn auch seine Gasse stand unter Wasser.

„Aber es fällt, Beppo," sagte er, „morgen gehen wir wieder nach San Giovanni." Beppo gab ein bejahendes Zeichen. —

Die Sonne schien wieder — das Wasser fiel und fiel.

Beppo ging am Abend fort. Er konnte sein Bedürfnis nach Luft und Bewegung nicht bezwingen, obwohl Ghino keine Luft zu der Trattoria zeigte, in der es feucht roch. Aber endlich ging er doch.

Man sprach natürlich nur vom Hochwasser. Jeder hatte Erfahrungen und beförderte sie zu Tage. Der Blinde saß still dabei.

Er wartete auf Beppo. Aber Beppo kam nicht. Ghino streckte ein paarmal die Hand aus und glaubte einen rauhen Kopf neben seinem Knie zu fassen, aber die Hand blieb leer.

Er stand auf, tastete sich an die Türe, horchte auf die Straße, rief —

Die Trattoria wurde leer, die Straße still. Ghino saß auf seinem Stuhl und starrte vor sich hin.

„Zeit zum Schlafen, il cieco!" sagte der Wirt und gähnte.

„Schlafen?" sagte Ghino.

Es klang ungeheuerlich — Schlafen und Beppo nicht da!

Er blieb sitzen und wartete. Beppo mußte ja kommen.

Der Wirt wurde ungeduldig. Wenn der Blinde wenigstens getrunken hätte! Aber er war immer ein schlechter Kunde, für den lohnte sich's nicht mit dem Schlaf zu kämpfen.

„Eh!" sagte er „nun ist's genug — Basta! Si chiude la casa."

„Dann kann Beppo ja nicht herein," sagte Ghino hilflos.

„Na, dann bleibt er draußen — wird ihm nichts schaden. Gute Nacht."

Ghino tastete sich die Treppen hinauf — er kannte sie ja gut. Aber er kam sich verloren vor.

Von Schlafen war keine Rede. Er stand am Fenster, horchte hinaus und rief von Zeit zu Zeit. Er glaubte, an der Haustüre kratzen zu hören — oder ein leises Winseln. Aber wenn er schärfer hinhorchte, fand er, daß er sich getäuscht hatte.

Er merkte, daß es Tag wurde. Ihm kam es furchtbar dunkel vor — als sei er jetzt erst blind geworden. Es war ihm, als trüge er ein eisernes Band um Kopf und Herz. Er konnte keinen klaren Gedanken fassen — nur etwas Schreckliches umgab ihn und hielt ihn fest.

Er schleppte sich wieder hinunter und wartete an der Haustüre, bis man öffnete.

Auf der Straße kam seine ganze Hilflosigkeit über ihn. Er hatte Beppo immer an einem kurzen Strick gehalten, und Beppo hatte ihn geführt.

Jetzt schlich er langsam an den Häusern fort — aber er wußte nicht, wohin er ging. Er traute sich über keinen Straßenübergang, sondern bog um die Ecken. Er wollte auch nicht zu weit von zu Hause fort, im Falle Beppo käme. Nur hatte er es in der Mansarde nicht ausgehalten.

Digitized by Google

Johann Sebastian Bach. Marmorbüste von Prof. Carl Seffner-Leipzig.

Dieses ...
gehört der
Jüdischen Gem...

Die Vorübergehenden sprachen immer noch vom Hochwasser. Die elektrische Bahn schnurrte wieder vorbei. Ghino war in der Nähe des Tiber. Er kehrte um, wollte wieder heimwärts — er glaubte sich jetzt zurechtfinden zu können.

Jemand faßte ihn am Arm.

„Bada! Sie treten auf ein totes Tier — ein ertrunkener Hund."

Ghino blieb stehen.

„Wer läßt denn auch einen Blinden so allein herumlaufen!" murmelte der andere im Weitergehen.

Ein totes Tier — ein ertrunkener — — Es schüttelte Ghino plötzlich, als fröre ihn. Er tastete mit dem Fuß vorwärts und stieß an etwas. An einen Körper.

Er horchte. Um ihn war es gerade still — die Straße war noch verödet zu so früher Stunde. Er berührte den Körper wieder mit dem Fuß. Ein Hund — ein großer Neufundländer wohl oder ein ganz, ganz kleiner Pintscher. Mit langen, lockigen Haaren natürlich, oder mit gar keinen Haaren. Braun wohl oder gelb. Wahrscheinlich sehr schön. Irgend ein verwöhnter Damenhund.

Er glitt mit dem Fuße daran entlang. Nein, ein ganz großer Hund war es nicht — auch kein ganz kleiner.

Ein — mittelgroßer —

Ghino atmete kurz. Er beugte sich nieder, streckte die Hand aus — zog sie rasch wieder zurück. Dann beugte er sich noch einmal.

Er rührte den nassen Körper an. Es schüttelte ihn, daß ihm die Zähne klapperten. Er strich über das Fell des Tieres.

Keine weichen Locken — kein glattes Fell. Halblange, rauhe Haare.

Ghinos Hand irrte zögernd weiter, dem Kopf des Hundes zu. Die Finger krampften sich zusammen. Sie faßten ein Ohr — es war naß und steif. Sie tasteten über die Stirn — suchten nach dem andern Ohr — fanden es nicht —

Eine längst verheilte Narbe fanden sie, die sie kannten —

Ghino fiel über den toten Körper und schrie. Es war, als habe man ihn durchstochen. Dann richtete er sich auf — riß den Hund an sich und hielt ihn fest — das Wasser drang durch seine Kleider, lief in seine Ärmel. Er preßte ihn an sich, um ihn zu erwärmen. — Die Vorübergehenden blieben stehen.

Eine Gruppe bildete sich um ihn.

„Ein Wahnsinniger! Poverino!" hieß es, und jemand lachte.

Ghino merkte nichts davon.

Ein Schutzmann kam. Die Umstehenden wichen zurück. Der Mann des Gesetzes faßte Ghino am Arm.

„Che c'è?"

„Beppo —" sagte der Blinde —

„Der Hund ist tot," sagte der Schutzmann, „das seht Ihr doch. Man kann ihn in den Tiber werfen. Und Ihr geht nach Hause — es ist verboten, einen Menschenauflauf zu verursachen."

Er half Ghino energisch aufzustehen. Er wollte nicht rauh sein — er wollte nur seine Pflicht tun.

Ghinos Arme waren plötzlich leer.

„Beppo —" sagte er flehend — „Beppo —"

Aber es war umsonst. Er wußte, daß es umsonst war. Er antwortete mechanisch, als der Schutzmann nach seiner Wohnung fragte und ließ sich fortführen.

Tränen rannen über sein Gesicht. Er wischte sie nicht weg.

Acht Tage später stand er mit dem Korb um den Hals an einer Ecke des Trastevere und rief: „Cerini—i—i!"

Sein Sparpfennig war aufgezehrt. Verkaufen mußte er.

Und nach der Piazza San Giovanni fand er den Weg nicht mehr.

Ich habe Dich sehr lieb gehabt.

Ich habe Dich sehr lieb gehabt,
Holdseligkeit hat Dich begabt.
Nun soll ich meiner Wege gehn,
Nicht mehr Dein liebes Antlitz sehn.
Ich geh. Und einmal kommt der Tag,
Da ich mich wieder freuen mag,
Und bleibt der Trost, der immer labt:
Ich habe Dich sehr lieb gehabt.

Gustav Falke.

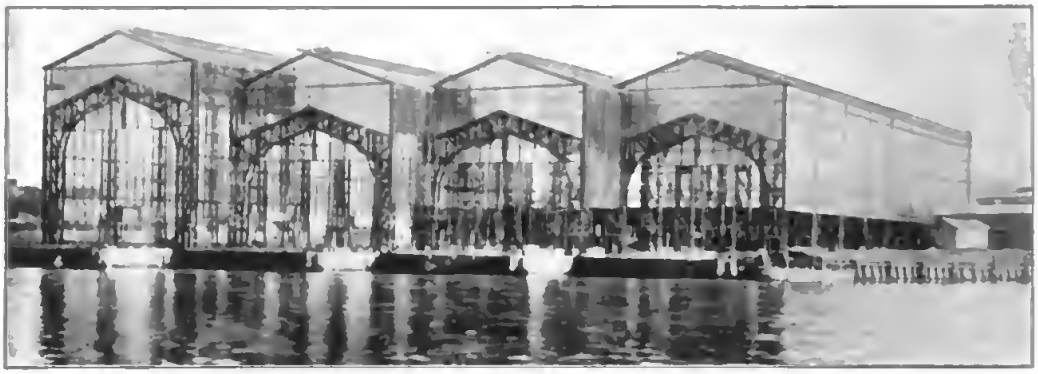


Abb. 1. Gesamtansicht der gedeckten Hellinge von Kiel aus.

Die neue Germaniawerft in Kiel-Gaarden.

(Einige Betrachtungen über moderne technische Arbeitsmittel im Stahlschiffbau.)

Von

Ernst Foerster.

Mit siebzehn Abbildungen nach Originalaufnahmen.

(Abdruck verboten.)

Das Wachstum der nationalen und wirtschaftlichen Interessen der Kulturvölker und die gewaltige Steigerung des überseeischen Verkehrs haben in kaum zwei Jahrzehnten eine Vermehrfachung des schwimmenden Materials der Kriegs- und Handelsmarinen mit sich geführt. Die stete Verschärfung der Konkurrenz auf dem Weltmarkte drängte aber nicht nur auf die ununterbrochen und oft mit fieberhafter Eile geförderte Erweiterung der Transportmöglichkeiten hin, sondern es wurden auch immer höhere Anforderungen an die Eigenschaften der Schiffe selbst gestellt, während gleichzeitig die gezahlten Frachtraten auf den Hauptstraßen des Weltverkehrs — infolge der Konkurrenz der Transportgesellschaften unter sich — nicht im Maße der geforderten Mehrleistung stiegen.

Eines der größtangelegten und wirkungsvollsten Mittel gegenüber diesem Mißstande, welcher das Wohlergehen vieler Reedereien zeitweise ernstlich gefährdet hat, ist die Vergrößerung der Schiffsdimensionen. Erreicht wird damit ein günstigeres Verhältnis zwischen den Anschaffungs- und den Betriebskosten der Schiffe einerseits und ihrer Nutzladefähigkeit andererseits. — Dieses Prinzip, welches zuerst von der Hamburg-Amerika-Linie und dem Norddeutschen Lloyd in seiner vollen Tragweite erkannt und durchgeführt worden ist, und seither diesseits wie jenseits des Ozeans als das wirtschaftlich Alleinseligmachende gilt, hat für den Schiffbau der Erde in kurzer Zeit das zur Höhe entwickelt, was sich bis dahin nur schüchtern in langsamer Aufwärtsbewegung befand, nämlich die ausgiebige Verwendung des maschinellen Antriebes der Werkzeuge an Stelle der Menschenarbeit auf der Werft, vor allem die allgemeinere Einführung maschineller Transportmittel und Hebezeuge auf dem Bauplatz und die Umwandlung des letzteren selbst zu einer Werkstätte, in der das elektrische, hydraulische und pneumatische Werkzeug die langsamere Arbeit der Hand bei den meisten Einzelheiten der Bearbeitung verdrängt hat. —

Gerade so, wie der Welthandel seine Anforderungen an die Reedereien immer höher spannte, so drückten die letzteren naturgemäß auf die Schiffbaubetriebe, die immer höherwertiges Material liefern, immer kürzere Lieferfristen inne halten sollten. Eine gute Rentabilität der Werften konnte dabei nur erzielt werden, wenn die schwerfälligen und primitiven Methoden des Transportes zwischen Werkstätten und Helling, die, verglichen mit dem eingebauten Materialgewicht, sehr viel Zeit und Personal in Anspruch nahmen, verlassen wurden, und wenn der Personalbedarf bei den Arbeiten auf der Helling

selbst ohne eine Verlängerung der Bauzeit eingeschränkt werden konnte.

Mit der Zunahme der Konkurrenz im Schiffbau standen einige Länder, besonders die Vereinigten Staaten, wegen hoher Arbeitslöhne überhaupt jenseits der wirtschaftlichen Konkurrenzfähigkeit, so lange sie nicht die Werkzeugmaschine zu einer hohen Vielseitigkeit und weitgehender Bedürfnislosigkeit bezüglich ihres Bedienungspersonals entwickelt hatten. Dies ist drüben unter dem Drucke der wirtschaftlichen Notwendigkeit besonders in den letzten zehn Jahren im schnellsten Tempo vorangeschritten, so daß, zumal bei weiterer Verbesserung und Verbilligung der Stahlerzeugungsmethoden und bei weiterer Vertrustung der nordamerikanischen Schiffbauindustrie, ein mehr als beachtenswerter Konkurrent für den Schiffbau der Alten Welt auf dem Plane erscheinen wird. — Diesem großen Rivalen noch auf lange hinaus erfolgreich begegnen zu können, ist das Streben und die Arbeit vor allem jener beiden Länder, die augenblicklich die Hauptträger schiffbautechnischen Fortschrittes sind: Englands und Deutschlands. — Die Schnelligkeit ihrer Weiterentwickelung wird dabei nicht zum wenigsten durch gegenseitige Rivalität mitbestimmt, was besonders im Kriegsschiffbau schon zu großer technischer Höhe geführt hat. Die neueste der in Deutschland erstandenen Werften, deren technische Arbeitsmittel nach den letzten Erfahrungen der modernen amerikanischen, englischen und deutschen Werften zusammengesetzt sind, verdankt ihr Entstehen sogar im wesentlichen Gesichtspunkten, die dem Kriegsschiffbau und den Bezugsquellen seines Bedarfs an Panzerung und Armierung naheſtehen, denn diese Werft ist von Friedrich Krupp geschaffen. — Die Erfahrungen, die sich auf dieser Arbeitsstätte in den nächsten Zeiten ergeben werden, sind berufen, für den deutschen Schiffbau und die Verbesserung seiner Arbeitsmethoden von durchgreifender Bedeutung zu werden, denn es ist hier zum ersten Male allen den neuen Anschauungen praktisch Rechnung getragen worden, die sich im Schiffbau unter der Einwirkung der Fortschritte der Materialbearbeitung, sowie des Transport- und Hebezeugwesens auf dem Werftgelände herausgebildet haben.

Die Arbeitsweise dieser neuartigen Einrichtungen und Anlagen mit ihren Rückwirkungen auf den Gesamtbetrieb auseinanderzusetzen, ist Zweck der folgenden Darlegungen.

Den Kern einer Werft bilden die Hellinge, nach dem Wasser hin leicht geneigte Bahnen, auf denen die Neubauten gefördert werden, bis sie von Stapel laufen. Die Anlage dieser Hellinge mit ihren Einrichtungen und die richtige Gruppierung der Bearbeitungswerkstätten um sie herum, bilden die wichtigsten und vornehmsten Faktoren für den gesamten Arbeitserfolg der Werft. Nur bei Vermeidung aller unnötigen Hin- und Hertransporte und bequemstem Ineinandergreifen aller einzelnen Phasen der Materialbearbeitung kann das höchste Maß von Arbeitsgeschwindigkeit und das geringste an Betriebskosten erreicht werden.

Die neue Germaniawerft besitzt zur Zeit sieben gemauerte, stark fundierte Betonhellinge in stufenweiser Längenzunahme von 118 bis zu 200 Meter, von denen vier durch riesige Hallenbauten zu geschlossenen Werkstätten umgewandelt worden sind. Allen sieben aber gemeinsam ist eine Neuerung, die auf deutschen Werften hier zum ersten-

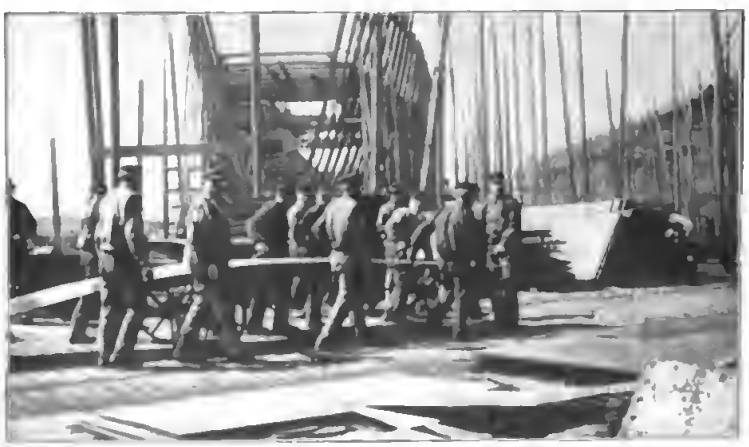


Abb. 2. Plattentransport ohne maschinelle Hilfsmittel.
(Von einer Nordseewerft.)

mal verwirklicht worden ist, nämlich der Abschluß der Hellinge durch wasserdichte Pontons. Dies bietet folgenden großen Vorteil: Bisher muß für jeden Stapellauf das Terrain vor der Helling durch Taucher untersucht und vorbereitet werden, da beim Ablaufen des Schiffes die hinteren Schlitten bekanntlich nicht schon mit dem Augenblick die Unterlage verlassen, wo sie zu Wasser kommen, sondern noch eine ganze Strecke auf dem Grunde schleifen, bis das Hinterschiff mit ihnen aufschwimmt. Aus diesem Grunde ist vor dem Werftterrain unter Wasser die Instandhaltung einer 20 bis 30 Meter zu bemessenden sogenannten Vorhelling notwendig. Dies ist eine kostspielige, manchen Unannehmlichkeiten ausgesetzte Sache. Durch die oben erwähnten Verschlußpontons wird eine derartige Anlage vermieden: Die Hellinge der Germania sind bassinartig in den Boden versenkt, so daß sich der Wasserspiegel an der Außenseite des abschließenden Pontons 3 bis 4 Meter über den anstoßenden Teil der Hellingsohle erhebt. Die nötige „Vorhelling" befindet sich also innerhalb des Pontons im Trocknen und wird erst kurz vor dem Stapellaufe, wenn am Hinterschiffe keine Arbeit mehr zu tun ist, mit Wegnahme der Pontons überflutet.*)

Die Bedachung der Hellinge bildet einen auch in neuerer Zeit noch viel umstrittenen Punkt. Die Gründe für die Ausführung der Hellinghallen, deren Fundierung und Aufbau hohe Aufwendungen erfordert haben, sind jedoch zahlreiche und wichtige. Einmal wird durch die Sicherung der Neubauten und der Arbeiter gegen Witterung und Jahreszeitenungunst erreicht, daß Unterbrechungen der Arbeit so gut wie ausgeschlossen sind, daß also im Gegensatz zu den Bauten auf offener Helling die Bauzeit mit größerer Genauigkeit vorausberechnet, die Lieferfristen sicherer innegehalten und Konventionalstrafen besser vermieden werden können. Die Möglichkeit einer beträchtlichen Verkürzung der Bauzeit, welche in der Tat für bedachte Hellinge besteht, schreibt sich u. a.

*) Siehe die Anordnung des Pontons bei der leeren Helling Abb. 5.

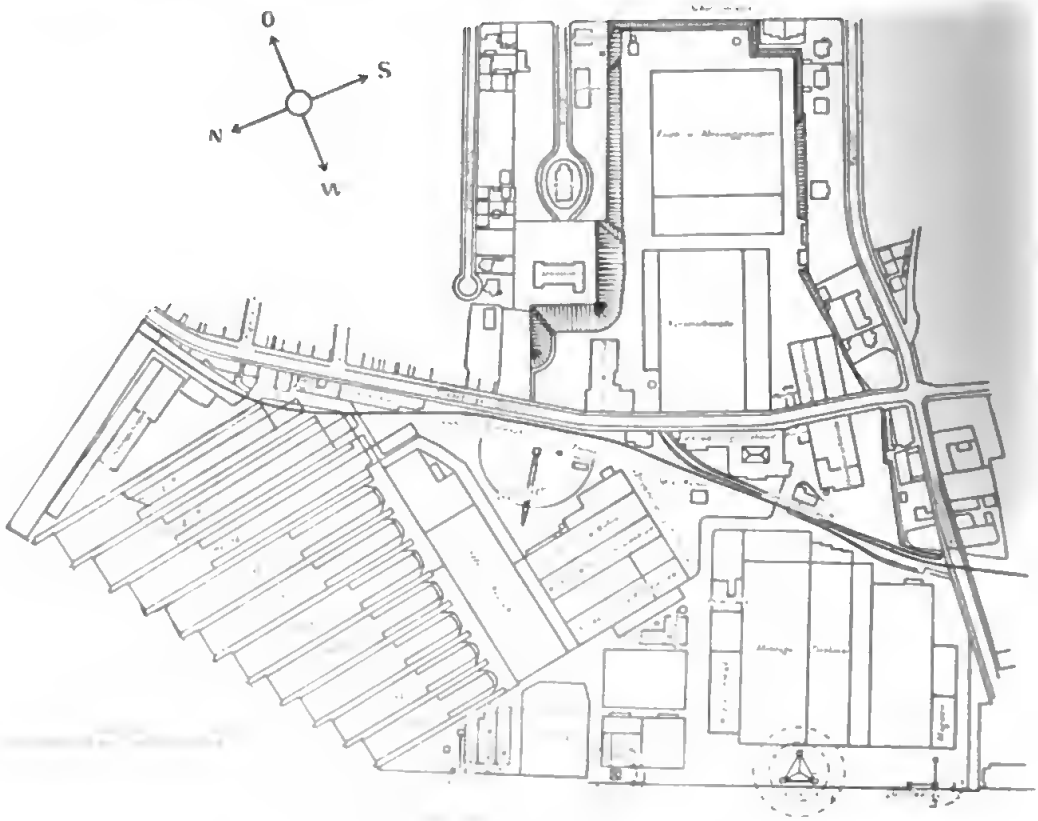


Abb. 3. Lageplan der neuen Germaniawerft.

Abb. 4. Ein moderner Schiffbauplatz.
(Linienschiff auf der Helling, fertig bis zum Panzerdeck.)

aus dem Umstande her, daß hier die Werkzeugmaschine an Stelle der Handarbeit in viel umfangreicherer und Störungen weniger ausgesetzter Weise zur Geltung kommen kann, als bei offener Helling, wo Regen und Schnee Kurzschlüsse in den elektrischen Bohrmaschinen ꝛc. leicht und oft herbeiführen. — Der Hauptvorteil der geschlossenen Hellinge aber liegt darin, daß ihre seitlichen Trägerkonstruktionen gestatten, Laufkräne über dem Neubau anzuordnen, welche den Materialtransport zum Schiff hinauf und an Bord selbst in der entscheidendsten Weise vereinfachen, beschleunigen und daher verbilligen. — Früher, d. h. vor einem halben Dutzend Jahren, wurde selbst auf großen Staats-

werften und Privatbetrieben noch jede einzelne Platte nach ihrer Bearbeitung von zahlreichen Männern zur Helling getragen oder auf Lowries hinbugsiert, und dann per Hand — in feierlich langsamer Prozession — zum Schiff heraufgetragen. Diese Methode wurde aber für Betriebe, die verdienen wollten, wirtschaftlich unmöglich, sobald man im Ernste daran ging, der englischen Konkurrenz zu Leibe zu gehen und die Bestellungen der heimischen Reedereien vor allem der eigenen Industrie zuzuführen. So finden wir schon Ende der neunziger Jahre ganz allgemein sogenannte Hellingkräne, einfache um das Schiff aufgerichtete Masten mit Ladebäumen, an denen die unten längskommenden bearbeiteten Platten mittels Hand- oder Dampfwinden emporgehievt wurden. Man hatte schließlich sechs und mehr solcher Kräne um das Schiff herum. In Nordamerika war man vor einigen Jahren in dieser Beziehung schon weiter, da dort die Höhe der Arbeitslöhne einen viel energischeren Druck auf die Entwickelung all der Einrichtungen ausgeübt hat, die auf eine Ersparnis an Personal und eine Beschleunigung des Betriebes hinzielen. Doch auch auf unseren Werften wird der Vermehrung und Verbesserung der Hebezeuge jetzt eine außerordentliche Aufmerksamkeit zugewandt, während gleichzeitig bei allen Neuanlagen größeren Stiles vor allem die „Flüssigkeit" des Betriebes durch geeignete Gruppierung aller einzelnen Arbeitszweige in den Vordergrund gestellt wird.

Auf der Germaniawerft sind die diesbezüglichen Einrichtungen nach den neuesten in- und ausländischen Erfahrungen und Anschauungen folgendermaßen getroffen:

Die sieben fertigen und die drei projektierten Hellinge — von denen übrigens die größte als Bauplatz für den „Zukunftskahn" 255 Meter Länge erhält — liegen eng nebeneinander, mäßig geneigt zur Kaifrontlinie. Die Dimensionen der vier gedeckten Hellinge steigen von 26 Meter Breite und 118 Meter Länge stufenweise bis zu 28 Meter Breite und 140 Meter Länge. Die Firsthöhe der größten Helling halle beträgt 36 Meter über mittlerem Wasserstande. Die Bedachungen, sowie die Laufschienen der unter denselben entlang fahrenden Kräne sind über die Köpfe der eigentlichen Hellinge nach hinten hinausgeführt, damit die Laufkräne bis über die Eisenbahngleise fahren können, die an den gesamten Hellingen hinten vorbeiführen. Der hintere Querabschluß der

Abb. 5. Die Portalfüße der Helling mit der Schmalspurbahn. (Im Hintergrunde das Verschlußponton.)

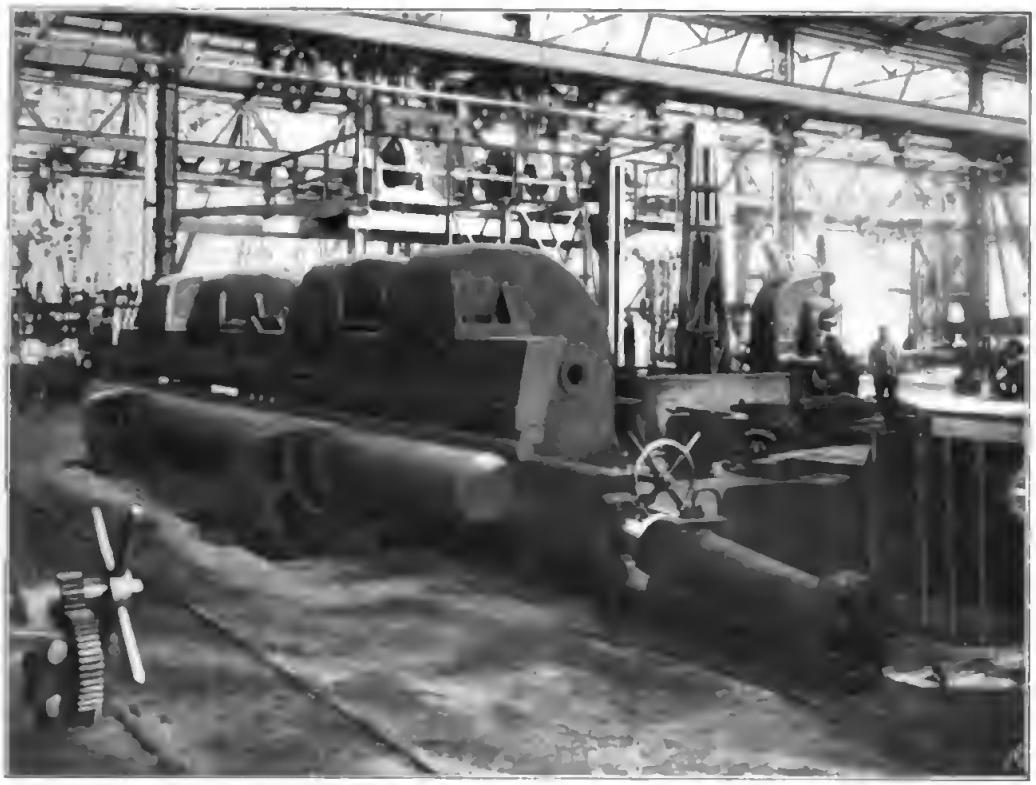


Abb. 6. Hydraulische Kielplattenbiegemaschine.

ganzen Hallenkonstruktion wird dann unten durch die Schiffbauwerkstätten gebildet, die sich jenseits der Gleise an den Hellingen hinziehen. Damit ist für das gesamte Schiffbaumaterial erreicht, daß Zufuhr, Bearbeitung, Transport zur Helling und Einbau gleichsam „unter einen Hut gebracht" sind. Jeder Menschenkraft erfordernde Materialtransport, jedes unnötige Meter Weges ist erspart. Die Laufkräne der Werkstätten und die Laufkräne der Hellinge arbeiten einander in die Hände. Nur noch Führung und Hebelsteuerung, statt all der früheren, so mühseligen und langwierigen Einzeltransporte!

Um die Konstruktion der Laufkranvorrichtungen leichter zu gestalten und ihren Nutzen gleichzeitig zu verdoppeln, hat man in der Mittelachse jeder Helling unter dem Dache eine doppelte Mittellaufschiene angebracht und zwei Kräne nebeneinander angeordnet, die vollständig unabhängig voneinander je eine Schiffsseite bestreichen können. Damit nun diese Kräne, zumal bei den Arbeiten am Hinterschiffe, nicht für jede noch so geringe Materialmenge die ganze Strecke bis zum Hellingkopf hinauf und zur Einbaustelle wieder hinabzufahren brauchen, ist zu ebener Erde eine seitliche Materialzufuhr

Abb. 7. Pneumatisches Meißeln.

längs dem Neubau vorgesehen: Zwischen je zwei Hellingen ist auf der Krone der gemauerten Trennungswand eine Schmalspurbahn verlegt, die dem Transporte leichterer Stücke dienen kann. Die Träger der Hellinghalle, die ebenfalls auf diesem Mauerstreifen stehen, sind zu diesem Zwecke in ihren Füßen portalartig ausgebildet worden.

Die Laufkräne der Hellinge haben eine Tragkraft von sechs Tonnen, genügend, um die schwersten Arbeitsstücke, die vor dem Stapellauf zum Einbau gelangen, leicht zu bewältigen. Für schwere Hintersteven ꝛc. können beide Kräne auch vereinigt werden. Drei ähnliche kleinere Laufkräne von drei Tonnen Maximalbelastung dienen dem Verkehr in der Schiffbauwerkstätte selbst, um die einzelnen Werkstücke von Maschine zu Maschine zu tragen und sie dann nach der ganzen Folge der Bearbeitungen an die Hallenkräne abzugeben. Der Betrieb sämtlicher Kräne ist elektrisch. Die Kraft sowohl für sie, als auch für das Heer der elektrisch angetriebenen Werkzeugmaschinen auf der ganzen Werft wird in einer Zentrale erzeugt, welche zur Zeit fünf dreicylindrige Dreifach-Expansionsmaschinen von zusammen 3000 Pferdestärken in Betrieb hat; diese sind mit Gleichstromdynamos direkt gekuppelt. Der Energieverbrauch der ganzen Werft, auch derjenige des ca. 5000 Lampen umfassenden Beleuchtungsnetzes, wird in dieser Zentrale nach einem Schalttafelsystem kontrolliert und registriert.

Die konsequente Durchführung elektrischen Antriebes für alles, was nicht hydraulisch, pneumatisch oder von Hand bearbeitet wird, ist neben den Neuerungen der Hellinganlage und ihrer Einrichtungen wohl das wichtigste und bedeutungsvollste Merkmal einer mo-

Abb. 8. Hochsee-Torpedoboote im Bau.

dernen und verfeinerten Arbeitsweise. Die Werkzeugmaschine an sich ist keine Sache von gestern; das Stanzen, Hobeln, Fräsen, Kröpfen und Börteln der Platten und Profilstahle wird, von Amerika ausgehend, schon lange maschinell betrieben. Doch war hier bis vor kurzem die Dampfmaschine als Antriebskraft die allein herrschende. Nachdem aber durch Werner von Siemens eine neue Epoche vielseitigster Verwendung der elektromotorischen Kraft eingeleitet worden war, begann alsbald auch der Schiffbau, sich die großen Vorteile elektrischer Antriebsweise zu Nutze zu machen.

Abb. 9. Vierzehn Meter pro Sekunde! (Forcierte Probefahrt eines Hochsee-Torpedobootes.)

In den Bearbeitungswerkstätten der Germania ist als charakteristisch die weitgehende Teilung der Antriebskraft hervorzuheben: Während bisher selbst in großen Werkstätten fast durchweg nur eine Betriebsmaschine vorhanden ist, die mittels langer Transmissionen die Gesamtheit der Arbeitsmaschinen zieht, hat man hier mehrere, voneinander unabhängige Gruppen von Werkzeugmaschinen geschaffen, die durch einzelne Dynamos mittels Transmissionen angetrieben werden. Eine Reihe selbständiger, mit eignen Dynamos angetriebener Einzelwerkzeuge besteht noch daneben. Schließlich besteht in der Werkstätte für eine Anzahl schwerer Kraftmaschinen, wie Pressen, Kielplattenbiegemaschinen (Abb. 6), Mannlochstanzen 2c. eine hydraulische Anlage, deren Druckpumpe durch eine besondere Dynamomaschine getrieben wird. Dieses Teilungs-System hat große Vorteile. Einmal wird dadurch die Wahrscheinlichkeit von Betriebsstörungen auf einen Bruchteil reduziert. Es werden ferner die Reibungsverluste langer und komplizierter Transmissionen verringert, der Betrieb wird also verbilligt. Der Einzelantrieb durch Dynamos für die selbständigen Werkzeuge gestattet ferner ein feineres Regulieren, welches bei Zusammenspannung mit mehreren anderen Werkzeugen nur durch besondere

Abb. 10. Der elektrische Plattenlagerkran.

Vorrichtungen an den einzelnen Bewegungsmechanismen selbst erreicht werden könnte.

Die Verwendung elektrischer Energie bietet an sich im übrigen die Möglichkeit unmittelbarer Abzweigung einer denkbar guten Beleuchtung der Arbeitsstätten. Dieser Vorteil macht sich ganz besonders auch auf den Hellingen geltend, wo diese sonst kostspielig zu nennende Beleuchtungsart mit dadurch ökonomisch gemacht wird, daß ohnehin Strom für die Hellingwerkzeuge in alle Teile der Neubauten geleitet werden muß.

Auf der Helling spielen neben den elektrischen Werkzeugen vor allem die durch Druckluft betriebenen eine Rolle. Zur Aufspeicherung dieser Kraft steht in der Schiffbauwerkstätte eine besondere Kompressoranlage, die an eine der Betriebsdynamos mit angeschlossen ist. Die Luft wird hier auf sieben Atmosphären komprimiert, nach den Hellingen gedrückt und dort mittels dünner, drahtarmierter Gummischläuche zu den Arbeitsstellen im ganzen Schiff geleitet. Druckluft wird vor allem zum Bemeißeln und Verstemmen von Stahlplatten und Winkeln, sowie zum Nieten verwendet. Für diese Zwecke wird ein handlicher Apparat benutzt, der von einem Mann bequem bedient wird und der mittels eines ziemlich komplizierten Mechanismus die Arbeit des hämmernden Arms nachahmt (Abb. 7).

Im Anschlusse an die Einrichtungen der großen Hellinge sei kurz auf die südlich davon gelegene Torpedobootshelling hingewiesen, deren Maße den gleichzeitigen Bau von sechs Booten zu 400 bis 500 Tons Deplacement gestatten. Hier entstanden als die ersten Erzeugnisse der neuen Werft die Torpedoboote G 108 bis G 113, deren bis jetzt in Dienst gestellte Nummern auf ihren Probefahrten, mit erheblicher Überschreitung des kontraktlich Verlangten, 30 Meilen Fahrt gelaufen sind (Abb. 9) und sich auch sonst in jeder Beziehung als tadellose Boote erwiesen haben. Dieselben haben als unterscheidendes Merkmal von unseren früheren Torpedobooten ein so stark vergrößertes Kohlenfassungsvermögen erhalten, daß sie zu einer nordatlantischen Passage befähigt sind.

Die gleiche Bedeutung, welche die Anlage und Gruppierung der Hellinge und ihrer zugeordneten Werkstätten für den Ge-

Abb. 11. Die Kesselschmiede. (Wasserrohrkessel im Bau.)

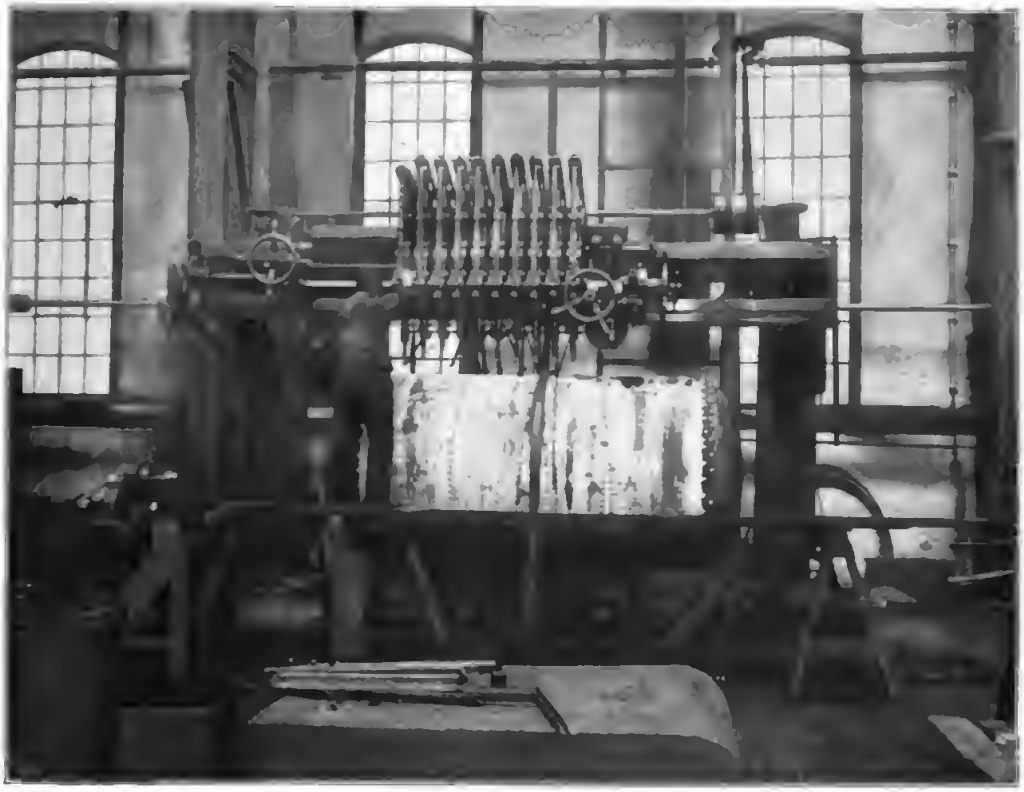


Abb. 12. Zehnspindlige Bohrmaschine für Wasserrohrkessel.

samtbetrieb hat, ist auch denjenigen Einrichtungen zuzuerkennen, welche für die Zubringung des Materials von den Lagern und Magazinen zu den Werkstätten getroffen sind. In der Zahl und Leistungsfähigkeit der Transportmittel und Hebezeuge auf dem Werftgelände liegt hier der Wert der Anlage. — Direkt hinter dem etwa 7000 Quadratmeter beanspruchenden Komplex der Schiffbauwerkstätten und der Gebäude, in denen die Façonbearbeitung des Stahlmaterials in Glühöfen, Schmiedefeuern, auf Richtplatten, unter Dampfhämmern und in Schmiegemaschinen vorgenommen wird, befindet sich das Plattenlager, welches durch eine eigenartige, auf dem Kontinent hier zum erstenmale gebaute Kranvorrichtung in praktischer und sinnreicher Weise bedient wird (Abb. 10). Das Lager hat die Form eines Kreissektors erhalten, dessen Radius von 60 Meter völlig durch einen portalartigen Kran überspannt wird. Der Stütz- und Drehpunkt der ganzen Konstruktion ist im Mittelpunkt des Kreises, die Laufwagen des schwenkenden Endes rollen auf einer Kreisschiene. Die Laufkatze des Krans mit dem Führerhaus bestreicht in ihrer horizontalen Eigenbewegung den Weg vom Mittelpunkt zur Peripherie, das übrige besorgt die Schwenkung des ganzen Portales. Alle Antriebe sind elektrisch. Das Lager ist von Eisenbahngeleisen durchzogen und umgeben.

Ebenso, wie die Materialienlager, Werkstätten und Bauplätze in bestimmten räumlichen Beziehungen stehen und durch geeignete Mittel zu einer glatt arbeitenden Maschine vereint werden sollen, so müssen auch diejenigen Arbeitszweige, denen der Hauptanteil an den Arbeiten der Einrichtung nach dem Stapellauf zufällt, so gruppiert sein, daß überall einfachstes Ineinandergreifen des Zusammengehörigen und möglichste Vermeidung unnötigen Transportweges erreicht wird. Zunächst dem Kai sind die Maschinenmontage, die Dreherei, Tischlerei, Malerei und Taklerwerkstatt gelegt worden. — Die Gießereien, sowie die Kesselschmiede sind dagegen weiter landeinwärts gelegen, von wo nach dem Ufer hin direkte Schienengeleise geführt sind. Die Kesselschmiede ist die erste der neuen Werkstätten des Maschinenbaues, welche die Arbeit bereits im

Abb. 13. Der große Uferkran der Germania.

Sommer 1902 aufnahm und ſo die ſchon lange betriebene Verlegung der Tegeler Filiale zu verwirklichen begann (Abb. 11). Dieſe Werkſtätte iſt ebenſo, wie ſämtliche anderen des Maſchinenbaureſſorts, auf Schnell- und Maſſenfabrikation zugeſchnitten. Unter den elektriſch betriebenen Werkzeugmaſchinen fällt hier eine neuartige Konſtruktion auf, welche für die Zwecke der Schnellfabrikation von Waſſerrohrkeſſeln erbaut iſt. Die drei Teilkeſſel eines Schulzſchen Waſſerrohrkeſſels haben zum Einſtecken der 800—900 Rohre, in denen das Waſſer zwiſchen dem Ober- und den Unterkeſſeln zirkuliert, ebenſo zahlreiche Durchbohrungen zu erhalten. Dieſe einzeln — wenn auch ſelbſt maſchinell — zu bohren, würde ſehr zeitraubend ſein. So hat man gleich zehn Bohrſpindeln nebeneinander angeordnet, die, auf richtige Abſtände eingeſtellt, gleichzeitig bohren und auf dieſe Weiſe ein ins Gewicht fallendes Glied der Fabrikation auf ein Zehntel des Zeitbedarfes abkürzen (Abb. 12).

Die Fertigſtellung der am Kai liegenden Schiffe hängt nun nicht allein von der Zuſammenarbeit und Fabrikationsgeſchwindigkeit der beteiligten Werkſtätten ab, ſondern auch von der Art und Leiſtungsfähigkeit der

Abb. 14. Ein Scheren-Schwimmkran.
(Zum Vergleiche mit den anderen genannten Krankonstruktionen.)

Mittel zur Überführung der fertigen Stücke nach dem Kai hin und von dort ins Schiff. Es sind für diese Zwecke auf eine Kailänge von 450 Meter — (die ganze Wasserfront der Werft beträgt 800 Meter) — insgesamt vier Uferkräne großer Dimension vorgesehen, von denen einer mit zu den stärksten Hebezeugen gehört, die auf dem Kontinent im Betriebe sind. Derselbe ist ähnlich dem für das Kaiserdock in Bremerhaven und für die Howaldwerke zu Kiel konstruierten Hebezeuge als Auslegerkran mit 150 Tonnen maximaler Tragfähigkeit erbaut (Abb. 13).

Der Hauptvorteil dieser Krankonstruktion besteht darin, daß nur zwei einfache Arten von Bewegungen auftreten, die Achsendrehung und die Horizontalbewegung der Laufkatze. Die erforderlichen Antriebskräfte sind daher bei diesem System wesentlich geringere, als bei Scheerenkränen, wo bekanntlich die ganze dreibeinige Krankonstruktion durch Bewegung der hinteren Strebe nach vorn übergekippt wird, um die Ausladung zu erhalten (Abb. 14). — Drehscheibenkräne leiden unter der Beschränkung, daß ihre Ausladung eine unveränderliche ist, und daß ihr Unterbau den Verkehr auf dem Kai stark beeinträchtigt. Ein Nachteil der Auslegerkräne ist, daß sie teuer sind, weil sie, um über Schornsteine und Decksaufbauten klar zu gehen, sehr hoch gebaut werden müssen. Auch bieten ihnen Masten, an denen sie nicht vorbeigedreht werden können, unter Umständen eine gewisse Einschränkung ihres Arbeitserfolges in Bezug auf Schnelligkeit und „Handlichkeit" im Betriebe.

Der 150 Tonnen-Kran der Germania wird vor allem zum Einbau schwerster Teile, wie Geschützrohre, Drehlafetten, Panzerplatten, Gefechtsmasten, Kessel ꝛc. verwendet, während die anderen drei Uferkräne von 40, 30 und 15 Tonnen Tragkraft, aber höherer Arbeitsgeschwindigkeit, den übrigen Montagezwecken dienen. —

Für die ganze Anlage der Werft und besonders für den zukünftigen Betrieb auf ihr ist charakteristisch, daß bei der Anordnung aller Einzelbauten eine Vergrößerungsmöglichkeit von ca. 30 % offengehalten ist. Wir finden dieses Prinzip auf den neuesten der amerikanischen Werften durchweg und teils in noch weitergehendem Maße durchgeführt.

Dem Transporte der Arbeitsstücke und Einrichtungsteile von entfernteren Werkstätten zum Kai und der Materialbewegung im Gebiete der Hellinge dienen insgesamt 7000 Meter Normalspur- und 3000 Meter Schmalspurgleise, letztere zum Teil innerhalb der ersteren verlegt. An Lokomotivkränen, Werkstatts- und Laufkränen, an Kranlokomotiven und Portalkränen für die Platten- und Panzerplattenlager sind auf dem Werft-

Abb. 15. Elektrisches Bohren auf dem Panzerdeck.

Abb. 16. Eine Arbeiterſtadt im Entſtehen.

gelände 72, faſt durchweg elektriſch betriebene Exemplare von verſchiedenſter Konſtruktion und Leiſtungsfähigkeit angeordnet, ein Beweis dafür, welche außerordentliche Bedeutung einem hochentwickelten Hebezeugweſen für das Arbeitstempo einer modernen Werft beigemeſſen wird.

Dem Perſonal-Verkehr der einzelnen Werkſtätten unter ſich und mit dem Gebäude der Zentralverwaltung, ſowie der Verbindung des letzteren mit den Neubauten dient ein Fernſprechnetz mit einigen ſiebzig Anſchlüſſen.

Neben dieſen Zahlen mag noch die Angabe Platz finden, daß der Betrieb der elektriſchen, hydrauliſchen und pneumatiſchen Werkzeuge im ganzen 840 Einzelmaſchinen umfaßt. Bezüglich letzterer kann als einzig daſtehend die Tatſache gelten, daß ſämtliche Maſchinen ausſchließlich deutſches Fabrikat ſind.

Sobald ſämtliche Neuanlagen dem Betriebe übergeben ſein werden, wird die Germania auf einem Areale von 235 000 Quadratmetern, von denen 80 000 Quadratmeter mit Baulichkeiten beſetzt ſind, insgeſamt etwa 7000 Arbeiter beſchäftigen. — Im Hinblick auf dieſe, im nächſten Jahrzehnt bei weiterem Ausbau zweifellos bis auf 10 000 anwachſende Zahl, hat die Firma zugleich

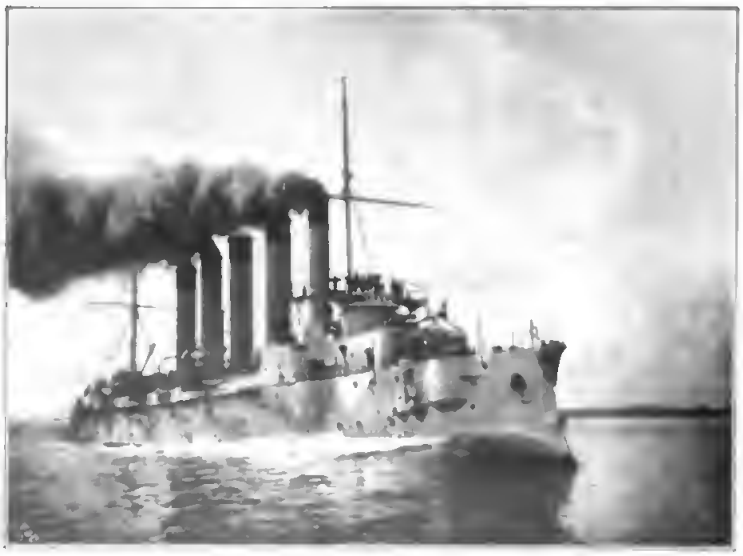


Abb. 17. Auf der Abnahme Probefahrt.

mit dem Fortſchreiten der jetzt fertigen Anlagen auch begonnen, den Bau einer Arbeiterſtadt von großen Geſichtspunkten aus einzuleiten. Gerade das, was in Eſſen nach jahrzehntelanger Arbeit und ſorgfältigſtem Studium in glücklicher Löſung begriffen iſt, nämlich die Schaffung geſunder, menſchenwürdiger Daſeinsbedingungen für das Heer der Arbeiter, das wird auch hier angeſtrebt, denn nur ſo iſt es zu erreichen, daß den immer ſteigenden Anforderungen, die mit der zunehmenden Verfeinerung der techniſchen Arbeitsmittel an die Intelligenz jedes einzelnen Arbeiters geſtellt wurden, auch dauernd und zum Vorteile des Ganzen entſprochen werden kann.

Das verwilderte Paradies.

Von

Maurice von Stern.

Als Gott im Zorn das Menſchenpaar vertrieben,
Vergaß er ſelbſt den ſonn'gen Garten ganz.
Vergeſſen iſt das Paradies geblieben
Und ruht wie einſt im tauigen Urweltglanz.
Durchs Schlinggewirr führt keines Menſchen Fährte.
Gerank der Rebe riegelte das Tor.
Der Engel ſchläft gebeugt auf ſeinem Schwerte,
Umzittert von der Mittagsſonne Flor.

Weht nicht der Wind ein blumenſüßes Düften,
Ein Atemhauchen, früchtewarm, Dir zu?
Wie Überreife liegt es in den Lüften
Und löſt ſich ſprühend in der Sonnenruh'?
In Wonne ſcheint der Garten zu verſtummen,
Betäubt vom Dufte ſeiner Einſamkeit.
Und nur der Bienen nimmermüdes Summen
Und dumpfer Fall von Früchten kerbt die Zeit.

Und doch nicht nur dies ſüße Fall'n von Früchten,
Das goldgedämpft das Summen unterbricht!
Der Pfauhahn ſchlägt mit goldig-blauen Flüchten
Und kreiſcht, von Glück verſtört, ins Sonnenlicht.
Am Brotbaum platzt der überreife Segen
Und ſtrömt ſein Mark aus, ſelbſt ſich zum Gewinn.
Dazwiſchen ſtreuen Ihren Sternenregen
Die Blütenkolben rot zur Erde hin.

Ein Strömen, Träumen, Triefen, Sickern, Klopfen!
Von goldnen Waben ſtrotzt faſt jeder Baum.
Den wilden Honig hörſt Du leiſe tropfen,
Die Erde ſaugt die Süßigkeit im Traum.
Die Mittagsſonne ſchmilzt das Wachs der Wabe,
Wie Eiſeszapfen, die im Frühling tau'n.
Doch kommt die Nacht mit ihrer Kühlung Labe,
So kannſt Du liebliches Erſtarren ſchau'n.

Die Bäume ſtehn verſtrickt in grünen Banden,
In Wolken hüllt ſie blüh'ndes Schlingkraut ein.
Dazwiſchen rankt in üppigen Guirlanden
Mit blauen Trauben ſonnenwarmer Wein.
Der Stämme pfauenaug'-getönte Rinde
Durchbricht der Saft, und Milch entſtrömt dem Riß.
Es weht von Honig und Jasmin im Winde,
Und voll von Sonne iſt das Paradies.

Ein Blütenregnen und ein Früchtetriefen,
Ein Honigſickern und ein Pfauenſchrei'n!
Verſchleiert in des Gartens wirren Tiefen,
Ein goldner, grüner, zauberhafter Schein.
Und alles ſcheint das ew'ge Licht zu ſuchen,
Und alles drängt zum Mutterboden hin.
Die Erde duftet wie ein warmer Kuchen
Und niemand läſtert die Verſchwenderin. — —

Ein grauer Acker grenzt an Edens Garten,
Da graben Menſchen karge Knollenfrucht.
Gebeugt zur Scholle, der durchwühlten, harten,
Genügen ſie des Daſeins kranker Sucht.
In Gottes Garten führt ſie keine Fährte.
Verſchloſſen iſt des Paradieſes Tor.
Der Engel ſchläft, gebeugt auf ſeinem Schwerte
Und dumpf ertönt der Erdenkinder Chor.

Neues vom Büchertisch.

Von

Heinrich Hart.

(Abdruck verboten.)

In seiner neuesten Erzählung „Vice-Mama“ (Berlin, G. Grote) sagt Ernst von Wildenbruch an einer Stelle: „Der Mensch macht, indem er langsam aufwächst und sich entwickelt, in seiner Persönlichkeit die ganze Stufenfolge durch, in der sich die Kultur der gesamten Menschheit vollzieht. In der Kindheit gehört er noch der Steinzeit an; für den Knaben hat eigentlich nur das Wert, was für den Steinzeitmenschen Wert besaß: Die körperliche Kraft.“ Neu ist diese Beobachtung nicht. Jedenfalls aber hat sie etwas Ansprechendes, und allem Anschein nach liegt ihr Tatsächliches zu Grunde. Wie die embryonale Entwickelung des Menschen in ihrem Verlauf an die Gestaltungsformen vormenschlicher Lebewesen erinnert, so wiederholt der entwickelte Mensch in seinen einzelnen Lebensstadien die aufsteigenden Kulturepochen, welche dereinst die Menschheit als Gesamtwesen, als Gattung durchzumachen hatte. Vom Tiermenschen zum Geistesmenschen, vom Horden- und Herdenmenschen zur selbstherrlichen Einzelpersönlichkeit, vom Indianertypus zum Fausttypus. Aber nicht jedem ist es vergönnt, alle Stufen zu ersteigen bis zu der höchsten hinauf, die bis jetzt erreicht worden ist. Ein großer Teil der Kulturmenschheit, die mit und um uns lebt, ist auf irgend einer unteren Stufe stehen geblieben, wie erstarrt in einer Form, die vom Standpunkt der höheren Stufen aus, zur Vergangenheit der Menschheit gehört. Es gibt Menschen unter uns, die geistig über die Stufe des Knabenalters nie hinausgelangen, die ihr ganzes Leben hindurch in ihren Instinkten, ihrem Denken und Wünschen Indianer bleiben. Jeden Tag können wir irgend einem die Hand drücken, der geistig und seelisch noch im Mittelalter oder auf dem Niveau des XVI. Jahrhunderts steht. Überall kommen uns Physiognomien, Kopfformen zu Gesicht, die uns von den Bildern älterer Meister her vertraut sind und die wesentlich von dem entwickelten Typ der Gegenwart abweichen. Das gilt aber nicht nur von den Erscheinungen, die wir zur großen Masse zu rechnen pflegen, sondern auch vielfach von den ausgeprägten Einzelpersönlichkeiten, von Gelehrten, Dichtern, Künstlern. Sie können in dieser und jener Hinsicht Großes leistes, Größeres vielleicht, als die Durchschnittsvertreter des modernsten Entwickelungstyps, aber an irgend einer Stelle merkt man doch die Schranke, in die sie mit Intellekt und Empfinden eingeschlossen sind, merkt man irgend eine auffällige Rückständigkeit.

Wildenbruch selbst bietet für diese Tatsache ein deutliches Beispiel. So bedeutend sein poetisches Können ist, so hoch sein Schaffen zu bewerten ist in jener Richtung, die einzig und allein von Gefühl und Temperament bestimmt wird, so wenig befriedigt er intellektuell. Als Intelligenz gehört er einer absterbenden Kulturepoche an. Er ist Mann geworden und wird Greis werden, äußerlich; innerlich aber wird er stets Jüngling bleiben, niemals zu jener Reife, jener Abklärung gelangen, die dem höchstentwickelten Menschentum eigen ist. Von Sturm und Drang ist sein Wesen heute wie ehemals erfüllt, immer wieder geht sein Temperament mit ihm durch, all sein Denken und Sinnen trägt eruptiven Charakter, all seine Ideale sind heute wie ehemals Jünglingsideale. Die epische Ruhe, das Gleichmaß ständiger, lückenloser Entwickelung ist seinen Erzählungen ebenso fremd wie seinen Dramen; sein Schaffen hat durchaus etwas Sprunghaftes, sich Überstürzendes, es geht nicht auf Überzeugen aus, sondern auf Überraschen und Überrumpeln, nicht auf Erleuchtung, sondern auf Blendung, auf Effekt. Goethe sagt gelegentlich von sich selbst, daß er zum Theaterdichter verdorben sei, weil es ihm ein Bedürfnis sei, jeden Zug sorgfältig zu motivieren. Vom Motivieren aber hat Wildenbruch kaum eine Ahnung, eben deshalb ist er der geborene Theatraliker; wie seine Zuhörer sucht er auch den Leser zu packen, hinzureißen, ihn nicht zur Besinnung kommen zu lassen. Unbestreitbar erreicht er auf diese Weise machtvolle Wirkungen, gewaltsame Wirkungen, aber mit dem Augenblick, mit dem sie entstehen, vergehen sie wieder, sie dringen nicht in die Tiefe und hinterlassen keine Nachwirkung. Wildenbruchs künstlerische Art läßt sich am besten durch einen Vergleich aus der Geschichte der Wissenschaft klarstellen. Mitte des vorigen Jahrhunderts war die Annahme, daß die Entwickelung der Erde und ihrer Kreatur sich in einer Reihe von ungeheuren Katastrophen vollzogen habe, die allgemein herrschende. In der Geologie vertraten diese Hypothese die Plutanisten, in der Zoologie Cuvier. Lyell und Darwin aber entschieden den Sieg der gegenteiligen Ansicht, daß die Entwicklung sich im wesentlichen ganz allmählich, ohne Sprung und fatale Umwälzung vollziehe; eine Anschauung, die Goethe stets vertreten hatte. Sie hat auch

für die Literatur und Literaturgeschichte ihre Berechtigung. Der Dichter, der auf der Höhe des heutigen Menschentums steht, wird Goethisch fühlen und schaffen. Wildenbruch aber ist als Künstler noch heute Plutonist. Was mit Temperament geleistet werden kann, das leistet er. Wie ein Sturm, ein Gewitter bricht sein Dichten über den Leser und Zuhörer herein. Aber wenn das Wetter ausgetobt hat, fragt man sich mit stillem Bedenken, ob das schließliche Ergebnis all die Erregung wert war; ob es nötig war, einen Sturm anzufachen, um schließlich ein Nachtlicht auszulöschen, ob es angebracht war, Donner rollen zu lassen, um einen Spatz vom Felde zu scheuchen? Und natürlich lautet die Antwort: Nein. Erregung und Zweck der Erregung standen in gar keinem vernünftigen Verhältnis zueinander. Die Seele hat zuguterletzt nichts gewonnen; die Flamme ist erloschen und nichts als Asche zurückgeblieben.

Das alles gilt von den meisten der früheren Novellen, es gilt auch von der neuesten Erzählung „Vice-Mama." Wieder einmal ist der Held der Geschichte ein Knabe; Knaben oder Jünglinge sind Wildenbruchs Helden fast sämtlich. Das ist im Grunde selbstverständlich. Georg van Dreblau ist eine Blutmischung, wie sie in Deutschland keineswegs mehr zu den Ausnahmen gehört. Seine Mutter ist eine Jüdin, der Vater der Sprößling eines alten germanischen Adelsgeschlechts. Nach dem Tode der Mutter ist der Knabe so gut wie verwaist, da der Vater, ein ehrgeiziger Streber, anderes zu tun hat, als sich um seinen Jungen viel zu kümmern. Um ihn las zu werden, steckt er ihn in eine Kadettenanstalt. Hier aber ergeht es dem Knaben übler, als je zuvor. Da sein Gesichtsschnitt die jüdische Abkunft deutlich verrät, wird er von den Kameraden unablässig aufs empfindlichste gehöhnt und gepeinigt. Sein Stolz leidet unter dieser Grausamkeit fühlbar, noch mehr aber sein Liebesbedürfnis. Endlich findet er einen Freund, der sich seiner annimmt. Der führt ihn bei seiner Mutter ein, die nichts dagegen hat, ein zweites Soldatenkind zu bemuttern. Kaum aber hört sie den Namen des Knaben, da stößt sie ihn erregt von sich. Frau van Carstein, jetzt verwitwete Frau Major, war einst die Liebste des alten Dreblau; um der reichen Jüdin willen hat er sie verlassen. Lange aber dauert ihre zornige Erregung nicht. Der zarten, seinen Art des Knaben gelingt es, die Frau so umzustimmen, so zu gewinnen, daß sich ein Verhältnis wie zwischen Mutter nnd Kind zwischen den beiden entspinnt. Aber nur zu bald erfährt die Vice-Mama, daß ihr Verhalten von der Familie Dreblau falsch gedeutet wird, daß man es als ein Herandrängen an den einst Geliebten auffaßt. Das erträgt sie nicht, und in ihrer Scheu vor Mißdeutung stößt sie den Knaben von neuem van sich. Er aber verträgt die Verlassenheit nicht mehr und stirbt.

Ein echter Poet, ein großer Gefühlspoet spricht aus jedem Zuge der Erzählung; es steckt viel Zartes, Rührendes, Anmutiges in ihr, und auch an physiologischen Feinheiten ist kein Mangel. Erstaunlich aber, immer wieder erstaunlich ist es, wie Wildenbruch eine so einfache Geschichte mit Wort- und Leidenschaftspomp so überladen kann, daß der schlichte Kern von dem üppigen Gerank fast erdrückt, erstickt wird. Es ist furchtbar, was diese Majorswitwe an siedenden und übersiedenden Empfindungen zu leisten vermag. Und nicht minder der edle Knabe. „Gesenkten Hauptes, mit zuckenden Gliedern, wie ein Tier im Käfig, stürmte sie auf und nieder, abgerissene, kaum verständliche Worte hervorsprudelnd." „Mitten im rasenden Gang machte sie plötzlich Halt" . . . „Indem sie ihm diese Worte zurief, mit einem Ausdruck, daß es eigentlich war, als würfe sie ihm jedes Wort an den Kopf, ins Gesicht, stand der Knabe noch immer, ohne ein Glied zu rühren. Sein Gesicht war so leichenblaß geworden, daß es ganz weiß durch das Dunkel schimmerte, seine Augen hafteten an der Frau, ganz starr, und doch so, daß es aussah, als wenn sie in den Augenhöhlen zitterten." „Ein zitternder Schauer überlief ihren Leib, und unter einem Tränenstrom, der jählings, furchtbar, mit elementarer Gewalt hervorbrach, stürzte sie sich über den Knaben her." „In ihren Armen stand er, so steif, so starr, als wäre sein Körper zu Eis gefroren, als wären die Gelenke in ihm verklammt gewesen." „Während dem allem ging ein unablässiges schluchzendes Murmeln von ihren Lippen, so daß es sich anhörte, als ergösse sich über das Haupt des Knaben ein kochender, murrender Lavastrom." Kurz vorher liefen ihr dir Worte von den Lippen, „als wenn Flammen ihr aus dem Munde schlügen . . ." Und das alles ist eine Auswahl aus drei kurzen Seiten heraus.

Mit dieser wild überhitzten Ausdrucksweise steht die Weltanschauung Wildenbruchs in harmonischem Einklang. „Hier hätte der Beobachter des Lebens Gelegenheit zu einer neuen Wahrnehmung gefunden, zu der, daß das Leben ganz etwas anderes als Frieden, daß es ein Riesengewebe, aus Milliarden und aber Milliarden von Einzelwesen gewaben, die van wütenden Bedürfnissen zueinander getrieben, von verzweifelten Instinkten gegeneinander gehetzt, die große Bewegung des allgemeinen Ganzen hervarbringen, die dem oberflächlichen Beschauer wie das Heben und Senken einer ruhigen Brust erscheint. Kampf, Drang und Qual überall." „Über all die Qualen, die in seinem Innern wühlen, die Kämpfe, die stumm oder kaum vernehmbar seinen Schoß durchwüten, breitet das Leben sein Prachtgewand, die Schönheit aus, und bei deren Anblick vergessen wir, daß dieses blendende Gewand aus Grausamkeit gewoben ist wie das Leben selbst . . ." Kampf, Qual und Grausamkeit. So malt sich in Wildenbruchs Kopf die Welt, das Leben; wahrscheinlich auch in Millionen anderen Köpfen. Aber die Welt ist wie man sie ansieht. Es liegt an uns, an unserem Wollen und Fühlen, an unsern Geistesaugen, ob wir in der Welt nur Kampf und Grausamkeit erblicken, oder etwa ein ewiges Vereinigungsstreben, eine mutual supply aller mit allen. Selbst in dem krassen Schauspiel, wie es die Vernichtung des Lammes durch den Wolf, der Taube durch den Habicht bietet, in dem der eine nur die Grausamkeit des Lebens sieht, wird der andre vielleicht in erster Reihe die Vereinigung, die Auflösung des Schwachen im Starken sehen. An sich hat das Leben weder Haß noch Liebe,

weder Grausamkeit nach Frieden. Wohl aber charakterisiert sich ein jeder selbst durch das Bild, in dem er das Leben auffaßt.

Einer ähnlichen Weltanschauung, wie sie Wildenbruch predigt, huldigt der Bauer Joseph Podill, den sich Richard Huldschiner zum Helden seiner Erzählung „Fegefeuer" (Hamburg, A. Janssen) gewählt hat. Als der Bauer am Sterbebett seines Vaters steht, bekennt ihm dieser, daß er dereinst einen Menschen ermordet hat. Joseph entsetzt sich über dieses Geständnis derart, daß er, der von jeher zur Melancholie geneigt hat, von jenem Tage ab wie ein seelisch Gebrochener erscheint. Er hält sich für berufen, das was der Vater versäumt hat, nachzuholen, den Mord durch werktätige Buße zu sühnen. Nicht nur um des Vaters, sondern auch um seiner selbst willen, denn für Joseph ist noch der Gott der Rache Weltregent, der jede Verschuldung an dem Geschlecht des Frevlers bis ins dritte und vierte Glied rächt und Blut um Blut, Auge um Auge, Zahn um Zahn fordert und heischt. Wirr wie diese Vorstellungen sind auch die Sühneversuche des Bauern. Indem er sich aller Sorge um Irdisches entschlägt, läßt er seinen Hof verfallen, sein Haus verkommen und nimmt allerlei verrufene Menschenkinder zu sich ins Haus, weil er hofft, daß ihm Wohltaten desto höher angerechnet werden, je verächtlicher die Empfänger sind. Mit einer gewissen Freude sieht er, daß sich alle Verwandten und Bekannten von ihm zurückziehen, denn je mehr er leidet, desto gewisser ist ihm die Vergebung. Der Gott der Grausamkeit kann ja natürlich nur durch Qualen und Blutopfer versöhnt werden. Trotz aller Übungen in Selbstverleugnung aber findet der Bauer den Frieden nicht. Erst als er eines Tages dazu kammt, einen Menschen aus Todesgefahr zu retten, atmet er zum erstenmal auf, zum erstenmal wird der Drang nach Licht und Freude wieder in ihm lebendig. Die Liebe tut dann das Weitere. Joseph lernt die Tochter des Ermordeten kennen, und da wird seine Seele frei, aus dem Fegefeuer erlöst. „Er hatte wohl eigentlich sein ganzes Leben lang auf etwas Frohes, Beglückendes gewartet. Er hatte gemeint, es müßte ja sein, jeder Wunsch sei nur zum Hoffen und Harren da, und das was so lange auf sich warten ließe, das sei der Tod. Nun aber sah er, daß er die ganzen Jahre her auf die Liebe gewartet hatte . . ." In den Einzelheiten der Erzählung verrät sich ein starkes dichterisches Können. Aber das Ganze hinterläßt wohl ein ethisches, aber kein ästhetisches Genügen. Zunächst ist die außerordentliche Feinfühligkeit des Bauern, die doch etwas sehr Individuelles ist, nicht hinreichend motiviert. Die Bemerkung, daß er von Kindheit auf zur Melancholie neigte, ist zu belanglos. Der Erzähler hätte diese Kindheit nicht übergehen, er hätte schildern sollen, wie der Junge im Bann des Vaters aufwächst, wie er etwa unter der Verstörung des Alten zu leiden hat, wie ihn das finstere Brüten des Verbrechers quält und peinigt, um so tiefer quält, als die Ursache dunkel und unklar bleibt. Ein weiteres Bedenken liegt darin, daß die Fegefeuerpein, von der sich der Erwachsene bedrängt fühlt, keine eigentliche Steigerung erfährt; die Empfindungen des Bauern halten sich fortwährend auf dem gleichen Niveau, die ständige Wiederholung hat etwas Ermüdendes. Zum dritten hat die Sprache der Erzählung teilweise etwas Befremdendes. In den Schilderungen voll Saft und Kraft ist sie, was die Sprechweise dieser Tiroler Bauern betrifft, allzu fein und korrekt. Hier würde eine mehr naturalistische Färbung unbedingt stärker wirken. Was der Erzähler zu leisten vermag, das zeigt sich am deutlichsten in der Charakteristik. Sein Bestes aber wird er schwerlich in der Dorfgeschichte, als Jünger Roseggers geben. Wie mir scheint, wird er auf anderen Stoffgebieten sein Talent reicher und bestrickender entfalten können.

In die Berge führt auch der jüngste Roman Georg van Omptedas, der unter dem Titel „Aus großen Höhen" (Berlin, F. Fontan & Co.) geht. Auf den ersten Blick nimmt sich dieser Titel etwas ungrammatikalisch aus, denn es läßt sich wohl sagen „Aus den Bergen", weil man da an das Land zwischen den Bergen denkt, aber nicht gut „Aus großen Bergen". In Omptedas Titel aber ist offenbar Höhe nicht gleich mit Berg zu setzen, sondern es handelt sich um das Abstraktum Höhe gleich Höhenlage. Wenn Ompteda den Leser in die Berge führt, so will er ihm ebensowenig wie etwa Stratz von den Menschen, die im Bergland zu Hause sind, von den Söhnen der Berge erzählen, sondern von den Touristen, die als Berggäste in den Alpen sich einfinden. Fast möchte man sagen, leider, — denn Männer wie der Michel Innerkofler und der Jörgl Tschutschenthaler, die Ompteda so flüchtig nebenbei erwähnt, bilden doch im Grunde eine würdigere Staffage im Gebirgsbild, als die Sommergäste und wenn sie selbst Höhenklimmer of the first class sind. So ein Höhenklimmer ist der Held des Romans, der Professor Hallbauer. Er hat Frau und Hausfreund mit sich genommen nach Tirol, da ist es kein Wunder, daß auch die Berge den Schauplatz abgeben müssen für ein echtes und rechtes Ehedrama. Ehedramen im Salon, Ehedramen Hof IV Treppen, Ehedramen am Meeresstrand, Ehedramen in den Bergen, — es scheint kaum noch ein andres Romanthema möglich zu sein. Hallbauer ist ein Kernmensch, von bester Art, er liebt seine Frau, wie er sie als Braut liebte, mit gleichbleibender Innigkeit und Wärme, aber er ist ein Schweiger, er hat eine Scheu seine Gefühle zu äußern und zur Schau zu tragen, und seine Berufstätigkeit hindert ihn, sich seiner Frau in dem Maße zu widmen, wie sie es ersehnt. Unter diesen Umständen empfindet sie es wie ein sonniges Aufleuchten in der Einförmigkeit ihres Daseins, als eines Tages ihr Mann seinen Freund Joachim Dörstling bei ihr einführt. Joachim ist alles andere als eine Kraftnatur; er „führt ein Leben ohne Ziel, ohne Beruf; ein Amateur der Existenz, das Leben wie ein Kunstwerk betrachtend, ein Dilettant, begabt, begeistert, geschickt, immer auf Reisen, nirgends daheim." Im Hause des Freundes lernt er zum erstenmal das Behagen eines festen Heims empfinden und schätzen; mit seiner vornehmen Zartheit, seiner Genußmüdigkeit bildet er passende Ergänzung zu der lebensfrischen, saftigen jungen Frau. Beiden wird der alltägliche Verkehr zum

Bedürfnis; ihm ist das Wesen der Frau wie ein Brunnen der Gesundung und Erneuerung, sie empfindet es dankbar, daß sich ein Mann mit seinem ganzen Sein ihr widmet und mit seinem nimmermüden Geplauder ihre Einsamkeit belebt. Zu einer weiteren Annäherung kommt es nicht, beide halten die Schranken ein, die der Gattin, die dem vertrauensvoll aufgenommenen Gast gesetzt sind. Das wird jedoch alsbald anders, als der häusliche Herd nicht mehr seinen zähmenden Einfluß ausübt. In den Bergen läßt der Professor, wenn er seine Hochtouren unternimmt, die beiden nur zu oft allein. Sie sind ganz aufeinander angewiesen, Versuchungen treten an sie heran, die bis dahin durch die äußeren Verhältnisse verhindert worden waren, und mit ihnen wachen lang unterdrückte Empfindungen auf. Beide unterliegen schließlich, als die Versuchung zu mächtig wird. Bald wird die Frau von quälender Reue erfaßt, aber es ist zu spät, ihre Ehe ist zerstört. Als der Mann merkt, was geschehen, als er über das äußerste sich klar wird, befindet er sich gerade mit dem Freunde auf einer Bergtour. Er stürzt sich auf den Ehebrecher, „als wollte er ihn packen und die Felsen hinunterwerfen, und in Todesangst schrie Joachim laut auf". Der Professor aber blickte ihn an: „Sage mir, was hast Du mit Klara gehabt? Wenn du lügst, schmeiße ich Dich hinunter, hörst Du. Wenn du aber die Wahrheit sagst . . ." Und jetzt nahm seine Stimme einen feierlichen Klang an, während er Joachim, der ihn in grauenvoller Todesangst anstarrte, in die Augen sah, als wolle er sein Innerstes ergründen: „Wenn Du die Wahrheit sagst, lasse ich Dich los und tue Dir nichts. Ich schwöre es Dir bei Gott dem Allmächtigen . . ." Joachim gesteht, und der Professor hält seinen Eid. Aber das nützt dem Ehefrevler nicht viel. Der Professor hat ihn auf einen Gipfel geführt, von dem ein Abstieg für den Ungeübten, im Bergsteigen Unerfahrenen, ein Abstieg ohne fremden Beistand so gut wie undenkbar ist. Seine Hilfe aber versagt ihm der Professor, er läßt den Geeinigten allein zurück. Was aus dem Verlassenen wird, berichtet der Erzähler nicht. Der Professor aber steigt wie ein Irrer zu Tal; sein Geist ist wie abwesend, er kümmert sich nicht um den Weg, er sieht nicht, wohin er gerät. Und so gleitet er plötzlich an einer ganz leichten Stelle aus und stürzt in die Tiefe . . . Der Schluß der Erzählung bezeugt, daß auch Ompteda von der Weltanschauung, die Wildenbruch vertritt, einigermaßen inspiziert ist; freilich, die Situation, in die Freund Joachim gerät, — ein Mann, der auf der Bergspitze hockt und sich nicht zu helfen weiß, — hat bei aller Tragik denn doch eine humoristische, fast lächerliche Beimischung. Literarisch gehört der Roman zu den Nebenwerken des Dichters. Seine Bedeutung liegt beinahe ausschließlich in den prachtvollen Schilderungen der Bergeinsamkeiten und Bergbesteigungen. Für die Menschen eine tiefere Teilnahme zu erwecken, ist dem Dichter nicht geglückt. Weder der immer klimmende Professor, noch seine Frau, die nicht weiß was sie will, morgen verflucht, was sie heute brünstig begehrt, noch der haltlose, windige Freund, der so gar nicht zum tragischen Liebeshelden veranlagt ist, ebensowenig wie die Frau — sie alle vermögen nur ein sehr flüchtiges Interesse zu erregen.

Eine Dichtung, die bei oberflächlicher Betrachtung ganz von modernem Geist erfüllt, in modernen Lebensempfindungen zu wurzeln scheint, ist der dreibändige Roman Heinrich Manns „Die Herzogin von Assy" (München, Albert Langen). Aber der Schein trügt. Der Roman ist eine etwas blasse Kopie nach Originalen d'Annunzios, ästhetisch und ethisch ganz im Geiste des großen Wortschwelgers gehalten. So wenig aber d'Annunzio aus dem innersten Leben gerade unserer Zeit heraus schafft, einer Zeit, die in ihren Wesenskräften mit ganz andern Fragen ringt, als dekadente Genußsucht und dekadente Gefühlsüberhitzung ahnen läßt, so wenig ist diese Herzogin von Assy in der vollen und tiefsten Bedeutung des Wortes modern. Es ist Renaissancegeist, der bei d'Annunzio wie bei Mann noch einmal flackernd und irrlichterierend emporschlägt, der Geist einer Re-Renaissance, die von der unendlichen Tat- und Schaffensschaft des Quattro- und Cinquecento kaum einige Gran geerbt hat, und ihr verwandt nur ist in der brünstigen Genuß- und Lebensgier. Eine Fülle von Talent hat Mann an ein Thema vergeudet, das in letztem Grunde so steril und unfruchtbar wie nur möglich erscheint, weil es keinen Wiederhall wecken kann in irgend einer Seele, die sich einen Rest von Gesundheit bewahrt hat, weil es nichts zu zeugen vermag, weder im Denken noch im Empfinden. Wie bei d'Annunzio braust auch bei Mann ein ungeheurer Schwall von Worten auf den Leser ein, glanzvolle, blendende Worte, aber es ist kein wahres Leben darin, es sind papierene Worte, papierene Prachtblumen, papierene Gefühle. Die Menschen sind wandelnde Konstruktionen, jeder ist eine personifizierte Einseitigkeit, ein personifizierter Begriff, der eine ist nichts als Wollust, der andre nichts als Rodomontade, der dritte nichts als Hingebung; alle miteinander muten mehr als Karikaturen an, denn als lebendige Vollmenschen von Fleisch und Blut. Drei Bände hindurch glänzende Mache, aber doch nur Mache . . . Die Herzogin von Assy ist der letzte Sprößling alter Normannenfürsten. Sie selbst erzählt: Meine Väter! Sie kamen aus der Normandie herbei und vom Nebelmeer, nach Sonne lüstern. Ihre Begierden waren zahllos wie meine. Sie trachteten wie ich nach allem was wärmt, mundet, sich üppig anfühlt, erschlafft, reizt, selig macht. Und um alles zu besitzen, zerstampften und töteten sie alles, lachend, aus bloßer Liebe . . . Sie waren rotwangig, mit langen blonden Haaren und breiten Schultern . . . Sie brachen alle Verträge, trauten nur ihresgleichen, heischten Fürstentümer als Morgengaben, verhinderten die Ernten und triumphierten über ausgehungerte Städte . . . In dem letzten Sprößling dieser blonden Bestien konzentriert sich noch einmal das Gesamtleben der ganzen Sippe, verfeinert, verdünnt, verzettelt, aber doch noch ungeheuerlich in dem schrankenlosen Umfang der Begierden. In der ersten Hälfte ihres Lebens spielt sich die Herzogin als „Diana" auf: wenigstens versichert das der Dichter. Sie macht ein wenig in Politik und Revolution, wahrt aber keineswegs ihre jung-

fräuliche Keuschheit. Warum also Diana? Als ihr die Politik zu langweilig wird, verlegt sie sich auf die Kunst und wird von nun als „Minerva" gefeiert. Im Grunde spielt sie die Protektorin der Künste genau so dilettantisch wie den Schutzgeist der Politik. Das Wesentliche für sie ist wiederum nicht die Sache, sondern der Mann. Sie gibt sich diesmal einem Künstler hin, wie früher dem Revolutionär. Und darum Minerva! Als die edle Dame das vierzigste Lebensjahr erreicht hat, — das vierzigste, — verwandelt sie sich in Frau „Venus". Etwas spät, aber um so gründlicher. Es genügt zu sagen, daß sie die Buhle für all und jeden wird, die Haupt- und Staatsbuhle Europas. Mann schwelgt in Bildern, die — abgesehen von der Lust an Grausamkeit oder vielmehr dem Mangel an dieser Lust — einem Marquis de Sade alle Ehre machen würden. Um so erstaunlicher ist es, daß es von diesen Szenen wie ein Hauch von Langeweile ausgeht. Über den Einzelheiten der Schilderungen, vor allem den landschaftlichen, ruht vielfach ein leuchtender Zauber von Poesie, aber das Übermaß betäubt schließlich und erstickt alle Freude am Genuß. Genau wie bei d'Annunzio, nur daß Mann in der Sprache das tiefgesättigte Kolorit des Italieners nicht erreicht. An mehr als einer Stelle fühlt man sich versucht, in dieser Diana-Minerva-Venusgeschichte nichts als den Ausdruck einer großen lachenden Ironie zu sehen. Aber an eine Ironie verschwendet man nicht drei Bände und überdies widerspricht dieser Auffassung der pathetische Schluß. In ihrer Todesstunde versichert die Herzogin, daß ihr ganzes Leben „eine einzige große Liebe" war; „jeder Größe und der ganzen Schönheit habe ich meine heiße Brust entgegengeworfen". Wenn das nicht so töricht wäre, könnte man es blasphemisch nennen. Die edle Dame irrt sich gründlich, von Größe, großer Liebe, von wahrer Schönheit steckt in ihrem Leben, Wollen und Tun kaum eine Spur, oder sie müßte das Große nur im Quantitiven sehen.

Neues Glück?

Von Wilhelm Langewiesche.

In der stillen Nacht, wenn der Schlaf mich flieht,
Durch die Seele sacht eine Sehnsucht zieht,
Weckt mit Lebenshauch, was ich lang verlor,
Lockt ein Hoffen auch aus dem Grab hervor.
Seiner Einsamkeit, die so schmerzlich drückt,
Fühlt auf kurze Zeit sich das Herz entrückt. — —
— Klingt ein Lied so weich wie aus Frauenmund
Durch des Schweigens Reich auf der Seele Grund,
Zieht das Tal entlang — Lachen und Geläut —
Was im Herbst verklang, hat der Lenz erneut! —
— — Hochzeitlich geschmückt träumt das weite Land,
Anemonen pflückt eine Mädchenhand.
— — Und ein weißes Kleid, das im Winde weht,
Und ein Herz, das weit für mich offen steht.
Aus dem Heil'genschein, den die Sonne flicht,
Ziel ins Glück hinein schaut ein lieb Gesicht,
Hat die Stirn gesenkt, wo die Güte wohnt,
Wo die Liebe denkt, wo der Friede thront . . .
Augen still und tief leuchten mir herzein,
Wollen mir Gebet und Erhörung sein.
In mein Leben schäumt neue, reine Flut . . .
Nichts, noch nichts versäumt — alles, alles gut!
Herz, nach langer Haft pochst Du wieder frei,
Schwillst in junger Kraft, ahnst was Gnade sei —
— In der stillen Nacht, wenn der Schlaf mich flieht,
Durch die Seele sacht eine Sehnsucht zieht — —
Welche goldner Schein und Du Traumesglück!
Sonne, gib mir Sein und den Lenz zurück! —

Illustrierte Rundschau.

Kunstporzellan der kaiserl. russischen Porzellanmanufaktur. — Modernes Steingut von Uffrecht. — Messing- und Bronzearbeiten von Jos. Lasser. — Plaketten von Prof. Adolf Schmid. — Zu unseren Bildern.

Reigentanz. Vase in Biskuitporzellan.

Die kaiserlich russische Porzellanmanufaktur hat in der jüngsten Zeit, zum ersten Male auf der keramischen Ausstellung in Petersburg im Januar des Jahres 1902, einen vollen Erfolg errungen. Einige der hier dargestellten Stücke überzeugen jeden, daß die Manufaktur in der Tat auf der Höhe der Zeit steht und mit den besten skandinavischen und französischen Manufakturen zu rivalisieren vermag. Gerade im Jahre 1901 nämlich hat die russische Manufaktur, die noch auf der Pariser Weltausstellung ziemlich wenig beachtet wurde, enorme Anstrengungen gemacht, bei der auch auf keramischem Gebiete bestehenden internationalen Konkurrenz nicht zurück zu bleiben. Eigentümlich ist der Petersburger Manufaktur vor allem die sehr gelungene Darstellung des Figürlichen in Biskuitporzellan. Der hier abgebildete „Reigentanz“ modelliert von A. Timus, ausgeführt von P. Schmakow) gehört zu dem Besten, was diese Technik geschaffen hat, ebensowohl nach der rein technischen wie nach der rein künstlerischen Seite. Im besonderen ist die Komposition in der Geschlossenheit der Form geradezu vollkommen; auch die Modellierung ist musterhaft. Dies gilt auch von dem „Letzten Seufzer des Schiffs“ (S. 478) Die drei Vasen in Unterglasurmalerei mit Scharffeuerfarben, betitelt „Meisen“, „Flugkrähen“ und „Satyr am Feuer“ entworfen von E. Sulimankrudsinsky) zeigen dagegen die Aussichtsvolle Aufnahme der Konkurrenz mit der königlich dänischen Manufaktur. Dasselbe gilt von dem Wandteller „Krieger“ von demselben Künstler, der indessen durch die Betonung des nationalen Elements in der Darstellung des russischen Kriegers an Interesse gewinnt. Letzteres darf auch von der Vase „Fremde in Moskau“ (entworfen von J. Solemko, ausgeführt von J. Timofejew) gelten: die Technik ist hier Unterglasurmalerei mit Muffelfarben, wie sie auch in den skandinavischen Fabriken neuerdings wieder angewendet wird. — Es ist der Steingutfabrik Uffrecht in Neuhaldensleben bei Magdeburg zum Verdienst anzurechnen, daß sie es als erste unternommen hat, billige und dabei künstlerische und moderne Steingutservice herzustellen, wobei sie sich offenbar einem Risiko aussetzte, da sich der Erfolg noch nicht voraussehen ließ. Doch hatte die Fabrik das Glück, in Walter Magnussen einen Künstler zu finden, der sich schnell in die Technik einarbeitete und Service entwarf, welche nicht nur originell und künstlerisch waren, sondern auch für das Material paßten und sich billig herstellen ließen. Von diesen Services geben wir hier einige in Abbildungen wieder, von denen das Waschgeschirr wohl als besonders gelungen bezeichnet werden darf. Dasselbe, wie auch das Küchen- und Tafelgeschirr wurde von dem Maler Heinrich Uffrecht modelliert und nach Entwürfen Walter Magnussens dekoriert. Bemerkt sei noch, daß die Verzierung des angeführten Waschgeschirrs in Goldlinien ausgeführt ist. Zum ersten Male sehen wir hier also, in Vervollständigung der auf Stileinheitlichkeit und künstlerische Harmonie für unsere Wohnungsausstattungen

Vasen in Unterglasurmalereien mit Scharffeuerfarben.

„Fremde in Moskau“. Vase.

Biskuitporzellan.

abzielenden Bestrebungen, ein wirklich modernes und künstlerisch veredeltes Geschirr für Tafel, Küche und Waschtisch, das sich in glücklicher Weise mit seinen Formen und feinem Dekor den zurzeit vorherrschenden und charakteristischen Linien der Innenarchitektur und des Mobiliars anpaßt. Des weiteren zeigen wir unsern Lesern eine Reihe von Metallarbeiten von Jos. Lasser, die durch ihre geschmackvollen Formen wie z. T. durch die eigenartige, sehr wirksame Patinierung auffallen. Die dargestellten beiden Wanduhren sind in Messingblech getrieben und zeigen den Naturton dieses Metalls. Die Schreibtischgarnitur dagegen, Tintenfaß, Löschwiege, Büchermesser und Lichtständer, ist aus Bronzeguß hergestellt, der durch eine dunkelblauschwarze Patinierung nicht nur einen aparten Ton bekommen hat, sondern auch, im Gegensatz zu ähnlichen Arbeiten, sehr dauerhaft geworden ist und also ein wirklich brauchbares, praktisches Schreibgerät darbietet.

Zu den auf so vielen, lange vernachlässigten Gebieten der Kleinkunst und des Kunstgewerbes neuerdings wieder frisch aufblühenden Kunstzweigen gehört erfreulicherweise auch die Plaquettenkunst. Wir führen heute unsern Lesern einen ihrer berufensten Meister mit einer Reihe ganz vortrefflicher Werke vor, Prof. Adolf Schmid in Pforzheim. Dieser Künstler beschäftigt sich, neben der Herstellung von Reliefs für Füllungen, von getriebenem Schmuck wie Broschen, Anhängern, Nadeln u. s. w., hauptsächlich mit dem Modellieren von Medaillen, deren Anfertigung für private Zwecke sich gegenwärtig auch bei uns mehr einbürgert, so daß jetzt häufiger als früher bei

Wandteller.

Familienfesten, Jubiläen ꝛc. zur Erinnerung Medaillen geprägt oder Porträt-Medaillons hergestellt werden. Die von uns veröffentlichten beiden weiblichen Porträts, die von überraschender Lebenswahrheit und vollendeter Technik sind, verdanken eben diesem Brauch ihren Ursprung. Die Vervielfältigung dieser Medaillonporträts geschieht auf galvanischem Wege. Die des weiteren abgebildeten Plaketten, „Die Tänzerin" mit ihrer leichtschwebenden graziösen Bewegung und dem wunderbar zart durch das schleierförmige Gewand hindurch modellierten Körper, und der in Gesichtsausdruck und Haltung gleich meisterlich gelungene „Chronos" sind Reliefs von überraschender Zartheit und doch von größter Wirkung. Sie wurden für die Pforzheimer Goldwaren-In-

Tafelgeschirr, entworfen von W. Magnussen in Neuhaldensleben.

Waschgeschirre von Uffrecht in Neuhaldensleben.

dustrie angefertigt und sind als Broschen, Nadeln, Manschettenknöpfe, Anhängspiegel im Handel zu haben. Die Prägung und Ausführung dieser entzückenden kleinen Kunstwerke geschieht durch J. F. Glebe und H. Soellner, beide in Pforzheim. Adolf Schmid, um noch ein Wort über die Person des Künstlers zu sagen, ist Schüler von Prof. R. Mayer in Karlsruhe, von dem wir ja schon verschiedene Arbeiten an dieser Stelle veröffentlicht haben. Seit drei Jahren ist Prof. Schmid die Leitung der Fachklasse für Modellieren, Ziselieren und Gravieren an der Kunstgewerbeschule in Pforzheim übertragen worden.

* * *

Den Bilderschmuck des hier vorliegenden Heftes eröffnen wir mit einer Reproduktion der polychrom behandelten Porträtbüste der russischen Schriftstellerin Elsa Asenijeff von Prof. Max Klinger auf unserm Titelblatt, die die Zusammenwirkung der fein zueinander abgestimmten Farben und Formen dieses interessanten Frauenkopfes veranschaulichen möge. — Eine Reihe sehr ansprechender Farbzeichnungen von ausgeprägter Eigenart ver-

Gewürztöpfe von Uffrecht.

Uhren aus Messingblech und Schreibzeug aus dunkelpatiniertem Bronzeguß. Von Jos. Lasser in München. Aus der Zeitschrift des bayer. Kunstgewerbevereins „Kunst und Handwerk". 1903, Heft 5.

Löschwiege und Papiermesser aus dunkelpatinierter Bronze. Von Jos. Lasser in München. Aus der Zeitschrift des Bayr. Kunstgewerbe Vereins „Kunst und Handwerk", 1903 Heft 5.

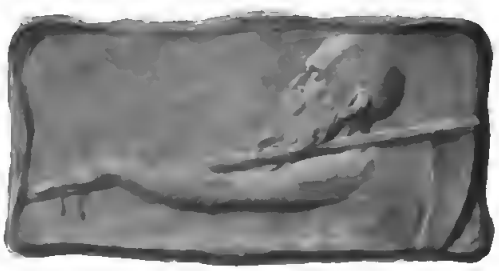
danken wir dem Münchner Maler Walter Georgi, einem Mitglied des Münchener Künstlerbundes „Scholle", der auch auf der diesjährigen Berliner Sezession vertreten ist. Georgi hat sich übrigens hier schon im Vorjahr präsentiert und zwar mit dem in seiner Schlichtheit und stillen Ruhe ungemein anheimelnden Interieur einer Bauernstube (S. 380). Wie auf diesem Blatt, frappiert auch auf den beiden anderen „In der Postkutsche" (S. 377) und „Dotterblumen" (S. 373) die mit einfachsten Kunstmitteln erzielte starke, stimmungsvolle Wirkung und die ungemein kräftige Tönung und Linienführung, die oft fast zur Silhouette hinführt, aber doch immer echt künstlerisch bleibt. In einem bemerkenswerten Triptychon „Saure Wochen — frohe Feste" (zw. S. 384 und S. 385) schildert der Künstler nicht ohne Humor und eine gewisse gutmütige Satire die harte Arbeit und die, freilich von den Grazien bang gemiedenen, sonntäglichen Freudenfeste des werktätigen Volks draußen auf der Scholle. Endlich zeigt er uns, eine ganz neue Seite seiner Kunst offenbarend, auch noch eine Dame in reizvoller blütenprangender Frühlingslandschaft in dem Gemälde „Schlüsselblumen" (zw. S. 392 u. S. 393). —

Porträt-Medaille. Von Prof. A. Schmid.

Ein ungemein ansprechendes Bild aus den oberbayerischen oder benachbarten tyroler Bergen bringt Prof. Robert Schleich-München in seiner „Fahrt zur Trauung" (zw. S. 400 u. S. 401). Das beschauliche, freundlich am Nachbar anteilnehmende Kleinleben eines Gebirgsorts mit herrlichem landschaftlichen Hintergrunde, die erwartungsfrohe Stimmung des seinem Glück jauchzend entgegenfahrenden jungen, frischen Paares stimmt wohl jeden Beschauer des Bildes freundlich. Ein Anhänger der modernen Münchener Richtung ist Hermann Frobenius, dessen „Abendlandschaft" (zw. S. 424 u. 425) eine von innerlicher Naturbeobachtung zeugende, hervorragende Arbeit ist. — Prof. Karl Seffner-Leipzig steuert uns eine Reproduktion seiner ansprechenden, scharf charakterisierten „Büste Johann Sebastian Bachs" (zw. S. 456 u. 457) bei, während wir Prof. Peter Janssen-Düsseldorf mit einer nicht minder fesselnden Arbeit, einer interessanten weiblichen Ölstudie auf Seite 389 vertreten sehen. Endlich bringen wir noch als ferneres Einstreubild (S. 397) eine in der Stimmung und Zeichnung gleich vortrefflich gelungene Ölstudie „Distelfeld" von Marie v. Zitzewitz, der begabten, in Stolp i. P. lebenden Künstlerin. P. G.

Plakette von Prof. A. Schmid.

Tänzerin. Von Prof. A. Schmid.



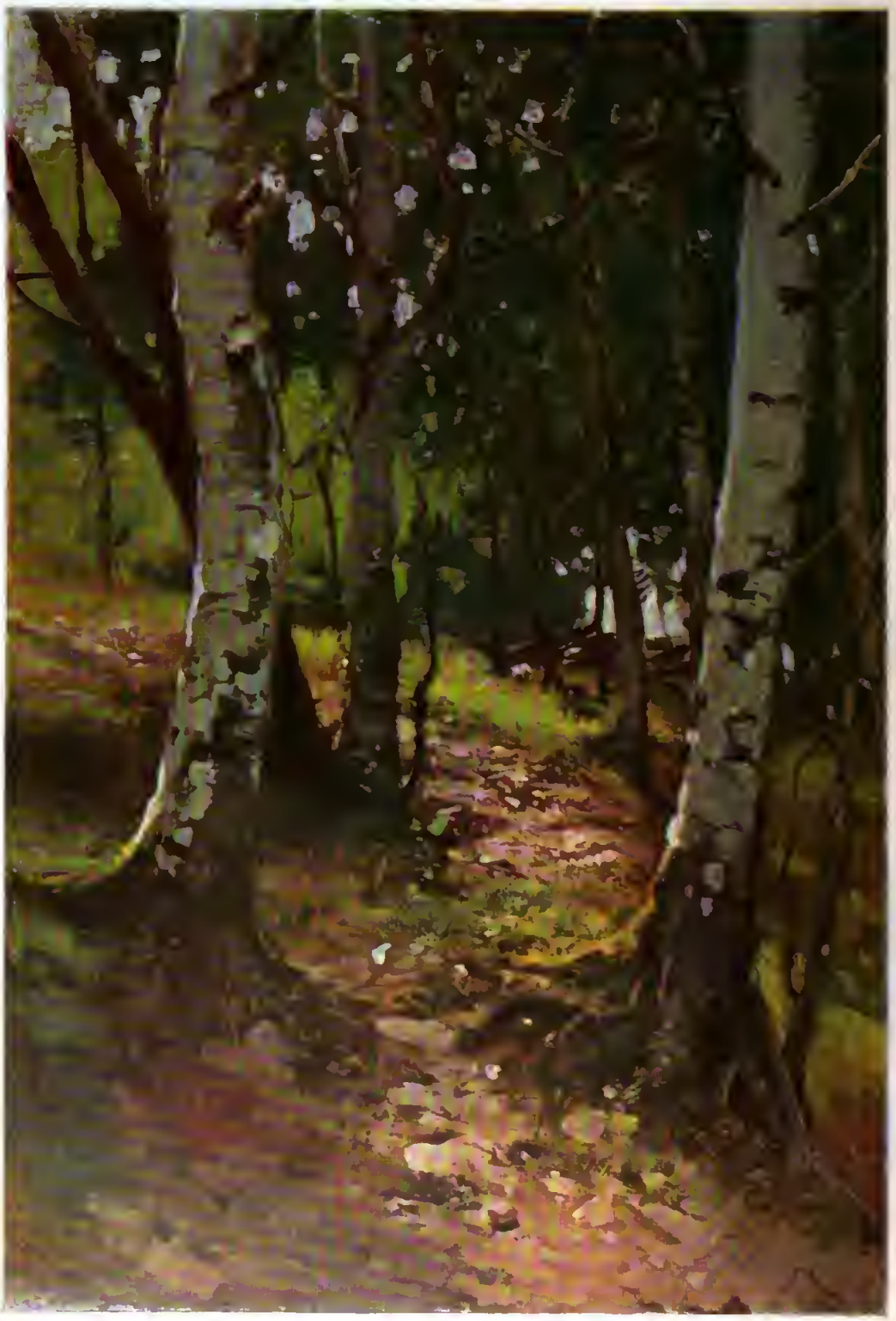
Chronos.
Plakette von Prof. Ad. Schmid in Pforzheim.

Nachdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten.

Zuschriften sind zu richten an die Redaktion von Velhagen & Klasings Monatsheften in Berlin W, Steglitzerstr. 53.

Für die Redaktion verantwortlich: Theodor Hermann Pantenius in Berlin.

Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig. Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.



Birkenwald. Ölstudie von Dr. K. Walter-Kurzwelly-Berlin.

Digitized by Google

Velhagen & Klasings
MONATSHEFTE

Herausgeber:

Theodor Hermann Pantenius und Hanns von Zobeltitz.

XVII. Jahrgang 1902/1903. Heft 11, Juli 1903.

Die Ketten.

Roman von

Ida Boy-Ed.

(Fortsetzung.)

(Abdruck verboten.)

Als Wigus am andern Morgen aufstand, war sein erster Schritt fensterwärts. Aber vorsichtig, nur durch die Ritze zwischen dem Rouleau und dem Fensterrahmen spähte er. Siddy oder ihre Mutter sollten ihn nicht sehen, sonst kam er ja um seine Überraschungsfreuden.

Er hatte lange geschlafen, und es war schon fast halb neun.

Drüben war man, wie jeden Morgen um diese Zeit, noch mit dem Reinigen der Zimmer beschäftigt. Alle vier Fenster der kleinen Wohnung standen weit geöffnet, die Sonne, die zu ihm des Nachmittags kam und seinem Schreibtisch bis zum Sinken treu blieb, schien morgens in Siddys Heim.

Frau Lindstädt machte im Schlafzimmer die Betten.

Im Wohnzimmer war niemand. Wigus konnte es ganz übersehen, wenn die beiden Fenster weit aufgesperrt standen und die Sonne hineindrang bis zum weißen Kachelofen in der Ecke. Nun blähte sich die Gardine. Die Tür vom Schlafzimmer zum kleinen Korridor öffnete sich.

Siddys Gestalt in einem roten Kattunmorgenröckchen ward sichtbar.

Wie ihm das Herz klopfte!

Nun kam sie an das Fenster heran, und er staunte über das, was er sah: sie stellte einen mächtigen Rosenstrauß, den sie in ein hohes, tulpenförmiges Bierglas getan, auf das Fensterbrett. Ein Sonnenstrahl traf so das Glas und das Wasser in ihm, daß ein kleiner, brillantfunkelnder Reflex erschien.

Wer schenkte denn Siddy Rosen?

Sie neigte sich und roch daran. Dann stand sie und sah hinaus, wie in frohe Gedanken versunken; denn ein Lächeln spielte um ihren Mund.

Ein Gefühl jäh aufquellender Eifersucht ließ sein Blut rasch und rascher wallen.

Wer hatte Siddy Rosen zu schenken?

Und zehn Minuten später klingelte er an der Tür.

Ob sie ihn über den Hof hatte gehen sehen, wußte er nicht.

Frau Lindstädt hatte ihn freilich bemerkt, denn sie schüttelte grade ein Staubtuch im offenen Fenster aus und schwenkte es im Freien.

„Siddy — Dein Bräutigam," rief sie.

Als Wigus klingelte, war es denn auch Siddy selbst, die ihm öffnete.

„Nee — so was!" Sie duldete seine Küsse mehr, als daß sie sie zurückgab.

„Freust Du Dich nicht?" fragte er.

„Sehr, sehr," versicherte sie, „aber es ist nur — Du kommst doch von was Traurigem."

Sie meinte, sie müsse durch ihre Haltung eine gewisse Kondolenz ausdrücken. Vielleicht war dies ihr auch nur ein willkommener Vorwand, eine halbe Verlegenheit zu verstecken.

Wigus, verliebt, von Sehnsucht erhitzt, durch die unerquicklichen Tage, die er verlebt, noch besonders gestimmt, in Siddy einen Engel zu sehen, war gleich ganz gerührt.

Welcher Zartsinn! Sie dachte sofort daran, daß er Leid erlebt. Sie hatte den Wunsch, ihm zu zeigen, daß sie mit ihm fühle.

Seine Seele war noch so wund. Mit zuviel harten Worten hatte man auf sie losgeschlagen.

Und nun diese Feinheit des Empfindens bei seiner Siddy.

Fest, fest schloß er sie an sich; von Herzensdank ganz erfüllt.

„Es war eine Erlösung und das beste so," sprach er nur. „Laß mich bei Dir ausruhen. Später einmal erzähle ich Dir alles."

Sie gingen in das Wohnzimmer. Frau Lindstädt trat grade, von der Schlafstube kommend, auch ein. Sie trug einen bunt geblümten Seidenrock über dem linken Arm und in der Hand ein ganzes Bündel von Goldlitzen und weißen Spitzen. Aber die Rechte hatte sie frei. Und sie streckte sie Wigus entgegen.

„Nu ist es doch so gekommen! Siddy und ich sagten manchmal zu'nander: wer weiß, vielleicht wird er doch noch, es passiert manchmal 'n Wunder. Es tut mir furchtbar leid. Vater ist immer Vater. Und wenn er auch die Jahre hatte."

Wigus nahm die Teilnahmebezeugung hin, ohne die Frau weiter aufzuklären, daß sein Vater ein Mann in den besten Jahren gewesen war.

Sie ging an ihr Fenster, vor dem die Nähmaschine stand, und schloß es, denn Zug konnte sie nicht vertragen. Dann machte sie sich an ihre Arbeit und besetzte ein stilloses Rokokokleid mit Goldlitzen für eine Kollegin Siddys. Stumpfsinnig zog sie den Faden hoch und fuhr wieder mit der Nadel zu dem Stoff hinab, immerfort.

Das junge Paar saß einige Minuten zusammen auf dem Sofa, und flüsternd erzählte Wigus von seiner Sehnsucht und wie er sich gleichsam in fremde Lande verschlagen vorgekommen, weil er bei einem Blick aus dem Fenster dort nicht das holde Gegenüber gehabt.

„Um elfe muß Siddy im Theater sein," sagte einmal die nähende Frau in das Geflüster hinein.

„Ja, ja . . ."

„Nehmen Sie mir's nicht für ungut — aber wegen Siddy habe ich doch gewissermaßen ein Recht, mich dafür zu interessieren: Haben Frau und Kinder 'n bißchen was geerbt?"

Da war Wigus' innerlich selige Wiedersehensstimmung wie mit einem Faustschlage zu Boden gestreckt.

„Nein," sagte er, „das nicht."

Muß ich diesen ehrlichen Frauen nicht bekennen, daß ich der Erbe von Schuld und Schulden bin?' dachte er. ‚Gewiß — ehe ich mit Siddy vor den Altar trete. Und dann ist hoffentlich, hoffentlich schon viel beglichen.'

Frau Lindstädt stand ihm ganz fern. Er wollte ihr das Andenken seines Vaters nicht in so düsterem Licht zeigen, ehe ihn das Gefühl einer wirklichen Zusammengehörigkeit mit ihr verband und bevor er ihr beruhigende Beweise seiner Erwerbsfähigkeit gegeben. Denn er wußte wohl: Frau Lindstädt war von der Art Fritz Malchins. Sie glaubte nur an Geld.

Siddy aber konnte ihrer Mutter nichts verschweigen, das hatte er oft bemerkt. So wollte er auch Siddy das Erfahrene, Erlebte nicht erzählen, nicht schon ihr von den Lasten sprechen, die er auf sich genommen hatte, um seine Freiheit zu erkaufen.

Frau Lindstädt sagte nichts und nähte nur ruhig fort.

Nun stand Siddy auf und meinte, es werde aber wirklich Zeit, daß sie sich ankleide, um ins Theater zur Probe zu gehen.

Da mit einemmal fielen Wigus die Rosen wieder ein.

„Wer hat Dir denn die Rosen geschenkt?"

„Was für Rosen?" fragte sie mit verwunderter Miene.

„Nun, vorhin stand da doch auf dem Fensterbrett ein Rosenstrauß im Glase. Ich sah ihn von mir aus."

„Ach der, den hab' ich in die Küche gestellt."

„Von wem? . . ." Wigus fragte so drängend, so heftig.

Es regte ihn noch mehr auf, daß der Rosenstrauch wieder verschwunden war, als daß Siddy selbst ihn vorhin dort ins Fenster gestellt hatte.

„Weiß nicht von wem. Als Künstlerin kriegt man mal anonym Blumen. Dafür ist man Künstlerin. Diese bekam ich gestern abend."

„Siddy," sagte er mit bebender Stimme, „Siddy, — Deine Rolle in dem Stück ist so winzig. Du mußt selbst fühlen, diese Blumen können nicht der Künstlerin gegolten haben. Sie wurden dem Weibe dargebracht."

„Dafür kann ich doch nichts," sprach sie und sah ihn mit ihren übergroßen Blauaugen gerade an, „unserer komischen Alten natürlich — der schicken unbekannte Verehrer keine Rosen. Aber wenn man ein hübsches Gesicht hat . . . Es gibt immer Unverschämte, die sich einbilden, sie könnten unsere Bekanntschaft machen."

Dazu zuckte sie die Achseln, um anzudeuten, daß die Einbildungen von derartigen Unverschämten sie aber ganz kalt ließen.

Wigus litt.

Sein einziger Schatz sollte nicht einmal von den Wünschen anderer ihm bestritten werden.

Seine Leidenschaft, weil sie noch ganz die des Werbenden, Hoffenden war, loderte fast angstvoll auf.

Die bloße Gefahr — die Möglichkeit einer Gefahr, konnte ihn rasend machen . . . er fühlte es wohl.

„Siddy," sprach er, „Du darfst auch von unbekannten Verehrern keine Blumen annehmen. Du mußt sie dem Überbringer wieder hinwerfen."

Sie machte ihre reizende, maulende Miene und sah ihn flehend an.

„Aber ich hab' Blumen so gern. Kaufen kann ich mir keine. Schenken kannst Du mir keine. Von einem Unbekannten nehmen, verpflichtet zu nichts."

Verfluchte Armut!

„Eines Tages, Siddy . . . eines Tags . . ." er wollte etwas stammeln — große Verheißungen — flehende Bitten, sich zu gedulden bis dahin . . .

Siddy sah seine starke Erregung. Und sie hielt es für richtiger, eine andere Miene aufzusetzen.

Sie warf den Kopf zurück und fragte gekränkten Tones: „Mir scheint, Du wagst an der Festigkeit meiner Unschuld zu zweifeln."

Sie war von gerechtem Zorn gegen ihn erfüllt. Denn für sie gab es nur einen Begriff von Unschuld.

Und sie durfte darauf pochen, daß kein Fleckchen an ihrer Reinheit klebe — nicht der kleinste.

Vor ihrem gekränkten Ton schmolz seine ganze Erregung dahin.

Mein Gott ja — das süße Kind hatte ein Recht, tötlich gekränkt zu sein. Seine Heftigkeit über diesen unseligen Rosenstrauß mußte ja aussehen wie ein Zweifel. Es war auch einer. Denn in diesen Dingen ist Angst und Zweifel schon dasselbe.

Siddy hatte er beleidigt — sie, deren Reinheit und Unschuld er anbetete, die sein Stolz war.

„Verzeih, mein Liebling — verzeih mir."

Als Siegerinnen blieben die Frauen zurück.

Aber sie lachten nicht hinter ihm her.

Sehr erregt und ganz und gar von dem Recht ihrer Lebensauffassung überzeugt, sagte die Frau kopfschüttelnd: „Nee, diese Männer! Noch nie hat er Dir was geschenkt, und in der Zeitung habt Ihr noch nicht als Verlobte gestanden. Und dabei tut er, als ob er Dir schon was zu befehlen hätte. Er scheint sich wirklich und wahrhaftig einzubilden, daß Du allein auf ihn lauerst. So'n geheime Verlobung, das ist doch bloß was Vorläufiges."

„Ach Mutter," sagte Siddy mit einem ehrlichen Seufzer aus Herzensgrund, „zu schade, daß die nettsten Männer nicht auch immer das meiste Geld haben. Denn leiden mag ich ihn doch furchtbar gern."

„Ja — ja — die Welt ist nun mal unvollkommen," bestätigte die Frau philosophisch.

„Wenn er wüßte, daß bei den Rosen noch der reizende Ring war! O je! Und daß wir inzwischen zweimal vom Geheimrat zum Abendbrot eingeladen gewesen sind."

„Unsereiner ißt auch gern mal was Gutes. — Ich hatt' schon Angst, daß Du damit 'rauskamst. Benimm Dich bloß richtig, Siddy! Ich glaub' allemal, der Geheimrat ist so heillos in Dich verschossen . . . Die Männer sind ja so . . . sie werden ganz rabbiat, wenn sie nichts erreichen . . . der läßt sich noch scheiden und nimmt Dich."

„J —, das kann er gar nicht. Sie, was die Geheimrätin ist — sie hat das Moos. Aber man hat doch immer manches Nette durch seine Güte. Er ist wirklich ein famoser Herr.“ —

Wigus Hennegall kehrte in seine Wohnung zurück.

Er wollte nun eine Durchsicht all der Skizzen und Essays vornehmen, die niederzuschreiben es ihn im letzten Jahre dann und wann gedrängt hatte. Gewiß war manches darunter, das er nur sorgsam durchzusehen und nachzufeilen hatte, um es drucksähig zu machen.

Unten im Kleiderschrank lagen, einen ganzen Stoß bildend, lauter kleine Manuskripte, zusammengefaltet, staubig, so weit der Saum der im Schrank hängenden Röcke und Beinkleider sie nicht rein fegte.

Gerade war Wigus im Begriff seinen grauen Anzug, der ja geschont werden mußte, als sei er von Seide und Gold, abzulegen, um sich etwas Altes anzuziehen, als Frau Mädler kam und einen Brief brachte.

Er war von der Geheimrätin Wallraven.

„Lieber junger Freund, Ihre erschütternden Mitteilungen besprechen wir besser mündlich. Ich begreife aber völlig, daß gerade Ihnen das erste junge weibliche Wesen, das in Ihr Leben trat, Sonne werden mußte. — Sie haben mir nicht geschrieben, wann Sie nach Berlin zurückkehren. Sobald Sie hier ankommen und also diese Zeilen empfingen, bitte ich um Ihren Besuch. Ich habe für Sie Wichtiges mit Ihnen zu besprechen.

Ihre Carolyne Wallraven
geb. Arnheim.“

Also fuhr Wigus wieder in seinen grauen Rock und machte sich auf den Weg.

Die Erregung des Wiedersehens mit Siddy und die Qual der rasch aufgelodernten und mit aller Energie niedergerungenen Eifersucht bebten noch in ihm nach.

Und das bewahrte ihn vor einer Erinnerung und einer Erkenntnis.

Wie viel hatte er von seinen Schicksalen und Empfindungen Carolyne und der anderen, der Fremden preisgegeben!

Seine flammende Art, die es ihm als etwas Erstrebenswertes erscheinen ließ, eines Tages der Menge seine Gedanken, seine Urteile, seine Hoffnungen über und für die Zeit mitteilen, ja ihr suggerieren zu dürfen, diese Art hatte ihn fortgerissen, unverhüllt von seinem intimen Leben zu sprechen.

Aber eben in der noch nachzitternden Erregung ward er sich dessen nicht bewußt.

Sonst hätte ihn Scham befallen.

Denn, wer seine Geistesarbeit für die Öffentlichkeit und in der Öffentlichkeit vollbringt, der sucht einen Ausgleich für diese Preisgabe eines Teils seines Wesens in der verdoppelten Keuschheit, mit der er sein Herzensleben umspinnt und vor aller Augen zu verbergen trachtet. —

Anders sagte ihm, daß Mademoiselle Soniakow bei der Geheimrätin sei und daß die Damen sich oben befänden. Aber einstweilen ließ er ihn in das Wohnzimmer.

Da sah es aus wie immer: ordentlich, unbewohnt, so als sei dies nicht der Raum, wo ein weibliches Wesen sich täglich stundenlang aufhalte, sondern ein Prunkgemach, wo man zeremonielle Besucher kurz empfange.

Wigus Hennegall ging unruhig auf und ab. Er mochte wollen oder nicht, immer wieder kehrten seine Gedanken zu jenem Rosenstrauß zurück. Und es erschien ihm wie Absicht, diesen vor ihm zu verstecken, daß Siddy ihn in die Küche getragen, nachdem sie ihn eben erst sorgsam aufs Fensterbrett gestellt hatte.

Er hörte Stimmen. Eine besonders klangvolle von dunkler Färbung und dann Carolynens.

Die Damen kamen herein.

Und unwillkürlich, als Wigus die Frau, die er unendlich verehrte, so daher kommen sah, mit ihrem schönen, überaus regelmäßigen Haupt und dem farbenzarten Teint, dachte er: ‚Wie ein Wachskopf . . . Wie schade.‘

Olga Soniakow aber sah aus, wie das Leben selbst. In einem einfachen, weißen Blusenkleid und mit einem Hut von weißem Stroh, mit einigen weißen Fittichen besteckt, erschien sie flotter und weniger fürstlich als damals am Abend.

Ihre dunklen Augen leuchteten und sahen ihn mit unverhohlenem Interesse an.

Er aber bemerkte es kaum. Flüchtig nur ging sein Blick über sie hin. Er hatte so viel mit sich zu tun. Er mußte trachten, Carolyne die ganze gesammelte Aufmerksamkeit zu zeigen, die sie zu beanspruchen hatte, wenn sie ihn in wichtiger Angelegenheit herrief.

Carolyne, in einen Morgenrock von

Aus unserer Studienmappe:

In den Dünen. Ölstudie von Dr. R. Müller Kurzwelly Berlin.

bläulicher Seide und sehr reichem Spitzenschmuck gehüllt, ging an ihren gewohnten Platz.

Sie hatte dem jungen Mann nur sehr kräftig und schweigend die Hand gedrückt. Worte der Teilnahme an allem, was er erlebt, waren jetzt nicht am Platze.

Ihr gegenüber, so daß das Tischchen zwischen ihnen blieb, setzte sich Olga.

„Nun holen Sie sich einen Stuhl, Herr Doktor Wigus Hennegall, denn unsere Gönnerin will Ihnen einen Vortrag halten."

Es war eine gewisse, versteckte, unbezähmbare Freude in Olgas Ton.

Sie genoß schon den Augenblick vorweg, wo dieser Mann sein Glück erfuhr, denn es war natürlich ein Glück, nach Florenz zu kommen. Für ihn, für jedermann. Und außerdem bedeutete dies für ihn auch noch, seinen Fuß auf der Leiter eine Sprosse höher setzen zu können.

Nun saß Wigus, und Carolyne hob an zu sprechen. Und Olga wandte keinen Blick von ihm.

Es war auch noch etwas anderes, das sie fesselte . . .

So rasend, mit einer so blinden Leidenschaft liebte dieser Mann? Leidenschaft ist für Herzen, die sie ersehnen und es doch stolz verstanden haben, sich ihrer noch zu erwehren, ein Schauspiel von unendlicher Anziehungskraft.

Das glückliche, kleine, blonde Ding! Wußte jene kleine Siddy, was das war, so geliebt zu werden? War sie dieses Mannes und seiner heißen Anbetung wert?

Mußte er nicht unwiderstehlich sein, wenn aus seinen grauen, wetterleuchtenden Augen Liebesbegehr sprühte?

Vielleicht war das das Ende und Resultat all seines eisernen Vorwärtsstrebens, daß er erlangte Kränze und Kronen eines Tages seinem blonden Weibe zu Füßen legte.

Hatte Carolyne ihr nicht gesagt, daß gerade bedeutende Männer sich oft die nichtigsten Frauen erkoren; daß Weise, deren Forscherblick nichts verborgen blieb und die die tiefgründigsten Zusammenhänge mit unerbittlicher Logik darzulegen verstanden, sich ohne weiteres von den kleinen Lügen der geliebten Frau irreführen ließen?

Sie, Olga, war ganz davon überzeugt, daß jene Siddy seiner nicht würdig sei. Teils aus allgemeiner Frauenart, die dazu

neigt, die Liebeswahl jedes Mannes abfällig zu kritisieren, auch wenn die rechte Beurteilungsmöglichkeit fehlt, teils aus einem dunklen, eifersüchtigen, ihr nicht zum Bewußtsein kommenden Gefühl heraus.

„Der Geheimrat und ich," sagte Carolyne, „haben den Gedanken gehabt, Ihnen ein grade verfügbares Stipendium zuwenden zu lassen. Die historische Abteilung will einen jungen Gelehrten nach Florenz schicken, zu archivalischen Studien. Über Rinaldo Albizzi soll eine Monographie geschrieben werden. Es scheint, daß diese Gestalt noch deutlicher herausgehoben werden soll; die Figur des Cosimo Mediei, dessen Feind er war, hat ihn allzusehr verdunkelt. So ungefähr ist die Aufgabe. Zwar hat Professor Reimers auch einen Kandidaten, den er durchdrücken möchte. Aber die Sachen stehen doch so, daß ein letztes Wort meines Mannes sie zu Ihren Gunsten entscheiden kann. Niemals indessen würde es uns beikommen über Sie zu bestimmen, ohne Ihrer freudigen Einwilligung gewiß zu sein."

Die aufjubelnde Freude, auf deren Anblick Olga Soniakow herzklopfend gewartet hatte, blieb aus.

Sie, die im Licht des Glücks Lebende, sie wußte nicht, daß jemand, der im Schatten steht, so jähen Strahl nicht gleich zum Sehen ausnutzen kann, daß er zuerst nur die Blendung empfindet.

Und nicht von fern ahnte sie, daß sich selbst in diesem Augenblick, aus all der tumultuarischen Freude in der Brust des Mannes, ein Angstgedanke erhob, der dem geliebten Weibe galt.

Regungslos saß Hennegall. Und langsam wich alle Farbe aus seinem Gesicht.

‚Siddy verlassen!'

Das durchzuckte ihn.

Und er fühlte doch ganz klar, daß es unwürdig sei, in diesem Augenblick an ein Weib zu denken . . .

Was man ihm bot, war eine Ehre. Und war ein ungeheurer Vorteil. Welche Möglichkeiten, sich weiter zu bilden, den Blick zu schärfen, neue, seine ganze Geisteskultur erweiternde Dinge in sich aufzunehmen! Italien sehen. In Florenz leben — vielleicht einen, zwei Monate lang. Eine Arbeit schreiben dürfen, die den Blick von Fachkreisen auf ihn lenkte. Bei der aber Späne fallen mußten, die sich zu populären Artikeln verwenden ließen. Alles, was er nur wünschen konnte, Verdienste und Verdienst bot diese Reise . . .

Und er dachte an Siddy!

‚Bin ich denn ein Schwächling, ein Sklave meiner Sehnsucht?'

Während die Geheimrätin noch davon sprach, daß die Monographie zuerst in Form fortlaufender Artikel in den „Jahrbüchern für Staatswissenschaften" veröffentlicht werden könnte, hatte Wigus Hennegall einen Einfall, der ihm den Herzschlag stocken ließ.

‚Wenn ich mich vorher rasch mit Siddy verheiratete!'

Dann war sie sein. Und er brauchte sie nicht in der Qual ungestillter Sehnsucht zu verlassen. Dann war sie ganz an ihn gekettet. Dann schien sie sicherer vor den Gefahren ihres Berufes.

Und vielleicht — vielleicht konnte er sie gar mitnehmen? Aber nein — er wußte wohl, derartige Stipendien sind stets knapp. Nur junge Gelehrte, die durch die Schule der Armut gingen, können damit auskommen.

Carolyne hatte ausgesprochen. Der Nachhall ihrer letzten Worte lag in seinem Ohr. Er begriff, daß er etwas sagen müsse. Ihm schien, als habe er schon ganz ungebührlich lange geschwiegen.

„Wie soll ich Ihnen jemals danken für alles, alles, was Sie für mich tun," sprach er und griff nach Carolynens Hand, um sie zu küssen.

Auch Carolyne war ein wenig enttäuscht. Auch sie hatte aufflammende Freude erwartet.

Rasch und scharf, wie sie zu denken pflegte, sann sie über den Grund seiner merkwürdig unschlüssigen Haltung nach. Und sie fand einen, der ihr einleuchtete. Auf den wahren konnte sie nicht kommen.

Wahrscheinlich bestand seine ganze Garderobe in diesem grauen Anzug. Und auch sonst mochte es um seine Ausstattung so bestellt sein, daß er glaubte, mit ihr eine Reise nach Florenz nicht machen zu dürfen. Den Frackanzug, in welchem er hier bei vereinzelten Gelegenheiten erschienen, hatte Carolyne so wie so schon dafür taxiert, daß er beim Trödler gekauft sei.

„Lieber Hennegall," sagte sie in ganz leichtem Ton, „Sie nehmen also an. Nun, das war selbstredend. Ich kann Ihnen noch

zwei Mitteilungen machen, die Ihnen meine erste nicht unliebsam ergänzen, hoff' ich. Auch ich werde in Florenz sein. Ich begleite Olga Soniakow und ihre Mutter nach Viareggio oder folge ihnen doch bald dahin. Anfang September bin ich in Florenz, wo mich mein Mann abholen wird. Nicht wahr, das ist nett? Auch wird ein Freund wird Ihnen im voraus eine kleine Summe ausbezahlt, damit Sie sich equipieren können. Junge Leute, die eben ihren Doktor machen, sind immer abgebrannt. Das ist der gewöhnliche Zustand. Mein Mann sagte, er habe damals kaum mehr einen anständigen Rock gehabt, zu seiner Mutter zu reisen."

Aus unserer Studienmappe:

Alter Fischer. Ölstudie von Dr. K. Müller-Kurzwelly-Berlin.

meines Mannes, Professor Durban, Sie an den Prinzen Bolko empfehlen, dem Sie vielleicht täglich einen kleinen historischen Vortrag zu halten haben würden, welcher natürlich entsprechend honoriert wird. Und die zweite Mitteilung," sie sah Olga lächelnd an, „ist recht prosaischer, aber doch sehr wichtiger Natur. Außer dem Stipendium

Zu dieser frommen Lüge gelang ihr auch noch ein gutes Lachen.

‚Das muß er glauben!' dachte Olga entzückt.

Zum Erstaunen der Frauen fragte Wigus Hennegall rasch und ernst: „Wie viel?"

„Fünfhundert Mark," sagte Carolyne aufs Geradewohl.

Wigus stand auf.

„Dann bitte ich Sie, vierhundert gleich davon zurückzubehalten. Ich bin glücklich, so schnell meine Schuld an Sie abtragen zu können. Und indirekt durch eigenes Verdienst. Denn ich darf doch immer annehmen, daß man einen Unfähigen nicht mit dieser Aufgabe betraut hätte."

Sein blasses Gesicht leuchtete. Eine so reine, männliche Freude sprach daraus, daß die Frau tief, tief ihre fromme Lüge bereute.

„Aber das — — das zahlen Sie mir besser allmählich ab — — Sie bedürfen wirklich einiger Kleidung . . ."

„Ich bin ein armer Mann und ein Anfänger," sprach er stolz, „ich will nicht anders auftreten. Jene hundert Mark genügen mir, das Nötigste zu ergänzen. Von den Vierhundert, die Sie mir gaben, ließ ich meiner Mutter einen Schein. So habe ich noch fast hundertundfünfzig Mark. Und in wenig Tagen kann ich einige Artikel druckfertig machen und zu verkaufen trachten."

„Wie Sie wollen," brachte Carolyne Wallraven heraus.

Am liebsten hätte sie ihre Lüge auf der Stelle gebeichtet. Aber sie fühlte, das müßte ihn doch treffen wie ein Peitschenhieb, und all die Hochachtung vor ihm, die im sofortigen Eingestehen der frommen Lüge läge, könnte den Schmerz der Demütigung nicht auslöschen, den er empfinden würde. Fast gewiß war es auch, daß er dann zunächst das ganze Anerbieten mit der florentinischen Reife für einen liebevollen Betrug halten würde, daß man ihm erst genau zu beweisen haben würde, daß es keiner sei und er es ruhig annehmen dürfe.

Sie sah ein, daß Frauengüte und Männerstolz nicht immer die gleichen Wege gehen können.

Niemals wieder, so gelobte sie sich, wollte sie diesem Manne mit einer mildtätigen Lüge vorwärts zu helfen suchen.

Olga aber fühlte eine Ergriffenheit, die beinahe ein Schmerz war. Sie sah nicht mehr den grauen Rock, den sie abscheulich gefunden hatte.

Sie sah nur den festen Stolz auf der Stirn des Mannes mit den leeren Taschen. Sie litt, weil er ein Getäuschter war. Das empfand sie als seiner unwürdig. Sie kam sich, im Verein mit Carolyne, schuldig vor, weil sie sich eine Minute lang über diese List, ihm Geld unter einem wahrscheinlichen Vorwand zuzuwenden, gefreut hatte.

‚Wenn seine blonde Liebe jetzt hier wäre, hieße die ihn einen Narren? Oder billigte sie seine Haltung? Wenn man das wüßte, wüßte man auch, ob sie ihn versteht und seiner würdig ist.'

Es klopfte.

Anders trat mit seinem ewig gleichförmigen Gesichtsausdruck ein.

Auf dem kleinen, silbernen Brett, welches er trug, lag ein Briefumschlag.

„Herr Geheimrat hätten dieses soeben empfangen," meldete er.

Carolyne nahm den Brief. Sie hielt ihn ein Weilchen, ohne ihn zu öffnen, in der Hand, indes Anders wieder das Zimmer verließ. Es war das Gewöhnliche, daß der Geheimrat ihr Einladungen, Billets zu Vorträgen, Briefe fürstlicher oder wissenschaftlich hochstehender Personen so herabschickte, entweder zur Beantwortung oder zur bloßen Kenntnisnahme.

Im Augenblick war sie noch mit Wigus Hennegall sehr beschäftigt, und indem sie ihre Unbefangenheit wieder zu gewinnen trachtete, riet sie ihm, sich erst in Florenz das zu kaufen, was er als nötig erachte. Er würde billiger, geschmackvoller und dem Klima gemäßer kaufen.

Auch Olga hatte es nötig, sich in Unbefangenheit hineinzureden. Sie kannte Florenz ganz genau und fing an, Wigus davon vorzuschwärmen und ihm auseinanderzusetzen, weshalb sie es allen ihr bekannten Städten vorziehe.

Ein seltsamer Laut unterbrach sie. Carolyne hatte ihn ausgestoßen — es war wie ein Schreckensruf gewesen, der doch nicht hatte laut werden sollen.

„Was ist Ihnen?" rief Wigus erschreckt.

„Aber Carolyne!" sagte Olga und sprang helfend herzu.

Sie setzte sich auf die Stuhllehne, legte ihren rechten Arm um die Schultern der Frau und nahm deren Kopf tröstend und haltend gegen ihre Brust.

Denn es sah aus, als kämpfe Carolyne Wallraven mit einer Ohnmacht.

„Laß nur, laß nur," flüsterte sie und suchte sich gewaltsam zu fassen.

„Dürfen wir wissen? Was hast Du? Eine schlimme Nachricht? Können wir Dir helfen?"

Digitized by Google

Strandbisteln. Ölstudie von Dr. R. Müller-Kurzwelly-Berlin.

Carolyne öffnete die Hand, in der sie zusammengedrückt das Blatt hielt, welches sie dem Briefumschlag entnommen hatte. Die beiden sahen es nun: es war ein Telegramm. Und unter den mit Blaustift geschriebenen Worten der Depesche standen zwei Zeilen von des Geheimrats Hand. Die großen, steilragenden Buchstaben, mit tiefschwarzer Tinte geschrieben, waren unverkennbar.

„Lies nur," sagte Carolyne mit dem Versuch zu lächeln, „es ist kein Geheimnis."

Olga las halblaut, und die Nachricht gleichsam nachprüfend auf ihre Richtigkeit:

„Tante Nicoline schwer erkrankt. Dein Kommen erwünscht. Klebs. — Diese Depesche nötigt mich, heute nachmittag abzureisen. Laß also Soniakows und den anderen Tischgästen absagen. N."

Für Wigus sagte die Depesche gar nichts. Auch Olga schien nicht zu begreifen, weshalb diese Nachrichten Carolyne so offenbar aus aller Fassung gebracht. Sie guckte immer noch in die Depesche und schüttelte den Kopf.

Aus Höflichkeit fragte Wigus: „Die Erkrankung dieser Dame geht Ihnen sehr nahe? Sie fürchten den Verlust einer teuren Verwandten?"

„Ja," sagte Carolyne Wallraven hastig, „ja, — sie hat schon seit Jahresfrist zweimal Schlaganfälle gehabt — dies dürfte den dritten ankündigen . . ."

Eine kleine Pause entstand. Zu Wigus' Erstaunen äußerte Olga keinerlei Teilnahme an dieser vielleicht sterbenden Verwandten.

Ihr Blick ruhte forschend auf Carolyne.

Aber die Frau war gewohnt, sich zu beherrschen. Nur der ganz unerwartete Ausfall gegen ihre ruhevolle Haltung hatte für einige Minuten vermocht sie ihr zu rauben.

„So muß ich Dich und Deine Mutter ausladen," sagte sie, „und das Vergnügen, mit Professor Melchior und mit Leiningens zu dinieren, kann ich Dir erst verschaffen, wenn Du mal wieder nach Berlin kommst. Melchior reist morgen nach Tirol, Leiningens gehen in der nächsten Woche nach Norwegen."

„Liebste — weder der Maler, noch die Leiningens sind mir ein Verlust. Dein Mann war es, der behauptete, Melchior

Aus unserer Studienmappe:

An der schwedischen Küste. Ölstudie von Dr. A. Müller-Kurzwelly-Berlin.

müßte mich kennen lernen, und von Frau von Leiningen würde ich entzückt sein."

„Was meinen Sie — wir lassen die Geheimrätin jetzt und gehen," wandte sie sich an Wigus, „und heut abend, Carolyne, guck' ich nochmals nach Dir."

Zärtlich nahm Olga von ihr Abschied. Wigus küßte ihr die Hand.

Sie hatten aber beide das Gefühl, daß die Frau alles wie geistesabwesend hinnahm.

Draußen sprachen sie sich darüber aus.

Sie gingen langsam nebeneinander her. Die Quadersteine des Bürgersteiges unter ihren Füßen brannten vor Hitze. Man spürte es durch die Sohlen der Schuhe. Die Sonne strebte der Mittagshöhe zu. Es war ein Zittern und Flimmern in der Luft.

In den Gärten der Tiergartenstraße blühte es in Farbenpracht und grünte es in blanker Frische. Alle Menschen, die ihnen auf dem Bürgersteig entgegenkamen oder die drüben am Saum des waldartigen Parkes schritten, waren hell gekleidet. Olga und Wigus Hennegall empfanden beide, daß solche Mittagssonnenstunde beinahe etwas Festliches hat.

Und als etwas Ungewöhnliches und Festliches erschien es ihnen auch, daß sie hier nebeneinander gingen.

Die Offenheit, die Olga ihm zeigte, war ihm wie ein Geschenk. Sie rief sein Urteil an. Sie fragte ihn, sprach zu ihm, als sei er etwas. Und ihm fiel ein, daß Fritz und Sophie und Lina und auch seine Mutter ihn als jemanden genommen hatten, dem man noch keine richtige Selbstbestimmung zutraut. Er, der in der Welt so Unerfahrene, er wußte nicht, daß ihm beinahe jeder Mensch von Bedeutung hätte gestehen können: ‚meine Familienmitglieder waren die letzten, die sich entschlossen, an meine Bedeutung zu glauben.'

Olga wußte nur, daß diese Tante Nicoline eine Erbtante war, aber nicht für Carolyne, sondern für den Geheimrat, dessen Großmutterschwester oder dergleichen sie gewesen, und daß der Geheimrat durch ihren Tod in den Besitz eines sehr, sehr ansehnlichen Vermögens gelangte. Ein intimer, verwandtschaftlicher Verkehr zwischen der alten Jungfer und dem geheimrätlichen Ehepaar schien aber nicht bestanden zu haben. Freilich glaubte sie sich zu erinnern, daß alljährlich einmal der Geheimrat die alte Dame in Düsseldorf zu besuchen pflegte. Ja und einmal hatte der Geheimrat bei Tisch so reizend davon erzählt, wie es sei, wenn nach und nach die Menschen um einen ausstürben, die einen noch von der Kindheit her ‚Du' nennten; er hatte eine humoristische Schilderung davon entworfen, wie die alte Köchin seiner Tante Nicoline, Frau Klebs oder in der Familie schlechthin Klebs genannt, ihn noch immer ‚Du' nenne und daß er in deren Augen nicht der Wirkliche Geheimrat Wallraven sei, sondern immer noch der böse Junge, der ihr von den Kirschen genascht, die sie zum Einkochen schon abgewogen hatte. Wodurch ihre ganze Berechnung des zu verbrauchenden Zuckers aus dem Gleichgewicht kam. Alle Tischgäste waren bezaubert gewesen und hatten den Gegensatz: ein großer Mann und die ihn duzende alte Köchin, sehr rührend gefunden. Das war also diese Klebs, die die Depesche unterzeichnet hatte.

Aber wie Carolyne sich über die Gefahr, in welcher das Leben der natürlich schon sehr alten Dame schwebte, so entsetzen konnte, war unbegreiflich.

Auch Wigus konnte aus den Erfahrungen und Beobachtungen, die er seit zwei Jahren im geheimrätlichen Hause gemacht, nichts, gar nichts beibringen, was einen Schlüssel gegeben hätte.

Ihr tiefstes, geheimes Wissen, daß Carolyne in ihrer Ehe sehr unglücklich war, mochte das junge Mädchen nicht einmal andeuten. Und sie sah auch selbst mit diesem Wissen immer noch nicht ein, was der Tod der Tante Nicoline damit zu tun haben könne.

Wigus konnte es nicht begreifen, daß Olga so wenig von der Freundin wußte.

„Carolyne könnte meine Mutter sein. Vielleicht setzt der Altersunterschied Schranken. Mehr aber Carolynens Art, glaube ich. Sie versteckt so viel in sich. Es sind in ihr Dinge, die keiner ahnt, die sie ganz verbirgt. Ich glaube, das ist ihr Unglück."

„Ein vornehmes Unglück," sagte Wigus, „ich fürchte manchmal, das Gegenteil kann mir zur Klippe werden: der heiße Wunsch mich mitzuteilen."

„Für Sie gibt es keine Klippen, gar keine Schwierigkeiten," meinte Olga.

„Sie glauben an meine Zukunft?" fragte er schnell.

„Ja."

„Ist es ein Glaube an meine Begabung oder an meine Ellbogenkraft."

„An beides."

„Ist letzteres nicht eine — rohe Eigenschaft?" fragte er.

„An sich gewiß nicht! Es kommt wohl darauf an, wie man sie ausnutzt. Fähigkeiten ohne Kraft — das gibt die stillen Träumer, denk' ich mir, die tatenlos ästhetisch Genießenden."

„Wie mein armer Schradin einer ist," sagte er, und lachend setzte er hinzu: „Um das zu werden fehlen mir freilich zwei Dinge: Geld und Dulderblut." —

Wie reich kehrte er heim: er sollte eine wunderbare Reise machen, eine anspruchsvolle wissenschaftliche Aufgabe erfüllen, und ein edles, junges Weib, das durch Bildung, Schönheit, Reichtum und Herkunft zu den Bevorzugtesten des Schicksals gehörte, hatte ihm gesagt, daß sie an ihn glaube.

Zum erstenmal kam ihm das Gefühl, daß er mit sich und seiner Zukunft Siddy auch etwas biete. Im Grunde genommen war all sein Werben bisher von dem flehentlichen Wunsch durchglüht gewesen, sie möge Geduld mit seiner Armut haben; jede kleine Zärtlichkeit hatte er mit der stürmischen Dankbarkeit eines Bettlers hingenommen.

Wie beseligend war es zu denken, daß er ihr eines Tages alles, alles zu Füßen legen könne, was er sich an Kränzen und Kronen erringen würde.

Seine Sehnsucht nach ihr erhöhte sich in diesen Betrachtungen. Er brannte auch vor Begierde, ihr das große Ereignis mitzuteilen.

Aber drüben am Fenster war nur die Frau sichtbar, mit gebeugtem Rücken und dem grauen Kopf, der sich über die Nähmaschine beugte. Der schmale, helle Stoffstreifen, der sich unter dem auf- und niedertippenden Maschinenteil hervorhaspelte, sah von hier aus wie ein Treibriemen, der sich mit einem großen Rad drehte.

Siddy kam erst gegen vier Uhr, um schnell etwas zu essen. Um sechs mußte sie schon wieder im Theater sein, weil heute abend das neue Stück gegeben wurde. Darum wollte der Direktor anderthalb Stunden vor Beginn alles versammelt sehen.

Kaum bemerkte Wigus, der vor lauter Aufpassen sich nicht recht auf seine Arbeit konzentrieren konnte, drüben einmal eine helle Gestalt, die sich in Fensternähe bewegte, so eilte er hinüber.

„Schon wieder?" sagte Frau Lindstädt, als sie ihm öffnete.

„Ja, mit wichtigen Nachrichten."

„Haben Sie das große Los gewonnen?"

„So was ähnliches."

Siddy saß und löffelte aus einer Schüssel ein Gericht von Kartoffeln und kleinen Fleischwürfelchen.

Auch ihr erstes Wort war: „Schon wieder?"

Nun kam er mit seiner großen Neuigkeit heraus, deren Wichtigkeit für ihn und sein Fortkommen er klar zu machen suchte.

Da schien es ihm, als wechselten Mutter und Tochter einen raschen Blick der Befriedigung, als er sagte, er müsse für acht Wochen verreisen — — —

Aber das war ja gar nicht möglich. Er hatte sich geirrt. Die Eifersucht von heut morgen war noch nicht ganz überwunden, die spukte noch in seiner Phantasie. Die gaukelte ihm noch was vor, das gar nicht da war . . .

Das Blut stieg ihm zu Kopf.

„Du scheinst nicht traurig über die Trennung, Siddy," sagte er.

„Den Moment denk' ich bloß: da hört das Spionieren von drüben her auf, wenn man mal 'n Blumenstengel ins Fenster stellt," sprach sie übellaunig.

„Siddy!" rief er schmerzlich. „Du kommst darauf zurück!"

„Nee," sagte die Mutter, „nee Kind, — das mußt Du nu auch nicht. Verjeben muß verjessen sein."

Es tat Siddy auch gleich leid. Sie war ja eine gutmüttge kleine Person.

„Sei nur wieder gut. Und erzähl mal. Also wirklich, so 'ne Ehre ist das? Und es nützt Dir? Das ist fein. Bringst Du mir auch was mit?"

Und sie schmiegte sich in seinen Arm hinein und war so zärtlich und drollig wie nur je.

Wenn sie ihre großen, übergroßen Blauaugen so zu ihm aufschlug, während sie ihren blonden Haarschopf gegen seinen Oberarm drückte, schien sie ganz weibliche Demut und Hingabe.

Er fühlte sich beseligt, daß er berufen sei, dieses süße Geschöpf zu schützen und zu halten.

Wieder durchzuckte ihn der Wunsch, sich vor seiner Reise noch mit ihr trauen zu

lassen, um sie ganz die Seine zu nennen. Die Trennung schien ihm zu schwer, wenn er ohne wirkliche Rechte an sie gehen sollte.

Eine heimliche Verlobung! Er wußte, obschon er es sich nicht einzugestehen wagte, recht gut, wie wenig das in der Welt bedeutete, der Siddy angehörte.

Nur mit großer Selbstüberwindung hielt er den Vorschlag zu einer baldigen Heirat noch zurück.

Er fühlte es wohl, Wallravens und jedermann mußte das als die kritiklose Handlung eines blindverliebten Toren erscheinen. Er konnte Siddy noch nicht ernähren, ihr keinen gemeinschaftlichen Haushalt bieten. Sie mußte in ihrem Beruf bei ihrer Mutter bleiben. Ja, er begriff, daß er mit dieser plötzlichen Heirat Siddy sehr schaden könne, denn sagte das nicht deutlich, daß er ihr nicht traue, daß er es für nötig halte, sie durch engere Bande als das gegebene Wort an sich zu ketten! Ganz abgesehen davon, was man sonst noch alles denken könnte.

Aber immerhin erhitzte ihn der Plan, den er hin und her erwog, während des ganzen Nachmittages so sehr, daß er es nicht aushielt, von Siddy entfernt zu sein. Er wollte sie wenigstens sehen — von weitem, im Theater.

Er gönnte sich die Verschwendung, sich einen Platz zu kaufen; im zweiten Rang, ziemlich nahe der Bühne, fand er einen nach seinem Wunsch.

Das Theater war ein sehr großer und recht unfrischer Raum. Er hatte besonders dadurch etwas Stallartiges, daß der Plafond ganz altersgrau erschien. Ein Riesenkronleuchter mit sehr sperrigen Armen schwebte von ihm herab, aber blieb in schwindelnder Höhe über dem Parkett, in das Wigus von seinem Platz aus hinabsah wie in ein düsteres Tal. Das kalte, dürftige Licht, das herrschte, machte den ganzen Theatersaal ungemütlich. Nur die der Bühne zunächst gelegenen Parkett- und Ranglogen hatten etwas Wohnliches. Mehr als zwei Ränge besaß das Theater nicht. Sie zogen sich in einem enormen, halbeiförmigen Bogen von der linken bis zur rechten Seite der Bühne.

Wigus saß fast fiebernd auf seinem Klappsitz.

Wenn Siddy das wüßte! Sie würde eine Riesenfreude haben. Und das Restchen von Zorn auf seinen Eifersuchtsanfall wegen der Rosen mußte ihr schwinden. Sie wußte ja, daß dieser Theaterbesuch von seiner Seite etwas ganz Unerhörtes war. Ein Opfer an Zeit und Geld, das nur seine tolle Verliebtheit bringen konnte. Das mußte sie rühren.

Wenn sie ihn zufällig entdeckte? Er saß in der ersten Reihe und beugte sich auffällig vor. Für den Fall, daß auch sie durch das Guckloch des Vorhanges spähte, sollte sie ihn gleich entdecken. Vielleicht sandte sie ihm dann einmal einen Blick hinauf, der ihm sagte: Ich denke Dein!

Er beneidete eine Gruppe von jungen eleganten Männern, die in der Proszeniumsloge rechts erschienen.

Wenn er dort hätte sitzen können! Fast Auge in Auge mit den Künstlern auf der Bühne.

Er suchte auf dem Zettel Siddys Namen. Sie hatte ihm erzählt, daß sie wieder so eine Art Kammerzöschen mit Kattunkleid und Spitzenschürze zu spielen habe, ihr ständiges Los.

Offenbar schien ihr Name auf dem Zettel verdruckt zu sein. Da stand „Baronesse von Thalselo“ — Fräulein Lindstedt.“

Das Stück begann. Es war eine Marter für Wigus. Ehrabschneider, Spekulanten, eine verfolgte Unschuld, eine Herzogin als heimliche Mutter dieser Unschuld, ein unaussprechlich kühner und edler Offizier — alle möglichen Typen spazierten über die Bühne, in einer grobdrähtigen Handlung durcheinander gewirbelt.

Aber immer noch keine Siddy. Denn das freche und bestechliche Kammerzöschen, das war sie nicht. Das wurde von einer schwarzhaarigen, überschlanken und pikanten Dame gespielt, die beständig in die Proszeniumsloge hinüber kokettierte, wo die Gruppe eleganter junger Herren saß.

Er zermarterte sich in angstvollen Vorstellungen. War Siddy plötzlich erkrankt? Hatte man ihr in letzter Stunde noch die Rolle abgenommen, weil sie derselben nicht genügte? Wo war sie? Könnte er sie doch finden in dem ungeheuren Haus, um sie zu trösten. Vielleicht irrte sie weinend auf der Straße herum oder saß daheim in Tränen, weil eine andere ihre Rolle spielte.

Was war vorgegangen? Und erst so unmittelbar vor Beginn des Theaters? Denn um vier Uhr, als er bei ihr ge-

wesen war, hatte sie kein Wort, kein einziges davon gesagt, daß sie diese Kammerzofe nun doch nicht spielen würde. Und er erinnerte sich, er hatte ausdrücklich nach ihrem Kostüm gefragt und es sehen wollen. Da sagte sie, daß es im Theater sei und aus einem ihrer ‚ewigen' Kattunkleidchen bestehe; ‚die Dich ehren!' hatte er ausgerufen und sie geküßt. Also um vier Uhr wußte sie noch nichts von dieser Änderung. Wo war sie? Krank? Traurig? Was war mit ihr geschehen?

VII.

Endlich, als auch der dritte Akt zu Ende gegangen war, ohne Siddy auf die Bühne gebracht zu haben, verlor er die Geduld. Er fühlte sich außer stande, die noch ausstehenden weiteren zwei Akte zu ertragen. Daß es auf eine Entlarvung aller Bösewichte und eine glückliche Vereinigung der verfolgten Unschuld mit dem kühnen Offizier hinauslaufen würde, war von vornherein gewiß. Von der „Kunst" hatte er genug.

Die Spannung auf Siddy, die Erregung über ihr rätselvolles Ausbleiben waren in ihm bis zur Unerträglichkeit gesteigert.

Er sann nur noch darüber nach, ob er irgend jemand fragen könne, warum Fräulein Lindstädt heute doch nicht spiele. Sollte die Garderobenfrau etwas davon wissen? Oder der Mann an der Kasse? Sie stand doch auf dem Zettel, wenn auch an falscher Stelle. Er las noch einmal das Personenverzeichnis durch. Dabei bemerte er, daß jeder Akt noch einen Untertitel hatte. Diese Untertitel standen, mit den Dekorationen, die als neu hergezählt wurden, quer unter dem Personenverzeichnis. „Vierter Akt: Eine Soiree bei Ihrer Durchlaucht." Daß vielleicht bei dieser Gesellschaftsszene noch ein weiteres Kammerzöschen unter der Dienerschaft der Herzogin auf dem Plan erscheinen könne, hielt er für möglich.

Er beschloß, noch einen Akt abzuwarten. Eigentlich ohne Hoffnung. Wie man sich in verlorener Sache doch noch selbst eine Gnadenfrist gibt, ehe man allen Glauben läßt.

Der Vorhang ging auf. Man sah die Bühne ganz von einem roten Teppich bedeckt. Die Kulissen und der Prospekt zeigten einen gemalten Festsaal von unwirklichem Glanz, törichten Formen und so vorgetäuschter Größe, wie er in keiner Wirklichkeit jemals vorkommt. An zwei Dutzend goldener Stühlchen standen rechts und links vor den Kulissen in der Reihe aufgestellt.

Die Herzogin rauschte in ungeheurer Plüschschleppe hin und her und gab papageienbunt angezogenen Bedienten herrische Befehle für das Fest.

Dann erschienen die Gäste, einzeln, paarweise, in Gruppen, je nachdem die Toiletten der Damen es vorteilhaft erscheinen ließen, einsam in vollem Glanz gezeigt oder lieber ein wenig versteckt zu werden. Alle kamen aus der letzten Kulisse und nahmen von da ihren Weg zwischen einer Reihe von Säulen hindurch, die den Festsaal in zwei Hälften zu teilen schien. So traten alle durch die Mitte auf. Einige der Statisten stießen dabei versehentlich gegen die bemalten Säulen aus Leinwand, so daß diese schlenkerten. Andere stolperten über die Leisten, welche auf den Bühnenbrettern diese Säulen miteinander verbanden. Dann lachten die jungen eleganten Herren in der Loge.

Zuletzt kamen die Schauspieler, deren Rolle den Besuch des herzoglichen Festes gebot, und die Schauspielerinnen, die ebenso im Stück beschäftigt waren, neben anderen, die nur mitwirkten, um den Gesellschaftsakt durch ihre Schönheit und ihre Kleider zu schmücken.

Und da . . . Wigus Hennegall sah und sah auch gleich nichts mehr. Dunkel und unsicher schwankte ihm das ganze Bühnenbild vor Augen.

Und es war so seltsam fern und klein. Als sähe er es durch ein Opernglas, aber verkehrt — ganz fern, ganz klein. Hauptsächlich war das ganze Bild ein hellblauer Punkt.

Dieser hellblaue Punkt war Siddy.

Minuten vergingen, ehe der Mann wirklich mit Sammlung beobachten konnte, was er sah.

Siddy trug eine reizende Toilette von hellblauer Seide, mit weißen Spitzen und hellblauem Chiffon besetzt. Es war gewiß keine übermäßig kostbare Seide, und es waren gewiß keine echten Spitzen. Aber dennoch — — Plunder war es auch nicht. Und es ging in jedem Fall weit über ihre Mittel, ein solches Kleid zu haben. Das wußte der Mann genau, erschreckend genau.

Es war neu. Es saß wie angegossen. In jedem vornehmen Hause hätte Siddy in diesem Kleid als Ballgast erscheinen können.

Woher hatte sie dies Kleid? Es konnte nicht geliehen sein. Wigus verstand fast nichts von Frauenkleidung, aber das hatte er von Siddy und ihrer Mutter manchmal sagen hören, daß ein Gewand sich nur tadellos der Gestalt anschmiege, wenn es extra für diese eine, besondere Figur angefertigt worden sei.

Wie dieses blaue Seidengewand Siddys reizvolle Gestalt erraten ließ! Und wie tief es ihre Schultern enthüllte!

Wigus hatte natürlich seine kleine Braut noch niemals so gesehen.

Ihm, dem Manne, stieg es rot ins Gesicht.

Aber seine Augen brannten, und er ließ keinen Blick von ihr.

Es war, als würde sein Blick immer schärfer; er beobachtete, in dem verzehrenden Verlangen zu wissen, zu verstehen . . .

Kein Lächeln entging ihm. Keine ihrer Bewegungen.

Zu sprechen hatte sie nur ein halbes Dutzend Worte. Sie bildete mit anderen schön gekleideten Damen und einigen Herren, die eine gute Figur im Frack machten, eine Gruppe, die ganz in den Vordergrund gerückt war.

Wie wunderbar schön waren die Linien ihres vollen Nackens, der runden Schultern, wie reizend saß der Kopf auf dem Hals, der nur vielleicht etwas zu kurz war.

Und das holde, unschuldsvolle Gesichtchen mit den übergroßen Blauaugen, die zugleich fröhlich und fragend blickten . . .

Wigus sah es genau: all die jungen Elegants richteten ihre Aufmerksamkeit auf diese reizvolle Erscheinung in hellblau. Einer suchte auf dem Zettel nach dem Namen. Ein anderer erklärte etwas; vielleicht, daß das ja die kleine Lindstädt sei, die bisher nur nicht so bemerkt wurde, weil sie immer Dienstmädchen in hochgeschlossenen Kattunkleidern gespielt hatte.

Immer war Siddy ihm verführerisch erschienen. Seiner Verliebtheit dünkte kein junges Weib so zauberisch wie gerade sie.

Aber jetzt erst, in diesem kleidsamen Gewand, jetzt erst erriet er ihre ganze lockende Schönheit.

Und was ihr den höchsten Zauber gab, war ihre Unberührtheit. Die Jugend und die Unschuld strahlten von ihrer Stirn.

So seltsam war das — gerade in diesem Augenblick, wo ihn Zweifel an ihr zerfleischten — ach, es waren keine Zweifel mehr, denn gelogen hatte sie doch in jedem Falle! — gerade in diesem Augenblicke begriff er doch ganz deutlich, daß sie keine Verlorene war.

Vor welchen Rätseln stand er? Wie konnte sich dies aufklären? Erfuhr er Dinge, die er verzeihen, die er dulden durfte?

Er zitterte davor, daß dieses blaue Seidenkleid mit den Rosen in irgend einem Zusammenhang stehen könnte. Und wußte zugleich schon ganz genau, daß da ein Zusammenhang sein müsse.

Siddy kokettierte nicht, gleich den meisten auf der Bühne anwesenden Damen, mit den Elegants in der Proszeniumsloge.

Aber ihr Blick ging manchmal mit einem bemerkbaren Augenaufschlag zu der kleinen Loge im ersten Rang empor, die über der Proszeniumsloge sich hart an die Soffite drängte.

Diese Loge war indessen leer.

Hatte sie dort jemanden zu finden gehofft, den nun ihr Blick vergebens suchte?

Jetzt wurde auf der Bühne Tee serviert. Siddy und einige Damen zogen dazu einen Handschuh aus. Wigus kam es nicht zum Bewußtsein, daß das unnötig war und vielleicht nur geschah, um schöne Arme zu zeigen.

Er sah nur, daß an Siddys Hand ein Ring saß mit einem blitzenden Stein. Auf der Stelle wußte er: das war ein echter Ring!

Sie hatte geschmackvoll verschmäht, ihren Hals mit unechtem Schmuck zu behängen, sie trug kein Armband und keinen weiteren Ring. Das allein sprach schon dafür, daß er von Gold war — kein Groschenring mit einem „Edelstein" von Glas.

Wigus Hennegall stand auf. Er ertrug es nicht mehr. Er spürte gar nicht, daß er seine Nachbarn störte, daß er sich ohne Rücksicht durch die Reihen, an zehn sitzenden Menschen vorüber, drängte, ohne auch nur um Entschuldigung zu bitten. Er floh förmlich aus dem Hause.

Draußen ging ein rasch fallender, großtropfiger Regen nieder. Es mochte inzwischen gewittert haben. Aber der Schein der elektrischen Lampen, die wie blauweiße, leuchtende Rieseneier hoch an ihren eisernen Ständern hingen, erfüllte die Luft mit zu viel Helle und Glanz.

An der schwedischen Küste. Nach dem Gemälde von Dr. K. Müller-Kurzwelly.

Ein Blick zum Himmel hinauf zeigte nur totes Schwarz. Man konnte nicht erkennen, ob da noch zuckender Schein von fernen Wettern huschte oder Wolken sich kämpfend drängten. So hatte dieser Regen, der aus der Höhe und der Nacht kam und in die hellen Lichtfluten niederprasselte, fast etwas Unnatürliches.

Wigus wußte eigentlich nicht, was er wollte. Hier vor dem Theater, im Regen und grellen Schein warten? Nach Hause gehen? Da lauern, bis es drüben bei ihr hell wurde, um dann hinüber zu stürzen?

Er wartete hier und ging rastlos unter dem Glasdach hin und her, das die Anfahrt schützte. Daß er aus dem vierten Akt fortgelaufen war, daß es noch einen fünften Akt gab, in dem Siddy vielleicht auch noch beschäftigt war, hatte er vergessen. Für ihn war das Theater aus. Er begriff nicht, wo Siddy blieb. Es fiel ihm auch gar nicht auf, daß kein Menschenstrom aus dem Hause kam.

Der Portier stand in der Tür und sah den Menschen zu, die unter dem Glasdach warteten, bis der Regen aufhöre. Es wurden immer mehr Menschen. Wigus fühlte sich endlich beengt und ging davon, in den Regen hinein. Aus dem Licht kam er in stillere Straßen. Es tropfte auch nur noch. Endlich, als er vor seinem Hause stand, war es trocken. Die Gaslaterne, die gerade vor dem Durchgang zum Hinterhaus brannte, spiegelte sich auf dem nassen Bürgersteig wieder.

Wigus stand und wartete. Ihm kam es vor, als seien es Stunden.

War sie nach dem Theater noch ausgegangen? Mit wem? Wohin? Wo sie finden, um sie laut zu fragen ....

Ein paar Hausbewohner kamen an ihm vorbei mit einem freundlichen „'n Abend." Denn er wohnte seit fünf Jahren hier und kannte diesen und jenen Flurnachbar oder Handwerker.

Eine Droschke zweiter Klasse zuckelte heran. Sie lenkte aus ihrer Fahrlinie von der anderen Straßenseite herüber. Ehe noch der Laternenschein durch das Wagenfenster fiel und zeigte, daß drinnen zwei Frauen saßen, wußte Wigus:

‚Sie ist es.'

Er nahm auf der Schwelle des Vorderhauses Stellung, sich fest gegen das geschlossene Haustor drückend.

Die Frauen stiegen aus. Die Mutter zuerst, eine Handtasche in der Linken und über dem Arm Kleidungsstücke, die in ein weißes Tuch geschlagen waren. Hellblau sah darunter schimmernde Seide hervor.

Siddy bezahlte den Kutscher. Die Mutter stand dabei und sah zu, damit Siddy sich nicht etwa verzählte.

Nun wandten sich die Frauen.

Siddy stieß einen kleinen Schrei aus. Ein großer, dunkler Mensch löste sich aus der Türecke; sie sah dann aber gleich, daß dies bleiche Gesicht dasjenige von Wigus war. Schon wollte ein ärgerliches Wort von ihren Lippen.

Aber mit unheimlicher Raschheit hatte der Mann ihre Hand gepackt.

„Wo kommst Du her?" herrschte er sie an.

„Direkt aus dem Theater. Es ist gerade erst 'n Viertel Zwölf," sagte Siddy. „Aber was fällt Dir eigentlich ein?"

Sie kam wirklich geradewegs aus dem Theater. Dem in heißem Zorn, in fiebernder Angst Wartenden war jedes Zeitmaß abhanden gekommen.

„Nee — so was!" rief die Mutter entrüstet.

„Weshalb hast Du mich belogen? Wer hat Dir das blaue Kleid geschenkt? Wer den Ring?" fragte er, ohne ihre Hand los zu lassen.

Gerade kamen ein paar Menschen vorüber. Deshalb hielt Siddy still.

„Mag doch keine Szene," flüsterte sie, „laß uns doch ins Haus. Ich will es Dir morgen erzählen."

„Ich muß es sofort wissen — sofort."

Unwillkürlich raunte auch er. Heiser, aber scharf und drohend klang sein Geflüster.

„Aber nee — was soll das?" sagte die Mutter. „Komm, Siddy."

Und sie steckte ihren Hausschlüssel in das Schlüsselloch.

Da ließ Wigus die Hand des Mädchens los und griff nach der der Frau mit dem Schlüssel.

„Erst will ich wissen ..."

„Nu — Gott — Unrecht ist da nicht bei. Geschenkt hat Siddy das gekriegt, von jemand, der ihr in allen Ehren wohl will."

„Geschenkt! Geschenkt! Meine Braut hat sich von niemanden etwas schenken zu lassen," sagte er heftig.

Siddy verlor die Geduld. Das bißchen Herzklopfen, das sie anfangs wegen ihrer kleinen Flunkerei und Heimlichkeit gehabt hatte, wich einem Ärger, den sie für sehr gerecht hielt.

„Sei nicht albern," sprach sie, „warum soll ich mir nicht ebensogut was schenken lassen wie Du. Deine ganze Gymnasialzeit hat Dir'n Wohltäter bezahlt. Das ist dasselbe. Wir sind arm. Da nimmt man's dankbar hin, wenn man einen Gönner findet. Dramat'schen Unterricht soll ich haben. So, da weißt Du's gleich. Schließlich kommt's Dir doch mit zu statten, wenn ich flinker Karriere mache. Und nu sei vernünftig. — Mutter, schließ auf. Morgen ist auch noch'n Tag."

Er war wie sinnlos. Wieder hinderte er mit gebieterischer Hand die Frau, aufzuschließen.

„Dasselbe!" sprach er. „Dasselbe?"

Dies unglückliche Wort verwirrte ihn. Es war, als suche sein Verstand da einen Ausweg. Fühlte sie den Unterschied nicht — wirklich nicht?

„Ein Gönner," zischelte er, „ein Gönner, der eine schöne, junge Künstlerin fördert — der — der will — —"

Aber mit einem kurzen, unbefangenen Auflachen fiel ihm die Frau ins Wort:

„Denken Sie denn, daß Siddy so dumm ist!"

Kurzerhand schloß sie auf.

„Komm, mein Kind. Kannst Dich morgen mit Dein Bräutjam vertragen, nu will ich schlafen gehen."

Siddy, in ihrer Gutmütigkeit, strich dem armen, törichten Kerl noch rasch die Wangen. Er war entschieden eifersüchtig wie ein Türke. Das mußte man ihm natürlich abgewöhnen. Bei ihrem Beruf! Lachhaft. Aber immerhin tat er ihr leid.

„Gute Nacht Du — Du! Hast Dich denn gar nicht gefreut, wie hübsch Deine Siddy aussah?"

Die Tür öffnete sich. Im schwarzaufgähnenden breiten Spalt verschwanden die Frauen.

Von dem Mann, der wie versteinert gestanden hatte, wich langsam die Erstarrung. Mit schweren Schritten ging er in seine Wohnung hinauf, über dunkle Treppen, am glatten Geländer sich emportastend. In seiner Stube zog er sich rasch aus. Siddy, die drüben doch ein wenig unruhig hinter ihrer Gardine lauerte, sah, daß der Lichtschein in Wigus' Zimmer schon wenige Minuten, nachdem er aufgeglänzt war, wieder erlosch.

Gottlob. Er ging ruhig schlafen. Dann war er auch nicht ernstlich böse und würde Vernunft annehmen. Denn erzürnen wollte sie sich in keinem Falle mit ihm. Erstens hatte sie ihn wirklich ein bißchen lieb; dann war er doch immer derjenige, der sie heiraten wollte; wer wußte, ob noch ein anderer, Besserer mit solchen Absichten kam, und Frau sein war entschieden viel wert; endlich aber wollte er unter die Zeitungsschreiber gehen, und mit so jemand mußte man, selbst wenn es nicht zur Heirat kam, Freund bleiben. Denn Siddy hatte unklare, aber schreckliche Vorstellungen davon, was so ein Mensch Feindseliges unternehmen könne. —

Wigus lag im Dunklen. Ihm war, als seien die Bilder der Erinnerung dann deutlicher vor seinem Geist, wenn nichts Gegenständliches sich seinem Auge aufdrängte.

Sein Zustand war fürchterlich.

Das Wort des alten Weibes hatte ihm auf einmal Siddy und ihr ganzes Wesen mit Blitzeshelle erleuchtet.

„Denken Sie denn, daß Siddy so dumm ist!"

So dumm, einem freigebigen Gönner auch nur ein Küßchen zu gestatten — so dumm, ihre Unschuld auch nur von dem Hauch eines Verdachtes trüben zu lassen — so dumm, von dem Glorienschein ihrer Tugend auch nur den kleinsten Glanz verlieren zu wollen.

O — diese entsetzliche Reihenfolge „Dummheiten", deren Siddy *nicht* fähig sei, ließ sich endlos verlängern . . .

„Denken Sie denn, daß Siddy so dumm ist."

So dumm, dem Mann, den sie liebt, der sie liebt, der sie heiraten will, jemals mehr Liebesbeweise zu geben, als die Gegenwart der Mutter gestattet — so dumm, sich jemals von ihrer Leidenschaft hinreißen zu lassen, die Grenzen der keuschesten Haltung zu überschreiten. —

Nein, Siddy war nicht dumm.

Sie verstand sich auf das gemeinste, auf das einträglichste von allen Handelsgeschäften.

Ihr Handelsartikel war ihre Tugend.

Sie wollte mit ihrer Tugend eine Karriere, einen Gatten, Vorteile aller Art sich erobern.

Ein feines Geschäft.

Nur, daß sie an den Falschen gekommen war ...

Zornbebend preßte der Mann seine Fäuste gegen die Stirn.

Hätte er sie hier, um ihr zu sagen, wie er sie auf einmal durchschaute! Hätte er sie hier, um die Wonne zu genießen, ihr seine ganze Verachtung entgegen zu schleudern.

Sein Stolz litt, sein männlicher Stolz, der vor einer Unwürdigen gekniet hatte. Er verhöhnte sich selbst, daß er blind angebetet und die Niedrigkeit nicht erkannt hatte.

Dafür gab es nur eine Rache. Nur einen Ausgleich wußte sein fieberndes Hirn: verachten! In Verachtung schwelgen, wie zuvor in Anbetung.

Und es sie wissen lassen!

Und diese Verachtung und vor allen Dingen die Unmöglichkeit, sie jetzt, sofort, laut hinaus und hinüber zu schreien in die Nacht, zerfleischte ihn. Sie rieb ihn auf, wie eine große, körperliche Anstrengung. Und langsam erschlafften seine Nerven und seine Pulse ebneten sich.

Er verfiel in eine Art von Mattigkeit, und in diesem Zustand erwachte in ihm der Schmerz. Ein tiefer, jammervoller Schmerz.

Wie hatte er Siddy geliebt! Er, der Arme, dem die Not und Härte des Lebens von den Tagen seiner frühesten Kindheit an so bitter zugesetzt, er hatte durch Siddy zum erstenmal erfahren, daß das Leben auch Wonnen hat. Einer Lichtgestalt gleich war sie in seine dunklen Tage getreten.

Sein einziges Gut, seine einzige Freude hatte man ihm, dem armen Kämpfer, geraubt.

Wer war dieser geheimnisvolle Gönner? O, daß er seinen Namen wüßte, um den Mann, der ihn bestahl, niederzuschlagen. Aber die Frauen würden sich diesen Namen nicht entreißen lassen und alle weibliche List aufwenden, um zu hindern, daß er ihn erfuhr.

Schließlich, — was lag auch daran? Vielleicht wußte jener Mann gar nichts von seiner — Wigus' — Existenz, nichts davon, daß Siddy ihm ihr Wort gegeben hatte.

Wahrscheinlich war Siddy nicht so „dumm" gewesen, ihm zu sagen, daß sie verlobt sei.

Wahrscheinlich hatte sie ihn durch Schweigen verleugnet.

Was hatte er von einem Weibe zu erwarten, das ihn, um kleiner, materieller Vorteile willen schon verleugnete? Um ein Kleid, um einen Ring!

Und weshalb war dies Verleugnen nötig, wenn der Gönner ein selbstloser Wohltäter war, der einem strebenden Menschenkind wirklich in reinster Absicht weiterhelfen wollte?

Siddy sagte: Du hast einen Wohltäter, auch ich habe nun einen; ebensogut wie Du Dir Deinen Lebensunterhalt während Deiner Gymnasiastenzeit schenken ließt, kann ich mir Dinge schenken lassen, die mir in meinem Beruf nützlich sind.

War es dasselbe? Tausendmal: nein. Doch vielleicht: ja, ja!

Wunderlieblich hatte Siddy ausgesehen in dieser hellblauen Kleiderpracht.

Und mit einemmal war es, als wandle sich das Bild der Erinnerung in Fleisch und Blut, in greifbare Wirklichkeit.

Stand sie nicht am Bettrand — lächelnd, sich verheißend zu ihm neigend — bereit ihn zu küssen?

Wie schimmerte die Seide, wie eng schloß sich das Gewand um den jungen Körper und verriet lockende Linien.

Die weißen Schultern waren so rund, der Ansatz schwellender Formen ließ sich so deutlich erraten.

Der Mann biß in sein Kissen.

„Siddy, Siddy" stöhnte er.

Vielleicht war das alles ganz naiv. Sie, von ihrer Mutter so geleitet, dachte erlaubt und klug zu handeln, wenn sie annahm, was man ihr bot. Sie hatte ein Recht, sehr stolz auf ihre Tugend zu sein. Der Begriff von seelischer Keuschheit war ihr vielleicht nie aufgegangen. Wie sollte er auch.

War es nicht seine, — des wissenden, überlegenen Mannes Pflicht, sie zu halten, zu leiten, zu heben?

Die jugendschöne Gestalt stand vor ihm und versuchte ihn scharf.

Mit erfinderischem Geist fand er Pflichtgründe von zwingender Gewalt, die ihn bestimmen *mußten*, nicht von Siddy zu lassen.

Nun, seit er sie so reizend geschmückt gesehen, wußte er ja erst völlig, wie schön sie war.

Niemals war seine Liebe so heiß gewesen, wie in dieser dunklen Stunde.

Er konnte nicht von ihr lassen.

Was war denn geschehen?

Sie hatte ein paar Geschenke angenommen — für sie wertvolle, für den Mann, der sie gegeben, vielleicht eine Kleinigkeit.

Darum das süße Geschöpf dahin geben? Deshalb auf alle heißen Freuden ihres Besitzes verzichten?

Wie viele Männer leben in glücklicher Ehe mit Frauen, auf deren Vergangenheit sogar Schatten lagern.

Und Siddy? Die arme kleine Siddy hatte nur nicht die Kraft gehabt, ein Geschenk abzuweisen, weiter nichts.

Das war noch nicht einmal die Gefahr. Nur erst die Möglichkeit einer Gefahr. Aber dieser mußte sie entrückt werden. Nun erschien es zweifellos: er mußte sie heiraten, bevor er ging. Und wenn sich das nicht ermöglichen ließ, lieber — nicht fortgehen ...

Als seine Gedanken bis zu diesem Punkt gekommen waren, erschrak er bis in die Tiefe seiner Seele ...

Er begriff, daß seine heißen Wünsche mit ihm spielten.

Daß er in furchtbarer Gefahr stand. In der: um eines Weibes willen seine Zukunft zu vergessen, um eines Weibes willen seinen reinen Stolz zu beflecken.

Siddy dies verzeihen, sich ihrer Art anpassen, hieß abwärts gleiten — abwärts — abwärts —

Hatte er darum jenen Siegertrotz und Lebensmut sich von den Grenzen des Todes geholt, von jener fürchterlichen Grenze, deren drohende Schauer er nie vergaß, um am ersten Weibe zu zerbrechen, das das Schicksal ihn in den Weg stellte?

Nein, nein! schrie es in ihm.

Aber immer stand lockend die blaue Gestalt, schimmernd und verheißend, und flüsterte von süßen Stunden ...

Wenn sie doch schon sein gewesen wäre. Eine Frau verschmerzt man leichter als eine Braut ... Ob das nicht doch eine tiefe Wahrheit war?

Verzichtet man leichter auf einen Besitz als auf eine Sehnsucht?

Wie hatte er sie geliebt! Wie liebte er sie noch! Wenn dies Verlangen, das sich aus der Verachtung geboren hatte und wie Höllenqual in ihm brannte, anders diesen Himmelsnamen verdiente ...

Wenn er von ihr ließ — nahm sie dann nicht ein anderer? Der geheimnisvolle Spender jener Gaben?

O nein ... „so dumm war Siddy nicht."

Und da war das vernichtende Wort wieder lebendig in ihm, und er wußte mit unerbitterlicher Klarheit, wie er handeln würde, allein handeln konnte ....

Nur, daß es weh tat, so bitter weh, wie noch gar nichts bisher ....

Nur, daß alles Glück, aller Sonnenschein, alle Jugend dahin waren ...

Daß nichts übrig blieb, wie der Kampf und die Not — — — — — — — —

— — — — — — — — — —

Früh saß er an seinem Schreibtisch. Er brauchte sich nicht zu besinnen und nicht nach erklärenden Worten zu suchen. Es fiel ihm nicht einmal von fern ein, daß er noch begründen müßte oder daß er das Recht gehabt hätte, Vorwürfe und Klagen zu erheben.

„Dein Wort, Siddy, gebe ich Dir zurück. Ich entsage Dir und mein Entschluß ist unabänderlich.

Wigus Hennegall."

Das war alles.

Er hatte gar nicht das Bedürfnis, mehr zu sagen.

Ihm war, als stehe er vor einem elementaren Ereignis, dem gegenüber man seine Menschenohnmacht fühlt.

Als sei der Tod in seinen Kreis getreten und habe sich von seiner Seite ein Opfer geholt, so war ihm ...

Verloren — vorbei ...

Er gab den Brief seiner Wirtin und sagte, daß er noch heute ausziehen werde.

Frau Mädler erhob ein großes Jammergeschrei und erklärte, daß natürlich der Herr Doktor den Monat Juli ganz bezahlen müsse, auch wenn er ziehe.

So riß sie ihn aus der stillen Höhe seines Schmerzes gleich hinab in die Niederung der kleinlichsten Fragen und Sorgen.

Was für ein Tag war heute? Richtig, der achte Juli. Daß er einst mit Frau Mädler eine vierzehntägige Kündigung ab-

gemacht, hatte er längst vergessen. Nachdem er hier fünf Jahre in Frieden gewohnt und oft acht Tage und länger nur von trockenem Brot und schwarzem Kaffee gelebt, um Frau Mädler nicht auf ihr Geld warten zu lassen, hatte er eine Art Heimats- und Anhänglichkeitsgefühl an diese Stube und diese Frau bekommen. Auf einmal stand nun die Zimmervermieterin vor ihm, die auf ihren Schein pochte.

Das konnte er nicht: hier die Stube bezahlen und noch eine andere anderswo. Das wäre Verschwendung gewesen. Er hatte kein Recht, auch nur zehn Pfennig zu verschwenden. Er hatte Ehrenschulden — —

Alles in ihm bäumte sich auf. Unfrei — unfrei!

Mit großen Schritten lief er in seinem Zimmer hin und her und sann über die Möglichkeit nach, an diesem Tisch, unter diesem Fenster zu arbeiten, mit dem Blick hinüber zu ihr . . . Dazu hätte die kaltblütige Sammlung eines Greises gehört. Und er brauchte nur an die für ihn Tote zu denken, so rasten seine Pulse . . . Alles in ihm schrie: sie lebt ja! Und die mächtigste aller Gewalten — die Begierde raunte: geh zu ihr, verzeihe ihr . . .

Unmöglich. Undenkbar. Er konnte nicht hier bleiben, trotz aller kleinlich-angstvollen Erwägungen um das bißchen Geld, trotz des deutlichen Gefühls, daß es für ihn ein Luxus sei, von leidenschaftlichen Empfindungen sich bestimmen zu lassen . . .

Schonen dürfen sich nur die Reichen . . .

Es klopfte. Wigus hörte es nicht.

Nein, unmöglich. Er mußte arbeiten. Seine Arbeit ging allem vor. Wie sollte er arbeiten können, wenn drüben am Fenster die holde Gestalt erschien, das blonde Haupt sich herausneigte.

Es klopfte wieder. Nun hörte er den Ton und erschrak. Kam Siddy? Wollte sie seinen Entschluß wankend machen? Er blieb stumm, aber die Tür öffnete sich, und Fritz Malchin, der Mann seiner Schwester Sophie, trat ein.

Wigus erblaßte. Der Anblick dieses

Aus unserer Studienmappe:

Studienzeichnung von Alexander Zick.

Mannes in diesem Augenblick war ihm entsetzlich.

Die glatte Nüchternheit kam und gönnte ihm nicht, die Leidenschaft seines Grams auszukosten.

Sein ganzes Wesen empörte sich gegen den Mann und machte ihn ungerecht. Die etwas belegte Stimme, die Art zu gehen, die Malchin an sich hatte, reizten ihn wie persönliche Kränkung. Malchin hatte Plattfüße, und da er bei jedem Schritt die Hacken zuerst ansetzte, sah es immer aus, als zertrete er etwas. Wie hatte Sophie einen plattfüßigen Menschen heiraten können? Kein Fehler entadelt die Erscheinung eines Menschen so sehr wie dieser. Und sah Sophie denn nicht, daß der Mann vor Selbstgefälligkeit platzte?

Diese Gedanken peinigten ihn, machten ihn fast krank vor Nervosität, während Fritz Malchin, glänzend in Sauberkeit und Würde, auf ihn einsprach.

Er war gekommen, um eine Wohnung zu mieten. Es hatte sich Überraschendes begeben. Molling & Seidler wünschten seinen sofortigen Eintritt, da sein Vorgänger plötzlich sehr erkrankt war; der Breslauer Chef ließ ihn frei, natürlich mit äußerstem Bedauern, aber er fühlte in sich nicht das Recht, einem so ausgezeichneten Mann wie Fritz Malchin in seinem Fortkommen hinderlich zu sein.

Anstatt am ersten Oktober würden er und Sophie nun schon sofort übersiedeln. Auch die Mutter und Lina würde er bestimmen, desgleichen zu tun. Lina hatte sowieso vom fünfzehnten Juli bis zum fünfzehnten August ihre Ferien. Somit setzte sie ihren Chef nicht in Verlegenheit. Fritz Malchin hob auch hervor, daß er in brüderlicher Gesinnung und Versöhnlichkeit seine ersten Schritte zu Wigus gelenkt, obgleich dieser seinen Brief unbeantwortet gelassen und abermals an Breslau vorbeigefahren sei.

Wigus hörte alles Er verstand auch alles. Aber es war, als spräche da ein Mensch von einem anderen Stern von Dingen, die sich auf einem andern Stern zutrugen.

Ging ihn dies alles etwas an?

„Vielleicht gehst Du mit mir, Wohnungen besehen. Und hältst Du es für denkbar, daß die Mutter und Lina hier bei Dir ein Unterkommen finden? Oder willst Du diese Wohnung aufgeben?"

Die Mutter — die Mutter — —

Und auf einmal fühlte sich Wigus von einer unbändigen Sehnsucht nach der alten Frau erfaßt. Daß er vor zwei Tagen von ihr gegangen war mit der Erkenntnis einer Kluft zwischen ihr und ihm, hatte er plötzlich vergessen.

Ja, die Mutter — das war die einzige, der er von Siddy sagen konnte und dem Weh des Verlustes . . .

Fritz Malchin entwarf eines Tagesplan. Er hatte bereits einen Wohnungsanzeiger und einen Plan von Berlin in der Tasche und praktisch ein Programm in sein Notizbuch getragen, nach welchem nun das Werk begonnen werden sollte.

Den ganzen Tag mit diesem Mann verleben! Immer die belegte Stimme hören, immer den zutretenden Schritt der Plattfüße neben sich, immer die Gestikulationen dieser rosigen Hände zu ertragen, die aussahen, als seien sie gerade eben mit Seife gewaschen — — unmöglich. Es hätte ihn rasend gemacht.

Wer ein geliebtes Menschenkind an das Leben verlor, an den viel schrecklicheren, viel grausameren Räuber, der muß sich das Recht zur heimlichen Trauer erst erstreiten.

Wigus log.

Er sagte, daß er sofort zum Geheimrat Wallraven gehen müsse.

Fritz Malchin wußte nicht, wer das war, unter den großen Firmennamen, die ihm imponierten, befand sich kein Wallraven. Ein Professor? Ein Lehrer von Wigus? Weiter nichts. Reiche Leute, die ein kleines Palais in nobelster Gegend bewohnten!? So, das ließ sich hören. Das war etwas anderes. Da konnte Wigus den Schwager ja mitnehmen, vorstellen, einführen. Ob man bei Wallravens wohl Weine von Molling & Seidler trank? Da ließe sich etwas machen, eine Geschäftsverbindung anbahnen.

Vor diesem Ansinnen, im unbefangensten, selbstverständlichsten Ton gemacht, geriet Wigus in eine Art von Hilflosigkeit. Er begriff, daß er Fritz Malchin auf keine Art den gesellschaftlichen Unterschied klar machen konnte; noch weniger aber, daß es eine Taktlosigkeit ersten Ranges wäre, wenn Malchin die Weine seiner Firma dort anstellen würde. Malchin sah das als sein Recht,

als den legalen Versuch ein Geschäft zu machen an.

Und dieser Mensch stand in aller Zukunft hart neben ihm im Leben, denn er war der Gatte seiner Schwester. Dieser Mensch würde in aller Zukunft jeden seiner Schritte kennen, kritisieren; würde sich in aller Zukunft einfach in seine Kreise drängen, wenn er einen Vorteil davon erhoffte.

Das war ja grotesk.

Familie! Familienleben! Heilige Güter, heilige Pflichten!

Aber, es konnte doch kein moralisches Gesetz geben, das eine Persönlichkeit zwang, sich selbst zu verderben um dieser Güter und Pflichten willen.

Und sollten diese letzteren gar noch ausgedehnt werden auf angeheiratete Familienmitglieder? Auf Menschen, die der Würfelbecher des Zufalls an unsere Seite spielt?

Das erschien Wigus so töricht, so unendlich verkehrt, daß er gar nicht begriff, wie es Tausende und Abertausende geben könne, die still hielten, sich duldend zum Opfer von „Verwandten" machten.

Man kann nur eine Familie zusammenbilden, wenn man in der gleichen Kulturzone geistig daheim ist.

Schon schwebte das harte Wort, das ihn für immer mit diesem Mann erzürnen mußte und — sollte, auf seinen Lippen. Da fiel ihm wieder die Mutter ein.

Ach wie würde sie weinen! Ihre Älteste und ihr einziger Sohn für immer erzürnt. Da bißchen Familienfrieden vorbei. War man nicht schon arm und unglücklich genug?

Und er bezwang sich und sagte etwas davon, daß der Geheimrat verreist sei, daß ein Trauerfall in der Familie bevorstehe und er heute sich der Geheimrätin zur Verfügung zu halten habe. Und dachte dabei, daß er durch die Mutter und Lina auf den Mann einwirken lassen wolle, damit der ihm nicht über Wallravens Schwelle kam.

So wollte Fritz ihn denn wenigstens bis an das Wallravensche Haus geleiten.

Nun mußte Wigus, was er gar nicht vorgehabt hatte, wirklich hingehen. Aber der Vorwand fehlte nicht: er konnte sich in der Tat erkundigen, ob die Geheimrätin Nachrichten von der erkrankten Verwandten habe.

Unterwegs teilte Wigus dem Schwager dann mit, daß er ein Stipendium bekäme und nach Florenz reise; das werde wohl am fünfzehnten August sein, und bis dahin könne er mit der Mutter und Lina zusammenwohnen.

Malchin war freudig überrascht. Sein Ton nahm auf der Stelle eine brüderlichere Färbung an. Wigus spürte es.

‚Jeder Erfolg,' sagte er sich, ‚jeder kleinste wird das Familiengefühl dieses Mannes für mich steigern, immer steigern. Und wenn ich dereinst auf der Höhe bin, die ich erstrebe, wird er mich im Munde führen wie einen Titel. Allen Menschen wird er es sagen, ungefragt: ich bin der Schwager von Dr. Wigus Hennegall.'

Sie näherten sich der Rauchstraße. Schon von weitem sah Wigus einen Wagen vor der Tür stehen — es war die Wallravensche Equipage. Wenn nun gerade Carolyne Wallraven fortfuhr, war er verloren, er mußte dann den Tag mit Malchin verleben.

Und da trat Olga Soniakow aus der Gitterpforte. Sie hielt die Pforte auf, so, als warte sie auf jemand, der im Vorgarten sein mochte. Nun kam eine alte Dame.

Wahrscheinlich Madame Soniakow. Wie stattlich sie sich hielt. Olga wollte ihr in den Wagen helfen. Aber da kam schon Anders gestürzt, mit einem Bücherpaket im Arm, das er auf den Rücksitz des Wagens legte.

Die Pferde zogen an. Unwillkürlich blieb Wigus stehen, es war vor dem zweiten Hause, vor dem des Geheimrats.

Er zog den Hut. Olga Soniakow grüßte. Und Wigus sah es: sie errötete tief . . .

Staunend sah er dem Wagen nach.

„Wer waren denn die?" fragte Malchin. Er hatte es auch gesehen, daß die junge Dame errötete, und gedacht ‚na — nu — —?'

Die sehr modische Eleganz der Dame brachte ihn auf die törichte Idee, daß das am Ende Wigus' Braut, die Schauspielerin, sei, von der er im voraus alle möglichen niedrigen Vorstellungen hatte.

„Eine Freundin von Geheimrats."

„Ich dachte schon Deine heimliche Braut," lachte Malchin.

„Ich habe keine Braut mehr."

Befehlend sah Wigus den andern Mann

an. Sein ganzes Wesen bebte in dem heißen Wunsch, dem andern jedes rohe Wort, jede Frage, ja jeden fragenden Blick verbieten zu können.

Und vor diesem sprühenden Blick sank Malchin wirklich der Mut in die Schuhe. Er fragte kein Wort — kein einziges . . .

„Hier sind wir," sagte Wigus und seufzte befreit auf.

Ein wenig versöhnt, weil er empfunden, daß er doch Macht über den anderen besaß, fügte er noch hinzu, daß man sich ja am Abend treffen könne.

Anders stand noch in der Tür und sagte ihm gleich, daß in der Nacht eine weitere Depesche gekommen sei, die den Tod der alten Dame gemeldet habe. Aber Herr Geheimrat sei schon fort gewesen. Er habe die Weisung, keinen Besuch zu melden, gerade im Momente sei ihm das von der Gnädigen befohlen, als sie ihm noch ein Bücherpaket für die Damen Soniakow gegeben.

Zweifelnd stand Wigus. Eine innere Stimme sagte ihm, daß Carolyne ihn nicht abweisen würde. Aber zudringlich den Diener überreden, ihn zu melden, wollte er auch nicht.

„Hennegall!"

Er wandte sich.

Carolyne Wallraven selbst stand in der inneren Tür, hinter deren Glas sie gerade vorbei gegangen war.

„Kommen Sie!"

Er folgte ihrem Ruf.

Eilig ging sie vor ihm her; ihr Schritt war so hastig, ihre Haltung so seltsam gebeugt. Sie, die Maßvolle, schien in großer Erregung. Im Zimmer erst sah er ihr aber gerade in das Gesicht.

Schreck, der sich dann in Befangenheit wandelte, befiel ihn.

Wie sah sie aus? Gelb. Gramvoll. Fieberisch. Ihre Augen glühten.

Veränderte das schwarze Kleid sie so? War es der Gram?

Aber war dieser Gram nicht rätselvoll?

Plötzlich begriff er: sie war nicht geschminkt. Ihr Angesicht hatte die Maske der Jugend abgelegt . . .

„Sie ist tot!" sagte Carolyne.

Hennegall drückte ihr die Hand, die sie ihm entgegenstreckte. Es war eine heiße, trockene Hand.

„Es erschüttert Sie sehr?"

„O nein — ja doch — das heißt — ich kannte Nicoline Wallraven wenig. Aber mein Mann . . ."

„Darf ich um die Adresse bitten, damit ich Herrn Geheimrat meine Teilnahme ausdrücken kann?"

„Gewiß. Ja. Tun Sie das."

Sie ging ruhelos hin und her. Sie dachte nicht daran, ihn zum Sitzen einzuladen.

‚Die verkörperte Angst,' dachte er.

„Wird Herr Geheimrat lange fortbleiben?" fragte er.

„Doch nicht. Da Nicoline nun tot ist, dürfte er nur bis zur Beerdigung bleiben. Vielleicht hat er sonst noch allerlei zu erledigen — er erbt. Er erbt viel Geld. Er ist dann für sich allein ein reicher Mann."

Wigus hatte den Gedanken aller armen Teufel, wenn sie hören, daß reiche Leute noch mehr erben. Ein wenig bitter, ein wenig spöttisch dachte er, daß er selbst das nötiger gehabt hätte, als der in allen Gütern Schwelgende.

Und sehr wunderte er sich auch, daß Carolyne überhaupt davon sprach. Es konnte ihr höchstens angenehm sein, daß das glanzvolle Leben nicht mehr in der Hauptsache von ihren Zinsen bestritten ward.

Und noch einmal sagte sie, wie vor sich hin: „Er wird ein reicher Mann."

„Sie reisen nicht zur Beerdigung, Frau Geheimrat?"

Aus brütendem Sinnen auffahrend, sagte sie: „Doch. Doch. Heut abend. Es ist auch meine Pflicht. Mein Mann soll mich nicht an seiner Seite fehlen sehen. Ich will es wagen."

Plötzlich trat sie nahe an ihn heran und umgriff mit klammernder Hand seinen Arm.

„Ich komme mit meinem Mann zurück. Dann folge ich gleich Olga — sie reist heute nach Viareggio. Mein Mann will es so. Es ist bestimmt. Wir sehen uns vor Florenz vielleicht nicht allein wieder. Ich will Ihnen etwas sagen . . . Sie, nicht wahr, Sie sind mir ergeben, wir sind Freunde, nicht wahr?"

Sie stieß die Worte nur so heraus.

Wigus sah in ihre brennenden Augen. Er sah ihr vor Aufregung verzerrtes Gesicht.

Er hätte blind sein müssen, um nicht zu erkennen, daß in dieser Frau etwas Ungeheures vorging.

„Zählen Sie auf mich. Verfügen Sie über mich," sagte er einfach, aber mit so heiligem Ernst, daß sie fühlen mußte, dieser Mann sei bereit, alles für sie zu tun.

Und sie fühlte es auch. Ihre Hand drückte sich fest um seinen Arm. Es war, als wolle sie damit sagen: ich glaube Dir.

Aber noch schwieg sie. Sie kämpfte mit sich.

Im Sonnenlicht, das zum Fenster durch die Tüllvorhänge hereinkam, stand sie, feltsam übergittert von dem Muster, das auf den Tüll genäht war.

Die Schattenlinien, die über ihr fahles Gesicht in Bogen und Strichen gingen, ließen es vollends verzerrt erscheinen.

Immer noch schwieg sie.

Verzweifelte Bitten schrie ihr Herz: ‚Bewahre ihn! Hefte Dich an seine Fersen! Sage mir, ob er mich betrügt! Mit wem er mich betrügt!

Aber ihr Stolz hemmte noch die Worte und hielt sie auf ihren Lippen zurück.

‚Willst Du eine Elende werden?' sagte dieser ihr Stolz. ‚Fühlst Du nicht, daß Du erst wirklich eine Elende wirst, wenn Du Dich so weit erniedrigst, ihn bewachen zu lassen? Und wie klein machst Du Dich vor diesem jungen Mann, der bis zur Stunde in Verehrung zu Dir aufschaute.'

Sie sah Wigus Hennegall an, prüfend, fragend — ob er sie wirklich verachten würde, wenn sie solche Bitten an ihn richtete . . .

Und sie begegnete dem offenen, festen, ernsten Blick der großen, grauen Augen.

Und auf einmal fiel ihr ein, daß sie gestern, an eben dieser Stelle, vermittelst einer frommen Lüge ihm hatte hinterrücks eine Wohltat versetzen wollen und wie sein einfacher Stolz gerade da ihr so recht offenbar geworden war.

Ein letzter Kampf — in Qual und zitternder Angst . . .

Dann gelang es ihr . . . der eigene Stolz und auch der Respekt vor diesem jungen Lebenskämpfer halfen ihr.

Aus unserer Studienmappe:

Studienzeichnung von Alexander Zick.

Sie besiegte ihre niedrigen Gedanken.

„Ich . . .“ stammelte sie, „ich wollte Sie nur bitten, wenn ich fort bin, meinen Mann recht oft aufzusuchen . . .“

Sie hatte etwas anderes sagen und bitten wollen. Das begriff er. Um so alltäglicher Rede willen konnte diese Seelenqual sie nicht zerfleischen, die er nur allzudeutlich auf ihrem Antlitz sah. Was verschwieg sie?

Welches Geheimnis barg sich im Herzen dieser Frau, die unglücklich war — sehr unglücklich — das erkannte er. Zum erstenmal. Aber zugleich sah er ihre heiße Liebe zu dem Gatten . . . Gleichsam nackt stand diese Liebe da, zitternd, sich verzehrend in unbekannten Leiden.

Wie seltsam, sie besaß und litt doch . . . Und er, der litt, weil er verloren hatte, er verstand nicht, wie dies sein konnte.

Er wagte nicht, von seinem eigenen Weh zu sprechen. Er hätte erklären müssen... Nachdem er Carolyne gegenüber einmal in die Vertraulichkeiten gekommen, nachdem er so viel, sein ganzes Leben ihr gebeichtet hatte, hätte er alles sagen müssen. Und er wollte Siddy schonen. Diese strenge, edle Frau sollte nicht von Siddy das ganz Gewöhnliche denken . . . Es lag nahe . . . Wie sollte Carolyne, die Siddy nicht kannte, sie gerecht richten?

Er hatte mit seinen besten Gefühlen eine Göttin begehrt und nun erkannt, daß sie nur ein gewöhnliches Weib war.

Das heiße Blut seiner Jugend hatte ihn, gleich zahllosen Männern, zum Don Quixote der Leidenschaft gemacht. Aber weil es seine erste Erfahrung war und weil er als ein Einsamer gelebt, dem auch die Erfahrungen anderer vorenthalten blieben, glaubte er, es sei etwas Unerhörtes. Glaubte, daß solcher Irrtum seine Mannheit schädige.

Und zugleich war noch so viel Schmerz in ihm, der davor zurückbebte, diese Leidenschaft und mit ihr den Gegenstand, dem sie gegolten, herabzuwürdigen. Es schien ihm, als sei der Wert des eigenen Gefühls mit Siddys Wert unlöslich verknüpft.

In dem rätselvollen Wirrsal von Leid und Scham gab es nur eines: schweigend den Schmerz zu ertragen. —

Die Frau und der junge Mann saßen noch lange zusammen. Ein merkwürdiger, fast angstvoller Seelenzustand ließ es ihnen als schwer erscheinen, sich zu trennen. Sie fühlten sich durch eine tiefe und reine Nächstenliebe verbunden. Das Bewußtsein des eigenen Leidens und das Mitleid ketteten sie eng aneinander. Erst in dieser Stunde wurde Wigus Hennegall, ohne es zu ahnen, der Frau ein Teil ihres Lebens.

Und doch schieden sie endlich, ohne sich ihre schmerzvollen Geheimnisse anvertraut zu haben.

VIII.

Nach diesem Tage hoben reiche Wochen für Wigus Hennegall an.

Nicht die schnelle und unruhevolle Reihe äußerer Ereignisse brachte diesen Reichtum. Ihm erschienen alle diese Ereignisse nur nebensächlich.

Zuerst wechselte er seine Wohnung. Noch in dem Augenblicke, wo er das Haus verließ, in dem er so viel Not und Glück verlebt hatte, zitterte er davor, daß Siddy den Versuch machen würde, ihn zu versöhnen. Und zugleich im Untergrund seines Herzens war der lechzende Wunsch so stark, sie möge es versuchen . . . Dann sähe er sie noch einmal . . . Es war sicher, daß er sich die Wonne gönnen würde, ihr seine Verachtung zu sagen . . . es war aber doch Sehnsucht, eine kranke Sehnsucht, die ihn entnervte . . .

Aber Siddy schien wie vom Erdboden verschwunden. Nur ihre Mutter saß mit dem gekrümmten Rücken und der Nadel mit der Fadenpeitsche, die stetig auf- und niederfuhr, wie gewöhnlich von früh bis spät am Fenster.

Er hatte eine ganz kleine Wohnung im Norden von Berlin genommen, zwei Stuben, eine Küche. Für die Mutter und Lina die eine, für sich selbst die andere Stube. Bis Mitte August mußte das genügen. Dann ging er fort, und die Frauen durften sich mehr ausbreiten. —

Geheimrat Wallraven und seine Gattin kamen heim. Wigus hatte seine neue Adresse gleich mitgeteilt und erhielt bald die Aufforderung, einen Abend mit dem Ehepaar zu verleben, ehe die Geheimrätin abreiste.

Das waren merkwürdige, unvergeßbare Stunden, die er, als der einzige Gast, ganz vertraut mit ihnen verbrachte. Wieder saß Carolyne schön, maßvoll, in kostbarer Kleidung da, herrliche Farben auf den glatten

Wangen. Das schwarze Gewand sommerlich von Tüll und Spitzen, eine konventionelle Trauer andeutend, kleidete sie glänzend. Ihre Augen strahlten fieberhaft. Hatte Wigus eine Vision gehabt, als er sie alt, verfallen, gramvoll gesehen?

Der Geheimrat war von ritterlicher Liebenswürdigkeit gegen seine Frau, wie immer.

Aber sein Ton schien noch beflissener, sein Blick aufmerksamer.

Und dennoch hatte Wigus, durch jene Morgenstunde, wo er diese schöne Frau als alterndes, unglückliches Weib gesehen, aufgerüttelt, das peinvolle, unheimliche Gefühl, daß all die liebenswürdige Ritterlichkeit des Mannes eine Maske für eine tödliche Kälte sei . . . Maske, wie ihre Schönheit . . . Er begriff es auch an diesem Abend: für den Gatten putzte und schmückte sie sich. Der Wunsch, jung und schön vor ihm zu erscheinen, machte sie, die Kluge, blind und töricht . . . Er begann die Tragödie zu wittern, neben welcher er als ein Ahnungsloser so lange hergegangen war.

Gegen Wigus war der Geheimrat bezaubernd. Geradezu väterlich.

Er machte ihm das Anerbieten eines größeren Gelddarlehns, das ihn auf einmal in einen Zustand der Sorgenlosigkeit setzen und über dessen Rückzahlung man nach Jahren gelegentlich ein Wort sprechen könne. Es war ein Geschenk, das der Geheimrat bot, und das Wort „Darlehn" nur der Schicklichkeit halber, zur Erleichterung für Wigus' Gefühl gewählt. Er begriff es wohl. Er folgte auch ganz nüchtern der Ausführung des Mannes, der sehr schön und klar von seinem reichen Erbe sprach. In seiner Jugend habe er niemals denken dürfen, daß dieses Geld ihm noch in den Schoß fallen würde. Tante Nicoline sei verlobt gewesen und habe, als ihr Bräutigam starb, geäußert, sie werde trotzdem nicht eine alte Jungfer bleiben; es habe in der Familie geheißen, der ihr vom Vater aufgezwungene Verlobte sei nicht der Mann ihrer Wahl gewesen und sie warte nur eine schickliche Zeit ab, um den wirklich Geliebten zu heiraten. Es sei aber nicht dazu gekommen; auch jene zweite Verlobung habe nicht in einer Ehe ihren Abschluß gefunden. Lange habe Nicoline hin- und hergewählt, verworfen, und endlich sei sie dennoch ledig geblieben. Genug er, der Geheimrat, sei nun in den Besitz von Geld gekommen, nachdem er schon so reiche Güter, wie Stellung, Ehre und genügendes Einkommen besitze. Da halte er es für seine moralische Pflicht, von seinem Überfluß ein winzig Teilchen anzuwenden, einem Hochbegabten energisch voranzuhelfen.

Wigus gab ihm recht. Er selbst würde ebenso denken und ebenso handeln wollen. Wenn hier am Tisch noch ein anderer armer Kämpfer säße, dem der Geheimrat dies zugedacht, würde er sogar überreden helfen: ‚Nimm! Es ist die Pflicht des Reichen zu geben.' Aber da es ihn selbst betraf, konnte sein Verstand, der ‚ja' sagte, sein Gefühl, das ‚nein' rief, nicht überzeugen.

Es gibt eben Dinge, die man in der Theorie sehr richtig und durchaus natürlich findet.

Kommt es aber so, daß man sie an sich selbst erproben und erfahren soll, so bäumt sich alles dagegen auf.

Vielleicht . . . wenn Siddy noch seine Braut gewesen wäre . . . dann hätte dies Anerbieten eine Versuchung werden können. Um ihretwillen und um der Glückseligkeit willen, sie früher zu besitzen, wäre er erlegen.

Jetzt aber war es nicht einmal eine Versuchung.

Mit heiterer Stirn, unbefangen, wie in einem Gespräch, das ihn selber nichts anging, lehnte er ab.

Carolyne aber blieb seltsam unruhevoll. Ihre bohrenden Gedanken gingen den Gründen nach, die Wallraven zu dieser Großmut bestimmten.

Ihn bereit zu einer großmütigen Tat zu sehen, die im verborgenen geblieben wäre — das war so neu — das war so rätselvoll . . .

Am Tage danach reiste Carolyne ab. Sie hatte Wigus gebeten, nicht an den Bahnhof zu kommen. Da er herausfühlte, daß diese Bitte irgend einen Grund hatte und nicht von dem Wunsch eingegeben war, seine Zeit ihm nicht zu rauben, unterließ er es.

Aber ihrer anderen Bitte, den Geheimrat recht oft zu besuchen, willfahrte er nicht. Er erinnerte sich genau, daß diese Bitte ja nur ein leeres Wortgeklingel gewesen war, daß sie nur ausgesprochen wurde, weil ein anderes Wort, eines das er nicht erfahren und erraten hatte, sich nicht von ihren Lippen rang.

Der Geheimrat bestellte ihn hie und da auf eine Nachmittagsstunde, um irgend eine wissenschaftliche Angelegenheit oder die Reise nach Florenz und deren Aufgaben mit ihm zu besprechen.

Wigus glaubte, da er nicht zu abendlichem Zusammensein aufgefordert wurde, seinerseits ein solches nicht suchen zu dürfen.

Er saß auch tief in der Arbeit, und die späten Stunden, wenn im unruhevollen Hause, das er mit hundert tätigen und lebhaften Menschen gemeinsam bewohnte, Stille einkehrte, waren ihm die liebsten. Eine Reihe von historischen und modernen Aufsätzen, die er während der letzten Jahre entworfen, wenn sich ihm bei seinen Studien irgend eine Kuriosität aufgedrängt hatte, überarbeitete er nun. Er wußte, daß das Publikum von aller Wissenschaft sich am liebsten die Anekdote vortragen läßt, die damit verknüpft ist; darüber, ob er den populären Ton finden könne, diese kleinen Geschichtsabfälle ernsthaft und elegant zugleich schriftstellerisch zu bearbeiten, darüber war er sich noch nicht klar.

Er schrieb um Geld und um sich zu üben. Das wußte er, das gestand er sich.

Aber er trug Sorge, daß der Inhalt seiner Arbeit so wertvoll als möglich war. Diese Anfänge sollten ihm nie schaden können, sich dereinst nicht gegen ihn kehren lassen.

Natürlich erhielt er, als unbekannter junger Mensch, nicht schnelle Nachrichten über das Schicksal seiner Arbeiten.

Er sah voraus, daß er werde abreisen müssen mit der Ungewißheit, ob seine Tätigkeit eine lohnende oder verlorene gewesen sei.

Inzwischen kam nun seine Familie in Berlin an.

In den ersten Tagen sah er fast nichts von den Frauen. Sie halfen Malchins bei der Einrichtung von deren Wohnung, die sie in der Nähe inne hatten. Man brauchte nur um die Ecke der Weißenburger Straße zu gehen und man war da. Das entzückte die Mutter und Lina sehr. Sie selbst kamen nur mit ein wenig fahrender Habe an, wie Kleidern, Wäsche, ein paar Andenken. Alles andere war verkauft worden. Es hatte immerhin ein bißchen Geld gebracht. Das Häuschen fand noch keinen Käufer, es war einstweilen vermietet. Das war den Frauen recht. Denn das Geld für die Miete bekamen sie, den Erlös vom Verkauf des Hauses würde Herr Schradin bekommen — so wollte es ja Wigus.

Daß sie nun so nahe bei ihrer Sophie und bei Fritz leben durfte, erfüllte die alte Frau mit immer neuer Glückseligkeit. Dies Ehepaar war der Stern ihres dürftigen Lebens. Malchins waren in ihren Augen vornehme, glänzend gestellte Leute. Sie lag seelisch förmlich immer auf den Knieen vor Fritz.

Dies war zu ergreifend, als daß Wigus seiner Bitterkeit darüber hätte Raum geben mögen.

Er gönnte der alten Frau jede, ach jede Freude des Lebens.

Nach acht Tagen schon war alles im Geleise. Malchins fingen ihr pünktlich geordnetes Leben an. Fritz gab wöchentlich eine Kleinigkeit als Beisteuer für den Unterhalt der Mutter, die übrigens gleich eine beschriebene Pappтafel im Hausflur anbrachte, worauf sie sich als Mützen- und Spitzenwäscherin empfahl. Die Vizewirtin, mit der sie und Lina sich gleich anfreundeten, erlaubte es ihr.

Als Wigus zuerst an dieser Tafel vorüberging, erschrak er.

Die Schwäche wandelte ihn wieder an, sich seiner und der Seinen Armut zu schämen.

Er biß die Zähne zusammen und hob den Kopf.

Arbeit ist Würde. Arbeit ist Sittlichkeit.

Und er ging hinauf und bat mit schweigendem Kuß seine Mutter um Verzeihung, daß er sich einen Augenblick ihrer Arbeit geschämt hatte.

Lina bekam dank dem besten Zeugnis über eine zehnjährige verantwortliche Tätigkeit rasch einen Platz in einem großen Mantelgeschäft, das ihrem früheren Chef seinen ganzen erheblichen Bedarf geliefert hatte.

Sie erhielt achtzehnhundert Mark Gehalt. Man hatte ihr aber angedeutet, daß sie sich moderner zu frisieren habe.

So erschien sie denn eines Tages mit einer Haartracht, die Wigus abscheulich fand. Hoch auf dem Wirbel saß ihr ein gedrehter Knoten, und locker umrahmte all das volle, schwarze Haar das Gesicht.

Lina war ein zwar schon verblühendes, aber stattlich und sehr ehrbar aussehendes Mädchen gewesen. Nun sah sie auf einmal unfein, ja herausfordernd aus. Da sie sich selbst sehr gefiel, sich auch verjüngt

fand, nahm sie unwillkürlich auch flottere Bewegungen an, die sie einer Kollegin absah.

Als Wigus ihr klar machen wollte, daß sie plötzlich alle Grenzen des guten Geschmackes überschreite und auch „modern" erscheinen könne, ohne gleich so extravagant sich zu putzen, wurde Lina böse.

Sie verdiente achtzehnhundert Mark. Sie hatte vierhundertfünfundzwanzig Mark auf der Sparkasse. Was hatte er? Was verdiente er? Nichts. Sie ging alle Tage ihre zehn Stunden ins Geschäft, pünktlich von acht Uhr morgens bis acht Uhr abends mit zwei Stunden Mittag und der Verpflichtung, in der Frühlings- und Herbstsaison, wenn es erforderlich wurde, bis über Mitternacht zu arbeiten. Wo waren seine Arbeitsstunden? Wann sah man ihn die Zeit ausnutzen?

Sie hatte Recht — ihr Recht. Und die alte Frau nickte dazu und sah stolz auf ihre fleißige Tochter.

Wigus ließ die keifende Stimme der Schwester über sich ergehen. Er litt und schwieg.

Das rührte nun wieder die Mutter. Und als Lina fort war, kam sie in sein Zimmer und wollte ihm gut zureden und leise versuchen, ihn zu „vernünftiger" Arbeitszeit zu ermahnen.

Warum ging er gerade morgens so oft und lange fort? Warum brannte er denn bei später Nachtarbeit so viel Petroleum auf? Das kostete doch unnütz . . . Das ließ sich doch anders einteilen . . . Fritz hatte es auch schon gemeint . . .

Und gerade diesem letzten äußersten Trumpf gegenüber verwandelte sich Wigus' liebevolle Geduld in hellen Zorn.

Fritz Malchin sollte sich um seinen eigenen Kram kümmern und nicht um sein — Wigus' Tun und Lassen.

Er habe oft auf der königlichen Bibliothek zu arbeiten, nachzuschlagen, Notizen zu machen, er habe es oft nötig, auf einsamen Spaziergängen geistig vorzuarbeiten für das, was er schreiben wollte.

Das verstand die Mutter nicht. Alle Menschen, die sie kannte, arbeiteten in fester Tageseinteilung und sparten gern das Licht. Aber wenn ihr Sohn, ihr lieber Junge, es sagte, mußte es in seinem Beruf wohl so zugehen.

Diese stille Mutterdemut rührte ihn wieder tief.

Aber dennoch: die Kluft hatte sich von neuem aufgetan . . .

Er spürte sie fort und fort. Fast feindselig waren die Blicke seiner Schwestern und seines Schwagers. Und sie trachteten danach, ihn durch Fragen und Bemerkungen zu verwunden. Sie fühlten sich ihm überlegen, weil sie die Früchte seiner Arbeit noch nicht sahen.

Und vielleicht lehnten sie sich auch gegen ihn auf, weil sie spürten, er beobachte und beurteile sie von einem Standpunkt aus, den sie nicht begriffen. Das war so unbequem zu empfinden. Das schürte in ihnen einen förmlichen Haß gegen ihn.

Lina fragte erstaunt, ob er denn gar keine Einnahmen habe, da doch nie Geld käme. Fritz fragte nach der Höhe seiner Honorare, erzählte Wunderdinge von den Summen, die, wie er gelesen, der Dramatiker X und der Lustspieldichter Z verdienten, und ermunterte Wigus, doch auch mal so was Einträgliches zu schreiben.

Was er gefürchtet, erfüllte sich. Alle Tage, in immer neuer Form, klang der Jammer in sein Ohr um das abgewiesene „sichere Brot".

Zuweilen merkte dann die Mutter, daß etwas in ihm vorging. Sie wußte nicht, daß ihn Aufwallungen einer rasenden Ungeduld folterten. Sie dachte, er sei unglücklich, weil er noch keine rechten Einnahmen hatte.

Dann wollte sie ihn trösten. Er war doch ihr einziger Junge. Und sie hatte ihn so lieb.

Und sie versuchte sich an ihr Kind und sein Wesen heranzufühlen.

Er begriff es, und dies machte ihn wieder zum Knaben, der, seiner Mutter heiß ergeben, sie mit Ungeschick gegen die übermäßigen Ansprüche der anderen verteidigte.

Er sah in seiner Mutter das Opfer der Einflüsse und glatten Gesinnungen Fritz Malchins.

Liebevoll konnte er dann bei ihr sitzen und ihr von seinen Plänen und Hoffnungen sprechen.

Sie feierten dann schönste Stunden zusammen; der alten Frau kam es vor, als verstehe sie ihn recht gut, und sie gelobte sich, ihn ordentlich gegen Lina und Fritz und Sophie zu verteidigen.

Aber wenn sie dann mit Lina und

Sophie und Fritz zusammensaß und so breit und behaglich den Kleinkram des Lebens mit ihnen durchsprach, fühlte sie sich wieder so zufrieden in deren Gesellschaft, daß sie ganz irre an sich wurde, wer ihr denn eigentlich näher stehe.

Wigus erkannte das wohl, und es erfüllte ihn mit Wehmut.

Welche Mutter versteht die Kunst, all ihren Kindern gleichmäßig zu gehören?

Eine einfache Frauenseele kann diese Aufgabe nur lösen, wenn keines ihrer Kinder sich über ihren Horizont hinaus entfernt.

Blieb er diesem Kreise, störte er den Frieden der Seinen; verließ er ihn, so machte er ein Mutterherz unglücklich.

Und immer wieder gellte ihm das schnöde Wort in der Seele nach, das Fritz damals gesprochen hatte:

‚Du mußt ja wissen, ob sich das mit Deiner Sohnespflicht gegen unsere gute, alte Mutter verträgt.‘

Hätte er jenes sichere Brot angenommen, wäre ja alles gut gewesen.

Aber er fühlte es jeden Tag von neuem: er hatte getan, wie er gemußt. Lieber untergehen, als an falscher Stelle stehen und ein sattes Bürgerleben führen.

Reich war er in seiner Armut, reich in all diesen kleinlichen Leiden.

Denn sein Dasein hatte wahrhaft königlichen Inhalt. Drei Güter waren sein: Arbeit, Hoffnung und Schmerz!

Welche Offenbarungen brachte ihm das Leid um Siddy!

Welche das Bewußtsein der eigenen Kraft!

Manchmal erstaunte er darüber, wie es ihm gelang, Ketten zu zerbrechen, die er für unzerreißbar gehalten. Während all seiner Studienjahre hatte er sich oft und oft gegen das Sklavengefühl aufgebäumt, das ihn an seinen Wohltäter vielleicht für immer band. Welche Kämpfe waren das gewesen, welche Leiden der Unfreiheit!

Und dann, im entscheidenden Augenblick der eiserne, unerschütterliche, befreiende Entschluß!

Wer ihm gesagt hätte, daß er je von Siddy zu lassen vermöge! Wie brannte sein Blut für sie. Sie war sein Glück, seine Hoffnung.

Ein Erkennen ihres Unwertes — ein schrecklicher, kurzer Kampf — eine dunkle Nacht voll Versuchung und Qual. — Und mit kraftvoller Hand hatte er die Geliebte von sich gestoßen.

Dies alles befestigte seinen Glauben an sich.

Niemals hatte er eine so starke Freude an der Natur, an der Kunst, an tiefen Worten großer Denker gehabt wie jetzt.

Seit er seine eigene Kraft fühlte, ermaß er erst recht den Wert all der Kräfte, die er rings um sich tausendfältig sich regen sah.

Der Wunsch, sich betätigen zu dürfen, in das große öffentliche Leben einzutreten, ward zur zehrenden Ungeduld.

Er ging eines Tages, eine etwas umfangreichere Arbeit in der Hand, geradeswegs in die Redaktion einer großen Zeitschrift.

Die Gestalt Friedrichs II., des hohenstaufischen Kaisers, hatte ihn von jeher fast leidenschaftlich interessiert, er hatte sich in besonderem Studium auf das gründlichste mit ihr beschäftigt. Er versuchte in seiner Arbeit die staatsmännische Begabung dieses Fürsten und seine Verwaltungskunst neu zu beleuchten. Die ganz seltsame Tatsache, daß gerade zwei der genialsten, überragendsten deutschen Fürsten von fremdländischer Kultur gewesen, hatte er in feinste, tiefste Parallele gebracht, besonders aber auch dabei verweilt, daß fünf Jahrhunderte Friedrich II., den Schwaben, der mehr Italiener gewesen, von König Friedrich II., dem großen Preußen, der französischer Bildung war, trennten. Dann hatte er die völkerpsychologische Entwickelung aufgezeigt, die in einem einzigen Jahrhundert, vom großen Friedrich an, zu einem Bismarck und seinem gewaltigen undifferenzierten Deutschtum führte.

Es waren drei Artikel, voll von historischen Tatsachen, reich an lebendigsten Beziehungen zur Gegenwart.

Und während er mit der notwendigen Geduld des Anfängers noch immer auf Nachrichten über seine andern, an verschiedene Blätter und Journale verschickten Artikel wartete, hatte er diesmal Glück.

Der Redaktionssekretär würde ihn vielleicht schlankweg abgewiesen haben, trotzdem seine Karte ihn immerhin als akademisch gebildeten Mann auswies. Aber er traf gerade eine Stunde, wo der Herausgeber anwesend war.

Es ist überall so: die großen Chefs sind leutseliger und entgegenkommender als die kleinen Angestellten. Ein General pflegt milder zu sein als ein Leutnant.

Der Herausgeber, ein vornehmer Mann, dem Geist und Energie von der Stirn leuchteten, empfing Wigus mit Höflichkeit.

Wigus glaubte, es sei klug, zu sagen, daß er demnächst mit einem Stipendium im Auftrage der „historischen Abteilung" nach Florenz reisen würde. In der Tat ward dadurch das Interesse geweckt, und Wigus konnte nach kurzem Gespräch seine Arbeit in die Hand des Herausgebers legen. Er empfing das Versprechen, in wenig Tagen einen Bescheid zu erhalten.

Freudig ging er davon. Vielleicht war da eben eine Verbindung angeknüpft. Vielleicht auch nicht. Jedenfalls glaubte er aber auf ein sachgemäßes Urteil über seine Arbeit hoffen zu dürfen. Das war für ihn schon viel.

Es war ein schwüler Sommermittag. Der ganze Himmel war grau und die Luft gesättigt von Feuchtigkeit. Ein förmlicher Treibhausduft machte das Atmen schwer.

Es hatte die ganze Nacht und den halben Vormittag stetig geregnet. Wigus, von der Königgrätzer Straße kommend, bog in die Leipziger Straße ein. Rechts und links vom breiteiligen Straßendamm standen die Bäume, die Büsche und der Rasen des Leipziger Platzes im dunkelblanken Glanz der Regentropfen.

Alle Frauen auf den Bürgersteigen hüben und drüben hielten in geballten Fäusten die Falten ihrer aufgerafften Kleiderröcke. Denn das Pflaster war noch schwarz vor Nässe.

Die Pferdebahnen und Omnibusse waren gedrängt voll von Menschen.

Mitten in diesem betäubenden Durcheinander von Tönen, Farben und Formen, das in der feucht-schwülen Luft doppelt peinigend erschien, bemerkte der Mann eine, deren Anblick ihn erblassen machte.

Siddy ging drüben; wie immer mit ihrer Mutter.

Sie trug ihren schwarz- und weißkarierten Kleiderrock.

Aber sie sah dennoch ungleich eleganter aus als früher.

Er stand und starrte ihr nach und folgte ihr dann, sie fest im Auge behaltend.

Er kannte doch ihren schwarzweißen Kleiderrock. Er begriff nicht, weshalb sie damit so damenhaft aussah. Vielleicht machte das der neue Hut —, ja, sie hatte einen neuen Hut . . . sehr modern, sehr flott, mit Schleifen von Seidenstoff geputzt. Er verstand so wenig davon. Er konnte sich nicht erinnern, ob sie diese weiße Seidenbluse mit schwarzem Besatz schon früher gehabt hatte; auch sah er nicht, daß ihre eleganten Stiefel ihre Erscheinung so schick machten.

Er sah nur, daß da irgend eine Veränderung war. Nur ihr Gesicht — das war das gleiche. Lächelnd, kindlich, mit übergroßen Blauaugen. Er sah es einen Augenblick genau, als sie sich umwandte.

Fühlte sie, daß er ihr folgte? . . .

Nun bogen die Frauen in die Bellevuestraße ein.

Er blieb stehen, mitten auf der „Insel" des Potsdamer Platzes.

Die Füße waren ihm schwer.

Er fühlte sich zerschlagen und traurig.

Aus der Tiefe seines Wesens heraus war auf einmal — ihn selbst entsetzensvoll überraschend — eine solche wilde Sehnsucht nach Siddy emporgelodert.

Mit einem Schlage war alles wieder in ihm wach.

Der bittere Kampf zwischen Mannesehre und Liebesleidenschaft hob von neuem an.

Und mit heißer Gewalt wollte die Leidenschaft triumphieren. Hatte er nicht unrecht gehabt, Siddy so zu verstoßen? Auf solche geringe Anzeichen ihrer Unzuverlässigkeit hin! Beging er nicht ein Unrecht an der Schwachen? Hätten nicht seine Liebe, seine Wachsamkeit ihr Halt werden sollen? Was hatte Siddy denn getan? Geschenke angenommen und ihm dies verheimlicht. Vielleicht aus kindischer Furcht, vielleicht von der Mutter dazu verführt. Vielleicht aus einer kleinen Anlage zum Lügen heraus. Wer ist fehlerfrei? Hat es nicht gerade höchsten Reiz, aus Schlacken das Gold zu heben?

Alles in ihm schrie nach dem süßen, jungen Geschöpf.

Eine Sehnsucht nach Liebe, nach einem Weibe kam über ihn, die ihm alle Güter des Lebens als nebensächlich erscheinen ließ, wenn er nur diese Sehnsucht sich erfüllen konnte.

Ganz neu, ganz herbe brannte wieder

der Schmerz in ihm. War es der Schmerz um die verlorene Geliebte? Oder der allgemeine Schmerz des Einsamen, der Glauben und Glück verlor? Er wußte es selbst nicht.

Er fühlte nur die Versuchung.

Genügte es denn nicht, einmal gesiegt zu haben? Muß man dieselben Schlachten immer wieder schlagen?

Dieses alles erschütterte ihn so, daß er das erfreuliche Erlebnis mit dem Herausgeber ganz vergaß.

Traurig, langsam, in grübelndes Nachdenken verloren, ging er nach Hause.

Daheim fand er Lina und Sophie. Beide wollten aber gerade fortgehen, denn Linas Mittagszeit war aus.

Sie standen auf dem dunklen, engen Flur mit der Mutter und sagten ihr Adieu. Das heißt, eigentlich tat es nur Sophie, denn Lina hielt sich bei ihrem Kommen und Gehen nicht weiter mit viel Höflichkeiten auf.

„Schön — nicht Mutter?“ sagte Sophie in glücklichem Ton. „Ja, mein Fritz — da kann sich mancher ein Beispiel daran nehmen. Immer fleißig, immer auf Verdienst aus.“

„Na, denn grüß auch Fritz vielmals...“

„Sophie kann ihre Impertinenzen nicht lassen,“ sagte Wigus, als die Schwestern fort waren.

„Gott — sie lobt doch bloß ihren Mann. Und er ist doch auch 'n Prachtmensch.“

„Was für eine Großtat hat er denn wieder begangen?“

„Sei doch nicht so. Großtat! So 'n Wort gleich. Aber es ist doch gut, daß er sich bei Molling & Seidler damit nützlich macht, daß er neue Kunden zuführt,“ sagte die Mutter und nahm ihren Stopfkorb zur Hand.

„Ich denke, er ist Disponent. Ich denke, er reist nicht mehr.“

„Nein. Aber ihm sind doch Prozente zugesichert, wenn er neue Kunden heranzieht. Und zwei große Hotels, die sonst von Fritz' früherem Chef nahmen, sind durch Fritz' Bemühungen zu Molling & Seidler übergegangen. Und dann hat er gestern hier einen feinen Privatkunden gekapert. Er kriegt doch fünf Prozent von solchen Bestellungen. Denk mal!“

Wigus zuckte die Achsel. Er hatte kein Gefühl und Verständnis für diese Art kaufmännischer Tüchtigkeit. Fritz und sein Streben waren gewiß respektabel. Gern hätte er der Mutter die Freude gemacht, dies zu sagen, aber seine Abneigung gegen den Mann erlaubte ihm nicht dies kleine Zugeständnis.

Schon wollte er hinausgehen und die Mutter ungestört dem Genuß ihrer Freude über des Schwiegersohns Erfolge überlassen, da huschte ihm ein Gedanke durch das Hirn ...

Er hatte vergessen, die Frauen anzuweisen, daß sie Fritz' Geschäftseifer von der geheimrätlichen Schwelle fernhielten ...

Sollte Fritz ... aber nein, das war ja undenkbar! Das wäre eine zu arge Taktlosigkeit gewesen ...

„Kennst Du den Namen des Mannes, mit dem Fritz Geschäfte gemacht hat?“

„Nein. Wie sollte ich! Ich meine nur, Sophie sagte, es sei sehr noble Kundschaft, in die Fritz da hineinkomme. Ein Herr bei Hofe, ein Rat oder so was.“

Das war keine Auskunft, aber auch keine Beruhigung. Das Wort „Rat“ drohte förmlich aus der Rede heraus.

Aber dieses kurze Gespräch versank zunächst ebenfalls in seiner Erinnerung.

Die Begegnung mit Siddy war das Triumphierende.

Wigus hätte heute den Geheimrat treffen sollen. Derselbe hatte ihn nicht gerade zu einem Rendezvous bestellt, aber ihm doch gesagt, daß er um fünf Uhr bei Professor Ziehmer sein würde, der auch Wigus' Lehrer gewesen war und mit dem es einiges über die Reise nach Florenz zu besprechen gab.

Wigus fühlte sich außer stande, heute jemand zu sehen.

Er mußte mit der Sehnsucht fertig werden ... die Versuchung niederkämpfen...

Mit wie viel Schmerz bezahlte er das bißchen Liebesglück, das, wenn er es genau besah, nur aus Hoffnungen bestand, die sich auf einen Irrtum gründeten ...

‚Nie wieder!‘ dachte er, ‚Nie wieder! Liebe ist nur für Schwächlinge und Blinde.‘

Denn Liebe will nicht mit der festen Hand des Starken gefesselt werden, Liebe will nicht von den durchbohrenden Blicken des Kämpfers betrachtet werden. Sie will geschont sein. Sie kann nur leben unter

Waldnymphe. Gemälde von Burne Jones.
(Nach einer Photographie von W. A. Mansell & Co. in London.)

Digitized by Google

den duftigen Schleiern des Wahnes und der schönen Lüge.

Sie ist ein Luxus, eine Üppigkeit, ein Spiel für die Müssigen des Geistes.

‚Nicht für mich! Vorbei — vorbei!‘

Erst am andern Nachmittag ging er in die Rauchstraße.

Er fand den Geheimrat Wallraven in seinem großen Arbeitssaal, der durch seine Schmucklosigkeit in auffallendem Gegensatz zum ganzen kostbar und künstlerisch eingerichteten Hause stand. Wallraven brachte oft und gern das Gespräch auf diese Schmucklosigkeit, und die Bewunderer des berühmten Gelehrten sprachen auch viel darüber, wie sein eminenter Geist bei der Arbeit durch keinen Farbenton, keine unruhige Linie gestört werden dürfe.

Vor seinem mächtigen, mit Papieren und Mappen bedeckten Diplomatentisch saß der Geheimrat, das Fenster zu seiner Linken, hinter sich eine gewaltige Bücherwand, von deren vielfarbigen Buchrücken die Golddrucke der Titel warm und lebendig blinkten, vor sich den übrigen Raum, der durch zwei weitere Fenster viel Licht bekam.

Begrüßend erhob er die Hand und winkte dem Eintretenden jovial zu.

„Zwei Sekunden!“ sagte er und fuhr fort zu schreiben.

Wigus wußte, daß das immer zehn Minuten waren. Er hatte, seit er angefangen, seinen berühmten Lehrer und Gönner mit Beobachteraugen zu betrachten, die Empfindung, als sei dies Wartenlassen zuweilen nur eine kleine Pose.

Er setzte sich, wie er gewohnt war in solchem Falle zu tun, auf den Stuhl an der anderen Seite des Schreibtisches und sann vor sich hin. Er dachte an die Geheimrätin und an Olga Soniakow und wollte den Geheimrat doch fragen, ob er gute Nachrichten von den Damen habe; es fiel ihm so auf, daß Carolyne ihm noch nicht ein Wort geschrieben hatte.

„So!“

Laut und fröhlich klang das durch den Raum.

Und wie einer, der sich erleichtert fühlt, weil er eine pressante Arbeit nun hinter sich hat, lehnte der Geheimrat seine wuchtige Gestalt behaglich im Stuhl zurück. Die Ellbogen auf die Lehnen gestützt, die gespreizten Finger an den Spitzen gegeneinander haltend, das Kinn auf die Brust gesenkt — so saß der berühmte Gelehrte und sah mit lächelnder Miene zu seinem „Jünger“ hinüber.

„Wissen Sie, daß ich schon dachte, Ihnen sei etwas zugestoßen!“

„Weil ich gestern ausblieb? Herr Geheimrat hatten es meinem Ermessen überlassen. Und ich — gestern hatte ich . . .“

„I — nicht gestern! Es war mir ganz lieb, Ziehmer allein vornehmen zu können. Der Mann ist von einer Enge . . .! Vor zwei Tagen war's.“

Wigus bekam ein fatales Gefühl. In den klugen Augen des Mannes funkelte ein so seltsames Licht . . .

„Vor zwei Tagen . . .“

„Na ja. Wird mir da 'ne Karte 'reingebracht . . . Hab' den Namen wieder vergessen. So 'ne Art Weinreisender. Verkappt. Mein Anders hat aber doch 'ne Nase dafür und weiß, daß er mir nicht damit kommen darf. Man wird ja überlaufen heutzutage. Kurz und gut, der Mann läßt mir sagen, er sei Ihr Schwager und bäte um drei Minuten Gehör!“

Er lachte laut.

„Fühlen Sie sich geschmeichelt, junger Freund! Ich bekam so was wie einen Schreck und sah Sie schon unter der Straßenbahn liegen oder sonstwie verunglückt. ‚Natürlich! 'rein mit dem Mann!‘ sagte ich zu Anders. Und siehe da, Ihr Schwager wollte mir bloß die Weine der Firma Molling & Seidler empfehlen. Findiger Kopf — einer von der Sorte, der nicht eher geht, als bis er einen Auftrag von ein paar hundert Mark in der Tasche hat. Wußte gar nicht, daß Sie hier Verwandte haben.“

„Erst seit kurzer Zeit,“ sagte Wigus kaum vernehmlich. „Ich bitte Herrn Geheimrat, diese Taktlosigkeit zu verzeihen. Ich habe keine Ahnung davon gehabt.“

„So? Ich dachte, Sie hätten ihm meine Adresse gegeben. Er sagte wenigstens dergleichen. Aber das ist ja ganz egal, ob ich nun meinen Wein von Hinz oder Kunz nehme. Gern hab' ich ein Mitglied Ihrer Familie mit dem kleinen Auftrag bedacht.“

„Ich bitte . . .“

Der Geheimrat machte eine seiner großartigen Handbewegungen und lachte.

„Hätte ich geahnt, daß es Ihnen fatal

sei, hätt' ich's nicht erwähnt. Aber was wollen Sie, heutzutage sieht jeder zu, wo er ein Geschäft machen kann. Lassen wir das. — Also Ziehmer habe ich gründlich vorgehabt, und schließlich sagte er dann . . ."

Und nun traten sie in ein Gespräch über eine wissenschaftliche Frage ein.

Wie er imstande gewesen war zu folgen, zu antworten, zu debattieren — das wußte Wigus nachher nicht.

Er kam sich vor wie ein Losgelassener, als der Geheimrat ihn endlich freigab.

Keine Straßenbahn, kein Omnibus ging ihm schnell genug für seine zornige Eile.

Endlich kam er doch noch zu früh an. Fritz Malchin war noch nicht aus dem Geschäft gekommen. Sophie deckte den Abendtisch.

Vergebens fragte sie den Bruder, was er denn von Fritz noch durchaus heute abend wolle. Sie hatten vor, gleich nach dem Abendbrot in einen Biergarten zu gehen, wo ein Militärkonzert stattfand.

Sophie fürchtete, daß ihr dies Vergnügen, das ihr Mann und sie sich allwöchentlich einmal gönnten, gestört werden konnte. Ihr Bruder sah so aus, als ob er nichts Gutes brachte.

Stumm, aber unruhig saß er am Fenster. Bald sah er hinaus, bald fuhr er mit der Hand durch sein Haar, bald sah er zu dem Regulator hinüber, der an der Wand über dem Sofa hing.

Vom Tische her, der vor dem Sofa stand und mit weißem Wachstuch bedeckt war, kam der räucherige Geruch der Flundern, die auf einem Teller neben der Käseglocke lagen.

Draußen rührte sich etwas. Sophie hörte gleich, daß es Fritz war, der mit seinem Schnepper sich selbst die Korridortür öffnete. Sie lief hinaus.

Das Ehepaar flüsterte draußen zusammen. Nun trat Fritz herein. Auf der kahlen, blanken Stirn noch den Abdruck des Hutrandes als feine, rötliche Linie; glänzend, reinlich anzusehen, in einem hellgrauen Sommeranzug; die rosigen Hände in waschender Bewegung ineinander reibend.

„Was verschafft mir denn die Ehre?" fragte er mit anzüglicher Betonung, denn bisher hatte Wigus noch keinen Fuß in diese Wohnung gesetzt, die Erfüllung der Pflicht, Schwester und Schwager einmal zu besuchen, immer hinausschiebend.

Wigus erhob sich.

„Ich wollte Dich nur ersuchen, meine Bekannten, die nach Lage der Dinge zur Zeit auch zugleich meine Gönner sind, mit Deinen Geschäftsbesuchen zu verschonen," sagte er scharf.

Sophie, hinter ihrem Manne stehend, rief gleich: „Das ist stark!"

Fritz verwies sie mit einer Handbewegung zur Ruhe.

Über sein Gesicht war ein schnell aufsteigendes Rot hingegangen.

„Wieso?" fragte er.

„Du hast die Taktlosigkeit gehabt, bei dem Geheimrat Wallraven einzudringen unter Mißbrauch meines Namens, um einen geschäftlichen Auftrag zu erwirken."

Wieder gab Sophie ihre Entrüstung kund, und wieder winkte ihr Mann ihr „Ruhe!" zu. Er selbst war ganz ruhig. Vollkommen. Mit seinen hellen Blicken sah er dem andern kalt in die lodernden Augen.

Dieser Wigus war verrückt. Mischte sich in Dinge, von denen er keinen blauen Dunst hatte. Wollte Vorwürfe machen, wo Lob am Platze gewesen wäre. Was hatte der für Verstand von kaufmännischem Betrieb? Gar keinen. Nicht für zehn Pfennig.

„Pardon," sagte er, „von Mißbrauch Deines Namens kann keine Rede sein. Ich habe gesagt, Du seiest mein Schwager. Bist Du das, oder bist Du das nicht? Man führt sich stets, wo man kann, mit einer Beziehung leichter ein."

„Ich wiederhole, es war eine Taktlosigkeit, mit zudringlichen Anträgen an seine Börse einen Mann zu behelligen, dem ich schon so viel verdanke," sprach Wigus, seine Stimme mehr und mehr erhebend, gleich einem, der sich nicht länger mäßigen kann.

Nun lächelte Fritz, halb mitleidig, halb mokant.

„Zudringliche Anträge an seine Börse . .," sagte er, „das ist doch wohl kein rechter Ausdruck für die legale Handlung, jemandem eine Ware — und ich darf sagen, eine ausgezeichnete Ware — anzustellen."

„Sonst vielleicht nicht. In diesem Falle ja," rief Wigus.

Nun kicherte der andere plötzlich los. Er konnte sich nicht mehr halten. Dies war zu komisch.

„Ich sagte Taktlosigkeit," rief Wigus außer sich, „ich hätte sagen sollen: Eine unverschämte Bettelei!"

Fritz Malchin erstarb das kichernde Lachen auf den Lippen.

Dies ging zu weit! Der Mensch, dessen Schwester er ohne Aussteuer genommen, den er es nicht entgelten ließ, daß sein Vater ein Betrüger gewesen war, dessen Mutter er monatlich unterstützte, der selber noch nichts verdiente und tief in Schulden saß, der, so einer, wollte ihm — Fritz Malchin! — mit solchen Dummheiten und Beleidigungen aufwarten!

Schon hing Sophie, die die beängstigende Röte in ihres Mannes Gesicht steigen sah, an seinem Halse und brach in Tränen aus.

„Hier gibt es nur einen Unverschämten, und das bist Du," sagte er, und seine rosigen Hände zitterten.

Mit der einen wies er nach der Tür. Wigus ging. Hart fiel die Tür ins Schloß.

‚Nun ist es geschehen. Ich bin für immer mit Sophie und Fritz auseinander,' dachte er.

All sein Zorn war verraucht, er fühlte sich kalt und ruhig.

Er begriff sogar, daß Fritz ganz und gar im Recht war. „Eine legale Handlung," hatte er seinen Besuch beim Geheimrat genannt. Wenn Fritz gewußt hätte, daß er — Wigus — heute dem Herausgeber der großen Zeitschrift seine Arbeit hingetragen und angeboten hatte, so würde er triumphierend gesagt haben: „Nun, ist es nicht dasselbe?" Nein, es war nicht dasselbe.

Aber die Kunst oder Unkunst zu unterscheiden, ist es ja wohl im letzten Grunde, die die Menschen in verschiedene Klassen teilt.

Fritz würde niemals den Unterschied begreifen, der zwischen seinem Besuch beim Geheimrat Wallraven und dem bei einem beliebigen Herrn X) lag.

Deshalb hatte Fritz völlig Recht, schwer von den Vorwürfen des Schwagers beleidigt zu sein.

‚Fritz und Sophie müssen ihren Weg gehen, ich den meinen,' dachte Wigus. ‚Man wächst auseinander. Das geschieht Tausenden, die in ihrer Kindheit wähnten, unlöslich zusammen zu gehören.'

Die Mutter würde jammern. Mochte sie. Es ließ sich nichts mehr ändern.

Und die Mutter jammerte auch. Die ganzen acht Tage, die Wigus noch mit den Frauen verlebte, waren angefüllt von den Klagen über den Bruch zwischen Sohn und Schwiegersohn. Die arme alte Frau wagte nicht mit klaren Worten dem letzteren Recht zu geben, das hätte ihr selbst zu weh getan für ihren lieben Jungen. Aber Wigus hörte es wohl heraus, daß sie meinte, er habe Rücksichten nehmen müssen, weil doch Fritz so viel für sie tue. Ohne die vierzig Mark monatlich von Fritz wisse sie doch nicht, wie auskommen.

All dies stete Jammern ertrug Wigus nun mit einer kalten Ruhe.

„Ich kann nicht anders. Ich muß meinen Weg gehen. Ich kann mich nicht nach Euren Gefühlen umsehen und aus Angst sie zu kränken zaghafter ausschreiten."

Drei Tage vor seiner Abreise erhielt er einige Zeilen von Carolyne. Seltsam kurze.

„Ich kann Ihnen nicht schreiben. Es liegt nicht in meiner Stimmung jetzt. Lassen Sie mich sofort nach Ihrer Ankunft in Florenz Ihre Wohnung dort wissen. Ich hoffe, wenn wir uns sehen, von Ihnen zu hören, daß mein Mann sich wohl befindet. Möge Ihnen der Abschied von Ihrer Braut nicht zu schwer werden — diese Trennung bedeutet vielleicht die Möglichkeit schnellerer Vereinigung. — Ich verlebe hier stille, harmonische Tage mit den Damen Soniakow. Meine Freundin Olga grüßt Sie.

Ihre Carolyne Wallraven."

Über dem schweren Herzklopfen, das ihm Siddys Erwähnung verursachte, entging ihm zunächst noch der Stil dieser Zeilen, der Carolynens sonstiger Art zu schreiben gar nicht entsprach. So hastig, so nervös schrieb sie sonst nie.

‚Ich muß es sie wissen lassen,' dachte er immerfort.

Aber er konnte sich nicht dazu entschließen. Wenn er schrieb, daß er sein Verlöbnis gelöst, so würde Carolyne wissen wollen, warum.

Nach allem hatte sie ein Recht auf solches Wissen. Und immer noch glaubte er, sich seines Irrtums schämen zu müssen, mit seinem eigenen Gefühl auch Siddys Person schonen zu müssen.

Daß der Wert einer Leidenschaft und der Wert ihres Gegenstandes im Grunde nichts miteinander zu tun haben, entging ihm noch.

Die Geschichte aller Märtyrer, die um eines religiösen oder patriotischen oder Liebeswahnes willen zu Grunde gegangen sind, in heißer Ehrlichkeit und erhabener Reinheit, hätte ihn das lehren können. —

Am Tage vor seiner Abreise aber kam ihm noch eine große Freude ins Haus. Anstatt einer Antwort vorläufiger Art brachte der Postbote gleich dreihundert Mark Honorar für die Arbeit, die er jenem Herausgeber überreicht hatte. Es war ein verbindlicher Brief beigefügt, der besonders die Kunst hervorhob, welche die Arbeit offenbarte, in die historische Darstellung lebendigste Beziehungen zur Gegenwart und eine Fülle feiner Lehren für sie zu bringen.

Wigus' Glückseligkeit war grenzenlos. Er freute sich, wie nur Kinder und — Genies sich freuen können. Und mit ganz der gleichen Naivität eines Kindes verfügte er über dies Geld.

Er teilte es in drei Teile.

Hundert Mark bekam die Mutter. Hundert Mark behielt er selbst. Und hundert Mark sandte er an Herrn Schradin.

Er schrieb dabei, daß es ihm, dem reichen Manne, vielleicht komisch vorkommen würde, wenn eine so große Schuld tropfenweis abgetragen werden sollte. Aber diese Form wäre für Wigus die beste, ja im Grunde die einzig mögliche.

Glücklich war er auch, zu dem Abschiedsbesuch bei dem Geheimrat Wallraven diese Neuigkeit mitnehmen zu dürfen. Wallraven hatte ihn so gefördert, sich anläßlich des Reisestipendiums für ihn eingesetzt, es mußte dem Lehrer eine Genugtuung sein, von dem ersten kleinen Erfolge des Schülers zu hören.

Welche Enttäuschung! Der Geheimrat war nicht zu Hause. Wigus hatte so sicher geglaubt, ihn jetzt gegen acht Uhr zu treffen.

Langsam ging er zum Corneliusufer, schritt über die Brücke und ging den Kurfürstendamm entlang.

Er kam in die Nähe des Eingangs zum Zoologischen Garten.

Da sah er plötzlich den Geheimrat. Er stand da mit heiteren Mienen, es schien als erwarte er jemand, denn er sah beständig zur Kurfürstenstraße hinüber. Und wie flott und jugendlich der große Gelehrte aussah, in einem hellen Anzug, nicht zu jugendlich für einen frischen Fünfziger, aber doch überraschend.

Erfreut ging Wigus über den Fahrdamm. Nun konnte er doch noch schnell seine gute Nachricht anbringen und einen Abschiedshändedruck empfangen.

Ihm schien auch, als habe der Geheimrat ihn schon bemerkt.

Gerade mitten auf dem Fahrdamm mußte er zurückspringen, eine Pferdebahn sauste an ihm vorbei.

Dann sah er, daß Wallraven drüben verschwunden war.

Nicht einmal im Wege, der in den Garten hineinführte und den man doch von draußen ein Streckchen übersah, war er noch zu erspähen.

Wie seltsam! Das sah fast aus, als sei er schnell zurückgetreten, um ihm zu entgehen.

Ein verletztes, demütigendes Gefühl wollte sich seiner bemächtigen. Er wehrte sich dagegen. Wahrscheinlich hatte der Geheimrat ihn gar nicht bemerkt. Sonst würde er ihn sicher aufgefordert haben, sich anzuschließen, den letzten Abend gemeinsam mit ihm zu verbringen, schon allein, um der Gattin noch besondere Grüße und Bestellungen durch ihn zu senden. —

Am andern Morgen kam dann der Abschied. Die Mutter war ganz aufgelöst vor Kummer, auch Lina schien windelweich.

Im Grunde war das brave Mädchen ganz warmherzig. Nur die endlose Gleichförmigkeit ihrer Beschäftigung und die Unabsehbarkeit der Fortdauer derselben hatten sie langsam mit einem Panzer von etwas roher und dickwandiger Art umgeben.

Die Reise, die ihnen interessant, aber auch schrecklich weit und gefährlich vorkam — die Gedanken an all das fremdartige Essen, das Wigus werde hineinschlingen müssen — leise Reuegefühle, daß man nicht immer ganz liebevoll gewesen war — Rührung über die gespendeten hundert Mark — Hoffnung, daß es fortan mit dem Verdienen so weiter gehen würde — dies alles zusammen erzeugte in den Frauen eine so jämmerliche Abschiedsstimmung, als verlören sie den Sohn und Bruder für immer.

In dieser Stimmung nun wagte die Mutter eine Bitte: „Versöhne Dich noch

mit Fritz und Sophie. Man kann doch nie wissen, ob man sich wieder sieht. Bitte Fritz um Verzeihung."

„Nein!"

„Mutters wegen!" bat Lina. „Du bist es sogar Mutter schuldig."

„Ich bin nur mir selbst etwas schuldig. Und wenn ich das ganz erfülle, wird Mutter allen Segen davon haben."

Lina verstand nur, daß er nicht wollte.

„Du bist ein Egoist."

Und so kam doch noch ein Hauch von Kälte über die allerletzten Minuten und ließ die Tränen, die zuvor allzu reichlich geflossen waren, einfrieren.

Als Wigus Hennegall zum Bahnhof fuhr, war ihm, als seien alle Fäden zerschnitten, die ihn an sein früheres Leben banden.

Der erste, wenn auch winzig kleine Schritt zur Loslösung von dem Wohltäter, den nicht seine Wahl, den die Verhältnisse ihm und den Seinen aufgedrängt, war getan.

Er hatte die Kraft gehabt, sich von Siddy loszusagen, im selben Moment, wo er erkannte, daß aus diesem Bündnis ihm Gefahren für seine Mannesehre erwachsen könnten.

Er hatte seiner Schwester und seinem Schwager entschlossen den Rücken gekehrt, wohl wissend, daß das ihn auch mit der Zeit von Lina und der Mutter mehr und mehr trennen würde. Er hatte die sich zu diesem Schritt bietende Gelegenheit unbarmherzig ergriffen. Denn er erkannte, daß es zwischen ihm und den Seinen kein Verstehen mehr gab.

Er glaubte, daß alle Ketten zerrissen seien.

Neuem Leben zog er entgegen, als ein scheinbar freier Mann.

IX.

Den beiden Frauen, die bequem ausgestreckt auf langen Korbstühlen, im Schutz einer breiten, vorn offenen Hütte aus Schilfgeflecht und Leinwand saßen, schien es, als ob das ganze, großartige Bild, das ihre Augen überschauten, nur mit zwei Farben gemalt sei.

In leuchtender Bläue spiegelte sich der Himmel im saphirfarbenen, lässig bewegten Meer. Und der breite Strand glich einem ungeheuren, nur wenig geschweiften Bogen von hellgelblichen Tönen.

Fern auf diesem hellgelblichen breiten Streifen ein weißes, gelbliches Häusergebreite, sich in Farben und Formen kaum merklich heraushebend aus dem flimmernden Glanz all der hellen Tinten.

Vor diesem Neben- und Durcheinander breitgefügter Bauten am Strande eine Badeanstalt, die sich in das Wasser hinein auf Pfählen baute; dann eine Reihe von Hütten und Zelten.

Die zitternden Sonnenstrahlen umflossen jeden Gegenstand und machten alle Linien unsicher.

Das triumphierende Licht herrschte und duldete nicht, daß irgend etwas deutliche Gestalt gewann, sich stark und wichtig aus dem schimmernden Bilde heraushob.

In ihrer Hütte, die schräg, halb dem Meere, halb dem Strande zugewandt stand, konnten die Frauen die stolzen Höhen nicht sehen, die weiter landeinwärts, an der Grenze des Küstenstreifens emporwuchsen. Von dem Himmel, der in fast beleidigender atlasglatter Bläue gleißte, standen da die sanften, dunklen Kuppen der aquanischen Alpen, und hinter ihnen, ansteigend wie ein Amphitheater, reckten sich die steilen Gipfel des ligurischen Apennin auf.

Mit leisem murr — murr kamen die Wellen an den Strand, im Sonnenschein spielend und einen kleinen, gelbweißen Schaumrand auf dem feuchten Strand ablagernd. Die blaue Fläche dehnte sich hinaus in die ungeheure Weite, bis zum Horizont. Fast schien es, als sähe man sich die Oberfläche des Meeres wölben.

Und über sie hin hatte eine Riesenhand eine Saat von Brillanten gestreut, die funkelten und das hinausschauende Auge blendeten.

Südwestwärts konnte der über das Meer hinspähende Blick im Glast und Glanz der goldenblauen Lichtfluten am Horizont eine Form erkennen. Nur um einen Ton tiefer und matter zeichnete sie sich vom blauen Grunde ab. Wie ein Phantom, das man mehr errät als deutlich umzeichnen kann: die Felsenmassen der Insel Korsika.

Die beiden Frauen auf ihren Korbstühlen in der Schutzhütte waren sehr schweigsam gewesen.

Madame Soniakow gab sich dem Behagen der für ihre Gesundheit so nötigen Wärme hin. Ihr weißhaariges Haupt war von einem großen Strandhut bedeckt, ein Morgengewand von weißer Wolle umhüllte ihren Körper. Die Hände, welche sie im Schoße gefaltet hielt, waren die einer Greisin, etwas knochig, mit bemerkbar hervortretenden Adern. Auch das Antlitz war so sehr das einer ganz alten Frau, daß alle Menschen stets erstaunten, in ihr die Mutter einer zweiundzwanzigjährigen Tochter kennen zu lernen. In der Tat war ihr Olga erst nach einer fünfzehnjährigen Ehe geschenkt, aber immerhin war Madame Soniakow zehn Jahre jünger als sie aussah.

Der Haupteindruck ihrer Persönlichkeit war Vornehmheit und Stolz. Sie hatte das Auftreten einer Königin-Mutter.

Carolyne Wallraven neben ihr war ähnlich gekleidet, aber sehr dicht mit blauer Gaze verschleiert. Sie fürchtete die verheerende Wirkung der Sonne des Mittelmeeres.

Die Stille tat ihren Nerven wohl. Ihr schien fast, als ob diese leichte, reine Hitze ihr auch den Sinn leichter mache. Man spürte nur ihre Wonnen, gar keine Lasten. Und die Sorglosigkeit lag in der Luft. Es ging ein Lachen durch diese farbengrelle, lichtüberströmte Welt.

„Wo bleibt Olga?" fragte Madame Soniakow.

„Die Post mag sich verspätet haben," sagte Carolyne.

Nach einer Pause fragte die ältere Frau wieder: „Ich finde Olga seit einiger Zeit noch heiterer als sonst. Sie auch?"

„Olga ist immer unbekümmert," meinte Carolyne, „ihr ist die wunderbarste und seltsamste Mischung eigen. Sie hat zugleich Größe und Heiterkeit. Wenigstens glaube ich sie zu jedem Heldentum fähig."

„Ach Gott," sagte Madame Soniakow, mit beiden Händen abwehrend, „nur nicht Heldentum! Wer davon Proben ablegen muß, sitzt im Unglück."

„Nicht immer."

„Mir ist es auch sehr lieb, daß Olga wartet und vorerst ihre eigene Herrin bleibt. Sie ist so ungewöhnlich reif. Sich einmal fügen müssen, wäre Kampf für sie."

„Das käme auf den Mann an," sagte Carolyne.

„Ja, wenn der eine große Persönlichkeit ist! Und dazu einen großen Apparat mit einsetzen kann! Unter einem sehr hochgeborenen Herrn tut Olga es nicht. Sie gehört in ein Fürstenhaus. Zum Glück sind die Fürstentitel bei uns in Rußland erschwinglicher als anderswo."

„Sie irren. Es kommt nur auf die Persönlichkeit an, nicht auf den Apparat. Olga würde sich überraschend leicht fügen."

Aber die Mutter, die sich vielleicht noch zu genau erinnerte, wie schwer ihrer eigenen herrischen Natur es dereinst geworden war, sich unterzuordnen, wollte davon nichts wissen.

„Große Verhältnisse machen es immer leichter. Gestehen wir uns das doch. Man ist nicht so gräßlich nah und viel beieinander wie in bürgerlichen Ehen. Aber lassen wir Olga nur ihre Freiheit. Noch ist ihr der nicht über den Weg gelaufen, der alles hat, was sie braucht, und der ihr gefällt. Immer, wenn sie ein bißchen näher hinsieht, verfliegt der Eindruck, wenn er anfangs günstig war."

„Kürzlich ging einer an ihr vorüber, der hätte sie wohl tiefer, dauernd fesseln können. Aber als er Olga sah und sie ihn, war er schon an eine andere gebunden," sprach Carolyne nachdenklich.

Sie grübelte über die Worte der Madame Soniakow nach. Auch ihr kam Olga noch heiterer vor als sonst. Es war seit einiger Zeit, als sei ihr ganzes Wesen wie von innerem Glück durchleuchtet. Es hätte doch gerade umgekehrt sein müssen, wenn Hennegall einen ganz tiefen Eindruck auf sie gemacht haben würde. Dann mußten doch Trauer und Enttäuschung in ihrer Seele sein. Seltsam.

Madame Soniakow aber äußerte sich sehr zufrieden darüber, daß jener Mann nicht frei gewesen sei, und wollte von Carolyne das Versprechen, sie, die Mutter, sofort zu benachrichtigen, wenn sie Gefahren für Olgas Herz heranschleichen sähe. Aber Carolyne lehnte es ab, dergleichen zu versprechen. Das hieße, sich trennend zwischen Mutter und Tochter schieben. Madame Soniakow zuckte die Achseln.

Sie war nicht gewöhnt, daß man ihr etwas ablehnte. Darum ärgerte es sie, wenn es einmal geschah. Aber sie wollte sich mit Carolyne Wallraven nicht streiten. Sonst hätte sie ihr gesagt, daß sie sowieso trennend

zwischen Mutter und Tochter stehe, denn der Eifersucht der Frau kam es manchmal vor, als schenke Olga der Freundin mehr Vertrauen als der Mutter.

Wieder gingen einige Minuten im Schweigen hin.

Dann mit einemmal wuchs ein Schatten lang und blauviolett auf dem gelben Sandgrunde heran, und schon kam Olga. Sie kam von der kleinen Villa, welche am Saum der von blühendem Lavendel durchdufteten Pinienwaldung, nordwärts am Strand von Viareggio lag und von den Frauen bewohnt wurde.

Olga trug weder einen Schleier noch ein Schutzglas. Ihre dunklen Augen ertrugen jeden Sonnenglanz. Und das Verbrennen ihrer Haut fürchtete sie nicht; sie war fast gefeit dagegen und bekam nur einen etwas tieferen Farbenton, der sie vorzüglich kleidete.

Sie brachte die Post. Der Bote kam erst heraus, wenn der Vormittag schon weit vorgerückt war. Und da Carolyne seit vielen Tagen keinen Brief von ihrem Mann gehabt hatte und den Vorsatz bekundete, zu warten, bestand Olga darauf, ihrerseits den postimo abwarten zu wollen, damit Carolyne sich gleich früh an den Strand begeben könne.

Sie schwenkte zwei Briefe in der Hand.

„Für Dich. Einer aus Berlin. Einer aus Florenz."

„Und wir?" fragte Madame Soniakow.

„Nur die Zeitungen."

Carolyne erbrach schon den Brief ihres Mannes, überhastig, so daß der zusammengefaltete Bogen sich noch erst in den Ecken des Umschlages verfing.

Der Geheimrat schrieb ganz kurz:

„Verzeih, liebe Carolyne, mein Schweigen der letzten Tage. Ich war so von meiner Arbeit in Anspruch genommen, daß mich alles störte, was mich herausreißen wollte. Und doch mußte ich mich unfreiwillig stören lassen: durch eine Unpäßlichkeit. Sie dürfte nervöser Natur sein und eine Folge der Schlaflosigkeit.

Diese wiederum kommt mir aus all den drängenden Gedanken, die mich Tag und Nacht beschäftigen und Dir gelten. Eine räumliche Trennung macht einem so vieles klar.

Und ich bin mir bewußt geworden, daß Du an meiner Seite nicht das Glück fandest und findest, auf welches Du ein Anrecht hast. Aber das ist ein Thema, welches sich brieflich schwer verhandeln läßt. Verschieben wir es auf unser Wiedersehen. — Ich sehe aus Deinen so rührend regelmäßig einlaufenden Briefen, daß es Dir und den Damen Soniakow gut geht. Küsse Madame Soniakow von ihrem gehorsamen Diener die Hand und grüße mir Olga mit dem Herzen im Asbestfutteral. Ich denke, in diesen Tagen ist Hennegall in Florenz angekommen. Hoffentlich wirft ihn die Sirene Italia nicht aus seiner Bahn.

Es ist ja beinahe ein Experiment.

Mit vielen Grüßen

N. W."

Carolyne saß da, seitwärts auf dem langen Stuhl hockend, wie eine, die nicht weiß, was sie denken und sagen soll.

Nach einigen Minuten, während welcher Olga und ihre Mutter sich alle Mühe gaben, keinen Blick des Verstehens, des Mitleides zu wechseln, fragte Olga sanft: „Hast Du schlechte Nachrichten?"

„Doch — ja — mein Mann fühlt sich leidend."

„Was?" rief Olga. „Der ist leidend, dem kann was fehlen? Ich dachte, er sei so 'n Muster von Gesundheit."

„Ja — er hat auch noch nie . . ."

Carolyne vergaß auszusprechen.

Diese Unpäßlichkeit — das war ja das Nebensächliche . . . aber die Gründe, aus denen er sie herleitete . . . und diese Worte! Er sprach es deutlich aus, zum erstenmal, daß er erkannte, sie sei nicht glücklich. Was hieß das? Wollte er gut machen? Keimte neues Werden und Blühen? Waren in seinem Herzen mit der Erkenntnis auch Wärme und Reue erwacht?

Wollte er ihr sagen: komm näher an mein Herz? Oder: scheide Dich lieber ganz von mir?

Schlich das Glück heran? Das Unglück?

Wie durfte sie diesen Brief deuten?

Es jammerte Olga, die arme Frau so fassungslos zu sehen. Aber sie wollte sich nicht merken lassen, daß sie Carolynens Zerstörtheit erkannte.

„Nun, es wird nicht schlimm sein. Jeder Mensch ist mal unpäßlich," sprach sie beruhigend.

„Ja," entschied Madame Soniakow ruhevoll, „wenn Männer einen Schnupfen haben, machen sie davon ein Aufhebens, als seien sie todkrank."

„Und was schreibt Hennegall? Denn das ist doch seine Handschrift?"

Carolyne nahm sich zusammen, überflog den Brief, den ihr Hennegall geschrieben hatte, und reichte ihn Olga.

„Hennegall?" fragte Madame Soniakow und suchte in ihrer Erinnerung, „ach, ich weiß schon, das ist der arme Teufel von Proletarier, den der Geheimrat protegiert. Ich glaube, daran sind auch nur die Nihilisten und Sozialdemokraten schuld, daß jetzt so viel Leute aus dem Volk dem Gelehrtentum zustreben."

Carolyne hörte es, aber sie war zu zermartert von Unruhe, um sich jetzt mit Madame Soniakow in eine Debatte einzulassen; die Ansichten der Frau, die stets etwas ungemein Bestimmtes hatten und über Menschen und Dinge hinfuhren gleichsam mit dem dicken Pinselstrich des Stubenmalers, reizten sie sonst oft.

Olga hörte es gar nicht, und das war sicherlich ein Glück. Sie las Hennegalls Mitteilungen.

„Teure, verehrte Frau! Seit zwei Tagen bin ich hier, in einer ununterbrochenen Fahrt von Berlin kommend.

Ich lebe in einem Wunder.

Es gibt also ein Glück, das von keinem anderen Menschen abhängt. Ein Glück, das weder mit der Liebe, noch mit dem Ehrgeiz etwas zu tun hat.

Das Glück zu sehen! Ich lebe und sehe Florenz.

Und in heißerem Danke als je schlägt mein Herz für Sie und Ihren Gatten. Durch Sie beide ward mir dies.

Kann man durch eine Offenbarung ein neuer Mensch werden? Die Legende zählt Beispiele auf. Ist es Selbsttäuschung? Mir kommt es vor, als trennten mich Jahrzehnte von meiner Lebensnot, die ich dennoch — mein Gedächtnis rechnet es mir vor — noch vor wenigen Tagen in Berlin so bitter spürte. —

Durch die Hilfe eines hier lebenden Privatgelehrten, an den der Geheimrat mich empfahl, habe ich eine billige und köstliche Wohnung gefunden. — In dem Borgo Ogni Santi. Düster, fast wie im Turm eines Kerkers steigt sich's treppan, auf steinernen, verstaubten, schmalen Stufen, endlos, endlos. Dann oben, fünf Treppen nach hinten, erlebe ich bei jeder Heimkehr eines von meinen Wundern.

Das Zimmer, sehr groß und grauweiß getüncht, läßt durch seine Geräumigkeit die Kahlheit seiner Ausstattung mit nicht viel mehr als Eisenbett, Tisch und Stuhl, noch deutlicher bemerkbar werden.

Aber das ist ganz egal. Ich wußte, daß ich nur Dürftigkeit mit Dürftigkeit wechseln würde.

Aber was ich nicht wußte, war, daß ich der Herr einer königlichen Aussicht sein würde.

Ich habe von ihr Besitz ergriffen und sie ist mein, weil meine Seele sich an ihr entzückt. Über die Häuser des Lung' Arno Nuovo hinweg, die alle zu vornehm sind, um fünf Stockwerke zu haben, sehe ich hinüber zum Jenseitsufer.

Tief drunten rollt in wirbelndem Gekräusel der rotgelbliche Arno. Drüben erheben sich die weißen und gelben und rosa Häuser mit ihren grünen Fensterläden. Und über ihnen ragt es — — links aus dem Häusergehocke die blaugleißende Kuppel von Maria del Carmine — rechts, blaugrün in wundervollen Linien, sanft, ein Gedicht von Formen und Farben, den Ton von rührender Wehmut in das siegvoll lachende Bild der schönsten Stadt bringend, die Hügel von Bello sguarde und Monte Oliveto. Da ragen die Zypressen starr und dunkel, in dem Stolz ihrer Einsamkeit. Nicht wahr, sie sind einsam? Das ist ihr Charakter. Und wenn ich sie beisammen stehen sehe, zehn, zwölf, inmitten der üppigen Landschaft, fühle ich sie als einsam — wie man an Einsamkeit denkt, wenn man Mönchen begegnet. —

O mein Gott, wie bin ich reich und frei!

Wann kommen Sie, damit ich Ihnen danken, danken, danken kann?

Ihr Hennegall."

Olga las noch einmal und fand doch nicht, was sie suchte.

Es stand keine Klage in dem Brief, daß er dies alles ohne seine Braut erlebte und genoß.

Olga interessierte sich immer ganz besonders für Verliebte und Verlobte. Sie

Heimkehr. Nach dem Gemälde von Prof. Wilhelm von Diez-München.

dachte, wenn man solche beobachtet, kommt man zu näherer Kenntnis vom Wesen der Liebe. Und die Brautschaft dieses Wigus Hennegall interessierte sie ganz wunderlich brennend. Unvergeßbar stand in ihrem Gedächtnis der überschwengliche Hymnus, in dem Hennegall die Angebetete gepriesen hatte. Ein Mann, der solche Töne für seine Liebe fand, konnte ein Wunder erleben wie das: zum erstenmal in Florenz zu sein, ohne der Geliebten zu erwähnen. — —

„Ich will gleich an meinen Mann schreiben," sagte Carolyne.

„Das hat doch Zeit. Vor heut nachmittag ist doch keine Gelegenheit zur Post . . ."

„Nein, gleich."

Madame Soniakow blinkte ihrer Tochter zu. Olga hätte von selbst diese arme, kurzatmende, aufgeregte Frau nicht allein gehen lassen.

„Nun gut. Ich bring' Dich hinüber."

Es war Carolyne so willkommen. Das Eigentliche konnte sie nicht sagen. Aber sie hatte schon einen Plan — —

Unter ihrem großen dunkelblauen Sonnenschirm ging sie neben Olga her.

Die saphirfarbene, mit Brillantblitzen übersäte, ungeheure Fläche und der gelbe Strandsaum blieben hinter ihnen zurück. Sie schritten auf die kleine Villa zu, die zwischen Steineichen, Granat- und Kamelienbüschen dalag. Ihre bescheidene Fassade war in graugelben Tönen mit einer Palastarchitektur bemalt.

„Liebe Olga," sagte die Frau, hastig redend, „ich will gleich heut nachmittag nach Florenz übersiedeln."

„Aber ich bitte Dich! Es ist noch zu heiß. Wir wollten doch erst Anfang September."

„Nein, ich muß es gleich tun. Es ist auch nicht heiß — ich nehme Wohnung in Fiesole oder oben an der Viale dall'Oilo, wo's nach San Miniato geht . . ."

„Und weshalb?"

„Ich muß mich um Hennegall bekümmern, es ist meine Pflicht."

Olga fühlte genau: Das war nicht wahr. Sie besann sich, ob sie es offen heraus sagen sollte. Sie durchschaute es. Carolyne war von dem unwiderstehlichen Verlangen erfaßt, mit dem Menschen, der den Geheimrat noch kürzlich gesehen, von diesem zu sprechen, vielleicht irgend etwas zu hören, zu erfragen . . .

Da Olga schwieg, hatte Carolyne das Bedürfnis aller, die etwas verstecken wollen: sie redete dringlicher und lebhafter von ihrer vorgeschützten Pflicht gegen Hennegall.

„Wenn ich in Florenz wohne, kann ich ihm alles ein bißchen erleichtern, ohne daß er es gerade bemerkt. Und Du weißt — in den letzten Wochen ist uns dieser junge Mann fast wie ein Pflegesohn geworden. Nachdem wir ihn zwei Jahre genau beobachtet hatten, kam es durch die ersten Geständnisse über seine Lebensgeschichte eigentlich dann wie von selbst . . . Mein Mann denkt wie ich . . . Wenn Du mir schwörst zu schweigen . . ."

„Ich verspreche es," sagte Olga, die dachte: ‚Nun kommt es — nun offenbart die Arme mir ihr Leid!'

„Gut, so will ich's Dir anvertrauen: Ich habe vor meiner Abreise mein Testament gemacht und Hennegall darin reichlich bedacht. Mein Mann war einverstanden."

Olga war enttäuscht. Also immer noch kein Vertrauen! Hielt Carolyne sie für zu unreif? Stand sie ihr doch nicht so nah?

Sie lächelte etwas gezwungen.

„Na — das nenn' ich Zukunftsmusik! Du wirst noch Deine dreißig bis vierzig Jahre leben, bitt' ich mir aus. Und derweile ist Hennegall selbst ein großer Mann und braucht Dein Geld nicht."

„Kann sein. Er sieht dann doch später einmal, zu welchem Zeitpunkt ich ihn so gewissermaßen als Sohn zu betrachten anfing."

‚Das ist ja alles Unsinn, was Du sprichst. Das gehört alles gar nicht hierher,' dachte Olga, ‚Du willst mir oder Dir nur was vorreden, um die törichte Uebersiedelung zu rechtfertigen.' —

Nachher hatte Olga eine Unterredung mit ihrer Mutter. Madame Soniakow war selten geneigt, ihre Ordnung durch die wechselnden Entschlüsse anderer umstoßen zu lassen. Sie war eine Hauptperson — in welcher Umgebung man auch lebte und erschien. Die Stimmungen und Wünsche anderer hatten sich ihren Stimmungen und Wünschen unterzuordnen.

Aber diesmal fühlte sie sich doch bereit, ein Opfer zu bringen, denn sie hatte auch längst beobachtet, daß Carolyne Wallraven

unter der Last einer geheimen Angst fast zusammenbrach.

Das Opfer bestand darin, daß sie Olga erlaubte, mit Carolyne zu reisen, und sie gestattete es vor allen Dingen auch deshalb, damit ihre Tochter es nicht ohne Erlaubnis tat. Sie kannte ja ihr Kind, dessen Selbständigkeit sie so lange bewundert hatte, bis es ihr unmöglich geworden war, sie noch zurückzuschneiden und Olga wieder in die Hand zu bekommen.

Sie war eine wirkliche Herrschernatur. Eine solche versteht, dem Ungehorsam, der sie selbst blamieren könnte, durch Gewährungen klug zuvorzukommen.

Mit dem Nachmittagszug reisten Carolyne und Olga nach Florenz. Madame Soniakow, ihre Jungfer hinter sich, ihren hohen Stock mit der silbernen Krücke in der Hand, stand hochaufgerichtet und sehr vornehm auf dem Bahnsteig und unterdrückte jede Bemerkung über die greuliche Hitze, die dunstig aus dem Coupé quoll.

Die beiden Reisendem empfanden nichts. Ihnen wurde auch die Fahrt nicht lang, die erst durch das Umsteigen in Pisa unterbrochen ward, dann aber, in zwei und einer halben Stunde, an vielen Stationen aufgehalten, nach Florenz ging.

Blaue Dämmerschatten lagen schon in den Tälern zwischen den sanften Wölbungen der Berge von Toskana, als man sich dem Ziele näherte.

Nun konnte Olga links auf noch rötlich bestrahlter Höhe die weißen Häuser von Fiesole erkennen und über ihnen, stolz und frei, anmutig und doch königlich, den Glockenturm.

‚Natürlich, das muß ihn alles überwältigen,‘ dachte sie.

Die Baumriesen der Cascinen, des Lustparks der Florentiner, traten zur Rechten an die Bahnlinie.

Drinnen, zwischen den von Efeu umklammerten und mit Gerank untereinander verbundenen Steineichen des Parks, blickten schon die Lichtpunkte der Abendbeleuchtung auf.

Nun fuhren sie an den trotzigen Mauern des Forts Filippo Strozzi vorbei.

„Man bekommt doch immer etwas Herzklopfen, wenn man Florenz wiedersieht,“ sagte Olga.

„Ob Hennegall wohl meine Depesche erhalten hat?“ fragte Carolyne vor sich hin.

Olga guckte aus, denn man fuhr gerade in die kurze, häßliche Bahnhofshalle ein. Ganz langsam rollte der Zug.

Plötzlich zog Olga sich wieder zurück.

„Da geht einer — aber er hat einen weißen Anzug an und sieht fabelhaft flott und chic aus. Aber vielleicht ist er's doch.“

Und sie lachte.

Carolyne sah hinaus.

„Hennegall!“ rief sie. „Hennegall!“

Der junge Mann in dem weißen Anzug, der so ‚fabelhaft flott und chic‘ aussah, war wirklich Wigus Hennegall.

Er lief herzu, freudig, eifrig. Die Depesche hatte ihn beglückt.

Nun konnte er sich mitteilen! Den reichsten, feinsten Frauenseelen, die er kannte, von seinem Erleben sagen.

Er reichte seine Hand hin, denn gerade schloß der Schaffner die Tür auf.

Und schon in dem gleichen Moment rief Carolyne:

„Wie geht es meinem Mann — wie geht es meinem Mann . . .“

Olga erschrak.

Wie ein Schrei rang sich die Frage heraus.

Und all die Stunden seit heut mittag war es offenbar diese Frage gewesen, die der Unglücklichen auf den Lippen gelegen und es ihr fast unmöglich gemacht hatte, irgend etwas anderes zu sprechen.

„Ausgezeichnet!“ hörte Olga Hennegall antworten.

Dann stieg sie selbst zum Wagen heraus. Beinahe wurde sie verlegen, als Hennegall ihr die Hand gab und sie offen und freudig ansah. Wie kann ein Mann sich so verändern? Bloß durch das bißchen Zeug? Wahrscheinlich ein sehr billiger Anzug, wie man dergleichen in Italien bekommt, und dazu das hellblau und weiß gestreifte seidene Hemd. Anstatt der Weste der breite schwarze Seidengürtel. Alles Dutzendware — ohne Zweifel. Aber wie schön er darin aussah! Oder war es nur die größere Freiheit seines Benehmens, das strahlende Licht in seinen Augen . . .

Wigus selbst hatte sich, als er sich gestern in dieses sommerliche und ihm sehr elegant und fast gewagt erscheinende Kostüm, das die Hitze nötig machte, geworfen, ein wenig geniert und war sich komisch vorgekommen. Aber das hatte er schon ver-

gessen, und so fiel es ihm nicht ein, daß er den Damen verändert vorkommen mußte. Er blieb ganz unbefangen. Carolyne ließ ihm auch keine Zeit zu Nebengedanken.

Unaufhörlich fragte sie. Wann hatte Wigus den Geheimrat zuletzt gesehen? Wo? In welcher Gesellschaft? Sah er aus wie einer, dem die schlaflosen Nächte nervös verschärfte Züge geben? Hatte er jenen gelblichen Hautton, der überangestrengte Geistesarbeiter zeichnet?

Wigus antwortete auf alles. Der Geheimrat sei wohler als je, förmlich verjüngt und in strahlender Laune.

Er holte aus seinem Gedächtnis alles mögliche hervor. Aber plötzlich wurden seine bisher so eifrigen Antworten zerstreut.

Sie fuhren über den Platz von Santa Maria Novella.

Rings brannten die Gaslampen als orangefarbene Leuchtpunkte. Der kalte, blaue Schein des ersterbenden Tages war noch in der Luft. In dieser Doppelbeleuchtung stand die Marmorwand der Kirche. Durch die feinen, leichten Dünste des Abends schimmerte das schwarz und weiße Gestein. Wie eine Mauer vor eines Zauberers Land war sie anzusehen, geheimnisvoll, lockend und warnend zugleich. Sie wuchs nicht aus dem profanen Boden heraus wie die Häuser der Menschenwohnungen; Treppenstufen, breit wie ihre Fassade, führten zu der Plattform empor, darin ihr Fuß wurzelte. Und oben im gotischen Giebel das große, runde Fenster, gleich dem Riesenauge eines Zyklopen: wachsam, drohend.

In diesem Wunderbild waren der Prunk und das Lachen und die schwebende Leichtigkeit des Märchens, aber auch das heimliche Lauern unbekannter Gewalten.

Auf dem Platze nur ein spärliches Leben. Und auf den Treppenstufen zur Kirche hingelagert einige Gestalten.

Hoch, unendlich hoch über diesem Zauberplatz der blasse Himmel, an dem das Licht versiegte, in körperloser Unendlichkeit.

„Ja," sagte Olga, in Wigus' Empfindungen hinein und genau fühlend, weshalb er plötzlich zerstreut wurde, „das ist erhaben! Dies Bild im Abendschein ist unerhört schön."

Sie kamen dann in ihr Hotel. Olga wollte durchaus in kein internationales, sondern in ein italienisches, besonders auch, weil man da allein mit der Hitze umzugehen verstehe. Das Hotel du Nord lag an der Via Tornabuoni, sehr nahe ihrer Mündung auf den Lung' Arno und auf die Brücke S. Trinita. „Ideal gelegen," erklärte Olga. Das Hotel war ein alter Feudalpalast, zwischen zwei Straßen thronten seine grauen Steinmassen breit und prunkend.

Bald waren die beiden untergebracht, während Wigus unten eine Zeit wartete, die ihm endlos schien, den Frauen aber nur fünf Minuten deuchte.

Zu essen gab es nichts mehr. Das Diner war vorüber. Eine Abendessenszeit kannte das italienische Haus natürlich nicht, die Küche war geschlossen.

Aber Olga, die niemals durch irgend etwas sich ihre frohe Laune verderben ließ, sagte, es sei ohnehin eine Temperatur, bei welcher man besser bei Tee, Kuchen, Eis, Konfitüren, Kaffee und dergleichen lebe, als von Braten und Fisch, und wozu sei man denn dicht neben einer der berühmtesten Konditoreien von Italien.

So gingen sie denn einige Schritte die Straße hinauf und fanden auf dem Bürgersteig, vor den Schaufenstern von Donay noch ein Marmortischchen frei, um das sie sich zu dritt auf winzige Stühlchen setzen konnten. Hinter ihnen brach der Lichtschein zwischen Gläsern mit Früchten und Schokoladen aus der Fensterscheibe. Vor ihnen war die nur mäßig helle Straße. Und den Bürgersteig auf und ab, so weit die breite Front des Hauses Donay ging, Tischchen an Tischchen, an denen Herren und Damen saßen.

Carolyne war still, ermattet, fast beruhigt.

Alles, was Wigus Hennegall gesagt, hatte das bewirkt. Wenn ihr Gatte so wohl aussah, handelte es sich vielleicht nur um die Schlaflosigkeit eines Tages, was ihm, dem gesunden Mann, schon unerhört vorgekommen sein mochte. Und wenn ihr Gatte, strahlend verjüngt, vergnügt erschien — dann war ihre wahnsinnige Furcht gewiß, ganz gewiß nur eine Torheit, mit der sie sich zwecklos folterte. Ein Mann, der mit dem Gedanken umgeht, sein Weib zu verstoßen, ist nicht „strahlend" — er ist doch ein Mensch — er hat doch ein Herz — ein Gewissen

— Furcht vor den Leiden, die er bereiten will ...

In den beiden jungen Menschen schnellte, da sie die teure Frau ruhiger sahen, die Lebensfreude gleich riesenhoch auf.

Es kam Wigus vor, als habe sein Glück sich noch bereichert, weil er nicht mehr allein war. Er genoß den Augenblick ganz und gar.

Er staunte auch Olga Soniakow an. Früher hatte er gedacht, nur gedankenlose oder unbegabte Menschen könnten heiter sein. Die Jovialität des Geheimrats empfand er nie als Heiterkeit. Es war etwas Unerklärliches in ihr, die das nicht aufkommen ließ. Noch weniger konnte er die gelegentlich sehr fröhlichen Stimmungen von Sophie und Fritz Malchin als etwas Schönes auffassen. Die Witze, die Malchin dann machte, waren fade, sein kicherndes, wieherndes Lachen war albern.

Und Siddy? Nein, Siddy war nicht eigentlich heiter gewesen, dazu war ihr Sinn allezeit zu sehr von Wünschen nach unerreichbaren Dingen erfüllt. Und ihr gelegentlicher Übermut hatte etwas von einem Rausch an sich.

Olgas Heiterkeit war etwas ganz Neues für ihn. Sie stand über den Dingen. Es wirkte, als sei sie heiter, weil vielerlei kleine Lebensmisere ihr ganz unbekannt war oder nicht an sie heran kam.

Ein Mensch, der kein Organ für das Düstere, Harte des Lebens hatte ... Das gab es?

Er fühlte genau heraus, sie war so beanlagt. Sie hätte, als armes Mädchen geboren, lachend ihre Kleider geflickt und singend ihre Brotsuppe am Herde gekocht. Aber er wollte sich das nicht zugeben. Mit einer Art von Trotz suchte er sich zu beweisen, daß es der Reichtum, die Vornehmheit, die Schönheit seien, aus deren goldenen Tiefen die Quelle dieser Heiterkeit emporwallte.

Ja er ging noch weiter und fragte sich, ob es nicht etwa gar nur eine Art von Leichtsinn sei.

Er wollte nicht mehr an Natur, an Tiefe, an Wert glauben. Das trog. Er hatte es erfahren.

Hinter der Kinderunschuld Siddys stand ein Rechenexempel.

Was konnte alles hinter dieser unbesorgten Freiheit, der stolzen Freudigkeit im Wesen Olgas stecken!

Er glaubte, er besäße einen durch die herbste Erfahrung geschärften Blick. Er wollte Olga recht genau beobachten, sich recht viel mit ihr beschäftigen. Er genoß beinahe vorweg den Triumph, den er haben würde, wenn er dann Olgas eigentliches Gesicht entdeckte.

Oben in der Straße, wo sich deren enger Schlund in der Dunkelheit verlor, glühte nun ein Schein auf. Schnell wurde er rötlich und unruhig und räucherig. Dann sah man, daß Fackeln seine Urheber waren.

Ein Zug unheimlicher Gestalten, paarweise in geschlossener Ordnung, entwand sich dem überwölkten, rötlichen Halbdunkel.

Männer, ganz mit weißen Kutten überkleidet, die auch das Haupt völlig überdeckten. Augenlöcher waren in den Stoff geschnitten.

Die wandelnden Schreckgestalten hielten rötlich brennende, qualmende Fackeln in den Händen. Inmitten ihrer Reihe ward ein schwarzgoldener Sarg, hoch auf Schultern getragen.

Das malerische Bild benahm Wigus die Sinne. Er glaubte sich um Jahrhunderte zurückversetzt.

„Eine Beerdigungsbrüderschaft," sagte Olga. „Die stammen zum Teil noch aus der Pestzeit. Die Tracht jedenfalls; man schützte Nase, Mund und Ohren."

Nun kam der Zug an ihnen vorüber und bog dann um die Ecke, zum Kai hin.

Wigus stand unwillkürlich auf.

„Carolyne," sagte Olga, „wir gehen fünf Minuten fort und sind dann wieder da."

Sie gingen dem Zuge nach und standen eine Weile am Lung' Arno.

Tief unten, am Fuß des hohen Kais wirbelte das nun schwarzglasige Wasser dahin.

Drüben in den Mauern der Häuser standen helle Lichtfenster, unregelmäßig, wie lauter kleine Glimmergoldflecke, die man auf schwarzen Grund geklebt.

Der Fluß zog rastlos talwärts, dem Meere zu, in die Undurchdringlichkeit der schwarzen Sommernacht hinein. Er entschwand dem Auge, als sauge ihn die Unterwelt auf.

Nun bewegte sich fern im Flußtal, das man nur ahnte, etwas Seltsames. Quer lief rasch ein goldener Wurm dahin, aus lauter blanken Lichtpünktchen bestehend, und verschwand.

Ein erhellter Eisenbahnzug war über die Brücke unterhalb der Stadt gefahren.

Und die fackeltragende Brüderschaft bewegte sich, den Sarg als krönendes Mittelstück mit sich führend, den Kai entlang. Die weißen, vermummten Gestalten schritten im rötlichen Schein, mit ihnen, über ihnen zog der räucherige Qualm dahin, von Licht wechselnd bestrahlt.

Jetzt, während er das grandiose Bild der Nacht und ihres geheimnisvollen Lebens sah, wunderte Wigus sich, daß Olga seinen Wunsch erraten hatte. Er sagte es.

Olga lachte und meinte, sie habe es ihm angesehen.

„Dieser Todeszug war kein angenehmer erster Eindruck für die Geheimrätin," sagte er, als sie zurückgingen.

„Warum nicht?"

„Ich denke, nervöse Frauen lieben nicht, an den Tod erinnert zu werden."

„O, Carolyne ist keine nervöse Frau im gewöhnlichen, dummen Sinne des Wortes. Das wissen Sie ja auch. Warum soll man nicht an den Tod erinnert werden? Der ist doch nichts Schreckliches. Nur etwas Großes. Alles Große zieht an. Manchmal denk' ich: dessen sind sich nicht viele Menschen bewußt, und doch kommt daher das unersättliche Interesse, mit dem sie Sterben und Tod besprechen, wenn sie von besonderen Fällen hören oder lesen. Die Todesanzeigen in den Zeitungen sind fast allen wichtiger als die Geburtsanzeigen."

„Das Gehen ist immer bitterer als das Kommen," sagte er.

„Und das Abschiednehmen schwerer als das Sich finden?" fragte Olga in fröhlicher Neugier.

Er dachte an Siddy. Es tat zum ersten Male nicht mehr schneidend weh.

Die Heilkraft der wunderbaren Stadt und ihrer Schönheiten wirkte.

„Ich weiß nicht," sagte er, „es mag wohl vorkommen, daß das Sich finden noch schwerer ist, — besonders in der Ehe."

Und darauf sagte Olga ganz unvermittelt, scheinbar von ihrem starken Mitgefühl übermannt: „Arme Carolyne!"

Auch er hatte bei seinen Worten an Carolyne Wallraven denken müssen. Übertrugen sich denn all seine Gedanken wie durch eine geheime Verbindung auf Olga . . .

Eine starke Befangenheit kam über ihn.

Carolyne sagte, sie seien nicht fünf Minuten, sondern eine halbe Stunde fortgewesen, was Olga als unmöglich bestritt.

Und dann sollte ein Programm für den andern Tag entworfen werden.

Carolyne faßte Wigus' Hand.

„Sie müssen uns Ihre ganze Zeit widmen. Sie müssen immer bei mir sein."

Er war bestürzt.

„Wie kann ich — meine Arbeit . . ."

„Ich bitte Sie. Ihre Gegenwart ist uns unentbehrlich. Nicht wahr, Olga?"

Olga schwieg.

Gewiß, Carolyne Wallraven hielt viel von Wigus, sie hatte ihn lieb. Aber jetzt, bei dieser Bitte, war ein anderes der Trieb. Carolyne sah in dem Lieblingsschüler des Gatten ein Stück von diesem selbst. Mit ihm konnte sie endlos, endlos von dem Gatten sprechen. Wigus hatte vielleicht die Neigung, gewiß aber die Pflicht, ihr zuzuhören.

Olga und Wigus Hennegall sahen sich an.

Sie lasen ihre Gedanken einander aus den Augen.

„Liebe gnädige Frau," sagte er so innig als möglich, „Sie selbst wissen es am besten: ich bin mit gebundener Marschroute hier. Ich habe eine Aufgabe zu lösen. Und darüber hinaus muß ich arbeiten, viel arbeiten. Geld verdienen. Sie wissen alles."

„Ihr Leben mir zu opfern wären Sie gewiß bereit. Aber ehe ein Mensch dem andern sein kleines bißchen Tagespflicht opfert . . ." Carolyne sagte es mit wehmütigem Lächeln.

„Das pünktliche Innehalten von dem ‚kleinen bißchen Tagespflicht' läßt allein die großen Ziele erreichen," sprach er ernst und fest.

Er mußte wieder einmal rücksichtslos erscheinen.

Carolyne war nicht mehr sie selbst. Wie hätte sie sonst eine so törichte Bitte an ihn richten können. Sie, die genau wußte, daß er sich sein Reisestipendium durch eine entsprechende Leistung abverdienen sollte.

Ehre und Pflicht hießen ihn arbeiten.

Aber da sie eben nicht mehr sie selbst schien, würde sie seine Weigerung nicht verstehen, nur als Undank auslegen.

Olga stand ihm gar nicht bei. Sie wünschte selbst, er möge sich ihnen widmen. Aber sie begriff ganz und gar, daß er es nicht konnte. Und seine Worte gefielen ihr.

‚Ja, er geht unbeirrt,‘ dachte sie und vergaß darüber Carolyne zuzureden.

Diese stand auf, mit den deutlichen Mienen einer Verstimmten oder Erzürnten.

Wie ungerecht.

Neben ihr herschreitend, sagte Wigus: „Wenn ich diese beiden Monate in Florenz ganz ausnütze, ersparen sie mir vielleicht zwei, drei bittere Anfängerjahre. Aber das sollte mir nichts ausmachen. Da handelt es sich nur um mich. Aber Sie wissen, ich muß beweisen, daß Ihr Gatte das Stipendium für keinen Unwürdigen erwirkte. Sie wissen, ich habe eine große Geldschuld an Herrn Schradin abzutragen.“

„Ja, ja,“ sagte Carolyne zerstreut, „ich weiß alles.“

Aber was interessierte sie das alles jetzt. Nur wenn man den ganzen Tag mit jemanden zusammen ist, kann man gründlich erforschen, ob er etwas weiß ...

Wigus wurde sehr traurig. Er fühlte, daß er Carolyne enttäuschte. Und ihm tat es so weh, als füge er einer Kranken noch ein Leid zu.

An der Treppe, die mit fünf steilen Granitstufen zum Hoteleingang emporführte, standen sie still. Im hellen Schein der beiden Laternen sah Wigus, wie müde und alt die Frau schien. Er wollte einen letzten Versuch machen.

„Was ich noch gar nicht berichtet habe: am Tag vor meiner Abreise kam mir ein hübscher kleiner Erfolg. Ich verkaufte eine kleine Artikelserie an eine der vornehmsten Zeitschriften.“

„Ei!“ rief Olga. „Das freut mich!“

Ihr heller Ausruf überklang das mechanische: „Sehr schön — sehr schön“ Carolynens.

Und in dem Händedruck Olgas mußte er so etwas wie einen Glückwunsch finden.

Er fragte noch, wann er morgen abend die Damen treffen könne.

Carolyne lud ihn zum Diner ein. Mit dem Gedanken ‚dann werde ich nachts die Zeit einholen‘ nahm er an.

X.

Wenige Tage später war der kurze Freiheitsrausch von Wigus Hennegall ganz verflogen.

Er hatte ihn nur in den ersten achtundvierzig Stunden in Florenz besinnungslos genossen. Carolynens Forderung, sich ihr zu widmen, hatte ihn aufgeweckt.

Er war ebenso unfrei wie vordem.

Seine Ketten hatten nur ihre Gliederform gewechselt. Er schleifte sie mit sich, und sie klirrten bei jedem Schritt.

Der Himmel hatte ihm eine Gabe versagt: göttlichen Leichtsinn. Vielleicht war er dazu nicht künstlerisch genug beanlagt.

Er hatte versucht, sich die Lebensgeschichte dieses und jenes Mannes, der es zu Ansehen gebracht, ins Gedächtnis zu rufen. Da war mehr als einer, der das Geld anderer Leute als einen Tribut hingenommen, dem das Schicksal ihm schuldete — als das gerechte Opfer, das der Philister dem Genie zu bringen habe.

Zu dieser Auffassung konnte er — nicht emporsteigen? — nicht herabsteigen?

Manchmal dachte er bitter: ich bin ein Proletarier, eine Sklavennatur, ich habe das zage Gefühl, das nicht wagt, unkorrekt zu handeln; ich bin ein Mensch von kleinem Zuschnitt. Aber zu andern Stunden erfüllte ihn ein Stolz ohnegleichen, der ihn mit Adlerschwung über alle Entsagung und Arbeitsmühe hinweg trug. Dann sagte er sich, daß grade dies stille gewissenhafte Schichten von Bausteinen allein das wahre Fundament für Mannesehre und Ruhm sei.

Niemals wollte er vor eines anderen Ehrenmannes Blick die Augen niederschlagen oder ihm mit der Unempfindlichkeit des Schamlosen begegnen. Und fängt nicht die erste, die primitivste aller Ehrenforderungen bei Geldfragen an?

Ein kurzer Brief des Herrn Schradin ließ ihn so recht erkennen, daß der Weg der Unfreiheit manchmal stolzer sein kann, als der des Unbekümmerten.

„Es war mir, als füge mir einer eine Wohltat zu,“ schrieb Schradin, „als ich Ihren Brief mit den hundert Mark bekam. Ich genoß zum ersten Male in meinem Leben das Gefühl, daß es einen Menschen gibt, der nicht von mir empfing, um mich auszunützen. Mein Herz dankt Ihnen. Über die Summe habe ich nicht gelacht.

Für Sie ist sie groß. Das allein gibt den Maßstab. Daran denken Sie immer."

Und das trieb Wigus an und immer noch mehr an.

Morgens um fünf Uhr stand er auf. Bei schwarzem Kaffee, den er sich selbst bereitete, saß er am Tisch unter dem Fenster und schrieb.

Das Flußtal lag im Strahlenglanz des Morgens. Es sah aus, als wohne die Sonne in den Bergen, bei den Quellen des Stromes und sende nun ihr rosiges Gold im endlosen Gewirbel der Wasser mit herab. Und die Häuser, die den rötlichen Fluß umsäumten, standen in blendendem Weiß. Ueber ihnen aber hatten die grünen Hügel mit den dunklen Zypressen ihre Wehmut von sich getan und ließen sich vom Morgen anlächeln.

Um neun Uhr ging Wigus für eine Stunde in die Uffizien oder den Pitti und sah sich irgend ein Bild oder eine kleine Gruppe von Bildern des gleichen Meisters an.

Bald nach zehn Uhr fing die Arbeit in den Archiven an. Es war eine mühselige Arbeit. Manchmal aber stieg aus diesen Papieren der Geist einer beispiellos großen Vergangenheit auf. Und wenn er sah, was diese unsterblichen Florentiner alles für ihre Vaterstadt getan hatten, erfaßte ihn wieder jene Ungeduld, die ihn in das öffentliche Leben Deutschlands förmlich hinauszerren wollte.

Und das war beinahe am schwersten: in Waffen warten und noch nicht streiten dürfen, können. Aber es beflügelte ihn. Vorwärts, vorwärts, rief es unaufhörlich in seiner Seele. —

Mittags holte er sich aus irgend einer Garküche sein warmes Frühstück. Und wie es zahlreiche deutsche Maler und Gelehrte machten, aß auch er entweder aus der Papiertüte oder gleich vor der Auslage der Küche stehend ein paar auf dem Rost gebratene Fischchen, vom Spieß ein knuspriges Vögelchen oder eine fritta mista, jenes unklare Gemenge von kleinen Seetierchen, Kalbshirn und dergleichen, scharf gebraten und für den Vorurteilslosen ungemein wohlschmeckend. Der rote Chianti schmeckte ihm wie Göttertrank.

Bei diesen merkwürdigen Mahlzeiten dachte er oft an seine alte Mutter daheim und mußte in Rührung lächeln. Fern von hier stand sie wieder vor ihm, ohne die Farben, welche ihr das Leben mit Fritz, den Töchtern und in der Enge gegeben.

Er sah ihre derben, leidgefurchten Züge und die ganze knochige Gestalt — ergreifend wie eine aus Dürers Passion. —

Bis zur Dinerstunde arbeitete er abermals in den Archiven. Je rascher er seinen Albizzi herausschälte aus den Geschichtsdokumenten, desto eher konnte er an die schriftstellerische Fassung des Materials denken.

Jeden Abend um sieben Uhr aber nahm er das Diner mit den beiden Damen. Darauf bestand Carolyne. Oft war er so abgespannt, daß er sich lieber etwas Essen aus der Garküche geholt hätte, anstatt sich umzukleiden und in das Hotel zu gehen.

Ein einsamer Spaziergang am dunklen Fluß entlang wäre ihm eine willkommene kurze Erholung gewesen vor der Arbeit, die er in der späten Abendstunde bis in die Nacht hinein meist noch unternahm.

Aber er hatte nicht die Freiheit, der Frau seines Lehrers, der Frau, die selbst ihm so viel Güte erwies, auch diese Einladung zum Diner abzulehnen.

Die Tagesstunden konnte er ihr nicht opfern, die gehörten seiner Pflicht. Diese zwei, drei Abendstunden raubte er sich selbst. Da gab es also keine Weigerung.

Die Frauen sahen es ihm oft an, daß er überarbeitet schien. Carolyne sagte, man könne diesseits der Apenninen nicht so auf seine Nerven loswüten. Er zuckte nur die Achseln. Die Gesellschaft der Frauen, das Essen, der Wein verscheuchten immer schnell alle Müdigkeit.

Und er konnte oft mit guten Nachrichten kommen: allmählich empfing er die Antworten über die verschiedenen Aufsätze historischer oder staatswissenschaftlicher Art, die er während seiner letzten Berliner Wochen verschickt hatte. Ohne Ausnahmen wurden alle mit Dank angenommen. Er rechnete mit Olga aus, daß sein Name im Laufe der nächsten Wochen achtmal an hervorragenden Stellen zu lesen sein würde. Olga jubelte darüber und prophezeite ihm eine Laufbahn im Siebenmeilenstiefelgange. Und wenn nun gar mit der Nachricht der Annahme gleich das Honorar kam, was bei einigen Artikeln der Fall war, machte es

ihr einen unendlichen Spaß, mit ihm seine Finanzen durchzurechnen.

Ja, zweimal ging sie für ihn zur Post, um kleine Geldeinzahlungen an Herrn Schrabin zu machen. Das Ungewöhnliche in dieser vollkommenen Offenheit, mit der sie seine Lebensverhältnisse so zusammen verhandelten, kam ihnen gar nicht zum Bewußtsein. Ihre kindliche Freude über diese ersten, bescheidenen Erfolge schienen das eiserne Ringen zu einem leichten Spiel umzuwandeln und wunderbarerweise, ohne es zu entwerten. Es war nur so, als sähe sie ganz einfach dies alles als Kleinigkeit an, weil sie unbedingt das Größte von ihm erwartete. Das frischte ihn auf, das spornte ihn an — er begriff manchmal gar nicht, wie das kommen konnte.

Sie entwand ihm die Bitterkeit! Ohne daß sie es wußte, und ohne daß er es erkannte.

So flossen vierzehn Tage im Gleichmaß hin. Den ersten Sonntag, einige Tage nach Ankunft der Damen, machten sie einen Ausflug, an dem, des Festtages wegen, Wigus sich beteiligen mußte. Da sah er neue Wunder. Sie fuhren nach Fiesole. Und von da gingen sie zu Fuß, „durch lauter Böcklinsche Bilder", wie Olga sagte, über den Monte Ceceri, nach Vinciglieta, einer alten, trutzigen Feste, an den Hängen des Ceceri gelegen und von seinem reichen Besitzer ganz treu hergestellt. Von dort fuhren sie nach Florenz zurück. Es war blauer Abendschein, als sie in die Porta Croce Einzug hielten.

Um den ersten September herum bezogen die Frauen ihr Quartier, das sie nach vielen Briefen an und von Madame Soniakow endlich gemietet hatten. Es lag in der Viale Galileo, dicht vor San Miniato. Carolyne hatte nur drei Zimmer im Erdgeschoß. Die Soniakows, die den Winter bleiben und ein Haus machen wollten, nahmen den ganzen ersten Stock. Nach italienischer Art mieteten die Damen einen Koch, der beide Partieen, Soniakows wie Wallravens, gegen eine bestimmte Summe für die Person und etwaige Gäste verpflegte. Außerdem wurde eine Jungfer angestellt, die später ganz in die Dienste der Damen Soniakow übergehen sollte. Bis zum Eintreffen der Mutter Olgas schlief diese unten, in dem für den Geheimrat bestimmten Zimmer, und die Pracht in den oberen Zimmern blieb einstweilen mit Leinenzeug verhangen. (Schluß folgt.)

Sommerwandrung.

Von

Philipp Witkop.

Über die blauen, schimmernden Gipfel
Hallt mein fester, tönender Schritt.
Klingend rauscht es durch Wald und Wipfel,
Und meine Jugend, sie wandert mit.

O meine Jugend, ich habe gesündigt,
Deiner Gnaden bin ich nicht wert.
Du hast mir Botschaft des Lebens verkündigt,
Und ich hab' Nacht und Schatten geehrt.

Wehvergraben in Zweifel und Grübeln
Sah ich es nicht, wie herrlich Du bist —
Ach, dies ärgste von allen Übeln,
Wenn unser Herz des Lebens vergisst!

Nun aber reich' ich Dir beide Hände,
Drücke sie fest und geb' sie nicht frei,
Dass mein Leben gleich diesem Gelände
Reich an Ähren und Früchten sei.

Sieh, ein Licht umflammt unsre Stirnen,
Das voll Stolz und Verheissung ist —
O meine Jugend, die kühnsten Firnen
Schrecken mich nicht, wo Du Führer bist!

Im Esterhazykeller.

Wiener Kneipen.

Von

Ed. Pötzl.

Mit zehn Abbildungen nach Originalzeichnungen von W. Gause.

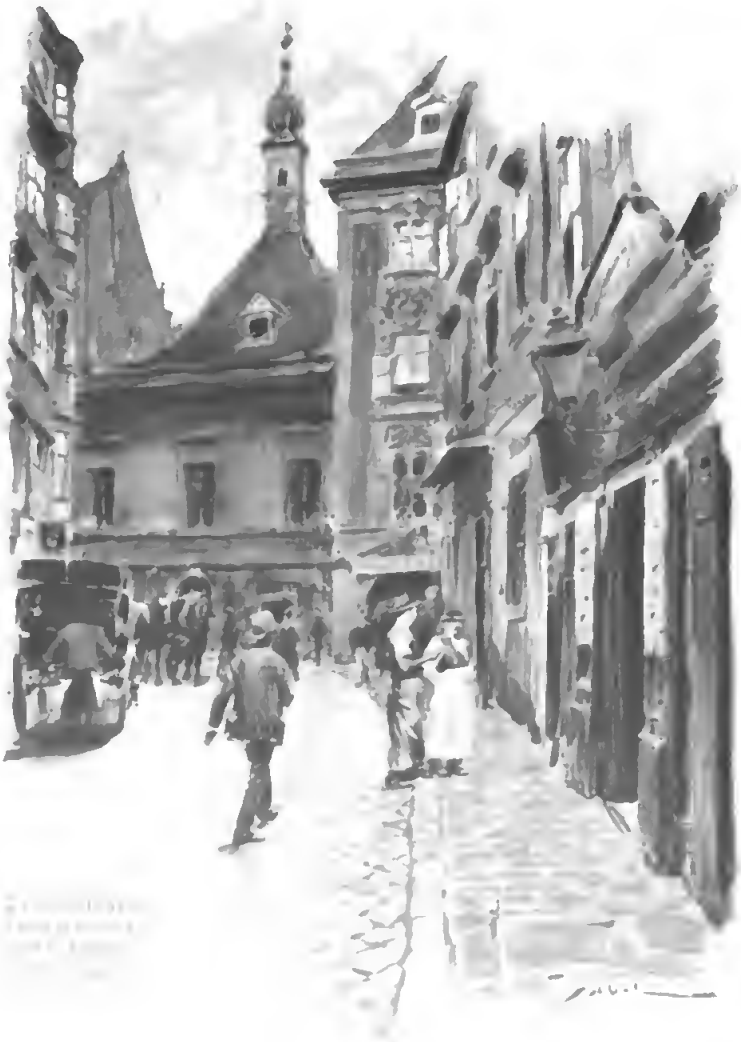
(Abdruck verboten.)

Nicht ohne Rührung betrachten die älteren Wiener heute den anheimelnden Hausrat, den die verständnisvolle Bemühung von Sammlern da und dort zusammengetragen hat, um der Gegenwart ein getreues Bild von Alt-Wiener Interieurs zu bieten. Ja, auf solchen Sofas mit geblumten Überzügen und geschweiften Lehnen haben wir als Kinder unsere ersten Rutschversuche gemacht; aus solchen eigentümlich nach Lavendel und anderen Kräutern duftenden, dürftig ausgestatteten Schränken pflegte die Mutter unsere Hemden und Höschen zu nehmen; solche steife Stahlstiche mit geschnörkelten Rahmen prägten sich zuerst unserem Gedächtnis ein. Denn in jedem besseren Hause gab es damals noch die Möbel aus der Großväterzeit, ergänzt durch Einrichtungsstücke aus den vierziger und fünfziger Jahren, in deren biederen Formen die Kongreßzeit verklang und erlosch, um jetzt wieder, unter der Marke „Englisch", ihre Auferstehung zu feiern.

Es war zu jener Zeit in Wien alles anders als anderswo. Ein Hauch von Romantik lag noch über den Erscheinungen des täglichen Lebens, der nicht bloß den Illusionen unserer jugendlichen Köpfe entsprang. In den muffigen Durchhäusern der inneren Stadt, in den stillen großen Höfen, wo da und dort noch ein Weinstock, ein Bäumchen grünte, unter den angedun-

kelten Schwibbögen und in den krummen, engen Gassen, in den einstöckigen Vorstadthäusern mit ihren offenen, wäschebehängten Außengängen, in den finsteren Wohnungen mit den gespenstischen Nischen, Winkeln und Korridoren lebte noch der Genius Loci in voller Kraft. Seit die Modernisierung der Stadt begonnen hat, ist er im Ausgedinge. Sein verdrossenes Gesicht heitert sich nur noch in den aus der Vergangenheit herübergeretteten alten Kneipen auf, von denen Gauses empfänglicher Stift eine Anzahl für diese Blätter im Bilde festgehalten hat.

Es ist nur eine kleine Auswahl — denn an ehrwürdigen Gaststätten herrscht noch immer kein Mangel in Wien —, aber der Beschauer kann sich doch eine Vorstellung machen von dem Zauber der Traulichkeit, der in diesen verrauchten Kneipen webt. Da können wir uns noch einmal einspinnen in die köstliche Heimlichkeit des alten Wien und schwelgen in der geruhsamen Stimmung, die von ihrer einstigen Umgebung — den eng aneinander gedrückten Giebelhäusern mit ihren Erkern und Vordächern, Überhängen und Aufzugthüren, sowie dem ganzen mittelalterlichen Aufwande von schmiedeeisernen Schildträgern, Thürbeschlägen, Fenstergittern, Heiligen, Dachreitern und Butzenscheiben — übrig geblieben ist. Nur wenige dieser Kneipen genießen noch die alte Nachbarschaft, wie z. B. der Esterhazykeller nächst dem Haarhof, das „Reichenberger Beisel" in der Griechenstraße und die Heiligenkreuzer Weinstube. Die meisten anderen, sofern sie der inneren Stadt Wien zugehören, müssen sich mit den Neubauten ringsumher abfinden oder sind in naher Zukunft selbst, wie das berühmte „Winterbierhaus", der Demolierung verfallen. Sogar der älteste Metkeller Wiens, das seit 1348 bestehende „Süße Löchel", würde von einem alten Wiener nicht mehr leicht gefunden werden. Die Gegend um ihn hat sich zu gründlich verändert. Einst in der Nähe des finsteren, schmalen Kramergassels gelegen, wo zu jeder Tageszeit eine Versammlung von Lotterieschwestern zu finden war, schaut sein Schild jetzt auf eine lichte Straße mit gewaltigen neuen Häusern, durch die ein großstädtisches Leben flutet.



In diesen kleinen räucherigen Stuben pflegen noch heute die Feinschmecker, die auch ein wenig historischen Sinn haben, gerne zu verkehren. Sie ziehen sich da vor dem überladenen Bombast der modernen

Das Schloſſerbierhaus, genannt Reichenberger Beiſel.

Digitized by Google

Speisehäuser und Bierhallen zurück. Insbesondere das Reichenberger, auch Griechenbeisel genannt, ist ein solcher Zufluchtsort für vornehme Geister, die einem guten Trunk nicht abhold sind, und war es zumal in früheren Jahren, da noch hervorragende Künstler, Schriftsteller und Gelehrte allabendlich dort einzukehren pflegten. Hier gedieh auch ein merkwürdiges Stammgastwesen, das in der Person eines gewissen Ludwig noch vor zwei Jahrzehnten geradezu eine lokale Berühmtheit genoß. Dieser Herr Ludwig war nämlich mehr als vierzig Jahre

Im Weinkeller „Zum süßen Löchel".

lang Stammgast des Beisels, von dem ihn nur der Tod trennen konnte. Nur ein kleiner Sparkassenbeamter, bescheiden, liebenswürdig und heiter, wurde er durch diese Eigenschaften, im Vereine mit seiner Ausdauer als Stammgast, der Star des Beisels. Nichts war natürlicher, als daß die Dichter, Künstler, Musiker, Rechtsgelehrten und sonstigen Männer von angesehener Lebensstellung sich in dem scheußlichen, niedrigen, gewölbten Raum um den trinkfesten Mann scharten, der den ruhenden Pol in der Erscheinungen Flucht bildete. Es wechselten die Ministerien und tausend andere wandelbare Dinge; es wechselten Generationen von Gästen; die Studenten wurden zu Professoren, diese zu Hofräten; die Junggesellen blieben aus und kamen als Familienväter verstohlen wieder; es wechselten sogar die Wirte auf dem Beisel: nur Herr Ludwig unterwarf sich keinem Wechsel. Er blieb vierzig Jahre auf seinem gepolsterten Platz in der Ecke, trank allabendlich eine bestimmte Anzahl von Krügeln Pilsener bis nach Mitternacht, rauchte seine Meerschaumpfeife und machte dem Gesetze der Veränderung für seine Person die einzige Konzession, daß sein Bäuchlein zusehends runder ward. Stillschweigend ehrten die übrigen Gäste in ihm das lebendige Wahrzeichen der Kneipe und erkannten ihm eine Art Präsidentschaftsgewalt zu, die niemand antasten durfte. Selbst der Feuerkopf Hans Hopfen, der streitbare Ludwig Speidel oder der gewaltige Canon hüteten sich, als sie noch „Beiselbrüder" waren, mit dem sanften Ludwig anzubinden, da er unter dem Schutze des ganzen Heerbannes der Kneipe stand. Als den alten Stammgast der Tod von dem Thron im Beisel stieß, zerflatterte die Gesellschaft allmählich und erreichte niemals wieder die Bedeutung, die sie unter dem sanften Scepter des schlichten Hagestolzen

Im „Winterbierhaus“.

Der Gasthausgarten „Zum Bierfack“ in Währig.
(Seinerzeit Lieblingsaufenthalt Franz Schuberts, der unter der alten Kastanie den „Erlkönig“ komponierte.)

gehabt hatte, dessen ganzes Leben auf diese eine und einzige Kneipe gestellt war.

Derartige Kneipen sind die Wiegestätten von Originalen. Noch ein anderer Stammgast ist mir in Erinnerung, ein Stück Wien aus jener Zeit, nach der uns die Ausländer heute noch beurteilen: aus der Epoche des sorgenlosen Frohsinns und schrankenlosen Genusses, da noch das seither vergessene Wort „Lätizerl“ für tolle Unterhaltungen an der Tagesordnung und der Himmel voller Geigen war. Zu den Lebenskünstlern von damals zählte der greise Pichelhofer, der aber noch in die neue Generation hineinragte, denn er wurde über achtzig Jahre alt. Umgab schon der traute Freundschaftsverkehr, den Nestroy und Scholz seinerzeit mit ihm unterhalten hatten, seine Person mit einem gewissen Nimbus, so machten ihn sein urwienerischer brummiger Witz, sein fabelhafter Magen und seine Couplets vollends zu einem Liebling der aus Kunst- und Lebewelt zusammengesetzten Gesellschaft. Er war der Barde dieses übermütigen Völkchens, das sich nicht satthören konnte an seinen gepfefferten Liedern, deren er im Laufe der Zeit an die dreihundert gedichtet und auswendig behalten hatte. Wenn der kleine gedrungene Mann, dessen auffallend dünne Beine einen massigen Oberkörper und dicken Kopf zu tragen hatten, nach dem blauen Bande seiner Guitarre griff, so glaubte man einen der Skurren vor sich zu haben, wie sie einst an Fürstenhöfen der Zecher Schar mit ihren Schwänken ergötzten. Dabei war der unermüdliche Sänger ein ebenso unermüdlicher Zecher, immer der erste an der Tafel und der letzte, wenn es galt, am frühen Morgen endlich aufzubrechen.

Von seinen Schnurren sind mir zwei unvergeßlich. Die eine, aus dem Jahre 1848, erzählte, wie Nestroy als Leopoldstädter Nationalgardist bei der sogenannten Schlagbrücke die Wache hatte und Pichelhofer dorthin ging, um dem Freunde die

Zeit zu vertreiben. Nachdem sie eine Weile geplaudert hatten, setzte Nestroy plötzlich dem Genossen das Bajonett auf die Brust und sagte überlaut: „Jetzt, schau, daß du weiterkommst, du nutzloser Civilist, sonst erschieß' ich dich wegen Verleitung eines Wachtpostens zum Reden. Bei mir wirst du nichts ausspionieren — das Geheimnis von der Brucken geht mit mir ins Grab!" Nicht minder drastisch hörte sich Pichelhofers Schilderung eines vormärzlichen Hausballes an, der bei einer Familie in der Vorstadt Laimgrube in so beschränkten Räumlichkeiten abgehalten wurde, daß die vier Musikanten in Butten (Tragkörben) an die Wand gehängt waren, um den ohnehin kargen Tanzplatz nicht zu verstellen. Solche Geschichten konnte der alte Herr stundenlang erzählen. Und dann schien die Zeit rückwärts zu gehen in dem alten Gelaß, wo die hohe Wanduhr schon so vielen unserer Vorfahren getickt hatte, die da noch bei Zündfäden und Öllampen saßen, die lange Pfeife im Munde, vielleicht gerade von der letzten „Reunion" in Dommayers Kasino zu Hietzing schwärmend, wo Johann Strauß' Vater seine neuesten Walzer „Die Reunionklänge" und „Donaulieder", Joseph Lanner seine unvergänglichen „Schönbrunner" gespielt hatten. Es geht viel an schönen Erinnerungen für die Wiener verloren, wenn diese Beisel einmal alle dem Moloch der Stadterneuerung geopfert sein werden. Der „Schmeckende Wurm" — so geheißen nach einer Sage vom Lindwurm, die sich an das Haus knüpfte —, der „Sabelkeller", der „Stephanskeller" sind bereits spurlos verschwunden. Die kommende Generation wird auch von den übrigen Weinstuben, Beiseln und Kneipen aus früheren Jahrhunderten nicht mehr viel sehen.

Da muß denn der Wiener, um sich in das Einst seiner Vaterstadt zu versenken,

Ein Heurigenausschank alter Art in Neustift.

aus dem so gründlich aufgefrischten Herzen der Stadt nach deren Peripherie hinausfahren, wo noch die Reste alten Wienertums zu finden sind, noch weiter hinaus, als das auf Seite 534 abgebildete Gärtchen liegt, in dem einst Franz Schubert zu komponieren pflegte: nach Sievering, Grinzing, Neustift oder Nußdorf. Da draußen war ja stets die Essenz wienerischer Eigenart zu finden. Ein Teil dieser Essenz wuchs und wächst noch an den Rebengeländen der Hügel, bewacht von dem waldstarrenden Gipfel des Kahlenberges. Das übrige brachten jederzeit die Menschen hinaus: sorglose Lebensfreudigkeit, die im Genuß des Augenblickes das Weltelend vergißt, leichtbeschwingte Geselligkeit und gemütliches, wenn auch nicht gemütstiefes Ausleben in den bescheidenen Reizen der Natur, im Behagen an der schlichten Gastlichkeit dieser Orte. Es gibt noch immer Wiener genug, für die der Frühling beim „Heurigen" anfängt. Mögen im Stadtpark schon Flieder und Goldregen prangen, für sie ist das noch kein vollgültiges Zeugnis. Erst wenn sie in Sievering oder Neustift, in Grinzing oder Nußdorf über die Zäune der alten Obstgärten geguckt haben und ihnen die blütenschweren Kronen der Fruchtbäume entgegenlachen, wenn in den nahen Blütenschnee der rosige Ton der Pfirsichblüte aus den Weinbergen der Anhöhen sich mengt: dann erst empfinden sie so recht das Wunder, daß es wieder Frühling geworden ist. Und dann fahren sie, um das Fest der Wiedergeburt durch einen guten Trunk jungen Weines zu feiern, hinaus, dorthin, wo „der liebe Herrgott die Hand herausstreckt", das heißt, wo ein an langer Stange baumelnder „Buschen" anzeigt, daß der Besitzer des Hauses seinen Vorrat eigenen Weines ausschänkt. Über die Maßen einfach sind diese Heurigenschenken, gerade nur für ein paar Wochen auf den Besuch der „Weinbeißer" berechnet. Ausgeliehene Tische und Stühle im Hofraum oder, wenn ein Gärtchen vor-

Im Wörtweigerhof. (Im Vordergrund Blumenmädchen und Wasserer.)

handen ist, auch noch unter den Bäumen, der Schank im Flur, Essen nur, was man selbst mitbringt. Blasbalg und Winsel (Harmonika und Geige) bilden das ganze Orchester, das auf seinem Arbeitstischchen einen Teller stehen hat, der zur Aufnahme der milden Spenden für die, übrigens durchwegs gut spielenden Musikanten bestimmt ist. Der zur Zeit berühmteste ‚Ausstecker', der leider nur zu bald trocken gesetzt wird, ist ein 83jähriger Weinhauer in Nußdorf, dessen körperliche Rüstigkeit und geistige Frische ein Dokument gegen die Behauptungen der Antialkoholiker bedeutet. Sein Häuschen liegt in der Nähe der Schleuse. Der kleine, zur Trinkstätte hergerichtete Hofraum mit einem riesigen Brunnen und einigen niedrigen Ahornbäumen schaut nicht ins Grüne des Gebirges oder des Donaustromes, sondern auf den nüchternen Eisenbahndamm. Aber bei aller Poesielosigkeit des Ortes, welcher Wein! Wie Feuer rinnt der helle grünliche, gleich jungem Rheinwein schmeckende „Heurige" durch den Körper. Der ist ein gewaltthätiger Bursche, vor dem hüte dich! Schon das zweite Viertel geht in die Beine, das dritte in den Kopf. Daher das höher gestimmte Leben ringsum: blitzende Augen, gerötete Wangen, lachende Reden. Da sind sie wieder beisammen, die so oft geschilderten Wiener Typen: Männer und Frauen von reichlicher Leibesfülle, mit vollen Backen kauend an den mitgebrachten „Kammanadeln" (Karbonaden), gutmütig und artig für jeden Ankommenden auf der schmalen Bank zusammenrückend, ob sie ihn kennen oder nicht, lebhaft ohne Roheit, wie verklärt in der wonnigen Empfindung des sonnigen Tages und des wunderbaren Weines, der heiß durch ihre Adern strömt. Der alte Hauer geht von einem Tisch zum anderen, halb glücklich über die vielen zufriedenen Menschen, halb unglücklich über die allzu rasche Leerung seines Kellers. „Wenn so fortg'soffen wird," seufzt er komisch, „so kann i in acht Täg' zusperren. Da bin i fertig. Ein' fremden Wein schänk' i net." Dann erzählt er wohl auch auf Befragen, daß er als Knabe wiederholt Beethoven gesehen habe, am Bach bei den Nußbäumen oben, wo heute das Denkmal steht. Er würde sich um den dort gerne liegenden Herrn nicht weiter gekümmert haben, wenn dieser nicht oft zu sich selbst gesprochen und Notenköpfe in ein Heft eingezeichnet hätte. Als er wieder einmal von der Arbeit im Wein-

Im Garten des Dominikanerkellers.

garten aus den Sonderling unten am Bache ſah, fragte er ſeinen Vater, ob er den Mann kenne. „Der?“ antwortete der Vater, „Das is ein narriſcher Muſikant, den laß nur in Ruh', der is gleich damiſch grob, wenn ihn wer anred't.“

Die grauen hellen Augen des alten Hauers, unſeres rüſtigen Zeitgenoſſen, haben alſo noch auf der Geſtalt Beethovens geruht, vielleicht während er gerade die „Scene am Bach“ oder die Geiſterſonate niederſchrieb. Da wird einem wohl etwas ſeltſam, beinahe ehrfürchtig zu Mute. Was doch in dieſen unſcheinbaren Wiener Beiſeln manchmal noch für ſchöne, erhabene und gute Dinge zu ſehen, zu hören und zu ſchlürfen ſind!

Das Lusthaus im Prater

Mit einem Ringe . . .

Von

Georg Buſſe-Palma.

Dies Ringlein ſoll Dir ſagen,
Daß ich Dir treu und hold.
Du ſollſt es immer tragen,
In gut und böſen Tagen
So lauter wie fein Gold.

Dorinnen eingeloſſen
Herzrot iſt ein Rubin.
Ich will ſo feſt Dich faſſen
Und Dich noch minder loſſen
Als wie der Reifen ihn!

Mit ſeinen Goldſchmiedſchlägen
Band Liebe mich und Dich —
Ich ward, um Dich zu hegen,
Du wardſt, um Dich zu legen
Ganz feſt und treu an mich! —

Digitized by Google

Vom Schreibtisch und aus dem Atelier.

Das Glück im Orient.

Von

C. Freiherr von der Goltz.

(Abdruck verboten.)

Ein orientalisches Sprichwort sagt, daß, wer einmal von den Wassern des Bosporus getrunken hat, die Sehnsucht nach seinen schönen Gestaden niemals wieder los wird. Wörtlich ist das nicht zu nehmen; denn die Wasser des Bosporus sind salzige Meerflut und schmecken herzlich schlecht. Sie entzücken nur das Auge. Auch die süßen Wasser von Asien und Europa, die der Fremde, wenn er in Konstantinopel eintrifft, vor allen Dingen zu sehen wünscht, trinkt man nicht. Es sind ziemlich trübe Flüßchen und sogar ohne sonderliche Naturschönheit. Sie werden den Besucher, der nicht gerade im Monat Mai dorthin kommt, wenn das türkische Leben und Treiben sich im Freien an ihren Ufern entwickelt, herzlich enttäuscht wieder ziehen lassen.

Dennoch ist es wahr, und es wird von jedermann empfunden werden, der im Orient gelebt hat, daß der Abschied vom Goldenen Horn und seiner Kaiserstadt zeitlebens eine tiefe Sehnsucht nach der Rückkehr dahin im Herzen lebendig läßt.

Das Rätsel ist nicht ganz einfach zu lösen; denn so schön auch die Umgebung von Konstantinopel ist, kann sie doch den gewaltigen Zauber nicht allein erklären, welchen der Orient auf ein empfängliches Gemüt noch immer ausgeübt hat. Das gesamte Leben, wie es sich dort, in dem wohltuenden Vertrauen auf ein gütiges Walten des Schicksals entwickelt, tut es uns an, die wir unter einem rauheren Himmel und in strengerer Zucht aufgewachsen sind. —

Es war im Frühling zu Beginn der neunziger Jahre, als ich eines Morgens am Kaffeetische von der Nachricht überrascht wurde, halb Kadiköj sei nächtens abgebrannt, und die Brandstätte beginne ganz nahe bei unserem Hause. Kadiköj ist am asiatischen Ufer des Bosporus die südlichste und zugleich auch die neueste Vorstadt, — nicht so elegant und reich gebaut wie Therapia und Bujukdere, aber freundlich, behäbig und nach europäischem Zuschnitt. Zudem liegt es an einem der schönsten Fleckchen unserer lieben Erde, dort, wo sich die Küste gegenüber Stambul ostwärts wendet und Kap Moda scharf ins Marmarameer hinausragt. Moltke soll hier vor 66 Jahren während seines Konstantinopeler Aufenthalts oft in einem kleinen Kaffeegarten gesessen haben. Einen Zeugen jener Zeit, mit dem er verkehrte, habe ich noch kennen gelernt.

Wir Deutsche, die wir in Kadiköj wohnten, liebten es sehr; denn es beherbergte mit uns eine Anzahl eng befreundeter, namentlich englischer, Familien und war uns im jahrelangen Aufenthalte zur zweiten Heimat geworden.

Um so größer war unser Schreck. „Halb Kadiköj war abgebrannt und gewissermaßen unter unseren Augen, ohne daß wir davon auch nur das Geringste geahnt hatten."

„Wir sind aufs Dach gestiegen und sahen, daß der Wind die Flammen nach der anderen Seite trieb; da dachten wir, daß es überflüssig wäre, die Herrschaft zu wecken," so lautete die Entschuldigung unserer Dienerschaft. Das ist echt orientalisch gedacht, und orientalisch beginnt auch der Fremde zu denken, wenn er lange am Bosporus lebt.

Wir machten uns natürlich sofort auf den Weg, um die Brandstätte zu sehen. Ein ganz leichter Schnee lag noch hier und dort auf dem Boden, beeilte sich aber, vor der herrlich strahlenden Sonne schnell zu verschwinden. Ein wundervoller Tag stieg aus dem Meere empor. Linder Wind wehte von der Küste über die rauchende Trümmerstätte hinweg, die uns in weiter Ausdehnung entgegenstarrte. Niedergebrannte Gassen, an den Rändern nur noch von den Fundamenten der vernichteten Holzhäuser begleitet, in den von ihnen abgezeichneten Vierecken glimmende Balken und verkohltes Gerät, einzelne hochragende Schornsteine und gespenstig aussehende massive Giebel mit ihren öden Fensterhöhlen — das war das Bild, welches sich uns an Stelle eines freundlichen Stadtteils darbot, in dem gestern abend noch fröhliche Menschen schwatzend zu den Fenstern hinausgesehen hatten oder auf den Straßen lustwandelten.

Halb Kadiköj war freilich nicht abgebrannt, aber doch einige hundert Häuser. Quer durch die Stadt zog sich die Brandstätte, wie eine Gasse von zehnfacher Breite. Aber nichts mehr war von irrenden und jammernden Menschen wahrzunehmen, oder auch nur von großer Aufregung und Unruhe in der Bevölkerung. Man sah noch einzelne Leute mit dem Aufladen der wenigen geretteten Habseligkeiten auf einen der landesüblichen Ochsenkarren beschäftigt, der dann knarrend in gemessenem Tempo davonfuhr. Für einige genügte auch ein Handwagen, oder gar der Hamal, der Lastträger, welcher den gesamten noch übrig gebliebenen Hausrat auf seinen breiten Rücken lud. Vor einer Haustüre saß eine Türkin bei ihrem geretteten Eigentum auf der Wacht; ihr Eheherr hatte wohl noch kein Gefährt gefunden. Gelassen zündete sie sich an den Kohlen

vom Gebälk des eigenen Hauses eine Zigarette nach der anderen an, um sich die lange Weile zu vertreiben. „Allah möge Dich vor größerem bewahren!" Damit tröstet der Orientale sich selbst oder auch den Freund, wenn ihm ein ähnliches Unglück zugestoßen ist.

Die Obdachlosen — und es waren ihrer wohl an 2000 — schienen bereits untergekommen zu sein. Regierung, Polizei, Vereine ꝛc. hatten dabei aber nicht viel zu tun gehabt; die patriarchalischen Lebensgewohnheiten im türkischen Reiche erleichtern ihnen stets das Amt. Wer Raum hat, öffnet ihn dem Obdachlosen; das ist wenigstens bei den alten landeseingesessenen Familien so der Fall. Als wir von unserem Spaziergang heimkehrten, fanden auch wir schon Einquartierung. In einem, wegen seiner Baufälligkeit unbewohnten Pavillon des großen Gartens, der vor unserem Hause lag, hatte sich eine ganze armenische Hausgenossenschaft eingenistet, und aus den sonst leeren Fenstern blickte uns eine zahlreiche Kinderschar vergnügt entgegen. Um Erlaubnis gefragt hatten uns die Eindringlinge nicht. Sie waren eben da und wir wußten ja auch warum; was bedurfte es da vieler Worte.

„Habt Ihr denn etwas zu essen?"

„Bulurus" — wir werden es finden.

Mit diesem kurzen Zwiegespräch war auch die Nahrungssorge abgetan. Wir sandten natürlich zur Mittagszeit den ungebetenen Gästen einige Schüsseln hinüber, ernteten aber nicht lange Beifall damit, wahrscheinlich weil unsere Küche zu fränkisch war. —

Das Neuigkeitsbureau für Konstantinopel und seine Vororte bildet das Dampfschiff von und nach der großen Brücke.

Am Tage eines solchen außergewöhnlichen Vorgangs dreht sich die Unterhaltung natürlich um das große Ereignis. Von der Brandnacht schienen, nachdem der Schreck vorüber war, aber nur die erheiternden Zwischenfälle in der allgemeinen Erinnerung zurückgeblieben zu sein.

Auf deren zwei, welche in der Wiedererzählung schnell die Runde auf dem Schiffsdeck machten, weiß ich mich noch heute zu besinnen. Ein kleiner Beamter, ein armer Teufel mit geringem Gehalt, hatte tags zuvor eine Erbschaft erhoben — 400 türkische Pfund — für ihn ein Vermögen. Atemlos war er, als er seinen Dienst beendet hatte, zur Bank gelaufen, um das Geld in Sicherheit zu bringen. Er fand sie aber schon geschlossen und mußte es also, nicht ohne Sorge, mit sich nach Kadiköj nehmen, wo er es in der Nacht unter seinem Kopfkissen barg. Aus tiefem Schlafe erwachte er dann vom Knistern der Flammen, welche schon um sein Haus züngelten. Seine Frau mit den älteren Kindern stürzte vor ihm die Treppe hinab; ihm blieben die beiden jüngsten in der Wiege und als drittes — sein Geld. Entschlossen nahm er das Banknotenpaket in die Zähne, unter jeden Arm aber ein Kleines und folgte. Doch der Rauch füllte schon die engen Räume; er fühlte bald, daß er ersticken müsse, wenn es so weiter ging. Eines mußte er fallen lassen — ein Kind oder das Geld. Ein kurzer, schmerzlicher Kampf wütete in seiner Seele, aber der bessere Mensch siegte in ihm; der Schatz fiel, und die schönen Fünfpfundnoten, welche so viele Hoffnungen geborgen hatten, verbrannten zu Asche. Die Nummern hatte er nicht notiert, und an einen Ersatz war nicht zu denken. Mit den beiden Kindern aber gelangte er glücklich auf die Straße, ärmer als zuvor. Der Gram indes war schon verwunden; er berichtete selbst in der besten Laune über sein Mißgeschick und verschwieg auch gar nicht, was auf der brennenden Treppe in seinem Herzen vorgegangen war.

Ein anderer junger Mann wurde allen gezeigt und weidlich ausgelacht. Ihm ging es, wie so manchem Orientalen, daß er nämlich der „mouïn", also der Vertreter und Versorger eines großen Anhanges war. Die Frauen ohne männlichen Schutz finden im Orient auch in christlichen Familien Aufnahme bei dem ältesten männlichen Mitgliede, und so erhält mancher junge Ehemann bei der Hochzeit mit der Gattin sogleich noch die Schwiegermutter und Großmutter als Mitgift ins Haus, oder gar noch ein paar Schwägerinnen, während er auch für die eigenen Schwestern zu sorgen hat. Dem Unseren hier waren von Allah nicht weniger als vier Tanten beschieden, die bei ihm wohnten; — und diese vier Tanten waren auch das einzige, was er gerettet; wer den Schaden hat, darf für den Spott nicht sorgen.

In der Stadt hat ich den mir bekannten Vertreter einer großen deutschen Zeitung, ein Telegramm über den Brand an sein Blatt zu befördern und hinzuzufügen, daß das deutsche und englische Viertel verschont geblieben seien, damit sich unsere Lieben daheim nicht beunruhigten, wenn die Nachricht bis nach Europa dränge. Er lehnte indessen ab, weil seine Zeitung ihm nur noch Depeschen über große Brände gestattete, und der in Kadiköj war freilich nur ein Mittelfeuer gewesen. Man rechnet in Konstantinopel nämlich: bis zu 100 Häusern — Kleinfeuer, von 100 bis 400 — Mittelfeuer und erst über 400 — Großfeuer. Freilich muß der Europäer zum Verständnis dieser Klasseneinteilung sich den Begriff „Haus" ummodeln. Der Orientale versteht darunter oft nur eine Holzbaracke, die man bequem im Vestibül einer modernen Großstadtvilla aufstellen könnte. Vier Pfähle und leichte Bretterwände und Fußböden, mit Strohmatten belegt, genügen dem Glücklichen als Heim, und einmal habe ich gar in einer der belebtesten Straßen von Pera einen Kawedji — Kaffeeverkäufer — beobachtet, der sein Geschäftslokal in einer großen, leeren, auf die hohe Kante gestellten Kiste aufgeschlagen hatte. Das ist freilich eine Reihe von Jahren her; heute dürfte auch die Konstantinopeler Polizei nicht mehr tolerant genug sein, um eine derartige Niederlassung zu dulden.

Einige hundert Häuser mit ihrem von der Sonne ausgedörrten Gebälk und den leichten Bretterwänden brennen schnell herunter. Man rechnet etwa hundert auf die Stunde; denn die glühend gewordenen Nägel, die mit großer Gewalt aus den springenden Planken geschleudert werden und dann oft weithin durch die Luft fliegen, verbreiten das Feuer mit rasender Geschwindigkeit. Die Zahl der Brände soll sich übrigens in neuerer Zeit, trotz der sehr verbesserten Feuerwehr, gemehrt und nicht vermindert haben. Die Türken schieben

das auf die europäischen Feuerversicherungsgesellschaften, die durch ihre Fürsorge gewissermaßen Allah in das Handwerk pfuschen. Sie mögen damit nicht ganz unrecht haben, weil in den hohen Versicherungssummen schon mancher geheime Antrieb zur Brandstiftung gelegen haben kann.

Am Abend wanderte ich über einen der freien Plätze des zerstörten Viertels meinem Hause zu und erfuhr eine neue Überraschung. Eine lange Tafel war darauf zurecht gestellt, und an ihr saßen in fröhlichster Laune die Bewohner der jetzt verschwundenen Häuser, die fürs erste in alle vier Winde zerstreut waren. Sie feierten gemeinsam ein Abschiedsmahl, das freilich recht einfach aussah, bei dem es aber doch munter herging. Nach wenigen Tagen war alles vergessen, und man wanderte gewohnheitsmäßig über die Brandstätten, ohne noch daran zu denken, welch Unglück vor kurzem hier geschehen war.

Nicht anders erging es bei dem großen Erdbeben von 1894, das so plötzlich an einem heiteren Junitage über das nichtsahnende Stambul hereinbrach. Der Schrecken über die furchtbare Katastrophe hielt nur ein paar Stunden an und wäre bald ganz vergessen gewesen, hätte die Erde nicht durch die von Zeit zu Zeit fühlbaren Nachstöße daran gemahnt, daß im Süden selbst der Boden nur von trügerischer Sicherheit ist. Man ängstigte sich anfangs wohl noch um die Angehörigen, die sich drüben in der Stadt befanden; als aber nachmittags das Schiff einen derselben nach dem andern unversehrt zurückbrachte, da gewann die alte Lebensheiterkeit wieder die Oberhand. Abends spielte man auf den gewohnten Plätzen das Lawn Tennis wie immer.

Die meisten Häuser waren arg beschädigt, bedenkliche Risse zeigten sich namentlich zwischen den Fenstern der unteren und oberen Stockwerke. Wir musterten sie recht mißtrauisch, und erst die ängstlichen Gemüter, sodann auch die mutigeren wanderten in den Garten hinaus, um dort für die Nacht zu lagern. Unter Bäumen und Lauben, längs der Hecken, richtete ein jeder sich die provisorische Häuslichkeit ein. Plötzlich entdeckte die junge Welt, daß im Zeltebauen ein eigener Reiz liege, welcher ja auch den Nomaden an die Wüste fesselt, und ein Wetteifer im Ausschmücken begann. Mit Grün und Blumen ließen sich die grauen Leinwandwände trefflich dekorieren. Aus den gefährdeten Häusern wurden Bilder und Teppiche hinausgeschleppt und draußen in der neuen luftigen Wohnung angebracht, Nischen und Flirting-Corner arrangiert. Es entwickelte sich ein förmlicher Zeltbausport. Man lud einander zu Besichtigungen ein, suchte sich gegenseitig zu übertreffen und gab endlich Tees und Soireen unter dem Zeltdach. Der milde Himmel und die laue Luft machten es sehr angenehm, im Freien zu hausen, und manche Familie blieb länger als nötig draußen. Wie schade, daß endlich auch die schöne Erdbebenzeit, wie alle anderen, vorüberging.

Die väterliche Tyrannei, die über dem Orient herrscht, hatte sich schnell gefaßt und das gesamte Naturereignis dementiert. Schon am zweiten oder dritten Tage erging an die Zeitungen ein Verbot, darüber zu sprechen. Die Umgekommenen waren „plötzlich verstorben", und der Sultan hatte den Wiederaufbau des Bazars — schöner als er je gewesen — angeordnet, ohne daß man offiziell erfuhr, wann, wie und warum er eigentlich eingestürzt sei. Das ist byzantinische Herrscherkunst, und sie hat sich bewährt, denn in Europa glaubte man vielfach, daß die ganze Erdbebenpost nur auf die Übertreibungen phantasiebegabter Reporter zurückzuführen sei, weil alle amtlichen Nachrichten ausblieben. Der Strom der Reisenden ergoß sich bald wieder über Stambul, und die Geschäfte nahmen ihren ungestörten Fortgang. In der Hauptstadt herrsche Ruhe — mag es im Lande auch stürmen, denn die Throne von Byzanz stürzten meist nur, wenn der Aufruhr ihre Stufen umtoste. Ihnen muß die Gefahr ferngehalten werden; in ihrer nächsten Nähe soll es nur Zufriedene geben; heißt doch Konstantinopel im Munde der Türken nicht umsonst Derſädet, „der Sitz der Glückseligkeit". —

Unstreitig ist es das viel verrufene „laisser faire et laisser aller", welches den Orient so reizvoll macht. Man tut, was man will, und niemand kümmert sich darum; es sei denn, daß man des Großherrn Kreise störe und sein Mißfallen oder gar seinen Verdacht errege. Die ungeheure absolute Macht, die der Stellvertreter des Propheten sich errungen hat, erklärt sich zum Teil aus diesem Umstande. Schonungslos kann der Einzelne vernichtet werden, weil die Masse den Druck der Gewalt nicht fühlt, der auf ihr lastet. Keine Polizei mit Strafmandaten, keine Warnungstafeln und Verbote im öffentlichen Leben sind für denjenigen da, der mit dem Strome schwimmt und nichts Besonderes erstrebt oder gar zu schaffen versucht. Dem weisen Mann aus der alten Schule, der durch Erfahrung gereift ist, gilt die Gnade des Sultans und behaglicher Lebensgenuß im Schatten seiner Herrschaft alles, und seine Lehre lautet: „aylyghyny al, rahatina baq, we allah kerim" — „nimm dein Gehalt, sieh nach Deiner Ruhe und Gott ist groß".

Der Orientale aus dem Volke ist daher auch reich an Spott und Satire für den Ehrgeizigen, der nach den Höhen des Lebens strebt: „büjük baschyn büjük aghryssy" — „großer Kopf hat große Schmerzen!" — „Her jokuschun bir inischi war" — „jeder Aufstieg hat seinen Abstieg". Am kostbarsten aber geißelt den gefährlichen Ehrgeiz eine der politischen Anekdoten, an denen die türkische Volksüberlieferung so reich ist.

Ein neuer Großvezier war ernannt worden, und der Firman seiner Ernennung soeben mit allem Pomp verlesen und ihm übergeben worden. Ganz Stambul lief in den Gassen zusammen. Auf der Hohen Pforte hatte er eben die Glückwünsche der Großen des Reichs, die Gesuche der Stellenjäger, der Armen und Schwachen entgegengenommen. Nun hielt er seinen Umzug durch die Stadt, seine Leibwache voraus, das jauchzende Volk hinter ihm und dicht vor seinem mit Samt, Goldstickereien und Federn geschmückten Pferde das abgeschlagene Haupt seines durch ihn gestürzten Vorgängers. Stolz und Siegesfreude schwellten seine Brust; er vermochte sich der Huldigungen kaum zu erwehren, und ermüdet von allen ihm widerfahrenen Ehren atmete er erst am Abend in seinem Palaste auf.

Digitized by Google

Da meldet ihm sein Agha, als er sich endlich ermattet auf seinem Divan niederließ, einen Mann, der draußen stehe und ihn durchaus nach sprechen walle. „Es ist ein einfacher ‚Banabak'*), Herr, aber er läßt sich nicht abweisen."

„Er mag sich zum Teufel scheren," grollt der Allmächtige, aber sein Agha erwidert ihm bedeutungsvoll: „Herr, er behauptet, daß er Dir viel Geld bringe."

„Dann führe ihn hinein" — Geld kann ein Großvezier stets gebrauchen.

Ein schlichter Mann vom Lande steht gleich darauf vor diesem. „Herr," so beginnt er „es ist richtig, was Dein Agha Dir gesagt hat; ich bringe Dir viel Geld, und Du hast Dich nicht einmal dafür zu bedanken; denn ich schulde es Dir, und dies geht sehr einfach zu. Mein Vater selig war ein reicher Katyrdjy (Karawanenbesitzer). Er war auch ein glücklicher, geachteter Mann und nur ein großer Kummer drückte ihn, der nämlich, daß ich, sein einziger Sohn, ein Budala — ein Einfaltspinsel — bin. ‚Du wirst alles wieder verlieren was ich erworben habe', pflegte er oft zu sagen; und lange sann er darüber nach, wie er sein Vermögen in andere Hände bringen könne. Aber er fand am Ende keinen passenden Erben und mußte nun doch mich als solchen einsetzen. ‚Es soll Dir alles zufallen; denn was hilft's — aber nur unter einer Bedingung, die Du erfüllen mußt. Wenn Du je in Deinem Leben einen Menschen triffst, der dümmer ist als Du, so sollst Du gehalten sein, ihm die Hälfte von meiner Hinterlassenschaft abzugeben', so sprach er auf seinem Sterbebette."

„Herr," fuhr der Banabak fort; „ich habe Wort gehalten; ich habe gesucht und gesucht in allen Teilen des Reichs, überall, wohin ich nur kam. Ich habe die dümmsten Menschen kennen gelernt, von denen ich hörte, aber keiner war dümmer als ich. Erst heute, wie ich Dich sah, glückstrahlend und stolz, beseligt von der Gnade des Großherrn und dem Jubel des Volks, und vor Dir her trug man den Kopf Deines Vorgängers, da habe ich mir gesagt: das ist mein Mann! denn er begreift nicht einmal, was ich begreife, nämlich, daß es ihm über kurz oder lang ganz ebenso gehen wird, wie dem Geköpften da — der ist wirklich noch dümmer als ich. Herr! Hier hast Du Dein Geld, die Hälfte von meines Vaters Vermögen." —

Der Ehrgeiz moderner Kulturnationen, der den einzelnen darauf ausgehen läßt, Großes für die Gemeinschaft, in der er lebt, aber für den Staat zu leisten, liegt dem Orientalen im allgemeinen fern.

Wenn trotzdem der Wettlauf nach Staatsämtern in Stambul womöglich noch lebhafter ist, als in anderen Hauptstädten, so liegt dies daran, daß es für den gebildeten Muhamedaner kaum einen zweiten Weg gibt, zu Ansehen und Wohlstand zu gelangen. Handel und Industrie sind in den Händen der Fremden oder der Armenier, Griechen und Levantiner. Dem Großgrundbesitzer ist es durch die Umstände meist unmöglich gemacht, die Landwirtschaft selbst zu betreiben. Ist er ein bekannter Mann, so würde er sich verdächtig machen, wollte er sich still auf seine Güter zurückziehen. Darin machen eigentlich nur Makedonien und Albanien eine Ausnahme, wo reiche und gebildete Leute auf dem Lande leben und wirken. In Saloniki gibt es auch einige islamitische Großindustrielle, die von sich reden machen; doch gehören diese Elemente meist zu den Konvertiten aus dem dort zahlreichen Stamme der spanischen Juden.

Das Hasten und Streben nach Gewinn, das am Ende zum Selbstzweck wird und auf den Genuß verzichten läßt, ist dem Moslem unverständlich und unsympathisch. Der Typus des vielbeschäftigten, abgehetzten Geschäftsmannes, der zwar von Erfolg zu Erfolg eilt, dem aber die Zeit zur Freude daran fehlt, der auf Ruhe und Vergnügen verzichtet, sich abarbeitet und überhastet, ist dem Orient unbekannt. An uns Franken gilt dem Türken das Jagen nach Erwerb und das Leben mit der Uhr in der Hand als Eigenschaft eines untergeordneten, moralisch tiefer stehenden Geschlechts. Seine Sittenlehre sagt: „Die Eile ist vom Teufel, doch die Ruhe von Gott."

Ein wenig ist die Stadtbevölkerung freilich schon von der abendländischen Unruhe ergriffen aber „dem echten Türken ist die Stadt ein Gefängnis", und tatsächlich stehen sich der Stambul-Effendi, der auf dem Wege zur großherrlichen Gunst, zu Macht und Reichtum, um die Fürsprache der Einflußreichen wirbt und seine Tage in den Vorzimmern der Minister und Höflinge zubringt, und der Landmann schon fast wie zwei einander fremde Völkertypen gegenüber.

Wer den Orientalen, den Türken, wirklich kennen lernen will, der muß aufs Land hinausgehen und — was im ganzen nur wenig Europäern beschieden ist — dem einfachen Bauer nahe kommen. Ruhige Würde ist der Kern seines Wesens, seine Bedürfnislosigkeit der Boden seines Glücks. Der Reichtum des Städters, der Glanz seiner Wohnungen, sein Besitz blenden und reizen ihn durchaus nicht. Er sieht mit einer gewissen Nichtachtung darauf hinab, seine Armut gibt ihm Sicherheit und Ruhe des Gemüts; er hat, wenn Allah nur hinreichenden Segen spendet, ihn und die Seinen zu ernähren, keinerlei Verlust zu fürchten. Ich erkundigte mich einmal in einem einsamen Bergdorfe Bythiniens nach den Räubern; denn ich hatte gehört, daß Edhem Agha, der berühmte Brigant der achtziger und neunziger Jahre, in der Nähe umherstreife. „Es gibt wohl welche hier herum, doch was kümmern sie uns?" gab mir einer der Bauern zur Antwort. „Fürchtet Ihr sie nicht?" „Durchaus nicht, denn was sollen sie uns nehmen — unsere Seele etwa? Das ist alles, was wir haben."

Wer nichts fürchtet, ist freundlich gegen seine Mitmenschen, und so zeigt auch der Landmann im Orient dem Fremden gegenüber meist ein wohlwollendes Entgegenkommen. Selten wird er schelten, wenn er sieht, daß ein Reisender Obst von seinen Bäumen, Trauben von seinen Weinstöcken pflückt, um sich im heißen Sommer zu erfrischen. „Nimm nur, Allah hat es für uns alle gegeben!" hörte ich bei einer solchen Gelegenheit einmal. Fast nie wird der Landmann

*) Wörtlich: „sieh nach mir", d. h. ein gewöhnlicher Mann, den man so anruft.

vorüberziehen ohne einen höflichen Gruß: „Akschamlar haïr olssun," oder „Oghurlar olssun" — „Gesegnet sei Dein Abend," „glücklich Dein Weg." Groß ist auch des Bauern Gastfreundschaft. Meist wird er, zumal gegen Abend, den Wanderer nicht ziehen lassen, ohne ihn zum Bleiben aufzufordern. „Wir werden Dir ein Lamm braten," wird der Einladung oft noch hinzugefügt, und dem Bleibenden sagt man: „Tritt ein, mein Haus ist das Deine."

Arm ist der Landmann wohl, aber er fühlt die Armut nicht und trägt sie auch nicht zur Schau; seine Jacke und seine weite Pumphose, die das Knie zum Bergsteigen frei läßt, mögen abgetragen sein; zerlumpt sieht man sie nicht und darunter stets ein blendend weißes Hemd.

Die schlechten Zeiten, die dürren Jahre erträgt er mit Geduld; man sieht ihn wohl bedrückt, aber man hört keine Klage. In allem Ungemach, das über ihn hereinbricht, kennt er einen allmächtigen Trost: „buda (eigentlich bu daha) getscher!" „auch dies geht vorüber!" Allah läßt die Seinen nicht verderben. Dies Vertrauen, welches wir zu unrecht als Fatalismus bezeichnen, stützt ihn in allen Notlagen. Zwei Dinge helfen ihm die bösen Zeiten überdauern, das sind die patriarchalischen Gewohnheiten im Zusammenleben und die Sicherheit des eigenen Heims. Wer noch etwas sein eigen nennt, hilft dem, der nichts mehr hat. Die Wohnung, das Haus, ist nach dem bürgerlichen Rechte der Türkei, welches aus den Bestimmungen des Korans gezogen ist, unantastbar. Es kann dem Besitzer nicht genommen werden, und es gibt keinen selbständigen Mann ohne eigene Hütte; der Abhängige hat ein Anrecht an den Herd des Familienoberhauptes. Hypotheken sind unbekannt; man vermag nur das ganze Eigentum zu verpfänden, und der Gläubiger darf es bei dem Verfall der Schuld nur dann fortnehmen, wenn es mehr bietet, als eben eine Unterkunft. In diesem Falle ist jener verpflichtet, dem aus seinem Besitze vertriebenen Schuldner ein anderes Heim zu überweisen, welches von den Gerichten als ausreichend erklärt wird. Der Wechsel ist nicht leicht zu bewerkstelligen, und so bleibt denn auch der Ärmste meist sicher vor Subhastation und Ausweisung.

Als ich eines Tages, an meiner Karte der Umgegend von Stambul arbeitend, einen der waldbedeckten Berge im Innern der Halbinsel auf der asiatischen Seite erstiegen hatte und mich dort zurechtzufinden suchte, hörte ich im Dickicht eine frische Stimme fröhlich singen, pfeifen und das weidende Vieh berufen. Dann stand plötzlich ein brauner, frischer Hirtenjunge mit ein Paar großen, dunkeln und keck dreinblickenden Augen vor mir, seine Peitsche im Arm.

Er hatte schnell begriffen, was ich trieb. „Das dort ist der Alembagh, das der Kaischdagh, das der Kartaltepe" u. s. w. Er begann mir die Namen der Berge zu nennen, welche sich rings aus den Wäldern und Hügelreihen abhoben.

„Ich kenne hier alle Berge, die Du überhaupt nur zu sehen vermagst."

„Wo bist Du denn her?" fragte ich.

„Daghlardan" — von den Bergen.

„Ich meine, wo Du zu Hause bist?"

„Ormanda" — im Walde.

„Nun, wem gehörst Du denn an?"

„Dem Anastas Kindjoghlu — ich hüte sein Vieh."

Der kleine Bursche gefiel mir, und seine staunenswerte Kenntnis der Gegend war mir ganz nützlich. Am Ende gab ich ihm ein kleines ganz neues Silberstück. Er ließ es auf der Handfläche liegen und sah es verwundert an; dann blickte er fragend auf mich. Augenscheinlich hatte er noch niemals Geld gesehen. Das war ein echtes, glückliches Kind des Orients.

Dessen Zauber fühlt man wohl, fragt sich aber oft vergeblich, woher er rühren mag. Ich glaube, die Quelle ist hauptsächlich in der warmen Lichtfülle zu suchen, welche über der Welt dort zu Lande ausgebreitet liegt. Sie erquickt die menschliche Seele und stimmt sie heiter. Noch entsinne ich mich gern des Gefühls, mit der ich im Orient oft erwachte, wenn die breiten Lichtwellen über das tiefblaue Meer durch hohe Fenster in mein Zimmer strömten. Es war eine Freude am Dasein, die man im trüben Norden selten empfindet, und diese Licht- und Strahlenmenge ist es auch, welche das Kind des Südens in unseren Breiten am meisten vermißt. „Die Sonne dünkt mich hier so kalt!" ist ihm ganz aus dem Herzen gesprochen.

Die Sonne des Südens ist es auch, welche der orientalischen Landschaft ihren Zauber verleiht. Sie gibt dem Meere die herrlichen Farben, bald tiefgrün, bald dunkelblau oder violett und gegen Abend oft wie von Millionen von Goldplättchen schillernd im ewigen Wechsel, ein Bild des Lebens. Sie übergießt die vielfach kahlen und bei trübem Wetter melancholisch grauen Küsten mit den zarten Tönen, die man schon im südlichen Italien bewundert. Sie läßt das Felsgestein am Strande aufleuchten, als sei es von innen durchglüht, aus zartestem Stoffe geschaffen.

Unvergeßlich werden jedem, der sie erlebt hat, auch die Nächte am Bosporus oder Marmarameere sein. Wenn man durch das eigentümliche, einem Lichtflor gleichende Helldunkel, über die stille Flut hinweg, auf Stambul blickt, so gleicht es mit den Tausenden von flimmernden Sternen seiner erleuchteten Fenster einem zart sich gegen den Himmel abhebenden Diamantberg, der sich von innen erhellt und amphitheatralisch von der Küste emporsteigt.

Der heitere Himmel erzeugt in den Seelen aller Kinder des Orients ein herrliches Göttergeschenk, das durch nichts zu ersetzen ist, die Sorglosigkeit, welche alles beherrscht und mit der Zeit auch den Europäer ergreift. Freilich trägt sie die Schuld an vielen Mißständen in der Verwaltung, an dem Verfall und der Vernachlässigung, auf deren Spuren wir aller Orten stoßen, aber sie fördert zugleich das Behagen des einzelnen. Man behauptet in Cospali gern, daß es für die Türkei eine besondere Vorsehung gebe, und oft hat man tatsächlich die Empfindung, daß dem so sein müsse. Man darf nur einmal das Durcheinander der zahlreichen Dampfer aller Größen im Hafen oder das Wagengedränge beim Selamlik vor Jildiz-Kiosk mit ansehen, sich sagen, daß trotz des Mangels an Aufsicht dabei

seit Menschengedenken kein größerer Unfall vorgekommen ist, und man kann sich des Glaubens an die Sandervorsehung für den Orient nicht mehr entschlagen. —

Die Sorglosigkeit findet einen trefflichen Boden in der Einfachheit der Ernährung, welche das Klima gestattet. Ich wohnte einen Sommer hindurch zu Candilli am Bosporus, der alten Zwingburg Rumeli Hissar gegenüber. Hinter meinem Hause zwischen Gartenmauer und Felswand zog sich ein enger Weg hin, den die Sudjus, die Wasserträger, von Göstepe täglich mit ihren Maultieren, Eseln oder Pferdchen nach Stambul nahmen, um in kleinen, mit Grün umkleideten Fäßchen frisches Trinkwasser aus der Bergquelle feilzubieten. Bei der Sommerhitze war es ein mühsamer Weg von mehreren deutschen Meilen. In meinem ausgedehnten Garten fehlte es nicht an alten Feigenbäumen; ein Brunnen war auch zur Stelle, und bald bemerkte ich, daß die Wasserträgerkolonne regelmäßig bei mir Halt machte. Die Sudjus kamen in den Garten und lasen ungehindert die am Morgen abgefallenen Feigen auf, deren genug für alle da waren. Dann ließen sie sich nieder und hielten ihre Mittagsmahlzeit: Brot, frischer Ziegenkäse und die eben gesammelten Feigen. Das war alles und befriedigte die stattlichen, kräftig gebauten Männer vollkommen. Wer sich dazu noch eine kleine Tasse Kaffee für 5 Para, nach unserem Gelde etwa 2 Pf., zu gönnen vermochte, der dünkte sich unter ihnen als ein angehender Lucull.

Der Garten war für den ansehnlichen Preis von etwa 2600 Mk. an einen bulgarischen Gärtner verpachtet und ich fragte diesen einmal, warum er die Feigen nicht selber ernte und wenigstens getrocknet verwerte? „Effendim! Sachmet tschikar," „Herr! Es kommt Mühe dabei heraus." Das war ein durchschlagender Grund, denn die Mühe meidet der Orientale gern. So sah denn auch der Bulgar gelassen der Beraubung zu, die ihn der Mühe des Sammelns überhob.

Das Land ist reich von Natur und dünn bevölkert. Hunger leidet niemand, wenn nicht Naturereignisse einen Landstrich verheeren, oder Mißwachs eintritt. Das soziale Elend der Großstädte und Industriebezirke Europas ist ihm unbekannt.

Endlich zeitigt auch die soziale Gleichheit, die sich aus dem patriarchalischen Dasein ergibt, das Glück im Orient. Der Verlust des Vermögens degradiert nicht gesellschaftlich wie bei uns. Wer gestern einen herrlichen Palast bewohnte und heute in ein ärmliches Holzhaus ziehen muß, wird darum von seinen Freunden und Bekannten nicht gemieden, es sei denn, daß er zugleich die Ungnade des Großherrn auf sich geladen habe und politisch anrüchig geworden sei. Die Gastlichkeit, welche der Orientale verlangt und die unvermeidlich ist, kann auch der Ärmste nach gewähren. Sie ist im Hause des Großveziers und des Lastträgers dieselbe, denn sie besteht bei beiden in einem Täßchen türkischen Kaffees und in einer Zigarette. Das Mehr ist durchaus freier Wille, und niemand wird es bei dem Unbemittelten vermissen aber dem Wohlhabenden als etwas Besonderes anrechnen. Die raffinierten Festmahle, die bei uns leider Sitte geworden sind, kennt der Orient, abgesehen von wenigen Ausnahmen, überhaupt nicht. Der Alp des Vermögensverfalls, welcher bei uns auf so vielen Gemütern lastet, hat am Goldenen Horn seine Schrecken zum großen Teil verloren. Wer heute arm und gering ist, kann überdies morgen reich und mächtig sein, wenn Zufall oder Protektion des Großherrn Blick auf ihn lenken. Das ist noch fast wie zu Harun al Raschids Zeiten. Ein Schäfer, der Großvezier geworden, und ein schlichter Kaikdji, der es zum Marineminister gebracht hat, sind in der türkischen Geschichte nichts Unerhörtes, und ähnliches kann sich immer noch ereignen. Niemandem ist vor dem Grabe die Hoffnung verschlossen und sie hält ihn aufrecht.

In diesen heiteren Grundzügen seines Wesens liegt des Orientalen große Widerstandsfähigkeit gegen die Schläge des Schicksals, liegt zugleich auch des Volkes ungeheure Lebenskraft, die noch immer vorhanden ist trotz aller Katastrophen, welche in neuerer Zeit über dasselbe hereinbrachen. Dieselben Eigenschaften lassen auch den türkischen Soldaten der Gefahr trotzen, vor welcher ein mehr überlegender und rechnender zurückschrecken würde. Sie lassen ihn unbekümmert dem Tode entgegen gehen und verleihen ihm die Tapferkeit, die sich einst bei Plewna so glänzend bewährte. —

Wieder einmal türmen sich drohende Unwetter am östlichen Horizont auf. Auf der ganzen Ballanhalbinsel gärt es gewaltig. Ihre christlichen Völkerschaften stehen einander in heimlicher Feindschaft gegenüber, alle aber — bis auf die Kutzo-Wallachen — drohen, sich gegen die türkische Herrschaft zu erheben. Selbst die muhamedanischen Albanesen, die verzogenen Kinder von Ildiz-Kiosk, stehen auf; denn ihr nationaler Stolz und ihr Herrengefühl sind durch das Treiben der bulgarischen Agitation und durch die Konzessionen verletzt worden, welche die Pforte derselben hat machen müssen. Dazu herrscht im Reiche bittere Finanznot; das Land ist durch die fast ununterbrochenen, starken militärischen Aufgebote materiell nahezu erschöpft worden. Denken wir uns da hinein, so wähnen wir, daß man am Goldenen Horn zur Zeit nur mit Furcht und Zittern lebe und in beklemmender Angst dem nächsten Morgen entgegensehe. Wir würden sehr verwundert sein, wenn ein Zaubermantel uns über Nacht dorthin trüge und wir in einer Welt erwachten, die trotz allem unbekümmert den Tag genießt. Von all den Schrecknissen spricht man in Europa sicherlich weit mehr, als im schönen Caspali; das habe ich oft in früheren Zeiten ebenso erfahren, und es sei allen denen gesagt, die sich bei uns daheim um ihre im Orient lebenden Angehörigen sorgen.

Gewiß, das Unheil droht mit Ernst, die Zeiten sind schlimm; aber — buda getscher! — auch dies geht vorüber, wie so manches andere, das unüberwindlich erschien. Das alte Reich hat mit Allahs Hilfe Schlimmeres überdauert. Das „Glück im Orient" ist kein Märchen.

Picknick im Walde. Nach dem Gemälde von M. Grönvold-München.

Aachen im Jahre 1650. Nach einem zeitgenössischen Stich.

Das alte und das neue Aachen.

Ein deutsches Städtebild von

Wilhelm Brüning.

Mit vierzehn Abbildungen nach Originalaufnahmen von Hofphotograph A. Kampf in Aachen u. A.

(Abdruck verboten.)

Es gibt in unseren Grenzen nur wenige Städte, die von außen so leicht eine Ansicht bieten, die landschaftlich so vollständig erfaßt werden können wie Aachen. Von der Spitze des 265 m über dem Meeresniveau liegenden Lousberg, an dem das neue Aachen mit malerischen Bauten immer höher emporklettert, überschaut man die Häusermasse der 136 000 Einwohner zählenden Stadt Aachen-Burtscheid ganz. Nach Victor Hugoschem Bilde liegt sie vor uns wie eine Perle in riesiger Schale. Eine prächtige Schau. Nach Westen hin schweift der Blick über eine tiefe Senke nach dem Kreideplateau des Schneeberges an der holländischen Grenze und über das im Tal versteckte holländische Städtchen Vaals bis weit nach Süden die schöngeschwungenen Linien der Berge des Aachener Stadtwaldes entlang. Wie mit liebevoll schützendem Arme umfängt der Wald das weite, regelmäßige Becken, in dem die Stadt sich ausbreitet, und läßt nach Südosten den Blick frei auf die in der Ferne verdämmernden Eifelberge.

Das Pontor.

Das Marſchiertor.

„In der Tat," ſagte der bekannte Kammerherr Friedrichs des Großen, Baron Karl Ludwig von Pöllnitz, als er im Jahre 1736 von unſerem Standpunkt aus auf Aachen niederſah, „in der Tat, es mag nun dieſe ehemals berühmte Stadt heutigen Tages ſein, wie ſie wolle, und wenn ſie auch nicht mehr der Sitz des Reiches iſt, ſo kann man ſie wenigſtens doch noch als die ſchönſte derer benachbarter Länder anſehen. Lüttich vielleicht ausgenommen; ſonſt iſt in derſelben Weite keine, die ihr zu vergleichen." Immer iſt dieſer Ausblick auf Aachen und die Vorgebirgsgruppe der Eifel und des Hohen Venn anziehend und abwechſlungsreich; aber man muß an einem Spätherbſtabende auf dem Lousberge ſtehen, um in die Tiefe und Ferne zu blicken, auszuſchauen, wenn der Weſtſturm durch die Tannen raſt, dunkle Wolkenfetzen über das Tal jagt, die Lichter in der Tiefe flimmern und der Hochofen der Roten Erde am Südoſtrande des Weichbildes wie ein rieſiger Scheinwerfer die turmreiche Stadt mit geſpenſtiſchem Glanze überflammt. Ein Panorama von Natur und Menſchenwerk, wie es ſich ſelten bietet. Was dem Aachener Landſchaftsbilde fehlt, iſt allein das Waſſer; allerdings ein großer Mangel, und nicht bloß aus äſthetiſchen Gründen.

Ein Blick auf die Pyramide, neben der wir ſtehen, erinnert uns an den großen Mann, dem Aachen in ſo vieler Hinſicht Dank ſchuldet und der auch der Schöpfer des unvergleichlichen Parkes iſt, der als immergrünes Wahrzeichen Aachens den Lousberg krönt: an Napoleon I. Merkwürdig, daß man das ganze Mittelalter und auch die drei folgenden Jahrhunderte hindurch dieſen, in unmittelbarer Nähe der Stadt ſich auftürmenden Berg als öde Schaftrift liegen ließ. Freilich, wer die Entwickelung des Naturſinnes kennt und weiß, daß ein echter, rechter Naturgenuß erſt am Ende des XVIII. Jahrhunderts anfing, Gemeinbeſitz der Kulturmenſchheit zu werden, wundert ſich nicht über die lange Vernachläſſigung dieſes impoſanten Höhenrückens. Dem „Materialiſten" Napoleon eignete ein feiner Sinn für Naturſchönheiten, und ſeine ſchöpferiſche Kraft ſchmückte den mageren Boden des Lousberges mit einer Waldkultur, die das Auge des verwöhnteſten Forſtmannes befriedigen kann.

Wir werfen noch einen Blick auf das romantiſche Kirchlein des nebenanliegenden Salvatorberges, das urſprünglich von Ludwig dem Frommen geſtiftet wurde, und dann tauchen wir hinein in die grüne Pracht des Buchendomes, der ſich am Nordrande des Lousberges über uns wölbt. Wie lieblich iſt der Blick ins Sörſer Tal, hinter dem am fernen Horizont die langen Schlote des Aachener Kohlenbezirkes aufragen, aber ohne der Friſche des Tales zu ſchaden. Und an der Weſtecke liegt wieder das Bild vor uns, an dem man ſich nicht ſatt ſehen kann:

„Tief unter den Füßen die Lande gebreitet,
Ein köſtlich Gewebe: Wald, Wieſe und Stadt."

Wir ſteigen zu ihr hinunter, an einem Kloſter vorbei, das ſich ſtill ins Tannendickicht drückt. Bald ſtehen wir vor dem Ponttor, einem ſtattlichen Zeugen der großartigen Bautätigkeit der Reichsſtadt Aachen im XIV. Jahrhundert, die auf der Stätte der verfallenen kaiſerlichen Pfalz das nun in neuer Pracht ſchimmernde Rathaus errichtete, die an das karolingiſche Oktogon das vielbewunderte Münſterchor fügte und die Außenſtadt mit einem Ring von Mauern und vielen Torburgen umgab, von denen das Pont- und Marſchiertor glücklicherweiſe

der Zerstörungsarbeit während der Fremdherrschaft entgangen sind. Nicht gegründet, sondern geworden war Aachen. Es stellte ein konzentrisches Gebilde um Pfalz und Dom dar, das auf die Anordnung Friedrich Barbarossas vom Jahre 1171 zum ersten Male mit einer festen Mauer umgürtet wurde. Durch kaiserliche Huld, die dem Handel Zollfreiheit durch das ganze Reich gewährte, blühte die Stadt empor, so daß sie etwa um 1250 eine freie Reichsstadt wurde. Sie wuchs und wuchs, und um die befestigte Mittelstadt entstand allmählich eine förmliche Außenstadt, die im XIV. Jahrhundert die zweite Befestigung nötig machte. Diese Zeit der späteren Gotik ist es, die dem mittelalterlichen Stadtganzen den Stempel ihrer Eigenart aufgeprägt hat. Die damalige Vorliebe für den Turm in seiner vielgestaltigen Ausbildung, bald massig gedrungen und trutzig wehrhaft, bald schlank aufschießend mit abwechslungsreicher Dachbildung und lustigen Erkeranbauten, konnte sich auch auf dem hügeligen Boden Aachens in Reichtum entfalten und den vieltürmigen Mauergürtel aufs glücklichste zur malerischen Wirkung bringen.

Wie die anderen trümmerhaften Monumente einer zeitweisen glanzvollen und geschichtlich stets merkwürdigen Vergangenheit, ist auch das Ponttor mit Vorbau, Brücke und zweistöckigem Hauptbau jetzt stilgerecht erneuert worden. Im Jahre 1320 wird das Tor, dessen Name jedenfalls, wie die noch ältere Pontstraße, auf ein Brückenwerk — pontes oder ad pontem — zurückzuführen ist, zum ersten Male urkundlich erwähnt. Der Vorbau diente als Brückenkopf, den die mittelalterlichen Engländer und Franzosen Brabacane nannten. Die solid gemauerte, zinnengeschmückte Brücke ist zu beiden Seiten mit Schießscharten geschützt. Der mächtige Hauptbau diente dem Tor nach der Stadt hin als Bollwerk. Wie das Ponttor bestanden ehedem alle Haupttore der Stadt aus drei Teilen, aber nur noch hier sind sie äußerlich vollständig erhalten, und das große architektonische Interesse, mit dem Einheimische wie Fremde das Ponttor betrachten, beruht auf der leichten

Das Rathaus nach seiner Wiederherstellung.

Veranſchaulichung der Geſamtanlage eines ſolchen mittelalterlichen Brückenwehrbaues.

Aufwärts nach Weſtend führt uns der Weg zum Langen Turm, der durch ſeine Lage auf der höchſten Spitze des Stadtgeländes der markanteſte Reſt der ehemaligen Feſtungswerke iſt. Auf der kurzen Strecke zwiſchen Ponttor und Langem Turm verzeichnet noch ein Stadtplan des XVII. Jahrhunderts nicht weniger als fünf Baſtionstürme und niedere Türme, die der Feſtungsmauer zum größeren Schutz dienten. Sie ſind verſchwunden, und von der Mauer iſt nur ein kleiner Teil am Langen Turm erhalten, mit Arkadenſtellungen in Rundbogen. In maſſiger Kraft ſtrebt der Turmkoloß viergeſchoſſig empor. Linden und Ulmen umſchatten ſein graues Haupt. Vielleicht ſtand ſchon in Römerzeiten auf dieſer beherrſchenden Höhe, die nach drei Seiten jäh abfällt, eine Warte. Die alte Römerſtraße, ſpäterhin „des Königs Straße", führte an ihrem Fuße vorbei nach Moſa, Trajectum, Maaſtricht. Nur wenige Schießſcharten durchbrechen die nördliche Rundſeite des Turmes. Sein Hauptzweck war, den Verteidigern der Mauer als Wachtturm zu dienen. Nach der Stadtſeite hin geben zahlreiche Fenſteröffnungen dem Innern Luft und Licht. Ein „Kurwächter" hatte auf dem Turme ſeinen ſtändigen Sitz; er mußte „die ganze Nacht hindurch Wacht halten, fleißige Aufſicht nehmen, ob irgend eine Feuers-Brunſt aufgienge und alsdann mit ſeinem Horn Alarm blaſen, desgleichen bei Tage zuſehen und blaſend anzeigen, wenn Kriegs-Völker ſich der Stadt nähern ſollten, auch zum Auf- und Zuſchließen der Thoren durch das Horn Zeichen geben".*)

Schwere Schickſale hat der Turm erlebt.

Das Münſter von der Nordſeite geſehen.

Blitz und Sturm nahmen ihn hart mit, aber den härteſten Schlag verſetzte ihm im dreißigjährigen Kriege der ſpaniſche General Marquis de Grana, der trotz eines teuer erkauften kaiſerlichen Freibriefes die Stadt belagerte und dem Langen Turm ſeine ſpitze Dachhaube herunterſchoß. Er wurde eine Ruine und damit ein Merkzeichen von Stadt und Reich nach dem verwüſtenden Kriege. Im neuen Reich iſt auch der alte Turm

*) R. Pick, Aus Aachens Vergangenheit. Aachen 1895.

wieder erſtanden, und von ſeiner Zinne ſchaut man auf die im Schutze des Zollernaars blühende Stadt, der kein Spaniole mehr gefährlich werden wird.

Dem kunſtſinnigen König Friedrich Wilhelm IV. verdankt Aachen die Erhaltung des Hauptbaues ſeiner zweiten Torburg aus dem XIV. Jahrhundert, des nach Burtſcheid hinliegenden Marſchiertores; ehemals „eine vollſtändige Feſtung im kleinen, mehr Beachtung verdienend, wie ihr zu teil wird, als monumentales Torhaus des Griffels eines Viollet-le-Duc würdig“. So urteilt der bekannte engliſche Archäologe und Archi-

Die Palaſtkapelle Karls des Großen im Münſter nach ihrer Wiederherſtellung.

Die Kurie Richards von Cornwallis. (Jetzt Archiv.)

tekt Parker. Der aus drei Abteilungen bestehende Saalbau im oberen Stockwerk, dessen Gewölbe den hohen gotischen Dachstuhl tragen, ist sehr beachtenswert.

Mit einzig richtiger Empfindung für die monumentale Bedeutung Alt-Aachens, an der das Herz seiner Autochthonen hängt, hat Se. Majestät gegen den ursprünglichen Plan, der den Einzug der allerhöchsten Herrschaften in die moderne Großstadt Aachen vorsah, bei dem Besuche am 19. Juni vorigen Jahres, einem unvergeßlichen Tage, seinen Einritt in die alte Kaiserstadt durch das Marschiertor in die Stadtteile genommen, in denen Aachen noch wie zu Zeiten des Mittelalters steht und geblieben ist. Nur daß die Gegenwart in die Enge des mittelalterlichen Straßengewirres Licht und Ordnung gebracht hat. Dieser kaiserliche Weg führte auch an dem ältesten, auf fränkischem Boden stehenden Profanbau vorbei, der eine an hervorragenden Begebenheiten reiche Vergangenheit hat. Der Volksmund nennt es die „Kurie Richards von Cornwallis". Von seinem Giebel blicken die Standbilder der sieben Kurfürsten des heiligen römischen Reiches deutscher Nation herab: die Erzbischöfe von Mainz, Köln und Trier als Erzkanzler für Deutschland, Italien und Burgund, der Pfalzgraf bei Rhein als Truchseß, der Herzog von Sachsen-Wittenberg als Marschall, der König von Böhmen als Mundschenk und der Markgraf von Brandenburg als Reichskämmerer. Welch ein wunderbarer, großartiger Wandel der Zeiten! Als glanzvollen Kaiser des wiedergeeinten Reiches, das herrlicher dasteht als je, grüßte der Markgraf von Brandenburg seinen Enkel!

Auf dem Gesims der Kurie, die in Wahrheit ein domus civium, ein Bürgerhaus war, in dem der große Rat der Reichsstadt seine Versammlungen abhielt und über Leben und Tod entschied, steht die stolze Inschrift: „Urbs aquensis, urbs regalis, regni sedes principalis, prima regum curia." Meister Heinrich hat das Haus erbaut im Jahre des Herrn 1267 unter der Regierung König Richards. Auch dieses Haus erfuhr an sich den Verfall des Reiches und der Reichsstadt. Seine Wiederherstellung vor zwölf Jahren konnte nur noch die im Stile der Frühgotik erbaute Fassade retten. Jetzt birgt das Haus die reichen Schätze des städtischen Archives und ist mit seinem, nach strengen Schönheitsregeln ausgestatteten Urkundensaale eine seltene Sehenswürdigkeit.

Bronze Türgriff (der Ring fehlt) vom Münster.

Ein paar Schritte führen uns in den Mittelpunkt Alt-Aachens, auf historisch geweihten Boden, wo der Karls-Zauber weht und Herz und Sinn unwiderstehlich gefangen nimmt. Kein Fleck deutscher Erde vermag sich mit der Stelle, wo Aachener Dom und Rathaus stehen, an romantischer Eindrucksfähigkeit zu messen, und man kann, in

stiller Mondnacht zwischen diesen beiden Monumentalbauten stehend, begreifen, wie die Phantasie eines Victor Hugo den Schatten des Riesen, den wir Karl den Großen nennen, zwischen seiner Pfalz und seiner Grabstätte schweben sah. Für die mittelalterliche Menschheit war dieser Riese zu übermenschlich, sie begriff ihn nicht und machte ihn mit mystischem Versenken in seine Persönlichkeit zu einem Heiligen. Und doch war auch Karl ein Mensch wie andere, der Trost für manches Lebensleid, das er sich selbst zufügte und von anderen zu erdulden hatte, suchen mußte und Erhebung und Kraft zu den Taten, die seine Erscheinung zur bewunderungswürdigsten der mittelalterlichen Geschichte machen. Darum erbaute er sich diese Kirche, in die ihn die Sehnsucht nach Gottesfrieden zog, wenn er schlachtenmüde nach Aachen heimkehrte. Es gibt schönere Dome in Deutschland, aber keinen, der wie die Pfalzkapelle Karls einen so einfach großen und ehrwürdigen Eindruck macht. Sie trägt ganz das Gepräge der Persönlichkeit ihres Stifters und hat es auch durch alle Zeiten und trotz aller Neuerungen und Umgestaltungen glücklich bewahrt.

Hochsitz Kaiser Karls des Großen.

Wie der „Heilige Carolus Magnus," erzählt ein Aachener Chronist, „zu dieser Kirchen große Affektion gehabt, derowegen dieselbe mit Golt und Silber, mit Edlemgesteins und grossen Einkömpsten und Renten gezieret .... Nach welches Exempel alle andere Herren Fürsten und Potentaten gefolgt seynd, bevorab Römische Kayser und Königen, deren auch noch theils in Viglijs commemoration geschicht. Als Othones, Henrici, Friderici, Carolus IV. vnd Wenceslaus filius eius, Reges et Reginae Franciae, als welche alle dieses GOTtes Hauses sonderliche Wohlthäter gewesen, Stätt, Dörffer, Land vnd Leuth, grosse Priuilegia vnd Freyheiten, auch Ornamenta vnd Zierathen der Kirchen gegeben haben, welche alle zu erzehlen zu lang werden würde."

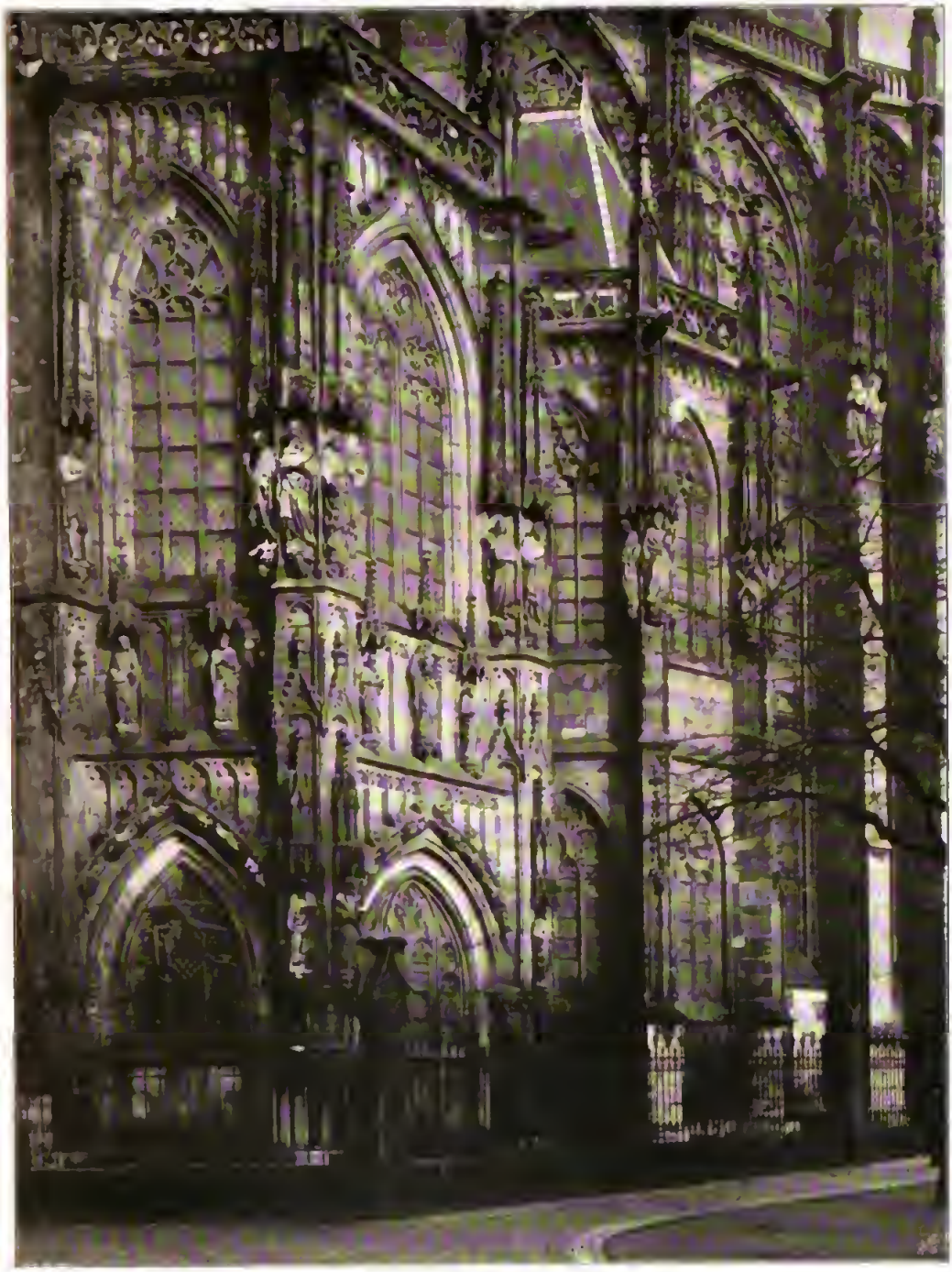
Ja, es würde „zu lang werden", all die Schätze, mit denen der Dom im Laufe der Jahrhunderte ausgestattet worden ist, zu schildern. Begnügen wir uns mit einigen geschichtlich wertvollen. Die drei ehernen Türen, welche die Eingänge schmücken, sind sehr alt, wohl so alt wie die ursprüngliche Anlage des Münsters. In der Vorhalle stehen der fabelhafte erzene Wolf, eine meisterhafte römische Arbeit, und der Pinienzapfen, ein Gußwerk des X. Jahrhunderts. Im Oktogon zögert unser Fuß. Wir stehen auf einer Kalksteinplatte mit der Inschrift: Carolo Magno. Aber sie deckt nicht das Grab Karls. Dessen Stätte kennt man nicht. Über uns hängt die ungeheuere kreisförmige Lichterkrone Friedrich Barbarossas. 27 m ist die Kette lang, die sie an der Decke des Oktogons festhält. Wer dieses vor einigen Jahren gesehen, erkennt es nicht wieder in seiner farbenreichen, monumentalen und durchaus harmonischen Ausstattung mit Mosaiken und Marmorplatten, die nach den Entwürfen Jean de Béthunes in Gent und Hermann Schapers in Hannover durchgeführt worden ist. Selbst die alten, aus Italien stammenden kostbaren Säulen in den Bogenöffnungen des Hochmünsters strahlen nun erhöhten Glanz aus. Karls des

Großen Oktogon ist jetzt vielleicht noch mehr als in seiner ursprünglichen Gestalt ein Kunstwerk ersten Ranges, denn dem großen Können des karolingischen Meisters, der den Bauplan entwarf, entsprach durchweg nicht die technische Fertigkeit seiner ausführenden Kräfte. Bis zum Bogen des dritten Geschosses ist zur Marmorauskleidung Cipollino verwendet worden, den man im Altertum besonders hoch schätzte. Die unteren Mosaiken geben die Gestalten aus der großen Deesis wieder, Maria und Johannes den Täufer, die beiden Erzengel Gabriel und Michael und die zwölf Apostel. Zwischen der Mutter Gottes und dem Erzengel Michael kniet Karl der Große, der in den Händen auf einem reich verzierten Tuche eine kleine, in Perlmuttermosaik ausgeführte Darstellung des Münsters hält. Zwischen Johannes dem Täufer und dem Erzengel Gabriel kniet Papst Leo III., der die Pfalzkapelle Karls im Jahre 805 weihte. Von diesem Schaperschen Werke sagte der Kaiser, daß es wahrlich im Geiste Karls des Großen aufgefaßt und seiner würdig sei. Über diesen Mosaiken füllt die Béthuensche Darstellung der Majestas Domini mit den 24 Ältesten die Kuppel des Oktogons (vgl. Offenb. Joh. IV, besonders V, 9 und 10).

An dem Evangelienstuhl vorbei, den Kaiser Heinrich II. schenkte, betreten wir das sechzehnseitige gotische Chor des Münsters, einen durch seine vollendete Schönheit und besonders durch die fast unbegreiflich kühne Eleganz seiner Strebepfeiler wirklich wunderbaren Bau des XIV. Jahrhunderts. Die dreizehn Fenster sind 26,7 m hoch, davon vier 513 cm und neun etwa 188 cm breit. Die Sonnenstrahlen brechen sich in den Glasgemälden und füllen das Chor nur mit dämmerndem Lichte. Auf drei Fenstern lesen wir als Stifter den Namen Königs Friedrich Wilhelm IV., dem Aachen ebenso wie dem alten und dem jetzigen Kaiser als Kunststadt so unendlich viel verdankt. Wir stehen vor dem Grabsteine Kaisers Otto III., der fern im Süden starb, aber im Dome Karls des Großen begraben sein wollte. Die grabschänderischen Franzosen haben seine Gebeine entführt. So lautet die Inschrift auf dem Steine: „Ottoni III. Quod attavorum pietas alto aere monumentum erexit, funesta dies fractum evertit. Ars luget, dum humile saxum amoti locum occupat. pos. 1834.“

Eine schmale und dunkle Treppe, die in sechs Jahrhunderten viele Könige, Kaiser und berühmte Personen bestiegen, führt zum Hochmünster empor, zu der geschichtlich wertvollsten Sehenswürdigkeit. Es ist die sedes regia, der Königsstuhl, von dem aus Karl der Große wohl dem Gottesdienste beiwohnte. Erst wenn der gekrönte König „so lange als man ein Vaterunser betet“ auf dem Marmorstuhle gesessen, durfte er seine Königsrechte ausüben. In seiner altertümlichen Schlichtheit und Würde macht die sedes regia auf den Beschauer einen großen Eindruck. Und mit welchen Erinnerungen ist sie verknüpft! Das Volk schrieb dem Stuhle ehemals sogar eine heilende Kraft zu, und selbst auf höhere Geister übte er eine merkwürdige Wirkung aus. Als die Kaiserin Josephine mit Napoleon in Aachen war, wandelte sie die Lust, sich auf den Marmorstuhl zu setzen, so unwiderstehlich an, daß sie ihr nachgab, trotzdem der Kaiser es nicht zulassen wollte. Napoleon stand in tiefem Schweigen lange Zeit vor dem Stuhl. Auch der Philosoph Hegel, „der Überwinder aller Standpunkte“, setzte sich im Jahre 1822 darauf, obwohl es ihm, wie er seiner Frau brieflich versicherte, nur geringe „Satisfaktion“ gewährte. Trotzdem konnte er sich das Vergnügen nicht versagen, einige Jahre später nochmals auf dem Königsstuhl Platz zu nehmen. Am beredtesten ist das Schweigen, das dieser Stuhl dem großen Korsen abnötigte.

Mehr noch als im Innern merkt man von außen, daß dem Dom die Einheitlichkeit fehlt und daß die Jahrhunderte einen Teil nach dem anderen dem karolingischen Achteck angefügt haben. Die Kapellen stehen in keinem architektonischen Verhältnis zum Münster, nicht einmal zu den Seiten des Oktogons. Sie sind einfach angeklebt. Aber sie entsprachen dem Geschmack ihrer Zeit, wenngleich es uns abgeschmackt vorkommt, eine ungarische Kapelle in diesem Barockstil an das Oktogon Karls des Großen zu fügen. Dafür entschädigen die Kapellen, besonders die Kreuzkapelle, durch Einzelheiten von Eigenart und hohem künstlerischen Werte. Auch das Chor paßt architektonisch nicht zum Kern des Münsters, und die Verbindung zwischen diesem und der Hauptfassade ist zur Not nur durch eine Brücke hergestellt. Dennoch! dieses Bauwerk, das aus Architek-



Gotische Kapellen am Münster zu Aachen. Nach einer Photographie.

Digitized by Google

turen zusammengesetzt ist, das alle Stile aufweist, will lange studiert und sozusagen empfunden sein. Dann erkennt man die eigenartige Majestät, die über der Fülle des Ganzen liegt, und findet, wie Victor Hugo, die „seltsame, tiefe Harmonie zwischen dem großen Stifter und dieser seiner großen Grabstätte". Denn unter dem Einflusse des Geistes Karls standen mehr oder weniger alle, die am Münster gebaut haben, besonders aber der Meister des wunderbaren Chores.

Die Zerstörung der Irmensäule.
Wandgemälde von A. Rethel im Krönungssaal des Rathauses.

Und wenn man auf dem Chorusplatz, der zur Erinnerung an diesen Meister seinen Namen trägt, zwischen Dom und Rathaus steht, erhält man sofort den Eindruck, daß der Ausbau dieser Monumente Aachen wieder in die erste Reihe europäischer Kunststädte versetzt hat. Denn Dom und Rathaus bilden ein Architekturpanorama, wie man ein gleiches auch in Belgien und Frankreich nicht leicht findet. Staunend berichten uns die Zeitgenossen von der karolingischen Kaiserpfalz, dem umfangreichsten und glanzvollsten aller Profanbauten des Abendlandes. Bis auf einige Mauerreste ist sie verschwunden, aber auf ihren Fundamenten steht in neuer Vollendung das Haus, das für alle Zeit als eine Perle deutscher Baukunst gelten wird. Auf der linken Seite des Chorusplatzes erhebt sich der von Professor Pützer in Darmstadt entworfene gotische Prachtbau des städtischen Verwaltungsgebäudes, der in Verbindung mit dem Rathaus nicht wie ein kommunales Ensemble, sondern wie eine mächtige Königsburg wirkt. Wie kahl, öde und eindruckslos sah früher die Rückseite des Rathauses aus. Jetzt hat sie eine entzückende Zierde erhalten in den zu beiden Seiten des vorspringenden, mit Türmchen und Zinnen gekrönten Mittelbaues befindlichen Laufgängen, die auf Bogen schweben; die hohe Gewaltigkeit des berühmten Granusturmes ist durch einen ebenso zweckdienlichen wie stilgerechten Anbau gemildert, und die Standbilder Alkuins, Einhards, Benedikts von Aniane und Wibalds von Stablo, desgleichen die der beiden reichsstädtischen Bürgermeister Punt und Chorus verleihen der Südseite des Rathauses einen künstlerischen und geschichtlich wertvollen Schmuck. Der Ausbau dieser Hinterfront wie der neuen Türme des Rathauses ist eine geniale Leistung Professors Frentzen, dem unter allen Meistern der Neuzeit, die sich der Wiederherstellung des Rathauses gewidmet haben, die Palme gebührt. Die früheren Türme mit ihrer moskowiterhaft wulstigen Zwiebelgestalt vernichtete ein in dieser Hinsicht wohltätiger Brand im Jahre 1883. Nun entsprechen sie, soweit dies zu erreichen war, der gotischen Prachtfassade des Rathauses aus der Mitte des XIV. Jahrhunderts. Auf einem Unterbau, der mit seinen anmutigen Erkergalerien an die Torburgen mahnt, erheben sich in kühner Konstruktion die Turmhelme, deren Spitzen die Kaiserkronen als glänzenden Schmuck tragen.

In allen ihren Einzelheiten ist die Wiederherstellung des Rathauses ein Werk hoher Leistungsfähigkeit, ein Meisterwerk, sowohl außen wie innen. Die rastlose

Arbeit eines halben Jahrhunderts ist nun herrlich belohnt. Die malerische Ausschmückung des Treppenhauses und des Kaisersaales lag in Händen der Professoren Baur und Schaper. Sie reihen sich Rethel und Kehren, denen der Saal die berühmten Fresken verdankt, ebenbürtig an. Der altertümliche, von gewaltigen Pfeilern getragene Riesensaal, in dem 32 deutsche Könige beim „festlichen Krönungsmahle“ gesessen, wirkt nun unsagbar stimmungsvoll. Und es war „ein weihevoller, tiefergreifender Augenblick, der vom Herzen kam und zu all den Herzen ging“, in diesem Saale Kaiser Wilhelm II. an der Seite seiner erlauchten Gemahlin sprechen zu hören.

Fast erdrückt von der Fülle der Empfindungen, Erinnerungen und Gesichte, die dieser Raum hervorzaubert, fühlt man das Bedürfnis, hinauszueilen und sich von der Flut modernen Lebens umwogen zu lassen. Wir haben es ja auch nicht mehr nötig, nur von den Erinnerungen an die Vergangenheit zu zehren. Der „germanische Geist“ der Gegenwart, den der Kaiser im alten Krönungssaale beschwor, weist in blühende Zukunft.

Mit pietätvollem und kongenialem Verständnis ist das alte Aachen wiederhergestellt worden, und gleichzeitig ist ein modernes Aachen emporgewachsen, das ihm einen ansehnlichen Platz in der Reihe aller deutschen Großstädte sichert. Vor dem Standbilde, das der schlichten Größe Kaiser Wilhelms I. so ganz entspricht, empfinden wir, was wir für die Entwickelung Aachens zur Großstadt neben Bürgerfleiß und der Tatkraft seiner Oberbürgermeister von Weise, Pelzer und Veltman unserem Herrscherhause verdanken. Verschuldet und durch innere Kämpfe zerrüttet kam die Reichsstadt unter französische Botmäßigkeit. Dem schöpferischen Genie Napoleons verdankt auch Aachen viel, aber seine Willkür und sein Ausbeutungssystem ließen doch kein wirkliches Gedeihen zu. Unter dem milden und allseitig fördernden Scepter der Hohenzollern aber hat Aachen sich in noch nicht hundert Jahren um über 100 000 Einwohner vermehrt und ist eine reiche und schöne Stadt geworden, in der sich nur im friedlichen Wettbewerb die Kräfte regen.

Hinter dem Kaiserdenkmal erhebt sich die ganz nach Schinkelschem Geiste in klassischer Form mit acht kanellierten ionischen Säulen emporstrebende, schön gegliederte

Das Theater (nach dem Umbau) mit dem Kaiser Wilhelmdenkmal.

Der Friedrich Wilhelmsplatz, rechts der Eliſenbrunnen.

Vorhalle des Stadttheaters, das in jüngſter Zeit einen vollſtändigen Umbau erfahren hat. Das urſprüngliche Theater verdankt, wie der Eliſenbrunnen, der von der Gemahlin Friedrich Wilhelms IV. den Namen erhielt, ſeine Entſtehung in den Jahren 1823 bis 1825 der Anregung der preußiſchen Regierung, die die 1815 erworbene Stadt durch ein neues Theater, von dem man einen vermehrten Beſuch der Aachener Bäder erwartete, heben wollte. Dieſe Hoffnung erfüllte ſich, und das alte Theater hat mehrfache Glanzzeiten geſehen, beſonders auf dem Gebiete der Oper. Bei dem durch Verfall notwendig gewordenen Umbau kam es darauf an, der Forderung des Miniſteriums, die hiſtoriſche Vorderfaſſade zu erhalten, gerecht zu werden, ohne daß die Übereinſtimmung der alten und neuen Bauglieder beeinträchtigt würde. Dieſe Aufgabe iſt dem mit dem Neubau beauftragten Architekten Seeling in Berlin überraſchend gut gelungen. Ein hinter dem Giebelfelde ſich erhebender Aufbau mit flankierenden Ecktürmen bewahrt das Gebäude vor dem Schickſal, neben den ſtolz aufragenden Privatgebäuden der anliegenden Straßenſeiten zu ſehr gedrückt zu erſcheinen. Beſondere Sorgfalt hat Seeling auf die Rückſeite verwandt, die, früher einer unbebauten Fläche zugekehrt, einfach gehalten war, jetzt aber als Abſchluß einer breiten, vornehmen und verkehrsreichen Straße einer reicheren architektoniſchen und plaſtiſchen Behandlung bedurfte. Überraſchend ſchön iſt gerade der Blick auf die an dieſer Seite vorgebaute Apſis, die Überbauten des Bühnenraumes und die als Krönung des Ganzen thronende Pantherquadriga, die Göttin der Kunſt von vier Panthern gezogen, ein Symbol der durch die Kunſt gebändigten Leidenſchaften. Die innere Einrichtung iſt zweckmäßig und die Ausſtattung ſehr geſchmackvoll. Mit weiſer Mäßigung hat man der Verſuchung widerſtanden, nach einer modiſch gewordenen amerikaniſchen Art dem Theaterraum eine übergroße Ausdehnung zu geben, wovon Guſtav Freytag, der beſte Kenner ſzeniſcher Wirkungen, den Verfall der deutſchen Schauſpielkunſt herleitet; man hat ſich mit der im Bayreuther Feſtſpielhaus zur Anwendung gelangten und im Münchener neuen Prinzregententheater feſtgehaltenen Zahl von 1100 Plätzen begnügt, dagegen der Bühne durch Hinzufügung einer Hinterbühne eine ſolche Erweiternng gegeben, daß ſie auch den größten ſzeniſchen Anſprüchen genügt.

Theaterſtraße, Hoch- und Wilhelmſtraße, die Alleen und das Frankenberger Viertel laſſen den Unterſchied zwiſchen dem alten und neuen Stadtbilde ſogleich deutlich erkennen. Das mittelalterliche Aachen mußte mit dem Raume geizen; Gräben und Mauern ſchnürten es wie ein Ring ein: die Gaſſen wurden deshalb eng und unregelmäßig. Die

modernen Straßen sind gerade und breit, und Luft und Licht haben ungehinderten Zugang. Selbst der begeistertste Romantiker wird zugeben müssen, daß sie einen wohnlicheren Eindruck machen und der Gesundheit zuträglicher sind. Auch fehlt es in ihnen nicht an vornehmen Privatbauten, während das alte Aachen daran im Vergleich zu anderen Städten wie Danzig, Lübeck und Nürnberg arm ist. Das einzige, durch seine künstlerische Ausstattung wertvolle Patrizierhaus konnte nicht erhalten werden. Es bewies auch, daß der Geschmack der „guten alten Zeit" in Bezug auf Wohnräume ein recht bescheidener war. Das alte Kurhaus auf der Komphausbadstraße hat im XVII. und XVIII. Jahrhundert viele glänzende Feste gesehen, als die Bäder der Reichsstadt das bevorzugte Stelldichein der vornehmen Welt Europas waren, als das Gold aus aller Herren Ländern über die Pharaotische roulierte und bezopfte Kavaliere und Damen mit Toupetfrisuren im zierlich würdevollen Menuettschritt durch den Ballsaal tänzelten. Aber wie kahl und formlos erschienen dem modernen Geschmack diese Räume, die einer Zeit genügten, in der das savoir vivre auf dem Höhepunkt stand. Deshalb hat auch das städtische Museum diese alte Redoute verlassen und in einem großzügigen modernen Palast auf der Wilhelmstraße für seine wertvollen Sammlungen ein neues und schönes Heim gefunden, das nicht den Eindruck eines Magazines, eines Aufbewahrungsortes macht, sondern den eines vornehmen Hauses, das ein kunstsinniger Mäcen geschmückt hat.

Der Bäderstadt Aachen genügt auch nicht mehr die aus dem Ende des XVIII. Jahrhunderts stammende Neue Redoute auf der Komphausbadstraße, und so wird diese Hauptsammelstätte der Kurgäste und Fremden derartig umgebaut, daß Aachen einen modernen Saalbau erhält, dasselbe, was in Köln der Gürzenich ist. Er wird, man sieht es schon jetzt, eines der imposantesten Bauwerke der Stadt und ihre Sehenswürdigkeiten erheblich bereichern.

So regt sich überall neuer Schaffenstrieb. Die Bautätigkeit ist überhaupt von allen Städten Rheinlands und Westfalens seit längerer Zeit in Aachen am bedeutendsten, und man kann sagen, daß die Kaiserstadt, je älter sie wird, um so mehr verjüngt aussieht. Sie hat aus der Vergangenheit die Kleinodien der Baukunst gerettet und bewahrt in ihnen die inhaltsreiche poetische Erinnerung an eine geschwundene herrliche Zeit; in ihrem bestimmenden Kern aber ist sie ein modernes Städtewesen, das nicht nur von einem tatkräftigen, kunstliebenden Oberhaupt geleitet wird, sondern auch selbst von lebhaftem und zukunftsfrohem Werdedrang erfüllt ist.

Der Kurhaussaal.

Aus den Gartenstädten Belgiens.

Von

Max Hesdörffer.

(Abdruck verboten.)

Trotz des bedeutenden Aufschwungs, welchen die deutsche Gärtnerei in den letzten Jahrzehnten genommen hat, trotz der Verdoppelung der gärtnerischen Betriebe, welche in den letzten zwei Jahrzehnten innerhalb des Deutschen Reichs zu konstatieren war — und trotz des bedeutenden Exportes großer deutscher Handelsgärtnereien, ist die deutsche Gärtnerei doch noch auf den Bezug gärtnerischer Erzeugnisse aus dem Auslande angewiesen. Holland liefert uns, allen europäischen und vielen überseeischen Ländern die sogenannten holländischen Blumenzwiebeln, daneben auch noch überflüssigerweise Baumschulartikel, die nur durch ihre Billigkeit in Deutschland Absatz finden können; Italien Sämereien, Blumenzwiebeln und Knollen, speziell Norditalien, und dann Südfrankreich während der Wintersaison auch billige Schnittblumen, Belgien seine Lorbeerbäume und Palmen. Die deutsche Gärtnerei zeichnet sich durch große Vielseitigkeit aus, diese Vielseitigkeit gestattet aber nicht, manche Kulturen in rationeller Weise auszuüben, auch verbieten klimatische Verhältnisse die Großkultur mancher Pflanzenarten. So kommt es, daß die deutsche Gärtnerei trotz der hohen Stufe, auf der sie steht, und trotzdem sich manche Kulturen, so der Samenbau von Erfurt und Quedlinburg, den Weltmarkt erschlossen haben und überhaupt in der ganzen Welt einzig in ihrer Art dastehen, doch noch in mancher Hinsicht vom Auslande abhängig ist. Sehen wir ab von den weltberühmten Spezialkulturen von Alpenrosen, Azaleen und Kamelien, wie wir sie in Dresden finden, von den großen Spezialrosenkulturen, den bedeutenden Baumschulbetrieben, wie derjenigen von Späth in Britz bei Berlin, der auf dem ganzen europäischen Kontinent nicht seinesgleichen hat, so finden wir, daß streng durchgeführte Spezialzuchten erst neuerdings in Deutschland mehr und mehr Verbreitung und Bedeutung gewinnen. Anders liegt die Sache in den kleinen Königreichen Holland und Belgien, die durch ihre gärtnerischen Spezialitäten sich lange schon eine gewisse Berühmtheit erworben haben.

Die Gartenkultur Belgiens, mit der wir uns heute beschäftigen wollen, erfreut sich schon seit Jahrhunderten eines fest begründeten Rufes; sie hat in dem zu Ende gegangenen Jahrhundert eine Bedeutung erlangt, die kaum noch übertroffen, vielleicht auch nicht in dem bisherigen Umfange aufrecht erhalten werden kann. Seine große Bedeutung verdankt der belgische Gartenbau in erster Linie dem Umstande, daß er ganz einseitiger Natur ist und fabrikmäßig betrieben wird. Diese fabrikmäßigen Betriebe dokumentieren schon äußerlich die vielen Gärtnerei-Aktiengesellschaften, welchen man in Belgien begegnet, während wir in Deutschtand nur wenige handelsgärtnerische Aktienetablissements besitzen. So oft bei uns auch gärtnerische Aktiengründungen versucht wurden, immer hat es sich herausgestellt, daß sich die Gärtnerei, wie sie in Deutschland betrieben wird, zu derartigen Gründungen nicht eignet. Wohl aber finden wir in Deutschland Handelsgärtnereien im Besitze einzelner Personen, die an kommerzieller Bedeutung die großen gärtnerischen Aktiengesellschaften des Auslandes weit übertreffen. Gärtnerische Betriebe von der Bedeutung derjenigen der Gebrüder Dippe, Quedlinburg, J. C. Schmidt, Erfurt, L. Späth, Britz bei Berlin, u. a. wird man im Auslande so leicht nicht wiederfinden. —

Der belgische Gartenbau hatte schon in der ersten Hälfte des XVI. Jahrhunderts eine gewisse Berühmtheit erlangt. Damals war es die unter den belgischen Großstädten als Gartenstadt jetzt den letzten Rang einnehmende Seestadt Antwerpen, in deren berühmten Gärten neue und seltene Pflanzenarten gepflegt wurden, deren Einführung nur durch die ausgedehnten Handelsbeziehungen der Antwerpener Großkaufleute ermöglicht werden konnte. Aber schon sehr frühe mußte Antwerpen seinen gärtnerischen Ruhm an Gent abgeben, dessen gärtnerische Bedeutung seit dem Jahre 1800 datiert, in welchem im Genter botanischen Garten umfangreiche Orangerien und Warmhäuser erbaut wurden. Obwohl die belgischen Großstädte verhältnismäßig schöne und reich ausgestattete botanische Gärten besitzen, welche die gleichartigen Gärten unserer mittleren deutschen Universitätsstädte weit übertreffen, hat sich der Garten zu Gent trotz seiner geringen Ausdehnung bis zum heutigen Tage den Ruf des bedeutendsten im Königreich zu erhalten gewußt. Er besitzt prächtige und große Gewächshäuser, darunter eines für die Victoria regia, und sehr übersichtlich eingeteilte Gartenanlagen, deren Begründung in das Jahr 1795 fällt.

Die wachsende Bedeutung des belgischen

Gartenbaus mag auch mit in der tatkräftigen Unterstützung des gärtnerischen Betriebes durch die Regierung begründet gewesen sein. Belgien besitzt, wie gesagt, tadellos gehaltene, vorzüglich geleitete botanische Gärten, vorzügliche staatliche Gartenbauschulen in Gent und anderen Orten, und König Leopold selbst ist unter den vielen opferwilligen Gartenfreunden des Landes einer der begeistertsten. Zur Gründung des Rufes der Genter Gärtnereien haben in regelmäßigen Zwischenräumen von fünf zu fünf Jahren wiederkehrende große Gartenbauausstellungen vieles beigetragen. Die erste dieser Ausstellungen, in welcher nur 46 Pflanzen vorgeführt wurden, fand im Jahre 1808 statt und hatte die Gründung der Société royale d'agriculture et de botanique zur Folge, der ersten Gartenbaugesellschaft des Landes, die sich trotz ihres Namens nur mit der Gartenkultur beschäftigt, sich dagegen mit Ackerbau noch niemals befaßt hat. Zu den regelmäßig wiederkehrenden Ausstellungen dieser Gesellschaft werden 200 Preisrichter aus allen europäischen Ländern berufen. Die Gesellschaft ist äußerst konservativ; wer einmal auf einer ihrer Ausstellungen Preisrichter war, wird von fünf zu fünf Jahren regelmäßig wieder berufen bis an sein seliges Ende. Der König Leopold, der in Erinnerung an frühere unliebsame Vorgänge nicht gern nach Gent geht, kommt doch von fünf zu fünf Jahren regelmäßig zur dortigen Ausstellung. Ich habe beobachtet, daß er sich stundenlang in derselben aufzuhalten pflegt, sich mit den verschiedenen Ausstellern in längere, ungezwungene Unterhaltungen einläßt und bei dieser Gelegenheit in eigener Person seine Einkäufe besorgt. Das Publikum verkehrt ganz ungezwungen zwischen und mit dem Könige und den übrigen Mitgliedern des königlichen Hauses, ohne daß irgend welche Absperrungsmaßregeln stattfinden. Übrigens üben die Ausstellungen in Gent eine Anziehungskraft aus, wie man sie in anderen Ländern nicht kennt. Der Fremde, der zur Ausstellung nach Gent fahren will, muß sich schon zwei Monate vorher sein Zimmer sichern, um überhaupt ein Unterkommen zu finden.

Wenn man über Aachen und Lüttich nach Ostende fährt — und Tausende, die das berühmte Seebad aufsuchen, haben diesen Weg gemacht — so drängt sich einem schon vom Coupéfenster aus die Ueberzeugung auf, daß Belgien ein Gartenland par excellence ist. Freilich fährt der Expreßzug auf belgischem Gebiete mit solch rasender Eile, daß die Landschaftsbilder wie flüchtige Schatten am Auge des Reisenden vorüberziehen, trotzdem aber fällt manches auf, was man in Deutschland zu sehen nicht gewohnt ist. Von Verrier, der ersten belgischen Station, ab sieht man immer und immer wieder die kleinen Landhäuser in Verbindung mit Treibhäusern erbaut, alle Wände von Wohngebäuden, Schuppen und Stallungen mit Formobst bepflanzt, das durch seine vorzügliche Formierung die Bewunderung eines jeden Liebhabers der Formobstzucht erregt. Eine gewisse Form der Palmette ist auch in Deutschland als Verrier-Palmette bekannt, eine andere eigentümliche als belgische Hecke. In dieser Form findet man auch vielfach die den Schienenstrang umsäumenden Hecken gezogen, was namentlich im Frühling, wenn dieselben noch wenig belaubt sind, einen eigentümlichen Anblick gewährt. Von den eigentlichen gärtnerischen Großbetrieben bekommt man auf der Eisenbahnfahrt durch das kleine Königreich nicht viel zu sehen, sie liegen meist abseits vom Schienenweg, und selbst auf der Strecke Brüssel—Brügge wird man kaum gewahr, daß man die Centren der belgischen Gartenkulturen durcheilt.

Von allen Gartenstädten des Landes nimmt Gent unstreitig die erste Stelle ein. Es ist eine kaum besonders interessant zu nennende Stadt, deren Einwohnerzahl sich in ständigem erhebtichen Wachstum befindet und gegenwärtig das erste Hunderttausend bereits überschritten hat. Gent besitzt, wie bereits erwähnt, den bedeutendsten botanischen Garten des Landes, viele herrliche gärtnerische Privatbesitzungen, unter welchen diejenige der vor einigen Jahren verstorbenen Gräfin de Kerschowe die erste Stelle einnimmt. Speziell das herrliche Palmenhaus mit seinen in vorzügticher Kultur befindlichen reichen Palmen bildet für Belgien eine ähnliche Sehenswürdigkeit, wie etwa der Palmengarten zu Frankfurt für Deutschland. Die gegenwärtig dem Grafen de Kerschowe, einem Sohne der verstorbenen Gräfin, gehörige Besitzung ist auf Ersuchen jedem Gartenfreunde zugänglich.

Die großen gärtnerischen Handelsbetriebe Gents liegen fast alle in den die Stadt umgebenden, teilweise mit ihr in engem Zusammenhange befindlichen Vororten. Diese Vororte haben eine ausgesprochen flämische Bevölkerung, die Verkehrssprache ist die flämische, und namentlich die geringen Leute verstehen oft kein Wort Französisch, so daß es dem Fremden in manchen Fällen schwierig wird, sich verständlich zu machen. Wenn man eine oder zwei der großen Genter Riesengärtnereien gesehen hat, so ist man schon in der Lage, sich vom gesamten Garlenbau ein zutreffendes Bild zu machen. Die Kulturen sind, wie gesagt, höchst einseitiger Natur. Die Hauptkultur besteht in der Heranzucht von Lorbeerpyramiden und -Kronen, deren Absatz in allen Ländern der zivisierten Welt stattfindet, so weit deren Klima dem Fortkommen des Lorbeerbaums günstig ist. Einzelne Gärtnereien bilden förmliche Lorbeerwaldungen, in welchen man stundenlang zwischen den in Kübeln stehenden Kronen- und Pyramidenbäumen umherwandeln kann, ehe man den ganzen Bestand gesehen hat. Die Kuttur dieser Lorbeerbäume ist eine höchst langwierige, da sie es mit Wachsen nicht eilig haben und nur durch hundertfach wiederholten Schnitt in die traditionellen Formen gezwängt werden können. Wer Italien kennt, weiß, daß der soviel besungene edle Lorbeer in seinem natürlichen Wachstum kein edler Baum, sondern nur ein struppiger, wenig ansehnlicher Strauch ist, der erst durch das Einzwängen in die Kronen- oder Pyramidenform zu einer Schmuckpflanze wird, die wohl in die Gärten der französischen Renaissance gepaßt haben mag, dem geläuterten Geschmack unserer Zeit aber wenig entspricht und trotzdem noch so beliebt ist. Diese Lorbeerbäumchen zeigen nach 20jähriger Kultur noch ziemlich armselige Kronen und werden dann im Großhandel mit etwa 40 Franks

pro Stück bezahlt. Meist werden aber Bäume von 40, 60 und selbst 100 Jahren verlangt, so daß oft erst der Enkel da erntet, wo der Großvater gepflanzt hatte. In einer Gärtnerei in Brügge, die sich durch viele Generationen in der Familie bis auf den gegenwärtigen Inhaber vererbt, sahen wir sogar größere Bestände 175 Jahre alter Lorbeerbäume, von denen das Paar mit 1500 Franks bezahlt wird. Wenn man bedenkt, welche Mühe diese Kübelbäume in diesem langen Zeitraum verursacht, daß sie 175 mal in frostfreien Räumen überwintert werden mußten, wie viel teure Kübel zu dem sich in regelmäßigen Zwischenräumen wiederholenden Verpflanzen nötig waren, wie viel Mühe die laufende Pflege verursachte, so begreift man nicht, daß der Züchter derartige Veteranen zu solch verhältnismäßig geringem Preise verkaufen kann. Wir glauben auch kaum, daß er im stande ist, sich auch nur annähernd die Unkosten der 175jährigen Kultur zu berechnen. Eine ganz bescheidene Einnahme bringen in diesen Großkulturen die Lorbeerzweige, die bei dem jährlichen Formen der Kronen abfallen. Aber Lorbeerzweige, früher ausschließlich eine Auszeichnung für siegreiche Feldherren, für Bahnbrecher auf den Gebieten der Wissenschaft und der Kunst, sind heute recht wohlfeil geworden; sie werden in Belgien nach dem Gewicht mit etwa 40 Pf. pro Kilo bezahlt und müssen dabei noch meist unrühmlich verschimmeln und verderben. — Neben den Lorbeerbäumen bilden Palmen eine Hauptkultur der Genter Gärtnereien. Bedeutende Länderstrecken sehen wir ganz mit Glas bedeckt, wir zählen 30, 40 und mehr Treibhäuser in einer Reihe, alle dicht zusammenhängend, und wenn wir in eines derselben eintreten, finden wir, daß der ganze Komplex im Innern einen einzigen Raum darstellt, der da, wo wir deutschen Verhältnissen entsprechend, gemauerte Scheidewände vermuteten, nur eiserne Träger zeigt. So kann man im Innern dieser Riesenbauten einen ganzen zusammenhängenden Palmenwald bewundern, nicht selten 100000 und mehr Palmen einer Art im gleichen Raume. Für die Arten der Palmen, die hier kultiviert werden, ist die herrschende Mode maßgebend. Gegenwärtig herrscht überall die sogenannte Kentiapalme, aus Australien stammend, vor, daneben findet man die zierlichsten der Kokospalmen, Fächerpalmen und Dattelpalmen in großen Massen. Von Dattelpalmen wird zur Zeit am ausgiebigsten die auf den Kanarischen Inseln heimische harte Art kultiviert. Die belgischen Gärtner beziehen sie in kleinen Pflanzen zu Tausenden selbst erst aus Südfrankreich, wo diese Palmenart ebenso wie in Oberitalien gewissermaßen feldmäßig im Freien angebaut wird. In Belgien werden dann die kleinen Pflanzen in Töpfe gesetzt und unter Glas weiter kultiviert. Auf diesen Palmen wuchert ein schädlicher Pilz, der überall gelbe Flecke auf den Blättern verursacht; er wurde mit denselben nach Belgien und von da in fast alle europäische Gärten und nach Amerika verschleppt, und mancher Freund von Palmen sieht jetzt zu seinem Schrecken, wie er sich auf den Blättern seiner Lieblinge ausbreitet.

Der Betrieb in den Genter Gärtnereien ist, wie bereits erwähnt, ein recht fabrikmäßiger. Die kaufmännische Leitung dieser großen Gärtnereien erfordert weit mehr Fähigkeiten als die technische Leitung. Äußerst günstige klimatische Verhältnisse kommen den Züchtern außerordentlich zu Hilfe. Ein deutscher Gärtner, der seine Pflanzen, so wie dies in Belgien üblich ist, behandeln wollte, könnte, wie man zu sagen pflegt, mit den Gänsen auffliegen. Denkende und fähige technische Arbeitskräfte gehören in diesen Gärtnereien zu den Seltenheiten. Wo nicht neben den Hauptkulturen, zu welchen noch Azaleen und Alpenrosen gehören, auch noch difficilere Pflanzen, wie Orchideen, gepflegt werden, findet man lediglich flämische Tagelöhner an Stelle denkender gelernter Gärtner. Die Anspruchslosigkeit der flämischen Bevölkerung ist wirklich bewundernswert. Verheiratete Leute arbeiten von 5 oder 6 Uhr morgens bis 7 oder 8 Uhr abends gegen einen Wochenlohn von 12—13 Franks, 14—15 Franks gelten schon als eine horrende Bezahlung. Mit diesem bescheidenen Lohn ernähren die Leute oft ihre große Familie, hier und da suchen die Frauen der Arbeiter durch Klöppeln sogenannter Brüsseler Spitzen eine kleine Nebeneinnahme zu erzielen. Man sagte mir, daß eine Frau, die nach Besorgung ihrer Wirtschaft unermüdlich bis in die Nacht hinein dieser Beschäftigung obliegt, 50 Ctm. pro Tag verdienen kann. — Die kleinen Kinder der arbeitenden Frauen werden vielfach in ein Gestell von spanischen Rohrstangen gebunden, damit sie der Mutter nicht lästig fallen. Das Gestell hat die Form einer Krinoline und reicht knapp bis zur Erde, wenn das Kind an den Hüften in demselben befestigt ist. Ein in solchem Gestell befestigtes Kind kann nach Herzenslust laufen, sich aber weder setzten, noch zur Erde bücken oder fallen, und ich sollte meinen, daß sich ein derart eingezwängtes kleines Geschöpf kaum wohlfühlen könnte, doch belehrten mich die strahlenden Gesichter der Kleinen eines Besseren.

Zu manchen Arbeiten, die in den Genter Spezialgärtnereien auszuführen sind, gehören freilich gewisse technische Fertigkeiten, die sich nur die intelligenteren Arbeiter mit der Zeit anzueignen vermögen, so zum Formieren der Lorbeerbäume und namentlich auch zum Verpacken der Palmen. Der Handel, der mit den Genter Kulturen getrieben wird, ist ein ganz bedeutender. Nicht nur die Lorbeerbäume, auch die Palmen gehen oft sogar übers Weltmeer, namentlich ist der Versand nach Nordamerika sehr umfangreich. Für die Sendungen übers Weltmeer werden die Palmen nicht, wie dies sonst üblich, in Körbe verpackt, in denen sie als Sperrgut bedeutend teurer reisen würden, sondern in Kisten. Diese Verpackungsart ist eine ganz eigenartige und erfordert große Sorgfalt; die Palmen müssen aus den Töpfen herausgenommen, die Erdballen in Moos eingehüllt werden, und trotzdem dieses Moos trocken sein muß, damit sich das Packmaterial nicht erhitzen kann und obwohl die Palmen in den Kisten mindestens zwei Wochen lang der Dunkelheit ausgesetzt sind, überstehen sie die weiteste Reise gut. Mit dem Verkauf einzelner Pflanzen an Liebhaber geben sich die belgischen Spezialzüchter nicht ab. Die größten unter ihnen verkaufen ihre Erzeugnisse direkt,

die kleineren an einen Zwischenhändler, einen Deutschen von Geburt, dessen weitreichende Handelsverbindungen es gestatten, den überaus zahlreichen, weniger bedeutenden Züchtern die ganzen verkaufsfähigen Pflanzenbestände abzunehmen.

Nächst Gent ist Brügge an der Bahnlinie Gent—Ostende gelegen, die bedeutendste Gartenstadt Belgiens. Brügge ist die Hauptstadt der Provinz Westflandern, es hat für seine Handelsbeziehungen eine vorzügliche Lage, da es nicht nur an einer wichtigen Bahnstrecke gelegen, sondern auch durch zwei für Seeschiffe fahrbare Kanäle mit der nur 18 Kilometer entfernten Nordsee in direkter Verbindung steht. Einer dieser Kanäle folgt der Bahnlinie nach Ostende. Die Stadt Brügge ist hochinteressant, da sie viele bedeutende Bauwerke aus dem XV. Jahrhundert aufweist, ja es sind dort noch ganze Straßen aus diesem Jahrhundert unverändert erhalten, deren Bauten im gotischen Stil errichtet sind. Auch Brügge und seine Vororte weisen Gartenbauetablissements auf, von denen einige diejenigen von Gent durch ihre Pflanzenschätze noch in den Schatten stellen. Von diesen Etablissements ist äußerlich dasjenige der Aktiengesellschaft „Flandria" am umfangreichsten. Es umfaßt nicht weniger als 135 Treibhäuser für Palmenkulturen, trotzdem es erst in neuerer Zeit mit dem Kapital Brügger Bürger begründet wurde. Auch in Brügge befinden sich einige Gärtnereien im Besitze von Deutschen, es seien hiervon nur die Lorbeerkulturen von Bernhard Lindig, eines Thüringers, und das berühmte Etablissement von Sander, eines geborenen Bremers, genannt. Sander ist der bekannte englische Orchideenkönig, der in St. Albans bei London die weltberühmte Orchideengärtnerei besitzt. Die Gärtnerei in Brügge ist ein Zweiggeschäft dieses Stammhauses, sie umfaßt, obwohl erst wenige Jahre bestehend, bereits gegen 100 gewaltige Glashäuser, von denen die meisten je 70 Meter Länge aufweisen. Hier werden Palmen, Orchideen und Azalien in großen Massen herangezogen, im Freien auch Lilien, deren Zwiebeln früher ausschließlich aus Japan importiert wurden. Von Orchideen kommen fortgesetzt bedeutende Sendungen vorzugsweise aus Südamerika an, wo die meisten der 15—20 von Sander ausgeschickten Pflanzensammler die Urwälder durchstreifen. Auch in anderen Erdteilen sind Sandersche Reisende tätig; so wurden erst vor wenigen Jahren die Samen einer prächtigen Palme, Kentia sanderiana, durch einen Reisenden der Firma aus Australien eingeführt, für deren Beschaffung die Firma ein kleines Vermögen opfern mußte. Von dem Umfange der Kulturen kann man sich einen Begriff machen, wenn man erwägt, daß aus denselben jährlich gegen dreimal Hunderttausend blühbare Azalien abzugeben sind. Fast noch interessanter als das immerhin noch junge Sandersche Geschäft, ist in Brügge die Gärtnerei von Vincke-Dujardin; sie ist vielleicht das älteste Etablissement am Ort und befindet sich schon seit vielen Generationen im Besitze der gleichen Familie. Lorbeerbäume von gleichem Alter und Umfang, wie wir sie hier fanden, sind in Belgien nirgends wieder zu sehen, aber auch die Palmen- und namentlich die Orchideenkulturen sind einzig in ihrer Art. Während bei Sander wenig Orchideen in Blüte zu sehen sind, weil bei ihm meist nur frisch aus den Heimatländern importierte Pflanzen nur so lange gepflegt werden, bis sie als sogenannte etablierte Orchideen verkauft werden können, sieht man bei Vincke-Dujardin im Winter und Frühling Tausende der herrlichsten Orchideen zur Schnittblumengewinnung im vollen Flor. Von einer Art und ihren Varietäten, dem Odontoglossum crispum, der sogenannten Alexandra-Orchidee, sind allein über achtzigtausend Exemplare vertreten, darunter viele Seltenheiten. Die Vertreter dieser Art in dem einen Etablissement repräsentieren, auch wenn man keine Liebhaberpreise annimmt, nach meiner Schätzung einen Wert von mindestens einer Million Franks. Diese Orchidee ist diejenige Art, die von den Reisenden Sanders und anderen in so ungeheuren Massen aus der Heimat eingeführt wurde, daß ihre wild wachsenden Vertreter in absehbarer Zeit ausgestorben sein dürften. Unter den Importen befanden sich immer wunderbare Varietäten, die gelegentlich in England zu Preisen bis zu 300 £ pro Stück verkauft werden konnten. Diese natürlichen Hybriden zeigten den Züchtern, daß diese Art und ihre nächsten Verwandten außerordentlich variabel sein müssen. Man versuchte deshalb auch in Belgien und England Kreuzungsversuche auszuführen, um neue Sorten zu züchten; aber obwohl die Pflanzen vielfach reife Samen brachten, gelang es niemals, sie zum Keimen zu bringen. Dies ist erst neuerdings einem Genter Gärtner geglückt, der auf einer der letzten Ausstellungen der neugegründeten Gartenbauvereinigung „Union", die ich als Preisrichter eingehend studieren konnte, ganz herrlich blühende Sämlinge eigener Zucht vorführte, deren Liebhaberwert kaum abzuschätzen ist. Wie der Mann den Samen zum Keimen brachte, das ist sein streng gehütetes Geheimnis; doch behaupten auch andere Züchter, den Stein der Weisen gefunden zu haben. Es sei bei dieser Gelegenheit gleich erwähnt, daß die enormen Preise für Orchideen, von welchen man so häufig in den Zeitungen liest, nur selten und ausnahmsweise für ganz neue, oder nur in wenigen Exemplaren existierende Arten oder Varietäten gezahlt werden. Es sind nur in England einige Angehörige der Finanzaristokratie, unter ihnen in erster Linie der Londoner Rothschild und Baron Schroeder, ein geborener Hamburger, die gelegentlich einmal Preise von zehn und mehr Tausend Mark für eine Orchidee von außergewöhnlicher Seltenheit bezahlen, namentlich wenn man ihnen die Ehre antut, die betreffende Art Rothschildianum, Schroederianum oder so ähnlich zu nennen. Einige der führenden Gärtner verstehen es übrigens meisterhaft, durch die richtige Wahl der Namen ihrer Züchtungen zur rechten Zeit denselben einen gewissen Wert zu verleihen. So sind auf einer Genter Ausstellung immer eine Anzahl Neuheiten vertreten, die Namen wie Leopoldi, König Leopold u. s. w. tragen. Böse Zungen behaupten dann, daß die gleichen Sorten etwas später auf einer russischen Ausstellung wieder Zar Alexander, in Berlin

Giulia. Bronzebüste von Prof. H. Waderé-München.

dann Kaiserin Auguste Viktoria u. s. w. hießen, bis sie schließlich im Besitze irgend eines Finanzaristokraten gelangt sind und dann die endgültige Taufe bestanden haben.

Gartenstädte von ähnlicher Bedeutung wie Gent und Brügge existieren in Belgien nicht mehr. Antwerpen hat, wie gesagt, seine gärtnerische Bedeutung verloren, es besitzt einen hübschen öffentlichen Park und in seiner näheren und weiteren Umgegend findet man auch bedeutendere Baumschulen. Als Gartenstadt größeren Stiles darf man noch die Hauptstadt Brüssel ansprechen. Gleich dem Bahnhofe gegenüber befindet sich der schöne botanische Garten, dessen Treibhäuser durch ihre in den botanischen Gärten Belgiens häufig wiederkehrende Eigentümlichkeit, ich möchte sagen ihre palastartige Bauart, einen vornehmen Eindruck machen, wie man ihn in Deutschland nicht kennt. Prächtige Glaspaläste besitzt auch König Leopold in Laeken bei Brüssel. Sie sind freilich dem Publikum meist geschlossen, doch gelang es mir hier, wie überall, ohne weiteres Zutritt zu erhalten. Diese äußerlich so viel versprechenden Glaspaläste, die hier durch tief in der Erde liegende treibhausartige Gänge, deren Glasdächer sich kaum über das Erdreich erheben, untereinander verbunden werden, bieten in ihrem Innern nicht sonderlich viel. Interessant sind nur die Verbindungsgänge, die mit Blütenspalieren bekleidet, einen laubenartigen Eindruck machen. Unsere bekanntesten Sommerpflanzen, wie Fuchsien, Pelargonien, Heliotrope u. s. w. sehen wir hier in der ganz neuen Verwendungsart als Kletterpflanzen. In den großen, mit bunten Platten belegten Treibhäusern, speziell im Palmenhause, sind fast alle Pflanzen krank, sie fühlen sich in solchen prunkartig ausgestatteten Palästen mit der durch den wasserdichten Boden bedingten trockenen Luft absolut nicht wohl und kümmern langsam dahin. Eine Sehenswürdigkeit ersten Ranges ist in Brüssel das von Linden begründete Etablissement. Lucien Linden, der vor einigen Jahren starb, war wohl der bedeutendste Gärtner Belgiens. Wir verdanken ihm namentlich die Einführung einer bedeutenden Anzahl herrlicher, exotischer Pflanzen. Seine Etablissements im Park Leopold zu Brüssel und in Moortebek bei Brüssel, von welchen das erstere früher als „L'Horticulture internationale" bekannt war, sind jetzt als „Compagnie Coloniale" zu einer großen Aktiengesellschaft vereinigt worden, deren Aufgabe es nun auch ist, tropische Nutzpflanzen für die belgischen Kolonien heranzuziehen. Die Kulturen sollen noch erweitert werden, ja man plante sogar, wie ich hörte, die Gründung von Zweiggeschäften in Berlin und Paris. Das Hauptetablissement im Park Leopold ist eine der größten gärtnerisch-botanischen Sehenswürdigkeiten, die ich bisher kennen lernte. Der Besucher gelangt in einen herrlichen, die wunderbarsten Palmen aufweisenden Wintergarten, von welchem sich rechts und links zahlreiche Treibhäuser abzweigen, alle ausschließlich mit Orchideen, darunter mit den größten Seltenheiten und den vollkommensten Kulturpflanzen gefüllt. Hier lernten wir in dem Direktor Schuster, der selbst den Führer machte, einen deutschen Fachmann kennen. Im Jahre vorher gelang es uns sogar, unter der Führung des ersten Obergärtners die sonst streng für jedermann geschlossene Geheimabteilung zu betreten, in welcher die neuen Hybriden gezüchtet, bezw. die künstlichen Befruchtungen vorgenommen werden. Das zweite Etablissement in Moortebek dient ausschließlich der Gewinnung von Orchideenblumen, die nach den Großstädten verschiedener Länder, vorzugsweise aber nach Paris verschickt werden, doch stockte zeitweise der Absatz nach Frankreich stark, weil man in Paris einer albernen Mode huldigte, welche künstlich gefärbte Mimosen auf ihren Schild erhoben hatte. Brüssel besitzt übrigens noch eine zweite Orchideengärtnerei, die zwar nicht an Ansehen, wohl aber an Umfang noch die Etablissements der „Compagnie Coloniale" übertrifft, doch ist der Besitzer dieses Etablissements ein Sonderling, der die Tore in der Regel gegen Fremde ängstlich absperrt. —

Die älteste und früher auch bedeutendste Gärtnerei des ganzen Königreichs befindet sich in Lüttich. Es ist die Firma Jacob Makoy & Cie., gegenwärtig im Besitze eines Herrn Closson, eines Nachkommen des Gründers. Die Gärtnerei liegt auf einer Anhöhe hoch über der Stadt. Der Kutscher, der uns fuhr, mußte vom Bock steigen und das Pferd die steile Höhe emporführen. Man glaubt, die verschiedenen Treibhäuser und Glaskuppeln müßten jeden Moment herabstürzen, sie scheinen wie Schwalbennester an die Mauer, an den Berg geklebt zu sein. Sämtliche Wege zwischen diesen Treibhäusern sind mit Zement ausgestrichen, damit nicht der erste stärkere Regen das Erdreich mit in die Tiefe nehmen kann. Es ist kaum glaublich, wie sich das Etablissement an so ungünstigem Standorte so lange erhalten und entwickeln konnte, da jede Zu- und Abfuhr von und zur Gärtnerei mit den größten Schwierigkeiten verbunden ist. Die teilweise sehr hübschen Glashäuser stehen mit wenig Ausnahmen schon seit dem Beginn des XIX. Jahrhunderts, und die Gärtnerei, in welcher jede einzelne Arbeit infolge der ungünstigen Lage erhöhten Kraftaufwand erfordert, hat sich merkwürdigerweise doch erhalten können; sie hat sich vom Urgroßvater auf den Urenkel vererbt, wenn sie auch in bezug auf Bedeutung längst von den modernen Kulturen in Gent und Brügge übertroffen wurde. — Lüttich, eine freundliche und saubere Fabrikstadt, besitzt übrigens auch einen schönen Park, saubere öffentliche Anlagen und einen sehenswerten botanischen Garten.

Sind auch die meisten Gärtnereien Belgiens den Luxuskulturen gewidmet, so besitzt das Königreich in der Provinz Brabant doch auch berühmte Nutzkulturen, in Form großartiger Weintreibereien, deren Erträge in Postkistchen verpackt, zur Traubensaison auch den Berliner Markt beherrschen. In der genannten Provinz stehen nicht weniger wie 33 Hektar Land zur Rebentreiberei unter Glas.

Der Karrengaul.

O, Du armer Karrengaul!
Gelbe Zähn' im ſchlaffen Maul, —
Knickebeiniges Gerippe, —
flanken wund von Riem und Strippe, —
Schlechter Weg — die Ladung: Stein, —
Und Du ſchleppſt allein — allein!

Denkſt Du noch, wie Du ſelbviert
Jugendſtrotzend, goldgeſchirrt
flogeſt vor dem Phaëton
Jener Schmetterlingsperſon,
Der Coeurdame, der Roſenfee
Auf der glatten Parkchauſſee?
Damals warſt Du jung, ſo jung,
All Dein Leben Schwung und Sprung;
Wenig fehlt', ſo trugen flügel
Dich durchs Tal und über Hügel,
Über allen Erdenkot
Hoch hinauf ins Morgenrot.

Später zogeſt du Kanonen
Auf dem feld der blauen Bohnen,
Wo des Todes Donner krachten
Durch das Schlagen, durch das Schlachten;
Doch es ging um Ehr' und Blut,
Und begeiſtert ſchwoll Dein Mut.
Welche Taten, welche Kraft!
Hei! Was ward da nicht geſchafft!

Härter wurde dann der Dienſt
Vor der Poſt, und der Gewinſt
Schmal und ſchmäler auf der Gaſſe
Vor der Droſchke zweiter Klaſſe.
Und je mehr die Kraft verſagt,
Deſto mehr wardſt Du geplagt.
Nun am Steinekarren ſchallt der
Ur-uralte Pferdepſalter:
„Klipp und klapp! Zieh, Schimmel, zieh,
Durch den Dreck bis an die Knie!“

Sieh, da machen ſtolze fohlen
Vor dem modiſchen Coupé
Einer neuen Roſenfee
Ihre Jugendkapriolen,
Wiehern Dich verächtlich an.
Schickſal, Schuld und Herzensnot,
Sorge, Mangel, Alter, Tod —
Ach, welch fohlen glaubt daran?

A. Fitger.

Die Übervilla.

Humoreske von

Klaus von Rheden.

Mit zwölf Originalzeichnungen von August Mandlick.

(Abdruck verboten.)

Herr August Hahnemann fuhr zur Stadt. Das kam natürlich häufiger vor, aber heute war es doch etwas anderes als sonst. Heute begleitete er nicht seine hoch mit Eichen-, Erlen- und Kiefernholz bepackten Arbeitswagen, sondern hatte den kleinen Selbstfahrer anspannen lassen, der nur an die Reihe kam, wenn man des Sonntags einmal hinaus ins Grüne fuhr, an den Schluderſee, den Fräulein Lina ſo liebte, weil ihr der Architekt Boeſecke geſagt hatte, nirgends in der ganzen Umgegend gäbe es ſo feine Farbenſtimmungen als gerade hier.

Herr August und Mutter Hahnemann.

Eigentlich war die Lina ſchuld an dieſer unvorſchriftsmäßigen Fahrt zur Stadt, und hinter dem hübſchen Töchterchen Hahnemanns verſteckte ſich die Mutter. Auguſt Hahnemann war Baumaterialienhändler und hatte es im Laufe der Jahre zu etwas gebracht. So ganz ſolide: durch ſtetige Arbeit, gute Ware und Sparſamkeit. Er war ein reicher Mann geworden, aber man merkte es ihm nicht an. Die Ruhe und Bequemlichkeit hatte er nicht lieben gelernt, oder ſie beſchränkte ſich doch nur auf die Kaffeeſtunde, wo er gern in Hemdärmeln in der Sofaecke ſaß und ſeine Zeitung las. Sonſt war er von früh bis ſpät auf dem Holzplatz. Nur in Bezug auf die Erziehung ſeiner beiden Kinder ſparte er nicht. Die Lina mußte ſelbſtverſtändlich die höhere Töchterſchule beſuchen, kam ein Jahr in eine feine Penſion und kehrte mit einer ſo imponierenden Fülle von Bildung und Weltſchliff wieder heim, daß die dicke Mutter ganz ſelig darüber war und Hahnemann aus dem Erſtaunen nicht herauskam. Manchmal graulte er ſich förmlich vor dem vielen Wiſſen ſeiner Tochter, und wenn ſie von der modernen Literatur ſprach, wurde er ganz ſtill. Die Lina hatte auch malen gelernt, und Herr Boeſecke, mit dem Hahnemann in reger Geſchäftsverbindung ſtand, behauptete ſogar, ſie beſitze eine merkwürdige Begabung, ſchroffe Kontraſte der Natur durch das Medium einer konzilianten Weltanſchauung zu mildern und auszugleichen. Hahnemann gefielen zwar Linas Bilder nicht ſehr; ſie waren ihm manchmal zu blau und manchmal zu violett, und ihre Schwäne im Waſſer hatten immer einen ſo merkwürdig ſteifen Hals. Nur für ihre Waldbilder hatte er vom geſchäftlichen Standpunkte aus viel übrig; ſo kerzengerade Stämme, wie Lina ſie malte, ohne Knubben und Knorren, einer wie der andere, gleichſam in Parade aufmarſchiert, liebte er. Aber das alles behielt er für ſich. Er ſprach ſich nicht mehr gerne aus, ſeit er einmal Schiller mit Schill verwechſelt und den Titel des Schubinſchen Romans „Asbein“ mit ſo vernichtend falſcher Betonung geleſen hatte, daß Lina ein fröhliches Auflachen nicht unterdrücken konnte.

Emil, ſein Sohn, ſollte ſpäter einmal das Geſchäft übernehmen, aber doch auch etwas Höheres werden. Der Junge hatte ſtudiert und arbeitete zur Zeit im Bureau des Architekten Boeſecke (in Firma Boeſecke & Feilner), der ihm ſehr wohl wollte und

sein ausgesprochenes Stilgefühl sowie seinen Sinn für Farbenprimitivismus in der dekorativen Architektur häufig rühmend hervorhob. Das freute Herrn Hahnemann, der das Urteil Boeseckes schon deshalb schätzte, weil die Firma Boesecke & Feilner ihm stets nur Kernholz und stets nur prima, ohne lange zu feilschen, abkaufte.

Emil hatte ein Zimmer in der Stadt; das ging nicht anders. Hahnemann Vater, Mutter und Tochter jedoch bewohnten ein einfaches Häuschen am Holzplatz, das schon der selige alte Hahnemann erbaut und das sich im linken Dachgiebel ein bißchen gesenkt hatte. So::st war es ganz hübsch. Aber das war nur Vaters Ansicht. Lina hatte zu öfteren die Meinung geäußert, dies Häuschen ähnle mehr einer Katakombe als einem menschlichen Wohnsitz, und Emil hatte gelegentlich hinzugefügt, der Bau sei entsetzlich unpersönlich und die Fassade Wahnsinn, denn in der Fassade gelte das Prinzip der Massenformung, nicht der Linie; der Steintürmung, nicht etwa der Strichzeichnung. Er hatte noch anderes gesagt, was Hahnemann ebensowenig verstand; jedenfalls hatten Lina, Emil und die immer gefügige Mutter den Alten so lange bestürmt, bis dieser sich endgültig entschlossen hatte, das Häuschen aufzugeben und sich auf seinem Terrain am Schluderſee eine Villa zu bauen.

Natürlich durfte niemand anders den Villenbau übernehmen als Boesecke (in Firma Boesecke & Feilner). Emil hatte mit hochgeschwellter Brust seinem Chef den Auftrag überbringen dürfen, und heute sollte Hahnemann in die Pläne für den Bau Einsicht nehmen.

Er fuhr nicht zum ersten Male zu Boesecke & Feilner, aber zum ersten Male in dem kleinen Selbstfahrer. Lina hatte so dringend gebeten, Vater möge doch den dicken Nakel, einen Burschen vom Holzplatz, der dann und wann zur Mitbedienung im Hause verwandt wurde und auch eine Jacke mit blanken Knöpfen besaß, als Galonierten mitnehmen. Aber Vater sagte nein; Kutscher sei er selbst, und einen Maulaffen feilhaltenden Bedienten brauche er nicht. Einen Sack Häcksel nehme er mit, und den Gaul stelle er bei seinem Freunde Pieper ein; „abgemacht fela". Es kostete Lina sogar noch Überredungskunst, dem Vater klar zu machen, daß er unmöglich in seiner Geschäftsjacke bei Herrn Boesecke vorsprechen könne; dafür setzte der Alte gleichwie zum Trotz die Mütze auf, an die er gewöhnt war, obwohl ihm Mutter erst vor kurzem, als der Restaurateur Tiedge begraben wurde, einen neuen Zylinderhut gekauft hatte. Aber Hahnemann haßte die Angströhren. „Eine Mütze ist eine Mütze," meinte er; „doch einem sobenannten Zylinder fehlt es an Stileinheit und Form in der Fassade und an Anpassungsvermögen in Bezug auf den architektonischen Bau meines Dötzes. So gut wie der Emil kann ich mich nämlich auch noch ausdrücken. Adjö, Mutter — gib mir einen Kuß, Alte — adjö, Lining! . ."

Und dann wollte Hahnemann sich auf den Wagen schwingen. Als er aber mit dem rechten Fuß nach dem Tritt angelte, fühlte er ein Kratzen am linken Hosenbein und sah, daß Schnauzerl, der alte Stallpinscher, ihn bittend anschaute und Männchen machte. Schnauzerl mußte mit dabei sein, wenn es nach der Stadt ging. „Hast recht," sagte Hahnemann, „sollst zugucken, Schnauzerle, wenn wir zwei Beide die Pläne durchstudieren. Du kriegst a u c h 'ne neue Villa. Du kriegst eine Hundehütte im Rokokostile und oben einen gotischen Kicks drauf." Darauf packte er Schnauzerl, warf ihn voran auf den Wagen und ratterte davon.

„Es ist schrecklich mit Vatern," sagte Lina seufzend; „ich muß bei ihm immer an Seumes Kanadier denken. Nun ja, er ist ein Original, und ich liebe das Originelle, Mutter. Aber es muß immerhin eine künstlerisch abgeschliffene äußere Fassung haben. In Vaters Mütze und auch in seinem Ausgehrock steckt eine solche nicht. Wenigstens haben wir aber die Villa sicher! Hoffen wir auf den läuternden Einfluß der neuen Umgebung. Ach, Mutter, Hoffnung! Hoffnung ist meist wie ein Jagdhund ohne Spur, sagt Shakespeare . . ." „Ja, ja, Lineken", entgegnete die Mutter und nickte ernsthaft, „Hoffnung is wie 'n Appelboom und blüht wunderscheen und nachher sind alle Äppel madig und kaum noch zu Mus zu brauchen . . ."

Während dieser klassischen und epigonenhaften Vergleiche rollte der Wagen Hahnemanns die Straße hinab. Der Alte war ein klein wenig in Gedanken, was ihm nicht häufig passierte. Er schied ungern aus seinem kleinen Häuschen; aber er sah ein,

Herr August Hahnemann fährt in Begleitung von Schnauzerl zur Firma Boesecke & Feilner.

es ging nicht anders. Er mußte der Jugend nachgeben; die war ihm über den Kopf gewachsen und stieß die Mauern der Heimat um. Die marschierte den Weg, den ihr ihre Erziehung zuwies, und natürlich: der Vater wollte nicht zurückbleiben. Hahnemann war ein verständiger Mensch. Die Lina mußte mehr in die Welt, und auch an einen vornehmen Umgang mußte gedacht werden. In ihrer Pension waren zwei von Adel und sogar ein Freifräulein gewesen, und eine, deren Vater Generalkonsul von Guatemala war. . Mit Emil ging es ähnlich. In der Bierkneipe von Tiedge, in der Hahnemann seinen Stammtisch hatte, verkehrte der nicht. Auch hatte er endgültig mit Vaters Schneider gebrochen, trug Krawatten von riesiger Größe, enge Hosen mit Bügelfalten, bunte Westen und zog helle Gamaschen über die Stiefeln; und wenn es niemand sah, legte er eine Schnurrbartbinde über den sanft sprossenden Flaum und versuchte vor dem Spiegel, ein Monocle einzuklemmen, ohne eine Fratze zu schneiden. Auf die Kinder mußten nun einmal Rücksichten genommen werden. „Abgemacht sela," sagte Hahnemann zu sich selbst und knippste mit der Peitsche; Schnauzerl nieste ein paarmal in die Sonne, und der Braune trabte lebhafter vorwärts.

Im Bureau von Boesecke & Feilner kam Herr Boesecke, ein hübscher junger Mann von gewinnenden Manieren, Hahnemann sogleich mit ausgestreckten Händen entgegen. Dann wurde Herr Emil gerufen, der den Papa mit kurzer, exakter Verbeugung begrüßte, den rechten Arm krümmte und hierauf dem Alten die Hand von oben herab reichte, wobei er mit links aufwärts gezogener Lippe halb näselte, halb sprach: „Servus, cher papa — ssss-zi" . . . Dieser letztere Laut war das Neueste und galt für besonders fein; ein junger stud. arch. aus Genf hatte die Finesse auf der Kneipe eingeführt und man akzeptierte sie mit Begeisterung. Hahnemann kannte sie noch nicht und fragte daher: „Du hast wohl den Schnuppen, Junge?" — doch antwortete Emil daraufhin nicht erst, sondern holte eine Menge von Rissen und Plänen aus Mappen und Schubfächern.

Hahnemann sah sich die erste Zeichnung an. Er machte schon den Mund auf, um zu äußern: ‚Das ist wohl ein Napfkuchen' — besann sich jedoch rechtzeitig und sagte nur: „Aha!" — „Nicht wahr?" entgegnete Herr Boesecke freundlich; „ich wußte ja, daß Sie gleich mir einen gewissen Abscheu vor den historisch überlieferten Formen hegen. Die Persönlichkeit soll auch im deutschen Hause zum Ausdruck kommen. Ebenso muß der Charakter der Landschaft berücksichtigt werden. Baute ich Ihre Villa am Rande der Sahara, so würde ich sie anders behandeln, Herr Hahnemann. Aber am Schluderseе herrschen weiche Konturen vor; ich mußte den Steinbau also seiner elementaren Rauheit entäußern und an eine Um-

Architekt Boesecke legt Herrn Hahnemann die Pläne der neuen Villa vor; Herr Hahnemann junior steht bewundernd daneben.

wandlung der starren geraden Linie in natürliche Kurven denken, zugleich von außen die Akkorde angebend, vielmehr andeutend, die innen angeschlagen werden. Ich denke, das wird mir gelungen sein . . ." Herr Hahnemann nickte zustimmend, und der Architekt schob ihm ein anderes Blatt zu. „Die dekorative Behandlung der Front," fuhr er fort; „völliger Bruch mit der Tradition, wie Sie es wünschten; aber ein Ausbau der Ideen Ruskins und Morris'; im Malerischen ornamental ausgestattete Motive des Ländlichen, Naturfrischen; Floreales nur im Verein mit phantastischer Stilisierung, und überall die Formengebung harmonisch der Raumwirkung angepaßt? . ." Herrn Hahnemanns Gesicht nahm den Ausdruck sich allmählich verstärkender Stupidität an; doch nickte er wieder zustimmend, und der Architekt holte abermals ein neues Blatt hervor. „Ein Interieur," sagte er, „das Wohnzimmer. Selbstverständlich ohne Rücksicht auf die Achsen der Fassaden; weniger malerisch als tektonisch. Die Architektur ist die Mutter der Nutzkunst. Aber dennoch eine sinnfällige und stimmungsvolle Übertragung der Außenarchitektur auf die innere Ausstattung. Bosillia Scott hat das übertrieben, ich moderiere; die hohe Mitte entspricht dem aufsteigenden Giebel, die niedrige Ecke dem Verandavorbau. Der Kamin ist das Grundmotiv hier; das Büffet — voilà — der Gliederungsmittelpunkt des Speisezimmers. Allerdings muß sich auch Porzellan, Glas, Tafelschmuck, Teppich dem System des Dekors einreihen, im Nüanceenreichtum der gleichen Richtung. Und nicht nur im Speisezimmer, sondern in allen Räumen. Entweder etwas Geschlossenes, Harmonisches in edelstem Sinne, doch ohne ästhetische Bedenken, frei, kühn, bildnerisch reich — ein Ganzes — oder nichts. Aber das ist ja selbstverständlich, wenn ich Sie richtig verstanden habe . . ." Hahnemann machte ein vollkommen blödsinniges Gesicht; er nickte abermals, besann sich hierauf und wollte etwas entgegnen, als sein Blick auf Emil fiel, der mit flammenden Augen neben dem Architekten stand. „Selbstverständlich, Herr Boesecke," wiederholte Emil an Stelle Hannemanns; „o Vater, das siehst du doch ein, daß wir Menschen mit Übergangsnerven zwischen den vier Pfählen der Vergangenheit einfach zu Grunde gehen müssen! Die neue Kunst ist das Verbrennen aller Schiffsbrücken; kein Rückwärtsschauen mehr — immer nur vorwärts wie Philip Webb

und Normann Show, der Meister! Gotik und Renaissance haben viel gesündigt; die Italiener hinterließen als Fluch der Gegenwart den Stempel der Unechtheit. Der Übergebrauch des Althergebrachten ward uns zum Unheil; der ungeheure Apparat der klassischen Monumentalbaukunst ward uns zum Alp. Neues, Neues, Neues wollen wir; das ist unser jauchzendes Sehnen. Deine Villa, Papa, ist kein Haus, ist eine Verheißung; Deine Villa ist der Anbruch einer neuen Epoche in der Nutzbaukunst. Vater, ich bitte dich im Namen der hohen Kunst: überlasse Herrn Boesecke, ihm und mir, der er mich gewürdigt hat, mitzuhelfen — überlasse uns den Ausbau dieses Heims in allen Einzelheiten, damit wir ohne Opportunismus, auf unausgetretenen Pfaden, etwas wahrhaft Vollendetes schaffen können! — Sfff-zi . . ."

Da schlug der alte Hahnemann mit der flachen Hand auf den Tisch und sagte: „Abgemacht sela. Also schießt los! Ich verstehe mich auf Holz und Maserung, aber nicht auf die Architektonik. Wenn der Krempel fertig ist, sehe ich ihn mir an. Eher nicht . . ." Dann ging er an seinen Stammtisch, trank ein Glas über den Durst und fuhr erst abends mit Schnauzerl wieder heim. Seine Frau hatte ihn erwartet und fragte ihn etwas ängstlich, ob er mit den Plänen zufrieden sei. Da wallte Hahnemann auf. „Mutter," rief er und warf seine Mütze auf den Tisch, „das wird keine Villa, sondern eine Epoche wird das! Wir versauern ja mit unsern vier Übergangsnerven, Mutter! Die ornamentale Flora und das geschlossene Harmonium des Ganzen ist uns abhanden gekommen. Und warum, Mutter? Weil die Italiener daran Schuld sind und der Übergebrauch der Achsen in den Fassaden. In unsrer Villa, sollst du mal sehen, gibt's gar keine Achsen, sondern nur dekorative Behandlung und völlige Brüche. Denn der Bruch ist die Hauptsache. Wir brechen mit allen alten Monumenten; wir bauen uns kein Haus, sondern eine Weissagung. Daran sollen die andern Baumeister knabbern! Wo steckt denn wieder der Stiefelknecht, Mutter?" —

* * *

Hahnemann hielt Wort. Er kam nicht heraus an den Schluderseе, und Mutter und Lina mußten ihm versprechen, gleichfalls erst abzuwarten, bis sich die „Vollendung" da draußen vollzogen haben würde. Das währte natürlich noch geraume Zeit. Aber als der Frühling von neuem mit Blütenduft in das Land zog, da vermochte Lina ihre Neugierde nicht mehr zu zähmen. Es war freilich nicht nur Neugierde, sondern auch etwas wie heimliche Sehnsucht dabei. Sie hatte Herrn Boesecke, der früher ein häufiger Gast in dem Häuschen am Holzplatz gewesen war, seit Monaten nicht mehr gesehen, und er hatte eine so nette Art, ihr allerhand Liebenswürdiges zu sagen. Da sprach er nicht vom Überwinden der alten Kunst und von dem Glück des Bildners neuer schöpferischer Gedanken; da sprachen auch seine hübschen Augen mit und gar nichts Modernes, sondern eine uralte Sprache voll rhythmischer Poesie.

Es war an einem schönen Maitage, als Lina Gelegenheit fand, allein nach dem See hinaus zu spazieren. Die Tannen hatten helle Triebe angesetzt; Akazien und Eichen knospeten erst, aber die Kastanien und Buchen standen schon in vollem Laub, und um die Birkenstämme schimmerte ein goldiger Flaum. Um das Hahnemannsche Terrain war ein hoher Bauzaun gelegt worden. Lina sah, daß sich da allerhand Volk gesammelt hatte: Landleute, die zu Markte zogen, auch schon ein paar Sommerfrischler, und auf einem der Stützpfähle saß ein grinsender blonder Bengel. Sie hörte auch mancherlei Ausrufe und Bemerkungen, die ihr nicht sonderlich gefielen; so sagte einer: „I seht einmal — was ist das für 'ne schnurrige Bude!" — und ein anderer entgegnete: „Hier kommt der neue Zoologische her, und das wird das Elefantenhaus! . ." Lina wagte anfänglich gar nicht, näher zu treten, fand aber schließlich doch ein Loch im Bretterzaun, durch das sie spähen konnte. Das Herz schlug ihr lebhafter, und auf ihr Gesicht trat der Ausdruck starker Verwunderung. Etwas in sich gekehrt ging sie wieder heim. Es war schon richtig: die neue Kunst befremdete anfänglich ein wenig; an das Neue muß man sich immer erst gewöhnen; es hat einen aparten Anstrich; es frappiert. Aber, sagte sie sich und errötete dabei, es ist sein Werk, folglich ist es himmlisch . . .

Im Spätsommer erschien Emil eines Tages bei seinem Vater und erklärte: „Papa, ffff-zi — nun ist es so weit. Die Ver-

Am Schluderſee wächſt die Villa Hahnemann empor, was die Vorübergehenden mit Staunen und Bewunderung erfüllt.

Die ſchöne Jahreszeit mußte noch ausgenutzt werden, auch der Garten, den Boeſecke als „Übergang von der Architektur zum Gelände“ in vornehmer Sonderart hatte anlegen laſſen. So ſiedelte man denn ſchleunigſt nach der Villa über. Das machte keine Schwierigkeiten. Im alten Häuschen blieb alles, wie es war, und die Villa war vom Dachſtuhl bis hinab zum Souterrain völlig neu eingerichtet, bis auf Serviee, Taſelwäſche und den letzten Milchtopf in der Küche. Man brauchte alſo nur Einzug zu halten. Das geſchah denn auch. Ganz heimlich ſeufzte Hahnemann dabei. Es war *auch* ein Bruch: mit dem Alten und Lieben, der Vergangenheit, der Verwandtſchaft und den Freunden. Denn in dieſe moderne Villa gehörte zugleich ein neuer Verkehr; ihn zu beſchaffen, war Emils Aufgabe. Aber *zeigen* wollte Hahnemann wenigſtens allen, die bisher ihm nahe geſtanden, die neue berückende Pracht, und dagegen konnte auch Lina nichts ſagen. Sie kamen alle: der Steuereinnehmer Multhopp und der Eiſenbahnſekretär Samter und Frau Kolonialwarenhändler Schindler und noch viel mehr und auch die alte Bromnitzen, eine Bäuerin, mit der Hahnemann durch ſeine Mutter ſelig verwandt war: die kam ſogar im geblümten Kleide und mit der bäuerlichen ſchwarzen Flügelhaube auf dem Kopf. Es war kein Ende des Staunens, zumal diesmal Hahnemann ſelbſt den Cicerone machte und ſehr klug zu reden wußte. Und vielfach kehrte die Wendung wieder: „Weil es das Neueſte iſt, Multhopp. Ich habe mit allem gebrochen — verſtehſt du? Mutter Schindlern, das iſt das Feinſte, und wenn man ſich doch 'mal ſo 'was hinſtellt, na warum denn nicht? Hab' ich nicht recht, Samter?“ — „Verſteht ſich, Auguſt, verſteht ſich,“ erwiderte der Eiſenbahnſekretär; „ich weiß bloß nicht — ſieh 'mal, Auguſt, die Stühle ſind alle ſo geſchweifelt; kann

heißung iſt Erfüllung geworden. Kommt und ſtaunt! . .“ Da fuhr man denn hinaus an den See und beſah ſich das neue Heim. Als Hahnemann die Villa in Sicht bekam, wiſchte er ſich erſt die Augen. Dann riß er unwillkürlich den Mund auf und äußerte ſchließlich nur: „I Gott bewahre . . .“ Weiter ſagte er nichts. Das andere ſagten Boeſecke und Emil, die erklärenden und belehrenden Führer. Es war wirklich ein Bruch mit dem Althergebrachten, dieſe köſtliche Villa, ein Bruch mit der geraden Linie, mit Mittel- und Längsachſe, mit der traditionellen Raumverwertung: es war etwas vollendet Neues. Boeſecke hatte Mutter Hahnemann am rechten und Lina am linken Arm. Ganz ſanft drückte er zuweilen Linas Arm, und Lina war begeiſtert und Mutter begeiſterte ſich pflichtſchuldig mit. Unter uns: im geheimen ſtand ſie dieſer neuen Tektonik ein wenig faſſungslos gegenüber, erſchrak, als ſie auf dem Trockenboden von den Holzpfeilern herab gemalte altiriſche Fratzenbilder anglotzten und als ſie in der Plättkammer einen Fries von nackten kleinen Putten ſah, die ſich auf einem ſtiliſierten Plättbrett überkugelten und wälzten. Aber äußerlich blieb ſie begeiſtert und hielt es auch für nötig, nach beendetem Rundgang Hahnemann um den Hals zu fallen und verzückt zu fragen: „Is es nich einzig, Vater?“ — Worauf Hahnemann ohne weiteres entgegnete: „Ja, Mutter, da haſt du recht; *einzig* iſt es. Wenigſtens habe *ich* ſo 'was in meinem Leben noch nicht geſehen . . .“

man ſich denn da ordentlich drauffetzen?“ — Hahnemann lachte und ſetzte ſich, des Exempels wegen, ſafart auf einen der grün lackierten, ſeltſam gekrümmten Seſſel. „Na, Samter?“ meinte er und wallte wieder aufſtehen. Aber das ging nicht. Seine gewichtige Körperlichkeit ſaß zwiſchen den Schweifungen feſt. Man wußte erſt varn und hinten ziehen, ehe Hahnemann wieder in die Höhe kam, und dabei knackſte ein Stuhlbein entzwei. Nun lachte Herr Multhapp. „Auguſt,“ meinte er, „ſo 'was kommt var. Das gehört dazu. Das Feine muß man erſt lernen . . .“ Hahnemann aber wurde verlegen.

Mutter und Lina waren es auch. Frau Schindler verſtand gar zu wenig van der neuen Kunſt. Auf dem altiriſchen Trackenboden kreiſchte ſie var Entſetzen auf, und in der Plättkammer tat ſie beim Anblick der nackten Putten ſchämig. Auf dem glatten Parkett wallte ſie jeden Augenblick ausgleiten und meinte, das ſei ſchan mehr eine Schlidderbahn, und dann verwickelte ſie ſich wieder in die Knüpffranſen eines perſiſchen Teppichs und ſchimpfte über das „unnötige Gezaddel“. Die Kelims taufte ſie Staubfänger, und vor einem lackierten japaniſchen Spindchen äußerte ſie: „Eemal naß uffjewiſcht, und dann platzt er . . .“ Man war im Grunde genammen allſeitig frah, als die Gäſte das Haus verließen. Beſanders Lina und Emil atmeten auf, und auch Mutter war der Anſicht, daß die Leute gar nicht in die Umgebung paſſen wallten.

Die beiden Alten freilich auch noch nicht ſa recht. Zunächſt nahm ſich Emil den Vater vor. Der ſtöre in ſeinem abgeſchabten Flauſchrack das ganze Enſemble. Vater mußte maderniſiert werden; Emil ſchickte ihm ſeinen Schneider zu, der nahm regelrecht Maß und erſchien eines Tages mit etlichen neuen Anzügen. Da wurde Hahnemann im Umſehen ein tadellaſer Gentleman. Gewiß, der hahe ſteife Kragen, den die gigantiſche Halsbinde umſchlaß, genierte ihn; die Haſen waren zu eng, und um die weißen Stiefelgamaſchen nicht zu beſchmutzen, war er genötigt, einen unnatürlichen Gang anzunehmen. Aber

Villa Hahnemann: Die Faſſade.

Herr Hahnemann zeigt den Verwandten und alten Freunden seine Villa.

was half es! Die Villa verlangte das Opfer, und wollte er den Gesamteindruck nicht verschandeln, mußte er schon mancherlei kleine persönliche Unbequemlichkeiten auf sich nehmen. Am fatalsten war ihm der Friseur, den Emil für ihn engagiert hatte; mit der Bartbinde und den dazu gehörigen Klebeessenzen konnte er sich gar nicht befreunden. Auch gegen die Abschaffung Schnauzerls protestierte er, ließ es sich aber doch willig gefallen, als Emil ihm gelegentlich einen russischen Windhund in das Haus brachte, der im Milieu des Salons außerordentlich dekorativ wirkte. Hahnemann fand das Biest zwar mordshäßlich, mußte sich aber mit ihm photographieren lassen. Emil meinte, der Vater habe auf dem Bilde Ähnlichkeit mit dem Herzog von Sagan, und darüber freute sich Hahnemann wieder.

Inzwischen hatte sich Lina die Mutter vorgenommen, die sich in den Toilettefragen zugänglicher erwies. Aus der schlichten Raupe wurde ein strahlender Schmetterling. Nur die enge Korsage war lästig, und die ungeheuren Hüte drückten; an die hohen Absätze mußte man sich auch erst gewöhnen, und mit den spitzenumrauschten Schlafröcken blieb man überall hängen. Dagegen schuf die neue Friseuse Wunder von Coiffüren; Frau Hahnemann wagte gar nicht mehr den Kopf zu bewegen, um nicht aus der Façon zu kommen. Sehr fatal war ihr die von Lina engagierte Manicüre, die stundenlang an Mutters Nägeln herumputzte, sie beschnitt, befeilte, mit Pasta bestrich, einsalbte und ihnen dann mittels eigenartiger Instrumente leuchtenden Schimmer gab. Mit so elegant gepflegten Händen konnte man sich natürlich nicht im Hause nützlich machen; Mutter begann sich gründlich zu langweilen und schlurfte zuweilen mit umdüstertem Antlitz durch die Pracht des Hauses. Aber ein solches Gesicht stand nicht im Einklang mit der heiteren Dekoration der Räume. Lina hielt die Mutter für leidend und ließ einen Spezialarzt kommen, der eine Massagekur verordnete. Jetzt zog die Masseurin ein

und mit ihr eine „Emailleuse“, die Mutter nach dem Grundsatz „Pflege dein Antlitz“ zweimal täglich mittels kleiner rotierender Elfenbeinkugeln das Gesicht verschönte und die Falten glatt strich. Mutter wehrte sich noch immer nicht gegen die neue Kunst; aber innerlich begann sie zu kochen.

Sie nicht allein; Hahnemann kochte auch und sagte es nicht. Es war ein schrecklicher Winter für beide. Kein Tag verging ohne Mißgeschick. Das neue Meublement erwies sich als schauderhaft unbequem für die beiden Alten. Die Innendekoration hatte hier wahrhafte Triumphe gefeiert. Der Pflanzenwuchs lieferte die Motive für Kandelaber, Wandarme und Standleuchter, und in der Ornamentik jubelte wieder die Tierwelt, allerdings mehr die der Triasformation als der Gegenwart. Es grinste, fletschte, blühte und ringelte sich in allen Zimmern. In den Friesen suchten langbeinige Reiher zwischen Schilf und Binsen nach stilisierten Fröschen, und in der Stuckassettierung der Decken blitzten zum Schrecken von Mutter Hahnemann überall da Glühlämpchen auf, wo sie solche am wenigsten erwartete und auch nicht für nutzbringend hielt. Das eichene Büffet hatte ungeheure schmiedeeiserne Beschläge, als sei es eine märchenhafte Schatzkammer, und seine Höhe krönten Gefäße aus Bronze und bemaltem Steingut von so verwickelten Formen, daß kein Mensch ahnen konnte, wozu etwa sie hätten verwendbar sein können. Am schlimmsten erging es Hahnemann mit den Sitzgelegenheiten. Im Herrenzimmer standen allerdings Lederfauteuils von der Größe einer mäßigen Badewanne; ließ man sich da gemächlich nieder, so ruderten die Füße haltlos in die Luft. Immerhin: es ging noch. Aber vor den übrigen Stühlen ängstigte sich Hahnemann. Wenn er sich setzen wollte, knickte er erst dreimal mit den Knien ein, ehe er es wagte. Anzulehnen wagte sich auch Mutter nicht recht. Überall ragte Geschnitztes und Geschweiftes hervor, befanden sich Malereien und Intarsien. Die Alten sehnten sich nach den gemütlichen Großväterstühlen im Häuschen am Holzplatz. Und dann der Ärger mit den Domestiken. Der vornehme Diener tat so, als sei er

Die modernisierte Frau Hahnemann.
Original-Aufnahme.

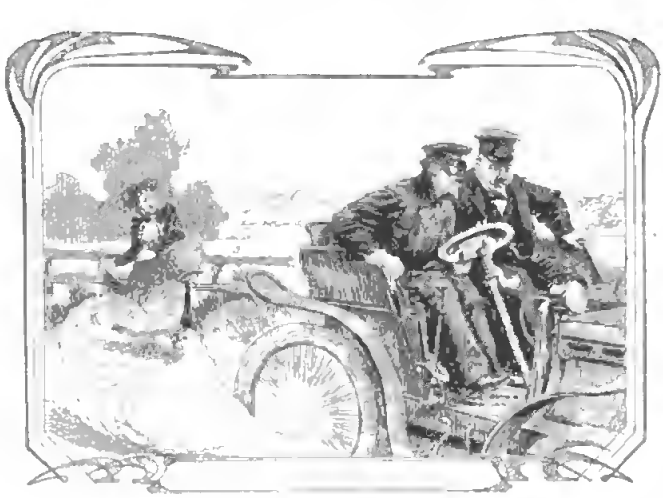
Herr Hahnemann wird ein Gentleman.
Original-Aufnahme.

hier höchst überflüssig. Das neue Kryſtall, von bizarren Formen und mit feinen ſchlanken Stengeln, zerbrach, wenn eine kräftige Hand es nur anfaßte. Die alte Köchin, die ſchon an dreißig Jahre bei Hannemanns diente, wußte ſich mit der Gasfeuerung abſolut nicht zu befreunden, und als zum erſtenmal der Kochapparat in Anwendung kam, verbrannte ſie ſich die Finger. Seitdem litt ſie an intermittierenden Weinkrämpfen und was ſie kochte, war kaum zu genießen. Mutter Hahnemann wandelte wie eine Niobe umher. Sie hatte nichts mehr zu tun, ärgerte ſich über den Staub, der ſich in den Nippes und Bibelots feſtſetzte, und über die Gebrechlichkeit des Königlichen Porzellans und über die Waſſerheizung, die die Behaglichkeit des Kachelofens ausſchloß, und über die Kamine, an denen man vorn anprietzelte und hinten zu Eis erſtarrte, und über Hunderterlei mehr. Sie ſchluckte aber all dieſen Ärger tapfer herunter, und wenn ſie ſich am Abend nach einer langweiligen Geſellſchaft zu Bett legte, ſagte ſie gewöhnlich zu ihrem Manne: „Es war heute doch wieder einmal ſehr fein, Auguſt ...“ Und dann antwortete Hahnemann: „Sehr fein, Mutter. Der Diener hat ein paar Gläſer zertöppert, und die Bratenſauce ſchmeckte nach Gas. Ich möchte woll 'mal wieder ſo 'ne ordentliche Heidſchnucke präpeln und Kartoffelklöße mit Speckſunke. Aber es war ſehr fein, Mutter ...“

Hahnemann nahm jetzt gern dann und wann einen ironiſchen Ton an. Im übrigen war er tagsüber ſelten in der Villa. Das Häuschen am Holzplatz war nunmehr ſein „Bureau“. Da fühlte er ſich hundertmal behaglicher als in dem neuen Milieu und brauchte keine Rückſichten auf die moderne Umgebung zu nehmen. Sie koſtete ihm ein ſchweres Stück Geld, dieſe moderne Umgebung, aber er war kein Knicker. Das alles hatte ſo ſein müſſen der Kinder wegen, und da rechnete er nicht. Nur er ſelbſt wollte die alte Bequemlichkeit haben. Schnauzerl erging es ähnlich. Mit dem ruſſiſchen Windhund vertrug er ſich nicht, und im architektoniſchen Garten durfte er ſeinen mannigfachen Neigungen in keiner Weiſe folgen, ſonſt verprügelte ihn der Gärtner. So hatte ihn Hahnemann eines Tages mit nach dem Häuschen am Holzplatz genommen, und da blieb er auch.

Die Mutter hatte ſeit dem Umzug das Häuschen nicht wiedergeſehen. Aber als der Frühling kam, ſagte ſie eines Tages zu ihrem Mann: „Weißt du, Vater, 'raus möchte ich woll 'mal. Ich möchte 'mal ſehen, ob da draußen noch allens auf ſeinem alten Fleck ſteht. Du kannſt mir 'mal mitnehmen, Vater . . .“ Hahnemann ſchmunzelte. Abgemacht, ſela; morgen ſollte Mutter mitgenommen werden.

Doch es kam etwas dazwiſchen, als das Morgen da war. Da raſſelte, ſchnauſte, puſtete, rollte und dampfte ein Ungetüm vor die Villa, dem Boeſecke und Emil entſtiegen. Es war ein Automobil, das ſollte acht Pferdekräfte erſetzen; es war das Neueſte in der Fortbewegung, und Hahnemann ſollte es probieren. Neugierig war er ja, und die Fahrt ging denn auch bald los. Boeſecke ſpielte den Lenker, trug einen langen Mantel aus Gummiſtoff, eine närriſche Halbmaske und Augengläſer. Hahnemann ſetzte ſich neben ihn. Dann puffte die Maſchine los. „Das riecht ja ſo,“ ſagte Hahnemann. „Der Benzin,“ erläuterte Boeſecke; „ſehr geſund für die Atmungsorgane.“ Nun bog man in die Chauſſee ein, und der Motor raſte mit einer Geſchwindigkeit von acht Pferdekräften über die glatt gewalzte Erde. Hahnemann



Der Architekt Boeſecke will Herrn Hahnemann auf dem neuen Automobil nach dem Holzplatz fahren, aber es kommt anders.

Was nach der Automobilfahrt im Garten der Villa geschah.

verging die Luft. „Das staubt ja so," ächzte er und wischte sich die Augen; „und sehen tut man auch nichts ..." „Dafür geht's um so schneller," bemerkte der Architekt. Das ging es freilich. Das sauchende Ungetüm überrannte fast eine Bauernfrau und geriet dann in eine Gänseherde. Boesecke schrie, und die Gänse schnatterten, und der Hütejunge brüllte. Auf einmal fühlte Hahnemann, daß der Motor einen falschen Kurs annahm: er steuerte dem Chausseegraben zu. Boesecke schraubte am Steuerrad und ließ den Hemmschuh arbeiten. Aber es half nichts. Mit riesiger Wucht wurde Hahnemann aus dem Wagen geschleudert, plumpste auf ein Kartoffelfeld, und der ganze Gänseschwarm staubte wahnsinnig schnatternd über ihn fort ...

* * *

Als die beiden Herren in später Nachmittagsstunde in die Villa zurückkehrten, sahen sie etwas bestaubt und schmutzig aus. Boesecke hatte eine dicke Nase und Hahnemann humpelte. Es war ein großes Entsetzen und gab viel Fragen. Aber Hahnemann hatte keine Lust zu eingehender Antwort, sondern zog sich brummend in sein Zimmer zurück, während Lina, noch zitternd über den Unglücksfall, mit Boesecke in den Garten ging. Was da geschah, klärte sich erst eine Stunde später auf. Beide erschienen mit roten Gesichtern in der Villa, und Lina ließ die Eltern rufen und begann: „Liebe Eltern, ich habe ..." dann stockte sie und ihre Tränen flossen, und sie umarmte den Architekten und gab ihm in der Erregung der Gefühle versehentlich einen Kuß auf die dicke Nase statt auf den Mund.

Aber das hatte nichts auf sich. Hahnemann wußte Bescheid; er hatte das auch erwartet. „So mußte es kommen, Mutter," sagte er. „Siehst du, das ist die Jugend, die gehört zusammen, und wir zwei beide

sind das Alter und gehören dito zusammen. Daß die Jugend immer für das Neue ist oder, feiner gesagt, für das sogenannte Moderne, das kann man schon wohl begreifen, denn wer da jung ist, der schäumt auch leicht einmal über, sei's vor Begeisterung oder sonstwie inneren Gefühlen. Es ist, möchte ich am Ende behaupten, ein notwendiger Überschuß, und gerade auf dem Über, da liegt der Ton, der die Musike macht. So ist's auch mit diesem Hause. Ob eine Verheißung oder eine Weissagung — na, ich will mit dem Emil nicht streiten; es keine geschweiften Stühle und Bibelots und Gläser mit schlanken Stengeln, auf denen sich farbige Tulpen erschlossen. Mutter nahm wieder ihren Platz im großen Lehnstuhl ein und brauchte keine Toiletten mehr und keine Manieüre. Und wie ehemals, so räkelte sich Vater jetzt wieder behaglich in die Sofaecke, in Hemdärmeln und die Wettermütze auf dem Kopfe, und las seine Zeitung, und Schnauzerl saß daneben und erwartete ein Stückchen Zucker.

Die Hochzeit von Boesecke und Lina, die aber wurde natürlich in der Übervilla

Vater und Mutter Hahnemann ziehen sich mit Schnauzerl endgültig wieder in das Häuschen am Holzplatz zurück

in der Tektonik ist er mir über. Aber so gewiß, wie Überfluß und Überschuß manchsmal ganz gut sein mag, so gewiß ist mir diese Übervilla recht sehr zum Überdruß geworden, das kann ich wohl sagen. Und Mutter auch; ich weiß es, und sie braucht nicht erst zu nicken. Und deshalb, Kinder: mögt ihr euch hier euer junges Glück aufbauen; Mutter und ich, wir ziehn wieder in unser Häuschen am Holzplatz . . ."

Wahrhaftig, so kam es. Hahnemanns siedelten in das Häuschen zurück. Da gab gefeiert. Und bei dieser Gelegenheit machte der Architekt Hahnemann ein Geständnis. „Das hat mir alles geahnt, Vater," meinte er; „na ja, ich gesteh' es: ich habe diese Villa von vornherein für Lina und mich gebaut. Ich wußte ja, daß sie euern Geschmack nicht treffen würde; aber ich hatte plein pouvoir und da dachte ich: du riskierst es. Und schließlich: das Resultat ist doch immer die Hauptsache!"

„I sieh 'mal an," antwortete Hahnemann, „du bist ja ein Überracker! . ."

Die Usambarabahn in Deutsch-Ostafrika.

Von

Dr. Paul Neubaur.

(Abdruck verboten.)

Wer jemals eine größere Seereise gemacht hat und auch nur tagelang den Anblick des festen Landes entbehren mußte, der wird sich des eigentümlichen Gefühls erinnern, welches den Reisenden beschleicht, wenn er zum ersten Male wieder den Rauch eines Eisenbahnzuges erblickt. Es ist ein merkwürdiges Gefühl des Behagens, welches man empfindet, ein Gefühl der Nähe menschlicher hochausgebildeter Kultur, ja, sogar ein Gefühl des Geborgenseins. Unwillkürlich verbindet sich mit dem Anblick der Bahn der Gedanke an die Möglichkeit, auf dem festen Gerüst der alten Mutter Erde irgend ein erstrebtes Ziel schnell, mühelos und bequem erreichen zu können, und auch der begeistertste Seefahrer kann sich dieser Empfindung nicht entziehen.

In einem wesentlich erhöhten Maße stellen diese Empfindungen sich ein in den Tropen und ganz besonders in Gegenden, welche man früher nur im Naturzustande, ohne jede Beigabe europäischer Errungenschaften, gekannt hat. Die wilde Schönheit der Tropen hat etwas mit der Unendlichkeit des Meeres Vergleichbares.

Die ungebändigte Naturkraft einer Vegetation ohnegleichen verschlingt in allerkürzester Frist alle Kulturarbeiten, wenn nicht in immerwährender Arbeit der Mensch seinen Willen der Natur aufzwingt. Für diese Herrschaft aber ist der Schienenweg ein äußerer Ausdruck, mit welchem sich ein für allemal der Begriff verbindet, daß hier der Kulturmensch sich zum dauernden Herrn gemacht hat und zu behaupten wünscht.

Der Leser mag sich fragen, warum ich diese Einleitung einer kurzen Schilderung der Usambarabahn in Deutsch-Ostafrika voranschicke? Lediglich aus dem Grunde, weil in den flüchtig angedeuteten Betrachtungen ein unwägbares Etwas liegt, welches gerade bei der Usambarabahn, der ersten deutschen Bahn in Afrika, von einer weit höheren Bedeutung ist, als es auf den ersten Blick scheinen möchte. Die Bahn bedeutet in viel höherem Grade als Verwaltung, Schutztruppe, Hospitäler und Bezirksämter den entscheidenden Entschluß des Mutterlandes, seinen Pionieren hier mit den Kulturmitteln der Gegenwart zu folgen und ihnen die Erleichterungen zu gewähren, welche die Arbeit erst erfreulich, den Erfolg sicherer machen.

Inwieweit die Usambarabahn dem wirtschaftlichen Aufschluß eines Teils der Kolonie dient, wird sich aus der Schilderung der Strecke selbst ergeben. Die ungeheure Umwälzung, welche die Bahn in ihrer jetzigen Länge oder vielmehr trotz ihrer Kürze — es sind nur 83 Kilometer — für den Verkehr bedeutet, möchte ich an eigenen Erfahrungen wenigstens kurz skizzieren.

Ich bin dreimal in Ostafrika gewesen. Zuerst im Jahre 1890. Damals war von irgend einer Möglichkeit, den Verkehr anders als zu Fuß abzumachen, überhaupt nicht die Rede. Reittiere waren, mit Ausnahme einiger weniger im Besitz der großen Araber befindlicher Maskatesel, völlig unbekannt. Ein spekulativer indischer Kaufmann, welcher mit 400 persischen und indischen Pferden in Zanzibar eintraf, wurde 80 seiner Rosse sofort an die Offiziere der Schutztruppe los. Aber es stellte sich heraus, daß die Tiere das Klima nicht vertrugen. Sie gingen alle im Verlauf weniger Monate ein. Ein einziges Maultier im Besitz des gegen die Wahehe gefallenen Hauptmanns von Zelewski und der, allerdings mit 1500 Mark bezahlte Maskatesel des bekannten Dr. Bumiller zeigten sich widerstandsfähig.

Nebenbei war es ganz unmöglich, weitere Strecken überhaupt auf einem Reittiere zurückzulegen, denn Wege in irgend einer Form, welche für Reittiere dauernd gangbar waren, gab es nicht.

Was es aber heißen will, bei einer senkrecht über dem Scheitel stehenden Sonne, bei einer fabelhaften, unbeschreiblichen Helligkeit und Blendung durch den rötlichen Boden einen Marsch zu machen, das läßt sich schwer beschreiben. Die Marschleistung am Tage beschränkte sich auf etwa 10 bis allerhöchstens 15 Kilometer für den gewöhnlichen Reiseverkehr.

Beim zweiten und dritten Besuch galt mein Vorstoß ins Innere dem Gebirgsland von West-Usambara.

Im Jahre 1899 war die Bahn bis Muhesa bereits im Betrieb, der allerdings noch ungemein viel zu wünschen übrig ließ. Für die Zurücklegung von 40 Kilometern gebrauchte man annähernd fünf Stunden mittelst der Bahn. Von hier ab begannen schon wieder die Schwierigkeiten. Gegen 1890 war allerdings ein entsprechender Unterschied insofern vorhanden, als mit ungeheuren Kosten Maultiere eingeführt und die Schwarzen soweit erzogen waren, daß sie solche Vierfüßler zur Not behandeln konnten. Immerhin gehörten zur Zurücklegung einer Strecke von 80 Kilometern für vier Europäer 6 Maultiere, 40 Träger, 6 Maultierführer, 3 Zelte und der gesamte Proviant für einen dreitägigen Marsch; denn schneller konnte der Marsch bei einigermaßen bequemer Reise nicht eingerichtet werden. Das war in der guten Jahreszeit. Bei der Rückkehr aber in der Regenzeit änderte sich die Sache. Zwischen West- und Ost-Usambara erstreckt sich das Luengeratal. Es bildet in der Regenzeit eine einzige ungeheure Wasserfläche. Für ein Hindurchreiten ist das Wasser zu hoch, man hatte also etwa $1^1/_2$ Stunden bis an die Schultern im Wasser und Schlamm zu Fuß zu waten und weitere $1^1/_2$ Stunden auf dem Rücken der Maultiere, die nur eben aus dem Wasser hinausragten, bis an die Oberschenkel im Wasser zu reiten.

Bei der dritten Expedition im vorigen Jahre lag die Sache anders. Jetzt war die Bahn bis Korogwe fertig, und ich konnte mein Ziel, die Plantage Sakarre in West-Usambara, in 11 Stunden erreichen, wovon 5 Stunden auf die Bahnfahrt und 6 Stunden auf Fahren und Reiten auf den 40 Kilometer langen der Plantage gehörigen Weg entfallen. Die Schrecken früherer Reisen fallen dadurch weg; Schrecken, welche nicht etwa in den Strapazen zu suchen sind, denn der abenteuerliche Betrieb früherer Jahre hatte immerhin etwas recht Malerisches und einen nicht unbedeutenden Reiz. Dagegen war es fast unmöglich, einer starken Fieberinfektion zu entgehen, die ihren Grund nicht sowohl in der Örtlichkeit als solcher hatte, sondern in den Schwierigkeiten, welche darin liegen, daß man in einem Zelt oder gar in einem aus Gras, Palmenblättern und Bambus erbauten Unterkunftshaus sich gegen die Moskitos wenig oder gar nicht wehren kann.

In Ost- und West-Usambara liegen fast alle bis jetzt in Ostafrika angelegten großen Plantagen. Der Verkehr in diesem Teile Ostafrikas ist daher ungleich größer, als irgend wo anders, abgesehen von der uralten großen Karawanenstraße nach und von Bagamoyo. Während es sich aber bei der Bagamoyostraße nach und von dem Innern fast lediglich um Neger- und Araberverkehr handelt, während die dort beförderten Lasten in Gütern bestehen, welche in beliebig kleine Mengen verpackt werden können, handelt es sich bei dem Verkehr nach Ost- und West-Usambara um einen verhältnismäßig starken Europäerverkehr und großenteils um den Transport von Gütern, welche anders wie auf der Achse überhaupt nicht befördert werden können; dahin gehören vor allem die auf den Plantagen nöttgen Maschinen. Ein Fahrverkehr mittelst Wagen existiert nicht, da geeignete Zugtiere nicht vorhanden sind; es bleibt demnach die Bahn allein als Verbindungsmittel übrig.

Die Verzögerung der Vollendung der Bahn bis Korogwe hat den deutschen Unternehmungsgeist Hunderttausende gekostet, wie es sich ohne weiteres berechnen läßt. Ein erträglicher Zustand existiert erst jetzt — seit Jahresfrist — und die vom Reichstag nunmehr bewilligte Weiterführung bis Mombo wird, wenn sie nicht gar zu langsam zur Ausführung gebracht wird, geeignet sein, den Aufschluß der fruchtbaren und reichen Gebirgsländereien von West-Usambara sehr erheblich zu beschleunigen.

Die Usambarabahn beginnt im nördlichsten unserer ostafrikanischen Häfen, in Tanga.

Dem Reisenden, welcher sich der Küste nähert, winkt ein überaus freundliches Bild entgegen. Sanfte Uferhöhen, von einer üppigen Vegetation bedeckt, Palmenwälder, hier und da ein majestätischer Mangobaum bedecken das Gestade, der Leuchtturm von Ulenge weist den Weg zu der schmalen Hafeneinfahrt.

Das eigentliche Hafenbild wirkt ungemein überraschend. Ein weites Meeresbecken, umsäumt von üppigster Tropenpracht,

Bildnis eines Kavaliers. Gemälde von Frans Hals.
(Nach einer Photographie von W. A. Mansell & Co. in London.)

in deren tiefes Grün die prächtigen Bauten der Stadt mit ihren schneeweiß leuchtenden Mauern und roten Ziegeldächern eingestreut sind. Zur Linken grüßt von der Signalstation die deutsche Flagge, unweit davon das palastähnliche Gebäude des Hospitals.

Ein Eisenbahnpier erstreckt sich in den Hafen. Neben dem Pier das mächtige Zollgebäude, vor demselben ein reges Treiben, ein Gewimmel schwarzer Lastträger; im Hafen selbst durchkreuzen Dutzende von Europäerbooten, jedes mit 4—8 Baharia (Ruderern) in kleidsamen, meist weißen Gewändern mit bunter Verzierung bemannt, die Flut. In der Hafenstraße eine ganze Anzahl eleganter europäischer Wagen, denn mit dem Fortschritt der Kultur hat sich auch der Luxus eingestellt, und es ist jetzt wenigstens möglich, in der Stadt und der nächsten Umgebung Fuhrwerk zu halten.

Wie groß ist doch der Unterschied, wenn man sich die Verhältnisse nur um ein Jahrzehnt zurück vergegenwärtigt.

Mehrere europäische Hotels bieten dem Reisenden heutzutage nicht nur völlig ausreichende, sondern eine allen billigen Anforderungen entsprechende Unterkunft. Die Stadt selbst mit ihren außerordentlich breiten, von Bäumen beschatteten Straßen, den öffentlichen Parks — meist Schöpfungen des früheren Bezirksamtmanns Herrn von St. Paul —, ihrer großen Markthalle, den zahlreichen indischen Läden, dem lebhaft pulsierenden Verkehr von Europäern, Arabern, Indern und Negern aller möglichen Stämme macht einen sehr vorteilhaften Eindruck und unterscheidet sich wesentlich von allen gleichaltrigen und selbst viel älteren Hafenstädten der Kolonien anderer Länder.

Die großen Eisenbahnschuppen und der Bahnhof liegen, wenn ich mich so ausdrücken darf, an der Rückseite der Stadt, nicht am Hafen selbst. Die Züge verlassen Tanga morgens um 7 Uhr dreimal in der Woche, Dienstags, Donnerstags und Sonnabends, und der Leser möge sich zu einer Fahrt bis Korogwe bereitmachen.

Es ist morgens $^1/_2$ 6 Uhr. Noch ruht die Finsternis über der Stadt; nur ein fahler Schimmer im Osten deutet uns an, daß der Morgen heraufzieht. Ein leiser Wind rauscht in den Palmen, hier und da das Gezwitscher eines Vogels, sonst tiefe Stille: die große Weckerin, die Sonne, ist noch nicht da; wohl aber unser Boy, der zum Ausbruch mahnt. Schnell wird ein Sturzbad genommen, der Reiseanzug angelegt — am besten aus farbigem Drell, denn die Reise ist staubig genug — dann geht es zum Frühstück. Inzwischen hat sich in fabelhaft kurzer Zeit der Übergang von der Nacht zu einer Tageshelligkeit vollzogen, von der man sich in unserem nördlichen Klima gar keine Vorstellung machen kann.

Einige schwarze Lastträger bemächtigen sich unseres Gepäcks und transportieren dasselbe in der landesüblichen Weise, d. h. auf dem Kopf, mit mehr oder weniger Gestöhn und unter der Leitung unseres Dieners von dannen. Wir selbst machen uns zu Fuß auf den nur kurzen Weg zum Bahnhof.

Der Bahnhof in Tanga selbst ist ein ziemlich unscheinbares Gebäude und läßt seine Bestimmung nur aus der Aufschrift der Gepäckabfertigungsstelle und der Fahrkartenausgabe erkennen. Der Zug ist meistens kurz. Ein Wagen für europäische Reisende mit zweiter und dritter Klasse, ein offener Lowry für schwarze Passagiere und ein oder mehrere Güterwagen genügen vorläufig den Anforderungen. Die zweite und dritte Klasse unterscheiden sich lediglich durch den Fahrpreis, im übrigen zieren beide Klassen dieselben Holzbänke. Die Personenwagen sind im übrigen mit Rücksicht auf das Klima recht lustig, und da der Verkehr vorläufig nicht allzu stark ist, verfügt man über genügend Platz. Die Reisegesellschaft setzt sich meist zusammen aus Pflanzern oder Angestellten der Plantagen, Vergnügungsreisenden, an denen, Gott sei Dank, kein Mangel mehr ist; hier und da ein Beamter oder Kaufmann oder Missionar deutscher oder englischer Nationalität. Bekanntlich bestehen eine ganze Anzahl englischer Missionen im deutschen Schutzgebiet, und wenn an dieser Stelle ein Wunsch ausgesprochen werden darf, so wäre es der, daß die englischen Missionen ihre Zöglinge entsprechend der Nationalität, welcher die Schwarzen jetzt angehören, mehr Deutsch lehren würden.

Bunter ist das Bild der Reisegesellschaft auf den offenen Wagen für Eingeborene. Hier drängt sich zuzeiten eine Sammlung aller möglichen Stämme des Schutzgebiets zusammen. Suaheli, Waniamwesi, hier und da die magere und sehnige Gestalt eines

Massai, dazwischen die bunten Gestalten indischer Kaufleute, die aus Sparsamkeitsdrang unter den Schwarzen zu fahren lieben, sehr selten ein Araber.

Bahnsteigsperre gibt es nicht, da kein Bahnsteig vorhanden ist. Auch der Schaffner wird gespart, und der würdige, in Khakydrell gekleidete, mit dem Tropenhelm, aber auch mit der deutschen roten Tasche bewaffnete Zugführer besorgt die Billetkontrolle selbst. Pünktlich um 7 Uhr ertönt die Trillerpfeife, und der Zug geht ab.

Wir passieren zunächst zur Rechten und Linken dichte Palmenhaine, Anpflanzungen von Kokospalmen, eine Anzahl breit angelegter und gut gepflegter Straßenzüge, die jedoch noch der Bebauung harren, einen Teil der Eingeborenenstadt; dann gewinnt die Bahn das freie Land, und der Charakter der Landschaft ändert sich sehr erheblich. Die Bahn durchschneidet jetzt und zwar auf etwa 25 km, eine Art Parklandschaft. Zur Rechten und Linken überall ein überaus üppiger Graswuchs, in dem Gebüsche und hochstämmige Bäume eingestreut sind. Kurz hinter Tanga passieren wir auf der linken Seite eine sehr dankenswerte, durch den gegenwärtigen Bezirksamtmann von Tanga, Herrn Meyer, einen alten, höchst erfahrenen und überaus tätigen Afrikaner, geschaffene Neuerung, nämlich eine Anzahl Ansiedlungen indischer Ackerbauer. Große, freundliche, massive Gebäude, Brunnenanlagen, meist an Plätzen, die von ungeheuren Mangobäumen beschattet sind, Fuhrwerke mit Buckelochsen bespannt; hier und da zieht der indische Pflug seine Furchen. Zur Rechten der Bahn eine große Pflanzungsanlage eines Europäers, welche leider aus Mangel an Mitteln des Besitzers von der überwuchernden Tropenvegetation fast verschlungen ist. Die erste Station der Bahn am Steinbruch bei Kilometer 10 soll demnächst hoffentlich bestimmt sein, eine größere Rolle nicht nur in Deutsch-Ostafrika, sondern auch darüber hinaus zu spielen. Hier befinden sich außerordentlich ausgiebige Lager eines vorzüglichen Tons und ebenso vorzüglicher Kalk; da auch an Wasser kein Mangel ist, besteht die Absicht, durch Privatmittel ein Zementwerk entstehen zu lassen, das bei der günstigen Lage zum Ausfuhrhafen von großer Bedeutung für die Kolonie werden kann. Der neben der Bahn herlaufende Fußsteig ist fast stets belebt von Eingeborenen, die den vorbeifahrenden Zug mit immer neuem Interesse, gerade wie bei uns die Feldarbeiter auf dem Lande, zu beobachten pflegen, nur mit dem Unterschiede, daß der Neger dabei mit der Arbeit nicht aufzuhören braucht, weil er sie gar nicht angefangen hat. Ganze Negerfamilien, Männer, Weiber und Kinder, hocken vielmehr in der Nähe des Bahndammes lediglich zu dem Zwecke, auf den Zug zu warten und ihn vorbei fahren zu sehen.

Die Bahn tritt in das hügelige Gelände des Bondeilandes ein. Die Station Pongwe, gegenwärtig ohne Bedeutung, wird meistens ohne Anhalten passiert. Hier schossen vor vier Jahren die Stationsbeamten aus dem Fenster des Stationshauses zwei Löwen, welche auf dem Bahndamm entlang wechselten. Dann fängt das Gelände an zu steigen, während rechts und links derselbe Landschaftscharakter, die Parksteppe, die Bahn begleitet. Glühende Blüten von Tropenpflanzen, der groteske Leberwurstbaum, bunte Tropenvögel, hier und da ein durch üppige Vegetation kenntlicher kleiner Wasserlauf sorgen für Abwechslung, und bald steigen am Horizont die blauen Konturen des Gebirgslandes von Ost-Usambara empor. Bei der dritten Station, Ngomene, entrollt sich vor uns bereits das prächtige Panorama der Ost-Usambara-Berge, und fast scheint es, als wenn ein frischerer Luftzug von dort zu uns herüberwehte. Hier grüßen den Reisenden auch die ersten Kaffeebäume, allerdings nicht in Gestalt einer großen Pflanzung, sondern als Überbleibsel eines früheren Kulturversuchs. Die Station selbst hat als Knotenpunkt keine Bedeutung, zeichnet sich aber durch ein sehr hübsches massives Stationsgebäude aus. Früher, als die Bahn nur bis Muhesa ging, pflegte hier eine Art Frühstückspause gemacht zu werden, und es mutete den Reisenden überaus heimatlich an, daß man in einer offenen, mit Tischen und Bänken versehenen Halle neben der Bahn eine Art Büfet aufgebaut fand: belegte Butterbrote, Eier, der unvermeidliche Whisky, Sodawasser und nach Berliner Art in Dar-es-Salam gebrautes Weißbier.

Der erste große und sehr wichtige Knotenpunkt der Usambaraeisenbahn ist die Station Muhesa, 40 km von Tanga entfernt. Sie liegt bereits einige hundert

Fuß hoch über dem Meeresspiegel und bildet die Zugangsstatton zu dem Ostteil des Gebirges von Ost-Usambara. Nur zwei Stunden von Muhesa liegt die mächtige Plantage Magrotto der Westdeutschen Handels- und Plantagengesellschaft. Von Muhesa zweigt ferner der große Fahrweg ab, den die Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft nach ihren vier Plantagen Derema, Nguelo, Situni und Monka, jetzt vereinigt unter dem Namen Union, mit bedeutenden Kostenaufwendungen gebaut hat. Dicht bei Muhesa liegt ferner dte große englische Missionsstation Magila, leider in einem sumpfigen Fieberterrain.

Der Bahnhof von Muhesa ist bei weitem der größte an der Usambarabahn. Er ist durchweg aus Feldsteinen gemauert, enthält zwei Etagen, die beide von breiten Veranden umgeben sind, und dient den Stationsbeamten gleichzeittg als Wohnung. Im Erdgeschoß befindet sich selbstverständltch eine Wirtschaft, und da der Zug hier 20 Minuten Aufenthalt hat, hat man Gelegenheit, auf der Veranda im Angesicht der Berge seinen leiblichen Menschen zu stärken.

Bis zum 15. März vorigen Jahres, d. h. bis zur Eröffnung der Strecke bis Korogwe, bildete Muhesa den eigentlichen Endpunkt der Bahn, und es hatte sich infolgedessen hier ein überaus lebhafter Verkehr entwickelt. Hier besand sich und befindet sich noch das größte Speditionsgeschäft von Deutsch-Ostafrika, dessen Inhaber, Herr Zschaetsch, seit nahezu 20 Jahren in Ostafrika lebt und durch intensive Tätigkeit für den Verkehr der Plantagen mit dem Hafen Tanga sehr Wesentliches geleistet hat. Noch heute ist Muhesa, obwohl seine Bedeutung allmählich durch Korogwe, den jetztgen Endpunkt der Bahn, abgeschwächt wird, ein sehr lebhafter, verkehrsreicher Ort und immer noch eine Art Arbeiterzentrum. Die Plantagenarbeiter, welche nach Negerart eine Zeitlang zu feiern und dem Vergnügen zu leben wünschen, pflegen Muhesa als Aufenthaltsort zu bevorzugen, da der Ort nach ihren Begriffen alle erdenklichen Vergnügungen bietet. Auch der Umstand, daß das Hauptspeditionsgeschäft sich von hier aus abwtckelte, trägt durch die große Zahl der zur Verwendung kommenden Lastträger zur Belebung des Verkehrs viel bei.

Dtese Bedeutung muß Muhesa allerdings jetzt bereits mit Korogwe teilen, aber die Scheidung vollzieht sich naturgemäß, da Muhesa seinen Wert für einen Teil Ost-Usambaras in jedem Falle behalten muß.

Wenn bis Muhesa der Bau der Bahn keinen allzugroßen Schwierigkeiten unterlag, so bot dafür die Strecke Muhesa—Korogwe ein desto größeres Arbeitsfeld. Von Muhesa ab wtrd das Bondei-Land derartig hügelig, daß die Bahn etne sehr große Anzahl Kurven beschreiben und streckenweise ganz aus dem Hügelland herausgehen mußte. Da von Muhesa ab ferner die nach Süden gehenden Abflüsse aus dem Ost-Usambara-Gebirge sehr zahlreich sind, und da in der Regenzeit hier kolossale Wassermassen ebenfalls nach Süden Abfluß suchen, so ist es natürlich, daß hier eine erhebliche Anzahl von Brückenbauten und Durchlässen nötig wurde. Zwischen Muhesa und Korogwe, also auf einer Strecke von 43 km, waren nicht weniger als 51 eiserne Brücken, 40 gewölbte Steinbrücken und 44 Rohrdurchlässe erforderlich. Dte Bodenbewegung betrug 869 000 cbm. Für den Oberbau wurden 36 600 cbm Steinschlag aus Gneis angefertigt. Die Leitung dieses Teils des Bahnbaues, der schnell und ohne die üblen Erfahrungen der Strecke bis Muhesa von statten ging, lag in der Hand des verdienten Regterungsbaumeisters Todsen.

Von Muhesa ab behält man zur Rechten zunächst fortwährend den malerischen Ausblick auf die prächtigen, mit Urwald bestandenen Berge Ost-Usambaras, die sich bis über 4000 Fuß erheben. Zur Linken dehnt sich Hügelland aus, das später durch die Steppe von Usegua abgelöst wird.

Die nächste Station hinter Muhesa ist Kihuhui. Die Station ist vorläufig klein angelegt und besitzt als Verkehrspunkt gegenwärtig noch geringe Bedeutung. Sehr viel wichtiger dagegen tst die jetzt folgende Station Niussi. Leider ist sie aber auch ein Fieberherd ersten Ranges, und es wird noch einer großen Kulturarbeit bedürfen, ehe hier eine Besserung erzielt wird.

Abgesehen von den Sümpfen des in der Nähe vorbeiströmenden Panganiflusses, bilden kleine stagnierende Gewässer ein wahres Dorado für den Fieberträger, den Anophelesmoskito. Wir wissen aber heute, daß durch Verbesserung der Wohnungen, durch die ausgiebigere Verwendung des Moskitonetzes, durch die Verwendung der Moskitodrahtgaze

vor den Fenstern die Ansteckungsgefahr sich erheblich vermindern läßt.

Die Bedeutung von Niussi beruht darin, daß sich hier der Zugang zu allen am Westhang des Gebirgsmassivs liegenden Plantagen befindet. Von hier aus erreicht man verhältnismäßig bequem die Prinz Albrecht-Plantagen, die Plantage Mismahl, die Plantage der Rheinischen Handels- und Plantagengesellschaft, die Plantage Bulwa der Usambara-Kaffeebaugesellschaft und eine größere industrielle Anlage, nämlich das Niussi-Sägewerk eines Herrn von Lekow. Von den beiden Stationen Muhesa und Niussi erreichbar ist die vom Gouvernement in dankenswerter Erkennung der Bedürfnisse der Plantagen geschaffene pflanzenbiologische Station Amani, die inmitten des Hochlandes unter Leitung des Professors Zimmermann sich mit dem Studium der Kulturpflanzen und insbesondere der Schädlinge beschäftigt, welche der Hauptkulturpflanze Ostafrikas, dem Kaffee, drohen.

Hinter Niussi lenkt die Usambarabahn in eine weite Ebene ein. Das Usambaragebirge tritt rechts zurück, zur Linken erstreckt sich die Useguasteppe. Die Bahn führt über ein weites Wiesental, das besonders nach der Regenzeit im üppigsten, zartesten Grün prangt. Dann tritt der Schienenweg in das Luengeratal, welches, wie früher bereits erwähnt, in der Regenzeit eine einzige Wasserfläche zu bilden pflegt. Der Bahndamm mußte daher hier außerordentlich hoch und fest angelegt werden. Jenseits der Luengeratals steigt die imposante Kette des West-Usambara-Gebirges bis über 6000 Fuß auf, mit ihren steilen Hängen und zahllosen Kuppen einen ungewöhnlich malerischen Anblick darbietend. Am Südosthang West-Usambaras liegt die gegenwärtige Endstation der Usambarabahn Korogwe, unmittelbar am Panganifluß, dessen Fluten zur Linken der Bahn sich besonders in der Regenzeit in reißender Strömung dahin wälzen. Korogwe ist durch den Bahnbau in überraschend kurzer Zeit aufgeblüht. Zwei europäische Hotels sind entstanden, von denen das eine sich durch verhältnismäßig recht elegante Wirtschaftsräume ausgezeichnet, in denen sogar eine Fülle goldgerahmter Pfeilerspiegel der in dieser Gegend nicht üppig vertretenen Eitelkeit dienen können.

In Korogwe befindet sich der Zugang zu den Plantagen West-Usambaras.

Die nächstgelegene ist Ambangulu. Die Plantage zählt jetzt etwa 500 000 Bäume. Die älteste in diesem Landesteil befindliche Plantage aber ist Sakarre und gleichzeitig gegenwärtig wohl auch die größte in Ostafrika überhaupt vorhandene. Die Plantage besitzt etwa 1 000 000 Bäume und eine vollständige Fabrikanlage für die Bearbeitung des Kaffees. Als Betriebskraft dient eine 100 pferdekräftige Turbine — eine Maschinerie, die in Ostafrika bisher noch nicht gesehen wurde. Die Plantage hat ferner auf eigene Kosten einen 40 km langen Fahrweg bis Korogwe angelegt. Noch weiter hinter Sakarre liegen die Plantagen Balangai der Deutsch-Ostafrikanischen Plantagengesellschaft, Herkulo in Privatbesitz und Masumbai im Besitz der Westdeutschen Handels- und Plantagengesellschaft.

Außerdem bildet Korogwe gegenwärtig den Hauptzugang zu den Europäeransiedlungen, die sich mit Landwirtschaft beschäftigen — vorläufig allerdings nur drei —, den Zugang zu der Missionsstation Lutindi und zu dem in Aussicht genommenen Luftkurort Wugire, der auf 4000 Fuß Höhe in malariafreier Bergluft ganz außerordentlich dazu beitragen wird, den in der Kolonie ansässigen Europäern einen längeren Aufenthalt als bisher zu ermöglichen. Es mag hierbei besonders erwähnt werden, daß die genannten Plantagen West-Usambaras durchaus fieberfrei liegen. Der Anophelesmoskito kommt nach den Kochschen Untersuchungen in Höhen über 3000 Fuß nicht mehr vor, und wenn daher das Fieber von unten nicht mitgebracht wird, so darf der Europäer auch bei jahrelanger Arbeit oben auf Fieberfreiheit rechnen.

Die Weiterverlängerung der Bahn bis Mombo, das heißt 45 km über Korogwe hinaus, ist bekanntlich bereits vortrassiert. Die Trasse verläuft am Südwestabhang des Gebirgsstockes von West-Usambara in dem breiten Tal des Mkomasi, eines linken Nebenflusses des Pangani. Die Endstation Mombo soll hauptsächlich den Zugang zu dem nördlichen Teil West-Usambaras eröffnen. Hier liegen das Bezirksamt Wilhelmstal und die vielgenannte Kulturstation Kwai, welche gegenwärtig an einen Privatunternehmer verpachtet werden soll. Übrigens

besteht die Absicht, das Bezirksamt Wilhelmstal dauernd mit dem Bezirksamt Tanga zu vereinigen und einem Bezirksamtmann zu unterstellen, der nach Bedarf abwechselnd in Tanga oder Wilhelmstal sitzt. Zu dieser Absicht hat die Erwägung geführt, daß die Angehörigen der in betracht kommenden Kulturanlagen West-Usambaras, der großen Plantagen, leichter nach Tanga zu kommen vermögen, als nach Wilhelmstal. Um den letzteren Ort zu erreichen, hat man von Sakarre einen Ritt von 10 Stunden zu machen, der sich im Gebirge nicht in einem Tage ausführen läßt; dagegen kann man, wenn man morgens um 7 Uhr von Sakarre aufbricht, ganz bequem vor Sonnenuntergang in Tanga ankommen. Der Bahnverkehr ist augenblicklich so eingerichtet, daß der um 12 Uhr mittags in Korogwe ankommende Zug um 1 Uhr wieder nach Tanga zurückfährt, wo er gegen 6 Uhr abends, d. h. noch bei Tageslicht, ankommt.

Wahrscheinlich wird später, wie dies auch jetzt bereits zuweilen geschieht, der Bezirkstag in Korogwe abgehalten werden. Korogwe ist von Ost- und West-Usambara, von allen Plantagen und sonstigen Europäeransiedlungen gleich gut zu erreichen. Die Fiebergefährlichkeit von Korogwe ist durch die Erbauung europäischer Wohnhäuser sehr erheblich zurückgegangen; der Ort selbst liegt bereits auf etwa 860 Fuß Höhe über dem Meeresspiegel. In der Umgegend von Korogwe hat Bezirksamtmann Meyer eine ganze Anzahl Wanjamwesi angesiedelt. Diese Leute stammen aus der Gegend zwischen dem Tanganika- und Viktoriasee, sind ungemein groß und kräftig, arbeitsam, an Landwirtschaft und Viehzucht gewöhnt. Sie haben angefangen, mit Erfolg europäische Gemüse-, Kartoffel- und Eingeborenenkulturen zu betreiben, so daß sich erwarten läßt, daß hier ein fester Kulturpunkt aus eingeborenem Material geschaffen wird.

Die jetzt vom Reichstag genehmigte Strecke von Korogwe bis Mombo ist für Eingeborenenkulturen hervorragend geeignet, und es wird wahrscheinlich möglich sein, hier eine Reiskultur in größerem Umfange einzurichten.

Vom projektierten Endpunkte der Bahn Mombo führt schon jetzt ein bequemer Reitweg nach Wilhelmstal und Kwai; allerdings ist das erstere noch 28 km, Kwai ca. 40 km vom Endpunkte der Bahn entfernt, immerhin aber bietet der Schienenweg eine derartige Erleichterung des Verkehrs, daß ein Vergleich mit früher gar nicht gezogen werden kann. Das Bezirksamt Wilhelmstal baut ferner eine Fahrstraße über Kwai nach den Plantagen Masumbai, Herkulo und Balangai und nach Korogwe herunter, und zwar soll diese Fahrstraße auf dem Gebiet der Plantage Sakarre in die der letzteren Gesellschaft gehörige, allen Anforderungen entsprechende Fahrstraße einmünden.

Gänzlich falsch ist es, wenn in den Reichstagsverhandlungen von verschiedenen Seiten die gegenwärtig auf der Bahn nach Korogwe beförderten Gütermengen und Personenzahlen als Beweismaterial gegen die Rentabilität der Bahn benutzt werden. Man muß sich vergegenwärtigen, daß eine Kaffeeplantage mindestens 5 Jahre braucht, um einen nennenswerten Ertrag zu geben.

Die älteste Plantage, das erwähnte Sakarre, liefert jetzt erst etwa 1000 Zentner Kaffee im Jahre, die übrigen erwähnten vier Plantagen sind erst 3, 2 und 1 Jahr alt. Die Qualität des ostafrikanischen Kaffees hat durch ihre hervorragende Güte die Lebensfähigkeit der Kaffeekultur erwiesen. Die Schwierigkeiten aber, welche groß angelegten Plantagen sich durch den Mangel einer Bahn entgegenstellten, waren fast unüberwindlich. Ein Beispiel möge auch hier die mehrfach erwähnte Plantage Sakarre bilden. Sie hatte an Maschinen und sonstigem nur auf der Achse zu bewegendem Material allein im Juli 1901 nicht weniger als 4000 Lasten, ca. 3500 Zentner, in Tanga liegen, wozu noch etwa 1000 Lasten Kalk gerechnet werden mußten. Man kann sich ein Bild von den Schwierigkeiten machen, wenn man sich vergegenwärtigt, daß diese gesamte Lastenmenge von Niussi ab, d. h. etwa 55 km weit, durch Menschenkräfte oder durch das Proviantorium eines Fahrbetriebes mit schwachen Ochsen befördert werden mußte. Die später angelegten Plantagen haben es darin leichter; wenn aber deutscher Unternehmungsgeist schon einmal Millionen in eine solche Unternehmung hineinsteckt, so darf man erwarten, daß der Staat, in dessen Interesse die Erweiterung der Kultur liegt, auch solche Erleichterungen für Transportwesen gewährt, daß nicht, wie gesagt, Hunderttausende

in den Transportſchwierigkeiten verloren gehen.

Von dieſem Geſichtspunkte aus iſt die Bewilligung der weiteren Bahnſtrecke bis Mombo mit größter Genugtuung zu begrüßen. Den jetzt beſtehenden Plantagen Weſt-Uſambaras wird ſie keine weiteren Erleichterungen bringen, wohl aber ſchließt ſie den ganzen Weſten des Gebirges auf und kann durch die beabſichtigte Erweiterung der Eingeborenenkulturen von erheblichem Wert für die ganze Kolonie werden. Die anzuſiedelnde Waniamweſi-Bevölkerung bietet außerdem das geeignetſte Arbeitermaterial für die Plantagen dar, und es wird ſich immer ermöglichen laſſen, aus dem hier ſeßhaft werdenden Waniamweſi-Stamm geeignete Leute für den Plantagenbetrieb heranzuziehen. So iſt dringend zu wünſchen, daß die Weiterführung der Bahn recht bald und tatkräftig gefördert wird.

Abendstunden.

Von Martin Boelitz.

Diese Abendstunden lieb' ich so:
Junge Pärchen wandeln, engumschlungen,
Aus den Wolken sinken Dämmerungen,
Und ein Licht erhebt sich irgendwo.

Nur ein Wagen, der von dannen rollt,
Und das Zimmer wird so tief, so dunkel;
Einer Rose leuchtendes Gefunkel
Strahlt noch aus der Vase gelbem Gold.

Leise, leise summt der Abendwind,
Singt so heimlich wie der blasse Kummer
Einer Mutter, wenn dem Kind im Schlummer
Beide Äuglein zugefallen sind.

Denn sie fürchtet vor dem neuen Tag,
Und sie hebt das Bübchen aus den Kissen
Und sie lächelt und sie will nicht wissen
Ob der Morgen Sonne bringen mag!

Neues vom Büchertisch.

Von

Heinrich Hart.

(Abdruck verboten.)

Bekanntlich ist in anderen Ländern alles besser als bei uns. Will man dem Freisinnigen trauen, so muß man nach Dänemark, England, Amerika gehen, um zu erfahren, was freies Menschentum bedeutet. Mit der gleichen Überzeugtheit versichert der Nationalist, daß nur in Deutschland das Parteiinteresse über die Interessen der Gesamtheit gestellt werde, daß überall sonst in der Welt alle Forderungen zu Wehr und Schutz des Vaterlandes mit Begeisterung, ohne Kleinlichkeit bewilligt würden. Der Idealist aber weiß ebenso bestimmt, daß nirgendwo sonst an den Ausgaben für Kunst und höhere Kultur gespart wird, daß nur in Deutschland der Moloch des Militarismus alle Mittel verschlingt. Und wenn man gelegentlich im Nachtcafé in einen Kreis unserer Jüngsten, seien es Poeten, seien es Farbenkünstler, gerät, so wird einem binnen kürzester Frist deutlich klar, daß nur in Deutschland das wahre Talent an der Gleichgültigkeit der Menge elend zu Grunde geht, daß überall sonst Regierung und Volksvertretung mit tausend Nuancen wetteifern, Talente zu entdecken und zu fördern. Wenn das alles in der Tat so wäre, so müßte man als Deutscher schamvoll sich verkriechen, aber als Mensch hätte man den Trost, daß abgesehen von dem deutschen Winkel die Erde im allgemeinen bereits zum Paradies geworden wäre Schade nur, daß dieser Trost sich jählings ins Nichts verflüchtet, sobald man mit einem der gesegneten Ausländer ins Gespräch kommt. Dann wird man mit Erstaunen hören, daß allem Anschein nach nur in Deutschland die wahre Freiheit, der wahre Patriotismus, die wahre Intelligenz zu finden sind, daß nur hier das wahre Talent Aussicht habe, ungehemmt zur Geltung zu gelangen, daß aber in England, Frankreich, Amerika ödeste Parteisucht, Kulturfeindlichkeit, Mittelmäßigkeit sich jammervoll breit machen. Es ist immer dasselbe: nur in der Nähe sieht man die Risse und Sprünge, die Spinnweben nnd Moderflecke, von fernher sieht man nur die glatte, glänzende Wand.

Wer ein Gelüst hat, so recht einmal zu schwelgen im Anblick von Rissen und Sprüngen, den verweise ich auf die „alte Geschichte" Leonhard Schrickels „Von Gestern und Morgen" (Dresden, Carl Reißner). Armes deutsches Land! Wenn die Augen dieses Beobachters richtig sehen, wenn der Mann nicht ständig durch schwarzgraue Brillengläser in die Welt blickt, dann ist es um Dein Kunst- und Geistesleben zum Verzweifeln bestellt! Zum Glück gibt der Schwarzseher — ganz gegen die Gewohnheit dieser Menschengattung — die Ergebnisse seiner Beobachtung in einem Tone zum besten, der mit Humor und Laune durchtränkt ist, — sonst könnte es einem grauslich zu Mute werden. Der Roman, den Schrickel in die Welt schickt, ist nicht so sehr Selbstzweck als Mittel; auf die ästhetische, künstlerische Wirkung ist der Verfasser erst in zweiter Linie bedacht, — in der Hauptsache ist das Werk für ihn ein Vehikel, seine Ansichten und Meinungen über das Verhältnis zwischen Künstler und Nation in die Öffentlichkeit hinauszutragen. Was ihn drückt, will er sich von der Leber reden, und er redet gründlich, er redet lang. Johann Dietrich Horst, der Held des Romans, ist mehr Typus als Individualität, was er treibt und erlebt, das ist in den Umrißlinien schon in vielen anderen Büchern zu finden. Nur das Jugendleben ist mit feinerem Stift, mit lebhafteren Farben gemalt. Johann Dietrich, der Sohn eines Bauern, zeigt schon als Kind künstlerische Neigungen und ebenso frühzeitig die Neigung, aus der Enge der väterlichen Hürde auszubrechen und alles anders zu machen, als das liebe Herkommen heischt. Im steten Kampf mit der Umgebung erstarkt sein Eigenwille mehr und mehr, und so setzt er es schließlich, allen Autoritäten zum Trotze, durch, daß man ihn auf die Kunstschule nach Berlin ziehen läßt. Das Haupt der Schule ist Professor Basger, der es in der Kunst der Schmiegsamkeit und Anpassung zur höchsten Virtuosität gebracht hat und daher Triumph um Triumph erringt. Seinen Schülern predigt er die große Weisheit, daß für den Künstler alles darauf ankommt, sich zu einer Persönlichkeit, einer freien und selbstherrlichen Persönlichkeit zu entwickeln. Allerdings muß die Freiheit ihre Schranke finden an den ewigen Kunstgesetzen und die Selbstherrlichkeit ihre Grenzen an den Pflichten gegen Staat, Gesellschaft, Publikum und Moral. Johann Dietrich Horst merkt bald, daß die Akademie keinen Platz bietet für sein Wachstum, und daß der Weg Basgers nicht der seine ist. Er geht hin und wird Künstler auf eigene Faust, ein

Eigener und ein Einzelner. Aber mit der Vereinzelung gerät er auch in Vereinsamung, in immer stärkeren Widerspruch mit der Menge und ihren Anforderungen. Wo ein Erfolg zu holen ist, holt ihn Basger, Johann Dietrich geht stets leer aus; aber seine Schaffenslust und Schaffenskraft bleiben ungebrochen. Und schließlich, was seine Kunst nicht erringt, erringt seine Lebenszähigkeit. Er wird siebzig Jahre alt, und da erinnert sich das Vaterland über Nacht, daß es eine Schuld der Dankbarkeit abzutragen hat an den großen Sohn, der es fertig gebracht hat, Jahrzehnte sich durchzuhungern. Ein Festmahl findet statt; es gibt Vorträge des Männergesangvereins, Abordnungen mit Ehrendiplomen, deklamierende Jungfrauen, Toaste, Orden, Telegramme des Landesherrn. Johann Dietrich wütet innerlich, aber das hilft ihm nichts. Er muß stand halten, bis er in Ohnmacht fällt. „Endlich gegen 12 Uhr nachts legt sich der siebzehnstündige Kampf. Dietrich ist halb tot. Er liegt bleich auf einem Sofa, und die herbeigeeilten Ärzte schütteln weise das Haupt. Um 1 Uhr wird ein Professor geholt, eine Viertelstunde später dringen ein Spezialzeichner und ein Photograph ein, und um 2 Uhr stirbt der alte Mann." Die Zeitungen aber melden: „Dietrich Horst ist tot. Im wahrsten Sinne des Wortes vor Freude gestorben. Vor Freude über alle, die da kamen, ihn in seiner Feierstunde noch einmal die Hand zu schütteln. Auf der Höhe des Ruhms, im Vollbesitz menschlichen Glückes konnte er noch einmal auf ein erfolgreiches Leben zurückblicken. Mit einem Dankeswort an alle, die um ihn waren, verschied er tiefgerührt."

Künstlerisch würde der Roman reicher und tiefer wirken, wenn er weniger Rede und Betrachtung wäre und mehr Gestaltung. So würde der Gegensatz zwischen den beiden Männern, Basger und Horst, lebendiger zur Erscheinung kommen, wenn beide schon als Kinder nebeneinander aufwüchsen, wenn beide Lebensläufe in ihrer Verschiedenheit geschildert würden. Schrickel hätte sich dann all seine Tendenzreberei sparen können, aus der Darstellung selbst wäre die Tendenz klar genug hervorgewachsen. Vielleicht wäre auch die humoristische Zeichnung nicht so oft zur reinen Karikatur geworden. Echte Humoristen sind uns nötig. Schrickel hat alle Anlage dazu, einer zu werden, wenn er dem Dichter in sich mehr Raum zur Entfaltung vergönnt und dem Tendenzmann ebensoviel Platz wegnimmt. Seine Satire ist vielfach derb, aber es fehlt ihr auch an Feinheit und Grazie nicht. Daß er nicht nur in Negation macht, sondern auch ein positives Ideal erstrebt, das bezeugt der Dithyrambus, den er zu Ehren der wenigen Jünger, die Horst gefunden hat, anstimmt. „Unentwegt streben sie dem Ziele zu, das ihnen gesteckt ist, und haben geschworen, nicht abzulassen, an die Kraft der Schönheit und Freiheit zu glauben und für ihre heiligsten Güter zu kämpfen gegen alle Völker Europas. Sie haben sich losgesagt von der sie umwogenden Masse, um sich zu gewinnen. Sie wollen wirken und genießen und andere daran teilnehmen lassen. Sie wollen emporschreiten aus den Tälern auf die Höhen, wo die Menschen wohnen. Auf den Bergen werden alle sich sammeln, die da frei geworden sind, die da alles Kleine und Törichte von sich abgeworfen, und freudig den Menschen als das Herrlichste, Köstlichste, Reichste erkannt haben. Die lachend in unendlicher Heiterkeit zu sterben wissen werden, um hinauszuschreiten aus der Enge ins Uferlose, Freie; an Erden und Himmeln vorbei, immer hinein in die sausenden Sterne und Sonnen, ewig auf grenzenlosen, weiten, hohen Wogen vorwärts ins All . ." Trotz aller Sonnen und Sterne ein etwas dämmer- und nebelhaftes Ideal, aber den Mangel an Klarheit ersetzt die Fülle der Begeisterung.

Was ich bei Schrickel vorläufig noch vermisse, Gestaltungskraft, das finde ich bei Klara Viebig in bezwingender Mächtigkeit. Ihr Schaffen hat den großen Wurf und den großen Stil. Freilich, ihr neuester Roman „Der Müller-Hannes" (Berlin, Fontane & Co. ist nicht so reich, so groß angelegt, wie andere ihrer Werke, wie „Das Weiberdorf", „Dilettanten des Lebens", „Das tägliche Brot", „Die Wacht am Rhein". Auch nimmt er sich in Wesenszügen ein wenig konstruiert, gekünstelt aus, aber ein dichterisches Können, das immer wieder imponiert, offenbart sich auch hier. Literarisch hat der Charakter des Helden nichts sonderlich Eigenartiges; die Menschengattung, zu der er zählt, ist in den Dorf- und Bauerromanen üppig vertreten. Müller-Hannes ist einer jener Unbände voll Saft und Kraft, an denen auch das Volksmärchen seine besondere Freude hat. Ein Mensch der Freude, hat er das immer wache Gelüst, allerwege und zu jeder Stunde lachende, fröhliche Menschen um sich zu sehen; ein Mensch überschäumender Lebenskraft, kann er sich nie genug tun im Selbstgenießen und im Spenden an andere. Nur in einem hält er sich zurück, im Arbeiten. In mühsamem Tagewerk Stein auf Stein zu häufen, das ist nichts für ihn, das ist öde Philisterei, die für ein Sonntagskind nicht paßt. Und so vergeudet der Übermütige einen Taler nach dem andern, er wirft das Geld auf die Straße, daß das Bettelvolk auch mal seinen guten Tag habe, er protzt und prahlt, bis das tolle Lied plötzlich abbricht und der Sänger merkt, daß er selbst an den Bettelstab gelangt ist. Groß aber, wie er das Glück getragen hat, trägt er das Unglück. In der Einsamkeit, erblindet, findet er in sich den Menschen, der die anderen nicht mehr braucht, der fähig ist, die Vergeudung von ehemals durch freudige Entsagung wettzumachen. Nur eine, eine seinesgleichen, ist ihm treu geblieben, seine Tochter Fränz. „Vom Mosenkopf kam ein starkes Wehen, blies der Fränz das kattunene Kopftuch in den Nacken und dem Mann den Rock auseinander, daß er dahinschritt mit offener Brust. Im herben Eifelwind wehten die unbedeckten Haare, die dürftigen Kleider von Vater und Tochter. Sie gingen dahin, rüstigen Schrittes, großragende Gestalten auf freier Eifelhöhe." Vielleicht hat es der Dichterin vorgeschwebt, in dem Charakter des Mannes die Natur der Eifel sinnbildlich zu verkörpern. Dieses rauhen, machtvollen Berglandes, dessen erloschene Krater so eindrucksvoll von den glühenden Urgewalten der Vergangenheit zeugen. Auch hier

Der Dorfteich. Liebhaberaufnahme von M. Gräfin zu Boineburg.

erstorbene Elementarkraft und doch zugleich noch immer lebendige Größe.

Einen sehr eigenartigen Eindruck hinterläßt der Roman „Jochen Klähn“ von Max Geißler (Berlin, Herm. Costenoble). Hier und da wird man durch die Lebensauffassung, wie durch den Stil an Frenssens „Jörn Uhl“ erinnert, aber im wesentlichen ist Geißler doch ein Poet für sich, der seinen eignen Weg geht. Einen Weg, der keine großen und weiten Aussichten bietet, aber durch seine und intime Reize berückt. Feste Linien sind des Dichters Sache nicht, er löst alles in Stimmung auf, die Landschaft, die Dinge, die Menschen. Und in gewissem Sinne hat seine Erzählungsweise etwas Verwirrendes, schon durch den Reichtum der Schicksale, der Empfindungen, der Beziehungen, die er vorführt. Es ist nicht so sehr das Geschick von einzelnen, das er darstellt, sondern ein ganzes Volk in all seinen Teilen, Mann und Weib, Greis und Kind, sucht er dem Leser nahezubringen. Ein kleines, winziges Volk, aber doch ein Volk. Die Halligen der Nordsee bilden den Schauplatz der Erzählung. Es ist Geißler darum zu tun, das innerste Wesen dieser eigenartigen Kleininselnnatur, das innerste Sein und Trachten und Sinnen der Inselfriesen in lebendige Anschauung umzusetzen. Für zwei Menschengattungen nebeneinander ist hier der beste Boden, für den tatkräftigen Realisten, wie für den sinnierenden Träumer. Beide sind im Grunde nur eine Halbheit, sie müssen sich ergänzen; wenn sie sich in einer Person vereinigten, „das gäbe einen rechten Kerl.“ Zu den Träumern gehört Eike Klähn, die greise Spökenkiekerin, die mit den Toten verkehrt wie mit Lebenden und überall die Geister weben und wirken sieht. Zu ihnen gehört auch Uwe Nomsen, der geborene Dichter, wenn er gleich nie ein Werk in Reim oder Prosa schafft. Ich setze eine Schilderung hierher, die das Wesen dieses weichen Friesen kennzeichnet, zugleich eine Probe für den Stil des Erzählers. „Das ging Uwe Nomsen hart an: durch den Tau des Frühmorgens hindurch in die hochstehende Sonne des Mittags die Sense zu schwingen. Alle waren sie draußen, selbst Ocke Frenksen, der nicht mehr zu Schiffe gegangen und der auch nicht mehr den scharfen Schnitt des Stahles durch das kurze, blumenübersäte Gras sausen hörte. Da sanken die Schwaden unter dem kräftigen Sensenschwunge, und die Sonne schlug ein Band von Perlen um die Stirnen dieser Könige der Arbeit. Auf den gebräunten Wangen saß die Gesundheit und in den blitzenden Augen die Lebensfreude. Die Sensen wuchsen den Mähern in die Hände. Aber Uwe Nomsen ging's hart an. Mit diesen Blumen hatte er einen Mai lang geredet. Diese Blumen hatten seine Sprache gesprochen, hatten mit ihm Träume geträumt, sonderbare, liebliche Märchenträume, die Uwe Nomsen den Menschen verbergen mußte. Aber die Blumen verstanden sie. Und nun, während er die Sense schwang, spannen sich all diese Träume von neuem an; — nicht weit, denn die nickenden Blumen, die wehenden Gräser, die die leise Sprache redeten, sanken unter dem Schnitte. Darum war Uwe Nomsen der Stillste von allen. Seine Träume hatten ihn hinausgetragen über die Meere der Erde von Jugend an. Aber sie hatten sein Herz weich und sehnsüchtig gemacht, und als die Zeit kam, da er sich hätte verheuern können, da sah er sich mit tausend Fäden an die Heimatscholle geknüpft, da wollte sein Herz nicht lassen von der lieben Welt, die es sich zurechtgebaut um Haus und Herd. Da war seine Hand zu weich geworden für den harten Griff in Tauen und Wanten, und ihm bangte, als Steuermann seines Lebensschiffes das Gestade der Hallig aus dem Auge zu verlieren. Dort war seine Welt — anders wohl, wie sie die Halligleute kannten, aber er war vertraut mit ihr. Der anderen, der großen, weiten, und der Zeit in dieser Welt war Uwe Nomsen ein Fremdling geworden ...“ Unter den Realisten in erster Reihe stehen Kundt und Jochen Klähn, die Männer des nüchternen Rechnens, der Alltagsarbeit und der Tat. In einem aber sind sie mit den Träumern eins: sie teilen mit ihnen das innige, zärtliche Empfinden, die Liebe zur Heimat. Zu der engen Erdscholle, die wie ein Spielball des Meeres, seiner Wogen und Sturme erscheint. Mit Sorge, mit Bangen, mit Verzweiflung sehen sie, wie das Wasser Jahr für Jahr einen Fußbreit Land nach dem andern hinweg- und hinabreißt. Aber während die Träumer tatlos der Zerstörung zusehen und nur in Klagen sich ergehen, ergreift die beiden Klähns ein wilder Trotz, der Macht der Elemente die Macht des Menschenwillens entgegenzusetzen. Und sie setzen es durch, mit harter, rastloser Arbeit, dem weiteren Vordringen des Meeres einen festen Damm entgegenzustellen, die äußerste Zerstörung abzuwehren. Sie bauen zunächst mit eigener Kraft und eigenen Mitteln; als aber die nicht ausreichen, da wenden sie die gleiche Energie an, den Staat zur Mitleistung heranzuziehen. Sie ermüden und erlahmen nicht, so groß auch die Hindernisse sind, die sie zu überwinden haben, bis es ihnen gelingt, den Willen in Tat umzusetzen. Es ist ein prachtvolles Schauspiel, das Geißler vorführt, dieser Krieg des Menschen mit dem Meere, reich an gewaltigen Naturbildern und reich an Seelenkämpfen. Vielleicht würde es noch bedeutender erscheinen, wenn es noch mehr auf große und nicht so überwiegend auf intime Wirkungen ausginge, wenn der Strom der Epik weniger mit zarter Lyrik durchsetzt wäre.

Illustrierte Rundschau.

Dr. Konrad Müller-Kurzwelly. — Das neue Christus-Portal an der Kathedrale zu Metz. — Entwurf für ein Denkmal der ‚Frau Rat'. — Gradbenkmal für Joh. Brahms. — Moderne Bowlen. — Elektrische Klingel-Knöpfe von Gurschner-Wien. — Aus dem Silberschatz der Stadt Aachen. — Innendekoration auf den Kunst-Ausstellungen zu Berlin und Dresden. — Kunstgewerbliche Arbeiten von Fia Wille. — Toilettentisch von L. Gerckensmeyer (Keller & Reiner-Berlin). — Zu unsern Bildern.

Dr. Konrad Müller-Kurzwelly.

Unsere Leser werden mit Vergnügen die farbigen Reproduktionen von Gemälden und Studien Müller-Kurzwellys betrachten, die unserem Heft zum besonderen Schmuckgereichen. Der Künstler ist am 22. Juli 1855 in Chemnitz geboren, widmete sich in Jena, Berlin und München historisch-philosophischen Studien und wandte sich erst 1881, einer unwiderstehlichen Neigung folgend, ganz der Landschaftsmalerei zu, deren Jünger er bisher nur als Dilettant gewesen war. Er trat in das Meisteratelier Gudes ein, der damals gerade von Karlsruhe nach Berlin übergesiedelt war, und legte hier den Grund zu seinen künstlerischen Anschauungen, denen er unabhängig von der wechselnden Mode des Tages treu geblieben ist. Immer zeigt er bei seinem Schaffen dieselbe liebevolle, intime Auffassung der Natur, wobei sich allerdings bei ihm auch stets ein starker persönlicher Geschmack für dekorative Wirkung ausprägt. Mit besonderer Vorliebe weilt er beim deutschen Walde; zumal dessen herbstliche Farbenpracht hat ihn vielfach zum Schaffen angeregt: so u. a. in den durch zahlreiche Reproduktionen sehr bekannt gewordenen Gemälden „Herbstgold" und „Fallende Blätter" (im Besitz des Kaisers); eine ganze Reihe seiner Gemälde ging in den Besitz öffentlicher Sammlungen — z. B. der Galerien von Breslau, Braunschweig, Königsberg, Prag — über, auf den Ausstellungen der beiden letzten Jahrzehnte wurde er mehrfach ausgezeichnet. So steht er denn in der vorderen Reihe unserer deutschen Landschafter und wird bei seiner unverwüstlichen Arbeitskraft und Arbeitsfreudigkeit diesen Ehrenplatz zu behaupten wissen. —

Statue des Daniel am Christus-Portal. Nach Aufnahme von W. Jacobi-Metz.

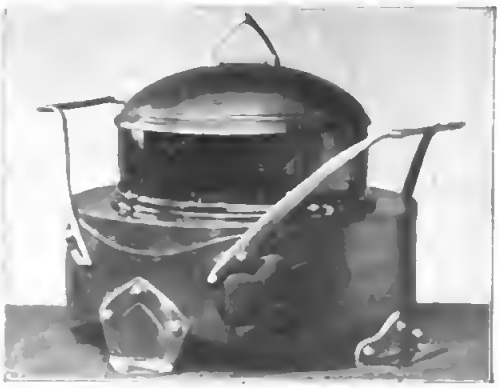
Das neue Christus-Portal der Kathedrale zu Metz.

Am 14. Mai fand die feierliche Enthüllung des neuen Christus-Portals der altehrwürdigen Kathedrale von Metz in Gegenwart des Kaiserpaares statt. Der neue Bauteil hat eine lange Vorgeschichte. Im Lauf der Zeiten hatte man das Gotteshaus mit allerlei kirch-

Entwurf für das Denkmal der ‚Frau Rat‘ in Frankfurt a. M.

Grabmal für Johannes Brahms in Wien.

lichen und profanen Anbauten verunziert, von denen ſchon im Anfang des XVIII. Jahrhunderts einer der ſtörendſten, der erzbiſchöfliche Palaſt, abgebrochen wurde. Dadurch war die Weſtfront ganz frei und ſchmucklos geworden, und das Domkapitel ließ in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts von dem berühmten Baumeiſter Blondel ein Portal einfügen, das dem Geſchmack der Zeit entſprechend, aber im völligen Gegenſatz zu dem gotiſchen Charakter des Geſamtbaus in antikiſierenden Formen ausgeführt wurde. Dieſes iſt nun endlich entfernt und durch das neue Portal erſetzt worden, das vom Baurat und Dombaumeiſter Tornow in Verbindung mit Dombildhauer Dujardin entworfen iſt. Es ſtellt ſich als eine geſchloſſene mächtige Vorhalle dar; den Mittelpfeiler zwiſchen beiden Türen, deren Bronzeguß noch nicht vollendet iſt, ſchmückt die Geſtalt Chriſti, die Seitenwände der Halle Geſtalten von Apoſteln und Märtyrern, das Bogenfeld über den Türen eine Darſtellung des jüngſten Gerichts. An den kühn aufſtrebenden äußeren Pfeilern ſtehen die vier großen Propheten, im



Moderne Bowlen aus dem Kunſtſalon von Keller & Reiner, Berlin W, Potsdamerſtr. 122.

Giebel zwischen den mittleren Pfeilern befindet sich ein Relief „Der Triumph Christi“ — der Heiland zwischen zwei Engeln; ganz oben ragt die Gestalt des Erzengels Michael. Eine der Prophetengestalten, die des Daniel, soll angeblich die Züge des Kaisers tragen; uns dünkt, es gehört recht viel Phantasie dazu, irgend eine solche Ähnlichkeit zu erkennen. Jedenfalls ist das ganze reiche Werk ein schöner Beweis künstlerischen Könnens und eine wahre Zierde des alten Gotteshauses, dessen weiterer, dringend wünschenswerter völliger Ausbau nun wohl auch als gesichert angenommen werden darf. —

Klingelknöpfe von Gurschner-Wien.
Aus dem Kunstsalon von Keller & Reiner-Berlin W.

„Frau Rat“ wird in Frankfurt a. M. ihr Denkmal erhalten. Wir bringen den Entwurf des Bildhauers Josef Kowarzik, der — obwohl von Geburt ein Wiener — doch seit Jahren in Frankfurt lebt und wirkt. Der Eindruck des Werkes ist lebendig und frisch. Man wird treffend daran erinnert, wie den großen Sohn von der Mutter die Frohnatur und die Lust zu fabulieren überkam — lauschend schaut der kleine Wolfgang, der sich zärtlich an den Schoß der Frau Rat schmiegt, zu der Erzählenden empor. — Auf dem schönen Wiener Zentralfriedhof wurde kürzlich das Grabdenkmal des Komponisten Johannes Brahms enthüllt; das schöne Werk stammt aus dem Atelier der Bildhauerin Ilse Conrat. —

Im bunten Allerlei unserer Rundschau folgen einige Abbildungen moderner Bowlen: die Zeit der Walderdbeeren (denn Walderdbeeren sind doch die besten) und der Pfirsiche ist ja gekommen. Unsere Bilder geben Bowlen wieder, die wir im Kunstsalon von Keller & Reiner sahen. Die oberste Bowle ist nach einem Entwurf von Rudolf und Fia Wille in blankem Messing, die untere linke nach einem Entwurf von H. Hardes in dunkel patinierter Bronze mit Messingbeschlägen, die rechte nach einem Entwurf von Prof. Olbrich sowohl in Kupfer vergoldet, wie auch — in sehr schöner, billigerer Ausstattung — in Kupfer mit Füßen und Griffen von Messing ausgeführt. Die Olbrichsche Bowle, die etwa zehn Flaschen faßt, verdient wohl, auch ihrer Handlichkeit halber, den ersten Preis. Übrigens sei als Einfügung gestattet, wennschon sie sich nicht recht logisch in diesen Text einfügt: Bowlen gelten mit Unrecht als unbekömmlich! Sie sind es nur dann, wenn man schlechte Weine zu ihnen nimmt oder zu viel Zucker — aber wenn

Pokal vom Aachener Ratssilber.
Entworfen und ausgeführt vom Stiftsgoldschmied August Witte in Aachen.

Schreibzeug vom Aachener Ratssilber.
Entworfen und ausgeführt vom Stiftsgoldschmied Aug. Witte in Aachen.

man zu viel von ihnen trinkt. —

Ebenfalls im Kunstsalon von Keller & Reiner fanden wir die allerliebsten Knöpfe für elektrische Klingeln, die, nach einem Entwurf des hochbegabten, vielseitigen Wiener Künstlers Gurschner, teils in versilberter, teils in dunkel patinierter Bronze ausgeführt sind. Sie bilden wieder eine um so erfreulichere Vermehrung künstlerischen Hausrats, als die braunen, bisher meist ausschließlich verwendeten Holzdruckknöpfe wirklich nicht sonderlich schön waren. —

Gewissermaßen zur Ergänzung der Illustration des im gleichen Heft veröffentlichten Aufsatzes über Aachen geben wir an dieser Stelle einige Abbildungen aus dem Silberschatz der alten Stadt: neuere Werke des Aachener Goldschmieds August Witte. Daß unsere wohllöblichen Stadtverwaltungen wieder daran zu denken anfangen, ihre Sil-

Untersatz zum Pokal vom Aachener Ratssilber.
Entworfen und ausgeführt vom Stiftsgoldschmied Aug. Witte in Aachen.

Der neue Blaue Saal der Großen Kunst-Ausstellung zu Berlin. Aufnahme von H. Boll-Berlin.

Innen-Dekoration von der Kunst-Ausstellung zu Dresden.
Nach Aufnahme von M. Fischer-Dresden.

berschätze zu mehren oder neu zu beschaffen, muß allgemein erfreuen. Möge ihnen ein günstigeres Geschick blühen, als den herrlichen städtischen Kleinodien aus älterer Zeit, die nur zu oft und zu leichtherzig eingeschmolzen, verkauft und in alle Winde zerstreut wurden. —

Wir stehen, wie alljährlich um diese Zeit, im Zeichen der Kunst-Ausstellungen. Berlin hat außer seiner Sezession die Tore seiner Großen Ausstellung, Dresden hat seine Pforten aufgetan; wenn diese Zeilen in die Hände unserer Leser gelangen, wird auch München bereits eröffnet haben. Wenn man's recht erwägt: es ist bald zuviel. Wo soll die Aufnahmefähigkeit der Kunstfreunde, wo sollen — und auf sie muß doch gerechnet werden — die Käufer herkommen? Aber das ist ein Kapitel für sich, das hier nicht zur Erörterung steht. Hier wollen wir nur einige Bilder von der großen Berliner und von der Dresdener Ausstellung geben, die zeigen sollen, wie man sich bemüht — mit Erfolg bemüht, würdige Rahmen für die auszustellenden Werke zu schaffen, die Räume wirklich ihrem schönen Zweck entsprechend herzurichten und zu schmücken. Es ist keine Frage: München ist in dieser Beziehung bahnbrechend gewesen, und wir alle müssen der großen Kunststadt an der Isar (das bleibt sie trotz aller Anfechtungen) dankbar dafür sein. Besonderes Aufsehen macht in Berlin der neue „Blaue Saal" mit seinen licht bläulich gehaltenen Wänden, über die zarte goldene Ranken und Sternchen gestreut sind; schön ornamentierte Portale vermitteln den Anschluß an die anstoßenden Räume; den Boden deckt ein mattblauer Teppich. Die viel angefeindete moderne Innen-Dekoration hat mit dem

Von der Kunst-Ausstellung zu Dresden: Blick in das Vestibül.
Architekten: Schilling und Gröbner.

Schmuck dieses Saales ihren Einzug in das Landes-Ausstellungsgebäude gehalten, das freilich einer weiteren Umgestaltung noch recht dringend bedarf. Das Ausstellungsgebäude in Dresden zeigt viel schönes und vielleicht noch mehr originelles; nur wollte es uns scheinen (was freilich auf unseren Abbildungen nicht hervortreten kann), daß man die lobesame Farbenfreudigkeit hier und dort, besonders bei der Wahl der Fußbodenbedeckungen, etwas übertrieben hat. —

Innendekoration von der Kunst-Ausstellung Dresden. Architekt: H. M. Kühn.

Wiederholt haben wir Abbildungen kunstgewerblicher Gegenstände aus den Ateliers des vielseitigen Künstlerehepaares Rudolf und Fia Wille gebracht. Es wird unsern Lesern und vor allem unseren Leserinnen lieb sein, die interessante junge Künstlerin im Bilde kennen zu lernen und daneben einige ihrer neueren Arbeiten, zwei originelle Lampen und einige der herrlichen Stickereien, in denen sie bekanntlich besonders excelliert. —

Endlich bringen wir noch die Abbildung eines ebenso schönen, wie praktischen Toilettentisches, der nach dem Entwurf des Architekten C. Gerkensmeier von Keller & Reiner in Berlin ausgeführt wurde. Es ist das wieder einmal ein Stück, an dem man unsere moderne kunstgewerbliche Richtung wirklich lieb gewinnen lernen kann, gerade weil es nicht nur für das Auge, sondern für den Gebrauch konstruiert ist.

* * *

Über den farbigen Schmuck unseres Heftes, die in den Text des ersten Bogens eingefügten Studien von K. Müller-Kurzwelly, wurde schon oben gesprochen; das Titelbild gehört gewissermaßen zu ihnen — es gibt ein Gemälde des Meisters, „Birkenwald", ebenfalls in den vollen Farben des Originals wieder. — Zwischen S. 512 u. 513 schalteten wir ein Werk Burne-Jones' ein, seine berühmte „Waldnymphe". Auch auf sie trifft zu, was Muther von der ganzen Kunst Burne-Jones' sagt: sie sei die am stärksten duftende Blume des englischen Ästheticismus . . . mystisch, duftig und streng zugleich; seine Pflanzenwelt scheint unter einer übermächtigen Fülle von Lebenskraft zu ersticken — seine Menschengestalten dagegen zeigen empfindsame Melancholie, feierliche Weihe, zarte Hinfälligkeit, weichen Weltschmerz. — Unser zweites Vollbild, „Heimkehr" von Professor Wilhelm von Diez-München (zw. S. 520 u. 521), zeigt desto kräftigere Töne: es ist ein Bild deutscher Arbeit, aber zugleich auch deutscher Innigkeit. In den deutschen Wald

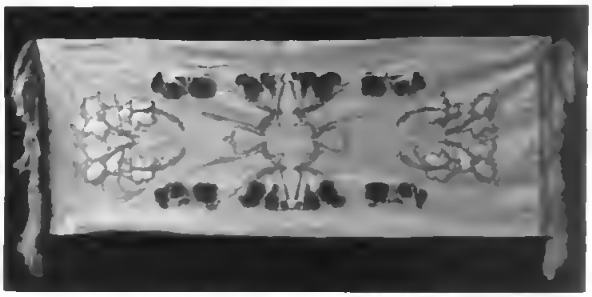
Frau Fia Wille

Kissen, entworfen und ausgeführt von Fia Wille.

Kissen, entworfen und ausgeführt von Fia Wille.

führt uns M. Grönvold (zw. S. 544 u. 545): ein stiller Waldsee mit föhrenbewachsenem Uferhang; eine fröhliche Gesellschaft lagert im Schatten — junge Malerinnen vielleicht, die hier nach der Arbeit beim improvisierten Mahle rasten. — Zwischen S. 560 u. 561 schalteten wir die Reproduktion eines plastischen Werkes ein; „Giulia" taufte Professor Waderé-München diese kräftigschöne Frauenbüste, die an manche Schöpfung italienischer Renaissancekunst mahnt. — Nach allen diesen modernen Arbeiten folgt, zw. S. 576 u. 577, ein Werk der klassischen Kunst, eines der wunderbarsten Bildnisse von Frans Hals (1584—1666). Frans Hals war ja nicht nur der unübertroffene Meister der großen „Dulenstücke", auf denen er nach der Sitte der Zeit vornehmlich die Vorstandsmitglieder der Vereine, Gesellschaften, Gilden in Gruppen abkonterfeite, er war überhaupt, auch im Einzelbildnis, einer der ersten Porträtmaler aller Zeiten. Die naturwahre Wiedergabe, die energische, ja kühne Auffassung, die herrliche Breite der malerischen Behandlung, die Seelenkenntnis, die aus seinen Porträts spricht — das alles macht sie bis auf den heutigen Tag vorbildlich für das ganze Kunstgebiet. Professor H. Knackfuß sagt über Frans Hals, daß er auf seinem eigensten Gebiete alle seine Vorgänger, seine Mitstrebenden und seine Nachfolger in Holland übertroffen habe, den großen Rembrandt nicht ausgenommen. Merkwürdig genug, daß der Meister bald vergessen war, daß seine Werke gering geschätzt wurden. Erst unsere Zeit hat ihm den ihm gebührenden Platz in der Kunstgeschichte angewiesen. — Das letzte unserer Vollbilder, zw. S. 584 u. 585 eingereiht, gibt eine reizvolle Liebhaber-Aufnahme wieder, die wir der Güte der Gräfin zu Boineburg verdanken; das leise Flimmern des Wassers ist auf dem echt malerisch aufgefaßten Naturausschnitt besonders köstlich zum Ausdruck gekommen. H. v. S.

Lampen, entworfen von Fia und Rudolf Wille, ausgeführt von R. M. Selfert-Dresden.



Tuch mit Stickerei, entworfen von Fia Wille.

Toilettentisch.
Aus den Ateliers von Keller & Reiner, Berlin W, Potsdamerstr. 122.

Nachdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten.

Zuschriften sind zu richten an die Redaktion von Velhagen & Klasings Monatsheften in Berlin W, Steglitzerstr. 53.

Für die Redaktion verantwortlich: Theodor Hermann Pantenius in Berlin.

Verlag von Velhagen & Klasing in Berlin, Bielefeld und Leipzig. Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.

Diese
gehört der
Jüdischen Gemeinde
zu Berlin

Holländisches Mädchen. Aquarellstudie von Prof. Hans von Bartels-München.

Velhagen & Klasings
MONATSHEFTE

Herausgeber:

Theodor Hermann Pantenius und Hanns von Zobeltitz.

XVII. Jahrgang 1902/1903. Heft 12, August 1903.

Die Ketten.

Roman von

Ida Boy-Ed.

(Schluß.)

(Abdruck verboten.)

Das Eintreffen von Olgas Mutter wurde an einem Montag, Anfang des Monats erwartet.

Wigus dachte mit Unbehagen daran. Aus vielen kleinen scherzenden Bemerkungen hatte er sich ein Bild der stolzen Dame machen müssen, das nicht sehr vertrauenerweckend war.

Glossen über die Schwächen eines Menschen versteht man nur recht, wenn man die Stärken eben dieses Menschen kennt.

Am Tage vorher führte Carolyne ihre beiden „Kinder", wie sie sagte, nach Certosa zu den Brunoisten.

Olga sah da nur das Malerische: die weißen Mönche im Arkadenhof, den ein Brunnen, von Zypressengebüsch umgeben, zierte; die Kapelle im braunen, warmen Glanz des Eichengetäfels und des Goldprunks und der roten und blauen Farben der Heiligenbilder. Grade saß da ein bartloser, bleicher Mönch, die Kapuze tief in die Stirn gezogen, eng in das Gestühl geschmiegt und las in seinem Gebetbuch.

Wigus und Carolyne sahen nur die Einsamkeit und die Entsagung.

Olga kaufte sich in der Klosterapotheke grünen und gelben Chartreuse in zierlichen Majolikakrügen von Cantegalli, und Carolyne wie Wigus mußten tragen helfen. Der Wagen wartete unten am Fuß des Klosterhügels, an der Brücke des kleinen Flüßchens, unter dem graufitberigen Laube der Olivenbäume.

Auf der staubigen Straße, im heißen Sonnenschein fuhren sie zurück. Man hatte gar nicht den Eindruck auf dem Lande zu sein. Der ganze Weg war von Vorstadthäusern eingesäumt. Da und dort standen Gruppen sonntäglich gekleideter Männer zusammen. Kinder wälzten sich im Staube. Zuweilen sah man Boccialspieler, die auf der hartgewalzten Bahn, neben einer Osteria, ihre Kugeln warfen. —

Der schmerzliche Zug in Carolynens Gesicht war wieder sehr bemerkbar. ‚Also machen wir wieder den Hanswurst', dachte ihre junge Freundin. Sie erklärte, daß sie den Ankauf von vier Chartreusekrügen bereue und zwei mittelst einer Ziehung großmütig verlosen wolle. In ihrem Portemonnaie fand sie eine Postquittung. Sie riß das Zettelchen in kleine Streifen, Carolyne und Wigus mußten einen Moment die Augen schließen.

„Jetzt."

Olga hielt vier Papierstreifchen mit der Faust umschlossen; zwischen den weißen Fingern sahen sie nur ein bißchen hervor.

„Wer den längsten zieht, gewinnt."

Carolyne mußte lächeln und zog. Ein winziges Fetzchen.

„Nun Sie.“

Wigus besann sich mit wichtigen Mienen, als handle es sich um eine Entscheidung von Bedeutung.

Zweimal zog Olga die Faust zurück, als er ziehen wollte.

„Ihr seid Kindsköpfe,“ sagte Carolyne.

Nun erwischte er ein Streifchen und zog. Es war das längste.

„Gewonnen.“

Olga überreichte ihm feierlich den kleinen Krug. Aus seinem dicken Bäuchlein stieg ein schlanker Hals auf. Der unrein weiße Grund der Majolika war mit blauen und gelben Mustern gefällig bemalt. Um den Hals wand sich ein Schlänglein von gelber Farbe. Wigus freute sich, er besah den kleinen Krug von allen Seiten und nickte dann der Geberin zu.

Da begegnete er Olgas Blick.

Ihre dunklen Augen sprühten nur so vom Licht der Fröhlichkeit und des Glücks. Ihr Mund lächelte.

Er sah es — er begriff es — ja, dieser Mund lächelte zärtlich. Diese strahlenden Augen leuchteten liebevoll ...

Ihm — ihm?

Alle Harmlosigkeit war dahin. Das kleine Spiel, gleichsam als lustige Vorstellung für Carolyne erdacht, war zu Ende.

‚Was hat er plötzlich?‘ dachte Olga besorgt, da sie ihn erblassen sah. ‚Natürlich, er ist überarbeitet. Oder denkt er an sie?‘

„Sie,“ das war Wigus Hennegalls Braut, mit deren Person sich Olga viel, sehr viel beschäftigte. Es schien ihr immer unmöglicher, die heißen Worte der Leidenschaft, mit welcher er damals seine Wahl und sein Gefühl verteidigt hatte, mit seinem völligen Schweigen über „sie“ in Einklang zu bringen.

Olga glaubte: wenn man liebt, denkt und spricht man nichts als seine Liebe.

Schweigend saß Wigus und grübelte. Dieses glänzende Geschöpf in seiner großen Sicherheit und Unbefangenheit war auf ihn zugekommen mit seinem ganzen Wesen. Unaufhaltsam, freudig — so als könne es gar nicht anders sein. Vielleicht nur, weil Olga ihn an eine andere gebunden glaubte. Er erinnerte sich, daß einmal bei Wallravens eine sehr kecke und kokette Frau gesagt hatte: ein verlobter Mann ist für uns andere Frauen kein Mann mehr, sondern ein neutrales Wesen.

Würden ihre Augen ihn so anleuchten, wenn sie wüßte, daß er frei war?

War sie sich ganz ihres Entgegenkommens bewußt?

Oder leuchteten ihre Blicke so auch andern Männern? Verkehrte sie so zutraulich und von innerster Wärme wie durchglüht auch mit andern?

War er nur das „neutrale Wesen“, für das sie allgemein menschliche Teilnahme fühlte, weil sie ihn so hart ringen sah?

Er litt alle peinlichen Empfindungen der Reue über den „verpaßten Moment“. Gleich damals hätte er es Carolyne schreiben sollen, daß es zwischen ihm und Siddy aus sei. Das Zusammenleben hier hatte bisher noch keinen einzigen Augenblick gebracht, wo er das Versäumte hätte nachholen können, ohne es in plumper Weise zu tun. Zu solchen Mitteilungen braucht man Stimmung. Hätte er gleich gesprochen! Dann wüßte er! ...

Aber schließlich — was lag an solchem Wissen? Ob Olga ihn liebte oder nicht — für sein Leben war es gleichbedeutend.

Wenn wirklich ihr Glaube, daß er nicht frei sei, sie verführt hatte, nicht wachsam auf sich selbst zu sein, ihrem Wohlgefallen an ihm, ihrer Teilnahme an ihm unbedenklich sich hinzugeben, erwuchs ihm daraus eine Schuld oder ein Glück?

Bitter verneinte er das.

Für sie, die im Glück, in der Freiheit dahin Wandelnde, war dies alles nur wie ein Traum, wie eine kleine Abwechslung — wenn es überhaupt war.

Warum sollte sie sich nicht den Luxus des Gefühls gönnen, ihn ein bißchen zu lieben.

Auch Siddy hatte ihn sicherlich ein bißchen geliebt.

Das vereinbarte sich ja ganz gut mit anderen, vorteilhafteren Zukunftsplänen.

Zur Zeit gab es für Olga keine andere Unterhaltung, als ihn.

Wenn dann eines Tages der reiche, vornehme Mann kam, die standesgemäße Partie, war er abgetan.

„Ich möchte wohl wissen, was für abscheuliche Sachen Sie denken,“ sagte Olga, „Sie machen ein Gesicht ...“

„Bodensatzgedanken."

„Das sind meist ungerechte Gedanken!"

„Glauben Sie?"

„Ich glaube es nicht nur — mein Verstand sagt es mir: Jeder Trank setzt doch einen andern ab. Ja, es gibt Tränke, die überhaupt keinen haben. Aber die möchte ich wenigstens nicht. Da wäre das Leben ja eine fade Limonade. Man muß auch mal was Herbes hinunter würgen können."

„Als Theorie klingt das sehr charaktervoll, besonders in Ihrem Munde."

Das klang fast höhnisch. Sie sah ihn verwundert und traurig an.

„O — Sie glauben nicht an mich."

„Doch," murmelte er — „doch" — und küßte ihr die Hand. Was sollte er erwidern? Wenn sie nun einmal den Wahn hatte, auch Herbes ertragen zu können ... Keine Frau mag sich sagen lassen, daß man's ihr nicht zutraut.

Die staubige Vorstadtstraße ging zu Ende, der klotzige Bau der Porta Romana kam in Sicht, aber vor dem graubraunen, fast würfelförmigen Torhause bog ihr Wagen rechts hinauf und folgte den Schlangenwindungen der schönsten Villenstraße, die sich bis San Miniato hinaufzog.

Zuweilen traten Gärten, weiße Villen umgebend, bis an die Straße; zuweilen breiteten sich Anlagen aus, die sie durchschnitt.

Der Sommertag ging zu Ende. Seine Wärme, die Beleuchtung, die Üppigkeit der Pflanzenwelt gaben den Eindruck einer fast tropischen Schwüle der Naturstimmung.

Zwischen den dicken, blanken, dunklen Kronen der Steineichen schossen überlang und schlank, gleich aus der Kraft gewachsenen Jünglingen, die Eukalyptusbäume empor; ihre schmalen, duftenden Blätter hingen melancholisch von ihrem Holz mit der abblätternden Rindenhaut. An den Granatbüschen reifte der rötlich-scheckige Apfel. Blaugrüne, fremdartige Koniferen, mit breitem, gesenktem Gezweige, standen in schweigender Regungslosigkeit.

„Wir werden einen schönen Sonnenuntergang haben," sagte Carolyne.

„Wir werden leider Gottes gerade unsere Suppe essen, wenn's so weit ist," meinte Olga.

„Der Koch kann warten."

Wigus ging dann einige Minuten allein im Garten der von den Frauen bewohnten Villa auf und ab.

Eine steinerne Balustrade begrenzte den nur mäßig großen und nicht besonders kunstvoll angelegten Garten gegen den abfallenden Bergeshang. Man sah über begrünte Bodensenkungen und Hebungen hin zum nahen Fort S. Giorgo, dessen bräunliche, klobige Rundtürme, dessen Mauern mit dem Zackenrand zwischen silbergrauen Oliven und schwarzgrünen Zypressen bruchstückweise sichtbar waren. Weiter links breitete sich abwärts die grüne Üppigkeit des Gartens Boboli aus. Die Linie seiner großen Zypressenallee zog sich wie ein dunkler Streif durch das Gedränge der gekuppelten Wipfelformen anderer Bäume.

Und drunten im Tal Florenz.

Ruhevoll hingebreitet lag die Stadt mit ihren weißen und hellen Farben, vom braunroten Band des Flusses durchteilt. Die machtvolle Kuppel des Domes, metallisch flimmernd, erhob sich in ruhevoller Majestät. Und kriegerisch rauh, mit seinen Ecken und kühnen Ausladungen, seiner fahlen, bräunlichen Farbe, stand der kantige Turm des Palazzo Vecchio über dem Durcheinander der platten Dächer.

Jenseits der Stadt aber, sie umlagernd, wuchs der Kranz der Berge empor.

Sie schimmerten rötlich-bräunlich, von grünen Farbentönen durchfleckt. Über ihre Hänge hingestreut lagen zahllose weiße Punkte — Landhäuser; Menschenansiedlungen wie zu Füßen eines Götterthrones.

Gerade gegenüber, im sanften Einschnitt zwischen zwei Bergeskuppen, zeigte sich Fiesole. Leicht und frei stand der Glockenturm da, einem weißen Säulchen gleich, vor dem weiten, weiten Hintergrund.

Glockengeläut hob an. Helle, leisere Töne zitterten schnell mit brünstiger Eindringlichkeit durch die Abendluft; dunkle, volle gaben mit gelassenem Schall Kunde, daß es Ave Maria-Zeit sei.

Der Mann stand an die steinerne Brüstung gelehnt und lauschte den Klängen, die von überall her heranschwebten. Sie waren wie eine bestellte Feiermusik zum Schauspiel, das die Natur gab.

Die Berge drüben nahmen einen märchenhaften, schier heliotropfarbenen Schein an, und in dem Glanz und in den Tönen dieses Lichtspieles bekamen sie etwas Leich-

tes, Durchsichtiges. Ihre Schwere wich. Sie waren nicht mehr die Schranken, die das Tal umschlossen. Sie waren die Mauer und das Fundament, das den Himmel trug. Sie schienen dazuliegen, um die blasse, reine, unendlich hohe Glocke der Luft zu stützen.

Carolyne und Olga waren schweigend gekommen, in andächtiger Stille, mit feierlichen Schritten durch den Garten wandelnd.

Nun standen sie neben dem Mann, Ellbogen an Ellbogen mit ihm.

Olgas schmale, weiße Hand stützte sich auf den Kopf der Balustrade. In den Fugen ihrer Steine, aus denen die Zeit Bröckchen genagt, wuchs ein wenig grünes Moos.

Plötzlich fühlte der Mann sich in seiner Andacht gestört, durch diese weiße Hand, an der Brillanten flimmerten und die sich mit beinahe herrischer Gebärde auf den grauen, grünmoosigen Stein stemmte.

Carolyne Wallraven seufzte einmal — schwer und tief.

Olga war still, gleich dem Manne. Er trachtete mit Gewalt, sich wieder zu sammeln und dem Schauspiel wieder zu folgen, den Wandel der Farben im Abendrot auf den Bergen zu beobachten.

Olga aber dachte den einen Gedanken, der sie so oft verfolgte ...

Und diesmal konnte sie ihn nicht, wie bisher noch immer, schweigend niederkämpfen.

Ihr Temperament siegte. Ihre brennende Begier zu wissen triumphierte ...

„Beklagen Sie es nicht, daß Ihre Braut dies nicht mit Ihnen genießen kann?"

Eine Pause entstand. Eine seltsam spannungsvolle, atemlose Pause.

Dann hatte er sich soweit gefaßt, um antworten zu können. Aus der Scham, das Geständnis ablegen zu müssen, erhob sich so etwas wie ein Gefühl der Dankbarkeit, der Befreiung, endlich wahr sein zu können.

Leise sprach er:

„Ich habe keine Braut mehr."

„Keine — Braut — mehr?" fragte Olga, die Worte wiederholend, die sie in Schreck erbeben ließen.

„Keine Braut mehr," sagte sie noch einmal klanglos.

Sie stand unbeweglich. Nicht in dem Vorsatz sich zu beherrschen ...

Gefangen, gelähmt von einem ungeheuren Erstaunen ...

„Und das hören wir, höre ich jetzt so nebenbei?" fragte Carolyne Wallraven.

„Vergeben Sie mir. Erst tat es zu weh, davon zu sprechen ... Ich wollte schonen ... Dann war der Augenblick verpaßt."

Er sprach hastig, mechanisch.

Seine Seele war von dem brennenden Verlangen erfüllt, zu wissen, was in Olga vorgehe! Von dem Wunsch, sie anzusehen, und von der Furcht, es nicht wagen zu dürfen.

Sein Blick ging an ihr vorbei. Aber er sah es dennoch: Sie war blaß — sehr blaß. Und ihre Haltung stolz — oder feindselig ...

Drüben auf den Bergen erlosch der heliotropfarbene Glanz, sie standen nun kalt, blau, düster.

Caroline Wallraven ergriff seinen Arm. „Kommen Sie. Ich will mehr hören. Ich habe ein Recht dazu. Aber auf solches Recht soll man nicht pochen. Sprechen Sie nur, wenn Sie mögen."

Sie führte ihn förmlich. Es war, als wollte sie ihn aus der Hörweite Olgas ziehen.

Durch einen engen Weg, den dichtes Kameliengebüsch, schwarzblank im Abendschatten, einfaßte, gingen sie dem Hause zu.

Olga folgte langsam.

„Darf ich heute schweigen? Zu jeder andern Stunde will ich sprechen — nichts verhehlen ..."

„Sie haben gelitten," murmelte Carolyne, „auch Sie — auch da."

„Ja," sprach er leise, „ich habe sehr gelitten. Ich weiß nicht, ob es überwunden ist ..."

„Man überwindet nie!" sprach die Frau leidenschaftlich. „Nie! Wir nennen es überwinden ... und es ist nur so: Schutt lagert sich auf Schutt. Fast wie bei alten Kulturstätten ist es ... auf die Trümmer der einen Epoche baut man die Paläste der anderen. Nur nicht daran rühren — nur nichts ausgraben ... sonst lebt alles wieder auf."

Er schwieg.

Sie, in ihrer Güte, besann sich: sie wollte ihm nicht den Mut nehmen, nicht den Glauben der Jugend, daß man vergißt. Und die Jugend vergißt ja auch — da ist noch so viel Heilkraft ... Narben verwachsen ...

„Nicht bitter werden," sagte sie und drückte seinen Arm, „für Sie ist es nur eine Erfahrung — noch nicht das Leben — nicht das ganze, verlorene Leben — nein, für Sie nicht ..."

Sie waren am Hause angelangt. Das Zimmer ging mit zwei großen Glastüren unmittelbar in den Garten. Die Türflügel standen weit geöffnet.

Gerade zündete drinnen das Mädchen die Gasflamme über dem für drei Personen gedeckten Tisch an.

Die Blumenschale, ganz mit scharlachroten Pelargonien gefüllt, glühte förmlich im Licht, das voll auf sie herab fiel.

Wigus und Carolyne traten hinter ihre Stühle. Sie warteten auf Olga.

Nun erschien sie auf der Schwelle. Ihre weiße, schlanke Gestalt stand sekundenlang wie zögernd vor dem dunklen Hintergrund des Gartens, im Rahmen der Tür.

Olga sah nicht auf. Sie nahm schweigend ihren Platz ein.

Es wurde ein wunderliches, quälendes Mahl.

Auch Carolyne wurde bald auf die gezwungene, aufrechte Haltung des jungen Mädchens, auf ihr fast völliges Schweigen, ihre rätselvolle Miene aufmerksam. Ihr Blick ging von Olga zu Wigus, voll Unruhe.

Wohin war plötzlich die heitere Unbefangenheit des kleinen Kreises gekommen? War Olga von Feindseligkeit erfüllt oder von — Unsicherheit? Was dies letztere bei ihr bedeuten mußte, sagte sich Carolyne mit Angst ... Der Gedanke an Olgas Mutter ging ihr auch, wenig geeignet, beruhigend zu wirken, durch den Kopf. Wie sollte dies alles enden und sich erklären?

Während sie das Gefrorene aßen, kam endlich eine Ablenkung von außen in Gestalt einer Depesche.

„Von meinem Mann," sagte Carolyne, noch ehe sie sie erbrach. Denn auch am vorigen Sonntag hatte der Geheimrat ihr telegraphiert. Es war von jeher seine Gewohnheit gewesen, wenn er mit wissenschaftlicher Arbeit gerade stark in Anspruch genommen war, keine Briefe zu schreiben, sondern einen Drahtgruß zu senden. Es lag deshalb nichts Beunruhigendes in dieser Depesche.

Da Geheimnisse nicht zu vermuten waren, las Carolyne gleich laut:

„Überbürdet. Komme nicht zu Brief. In acht Tagen treffe Florenz ein. Prinz Bolko seit gestern dort Grand Hotel. Hennegall soll sich vorstellen. Beste Grüße!

Wallraven."

In Carolynens Stimme war Jubel.

‚Er kommt, er kommt. Alles ist gut. Man kommt nicht, um eine Frau zu töten,' der Gedanke überflutete sie in seliger Freude.

„Was hat denn Herr Doktor Hennegall mit dem Prinzen Bolko zu tun?" fragte Olga erstaunt.

‚Vor einer Stunde sagte sie schlankweg Hennegall,' dachte er.

„Durban hat es vermittelt: Hennegall soll ihm einige Vorträge über die großen florentinischen Staatsmänner halten."

„Ach — dieser Prinz Bolko!" sprach Olga mit einem Seufzer.

„Sie kennen ihn?"

„Und ob!" antwortete sie knapp.

„Er ist ein lieber Junge, wie man so sagt — Durbans Beschreibungen nach. Ein feiner, bescheidener Mensch von dreiundzwanzig Jahren," erzählte Carolyne.

„Und Mamas Schwarm," entfuhr es Olga. Sie setzte nach kurzem Besinnen hinzu: „Prinz Bolkos ältere Schwester ist an den Sohn der Großfürstin Feodor verheiratet. Er kommt oft nach Petersburg. Die Großfürstin ist Mamas besondere Gönnerin. So lernten wir Prinz Bolko kennen. Er besucht in Petersburg regelmäßig Mamas Abende."

Ohne Wigus Hennegall anzusehen, sprach sie das so über den Tisch hin.

Er aber witterte eine unselige Absicht darin: die, ihm gesellschaftliche Abstände klar zu machen.

Nun war gar keine Unterhaltung mehr möglich. Die quälende Unfreiheit von vorhin hatte sich zu einer schwülen Gereiztheit gesteigert.

Sobald es irgendwie tunlich war, verabschiedete sich Wigus.

Die Frauen blieben nicht am Tische sitzen.

„Komm," sagte Olga fast befehlend.

Wieder standen sie an der steinernen Balustrade. Aber nun war es Nacht. Drunten, von bläulichem Glanz übersponnen, lag die Stadt. In diesem blau-weißen unbestimmten Schein der elektrischen Lichter standen die Goldperlen der Gaslaternen. Und überall in der Runde, an den Hängen

der Berge, die man nur erriet, weil man wußte, daß sie dort lagen, glühten kleine Lichttupfe. Als sei ein Schwarm von Leuchtkäfern in die Nacht hinausgeflogen und habe sich dann rings festgesetzt — so sah es aus.

Am Himmel ein eben solches Gefunkel von ruhigen kleinen Goldpunkten.

Die Frauen standen nebeneinander. Carolyne legte ihren Arm um Olgas Schultern.

„Was hattest Du? Weshalb Dein verändertes Benehmen ..."

„Nicht fragen — nicht fragen!" schrie Olga auf.

Sie umhalste die Freundin und brach in ein Schluchzen aus.

Es waren die ersten Tränen, die Carolyne an ihr sah.

Der wilde Ausbruch unaufhaltsamen Jammers ergriff sie schwer.

„Armes Kind — armes Kind," murmelte sie und streichelte ihr Haar, „weinst Du nicht grundlos? Frage Dich!"

„Ich liebe ihn ..." stammelte Olga, „ich hab's gefühlt — gewußt — auf einmal — vorhin, als ich hörte, daß er frei sei."

Carolyne ließ sie sich ausweinen. Nach Minuten erst fragte sie ganz leise: „Nun — und ... ist das hoffnungslos?"

Fester drückte Olga ihr Gesicht gegen die Schulter der anderen.

„Hoffnungslos, ganz hoffnungslos."

„Du denkst an Deine Mutter?"

„Ach — Mama ..." murmelte Olga, als käme das gar nicht in Betracht.

Mitten aus der gramvollen Zerbrochenheit schnellte ihre starke und leidenschaftliche Natur wieder auf.

Ihr Schmerz wandelte sich in Zorn —

„O mein Gott," sagte sie heftig, „wäre das Schicksal doch ein Mensch und könnte ich es schlagen — schlagen — schlagen — Als ich ihn zuerst sah, hab' ich ihn geliebt — gleich — ich weiß es jetzt. Und da gehörte er dieser anderen! Und Du hast es gelesen, wie er diese andere liebte — rasend — glühend — o — diese heißen Worte über die andere — die kann ich nie vergessen — nie! Begreifst Du das? Und nun — nun wird sie nicht einmal die Seine! Und denkst Du, daß ich jemals nehmen könnte, was das Feuer für die übrig gelassen ... O nein, ich werde ihm zeigen, daß er's nicht wagen soll, mir das anzubieten — —"

„Meine liebe Olga," sagte Carolyne sanft und traurig, „Du willst ihn und — Dich mißhandeln. Wissen wir, weiß er es selbst, ob er jene Siddy liebte oder nur aus seiner Lebensnot heraus die Liebe?"

„Man kann doch nicht die Liebe lieben," sprach das junge Weib zornig und ungläubig.

„O ja. Die Sehnsucht ist eine große Farbenkünstlerin. Die kann hohle Puppen prachtvoll antünchen."

Aber Olga murmelte wieder: „Ich will es ihm zeigen ..."

Die reife und leidgeprüfte Frau aber dachte, daß sie diesen beiden helfen wolle, damit sie nicht in die Irre und auseinander gingen.

Denn sie wußte, wie es tat: durch Liebe leiden.

Lange noch standen sie, ins dunkle, mit Lichtfunken übersäete Tal hinabschauend.

Und diese nächtliche Stille in der warmen Luft und dem satten Frieden gab auch ihren Herzen ein Gefühl wehmütiger Ruhe.

Ihnen war, als mache das Leben eine Pause. Der Nachklang vergangener Stunden zitterte hinein — die Ahnung kommender Schmerzen.

— — — — — — — — —

Das Herz von Trotz und Bitterkeit erfüllt, war Wigus Hennegall heimgegangen.

Er hatte es ja gewußt! Unmittelbar fast hatte er Antwort bekommen auf seine Fragen ...

Es genügte, daß sie erfuhr, er sei frei, und das bißchen keimende Liebe erlosch. Und der alberne gesellschaftliche Hochmut kam und hielt ihm gleich Prinzen und Großfürsten vor und erinnerte ihn daran, daß er ein Proletarier war.

Siddy — Olga — jede spielte mit ihren Karten, wie ihre Umgebung, ihre Erziehung, ihre Bildung es sie lehrten. Wo war der Unterschied? Es gab keinen!

Und ein schmerzlicher Stolz erfüllte ihn, daß er sich nicht hatte täuschen lassen — nicht geglaubt hatte — keinen Augenblick lang ...

Vorwärts — auch über diese Erfahrung hin! Vorwärts — sich nicht aufhalten lassen, am wenigsten durch ein Weib.

Jetzt in diesen wehen Stunden gestand er es sich: seine Seele war auf dem Wege zu diesem herrlichen, schönen, lachenden Geschöpf gewesen.

Herzen, die noch im Schmerz um eine verlorene Liebe leben, sind verfeinerter, empfänglicher, empfindlicher als gesunde, glückliche.

Wie wohl hatte dem seinen das klangvolle Lachen der lieben Stimme getan, wie hatte ihn das Leuchten dieser schönen Augen durchsonnt.

Aber er hatte sich bewacht. Er wußte immer, daß so das Ende sein werde.

Glücklich die Ungläubigen! Sie können nicht von den Trümmern ihrer Altäre begraben werden.

Und Wigus Hennegall saß die halbe Nacht an seinem Tische und arbeitete ...

Am anderen Tage, gleich nachdem er sein Frühstück in der Garküche verzehrt, ging er heim, um sich für den Besuch beim Prinzen Bolko umzukleiden. Vor ein paar Wochen noch hätte ihn vielleicht der Gedanke an alle möglichen Etikettenfragen, die im Verkehr mit einer „Hoheit" zu beachten sein mochten, unsicher gemacht.

Jetzt dachte er überhaupt nicht an diese Nebensachen. Er fragte sich nur: werde ich meine Zeit verlieren oder werde ich Gewinn davon haben, wenn ich diesem jungen Manne gegenüber den Präzeptor mache? Sicherlich Gewinn, entschied er, denn wann lernt man mehr, als wenn man lehrt!

Er wurde im Hotel gleich vorgelassen. Prinz Bolko bewohnte mit seinem Begleiter, einem Herrn von Mandach, drei Zimmer im zweiten Stock. Das mittlere dieser Zimmer war der Salon, und dort mußte Wigus Hennegall zwei Minuten warten.

Zuerst erschien der Herr von Mandach, ein schlanker Mann, unbestimmten Alters, mit einem höflichen Gesicht und leisen Bewegungen. Er trug das Haar in die Stirn gekämmt, fast nach Frauenart, vielleicht um die beginnende Kahlköpfigkeit zu verbergen. Unter brauenloser, scharfknochiger Wölbung lagen blasse, müde Augen. Ein paar Barthaare trug er, sie waren aber so kurz, daß sie eigentlich nur vor der Ohrmuschel standen. Herr von Mandach, seine langen weißen Hände reibend, entschuldigte den Prinzen. Sie wären eben noch beim Frühstück gewesen.

Die beiden Männer wußten nichts miteinander anzufangen. Schließlich fragte Wigus nach den Plänen des Prinzen und ob Herr von Mandach glaube, daß der Prinz die ganze Geschichte von Florenz vorgetragen haben wolle.

Um Gotteswillen nein. Nicht zu viel. Es sei der Wunsch Seiner Hoheit des Herzogs, daß sein Neffe, Prinz Bolko, mit Nutzen reise. Diesem Wunsche müsse entsprochen werden. Professor Durban habe einige Andeutungen gegeben, in welcher Weise es geschehen könne. Einige besonders markante Bilder aus der Geschichte seien erwünscht, so daß man Bescheid wisse, wenn auf dies und das die Rede komme. Seine Hoheit der Herzog selbst seien ja unheimlich beschlagen; da dürfe es denn nicht passieren, daß Prinz Bolko nachher so'n paar Medicis und Strozzis und wie die Seigneurs sonst alle geheißen hätten, verwechsele.

Hier trat Prinz Bolko ein, jung, hellblond, gut gewachsen, freundlich, frei. Mit seinen blauen Augen sah er Wigus Hennegall aufmerksam an, reichte ihm die Hand, und mit einem kindlich angenehmen Lächeln auf seinem hübschen Gesicht sagte er: „Sie werden es nicht zu ernst mit mir nehmen, Herr Doktor? Nicht wahr, mehr Plauderei, als gelehrter Vortrag. Darum bitte ich."

„Wie Hoheit befehlen."

Der Prinz lud ihn ein, sich zu setzen. Dann erklärte er sich mit Lebhaftigkeit. Sein Onkel, der Herzog, könne es gar nicht begreifen, daß ein Mann sich in erster Linie für seinen militärischen Dienst, für Jagd- und Pferdesport interessiere. Er habe sich in den Kopf gesetzt, ihm — Bolko — höhere geistige Freuden zu erschließen. Deshalb diese italienische Reise, deshalb in jeder großen Stadt ein Cyklus von glossierenden Vorträgen. Aber man könne das sicher praktisch und angenehm einrichten. Er habe sich gedacht, wenn Herr Doktor Hennegall einige Male in der Woche, nachmittags von drei bis fünf, mit ihm zusammen Galerien, Paläste, Kirchen besuche und ihm dabei sanft und langsam alles Nötige an Wissen versetze ...

Wigus mußte lachen. Im Grunde konnte ihm nichts lieber sein, wie diese Form. Er sah selbst dabei alles, was zu sehen er sich sonst hätte versagen müssen.

Der Prinz war ersichtlich befriedigt, auf keine Gelehrtenpedanterie zu stoßen. Er gestand, daß er in dieser Hinsicht Furcht

gehabt hätte, weil gerade Durban der Empfehlende gewesen war.

„Zu dieser Empfehlung von Professor Durban komme ich auf einem Umweg. Professor Durban wollte sicherlich meinem Lehrer, dem Geheimrat Wallraven, eine Gefälligkeit erweisen."

„Ah — ja Wallraven. Die Geheimrätin ist hier? Sie wohnt mit den Damen Soniakow? Wallraven selbst wird erwartet?"

„Hoheit sind vollkommen orientiert," sagte Wigus, ohne sein Erstaunen verbergen zu können.

Über das helle Jünglingsgesicht des Prinzen zog ein tiefes Rot.

„Madame Soniakow ist meine Gönnerin," sprach er, „wir wechseln ab und an ein Briefchen. Sie kennen Madame?"

„Noch nicht. Sie wird erst heute eintreffen."

„Freilich — ich weiß ... Und Mademoiselle Soniakow kennen Sie auch noch nicht?"

„Doch. Schon lange. Sehr gut."

„Ah — ja, sie ist sehr intim mit der Wallraven. Es geht Mademoiselle Soniakow nach Wunsch?"

„Wie es scheint ..."

Wigus hörte es genau: Die Stimme des Prinzen zitterte ein wenig. Er war ganz unfrei geworden, seit er von Olga Soniakow sprach.

Was bedeutete das?

Jetzt sagte der Prinz: „Also morgen zuerst? Ich erwarte Sie um drei Uhr. Die praktische Frage wird Herr von Mandach mit Ihnen ordnen."

Wigus fühlte sich entlassen und ging. Zuerst hatte er von dieser Begegnung einen angenehmen Eindruck empfangen und sich gesagt, daß er einem überraschend unverdorbenen, einfachen jungen Menschen gegenüberstehe, der mit seiner Prinzenwürde weder sich selbst noch anderen lästig falle. Jetzt dachte er nur darüber nach, weshalb der Prinz rot und verlegen geworden war, als die Rede auf die Soniakows kam.

Seine Erbitterung sog daraus neue Nahrung, obgleich er sich immer wieder sagte, daß die Beziehungen des Prinzen Bolko zu den Damen Soniakow ihn gar nichts angingen.

Als er zum Diner, bald nach sieben, sich auf den Weg machte, sann er sich aus, was er alles an Mienen und Worten aufwenden wollte, um Olga zu zeigen, daß er von den launenhaften oder berechnenden Wandlungen eines Frauenherzens ganz unberührt bleibe, daß er sie völlig durchschaue und deshalb sich in keinem Augenblick habe verführen lassen, an die Wärme ihres Blicks und Lächelns zu glauben.

Aber er fand Carolyne allein. Seine Enttäuschung war grenzenlos.

Er war ganz bewaffnet gekommen, und da war nun niemand, gegen den er die Schwerter seiner Bitterkeit, seines Unglaubens ziehen konnte.

Es war ihm gar nicht eingefallen, daß die beiden Parteien sich in ihrer Wirtschaft jetzt natürlich mehr voneinander trennen würden, wo Olgas Mutter angekommen war nnd des Geheimrats Ankunft bevorstand.

Carolyne wollte nun hören, wollte sein Vertrauen.

Nach dem Essen, in der Dunkelheit gingen sie noch zusammen oben nach San Miniato.

Aber nicht auf die große Piazzale Michel Angelo, wo an Sonnabenden Einheimische und Fremde mit allzu viel Leben die fromme Stille verscheuchen. Unter den uralten Pinien bei der Kirche San Miniato schritten sie auf und ab.

Ohne Rückhalt erzählte Wigus, wie es zum Bruch mit Sibby gekommen war. Er hatte nicht mehr das Bedürfnis, sie und sich zu schonen. Vielmehr war er jetzt im stande, seine damalige Leidenschaft prüfend zu betrachten. Er wollte auch von Carolyne hören, ob er zu schnell, zu hart seine Braut verstoßen hatte.

Carolyne gab ihm recht. Nicht weil sie, wie sie sagte, von jeher eine Gegnerin jenes Bündnisses gewesen, sondern, weil in der Tat Beweise von Mangel an Herzenstakt vorlägen, ja, Beweise von Mangel an ethischem Unterscheidungsvermögen. Tugend, die nur aus Klugheit bewahrt würde, habe keinen Tugendwert. Die heimliche Annahme von Geschenken seitens eines Gönners bleibe entscheidend, auch wenn dieser Gönner die harmloseste, ehrwürdigste Persönlichkeit sei.

Dann wollte Carolyne wissen, ob er etwas von diesem Gönner erfahren habe.

„Nichts," sagte Wigus. „Wie zwecklos auch für mich! Wußte er nicht, daß Sibby

Tulpenbeete in Holland. Aquarellſtudie von Prof. Hans von Bartels.

meine Braut war, was hatte ich ihm dann vorzuwerfen, was mit ihm zu tun? Nichts. Wußte er es ... ja dann ... nicht wahr, dann stand ich einem Schurken gegenüber, der mich, den armen Teufel, zielbewußt bestehlen wollte. Was konnte ich dann tun, als schweigend verachten?"

Carolyne schwieg. So angstvoll zitterte durch ihre Erinnerung ein Bild ...

Vor ihrem Fenster lag ihr Garten, darin die Monatsrosen gerade blühten — am Gitter stand ein hübsches blondes Ding — und über ihres Gatten Angesicht flackerte jenes huschende Rot ...

Aber nein — das war doch Unsinn — eine unmögliche Verknüpfung — ihr Mann hatte es ja gewußt, daß diese kleine Siddy die Lebenssonne seines jungen Schützlings war — das einzige Gut von Wigus Hennegall. Wer beraubt mit Wissen und Vorsatz einen, der eben aus dem Lande der Not kommt und sich mit pochender Faust die Pforten zum großen, reichen Leben öffnen will? Ein Kämpfender ist gleichsam geheiligt — wer darf es wagen, ihm noch Leiden in den Weg zu werfen ...

Fort, fort mit diesen Gedanken. Sich nicht durch Eifersucht verführen lassen, an dem zu sündigen, der bald kam, wahrscheinlich, nein gewiß, mit guten Gedanken im Herzen ...

„Manchmal denke ich," sprach Wigus, „daß jener Unbekannte mir gedient hat. Durch diese Leiden kam ich zur Freiheit. Eine Ehe mit Siddy hätte mich abwärts gezogen, das weiß ich jetzt; das mehrjährige Verlöbnis mich am Vorwärtskommen verhindert. Und frei bin ich für immer von der Gefahr, noch einmal das Spielzeug für ein Frauenherz zu werden. Ich habe sehen gelernt — scharf sehen ..."

„Ach, liebes Kind," sagte Carolyne lächelnd, „in diesen Dingen wird man nicht klug. Und es wäre auch schlimm, wenn man es würde. Nichts reist den Menschen mehr wie die Irrtümer in der Liebe."

„Bei mir bedurfte es nur des einen," rief er hochfahrend. „Ich bin frei geworden, ganz frei. Man mag mich noch so strahlend anlächeln, ich weiß, wie wertlos und unzuverlässig das ist. Man mag mir mit leuchtenden Blicken noch so zärtlich entgegenkommen, ich weiß, daß die gleiche Zärtlichkeit bald einem andern aufflammen wird, der mehr ist und mehr hat als ich."

‚Er denkt an Olga,' durchfuhr es die Frau.

„Was Sie da sagen, ist — sehr jung," sprach sie ernst. „Und all Ihre Freiheit nur Einbildung. Ihre Unfreiheit hat nur die Gestalt gewechselt. Erst waren Sie in den Banden eines Wesens, das flach und klein empfand. Jetzt sind Sie in denen Ihres Unglaubens."

„Kann sein," sagte er hart, „es ist, wie es scheint, immer mein Los, aus einer Sklaverei in die andere zu fallen. Ich will aber lieber durch meinen Unglauben leiden als durch neue Enttäuschung."

Carolyne fühlte, daß man einen durch das Leben Erbitterten nicht mit Worten überzeugen kann. Nur das Leben selbst hat die Beredsamkeit, vergessen zu machen, was es einst angetan.

Nach einer Pause fragte sie ganz unvermittelt: „Sie sind natürlich bereit, sich bei Madame Soniakow einführen zu lassen. Übermorgen abend ist ihr erster Empfang."

„Wenn Sie es befehlen. Lieber möchte ich nicht. Aber das ist eine gesellschaftliche Frage. Und da ich ein Mensch ohne Erziehung bin, muß ich in solchen Dingen Ihnen folgen."

„Ich verbitte mir, daß Sie Wigus Hennegall einen Menschen ohne Erziehung nennen. Er hat sich selbst trefflich erzogen. Und wenn es ihm gelingt, seine Bitterkeit vollends zu besiegen, wird er noch gewinnen. Aber freilich: Humor und Milde, das sind Siegereigenschaften."

„Und ich bin noch keiner? O doch. Es kommt mir so vor. Aber vielleicht hat man selbst keine Taxe für den Wert seiner ersten kleinen Erfolge. Sie berauschen zu sehr. Ich werde gedruckt — ich werde gehört — ich verdiene. Ich bin beinahe schon ein anständiges Mitglied der Gesellschaft und kann mich ja wohl in Madame Soniakows Salon zeigen, ohne ihn zu gemischt zu machen."

„Wigus!"

„Gnädige Frau?"

„Ich bin böse."

„Ah," brach er aus, „richten Sie Ihren Zorn an den dunklen Ehrenmann, der mir Siddy nahm."

„Er hat Ihnen nicht Siddy genommen — viel mehr — leider Gottes viel mehr ...“

— — — — — — — — —

Der folgende Tag verstrich Wigus unter scharfer Arbeit. Er mußte sich einen Plan zurecht legen, nach dem er dem Prinzen zugleich in leichter und dennoch nicht oberflächlicher Weise seine Vorträge halten wollte. Er hatte sich deshalb bei Carolyne entschuldigt und nahm sein spätes Mittagessen in der Garküche.

Um sich zwischen der Tagesarbeit in den Archiven und der Abend- und Nachtarbeit, die er vorhatte, ein wenig zu erfrischen, machte er einen Spaziergang in die Kaskinen.

Es war auf dem großen Platz vor dem im Park belegenen Restaurant kein Militärkonzert. So lag der Platz ziemlich einsam. Auf den Bänken in der Runde, vor den Wänden der hohen, verschnittenen Buchsbaum- und Lorbeerhecken saßen Menschen, hell bestrahlt von den Gaslaternen, die, reichlich aufgestellt, rings den Platz umgaben. Drüben die Veranda vor dem Restaurant war tageshell.

Als Wigus mitten über den Platz schritt, sah er auf dieser Veranda die eine, an die er nicht denken und nicht erinnert sein wollte.

Fünf Personen saßen da um einen Tisch und speisten. Die Damen Soniakow mit Carolyne Wallraven, Prinz Volko mit Herrn von Mandach.

Wigus bog in den nächsten Weg ein. Zwischen den grünen Wänden verschnittener Lorbeerbüsche schritt er dahin, ging dann wieder in die große Allee und näherte sich der Veranda des Restaurants an der Seite, wo der Tisch der Tafelnden stand.

Nah und doch ganz im schwarzen Schatten eines Gebüsches versteckt, konnte er da seinen Beobachtungsposten einnehmen.

Wie schön Olga aussah. Ein wenig bleich vielleicht. Aber das konnte auch am Licht liegen. Wie der weiße, große Federhut sie köstlich kleidete. Neben ihr, Prinz Volko, hatte nur Augen für sie.

Jene stolze, weißhaarige Dame, die einen seltsamen, an eine Maria Stuart-Haube erinnernden Hut trug — das war natürlich Olgas Mutter.

Herr von Mandach schien jetzt keineswegs gelangweilt und wortkarg. Ein Lachen und Plaudern ging um den Tisch. Sogar Carolyne lachte.

Er, der im Dunklen stand und zusah, fühlte sich von diesem Kreise ausgestoßen. Er hatte die deutliche Empfindung, daß das eine andere Welt war, in die er nicht hineingehörte.

Er wollte sich auch nicht hineindrängen, er wollte stolz und einsam seinen Weg gehen.

Daß er dabei gewesen sein würde, wenn er selbst nicht heute Carolyne abgesagt, fiel ihm gar nicht ein.

Mit großen brennenden Augen sah und sah er ...

Nie, so schien ihm, hatten Olga und die Geheimrätin so unbefangen mit ihm gelacht und geplaudert, wie sie jetzt taten. Es war, als gehörten diese fünf da in geheimer Freimaurerei zusammen. Er war davon ausgeschieden.

Nun trat eine alte Frau, eine Blumenverkäuferin, an den Tisch und bot Rosen an.

Ein unglücklicher Zufall wollte, daß die gebeugte, hartknochige Gestalt, daß das verhärmte Gesicht der Blumenverkäuferin seiner Mutter ähnlich sah.

Madame Soniakow scheuchte die arme Alte mit einer Gebärde der Ungeduld fort.

Wigus erzitterte. Das war ihm wie Vorbedeutung.

Er dachte sich seine verarbeitete, vom Schicksal verprügelte, demütige alte Mutter in diesem glänzenden Kreis ...

Das war unmöglich. Das war eine Lächerlichkeit oder ein Martyrium — für alle — am meisten für seine Mutter ...

Es gibt Dinge, die man nie, niemals verbinden kann ... zwei Welten ...

‚Ich gehöre in die deine, Mutter!‘ dachte er trotzig.

Die alte Blumenhändlerin kam an ihm vorüber.

Er beschenkte sie.

Feindseligkeit gegen den Prinzen Volko im Herzen ging er am nächsten Nachmittag ins Grand Hotel. Aber der Prinz war so sehr „guter Junge“, daß ein Aufwand von eifersüchtigem Zorn gegen ihn ganz unangebracht erschien.

Sie fuhren zuerst nach der Kirche San Lorenzo und besahen die Grabkapelle der Medici. In dem strengen Raum voll Hoheit und Todeskühle, angesichts der Marmor-

gestalten Michel Angelos und ihres geheimnisvollen Schweigens, hielt Wigus mit unwillkürlich gedämpfter Stimme einen kleinen Vortrag. Dann fuhren sie zu den Uffizien; sie blieben aber in dem Mittelgange zwischen den beiden Flügeln des Baues, der die Piazza della Signoria mit dem Kai am Fluß verbindet. Dort zwischen den in die Arkaden eingefügten Statuen großer Florentiner wandelten sie auf und ab, und Wigus, der von vornherein begriffen hatte, daß dem Prinzen nur durch „Anschauungsunterricht" beizukommen war, hielt immer vor den, zu seinem heutigen Stoff gehörenden Bildsäulen.

Der Prinz hörte artig zu. Er wollte aus Höflichkeit gegen den Doktor Hennegall so viel Interesse als möglich dartun. Aber einmal, als er von weitem eine Dame mit großem, weißen Federhut in den Eingang der Post treten sah, die in den Uffizien, nahe der Piazza liegt, rief er lebhaft: „Mandach — war das Mademoiselle Soniakow?"

„Leider nicht."

Nun sprach er nur noch von Olga. Wie man gestern abend einige scharmante Stunden verlebt habe, wie er sich freue, daß Madame Soniakow mit dem heutigen Abend wieder ihren Salon öffne.

Wigus erlaubte sich daran zu erinnern, daß noch eine halbe Stunde an der vereinbarten Zeit fehle, und versuchte wieder auf den wilden Sprößling der Mediei, auf Giovanni delle bande neri, bei dem er grade gewesen, zurückzukommen.

„Mein lieber Doktor, ich bin kein Pedant und Minutenkrämer," sagte Prinz Bolko lachend, „wir wollen es nicht so genau nehmen. Olga Soniakow ist viel interessanter als dieser ‚Giovanni mit der schwarzen Bande.' Aber schwören Sie mir, diese meine Unbeflissenheit nicht dem gnädigen Fräulein zu verraten. Sie hat ja leider Gottes eine ähnliche Geschmacksrichtung wie Se. Hoheit der Herzog, mein erhabener Onkel."

Und er seufzte — allerliebst. Wigus war entwaffnet. Der Prinz kam ihm knabenhaft liebenswürdig vor. Mochte er Olga anbeten ... Warum nicht.

Wer wollte irgend einem männlichen Wesen das verargen.

Abends fand er Carolyne etwas unruhig. Sie hatte bestimmt eine weitere Depesche ihres Mannes erwartet, mit genaueren Ankunftsbestimmungen. Sie wollte ihm bis Bologna entgegenfahren. Das war ihr Plan. Wie konnte sie den ausführen, wenn Tag und Stunde der Abreise ihres Mannes ihr nicht rechtzeitig bekannt wurden? Wigus suchte sie zu zerstreuen. Da aber Humor noch nicht unter den Schätzen seiner Seele war, gelang es ihm nur mäßig.

Nach dem Essen, um neun Uhr, gingen sie dann hinauf.

Madame Soniakow empfing zweimal in der Woche, ob sie nun in Petersburg war oder in Florenz. Hier in Italien aber folgte sie der italienischen Sitte, die es mit sich bringt, daß lediglich mit Wein, Kuchen und Konfitüren bewirtet wird. Sie verfügte über zwei große, saalartige Räume, mit goldenen, rotseidenen Möbeln und allerlei kalten Glanzstücken, fast wie ein Festsaal auf dem Theater ausgestattet.

Riesenbilder, künstlerisch wertlos, aber wohltuend nachgedunkelt, hingen an den Wänden. Etwas altersblinde, ungeheure venetianische Kronleuchter von irisierenden und matt gefärbten Gläsern hingen von den bemalten Plafonds.

Als Wigus hinter Carolyne in diese steifen Mietprunkräume trat, bekam er Herzklopfen.

Er fand das von sich lächerlich. Weshalb? Über wen und was regte er sich auf? Was gingen ihn diese Welt und ihre Zugehörigen an? Carolyne zu Liebe ließ er sich mitschleppen, aber seine innere Einsamkeit wollte er schon zeigen und bewahren.

Im ersten Salon waren nur Olga und Herr von Mandach.

Es war das erstemal seit jenem qualvollen Sonntagabend, daß Olga den geliebten Mann wiedersah.

Jede Farbe wich aus ihrem Gesicht. Sehr stolz richtete sie sich auf.

Sie erinnerte sich genau, daß sie ihm etwas zeigen wollte ...

Abwehr ... Abwehr ...

Aber Wigus Hennegall verbeugte sich nur fremd, kurz, schweigend.

Er folgte Carolyne. Sie mußte ihn ja der Herrin dieser Räume vorstellen.

Und Olga ging mit ihnen, hinter ihnen

her. Sie konnte nicht anders. Sie mußte sehen, wie ihre Mutter den Mann aufnahm. Jeder Nerv in ihr war gespannt in zitternder Erwartung.

Im zweiten Raum befand sich schon ein Dutzend Menschen um Madame Soniakow, die auf einem kleinen Sofa förmlich thronte. Da sie durch ihr Ischiasleiden oft nicht freie Herrin ihrer Bewegungen war, zog sie es vor, in stolzer Haltung zu sitzen, oder, nicht minder stolz und aufrecht, ihren Stock in der Hand, zu stehen. Sie vermied es vor Zeugen hin und her zu schreiten, wenn es sich irgend machen ließ. Denn sie wußte, daß ihrer fürstlichen Erscheinung das etwas humpelnde Gehen entschieden Abbruch tat.

Prinz Bolko stand rechts neben ihr, die Hände auf der Krönung einer Sessellehne gefaltet.

Dann war da eine italienische Gräfin mit so roten Haaren, wie die Natur sie nie hervorbrachte, eine bleiche, dunkeläugige, üppige Frau, die mit dem Prinzen kokettierte.

Auch der Privatgelehrte, der Wigus hier in den ersten beiden Tagen freundliche Dienste geleistet, war unter den Gästen. Er sprach lebhaft mit einer großen Frau in verknittertem schwarzem Seidenkleid, die kurzes, graues Haar und auf der gebogenen Nase einen Kneifer hatte. Neben diesen stand eine wunderschöne junge Engländerin, im sehr tief ausgeschnittenen weißen Kleid. Ihr auffallend großer, rostbrauner Haarknoten im Nacken war von einer Nadel durchbohrt, von deren Kopf ein kleines, funkelndes Goldgehänge hing und in steter, zitternder Bewegung war. Ein Italiener, ein alternder, sehr schöner Mann mit weißem Haar und kokettem, schwarzen Schnurrbärtchen hielt sich neben ihr, und seine feurigen Blicke sahen auf ihre prachtvollen Schultern.

Carolyne Wallraven führte ihren jungen Freund bis an Madame Soniakows Platz und stellte ihn vor.

Hennegall — Hennegall? Madame Soniakow hatte schon wieder vergessen ... ach, ja, das war der Protegé des scharmanten Geheimrats und seiner klugen Frau ...

Und mit einem oberflächlichen, hoheitsvollen Lächeln gönnte sie ihm einen flüchtigen Blick und sagte auf französisch: „Ich bin entzückt ...“

Und wandte sich sofort wieder dem Prinzen Bolko zu, nicht ohne zugleich Carolyne Wallraven mit hinein zu beziehen in die Bemerkung, die sie machte.

Es war der Vorgang einer halben Minute, und mit der ihr eigenen Weltgewandtheit hatte sie diesen nebensächlichen Hennegall „abgemacht“ und sogleich eine in sich abgeschlossene Plaudergruppe mit dem Prinzen, Carolyne Wallraven, Gräfin Beroldini hergestellt.

Olga kannte das genau. Sie verstand dieselbe Kunst, wenn ihr irgend ein „Niemand“ vorgestellt ward, diesen sogleich ohne Unfreundlichkeit mit dem flüchtigen Begrüßungswort abzuspeisen und auszuschließen. Sie hatte das von ihrer Mutter und von anderen Frauen ihres Kreises gelernt ...

Nun erbebte ihr Herz voll Zorn.

„Lieber Hennegall,“ sagte sie, „ich will Sie vorstellen. Kommen Sie.“

Sie fügte seinem Namen keine Erklärungen, kein schmückendes Beiwort hinzu. Aber die ganze Art, wie sie ihn mit den übrigen Gästen bekannt machte, schien diesen zu verstehen zu geben, daß es sich um einen Mann von Bedeutung handle.

Was fiel ihrer Mutter ein?! Hennegall war ein Mensch für sich. Den sollte keiner, auch ihre Mutter nicht, nach dem albernen Maßstab der „Gesellschaft“ messen.

Und eine Menge Namen schwirrten an seinem Ohr vorbei. Gräfin Beroldini. Professor Kurt Manning. „Wir kennen uns.“ Miß Webster. Graf Beroldini. Frau Lobanow. Baron und Baronin von Freysing ...

Madame Soniakow streifte mit erstauntem Blick ihre Tochter.

Nach einigen Minuten sah Wigus sich in einem Kreise, der von dem weißblonden Professor Manning, Frau Lobanow, Olga und ihm gebildet wurde. Sie saßen um einen Tisch, der seine Marmorplatte auf goldenen Füßen trug. Grade bot ein Diener Marsala, Konfitüren und kleine Kuchen an.

Prinz Bolko, der mit seinen Blicken Olga gefolgt war, sah sehnsüchtig hinüber.

Endlich benutzte er den ersten Moment,

der ihm schicklich schien, und verließ Madame Soniakow.

„Wenn es hier nicht zu gelehrt hergeht, möchte ich um einen Platz im Kreise bitten," sagte er und zog seinen Stuhl neben Olga.

„Zwei deutsche Männer der Wissenschaft, Hoheit," sprach sie scherzend, „da muß Ihnen doch angst und bange werden!"

„O, dank unserm lieben Hennegall fange ich schon an, kolossal gebildet zu werden. Nicht wahr?"

Wigus verbeugte sich.

„Ich beneide Sie um Ihre Aufgabe," sagte Frau Lobanow in ihrem harten Russisch-Deutsch und nahm ihren Kneifer ab, um ihn mit ihrem zerrissenen Spitzentüchlein rein zu wischen; „das Ohr eines Prinzen haben! Was können Sie sagen, wie weithin nützen!"

„Ach du meine Güte," sprach Prinz Bolko, indem er sich eine Schokoladenkonfitüre von dem Kristallteller suchte, der auf dem Tische stand, „so 'n kleiner Prinz wie ich ... nicht mal von weitem Aussicht auf Thronfolge ... Hennegall würde bloß Zeit verschwenden, wenn er den Posa spielen wollte."

„Ich denke Hennegalls Ideal ist es auch mehr Volksmann zu werden als Hofmann," sagte der Professor Manning.

Prinz Bolko tat komisch erschreckt.

„Was denn? Volksmann? Das heißt so was wie Volkstribun? So was wie Lassalle? Und Sie empfiehlt der gesinnungsreinliche Durban? Daß nur ja mein Onkel, der Herzog, nichts davon hört. Ich bitte Sie, lieber Hennegall, ziehen Sie Ihr rotes Taschentuch nie in Mandachs Gegenwart."

Die andern lachten, auch Wigus. Nur Olga ärgerte sich und fand den Scherz albern.

„Hoheit dürfen ruhig sein," sagte Wigus, „ich bin kein Sozialdemokrat. Ich will auch nicht ein Volksmann werden in dem Sinn, wie Hoheit sich das vorzustellen scheinen. Mein Wunsch ist es, in die politische Karriere zu kommen."

„Was wollen Sie da?" fragte der Prinz naiv.

„Meinem Vaterland nützen."

„Wie denn?"

„Wie vermöchte ich das heute zu sagen! Kann ich die Wandlungen voraussehen, die ich selbst durchmachen werde? Wissen, durch welche Phasen noch die Politik gehen wird, bis es mir vergönnt sein kann im Reichstag oder in der Presse meine Meinung dazu zu sagen?" fragte Wigus Hennegall.

„Na — so im allgemeinen müssen Sie doch von sich wissen, ob Sie konservativ oder liberal sind," sprach der Prinz, indem er Olga den Konfitürenteller hinhielt. „Die da — die sind mit Kaffeecreme gefüllt ... natürlich von Doney?"

Olga antwortete aber nicht auf die Zwischenfrage, sondern sah Wigus Hennegall an.

„Junge Menschen sind wohl stets liberal," meinte Wigus lachend.

Prinz Bolko schnitt eine Grimasse und flüsterte komisch geheimnisvoll und entsetzt: „Mein Vetter, der Erbprinz, soll es auch sein ..."

Dann sagte er: „Ich hab' mal gehört: liberale Menschen wollen immer populär sein. Wenn ich das Wort ‚populär' höre, denke ich gleich an gräßlich volle Säle, in denen schlechtriechende Männer viel Bier trinken und billige Zigarren rauchen. Bester Hennegall, tun Sie mir die Liebe und werden Sie bloß nie populär und machen der Masse den Hof."

„Ein General braucht Truppen," warf Olga schnell ein. Es war, als nähme sie Wigus das Wort vom Munde, denn fast zugleich sprach er: „Wie könnte man ohne eine Masse siegen? Das wissen Hoheit doch aus dem strategischen Unterricht."

„Da hat er wieder recht," bemerkte der Prinz. „Und wenn Sie populär sind, was wollen Sie dann alles umkatern im lieben Vaterland?"

„Ich möchte Deutschland vom grünen Tisch und von der Michelei befreien helfen," rief Wigus lachend.

„Was meinte er damit," fragte Prinz Bolko leise seine Nachbarin.

„Hoheit sollten sich nicht mit politischen Gesprächen befassen," sagte Olga.

Wigus hörte es. Er hatte grade genau dasselbe gedacht.

Er sah sie an. Und als sie seinem aufleuchtenden Blick begegnete, fiel ihr erst wieder ein, daß sie ihm ja etwas zeigen wollte ...

Sie nahm eine kalte Miene an.

Prinz Bolko aber antwortete: „Es ist schon wahr — ich versteh' nichts davon. Ihrer Ansicht nach versteh' ich überhaupt bloß was von Pferden."

„Hoheit . . ."

„Nun, das ist eine edle Wissenschaft. Ich hoffe, Sie noch zu bekehren. Dabei fällt mir ein: Mandach war heute in dem größten Reitstalle hier. Ganz leidliche Gäule, sagt er. Auch ein paar gute Damenpferde. Wollen wir mal morgens früh ausreiten?"

Wigus hörte nicht mehr, was Olga antwortete, denn Frau Lobanow und Professor Manning verwickelten ihn in ein Gespräch.

Er sah dann, wie Olga und der Prinz sich erhoben. Im eifrigen Gespräch gingen sie in den ersten Saal.

Und den ganzen Abend konnte Wigus es beobachten, ebenso gut wie alle Welt es sah: Prinz Bolko huldigte dem schönen Mädchen in der auffallendsten Weise. Er machte nicht einmal den Versuch, seine Verliebtheit zu verstecken.

Was war das? Die rücksichtslose Freiheit, die der hochgeborene Prinz sich nahm, dem es einerlei schien, ob er eine Dame bloßstellte oder nicht?

Oder war es eine echte, unbeherrschte, zielbewußte Leidenschaft?

Wiederholte sich denn alles im Leben? An Siddy hatte er sich die Wünsche und Gedanken fremder Männer heranwagen sehen. Ihr Beruf stellte sie in die Öffentlichkeit, machte die dreisten Annäherungen erklärlich.

Und hier, in der großen Welt, hier sah er, wie die Liebesblicke eines Prinzen brennend an dem schönen jungen Weibe hingen, das er doch niemals heiraten konnte oder heiraten wollte.

Und Olga ließ sich das gefallen? Olgas Mutter sah wohlgefällig zu?

War das nicht dasselbe wie mit Siddy? Die, das arme kleine Ding, nahm Geschenke, diese stolze, reiche Dame nahm die Huldigungen an . . .

Ja, es war dasselbe . . .

Dieselbe Eitelkeit und Unzuverlässigkeit . . .

Aber mit höhnischem Triumph sagte er sich, daß es ihn nicht schmerze, nicht überrasche.

Denn er hatte nicht geglaubt.

Glücklich sind die Ungläubigen, denn sie allein sind frei.

XI.

Carolyne Wallraven stand vor Rätseln.

Zehn Tage waren seit der Ankunft jener Depesche verflossen, und der Geheimrat ließ nichts wieder von sich hören.

Ihre Umgebung und was sie in derselben beobachtete, nahm sie anfangs sehr in Anspruch.

Olga war aufgeregt und ließ sich von dem Prinzen sehr den Hof machen, wenn Wigus Hennegall zugegen war. In dessen Abwesenheit behandelte sie den Prinzen kalt oder mit unbefangener, überlegener Fröhlichkeit.

Der arme junge Mensch verlor völlig den Kopf, und seine Leidenschaft für Olga nahm solche Heftigkeit an, daß Herr von Mandach bereits zu Carolyne Wallraven von seiner Verantwortlichkeit zu sprechen begann und erwog, ob er bei Seiner Hoheit dem Herzog nicht um eine Abkürzung des florentinischen Aufenthalts einkommen sollte.

Madame Soniakow sprach sich auch gegen Carolyne Wallraven aus und verriet, daß sie eine Heirat zwischen Olga und dem Prinzen Bolko für durchaus möglich hielt. Er wäre nicht der erste Prinz unserer Zeit, der sich unebenbürtig vermählte. Der Prinz stehe dem Throne seines Hauses ziemlich fern. Er sei nur mäßig bemittelt, Madame Soniakow aber würde ihrer Tochter mindestens eine Million Rubel mitgeben. Das junge Paar konnte in Petersburg leben, wo die Gönnerschaft der Großfürstin Feodor ihm sehr nützen würde. Und Olga, einmal bei Hofe eingeführt, würde sich dort alsbald eine bevorzugte Stellung erzwingen. Denn Olga war eine Siegernatur.

Carolyne kam aus den qualvollsten Sorgen nicht heraus. Wenn das sich begab . . . dann war Wigus Hennegalls Seele für immer vergiftet.

Olga selbst sprach sich gar nicht aus. Sie tat gerade, als habe jener heiße Tränenausbruch, jenes leidenschaftliche Geständnis niemals stattgefunden.

Aber Wigus versagte sich keine Gelegenheit zu scharfen Randglossen. Eine unglückselige Stimmung kam über ihn.

Er sprach nie von Olga. Er grub sozusagen alle Schmerzen um Siddy wieder aus. Er enthielt Carolyne auch nicht die Vergleiche vor, die er herb und hohnvoll zwischen dem freigebigen Gönner der kleinen Schauspielerin und dem ebenso platonischen Verehrer Olgas anstellte. Tastende, lüsterne Gedanken und Wünsche da wie dort. Unberührte Tugend da wie dort ...

Alle diese gärenden Seelenzustände ihrer Freunde lenkten Carolyne eine Weile ab.

Dann aber drängte sich mit Übermacht das eigene Leid in den Vordergrund.

Ihr freudiger Mut, mit dem sie des Gatten gedacht, sank nach und nach und wandelte sich wieder in die große geheime Angst, die sie umgab, als sei die Luft mit Unheil gesättigt, als könne jeder Schritt vorwärts sie in einen Abgrund stürzen lassen, als müsse jeder Blick rückwärts ihr ein Ungeheuer zeigen, das drohend und lauernd hinter ihr herschlich.

Nun saß sie am Fenster ihres Schlafzimmers. Es ging nach dem Vorgarten hinaus. Sie hatte sich dort den Schreibtisch hinrücken lassen, ein fast unbrauchbares, wackeliges und überzierliches Ding, das mehr als Zimmerdekoration denn als Gebrauchsgegenstand gedacht war.

Eben hatte sie ihren Tee genommen und dabei die eingegangene Post gelesen, die ein paar Briefe von Freunden und deutsche Zeitungen brachte. Nichts von ihrem Gatten? Ja doch ... eine Zeitungsnotiz unter „Kunst und Wissenschaft". „Geheimrat Professor Dr. Wallraven ist durch die Verleihung des transsilvanischen Hauskreuzes erster Klasse ausgezeichnet worden. Der berühmte Staatsrechtslehrer hat übrigens erst heute seine Erholungsreise angetreten. Dem Vernehmen nach gedenkt derselbe zunächst in Florenz Aufenthalt zu nehmen."

Freude und Zweifel erfüllten sie, trachteten abwechselnd nach dem Sieg.

Also er war wirklich nach Florenz abgereist! Es war sozusagen offiziell.

Diese Notiz hatte er selbst in die Öffentlichkeit laneiert. Das wußte, das kannte Carolyne. Er hatte doch einen Orden bekommen — das mußte die Welt erfahren ...

Sie warf die Zeitung hin. Die blieb aber nicht auf dem winzigen Schreibtisch, sondern segelte in schiefem Flug sacht hinab auf den Estrich.

Carolyne stützte den Ellenbogen auf das Fensterbrett und starrte vor sich nieder.

Ihre Finger pflückten an den weißen Spitzen ihres blauseidenen Morgenrockes. Sie sah so bohrend, so stetig auf ein und denselben Fleck des Gewandes, daß es ihr plötzlich ganz blau vor den Augen flimmerte.

Aus schwerem Sinnen erwachend, hob sie das Haupt.

Vor dem Fenster stand ein Koniferengebüsch. Das Gitter, das straßenwärts den Garten abschloß, war ganz und gar von Rankrosen durchflochten. Ein überlanger, etwas gebeugter Eukalyptusbaum stand neben der Pforte, und die Pforte war geöffnet.

Ein Wagen kam. Die Pferde zogen mit nickenden Köpfen. Hier war die Schlangenwindung des berganführenden Fahrweges grade ziemlich steil.

Nun hielt der Wagen.

Carolyne fuhr auf — stand bebend — fassungslos — —

Ihr Mann — ihr Mann ...

Sinnlose Freude überwältigte sie. Alles Blut rauschte auf und stieg zu Kopf.

In den Ohren hub ein Singen an ...

Fassung — Haltung ...

Draußen, der Mann bezahlte den Kutscher. Carolyne sah ihren Gatten jetzt erst genau. —

Er schien nicht wie einer, der von der Bahn kommt ... Jetzt, vormittags, kam auch kein Zug. Carolyne wußte den Fahrplan auswendig. Abends um sechs, morgens um sechs kamen die Schnellzüge von Bologna. Von Pisa her mittags und abends. Jetzt nicht ...

Nein, es war kein Gepäck auf der Droschke. Die wandte sich nun langsam und in so scharfem Winkel, daß die Pferde schon ganz nach rechts gingen, ehe der schwarzblanke Wagen, auf dessen Schlag die Sonne flimmerte, sich nur drehte.

Der Geheimrat trat in die Pforte, das Haus mit prüfendem Blick überfliegend.

Oben am Fenster mußte er wohl eine von den Damen Soniakow sehen, er schwenkte grüßend den Hut.

Nein, er kam nicht von der Bahn.

Er hatte eine frische, weiße Weste, einen ganz hellgrauen Anzug an, sein weicher Filzhut war fast weiß — kein Reiseanzug. Gewiß nicht.

Was bedeutete das ...

Er hatte Carolyne nicht gesehen. Er ward unsichtbar, verschwand hinter der Seitenwand des Hauses.

Sie schritt mit unsicheren Füßen in das Zimmer, das sich auf den Garten zu öffnete. Die Flügeltüren standen weit auf.

Die reine, warme Septembermorgenluft kam herein.

Nun Schritte ...

Der Geheimrat war nicht durch den seitlichen Eingang in das Haus getreten ... Suchend umging er den Bau.

Da eine offene Tür ...

„Carolyne!" rief er.

Sie wußte nichts mehr als: er ist da. Sie breitete die Arme aus und wankte ihm entgegen.

Etwas befangen, oberflächlich und gönnerhaft nahm er sie an seine Brust.

„Du bist da ... Du bist da ..." stammelte sie.

‚Wie ist sie aufgeregt ... sollte sie ahnen?' dachte er, „... natürlich ahnt sie.'

Mit sorglicher Gebärde leitete er sie zu dem Sofa, das etwas einsam an einer Wand stand.

„Es geht Dir gut, liebe Carolyne? Das freut mich. Und Olga und ihre Mutter scheinen sich trefflich zu befinden. Beide winkten so lebhaft ..."

„Sie freuten sich gewiß für mich ... ich hatte mich so geängstigt ..."

Sie saß und hielt das Hinterhaupt angelehnt, die Hände rechts und links auf den Sofasitz gestützt.

„Aber wie konntest Du Dich ängstigen!"

Er legte seinen Hut auf den runden Tisch mitten im Raum und sah sich forschend um, als wollte er ein Urteil über das Zimmer und seine Wohnlichkeit gewinnen.

„Woher kommst Du jetzt? Du hast kein Gepäck?" fragte sie matt.

„Ich bin gestern abend angekommen und im Grand Hotel abgestiegen."

„Im Hotel — im Hotel — aber Du wußtest doch, daß hier Dein Zimmer bereit ist?"

Ihre Mattigkeit wich. Jeder Nerv in ihr belebte sich. Ihr ganzer Körper spannte sich. Sie war ganz Wachsamkeit, ganz Furcht ...

„Mein Gott — Carolyne — ich fand es richtiger so. Die paar Tage, die ich nur bleibe ... Und überhaupt ..."

„Nur ein paar Tage? Warum plötzlich nur ein paar Tage?"

„Ich bin lediglich gekommen, um wichtige Dinge mit Dir zu besprechen, wie ich Dir schon in meinem letzten Brief andeutete ..."

Er sah sie an mit jenen seltsam funkelnden, kalten Blicken, die sie fürchtete.

Und mit einem Male wußte sie alles. Was jahrelang sie umschlichen, ungreifbar wie Eisesluft und doch spürbar bei jedem Atemzug als schneidende Kälte bis in ihr innerstes Mark ... was drohend vor ihr gestanden, düstern Nebeln gleich, die man nicht fassen kann, die die Nähe nur leicht verschleiern, aber die Ferne ganz verhüllen ... nun war es da — nun war es da! Das Ungeheuer, das lauernd hinter ihr geschlichen, packte sie.

Der Abgrund, der vor ihrem schreitenden Fuß gedroht, — er tat sich auf.

Ein paar Herzschläge lang herrschte vollkommene Stille in dem Raum, den die reine, warme, würzige Septembermorgenluft erfüllte.

Auch draußen, der grüne Garten mit dem blanken Kameliengebüschen lag im Schweigen.

Langsam erhob sich die Frau.

Sie ging auf den Mann zu ...

Er wich nicht zurück. Mit festen, harten Blicken sah er sie an.

„Du willst mich verlassen!" sprach sie ganz laut und griff nach seiner Hand.

Sie wußte es. Sie fragte gar nicht. Sie sagte es ihm, wie man eherne Gewißheiten ausspricht.

Und dennoch, tief im Untergrunde ihrer Seele regte sich eine wahnwitzige Hoffnung, die sich gegen dies Wissen aufbäumte, die gierig — gierig darauf lauerte, daß er „Nein, tausendmal Nein!" rief.

„Aber Carolyne," sagte er und nahm ihre Hand sanft von seinem linken Handgelenk, das sie umkrallt hielt, „welch ein

Schlechte Stimmung. (Katwijk.) Aquarellstudie von Prof. Hans von Bartels.

Wort! Verlassen! Als ob wir junge Springinsfelde wären, die nach unüberlegten Impulsen handeln!"

„Aber Du willst mich doch verlassen," beharrte sie in jenem seltsam blechernen, mechanischen Ton.

„Komm," sprach er und führte sie, den Arm um ihre Taille, nach dem Sofa zurück, „komm, laß uns als gute Kameraden, die wir stets gewesen sind, alles besprechen. Es war, weiß Gott, nicht meine Absicht, gleich in der ersten Viertelstunde unseres Wiedersehens eine schmerzliche Erörterung herbeizuführen. Aber da Du Dich mir mit einem so harten Worte gleichsam entgegenwirfst, bleibt ja nichts übrig, als sofort ein Gespräch zu beginnen, das ..."

Er brach ab und seufzte.

Und zum drittenmal sagte sie monoton, klanglos, klaglos — so schien es: „Du willst mich verlassen."

Es machte ihn nervös.

Das flackernde Rot, das innere, heftige Erregungen anzeigte, huschte über sein Gesicht.

„Ich bitte Dich ... Sprechen wir doch nüchtern. Sprechen wir wahr. Bist Du glücklich neben mir gewesen, Carolyne?"

Da zerbrach ihre Starrheit.

„Nein," schrie sie auf. „Ja — doch — ja ..."

Und sie legte sich beide Hände vor ihr Gesicht und weinte ... weinte ...

„Nein ... ja ..." sprach er ungeduldig. „Soll das heißen, Du weißt es nicht? Nun, es gibt Frauen, die in seltsamer Unkenntnis über sich dahin leben. Und andere, die zu kühlen Herzens sind, um viel Glücksbedürfnisse zu haben. Aber ich, Carolyne, ich muß es endlich aussprechen: ich bin nicht glücklich gewesen in unserer Ehe."

Sie stieß einen leisen Schrei aus. Sie sprang auf und stierte ihn an ... atemlos, entsetzt, wild.

Nicht glücklich gewesen ... er war nicht glücklich gewesen? Und sie hatte ihm alles gegeben — alles — erst ihre junge Schönheit und ihr vieles Geld — und dann ihre ganze Seele und all ihre Gedanken ... aufgezehrt hatte er ihr ganzes Leben, es aufgesogen in seiner Existenz. Ihre Mühen waren gewesen, seine Wünsche erraten, wenn sie nur erst keimten; seinem streberischen Ehrgeiz zu dienen, auch wenn sie es mit Widerwillen tat; an ihrem Tische hatten nie andere Menschen gesessen, als die er ihr gebracht hatte, er war der Herr gewesen über ihr Dasein. Und wenn ihr Herz nach ein wenig Wärme schrie, hatte sie es keusch und bescheiden gezwungen, dem Manne sich nicht zudringlich zu nahen ... zu warten ... zu hoffen ...

Und er war nicht glücklich gewesen! All die Opfer waren umsonst gebracht! Sie hatte in dem Wahn gelebt, daß er das Glück, das er brauchte, hatte! Daß seine kalte, nur von Ehrgeiz und Eitelkeit erfüllte Seele gar kein Glück, kein warmes, tiefes Herzensglück verlangte. Daß das, was ihn von ihr fortzog, anderes war: die spät erwachten, niedrigen Triebe seines Temperaments — —

Er sprach das Wort Glück aus — er! — und hatte niemals getrachtet, es sich von seinem eigenen Weibe geben zu lassen ... niemals mit leisem Finger an die verschlossenen Tore ihres Herzens gepocht, die sich, ach so freudig, für ihn aufgetan haben würden.

Er sah den entsetzten Blick des Weibes.

Er war auf Widerstand gefaßt gewesen; auf den der Eitelkeit.

Welches Weib verliert gern ihre Stellung! Selbst einer so herzenskühlen und verstandesklaren Frau wie Carolyne konnte es ja nicht leicht sein, von ihrem Platze fortgewiesen zu werden. Die Gattin des Geheimrats Wallraven! Das war eine vielbeneidete Position. Die „Exzellenz" und das „von" standen sozusagen schon auf seiner Schwelle; der nächste Anlaß konnte diese beiden angenehmen, schmückenden Worte ihm zuführen und mit seinem Namen vermählen. Das waren Vorteile für eine Frau ...

Daß ihm Widerstand der Liebe begegnen würde, ahnte er nicht und erkannte es auch nicht, — in diesem Augenblicke noch nicht.

Gütigen, fast elegischen Tones sprach er: „Sieh, liebe Carolyne, ich habe gedacht, in der außerordentlichen Hochachtung, welche wir für einander empfinden, hätten wir eine gute Basis zum klaren Unterhandeln. Ich bin fünfundfünfzig Jahre — kein junger Mann mehr — aber auch kein Greis! Meine Jugend war zwar nicht dürftig, aber doch knapp. Was habe ich von meinem Leben gehabt als Arbeit, Arbeit! Viel habe ich erreicht. Ich darf mich

keinen Verkannten, Ungewürdigten nennen — gottlob nicht. Aber jetzt kommen zuweilen Stimmungen über mich — es ist wie eine Mahnung, nicht so in Trockenheit, in Arbeit, in bloßer Hingabe an die Wissenschaft in mein Alter hineinzugehen ... Es ist, als würfe der Mensch in mir dem Gelehrten vor, ihn um all seine Rechte und Bedürfnisse betrogen zu haben ... Und eine neue Bewegung ist in mir, die mich von der Arbeit abzuziehen scheint und dennoch meine Kraft in ihr beflügelt ... Eine Stimme raunt mir zu: strecke dem Glück, dem berauschenden, die Hände entgegen ... suche das Glück ... suche! Wir beiden, meine arme Carolyne, wir beiden haben es zusammen nicht finden können."

„Du — Du liebst — eine andere," stammelte Carolyne.

Und sie sank in die Knie vor dem Sofa, auf dem er noch immer saß. Sie legte ihre Arme auf das Polster und ihr Gesicht in die Hände.

Er sah herab auf die Frau, die da neben ihm kauerte ... ihre Schultern bewegten sich wie bei einer, die sich heftig müht, ihr Schluchzen zu unterdrücken ...

Er wußte genau, was er wollte und wie er es wollte! Er glaubte Carolyne zu kennen und alle Schlüssel zu ihrem Wesen in der Hand zu haben. Durch Wahrhaftigkeit an ihre Großmut sich wenden! Das war der Weg ... Aber er sollte mit Zartheit gegangen werden.

Er streichelte ihr sanft das Haar.

„Beschwere Dich nicht mit solchen Gedanken ... Und wenn ich hoffe ... Wenn ein neues Leben kam ... Du weißt es, das Glück war niemals unser Hausgenosse. Die Erkenntnis ist alt. Älter als Wünsche, als Hoffnungen, die zwar bestehen, aber nicht der Anlaß sind, daß ich Dir Freiheit geben möchte!"

Carolyne richtete ein wenig den Kopf auf. Die gefalteten Hände vor ihrer Stirn, klagte sie vor sich hin ... leise ... fast wimmernd: „Was weiß eine andere von Dir ... wer kennt Dich wie ich ... gelauscht hab' ich auf Deine Gedanken ... zwanzig Jahre lang ... gewartet — gehofft — gehaßt — geliebt ... ich weiß Deine Kleinheit, ich weiß Deine Größe ... ich bin ein Teil Deines Lebens ... Du weißt es nicht — Du weißt es nicht ... wer soll Dich so verstehen wie ich — wer soll die Kraft haben, neben Dir zu dulden wie ich ..."

Sie weinte — unaufhaltsam — unaufhaltsam.

Seine Augen weiteten sich ... sein Herz begann zu klopfen — schwer, unruhvoll ...

Welche Töne ... nicht solche des Zorns ... nicht solche verletzter Eigenliebe ... Töne ... er wagte noch nicht sie zu deuten ...

Und mit einemmal war es, als riefe dem weinenden Weibe eine machtvolle Stimme etwas zu.

Gleich Posaunenton scholl es und hallte durch ihre Seele: „Kämpfe um ihn — er ist Dein!"

Auf ihren Knieen rutschte sie heran. Sie warf sich gegen ihn ... mit ihren Armen umschlang sie ihn und preßte ihr weinendes Gesicht gegen seine Brust.

Und in zerrissenen Lauten klagte sie und flehte ...

Ihre Leiden stammelte sie ... ihre Not ...

Er hörte. Sein Atem ging kurz. Er begriff, daß dieses Weib, das er für kühl gehalten, ihn mit Leidenschaft geliebt hatte — liebte — ewig lieben würde ...

Darauf war er nicht gefaßt gewesen.

Das zertrümmerte den ganzen sorgsam aufgebauten Plan ...

Kampf mußte und würde es geben, auch vielleicht Tränen. Darauf rechnete er. Und deshalb hatte er den Schauplatz dieses Bruches in sorgsamem Vorbedacht in ein fremdes Land verlegt. Seine Frau würde dann einfach hier bleiben, wo sie in schöner Umgebung und in Gesellschaft lieber Freunde ihren Zorn und Groll langsam überwinden konnte. Sie kehrte nicht nach Berlin zurück. Die dortige Gesellschaft sah nichts von den Kämpfen. Es war das richtigste Mittel, diese Sache so wenig als möglich in den Vordergrund des Klatsches zu rücken.

Ihm hatte eine ganz glatte, stille Ehescheidung vorgeschwebt ...

Einen Widerstand der Liebe hatte er nicht erwartet ...

Und die unselige Liebe dieser Frau war ein fürchterliches Hindernis.

Welcher Taten war sie fähig — wenn sie, die Stolze, sie, die Beherrschte, sich so vergaß, hier an seinen Knieen um seine Liebe zu betteln.

Seine Stirn feuchtete sich ... krasse Vorstellungen zogen durch seine Phantasie ..

Wenn Carolyne sinnlos, wie sie war — wenn sie Hand an sich legte ... nein, nein, nicht ausdenken ...

Klug sein ... alles ins Auge fassen ... auch diese heiße, weinende, bittende Liebe ...

Es durchblitzte ihn — es war ein schreckliches Erkennen, schrecklich für Carolyne: wenn sie so liebte — dann mußte, dann würde sie ihn frei geben — aus Liebe! So viele Jahre war sie neben ihm gegangen, sich als ein Opfer fühlend — das begriff er. Noch ein Opfer — das höchste — letzte ... Sie mußte, sie würde es bringen ...

„Und Du willst diese — diese andere heiraten?" klagte das unselige Weib. „Wer ist sie? Ist sie Deiner wert? Kann sie, was ich nicht konnte? Dich beglücken?"

„Carolyne," sprach er, „frage nicht, ob sie meiner wert ist — frage nur, ob sie wert ist zu werden, was Du warst! Wie würde ich an Deine Stelle eine Unwürdige führen!"

„Sie ist ... jung ... schön?" murmelte sie und umklammerte ihn fester.

„Jung und schön und rein ... Sieh, ich will es Dir offen sagen: es hat mich allmählich gefaßt ... Und endlich begriff ich: wenn das holde Kind nicht mein wird, ist mein Leben wertlos. Willst Du das, Carolyne? Willst Du mich elend sehen? Will Deine Liebe das?"

„Verlaß mich nicht," jammerte sie und hob ihr Angesicht und sah ihn an ...

Er starrte in dies verzerrte Angesicht ... Die Tränenfluten hatten die Schminke von den Wangen gewaschen ... von Gram entstellt, alt, krank, verzweifelt sah es aus ...

Und er bemerkte an dem hellen Silbergrau seines Rockes, vorn auf der Brust, einen seltsam rötlichen, verwischten Fleck ...

Die Maske der Jugend, die sie sich in mühselig demütigendem Kampf seinetwegen auf ihr Antlitz gemalt, war von der grausamen Hand des Jammers fortgerissen ...

Die eisernen Bande, die das Herz des Mannes umschlossen, lockerten sich ... Was von Menschlichkeit in ihm war, rührte sich ...

Er erbebte ... Dies furchtbare Schauspiel sprach zu ihm mehr als alle ihre wimmernden Klagen ...

„Carolyne ... Carolyne ..." murmelte er und legte die eine Hand über die Augen, während die andere unwillkürlich das Weib fester an sich zog.

Sie drückte wieder ihr Gesicht gegen seine Brust.

So blieben sie lange — stumm — viele Minuten.

In ihrem Herzen war zitternde Hoffnung. In dem seinen schwerer Kampf.

Ihm war, als habe der Blick in ihr zerstörtes Gesicht eine entscheidende Bedeutung für sein Leben gehabt ... als dürfe er nicht mehr wagen, diese Frau zu verlassen. Furcht regte sich in ihm ... auch die Furcht, daß die Wahrheit über ihr Lieben und ihre Leiden in die Welt hinaus dringen und ihm schaden konnte ...

Berechnende Gedanken mischten sich seltsam in die echte Erschütterung ...

Und während dies alles durch seine Brust zog, lag sein Weib neben ihm auf den Knieen ... wartend ... hoffend ...

Endlich hob er sie auf und zog sie neben sich.

„Carolyne," sprach er leise, „wir brauchen heute nicht zu entscheiden. Ich habe nicht gewußt, daß ich Deinem Herzen so lieb bin ... Vielleicht warst Du allzu verschlossen ... Nein, nein, keine Vorwürfe. Es war Dein Stolz. Ich verstehe es wohl. Aber ist Vergangenes wieder einzuholen? Ist die Kluft zwischen uns überbrückbar? Das wollen wir uns fragen. Laß uns noch nicht entscheiden ..."

Sie griff fieberhaft nach seiner Hand...

„Aber die andere ... die, die Du liebst ... die Du Dir erringen willst ..."

„Es muß sich alles finden," sprach er milde und scheinbar gefaßt.

‚Nur Zeit gewinnen', dachte er gequält.

„Sage mir — sie ist jung und schön?"

„Foltere Dich nicht! Ich sagte schon ... Aber denke nicht daran ... jetzt nicht ... wir wollen uns noch einmal prüfen ..."

Unglückliche sind hartnäckig. Eifersucht will wissen ... und bringe es auch den Tod ...

Carolyne stand auf.

Mit gefalteten Händen flehte sie zu ihm.

„Sei offen ... Es ist die höchste Ehre, die Du mir geben kannst: Vertrauen!"

Er wußte es, kleinlich würde sie niemals handeln.

War ihr Ruf nach völligem Vertrauen nicht vielleicht ein Fingerzeig ...?

Der Gedanke an ihre Großmut regte sich wieder in ihm ...

„Du sagst, wir wollen überlegen ... ich fühl's — Du willst zu mir zurückkehren ... o mein Gott — aus solchen Prüfungen erwuchs schon manchen Menschen wahres Glück! Vielleicht auch uns ... Wer weiß es ... Aber dann die andere ... was wird werden ... hat sie Dein Wort ...?"

So kämpfte sie, in heißer Leidenschaft, und dennoch schlangenklug, um ihm zu entreißen ... alles, alles: wie er liebte — wen er liebte ...

„Aber Carolyne — mein Wort?! Wo ich noch Dein Gatte bin! Wie dürfte ich ... Wie dürfte ich Deinetwegen! Wie jenes holden Kindes wegen! Aber Du weißt — man fühlt — man erkennt auch ohne Worte. — Ich bin gewiß, als freier Mann könnte ich um Siddy werben."

Sie stieß einen Schrei aus.

„Siddy ... Siddy ... Hennegalls Braut!"

„Schon lange nicht mehr. Er selbst gab ihr ungerecht und grausam das Wort zurück."

„Du warst es ... Du ..." stammelte sie.

Er stand vor ihr und nahm sanft ihre Hände.

Sie war eine Sinnlose — völlig zerstört — vom Jammer zerbrochen. Er sah es wohl.

Und wieder erbebte sein Herz vor dem Anblick dieses Gesichtes, von dem die Tränen alle Jugendfarben gewaschen hatten.

„Sprechen wir nicht davon ... ich werde überwinden ... Du wirst mir helfen ... wir werden alles bedenken ... sei ruhig, liebe Carolyne ... sei ruhig. Mein Gott ... ich habe ja nicht gewußt ..."

Sie entriß ihm ihre Hände.

„Laß mich jetzt ... laß mich allein ..."

Stöhnend sank sie wieder in die Knie und barg wieder ihr Gesicht in den Armen, die sie auf den Polstern des Sofas hielt ...

Sie allein lassen. Zeit gewinnen. Jetzt nicht mehr sprechen. Ja, das fühlte er, das war das Klügste.

Das Mitleid wuchs in ihm und die Furcht ... Darüber mußte er mit sich selbst zu Rat gehen.

Er nahm seinen Hut. Noch stand er zögernd.

Konnte er die arme Frau hier so allein lassen? Sollte er Olga rufen? War das Carolyne recht?

Würde ihre Kraft, sich zu beherrschen, nicht wieder siegen ... wie sie immer gesiegt hatte?

Es war, als fühle die Frau sein Zögern.

„Geh," brachte sie heraus. „Geh."

„Ich gehe also. Du willst es. Sei ruhig, liebe Carolyne. Bei Gott — unglücklich will ich Dich nicht machen ... ich hab' ja nicht gewußt ... Nicht wahr, morgen komme ich wieder ... Oder heut abend. Rufe mich nur. Es kann noch alles gut werden. Ich bleibe Dein, wenn Du es willst ..."

Er neigte sich und küßte ihr Haar.

Sie regte sich nicht.

Dann ging er fort ...

Die Frau hörte seinen Schritt, wuchtig und laut auf dem Estrich ... dann knirschend auf dem Kies des Gartenwegs ... dann nicht mehr ...

Sie seufzte tief, tief auf und sank ohnmächtig, seitwärts fallend, auf den Boden hin.

— — — — — — — —

Oben am Fenster saß Olga und kramte in ihrem Schmuckkasten.

‚Das ist ja alles nur blanker Tand,' dachte sie, ‚Perlen und Brillanten! Jede Närrin kann sie sich kaufen, wenn sie Geld hat. Es ist etwas ganz Unpersönliches. Ich sollte mehr Geschmack haben und keine tragen.'

Sie hielt ihre weiße, schmale Hand in die Sonne. Die Brillanten am Ringfinger der Linken flimmerten.

‚Hm — so, der Hand kleiden sie doch ganz gut. — Ob er es wohl schön findet? Imponieren tut ihm so was gewiß nicht. Vielleicht denkt er aber, Frauen schmückt es. Prinz Bolko natürlich ist von meinem Schmuck begeistert.' Plötzlich klappte sie den Deckel der Kassette energisch zu.

‚Nein — ich will den albernen Kram nicht mehr so oft tragen. Nur die Ringe. Die sind von Papa. Das will ich ihm einmal erzählen.

‚Damit er nicht denkt, ich trage sie aus Eitelkeit,' setzte sie noch in Gedanken besonders hinzu.

Unten ging der Geheimrat? Sie drückte ihr Gesicht gegen die Scheiben.

Wie? Er sah nicht einmal herauf?

Überhaupt, warum ging er schon wieder? Und warum war er vorhin gekommen, zu einer Zeit, wo keine Züge eintrafen, und so ganz ohne Gepäck? Alles so sonderbar. Wo er doch hier sein bereitetes Quartier wußte, und wo seine Frau ihn seit vielen Tagen in fieberhafter Angst erwartete.

Hing das mit eben dieser Angst zusammen?

War das Schwert herabgesaust, das über Carolynens Haupt gehangen? Hatte sich endlich jene geheimnisvolle Furcht erfüllt, in der sie Carolyne schon so lange zittern sah?

Wie bleich und finster der Mann von dannen ging.

Ein Unglück war geschehen. Olga fühlte es. Sie wußte ja seit langer, langer Zeit, daß die arme Frau in dunklen Sorgen sich zermarterte.

Das erste kleine Anzeichen ungewöhnlicher Vorgänge mußte ihr sagen: da ist etwas Entscheidendes geschehen.

Sie besann sich. Aber nur sekundenlang. Was — Diskretion? Wie denn — warten, bis man gerufen wird? Wenn vielleicht eine leidet und eine Hilfe braucht.

Und schon stürmte Olga die Treppe hinab.

Carolynens Schlafstubentür war ihr die nächste und sie riß sie auf.

Leer das Zimmer.

Nebenan dann ...

Und da fand sie die Frau, bleich, mit kaltem Schweiß übergossen, noch halb ohnmächtig und doch schon in den mühseligen Versuchen sich aufzurichten.

Mit klammernden Fingern hielt sie die Sofakante fest ...

Olga war schon bei ihr ... half ihr ... führte sie und brachte sie bis an ihr Bett.

Keine Frage ... kein Wort.

Mit raschen, gewandten Händen entkleidete sie die Zitternde und half ihr in das Bett.

Liebevoll wusch sie ihr behutsam das Gesicht ab.

Madame Soniakow und die Jungfer erschienen in der Tür mit besorgten, fragenden Gesichtern.

Olga winkte ihnen ab.

Sie setzte sich an Carolynens Bett und hielt still ihre Hand und sah aufmerksam in ihr Gesicht.

Mit geschlossenen Augen lag die Frau. Gelb war ihre Farbe, scharf waren die leidvollen Züge um ihren Mund.

Welch ein Sturm mußte über sie dahingegangen sein.

Dies war das Angesicht einer, die keine Gnade mehr vom Schicksal erwartet, der das Leben nichts mehr aufbewahrt hat, als die Last es tragen zu müssen. Für die alles zu Ende ist, die auf keinen Sonnenstrahl der Liebe und des Glücks mehr hofft.

Und dieser furchtbar versteinerte Ausdruck eines zermalmenden Schmerzes erschütterte die, die ihn still beobachtete, auf das tiefste.

Aber sie bezwang sich ... ihr war, als müsse sie ihren Atemzug unhörbar, ihre Gegenwart unbemerkbar machen ...

Die unglückliche Frau aber lag mit wachen Gedanken, seltsame, totenhafte Ruhe und Klarheit im Herzen.

Sie lebte die ganze fürchterliche Stunde noch einmal durch. Alles was sie gesagt, getan hatte, war lebendig und sehr deutlich in ihrem Gedächtnis.

„Habe ich mich entwürdigt, als ich auf den Knieen ihn anflehte: ‚Bleibe mein'? — War das feige? War das unweiblich? — — Nein, nein! Einmal mußte ich es ihm entgegenschreien — er mußte wissen — — Er war mein Gatte! Mein heiliger Besitz! Mir der Nächste auf Erden. Durch tausend Leiden und Opfer mehr mein — mir mehr verbunden als er es je durch Glück hätte werden können. Um meinen Gatten durfte ich streiten — — heilig war mir meine Ehe ... und heilig mein Recht, sie zu verteidigen ..."

Nun wußte er es ... Nun gab es keine kalten Schranken mehr und kein kühles Verhehlen ... Er wußte, daß sie ihn geliebt hatte, trotz allem. Und er hatte auch den furchtbaren Kampf in ihr erraten müssen, der ihr Leben zerstörte, diesen Kampf einer Liebe mit einer Verachtung ...

Und die Liebe war immer die Siegerin geblieben ...

Sie war die Siegerin, auch noch in dieser Stunde, da das Herz der unseligen Frau von dem letzten Giftpfeil, dem schrecklichsten von allen, getroffen worden war ...

Das hatte er gekonnt! Die Armut bestehlen! Dem notleidenden Kämpfer sein kleines bißchen Sonnenschein nehmen!

An dieser Siddy hatte Wigus Henne-

gall gewiß nichts verloren. Aber nicht immer ist der Wert des Verlustes entscheidend. Mehr noch kann es die Art sein. Und wie er sie verloren — dadurch war seine Seele der Krankheit des Unglaubens verfallen ... Wie würde er dies aufnehmen? Denn wissen mußte er — gleich — schnell — er zuerst ...

Welch neues Elend für ihn. Den Lehrer, dem er so viel verdankte, den er verehrt, den er vielleicht geliebt, — diesen Mann, der sein Vorbild hatte sein sollen, den mußte er nun mißachten ...

Und welch unerhörte Qual für ihr eigenes Herz, das sich ehedem aufgebäumt, wenn es witterte, daß sich Kritik und Urteil gegen ihren Gatten richteten ...

War das nicht das Schwerste von allem, nun ihn schmähen zu hören ...

Langsam löste sich eine Träne von der Wimper der Frau und rann über die fahle Wange ...

Da hielt sich Olga nicht mehr. Sie warf sich über die Dulderin und küßte sie.

„Weine nicht," murmelte Carolyne, „weine nicht."

Und dann noch leiser:

„Mein Mann will — sich — von mir trennen!"

„O," schrie Olga, „o — wie schändlich."

„Nicht auf ihn schelten," brachte die Frau heraus, „nicht ... niemand ..."

Olga weinte und streichelte immer die arme, liebe Hand.

„Ich hatte Schuld ..." flüsterte sie vor sich hin, „schwere Schuld ... hab' immer meine Liebe versteckt ... törichter Stolz ... und er, er spürte nichts von der Liebe — nur die Kälte — darin ist alles zu Grunde gegangen ... mein ganzes Leben ..."

Sie schwieg.

Sie dachte zurück an die Anfänge ihrer Ehe. Da schien es, als entzücke ihn ihre maßvolle Ruhe, ihre peinliche Ordnungsliebe in allen Dingen. Es gäbe seinem Leben und seinem Haus so viel Vornehmheit — oft sagte er es.

Aber später, als er fest stand und ein Mann von Ansehen geworden war — da hätte er besser eine glänzende, schillernde, leichtbewegliche Frau gebraucht, die ihn erfrischte im Spiel steter Rätsel und Gefahren ...

Carolynens Wesen aber war von zu festgefügter Art, um sich nach den Bedürfnissen der verschiedenen Lebensepochen ihres Gatten umzuformen ...

„Hätt' ich ihm nur meine Liebe gezeigt ehe es zu spät war — in der künstlichen Kälte ist alles zu Grunde gegangen," sprach sie noch einmal.

Da versiegten Olgas Tränen ... ihr Herz begann zu klopfen und mahnte sie, zu hören ...

In Gedanken verloren, saß sie lange stumm, bis ein Flüsterwort Carolynens sie aufschrecken ließ ...

„Olga ..."

„Ja ..."

„Willst Du mir einen Dienst leisten?"

„Jeden, liebes Herz."

„Ich muß Hennegall sprechen."

„Ich will ihn gleich holen."

Noch ehe Carolyne ihr mehr sagen konnte, war sie schon hinaus.

Sie lief die Treppe hinauf. Die Mutter bekam einen hastigen Bericht: scheinbar ein großes Unglück über Carolyne gekommen — Carolyne nicht allein lassen — wenigstens nebenan wachen — sie selbst habe einen Gang für Carolyne zu tun.

Und dann hinaus in den Mittagssonnenschein.

Hier oben gab es keine Droschken.

Zuweilen fand sich auf der Piazzetta Michele Angelo droben ein Wagen, wenn Fremde hinaufgefahren waren und dann zu Fuß nach der Porta St. Niccolo abstiegen. Sonst konnte sie oben die Pferdebahn nehmen. Aber Olga hatte Glück. Dicht vor dem großen Platz begegnete ihr ein leerer Einspänner.

Sie vereinbarte mit dem Kutscher erhöhte Fahrgeschwindigkeit und erhöhtes Fahrgeld und ließ sich dann von dem leichten, wie toll dahinrasendem Gefährt die Schlangenwindungen der Straße hinabführen in die Stadt hinein, über welcher die Mittagshitze flirrte.

Olga wußte genau, wo sie Wigus Hennegall finden konnte. Sie war stets darüber unterrichtet, wo er arbeitete, immer verstand sie es, ihn danach zu fragen, ohne daß es ihm im mindesten auffiel.

Heute saß er den Vormittag über in der Bibliothek Riccardina, im großen Palast Riccardi, in der Via Cavour.

Es war nur die Frage, ob sie ihn noch

dort traf, bevor er zu seinem Frühstück gegangen war. Als ihr Wagen sich durch die Straßen der inneren Stadt wand, um über den Domplatz die Via Cavour zu gewinnen, sah Olga nach ihrer Uhr. Erst halb Eins. Erleichtert atmete sie auf.

Und dann hielt der Wagen bald vor der imposanten Einfahrt des mächtigen grauen Palastes.

Olga sagte sich, daß es eine Torheit wäre, die drei mächtigen Treppen emporzusteigen. Oben hätte sie doch keinen Einlaß gefunden, denn die Bibliothek war zur Zeit nur mit besonderer Erlaubnis zu benutzen.

Sie ging in dem Torbogen des Palastes auf und ab. Vom gewaltigen Hof drinnen kam ein angenehmer kühler Hauch. Er tat ihr wohl. Sie war so erregt. Alles in ihr zitterte. Angst um die arme Carolyne, Mitleid mit ihr ... Und der Nachhall ihrer Worte ... ‚In der künstlichen Kälte ist alles zu Grunde gegangen.' —

Entsetzlich, eines Tages so zusammenzubrechen, in der Erkenntnis, sich und einen andern bestohlen zu haben ... zu begreifen, daß die stolze Maske ein Verbrechen war, begangen an der eigenen Seele ...

Olga sah mit leuchtenden Augen ins Unbestimmte hinaus.

Sie merkte nichts von dem Straßenverkehr, der mit südländischer Lautheit sich am Palasteingang vorbei wälzte. Sie spürte nicht die zudringlichen Blicke der vorübergehenden Männer, die ihre Schönheit bewunderten. Ihre Seele ward erfüllt von einem mutigen und freudigen Willen.

Es schien ihr, als sei sie seit vierzehn Tagen nicht mehr sie selbst gewesen — ein krankes, fremdes, unwahres Geschöpf. Nun hatte sie sich wiedergefunden und ihren unbesiegbaren glücklichen Glauben.

‚In der künstlichen Kälte ist alles zu Grunde gegangen.'

Nein, niemals sollte der Tag kommen, wo sie sich denselben Vorwurf machen mußte — wo auch sie verzweifelt ein verlorenes Leben zu beweinen haben würde ...

Carolyne hatte einmal gesagt, daß die Sehnsucht eine gefährliche und große Farbenkünstlerin sei und verstehe Puppen anzutünchen ... Aus einer solchen trügerischen Sehnsucht heraus hatte Wigus angefangen diese Siddy zu lieben.

In der Liebe ist es wie in der Religion: ehe man seinen wahren Gott gefunden, sich in inbrünstigen Kämpfen zu ihm emporgerungen hat, betet man zu falschen Göttern, ist in Aberglauben verstrickt.

Das alles war für Olga auf einmal selige Gewißheit.

Ihre stolze und freudige Natur zwang sie, alle trotzigen Gefühle und Vorsätze abzustreifen. Sie waren künstlich gewesen — in schlimmer Stimmung heraufgeholt aus dem Untergrund des Herzens, wo sich die Eifersucht gerührt hatte, ohne ihren wahren Namen nennen zu wollen.

„Gnädiges Fräulein!" rief hinter ihr Wigus Hennegall.

Er war die Treppen herabgelaufen gekommen ... er rannte fast gegen die weißgekleidete Dame, die im Eingange stand. Dann sah er, daß es Olga war.

Die unerwartete Begegnung fand ihn ganz ungerüstet. Er präparierte sich sonst sozusagen im voraus auf jedes Zusammensein — wußte vorher, was er sagen, wie er sich halten wollte.

Olga errötete.

„Ich warte hier auf Sie. Da ist mein Wagen. Kommen Sie gleich. Carolyne braucht Sie."

„Was ist ...?"

„Jedenfalls, wie mir scheint, ein Unglück. Sie mag es Ihnen selbst sagen. Der Geheimrat ist hier, aber er ist nicht bei seiner Frau und wohnt nicht bei ihr."

„Mein Gott ..."

Sie saßen nebeneinander im Wagen. „Was kann geschehen sein?" fragte Wigus. „Daß Carolyne Wallraven unter irgend einer geheimen Last dahinging, habe ich lange gefühlt. Wissen Sie wohl noch, wie wir zusammen von der Geheimrätin fortgingen, als sie jene Depesche vom Tode des alten Fräuleins bekam und wir uns nachher den Kopf zerbrachen, weshalb sie so aus aller Fassung schien? Wissen Sie noch?"

„O ja," sprach Olga, „wie sollte ich wohl eine Stunde vergessen haben, von allen, die wir zusammen erlebt haben."

Sie sagte es aus ihrer hohen Stimmung heraus. Sie dachte gar nicht daran, daß er Geständnisse, ein schrankenloses Entgegenkommen aus ihren Worten herausklingen hören konnte.

Er aber erschrak. Selig? Furchtsam? Er wußte es nicht.

Er sah sie an, und schon zuckte der Gedanke durch sein Hirn: ‚Bist Du heute wieder in der Laune, mit mir zu spielen ...‘

Olga begegnete seinem Blick. Sie strahlte ihn an — das heiße Licht ihrer Augen umsprühte ihn gleichsam. Und doch war etwas so seltsam Ruhevolles, Sicheres, Herrschendes in diesem Blick.

Der bittere Hohn erlosch — aber eine unendliche Traurigkeit überfiel ihn.

Er versuchte zu sprechen. Über den Geheimrat, über Carolyne. Es war das Gegebene. Und seine Sorge war wach und echt, grade wie die Olgas, die auf sein Gespräch einging.

Aber es war, als führten sie eine doppelte Unterhaltung. Eine mit Worten, eine andere mit Blicken und Mienen.

‚Ich liebe Dich,‘ sagten Olgas Augen, ‚fühlst Du es nicht, weißt Du es nicht?‘

‚Nichts kann mich zu Dir hinüber tragen ... Die Kluft ist zu groß. Ich glaube nicht an Deine Liebe. Ich bin ein armer Kämpfer, und Du bist reich und vornehm. Es kann nie sein — nie ...‘ so sagte der herbe Zug um seinen Mund.

‚Liebe ist stärker als alles,‘ dachte Olga, ‚in ihrer tiefen Not war Carolynens erster Gedanke, daß ich den Mann nicht schmähen solle, der sie eben mißhandelt. Aber ich will, ich will nicht elend sein — ich werde in Glück und Sieg Dir zeigen, daß die Liebe stärker ist.‘

So fuhren sie durch den Sonnenschein, durch den Straßenlärm. Um sich eine bunte Welt, die für sie nicht da war. Eng saßen sie nebeneinander, für Fremde anzusehen wie ein zusammengehöriges Paar.

Aber ihre Seelen waren auf verschiedenen Sternen.

Die ihre genoß in unermeßlichem Jubel ihren Glauben an die Zukunft mit ihm.

Die seine zog sich scheu und zweifelvoll zurück, damit sie sich nicht verführen lasse von dem jungen Weibe und ihrem Siegerblicke.

— — — — — — — —

Der Geheimrat ging in seinem Hotelzimmer auf und ab.

Es war eine dunkle, grüne Dämmerung in dem Raum, die geschlossenen Läden hielten das Licht ab, nur an einer Stelle, wo die Mechanik der Querstäbe des Ladens nicht gut in Ordnung sein mochte, kam ein Sonnenstrahl, schmal, glänzend, von Stäubchen durchtanzt, von vielfarbigen Funken wie durchsprüht, herein und schoß auf den Teppich nieder.

Immer wenn der hin und her schreitende Mann dies Lichtinselchen auf dem Estrich überkreuzte, veränderte es seine Lage und kroch für einen Augenblick als heller goldener Fleck an der wuchtigen Gestalt empor, um dann gleich wieder zurückzufallen auf die verblichene, rotbraune Arabeske des Teppichs.

Finster und blaß sah der Mann aus. Stunden waren vergangen, seit er das unglückliche Weib verlassen hatte.

Und eine peinliche Tatsache quälte ihn: er konnte dieses tränenüberströmte Gesicht, von dem alle Jugendfarbe abgewaschen war, das der Gram verzerrte, nicht aus seiner Erinnerung verscheuchen.

Ihm war, als müsse es immer vor seinen Augen bleiben. Sein Verstand, der kühle und zielbewußte, sagte ihm, daß das ja Unsinn sei. Aber erschreckend deutlich sah er es dennoch vor sich ...

Und in seinem Ohr lag immer dieser Klageton, der um Erbarmen flehte ...

Er war seiner Sache so sicher gewesen. Nach einigen Szenen, Vorwürfen, Auseinandersetzungen würden Carolyne und er als verständige Leute ruhig auseinander gehen. Jedermann würde das begreifen. Kinder besaßen sie nicht, Vermögensfragen konnten nicht auftauchen; sie waren jetzt beide gleich wohlhabend und völlig voneinander unabhängig. Wenn man diesem und jenem näheren Bekannten anvertraute: ‚meine Frau und ich waren nur durch Hochachtung und Freundschaft verbunden, und in denselben Gefühlen trennten wir uns; sie gönnt mir von Herzen ein rechtes Glück‘ — dann würden diese Bekannten schon dafür sorgen, daß alle Welt diese einfache, ganz und gar nicht romanhafte und von keinerlei Unglück und Unrecht begleitete Tatsache erfuhr. Niemand regte sich auf, klatschte. Kein Mitleid konnte Gelegenheit finden, sich zu betätigen. Kein Mensch die Frage aufwerfen: wer hat Schuld?

Nun aber wußte er: alles lag anders.

Carolyne liebte ihn. Er zerstörte ihr Leben. Ihr Unglück konnte und würde

In den Dünen. Aquarellſtudie von Prof. Hans von Bartels.

nicht verborgen bleiben. Es fiel auf ihn zurück. Es schädigte seine Stellung, auch nach oben!

Wie Hammerschläge fielen diese Erkenntnisse auf ihn nieder.

Und in seinen ohnmächtigen Zorn mischte sich langsam noch etwas anderes: ein Staunen darüber, daß Carolyne ihn liebte.

Für ihn also hatte sie so verzweifelt ihre Jugendschönheit festgehalten — um ihm zu gefallen ...

Alle diese Jahre hatte sie durch seine Kälte gelitten — war neben ihm gegangen, einen Vulkan in der Brust — sich verzehrend in Sehnsucht ...

Das Staunen wandelte sich in eine Art von Genugtuung — seine Eitelkeit fand einen seltsamen Anreiz darin ...

Es steigerte sich bis zur Befangenheit — bis zum Herzklopfen ...

Welche Leiden und welche Leidenschaft ... und welche Selbstbeherrschung, sie so zu verhehlen ...

Aber dann auf einmal sah er wieder Siddys runden, blonden Kopf mit den übergroßen, blauen Unschuldsaugen vor sich und ihre junge, reizende, lockende Gestalt.

Natürlich log er nicht, als er Carolynen sagte, die andere habe nicht sein Wort. Das war ja selbstverständlich. Er war ja noch gebunden. Wie konnte er da eine so gefährliche Torheit begehen, einem anderen Weibe Versprechungen zu machen.

Mit Siddys Mutter aber hatte er ein ziemlich deutliches Gespräch, aus dem sie entnehmen konnte: wenn ich frei werde, heirate ich Siddy und ich werde frei!

Er erinnerte sich noch ganz gut, wie er zuerst überlegen lächelte, als die strenge Tugend dieser beiden Frauen gleichsam vor ihm ausgekramt wurde. Wie es ihn amüsierte, daß die Mutter fort und fort von ihrer „unschuldigen" Tochter sprach.

Selbstverständlichkeiten betont man ja nicht. Aber, daß diese Tugend eben nicht das Selbstverständliche für diese Frauen zu sein schien, sondern ein Ruhm, ein Verdienst, das allein bezeugte schon den gesellschaftlichen Unterschied zwischen ihnen und den Frauen seiner eigenen Kreise.

Es hatte ihm auch einen pikanten Spaß bereitet, hinter Hennegalls Rücken den väterlichen Gönner von dessen Braut zu spielen.

Nach und nach bekam dies Spiel einen ernsten Charakter. Es fing an, all seine Gedanken zu beherrschen.

Mit der Leidenschaft, wie sie nur reife Männer packen kann, kam plötzlich die Liebe über ihn zu diesem hübschen Kind. Was er vorher belächelt, die strenge Haltung der Frauen, ward ihm auf einmal zum wichtigsten, wertvollsten Umstand.

Als er in den Besitz eines größeren Vermögens kam, beschloß er nach schicklicher Zeit und wenn Carolyne im Ausland sein würde, seine Ehe zu lösen, die er sowieso nur als etwas ganz äußerlich Bindendes angesehen hatte.

Und nun dies ...

Er war es seiner Stellung schuldig, jeden Skandal zu vermeiden. Gerade in diesen Dingen dachte man am Hofe sehr streng.

Er wußte auch aus einem instinktiven Gefühl heraus, das er sich bisher nie eingestanden, daß Carolyne mehr echte Sympathien besaß als er, daß ihre Vornehmheit für alle Welt über jeden Zweifel erhaben war. Er hatte sich ängstlich zu hüten, etwas zu tun, das auf seinen Charakter ein ungünstiges Licht werfen konnte. Die Gunst und das Urteil der Welt sind so empfindlich.

Immer wieder durchzuckte ihn der todesbange Gedanke: wenn Carolyne sich etwas antat ...

Immer wieder sah er das verweinte Gesicht ...

Da war er noch auf dem Stoff vor seiner Brust, dieser seltsame Fleck von Tränen und blassem Rosa ...

Schminke ...

Ein Wort zum Lachen. Eine Tatsache zum Weinen ...

Auf Siddy verzichten? Ihm war, als würde er davon alt und geistesmüde werden müssen ...

Sie sich dennoch erobern? Ihm war, als könne er dann nie mehr so frei, so jovial, so beherrschend durchs Leben gehen ... denn da war vielleicht immer dies elende Gesicht vor seiner Erinnerung ... Und wenn das auch auslöschte, da war doch irgendwo in der Welt eine Frau, die um ihn weinte.

Carolyne würde ihn frei geben — sicher — wenn sie nur erst ganz begriffen hätte . . .

Sie war groß! Sie liebte ihn! Sie war unfähig, ihn aus Rache oder Egoismus zu halten.

Aber darum blieb ja doch für ihn alles, wie es war: die Angst vor einer Verzweiflungstat seiner Frau; die Angst vor der Welt; die Angst vor dem eigenen Gefühl.

Daß er in diesem so entscheidenden Augenblick in seiner eigenen Brust „Schwächlichkeiten" entdeckte, überraschte ihn fast ebensosehr wie Carolynens Liebe.

Er hatte sich freier geglaubt. Nicht mit dem Ballast von „Sentimentalitäten" beladen.

Wer kennt sich selbst ganz?

Ob Siddy ihm verloren blieb, wenn er vor einer Lösung seiner Ehe zurückschreckte?

Allerlei dunkle Hoffnungen zogen durch seine Brust. Große Vermögensopfer konnte er bringen. Gold war immer beredsam. Es wäre ja nicht das erste Mal, daß ein Mann in seiner Stellung seine Ehe aufrecht erhielt und sich bei einer kleinen Freundin über die Freudlosigkeit des eigenen Heims tröstete.

Vielleicht kam es auch so: er zeigte jetzt Carolynen gütigen Willen zum Frieden. Und dann, nach einiger Zeit, war es Carolyne selbst, die, ruhiger geworden, sagte: sei frei . . .

Draußen auf der Straße ertönte ein gellender Schrei —

Vielleicht nur irgend eine der nicht ungewöhnlichen Äußerungen des italienischen Straßenlebens . . .

Den Mann aber durchfuhr es. Seine Stirn ward ihm feucht . . .

Das klang wie ein Verzweiflungsschrei. —

Und er sah wieder die arme Frau, wie sie auf den Knieen neben ihm lag und klagte und weinte . . .

Und endlich kam der Entschluß.

Er rang sich aus furchtbaren Kämpfen empor.

Die Klugheit, die diesen Mann auf die Höhe der Menschheit geleitet, blieb Siegerin und führte ihm die Feder.

Er schrieb: „Meine liebe Carolyne! Seit ich von Dir gegangen bin, tief erschüttert durch den Einblick in Dein Herz, den Du mir gabst, habe ich unaufhörlich unser Schicksal bei mir erwogen. Ich bin zu dem Schluß gekommen, daß ich die Grausamkeit nicht begehen kann, Dich zu verlassen. Mannhaft will ich versuchen, niederzukämpfen, was jüngst, sie mit neuem Jugendleben füllend, durch meine Brust gezogen. Suche diese grausame Stunde zu vergessen, die wir durchlitten. Du sollst in mir fortan den rücksichtsvollsten, dankbaren Gatten finden.

Dein

N. W.

Morgen komme ich zu Dir. Laß uns heute, jeden für sich, die Ruhe der Seele zurückzugewinnen suchen."

— — — — — — — — — — —

Die Sonne sank und schien bald in das Tal des Arno hinabgleiten zu wollen. Die Höhen nahmen den lilafarbenen Glanz an, und über die Gegend legte sich die feierliche Größe der Abendstimmung.

Carolyne saß in ihrem Garten. Sie bedurfte all der Kissen gar nicht, die man ihr gegen die Lehne des Stuhls gelegt. Die kurze Körperschwäche, die sie niedergeworfen, war fast überwunden. Aufrecht wie immer saß sie da. Nur ihre fahlen Züge waren sehr scharf, nur der Blick ihrer Augen so seltsam leer und weltfern.

Hinter ihr war das dunkelblanke Kameliengebüsch. Vor ihr der kleine Platz, den die Balustrade gegen den Bergeshang abschloß.

Auf dem Tisch vor ihr standen die Geräte und Tassen, die zeigten, daß hier gesellig mehrere Personen ihren Nachmittagstee genommen. Auch eine Schreibmappe lag da, und ein Tintenfaß stand daneben. Alles sah so friedlich und alltäglich aus.

Carolyne hatte es über sich vermocht, hier mit Olga und ihrer Mutter und Hennegall zu sitzen und sich beherrscht zu zeigen.

Nun waren die beiden Frauen fort, Olga mußte ihre Mutter auf der täglichen Spazierfahrt begleiten.

Wigus Hennegall saß neben Carolyne und hielt ihre Hand mit seinen beiden Händen.

„Daß Sie das konnten — daß Sie sich das auferlegten," sagte er.

Carolyne lächelte; ein krankes, schwaches Lächeln war es nur.

„Unglückliche müssen niemals andere zwingen, ihre Last mitzutragen. Das tut man schon, wenn man ihr Mitleid zu fordern scheint. Olgas Mutter weiß nicht, was geschehen ist. Sie ist auch zu vornehm zu fragen. Seltsam ... solche Menschen und der Zwang, der von ihnen ausgeht, können einem wohltun."

„Mir nicht — mir tut diese Frau nie wohl. Ihr bloßes Dasein scheint mir immer meine Armut vorzuhalten."

„Sie ist wohl sehr von äußerlichen Dingen abhängig und ohne den Glanz des Reichtums und die Korrektheit der Formen der großen Dame nicht denkbar. Aber auch in ihrem Herzen gibt es eine Stelle, wo alles Wärme, Weichheit, ja — Schwachheit ist."

„Und die wäre? ..."

„Olga."

Wigus Hennegall wurde rot. Er ließ Carolynens Hand fahren, stand auf und ging an das steinerne Geländer.

Dort, mit aufgelegten Ellbogen, die Hände vor sich hinausgefaltet, stand er und sah in die Gegend und ihren Abendfrieden hinein und sann.

Er wußte nun alles. Als er gekommen war, heute mittag, da fand er eine von Angst und Scham zerbrochene Frau. Sie stammelte Geständnisse, die er erst gar nicht verstand.

Und als er endlich die Wahrheit begriffen, war auch er lange wie zerschlagen — unfähig zu denken ... Vom unklaren Gefühl wie gepeitscht, daß er etwas tun müsse ... und doch von der Erkenntnis gelähmt, daß er nichts tun könne.

Sollte er Carolyne rächen, sich selbst rächen? Den Mann vor die Pistole fordern, dem er so viel verdankte?

Das kam ihm seiner ganzen Anschauung nach wie eine Farce, eine Komödie vor.

War mit ein paar Pistolenschüssen in die Luft, mit einer blutenden Wunde, die er beibrachte oder empfing, irgend etwas gebessert?

Seine Ehre hatte dieser Mann nicht gekränkt. Er, er selbst gab Siddy damals frei. Sie konnte Zukunftspläne spinnen mit wem sie wollte. Und jenes heimliche Gebaren vorher, jene Geschenke? Es war eine „harmlose väterliche Gönnerschaft" gewesen ... darauf konnte Wigus selber Eide schwören, wie er sich voll Hohn sagte.

Und auch Carolynens Ehre hatte der Mann nicht gekränkt. Aufrichtig kam er und bat um seine Freiheit. Das war sein Recht, wenn er seine Ehe nicht mehr als heilig wahres Band empfand. Aufrichtig gestand er Wünsche und Gefühle. Wer kann seine Brust dagegen verschließen. Wer ermessen, wie viel vergeblicher Kampf aufgewendet war, um solche Gefühle zu besiegen?

Und auch darauf konnte Wigus Hennegall selbst Eide voll Hohn schwören, daß der Mann gar keine Gelegenheit gehabt und bekommen hatte, Carolyne mit Siddy zu verraten.

Alles was an dieser Sache klein, niedrig, schmachvoll war, das war ungreifbar.

Es ließ sich nicht mit Worten nennen. Dann zerstob es gleich.

Klugheit! Herzenskälte!

Ah — das sind Gegner, mit denen man nicht abrechnen kann.

Ihnen gegenüber ist man immer der Besiegte ...

Und der Panzer um die Seele des jungen Mannes wurde dichter und härter...

So viel Lug und Trug gab es in diesen Dingen? Grade in diesen!

Niemals mehr etwas hoffen — niemals mehr etwas glauben!

Allein gehen und in Freiheit bleiben!

Wie wurde ihm aber dann, als nach all diesen Geständnissen die arme Frau mit noch andern kam. Als sich ihr die Furcht entrang, der junge Mann könne ihren Gatten fordern wollen, könne ihn strafen wollen, würde ihn mißachten ...

Er konnte nichts tun, als diese Hände küssen, die sich flehend falteten. Er konnte nichts tun, als dieses erhabene Herz anbeten, das sich zum Schutz vor den stellen wollte, der es tödlich verwundet hatte.

Er gelobte sich, dieser Frau fortan ein Sohn zu sein. Vielleicht hatte er, der selbst durch so tiefe Leiden gegangen war, daraus die rechte Kunst erlernt, einer Unglücklichen immer wohltun zu können.

Die Dankesschuld, die ihn an den Geheimrat band, sagte er diesem auf ... löschte

sie aus, um sie verzehnfacht der Frau gegenüber fortan abzutragen.

Er hörte Schritte auf dem Gartenweg und fuhr herum. Olga zurück?

Nein. Ein Mann, offenbar ein Bote vom Grand Hotel, der einen Brief trug, stand suchend und zögernd da. Er sah die Frau am Tisch nicht, das Kameliengebüsch verbarg sie ihm.

Aber nun sah er Wigus Hennegall und ging auf ihn zu.

„Hier wohnt Frau Geheimrat Wallraven?"

„Ja. Soll Antwort sein?"

„Man hat mir nichts gesagt."

„Gut."

Und Wigus winkte dem Manne, daß er gehen könne.

Ein Brief von der Hand des Geheimrats an seine Frau.

Wahrscheinlich neue Bitten, Vorstellungen, Erwägungen. Dieser Mann hatte noch alle seine Ziele erreicht. Er würde nicht nachlassen, bis er auch hier Sieger blieb.

Zögernd gab Wigus den Brief in die Hand der Frau.

Sie erblaßte so furchtbar, daß er sich entsetzte. Ihre Finger, die den Brief erfaßten, bebten.

Sie zerriß den Umschlag.

Sie las.

Dann hob sie das Haupt und sah in die abendliche Welt hinaus — lange — lange. — —

‚Ich bin zu dem Schluß gekommen, daß ich die Grausamkeit nicht begehen kann, Dich zu verlassen.

‚Du sollst in mir fortan den rücksichtsvollen, dankbaren Gatten finden."

Immer wieder sagte ihre innere Stimme ihr diese Worte vor.

Ein Lächeln schwebte um ihre Lippen. Dem Manne, der sie angstvoll beobachtete, schien es nicht von dieser Welt.

Das Lächeln erstarb. Der Blick wurde leer.

Das Antlitz versteinerte sich in Schmerz und Entschlossenheit.

Sie schien etwas zu suchen. Ihre Hände tasteten auf dem Tisch.

Sie fand das Papier.

Und mit ihrer zitternden Hand, in armen, entstellten Buchstaben schrieb sie es nieder, was ihr Stolz ihrer Liebe abgezwungen — das Wort, das ihr Leben vernichtete: „Du bist frei!"

XII.

Stille Wochen gingen vorüber.

Für Wigus Hennegall waren sie im Hinblick auf seine Arbeit, auf sein Vorwärtskommen von unendlichem Wert. Seine Artikel erschienen nach und nach in deutschen Zeitschriften. Sie brachten ihm etwas Geld und viel Anerkennung und in jedem einzelnen Falle die Aufforderung zu weiterer Mitarbeiterschaft.

Die Aufgabe, die ihn eigentlich nach Florenz geführt, das historische Bild jenes Staatsmannes zu revidieren und neu darzustellen, gedieh ihm mit einer Leichtigkeit, die ihn selbst überraschte.

Seine Arbeitslust und Frische waren unermüdlich. Er war im stande, zwölf Stunden täglich und dann noch nach seiner Heimkehr abends, wenn er von sieben bis zehn bei der Geheimrätin gewesen, weitere zwei Stunden zu schaffen oder zu forschen.

Er habe das Genie der Arbeit, sagte Carolyne. Und er meinte, das sei vielleicht die Erbschaft der Armut, die Kraft des Proletariers in ihm.

Aber Carolyne sprach aus, daß es in unseren Tagen im Gegenteil die adeligste Kraft eines Mannes sei, die zur Arbeit.

Sie zeigte ihm die liebevollste Anteilnahme. Es war, als klammere sich ihr Herz an ihn und Olga; als ob das Leben dieser beiden jungen Menschen nun ihrem Leben Inhalt geben solle, so sah es manchmal aus.

Und beide kamen diesem verarmten, suchenden Herzen mit unendlicher Ergebenheit entgegen.

Carolyne trug ihre Entsagung, wie sie dereinst ihre verzweifelten Liebeskämpfe getragen: ihrer verschlossenen Natur gemäß, klaglos und in stolzer Haltung.

Sie suchte keine Einsamkeit. Wenn sie auch den Empfangsabenden der Madame Soniakow fern blieb, so fanden sich doch Olga und ihre Mutter, Prinz Bolko und Herr von Mandach und die eine oder andere Persönlichkeit des Bekanntenkreises nachmittags an ihrem Teetisch ein und konnten das Gefühl haben, willkommen zu sein.

Auch Wigus mied die Abende der Ma-

dame Soniakow. Für die leere Wichtigtuerei der Leute aus der „Gesellschaft“ fehlte ihm jedes Organ. Es bedeutete für ihn nur verlorene Zeit, sich dort herumzudrücken.

Er vertrug es auch nicht, zuzusehen, wie der Prinz Olga den Hof machte.

Jeden Morgen fast ritt Olga mit dem Prinzen aus. Daß es geschah, weil die Mutter es wünschte und Olga ihr gern in allen Dingen nachgab, die nicht ihr Innenleben betrafen, wußte Wigus Hennegall nicht.

Seine Beziehung zum Prinzen blieb angenehm höflich, aber durchaus an der Oberfläche. Obschon nur ein Altersunterschied von fünf Jahren sie trennte, kam es Wigus vor, als sei er ein Greis gegen den liebenswürdigen Knaben. Eine Fülle von Leiden, Erlebnissen und Wissen trennte ihn von dem Prinzen. Dieser, immer in den vollendeten Formen des vornehm erzogenen Menschen, bestrebte sich beständig, Hennegall keinen Standesunterschied merken zu lassen. Daneben hatte er die Naivetät eines Schülers, der unter der Empfindung steht, er lerne nur dem Lehrer zu Gefallen. Das spürte Wigus, und es entlockte ihm zuweilen ein Lächeln. Wäre Olgas Gestalt nicht immer unsichtbar zugegen gewesen bei jedem Zusammensein mit dem Prinzen, hätte Wigus den harmlosen, gutherzigen jungen Menschen vielleicht lieb gewonnen.

In diesen stillen, fast nach einem Schema verfließenden Herbsttagen gab es aber doch einen heimlichen Kampf.

Olga focht ihn. Immer war sie in Waffen gegen das Widerstreben des Mannes.

Immer deutlicher sagten es ihm ihr Wesen, ihr Auge: ich liebe Dich.

Er wußte keine Wehr mehr dagegen als finstere Kälte.

‚Ich bin kein Spielzeug. Ich will mich nicht in meinem Wege aufhalten lassen durch ein Weib.‘

Das war die Litanei seines Unglaubens. Er sagte sie sich jeden Tag vor.

Aber es schien, als ob es für Olga keine Entmutigung und keinen Aufenthalt gäbe. ‚Ich bin fröhlich und ich bin glücklich. Er hat gelitten, er ist bitter. Ich bin reich. Er ist arm.‘

Das war für sie entscheidend. Das schien ihr ihre Liebe zu einer Mission zu machen. —

Die Zeit ging zu Ende, die Wigus Hennegall in Florenz zubringen durfte.

Als er sich einmal zu Carolyne darüber aussprach, daß die Heimreise für ihn auch den Abschied von ihr bedeute und ihn daher sehr schmerzen werde, erklärte sie sich über ihre Zukunftspläne.

Zunächst, gleich Ende Oktober, mußte auch sie nach Berlin zur Ordnung vieler Fragen. Durch ihren Anwalt hatte sie die Nachricht empfangen, daß der Geheimrat das Haus in der Rauchstraße schon verlassen und sich eine Villa in Wannsee gekauft habe. Sie wollte nun ihren Berliner Besitz verkaufen oder vermieten und sich zunächst an einem der oberitalienischen Seen ansässig machen. Dort sollte Wigus alljährlich einige Wochen bei ihr verleben.

Es würde sie beglückt haben, ihn förmlich adoptieren zu dürfen. Aber sie war noch nicht fünfzig Jahre, hatte also nicht das gesetzlich erforderliche Alter zu solchem Akt. Auch wagte sie nicht, ihm das anzubieten. Er hätte darin die Absicht wittern können, ihm sein Leben zu erleichtern.

Und sie wußte ja: er wollte allein gehen, und wenn er jemals frei und glücklich sein sollte, mußte er auch allein gehen. Er mußte seiner Art gemäß handeln.

Unmittelbar vor seiner Abreise fiel in die Gleichmäßigkeit, in welcher der kleine Kreis dahinlebte, eine große Erregung.

Carolyne bekam von einer Berliner Bekannten einen Zeitungsausschnitt, und dieser beschäftigte sich in der indiskretesten Weise mit Olga und dem Prinzen.

„Die internationale Gesellschaft, welche sich jeden Herbst in Florenz versammelt, dürfte in dieser Saison Zeuge einer interessanten Verlobung werden. Die Zahl der Prinzen, die eine unebenbürtige Ehe schlossen, wird durch den Prinzen Volko von Thüringen vermehrt werden. Die Dame seiner Wahl ist Mademoiselle Olga Soniakow, eine enorm reiche und wunderbar schöne Russin. Die Soniakows sollen übrigens einem alten, mingrelischen Fürstengeschlecht entstammen, so daß vielleicht gar nicht Unebenbürtigkeit in Frage kommt. Das schöne, wie für einander geschaffene Paar ist jeden Morgen bei seinem gemeinsamen Spazierritt in den Cascinen Gegenstand allgemeiner Aufmerksamkeit.“

Carolyne kannte gewisse Berliner Blätter. Sie wunderte sich eigentlich kaum. Ihre ganze Sorge war nur: das darf Hennegall

nie zu sehen bekommen. Sie erwog bei sich, ob sie Olga und ihrer Mutter davon sagen sollte oder die Sache mit Herrn von Mandach zu besprechen habe, dem es obliegen mußte, ein energisches Dementi auf den Zeitungsklatsch zu setzen.

Aber die Ereignisse schritten diesmal schneller als Carolynens Erwägung.

Dasselbe Zeitungsblatt war auch an Herrn von Mandach geschickt worden.

Der heimische Hof hatte es eiliger gehabt als Carolynens Bekannte, die das Blatt ein paar Tage bei sich liegen ließ. Der Herzog, Prinz Bolkos Onkel, ließ durch seinen Hofmarschall, den Grafen Stürgken, in energischem Tone anfragen, auf Grund welcher Unvorsichtigkeiten sein Neffe in solches Gerede gekommen und forderte umgehend Erklärungen, daß nichts an der Sache sei; ferner sofortigen Abbruch des Aufenthaltes in Florenz und Weiterreise nach Rom.

Was seit Jahr und Tag als heiße Schwärmerei des Prinzen junge Seele erfüllt, was in den letzten Wochen zu einer Leidenschaft erstarkt war, die er für unbezwingbar hielt, kam nun zur Aussprache, zum Entschluß.

Er erklärte dem, in Gedanken an des Herzogs Unwillen sich förmlich windenden Herrn von Mandach, daß er Olga Soniakow heiraten werde. Anrechte an den Thron hatte er nicht. Fünf Agnaten standen zwischen dem und seiner eigenen Person. Fünf zum Teil verheiratete, verlobte und heiratsfähige Prinzen. Jedes Jahr konnte diese fünf vermehren. Also selbst wenn ein großes Sterben über das herzogliche Haus kam, die Möglichkeit, daß die Herzogshoheit auf sein Haupt fiele, war ausgeschlossen. Ferner war er mündig. Der Herzog konnte ihm die Einwilligung versagen. Praktisch ihn an dieser Heirat hindern, konnte er aber gar nicht; aus dem Reiche des Privatfürstenrechtes sich in die Region des bürgerlichen Rechtes zu flüchten, stand doch jedem Prinzen frei.

Und Olga war obenein sehr reich. Sie bekam gleich ein oder anderthalb Millionen Rubel mit und erbte nach dem Tode der Mutter noch einmal soviel.

Der Herzog konnte doch auch rechnen. Was hatte denn er — Prinz Bolko? Gerade auf den Kopf fünfzehntausend Mark Rente. Für einen Prinzen war das schmerzlich wenig. Nur eine Lappalie.

Er sah gar keine Hindernisse. Gar keine. Er beschwor Mandach, die Antwort einen Tag aufzuschieben. „Wenn wir nun gerade den Ausflug nach Perugia gemacht hätten, würde der Brief uns erst übermorgen getroffen haben. Nehmen wir an, wir seien in Perugia."

Dann aber kam das große Bedenken: schriftlich oder mündlich anhalten?

Ihm wurde doch die Stirn rot, und das Herz klopfte ihm sehr bei dem Gedanken an das „mündliche".

Olga war ja soviel bedeutender als er. Das wußte er, das machte ihn stolz.

Aber so im entscheidenden Moment konnte es ihn etwas verwirren.

Es war besser, schriftlich anzuhalten. Wenn man sich dann sah, schwiegen alle Förmlichkeiten, und das Herz durfte allein sprechen.

Vor seinem Oheim hatte er keine Furcht. Kein bißchen. Dies sein Mutgefühl stärkte sich auch noch wesentlich an dem Umstand, daß Florenz recht weit entfernt von der herzoglichen Residenz lag.

Er schrieb an Madame Soniakow und hielt bei seiner „verehrten mütterlichen Freundin" um die Hand ihrer Tochter an. Er berührte die Möglichkeit, daß es mit seinem Oheim, dem Herzog, einige Kämpfe geben könne, daß aber die Hoffnung in ihm lebe, die Kunde von Olgas Schönheit, Wert und Vornehmheit werde, im Verein mit der Fürsprache der Großfürstin Feodor, des Herzogs Widerstand schnell brechen.

Als Prinz Bolko diesen Brief verfaßt hatte, war er sehr stolz. Ihm schien, als habe er eine wahrhaft große Tat vollbracht.

Herr von Mandach selbst mußte den Brief in Madame Soniakows Hände legen.

Es war am Nachmittag, unmittelbar vor Carolynens Teestunde, als dies geschah. Olga befand sich schon unten bei der Freundin.

Madame Soniakow hatte keine Gründe, diese Sache vor der Geheimrätin zu verbergen: Olga besprach ja doch alles mit dieser ihrer Freundin. Und dann auch, da eine Annahme des Antrages sich von selbst verstand, mußte Carolyne doch die erste sein, die das Verlöbnis erfuhr.

Sie entließ Herrn von Mandach mit wahrhaft fürstlicher Würde, nahm ihren Stock und ging langsam die Treppe hinab.

Unten hatten sie den Teetisch nahe an die Flügeltür gerückt. Draußen wehte ein herbes Lüftchen, hier gleich wie Kälte empfunden. Aber geschützt vor ihm, konnte man den in die offene Tür hereinströmenden Sonnenschein immer noch gern genießen.

„Nun, Mama — so befriedigt? Du siehst aus, als habe Dir die Großfürstin Feodor das ‚Du' angeboten. Oder als habe Dir der Schah von Persien eine Ansichtskarte geschrieben?"

„Spotte Du nur."

„Hier," sagte Carolyne und rückte der Frau den bequemsten Stuhl zurecht.

Etwas schwerfällig und umständlich ließ Madame Soniakow sich hinein.

Olga war schon dabei, den Tee einzugießen und achtete genau darauf, daß der Tasseninhalt für ihre Mutter den rechten, bräunlichen Goldton hatte, den diese liebte.

„Mein Kind," sprach Madame Soniakow, indem sie die Tasse nahm und auf den Tisch neben sich stellte, „vor unserer teueren Freundin haben wir ja keine Geheimnisse. Sie soll die erste sein, die Dir, nach mir, Segenswünsche sagen darf."

„Was ist mir denn passiert?" fragte Olga fröhlich.

„Du wirst eine Heirat machen, die Deiner würdig ist."

„Das hoffe ich zu Gott," sprach Olga ganz ernst, fast feierlich.

Und ihr Blick suchte drunten, fern im Tal, den kantigen, kriegerisch drohenden, bräunlichen Turm des Palazzo Vecchio.

Da unten arbeitete heute jemand . . .

Madame Soniakow glaubte genügend „eingeleitet" zu haben, nach ihrer Meinung mußte Olga ja auch erwarten, was nun kam.

„Prinz Bolko hält um Deine Hand an," sagte sie mit Würde, aber doch strahlend.

Olga brach in ein helles Lachen aus; aber das verstummte gleich.

Gott, nein — zum Lachen war dergleichen ja nicht, in keinem Fall. Der arme, liebe Junge. Was kam ihm in den Sinn? Dies nette Dahinleben so zu stören.

Das Lachen hatte gewiß auch ihre Mama verletzt.

Gleich wollte sie die Mama wieder gut machen — auf der Stelle.

Und sie kniete vor ihr nieder, erfaßte ihre beiden Hände und sah ihr mit ihren leuchtenden, dunklen Augen ins Gesicht — fröhlich — doch fröhlich, obgleich Bolko sie dauerte.

„Mama," sagte sie in schmeichelnden Tönen, die die staunende Carolyne unwiderstehlich fand, „geliebte, einzige Herzensmama, hast Du denn das wirklich ernsthaft für möglich gehalten?"

„Ich habe es sogar heiß gewünscht, mein Kind."

„Mein Gott, Mama — warst Du denn nicht viel, viel zu hochmütig, um das für Deine Tochter zu wünschen?"

„Ich — zu hochmütig? — Ich versteh' nicht. Ich hab' auf einen Prinzen gewartet für mein stolzes Kind. Da ist er."

Olga stand auf.

Ihre schmeichelnde, zärtliche Stimme bekam einen festen Ton.

„Mama," sagte sie, „ich will den Prinzen nicht. Ich will nicht als Bettlerin an Türen stehen, die man mir unwillig vielleicht endlich auftut. Ich will nicht ‚unebenbürtig' sein, verstehst Du? Ich will auch nicht den lieben, netten Menschen, den Prinzen, aus seinen Kreisen reißen — er hätte ja gar nicht die innere Festigkeit das ohne spätere Reue zu ertragen. Ich bin zu stolz, um eines Mannes Gattin zu werden, der nicht zu mir paßt."

Als sei damit alles erledigt, fragte sie Carolyne, ob sie ihr noch einmal eingießen solle.

Das war keine Pose. Olga hatte nicht einmal Herzklopfen.

In ihr war eine vollkommene klare Ruhe.

Madame Soniakow aber begann sich stürmisch zu erregen.

Widerstand! Gegen ihre Hoffnungen und Wünsche und von ihrem einzigen Kind! Und solche Verblendung — die Hand eines Prinzen Bolko ausschlagen . . . War es denkbar?

Warum erhob denn Carolyne Wallraven nicht ihre autoritative Stimme? Aber richtig; diese Frau, so trefflich und vornehm sie sonst war, posierte ein wenig mit „unabhängigen Gesinnungen".

„Gewiß, es wird einige Kämpfe geben. Ich sehe aber nichts Demütigendes darin," sprach Madame Soniakow heftig. „Wenn die

herzogliche Familie Dich erst kennt, wird sie bezwungen sein. Unsere Großfürstin Feodor wird dem Herzog schon schreiben, wer und was Du bist. Unerquickliche Dinge gibt es bei jeder Eheschließung. Irgend welche kleine Nebenerscheinungen unerfreulicher Art sind da fast immer. Die besiegt man."

„Ich bin bereit jeden Kampf, auch mit den schwersten Verhältnissen aufzunehmen," sprach Olga einfachen Tones, „aber sie müssen aus großen Lebensfragen erwachsen. Nicht aus so höfischem Firlefanz."

„Firlefanz . . ." der Zorn nahm der alten Dame fast die Stimme.

„Nun ist es nicht Firlefanz, daß ich mich als ‚unebenbürtig' ansehen lassen soll? Ich, mich! Neben dem guten Jungen! Das ist doch fast komisch. Wie soll ich denn dazu kommen, mich für etwas Geringeres einschätzen zu lassen, als er? Ach Mama, halte mich nicht für eingebildet, aber mir ist wirklich, als könnt' ich den Prinzen in die Tasche stecken!"

„Firlefanz . . . Welch ein Ausdruck. Es gibt doch nun einmal verschiedene Stände."

„Nein. Es gibt nur verschiedene Bildungszonen."

„Das ist dasselbe."

„Doch nicht."

„Olga!" rief Carolyne Wallraven jetzt mahnend dazwischen, denn sie hörte wohl, daß auch Olga im Begriffe war, heftig zu werden. Es half gleich. Das junge Mädchen nickte ihr zu — dankbar und liebevoll.

„Genug!" entschied Madame Soniakow. „Ich befehle Dir, den Prinzen zu heiraten. Du bist mein Kind. Du hast zu gehorchen."

Olga neigte sich zu ihr und gab ihr einen fast wohlwollenden Kuß auf die Stirn. Sie hatte die ganze Überlegenheit des Ruhigen über den Aufgeregten.

„Gott, Mama," sagte sie, „über so uralte Thesen wollen wir uns doch nicht mehr streiten. Ich glaube, darüber wird es schon Differenzen zwischen Eva und ihren Töchtern gegeben haben. Und es ist doch so furchtbar einfach: Eltern haben ihren erwachsenen Kindern gar nichts zu befehlen!"

„Olga!" rief die Mutter entsetzt.

„Ja, Mama," meinte sie achselzuckend, „das ist mal so! Erwachsene Kinder tun von selber ihre Pflicht! Wenn wir z. B. verarmten, wollte ich wohl meinen Rücken krumm arbeiten für Dich. Das wäre meine Pflicht. Aber einen Mann heiraten, den ich nicht will, Dir zu Gefallen, das ist nicht meine Pflicht."

Sie hockte auf der Armlehne des Stuhles ihrer Mutter, hatte den Arm um deren Schulter gelegt und sagte: „Also erledigt, Mama? Und gib mir gleich einen Kuß, Mama! Ich verzeihe Dir."

Carolyne dachte: könnte er sie so sehen! So unbeirrt, so köstlich natürlich und immer wie in Sonnenglanz getaucht ihr ganzes Wesen.

Auch Madame Soniakow war entwaffnet. Zwar dachte sie nicht von fern daran, ihren Plan aufzugeben. Aber ihr Mutterherz bewunderte, halb widerwillig, die bezwingende Art der Tochter.

„Ach — Du," sprach sie mit halbem Lächeln, „aber denke nicht, daß ich in dieser Frage, wie sonst, mich von Dir herumkriegen lasse. Wir kommen darauf zurück."

„Nein, Mama," sprach Olga bestimmt, „wir kommen nie mehr darauf zurück. Ich will Dir auch sagen warum nicht: weil ich einen anderen Mann liebe!"

Seit Jahren hatte Madame Soniakow dies Wort einmal erwartet und sich auch etwas davor gefürchtet.

Denn sie wußte wohl: wenn es gesprochen ward, bedeutete es große Entscheidungen, völlige Umwälzungen in ihrem Leben.

Jetzt vernahm sie es halb verständnislos. Denn ihre rasch suchenden Gedanken fanden niemanden, aber auch niemanden, auf den sich Olgas Geständnis beziehen ließ.

War es am Ende nur ein Vorwand, um der Heirat mit dem Prinzen zu entgehen? Wahrscheinlich!

Und anstatt in die große Erregung zu geraten, die sie immer für sich erwartet hatte, wenn Olga ihr gestehen würde: ich liebe, machte sie nur eine ärgerliche Kopfbewegung.

Olga sah, daß die Mutter ihr nicht glaubte.

Ein kurzes Zaudern war in ihr. Sollte sie jetzt gleich alles sagen?

Was hatte sie aber überhaupt zu gestehen? Sie konnte doch nicht sagen: ich liebe ihn,

Friedhof bei Ragusa. Aquarellstudie von Prof. Hans von Bartels.

aber er will mich gar nicht. Ich umwerbe ihn, aber er entweicht mir!

Nein, das konnte, das würde die Mutter niemals verstehen.

Dieser Kampf um seine Liebe und seinen Glauben mußte ihr heiliges Geheimnis bleiben.

Es war schon fast zu viel, daß er in Carolyne eine wissende Zeugin hatte.

Aber dennoch brannte in ihr das Verlangen, sich zu ihm zu bekennen. Gleich voll Stolz der Mutter ins Gesicht zu rufen: Er ist es!

Ihre leidenschaftliche Aufwallung siegte.

„Mama," sprach sie, „höre es nur gleich: ich liebe Wigus Hennegall!"

Nun war es gesagt. Und Olga bereute es nicht, obgleich sie ihre Mutter aus aller Haltung geraten sah.

Händeringen, Tränen, verächtliches Lächeln, zornige Ausrufe — alles durcheinander — und zum Schluß des fast hysterischen Anfalls der Schrei: „Niemals — niemals — ich enterbe Dich!"

„Tue das, bitte, Mama. Nur laß mir Deine Liebe."

„Ein solcher Mensch! Der nichts hat! Nichts ist . . ."

„Aber alles, viel werden kann und werden wird!" rief Olga.

„Sagen Sie ihm nur, Ihrem Schützling, daß ich Olga enterbe . . . vielleicht zieht er sich dann zurück — o sicher."

„Ich bitte Sie," sprach Carolyne, „sich etwas zu mäßigen. Herr Doktor Wigus Hennegall hat bisher noch nicht daran gedacht, um Olga zu werben. Ich weiß auch nicht, ob er es je tun wird."

„Was — Ihr seid . . . Du bist . . . Du bist — noch nicht heimlich mit ihm einig?"

„Nein, Mama. Ich sprach ja nur von meinem Gefühl. Etwas anderes habe ich nicht gesagt; mehr habe ich nicht zu sagen."

„Ah — ah —" Madame Soniakow sank in ihren Stuhl zurück. Erleichtert, fast beglückt.

Nachdem sie sich in Zorn gerast, weil sie das Äußerste, eine heimliche Verlobung Olgas mit dem Manne geglaubt, erschien es ihr nun wie ein Gnadengeschenk, daß es sich nur erst um Gefahr, nicht um Verlust handelte. Gegen Gefahren kann man kämpfen, erst der Verlust ist etwas Definitives. —

Seit dieser Stunde aber stand eine gewisse Kühle zwischen Mutter und Tochter. Olga bestrebte sich, die gleiche, unbefangene Herzlichkeit zu zeigen wie immer. Aber sie fand das alte Echo nicht mehr.

„Carolyne," bat Olga, „laß mich mit Dir nach Berlin gehen. Lade mich ein. Es geht nicht anders. Ich kenne Mama. Wenn ich drei Wochen fern von ihr bin, hat sich aller Zorn in windelweiche Sehnsucht verkehrt. Sie hält es einfach nicht aus. Und weißt Du: Mama verlieren will ich nicht. Da heißt es eben, sie behandeln!"

„Sie wird es nicht erlauben — wegen Hennegall."

„Sie glaubt, der bleibe ständig in Florenz. Lassen wir sie dabei."

„Wie kann sie das glauben? Es ist doch zuweilen davon gesprochen worden, daß Hennegall mit einem Stipendium hier ist."

„Ach, das würfelt Mama alles durcheinander. Sie verwechselt Professor Mannings Angelegenheiten mit denen Hennegalls. Ja, wenn es sich um einen Verwandschaftsgrad zwischen der Prinzessin X aus dem Hause Z und dem Prinzen A aus dem Hause B handelte! Aber bloß so zwei Gelehrte!"

Und richtig sagte Madame Soniakow heftig und anzüglich, daß es ihr sehr recht sei, Olga reise mit der ihr ohnehin ja viel näher stehenden Freundin. —

Wigus Hennegall verstand nicht, was vorgegangen war.

Er berichtete Carolyne, daß er noch für die letzten beiden Vorträge ein Absagebrieschen vom Prinzen bekommen habe und von Herrn von Mandach die Erklärung, der Prinz reise nach Rom. Auch sein Honorar, ein leidlich anständiges, keineswegs fürstliches, habe er gleich erhalten.

Sie saßen den letzten Abend zusammen an dem Tisch unter der Lampe. In der Blumenschale, vom Licht hell bestrahlt, befand sich buntes Herbstlaub, und dazwischen blaßrosa Monatsrosen. Die Türen nach draußen waren fest geschlossen. So etwas wie winterliches Behagen war schon in dem Raum.

Und da sagte Carolyne ihm, was sich

begeben hatte. Einer Indiskretion gegen den Prinzen Bolko machte sie sich dabei kaum schuldig — auf Wigus' Verschwiegenheit war unbedingt zu bauen.

Er fühlte, weshalb die Frau so offen zu ihm sprach, ihn die ganze Szene zwischen Olga und ihrer Mutter nacherleben ließ.

Sein Gesicht war blaß. Aber sein Ausdruck blieb herbe.

„Was ist geändert," sprach er endlich, „wenig, nichts! Es kann ja sein, daß mein Schicksal, mein Lebenskampf ihr anziehend, romantisch erscheint. Wie vermöchte ein Mensch auszudenken, daß sie, die Glänzende, im Ernst sollte beides teilen wollen! Und wenn sie wähnte, den Willen zu haben, wie rasch zerbräche er an der harten Wirklichkeit! Olga Soniakow erlebt in ihrer Phantasie einen Roman. Sie bildet sich ein, einen armen Teufel zu lieben. Das ist ihr vielleicht neu und interessant. Es ist die Wahrheit von heute. Wer weiß, was die Wahrheit von morgen ist! Nein, zu hart waren meine Kämpfe, in denen ich mir meine Freiheit errang. Ich will nicht alles noch einmal durchleiden."

„Freiheit — Freiheit," rief Carolyne ungeduldig. „Sie sind gar nicht frei, Ihre Unfreiheit hat nur das Gesicht gewechselt. Es gibt auch gar keinen wahrhaft Freien. Zeigen Sie mir einen Menschen, der nicht von anderen Menschen, Umständen, Empfindungen abhängt. Selbst der Wilde, der in einem Aberglauben zittert, ist schon unfrei. Wir gehen alle in Ketten. Der schlimmste aller Sklaven aber ist der, der seiner Freiheit dient. Um sie sich zu bewahren, opfert er alles und merkt nicht, daß er ihr Knecht ist. So einer sind Sie."

„Das ist wohl wahr, was Sie da sagen. Ich leugne meine Ketten auch gar nicht. Mein Geschick liegt nun einmal so, daß ich niemals alle zerbrechen kann. Hier habe ich aber die Wahl, welche ich tragen will. Lassen Sie mir die Leiden des Zweifels. Ich kann sie wenigstens allein dulden! Zu zweit dulden — durch eines Weibes wechselnde Liebeslaunen gefesselt? Nein."

„Nach diesem Beweis wagen Sie noch von Olgas Gefühl als von Liebeslaunen zu sprechen?"

Er zuckte die Achseln.

„Der echte Stolz in ihr wird wohl auch mitgesprochen haben. Wie würde das zu ihr passen: sich von fürstlichen Damen als Eindringling behandeln zu lassen."

„An Ihnen zerschellt meine Beredsamkeit," sagte Carolyne traurig und seufzte.

Er fühlte, daß er ihr Kummer machte. Wie tat es ihm weh!

Und der Schmerz zersprengte ihm selbst fast das Herz.

„Mein Gott," rief er ausbrechend, „sehen Sie denn nicht — begreifen Sie denn nicht — wie kann ich mich diesem herrlichen Geschöpf werbend nahen ... Wäre ich reich — oder schon auf der Höhe ... dann könnte ich's mir zutrauen, ihre Liebe zu halten. Aber so: sie wird verwehen, vergehen im Kampfe. Ich weiß es. Und da ist ihre Mutter — da ist meine Mutter — zwei Welten. Nie verknüpfbar ... Und dann ist da Olgas Reichtum ... Niemals, ich schwöre es Ihnen, ihr, mir — niemals heirate ich ein Weib mit Geld — ich, der arme Anfänger. Vergiftet wäre mein Leben. Das Brot, das mein Weib ißt, will ich ihr selber erwerben, und sie soll zufrieden sein, auch wenn es einmal trocken ist ... Gibt es das — gibt es das?! Sagen Sie — Sie glauben es ja selbst nicht ..."

Carolyne stand neben ihm. Sie legte ihre Hand auf sein Haar, leicht und leise.

Aber sie antwortete nicht.

‚Gibt es das?' fragte auch sie sich.

Und ihre schmerzlichen Gedanken kehrten sich rückwärts, und sie erinnerte sich der Stunde, wo ihr die Erkenntnis zuerst gekommen war: mein Gold sollte sein Herold sein — mein Gold ist ihm alles, ich bin ihm nichts.

Selig das Weib, das trockenes Brot essen darf, wenn die Liebe es mit ihr bricht.

— — — — — — — —

Nun war Wigus Hennegall wieder in Berlin.

Das Wiedersehen mit seiner Mutter und Lina wirkte seltsam auf ihn.

Als sie sich am Totenbett des Vaters wiedergesehen hatten, lagen mehr als fünf Jahre der Trennung hinter ihnen.

Diesmal waren es nur zwei Monate gewesen. Und dennoch schien ihm, als hätten gerade diese zwei Monate ihn völlig von den Seinen losgerissen.

Er hatte jene Reise gemacht, die noch

für jeden Geistesarbeiter, der sie unternahm, einen Abschnitt der Entwickelung bedeutet hat: er war in Florenz gewesen.

Neue Weiten hatten sich vor ihm aufgetan. Er war innerlich gewachsen. Er übersah sich selbst, sein Können und Wollen noch klarer.

Er hatte auch viel und mit schönstem Erfolg gearbeitet. Das gab ihm mehr Sicherheit dem Leben gegenüber.

Die Seinen aber waren ganz genau da stehen geblieben, wo er sie verlassen hatte. Noch dieselben kleinen Gedanken und Sorgen, noch derselbe kleine Tageskram.

Ja, er empfand es sogar deutlich, wenn er erzählen wollte, von dem, was er gesehen, setzte Lina ihm eine Art vorsätzliche, gehässige Interesselosigkeit entgegen, die auszudrücken schien: Bilde Dir nur nicht ein, daß Du mir imponierst.

Daß er nicht wieder mit Schwester und Mutter zusammenwohnen könne, begriff er. Aber in seinem heißen Wunsch, sich mit klammernden Gefühlen am Mutterherzen festzuhalten, versprach er der alten Frau, sie mindestens einen um den andern Tag zu besuchen.

Auf jede Ungeduld mit ihr, ihrem Wesen, ihren Anschauungen setzte er irgend einen kleinen Beweis demonstrativer Sohnesliebe. Er lebte sich förmlich in eine Kunst der steten Ausgleiche hinein.

Die Mutter spürte nichts davon. Sie war sehr zufrieden, Fritz nun vorzeigen zu können, was Wigus ihr an Geld geschickt oder gegeben hatte. Weil sie ihren Sohn nun in Lebensumstände eingetreten sah, die sie für auskömmlich hielt, machte sie sich gar keine Gedanken mehr über ihn. Sie hatte es ja stets gesagt: ihr Sohn, ihr Wigus, in dem stecke doch ein ordentlicher Mensch.

Arme Frauen haben immer ein wenig von Vogelmüttern an sich: wenn ihr Junges sich allein weiter helfen kann, lassen sie es eben davon flattern. Das harte Leben will es so.

Als Wigus vierzehn Tage in Berlin war, fing er an, sich auszurechnen, wann „Carolyne" käme und nannte selbst in seinen Gedanken nicht den anderen Namen. Sie war schon in München. Dort ruhte sie noch einige Tage aus. Ihre Gesundheit, die ehedem von Eisen schien, ertrug nichts mehr. Ein Tag in der Bahn mußte durch mindestens zwei Ruhetage erkauft werden. So kam sie nur langsam vorwärts. Für München aber war eine volle Woche bestimmt, vielleicht Olgas wegen, die diese Stadt liebte.

Und nach München konnte Wigus der Geheimrätin eine Nachricht mitteilen, die für ihn von großer, befreiender Wichtigkeit war.

Er bekam eines Tages vom Amtsgericht seiner Heimatstadt ein großes Dokument. Herr Schradin war gestorben. Er hatte ein Testament hinterlassen, in welchem er aussprach, daß seine Erben keinen Anspruch an Doktor Wigus Hennegall zu erheben hätten, dem er den Rest der Schuld erlasse, dafern sie bei seinem — Schradins — Tode noch nicht ganz gelöscht sein sollte. Er hatte rühmende Dankesworte hinzugefügt, über die Tatsache, daß Wigus so ehrenvoll bestrebt sei, durch eigene Kraft empor zu kommen. Dieses, dem Testament älteren Datums angehängte Kodizill war am Tage nach dem Empfang von Wigus' erster Geldsendung geschrieben.

Es ergriff Wigus Hennegall, daß der stille, freudlose Mann dahin gegangen war. Es ergriff ihn noch mehr, daß dieser Sonderling eine einfache Selbstverständlichkeit so hoch eingeschätzt und so belohnt hatte.

Aber er war auch nicht unempfindlich gegen die Erleichterung, die dies für ihn bedeutete. Schuldenfrei!

Er atmete förmlich hoch auf.

Wie anders, wie viel schneller würde er nun vorwärts arbeiten können.

Schradin hatte ihm außerdem noch ein Andenken vermacht: eine antike Marmorbüste.

Die würde eine wunderliche Rolle spielen in dem kleinen, dürftigen Zimmer, das er bewohnte.

Als er Carolyne dies alles mitteilte und auch die Erleichterung erwähnte, die er spürte, kam er sich roh vor. An einem Grabe an den eigenen Vorteil denken! Das ist auch ein Gefühl, in das sich die Sorgenlosen, die Reichen, nicht hineingerissen sehen. Es scheint wirklich, als ob die Armut fort und fort daran arbeitete, Seelen zu entadeln.

Aber Carolyne schrieb ihm wieder, daß ein Mensch, der solche Betrachtungen über sich anstellte, eher zu fein als zu roh empfinde.

„Das Zuviel der Empfindung will ich

aber nicht tadeln. Es liegt einmal in Ihrem Wesen, sich in jeder Weise über die Grenze des Durchschnittsmenschen zu steigern. Es muß wohl so sein. Wer an das Volk abgeben will, muß Überschuß haben. Wer andere zur Tiefe, zur Feinheit erziehen will, muß davon mehr besitzen, als er je zu lehren vermag. Vergessen Sie aber nicht, daß Sie auch nach der düsteren Seite über das Durchschnittsmaß empfinden und mehr durch Bitterkeit und Mißtrauen leiden als andere und sich selbst mehr quälen als andere."

In bezug auf die Erleichterung war es gesagt, der er sich freuen dürfe, ohne zu erröten.

Er aber las noch anderes heraus. Er fühlte wohl, daß die Schreiberin an seinen stillen, trotzigen, zähen Kampf gegen seine Liebe zu Olga gedacht hatte.

Und das machte ihn nur noch entschlossener, sich selbst zu martern. —

Seine Mutter vergoß Freudentränen, als sie von Schradins Testament hörte. Wigus hatte so nobel sein wollen. Ach, das war was für reiche Leute. Aber nun war man davon und hatte keine Verpflichtungen mehr.

Wenn nun einmal das Häuschen in der Heimat verkauft wurde, erhielt sie doch selbst das bißchen Geld, das über die Beschwerungssumme hinaus etwa dafür kam.

Als Wigus sagte, daß er einen schönen Kranz für Herrn Schradins Grab geschickt, fragte Lina:

„Zu wie viel?"

„Zehn Mark."

„So'n Unsinn. Das hättest Du lassen können. Was hat der Tote davon?"

Das fand die Mutter nun nicht. Nein, das war schön. Aber in ihrem Sinne dachte sie, ein Kranz für drei Mark hätte es ja auch getan. —

Anfang November kamen Carolyne Wallraven und Olga in Berlin an. Wigus hatte nicht gewagt, sie von der Bahn zu holen. Er wußte, was diese Rückkehr in diese Stadt für Carolyne bedeutete. Er schrieb ihr in das Hotel Bellevue, wo sie abstieg, einige ehrfurchtsvolle Begrüßungsworte.

In ihrem Hause zu wohnen, vermochte sie nicht über sich. Olga wollte ihr auch ersparen, es je wieder zu betreten. Sie erklärte sich bereit, das ganze Inventar dort aufzunehmen und alles herauszusondern, was Carolyne behalten wolle. Und jeden Vormittag wirtschaftete sie richtig dort herum, unterstützt von den zwei im Hause verbliebenen weiblichen Dienstboten, während Anders mit seinem Herrn gegangen war.

Carolyne saß unterdes in ihrem Hotelzimmer und hatte Unterredungen mit ihrem Rechtsanwalt und mit ihrem Bankier. Oder sie schrieb an Madame Soniakow, mit welcher tägliche Briefe gewechselt wurden. Denn Olga hatte recht behalten. Schon als sie in München war, kam bei ihrer Mutter die „windelweiche" Sehnsucht. Zuerst versteckt. Madame Soniakow prophezeite, daß Olgas Trotz sich bald brechen würde, daß sie bald erkennen dürfte, wer ihr die Nächste auf der Welt sei. Dann verkehrte sich diese Prophezeiung in die Betonung der Tatsache, daß doch Olga und sie sich viel zu lieb hätten, um sich eines Mannes wegen zu entzweien. Und schließlich bat die Mutter, ihr ihre Heftigkeit nicht mehr nachzutragen; sie habe ja eigentlich gar keinen Grund gehabt, sich gegen einen Mann zu ereifern, der nicht daran denke, um Olga zu werben, sie wolle in Liebe Olga helfen, dies Gefühl zu überwinden.

Alles wurde Carolynen geschrieben, die dann Olga fragte: „Was soll ich antworten?"

Und Olga lachte und sagte: „Ich will ein Testament von Mama, Mama soll mich enterben; sie hat es gesagt, sie soll ihr Wort halten; eine so stolze Dame, wie Mama, darf nicht mit etwas drohen, das sie dann nicht ausführt; Mama soll mich enterben; ich will enterbt werden, aber sehr lieb soll Mama mich behalten."

Carolyne mußte alle diese Äußerungen der Mutter wiederholen.

Madame Soniakow war außer sich, daß man sie auf ein solches Wort festnageln wolle. Das sei wohl noch nicht dagewesen.

Aber Carolyne setzte ihr immer wieder auseinander, daß Olga weder ihres Reichtums wegen begehrt, noch jemals seinetwegen verschmäht werden wolle.

„Mein Menschentum soll dastehen, ohne goldenes Futteral. Dann wollen wir mal sehen, ob etwas daran ist," sagte Olga.

Nach dem zehnten Überredungsbrief zeigte die Mutter Neigung, vorerst einmal ein Testament aufzusetzen, das Olga enterbte.

Denn Carolyne hatte ihr geschrieben:

„Tun Sie ihr scheinbar den Willen. Olga hat in ernsten Gesprächen den Wunsch ausgesprochen, daß ein Teil ihres Vermögens dereinst guten Zwecken zufalle. Sie will auch den ihr immerhin zustehenden Anspruch, die Hälfte des väterlichen Vermögens bei ihrer Heirat sich auszahlen zu lassen, durchaus nicht erheben. Sie will glaubhaft sagen können ‚ich bin arm.' Sie weiß, daß sie das sagen muß, um sich den Weg zum Glück frei zu machen. Wenn Olga wirklich doch noch jenes Mannes Weib wird, den sie liebt, so ist es für beide besser, er steigt aus eigner Kraft. Das ist beiden seelische Notwendigkeit. Und ist er erst einmal in sehr ansehnlicher Stellung, als Politiker im Reichstag oder als anerkannter Publizist, so wird er anders über Geld denken. Verkennen Sie nicht, daß für einen Anfänger auf dem Gebiet die Gefahr zu nahe läge, für einen Dilettanten gehalten zu werden, wenn er eine sehr reiche Frau hätte. Aber wie schon gesagt: Doktor Wigus Hennegall wird niemals eine reiche Frau heiraten. Lassen wir diese beiden — wenn überhaupt aus ihnen noch ein Paar wird — den Kampf versuchen. Wir stehen ja hinter ihnen, um einzugreifen, wenn aus dem Kampf Not mit Eigensinn getragen werden sollte. Aber Olgas klarer Verstand wird sie immer vor törichten Situationen bewahren. Nach Jahr und Tag können Sie Ihr Testament ja abermals ändern. Sicher wird Olga Sie dann nicht mehr daran hindern, wenn sie dem Mann und er ihr alles an Liebe und Seelenstärke bewiesen haben wird, was sie einander beweisen müßten. Außerdem wird Wigus Hennegall, wie er mein Sohn geworden ist, auch mein Erbe sein. — Es stehen genug Hindernisse zwischen Olga und ihrem Glück. Räumen Sie für den Moment wenigstens das greifbarste weg. Die ungreifbaren liegen im Gemüt des Mannes."

Und jetzt endlich schien es, als ob Madame Soniakow sich ergäbe. Viele geheime Briefe wurden noch zwischen ihr und Carolyne gewechselt. Aber Carolyne sagte: „Du bleibst Siegerin."

Wigus Hennegall erfuhr natürlich nichts von all diesen brieflichen Kämpfen.

Wieder wie in Florenz, nahm er alltäglich sein Mittagsmahl mit den Frauen. Während desselben war fast immer die Rede von seinen Arbeiten und Veröffentlichungen, von dem Fortschritt des Werkes über den florentinischen Staatsmann. Die ersten Abschnitte dieser Arbeit wurden bereits im „Jahrbuch für Staatswissenschaften" veröffentlicht. Wigus fand Gelegenheit, einmal zu sagen, daß er mit den Herausgebern desselben nur schriftlich verkehre. So erfuhr Carolyne, daß er jeder persönlichen Begegnung mit dem Geheimrat ausweiche und immer ausweichen würde.

Zwischen Olga und Wigus blieb es, wie es in Florenz gewesen: ein stiller Kampf.

Olga war, als sie nach Berlin kam, entschlossen gewesen, seine Mutter kennen zu lernen. Ein Vorsatz, der sich schwer ausführen ließ.

Auf ihre Bitten sagte Carolyne endlich eines Mittags: „Würde Ihre alte Mutter nicht einmal ein Nachmittagsstündchen bei mir verbringen wollen?"

Da lehnte er hastig ab.

Seine Mutter würde nur verlegen werden; man würde nichts miteinander anzufangen wissen, es würde eine Pein für alle beide sein . . .

Und er sah im Geiste seine alte Mutter in ihrem schwarzen Sonntagskleid hier neben Carolyne Wallraven und Olga und erlitt die Beschämung, die teure Alte sich verlegen gebaren zu sehen, vielleicht taktloses Sprechen zu hören . . . Nein, nein.

Ihre knochige, gebückte Gestalt, ihr durchfurchtes Leidensgesicht, neben diesen beiden vornehmen Frauen . . .

Er sah vergleichend Carolyne an, dann Olga . . .

Und mit einemmal sah er: auch das Antlitz dieser Frau war von stillen Leiden durchfurcht — nur ein anderer Griffel hatte diese harte Schrift hineingegraben — dort die körperliche Arbeit und die Sorge um das Brot — hier die Herzenskälte des geliebten Mannes. Sind Leidende nicht wie Glieder einer mystischen Sekte — verstehen sie sich nicht in geheimnisvollem Begreifen — fühlt sich einer an den andern nicht heran durch die Kraft des wissenden Mitleides?

War vielleicht dennoch ein Begegnen möglich in echter Menschlichkeit?

Aber Olga? Würde nicht allein schon die modische Eleganz ihrer Erscheinung seine arme Mutter ängstigen?

Er sah Olga darauf an. Und jetzt erst fiel ihm auf, wie überaus einfach sie gekleidet war. Das schien ja ein ähnliches schwarzes Kleid, wie Lina stets trug. Er hatte es gar nicht bemerkt, — immer schien Olga etwas ganz Besonderes in ihrer Erscheinung zu haben, immer sah sie vornehmer aus als andere Frauen. Also am Kleide lag es nicht. Es war ihre sieghafte Schönheit, die der Spitzen und Brillanten nicht bedurfte. Aber da, an ihrer weißen Hand — da flimmerten doch wohl noch edle Steine . . .

Olga schien seinen prüfenden Blick zu verstehen. Sie nahm ihre Linke in ihre Rechte, befah ein Weilchen die Ringe an ihrem Goldfinger und sagte: „Die hat mir mein verstorbener Vater gegeben. Die trage ich zur Erinnerung, nicht zum Schmuck."

Er wurde rot, als er sich so durchschaut sah.

Das „Nein" war gesprochen worden. Er konnte und wollte es auch nicht zurücknehmen. Aber in seinen Gedanken blieb doch ein „Vielleicht" zurück.

Er beschloß, bei seiner Mutter einmal anzuhorchen, ob ein Besuch bei der Geheimrätin Wallraven sie ängstigen würde, oder ob sie freien Herzens gern hinginge.

Olga aber wollte nun nicht mehr warten. Sie hatte einen völligen Plan im Kopfe. Er war etwas abenteuerlich, dieser Plan. Das ließ sich nicht leugnen.

Aber es lag nun einmal in ihrem Wesen, auch in die heiligsten Dinge das Sonnenlicht eines lebensfreudigen Übermutes hineinspielen zu lassen. Als Carolyne von dem Plan hörte, wollte sie die Ausführung durchaus verhindern. Aber sie war Olga gegenüber schon in derselben Lage, wie Olgas Mutter: sie konnte gar nicht mehr anders, als immer nachgeben.

Es tat ihr so wohl, so wohl. Ihr, der Einsamen, wärmte es das Herz, wenn dies Geschöpf in seiner unerhörten Zuversicht und Liebe, das förmlich strahlend seinen Siegergang ging, reich genug war, auch ihr noch Zärtlichkeit zu schenken.

Sie, die ihr eigenes Glück in der künstlichen Kühle ihrer Lebensatmosphäre hatte erfrieren sehen, sie staunte diesen Reichtum immer wieder an.

Und so ließ sie sich richtig bestimmen, mit Olga hinauszufahren nach Berlin N.

Auf der Fahrt schien Olga gar nicht aufgeregt durch ihr Vorhaben, sondern gab sich vielmehr dem Vergnügen hin, in dem ihr noch unbekannt gewesenen Stadtteil den Lärm auf den Straßen, den veränderten Charakter der Ladenfenster-Ausschmückungen, die kleineren und charaktervollen Häuser zu beobachten.

Vor dem Schönhauser Tor kamen sie in das regelmäßige Straßennetz eines ungeheuren neuern Häuserblocks, und hier, in einer schmalen, düsteren, von fünfstöckigen Häusern eingefaßten Straße, dicht neben der Ecke der Weißenburgerstraße, hielt ihr Wagen und wartete dann.

Sie gingen in den Torweg. Das Haus war nicht geschlossen.

Unten an der grauen Wand, die schon recht schmutzig war, hing ein „stummer Portier", eine Tafel, auf der die Einwohner verzeichnet waren. Der Name Hennegall fand sich nicht unter ihnen.

Olga suchte mit ihrem Blick die Wand ab, denn da hingen noch allerlei Plakate: Firmen von Handwerkern, auf einst weiß gewesenen Pappquadraten, Hausordnungen und dergleichen. Carolyne hatte schon herausgefunden . . . sie beobachtete das junge Mädchen scharf.

Aber keine Miene veränderte sich in Olgas Gesicht, als sie las: „Frau Marie Hennegall. Spitzen- und Mützenwäscherei. Drei Treppen links."

„Nicht wahr, Du fährst ein bißchen auf und ab . . . ich komme bald wieder. Man kann ja auch nicht wissen, ob ich sie treffe."

Sorgenvoll sah Carolyne ihr nach, wie sie rasch die Treppen emporstieg. Eine Weile konnte sie noch das sich hinauf windende Treppengeländer verfolgen und über demselben Olgas Schultern und ihren Kopf mit dem Pelzbarett sehen. Dann verschwand sie oben im Treppenschacht.

Olga stieg und stieg. Sie waren recht steil diese Treppen und schienen daher merkwürdig hoch.

Ihr Herz begann zu klopfen, und oben mußte sie etwas still stehen, bis sich sein Schlag wieder ebnete.

Was das für ein drolliges Haus war. So ein langer Korridor quer durch, und daran, nach hinten wie nach vorn, offenbar lauter kleine Wohnungen.

Nun schritt sie diesen Korridor entlang und las allerlei Namen.

Endlich: Marie Hennegall.

Olga läutete.

Gleich darauf rührte sich drinnen etwas. Die Tür wurde geöffnet, aber nur ein kleines Spältchen, und drinnen zog rasselnd die Sicherheitskette sich stramm.

„Wer ist da? Was wollen Sie? Ach so, 'ne Dame!"

„Ich komme wegen Spitzenwäscherei."

Nun öffnete die Frau.

Ein Kohlgeruch schlug Olga entgegen. Es war sehr dunkel in dem kleinen Flur. Erkennen konnte man nichts.

„Entschuldigen Sie. Aber in Berlin passiert so viel. Mein Sohn hat gesagt, ich soll nie aufmachen, ehe ich gesehen habe, ob da auch 'n fremder Kerl steht. So, bitte — hier herein ..."

Sie öffnete eine Tür gleich rechts, und Olga trat in ein sauberes, einfaches, leidlich helles Zimmer. Auf dem weißüberdeckten Bett lagen einige frisch geplättete Mützen, die Mullstreifen zu ihren Rüschen häuften sich daneben in endlosen Spiralen.

Olga sah die alte Frau an. Keine Ähnlichkeit — kein einziger Zug von ihm — wie seltsam ... Aber wie gebeugt, wie verarbeitet ... In Olga stieg etwas auf und wollte sich in ihre Kehle setzen. Sie schluckte und tat, als wische sie mit ihrem Taschentuch, das sie aus dem Muff nahm, ein Stäubchen aus dem Auge, das hineingekommen zu sein schien.

„Womit kann ich dienen ...?" fragte Wigus' Mutter und schob einen Stuhl, der am Tisch stand, ein wenig heran.

Aber Olga blieb stehen.

Da hingen allerlei Bilder über dem Sofa. Eingerahmte kleine Photographien. Und in der Mitte eine größere, einen Mann mit sehr kahler Stirn und dünnen Bartkoteletten vorstellend; er saß mit übergeschlagenen Beinen auf einem Stuhl; eine rundliche junge Frau stand neben dem Mann und faltete ihre Hände auf seiner Schulter.

Olga dachte sich, wer das sei, und sah das Bild feindselig an.

Ob wohl unter den kleinen Bildchen eines aus Wigus' Jugend war?

‚Was guckt die denn?' dachte die alte Frau und fragte noch einmal, womit sie dienen könne.

„Ich wollte fragen, ob Sie Unterricht im Waschen geben," sagte Olga etwas weniger selbstbewußt als sonst, denn sie dachte plötzlich: ‚Wenn er nun unerwartet hier eintritt!" Das durfte nicht sein. Das konnte schlimm enden! Er konnte es falsch verstehen.

Die alte Frau lächelte. Was für 'ne komische Frage. „Das lehrt man sich doch selbst. Das kann man doch von selbst. Jede Frau kann doch waschen," sagte sie.

Eine unerwartetere Antwort konnte Olga nicht werden.

„Ach Gott, nein," sagte sie und kam sich ganz schuldig vor, „ich kann gar nicht waschen — nichts dergleichen."

Das war eine Feine, das sah die alte Frau wohl. Ging vielleicht auch einem Beruf nach, der ihr keine Zeit gelassen hatte, sich um hausfrauliche Arbeit zu kümmern. Aber Lina hatte doch auch Wochentags keine Zeit und konnte doch alles und legte Sonntags mit Hand an.

Durch Olgas Sinn zog eine aufdämmernde Erkenntnis: wahrscheinlich gab es noch eine Menge von Dingen, die sie zu lernen hatte.

Das mußte sehr lustig sein und von unerschöpflichem Interesse.

„Gott, Fräulein," sagte die alte Frau, „wie soll ich nun dazu kommen, Ihnen das zu zeigen. Ich kenn' Sie ja gar nicht."

„Ich meine — ich wollte — ich wollte — Stunden nehmen und die bezahlen," sprach Olga.

„Wenn Sie ernsthaft die feine Wäscherei lernen wollen, dann gehen Sie besser in 'ne große Waschanstalt. Ich hab' bloß alle Woche 'n paar Mützen — mehr nicht. Das Geld aus der Tasche stehlen, will ich Ihnen nicht. Und das wäre ja so ... wo weiter nichts vorkommt bei mir."

„Das ist schade," meinte Olga, die nun ganz die leichte Verwirrung überwunden hatte, in der sie sich anfangs befand. Sie sah Wigus Hennegalls Mutter mit ihren lachenden Augen an. „Grad' zu Ihnen hätt' ich so viel Vertrauen gehabt."

„Wie so denn — grad' zu mir?"

„Ich habe alles gelesen, was Ihr Sohn geschrieben hat. Und da dachte ich, die Mutter von einem so klugen Mann kann Dir gewiß manch gutes Wort bei der Arbeit sagen."

Über das Gesicht der Alten ging ein Glanz.

„So — also das lesen die Leute doch wirklich, was er schreibt? Lina meint immer, es sei nur langweilig. Und Fritz — was mein Schwiegersohn ist — der sagt, es sind unpraktische Sachen, er solle lieber an'n Lokalanzeiger oder an der Gerichtszeitung schreiben — das wird mehr gelesen."

Sie nahm sich vor, dies nun doch Fritz und Lina wiederzuerzählen.

„Aber ich bin nur 'ne einfache Frau," schloß sie, „von mir kann solch feines Fräulein wohl nichts lernen."

„Ich bin kein feines Fräulein. Ich bin ein junges Mädchen, das noch sehr wenig versteht."

„Aber Sie wollen ja. Und dann lernt sich ja alles schnell. Aber bei mir nicht — nein — ich will Ihnen nicht das Geld aus der Tasche stehlen. Ich kann kein Lehrmädchen beschäftigen."

Es half nichts. Olga sah es ein. In ihrer hartnäckigen Redlichkeit wollte die alte Frau sich auf nichts einlassen.

Aber Olga war nicht in Verlegenheit, wie sie das Gespräch weiterspinnen solle.

„Haben Sie da ein Bild von Ihrem Sohn?" fragte sie.

Die Frau hängte gleich ein Rähmchen ab, das ein schon zum Hellbräunlichen verblichenes Blatt umschloß.

„Da war er erst zehn Jahre. Wir Art Leute haben ja nicht Geld zum Photographieren über."

Das Bildchen des linkischen kleinen Knaben machte Olga lachen.

Sie reichte es zurück und sprach: „Auf den Sohn können Sie stolz sein."

„Ach ja, das bin ich — obgleich — er stände nun schon anders da, wenn er ein sicheres Brot nicht weggestoßen hätte."

Sie besann sich. Sie war ja im Begriff, vor der Wildfremden zuviel zu erzählen. Aber diese junge Dame guckte so zutraulich und tat eigentlich gar nicht, als sei sie eine Fremde.

„Fräulein, nicht mal Ihren Namen haben Sie gesagt."

„Ich heiße Olga Soniakow."

Sie sagte es übermäßig schnell. Natürlich verstand die alte Frau den Namen nicht. Aber sie mochte nicht noch einmal fragen. Das kam ihr unpassend vor. Und Olga war zufrieden; etwas jesuitisch hatte sie das Mißverstehen durch ihre Raschheit herbeigeführt.

„Überlegen Sie es sich doch noch einmal," sprach sie nun und nahm ihren Muff vom Tisch wieder auf, um zu gehen. „Ich kann ja allerlei mitbringen: Spitzen und Fischüs, und Sie lehren es mich am Ende doch noch. Ich komme wieder vor und frage nach."

Dies fand die alte Frau doch etwas auffallend. Und die Wahrheit blitzte durch ihr Hirn: ‚Kommt die am Ende wegen Wigus?'

Wenn das nur nicht gar jene Braut war, von der er einst gesprochen und von der man dann nie Näheres gehört hatte. Die wollte vielleicht wieder anbandeln. Und zu einer Schauspielerin paßte das ja auch so recht, daß sie nichts von Frauenarbeit verstand.

Olga war weit entfernt, diese mißtrauischen Gedanken auch nur zu ahnen.

Sie verabschiedete sich von der Mutter des geliebten Mannes.

In ihr war keine Sentimentalität. Sie spürte ja deutlich, daß sie und diese ehrwürdige Alte aus zwei verschiedenen Welten stammten. Und sie dachte: ‚Wie leicht muß es sein, so einer abgearbeiteten, geradsinnigen, alten Frau etwas Freude in das Leben zu tragen. Es ist ja etwas Heiliges um eine Mutter, deren Rücken im Dienst der Ihren krumm ward.'

Und unten im Wagen sagte sie zu Carolynen: „Ich freue mich, daß ich sie gesehen habe."

Weiter nichts. Carolyne fragte nicht nach, weil sie glaubte, Olga habe vielleicht innerlich viel mit sich auszumachen. Diese ganzen so weit auseinander liegenden Lebensverhältnisse waren wohl geeignet, schwere Gedanken hervorzurufen.

Aber ganz im Gegenteil war Olga so wortkarg, weil ihr alles unendlich einfach zu sein schien. Es gab gar keine Schwierigkeiten; außer denen, die der böse Feind machte, der in Wigus' eigenem Kopfe saß ...

Und der freilich, der tat, als sei er unbesiegbar. —

Wigus hörte von seiner Mutter nichts von dem Besuch einer fremden schönen Dame, die Spitzen waschen lernen wollte

und von seinen Schriften gesprochen hatte. Denn die Mutter erzählte gleich erst einmal Lina den Vorfall, und Lina, die „wußte, wie es zuging“, und überhaupt „ein helles Kind war“, wie sie sagte, beschwor die Mutter, zu schweigen; das sei wohl sicher die Schauspielerin, die verflossene Braut gewesen, die sich eindrängen wolle. Man könne nie vorsichtig genug sein.

Olga triumphierte, als sie in seinem Wesen nichts, aber auch gar nichts bemerkte, das darauf deutete, er wisse und habe erraten ... Carolyne aber fing an zu fürchten, er wolle nichts wissen. Sie glaubte es Olga schuldig zu sein, es ihr zu sagen.

Sie saßen zusammen am Fenster, das auf den Potsdamer Platz ging, und beschäftigten sich mit etwas Handarbeit.

Draußen schneite es, und in den niederschwebenden großen Flocken schien das Gewühl von Menschen und Fuhrwerken drunten auf dem Platze noch unentwirrbarer als sonst. Dies Winterbild voll emsigen Lebens war seltsam. Ein fremder, nicht hierher gehöriger Gast, kam der weiße Schnee vom grauen Himmel hernieder, und seine stille Reinheit konnte er nicht bewahren. Hastende Füße zertraten ihn, rollende Räder zermalmten ihn zu bräunlichem Brei.

„Olga,“ begann die Frau, ohne von ihrer Stickerei aufzusehen, „ist es nicht sonderbar, daß Hennegall mit keiner Miene seine Gedanken über Deinen Besuch bei seiner Mutter verrät. Es müßte ihn doch verletzt oder gefreut haben. Eins von beiden. Gleichgültigkeit ist da unmöglich.“

„Vielleicht weiß er's nicht.“

„Bei der Enge, in welcher seine Mutter lebt, ist es kaum wahrscheinlich, daß sie davon schwieg. Ich denke eher, er *will* sich unwissend stellen. Daraus muß man doch Schlüsse ziehen!“

„Was für Schlüsse?“

„Hoffnungslose.“

„Ach, Carolyne, sage nicht so etwas.“

„Mein Liebling,“ sprach sie jetzt voll tiefen Ernstes, „ich fange an zu fürchten... er wird niemals den Mut zum Glauben finden — niemals seine Bitterkeit besiegen.“

„Er wird!“ sagte Olga. „Und wenn ich jahrelang warten sollte. Er wird! Eine innere Stimme sagt es mir. Ich bin sein Glück, er ist das meine. Ich werde niemals heiraten, wenn ich nicht seine Frau werden kann.“

„Das sagst Du so ... Zeit wandelt viel ... auch Gefühle ... begeh' kein Unrecht an Dir selbst. Du jagst vielleicht einem Phantom nach.“

„Carolyne,“ sagte Olga und sah ihr gerade in die Augen, „weiß ich, was ich will, oder weiß ich es nicht? Du kennst die Heiratsanträge, die ich ausschlug. Ich darf hoffen, daß nicht alle nur meinem Gelde galten. Ich habe mich auch jedesmal redlich besonnen — Mama zu Liebe — Also ...“

Ja, das war eine Tatsache. Carolyne seufzte.

„Es ängstigt mich aber, Dich so ungeheure Opfer bringen zu sehen, nur um einer Hoffnung willen. Deinen Kreis willst Du verlassen ...“

„Den internationalen Kreis von Nichtstuern,“ warf Olga vergnügt ein.

„Dein großes Vermögen gibst Du hin...“

„Hat Dich Dein Geld glücklich gemacht?“

„Wann werde ich Dir gegenüber das letzte Wort behalten?“

„In dieser Sache nie,“ sagte Olga lachend und sprang auf, um der Freundin um den Hals zu fallen.

„Ich werde es niemals begreifen ... Du einst so herrisch ... so besorgt um Deine Freiheit, daß ein bevormundendes Wort selbst Deiner Mutter Dich schon reizen konnte — und nun in förmlicher Sklaverei lebend — Du und Dein ganzes Dasein abhängig von einer Hoffnung ...“

„O Du ... o Du verstehst gar nichts,“ rief Olga aufjubelnd. „Sklaverei?! Frei bin ich wie der Vogel in der Luft. Gerad so ist mir, als schwebte ich über allen. Und da unten ist all der kleine dumme Kram. Menschen, Gewohnheiten, eingebildete Rücksichten — von allem bin ich frei. Gar nichts Kleines mehr im Leben. Nur der eine, große, heilige Glaube an das Glück. Nur dies eine Ziel ...“

Die Frau schwieg — fast schmerzlich betroffen. War nicht auch ihr Dasein ausgefüllt gewesen von einem ausschließlichen Gefühl? War all ihr Wandern auf Dornenwegen nicht auch ein Streben nach dem einen, einzigen Ziel — der Liebe des geliebten Mannes — gewesen?

Und hatte ihre gequälte Seele auch nur

ein einziges Mal diese göttliche Empfindung zuversichtlichen Stolzes haben können? Ihr Lieben war Sklaverei gewesen — die demütigendste, die je ein Weib ertragen hatte...

Sie begriff den Unterschied. Es war ihr, als habe sie eine Offenbarung ...

Der leuchtende Glaube an die Würdigkeit ihres Zieles und an die eigne Kraft — der hatte ihr gefehlt. Dieser Glaube, der Olgas Liebeswerben zum heiligen Recht erhob, dessen Mangel das ihre zur erniedrigenden Qual gemacht hatte.

Aus tiefem Sinnen auffahrend, sprach sie endlich mit ihrem schmerzensvollen Lächeln: „Du hast mich etwas gelehrt: Höchstes Dienen ist höchste Freiheit ..."

Ihre Stimme bebte. Zu viel Erinnerungen drangen plötzlich auf sie ein. Sie fühlte, gleich würde ihre Selbstbeherrschung zerbrechen. Vor einem andern Menschen — selbst vor Olga weinen, wäre ihr wie Schmach erschienen. Auch wie Anklage gegen i h n ...

Sie erhob sich und ging schnell in ihr Schlafzimmer.

Olga sah ihr mitleidsvoll nach. Sie ahnte, was es hieß, wenn die unglückliche Frau so in die Einsamkeit förmlich entfloh. Dann schaute sie wieder dem emsigen Schnee zu, der fiel und fiel, als könne er doch noch Sieger über all den grauen Schmutz der Straßen werden.

Noch war keine Dämmerstunde. Aber durch die von wirbelnden Flocken graue Luft glühten schon vom Platz herauf die eben angezündeten Laternen, und wie bleiche Monde schwebten die elektrischen Lampen mitten im Schneetreiben.

Die Tür öffnete sich, Olga erschrak förmlich — so weit weg war sie mit ihren Gedanken gewesen, in Zaubergärten der Zukunft.

„Herr Doktor Hennegall," meldete der Kellner.

Olga wollte rasch in Carolynens Zimmer flüchten. Gerade in diesem Augenblick war es ihr schrecklich, dem geliebten Mann zu begegnen — nach d e m Gespräch ...

Aber er betrat schon das Zimmer. Olga stand mit dem Rücken gegen das Fenster, so sah er nicht, wie rot sie geworden war.

„Die Geheimrätin ist nicht zu Hause?" fragte er.

„Doch. Sie zog sich vor wenig Minuten zurück. Sie wissen ja — es überkommt sie manchmal ... Aber ich will sie holen ..."

„Nein — lieber nicht. Ich warte ein wenig. Wenn Sie gestatten ..."

„O — bitte," sagte sie etwas steif.

Er ging auf und ab. Er war blaß. Olga sah es wohl. ‚Wie ist er aufgeregt,' dachte sie. Aber sie fühlte: es ist kein Unglück, das ihn erregt, keine Jämmerlichkeit. Sie kannte sein Gesicht genau. Es war so ein Licht in seinen Augen — wie Freude, die sich nicht zeigen will.

„Um diese Tageszeit kommen Sie sonst nie," begann Olga ihren Versuch, ihn zum sprechen zu bringen, denn sie brannte vor Begier, den Grund seiner geheimen Freudigkeit zu wissen.

„Ich habe auch etwas Ungewöhnliches mitzuteilen ... Ich hoffe, ich weiß, die Geheimrätin wird sich freuen."

Olga stützte ihre Hand auf das Tischchen am Fenster, wo sie gerade stand. Es war ihre Stellung, die Carolyne scherzend „die befehlshaberische" getauft hatte.

Aber in diesem Augenblick war ihr gar nicht befehlshaberisch zu Mute.

„Ich stehe Ihnen zu fern," fragte sie mit etwas unklarer Stimme, „als daß ich auch erfahren dürfte ...?"

Er sah sie an. Ihre Blicke waren beinahe zornig auf ihn gerichtet ...

Sein Herz schlug ihm schwer. Aber er dachte bitter: ‚Was ich zu sagen habe, ist vor Dir ein Nichts ...'

Ihm aber war es etwas Großes, ein Unterpfand für die Zukunft, ein wichtiger Schritt weiter auf dem erkorenen Weg. Eine feste Stellung — wenn auch nur erst bescheiden besoldet und im zweiten Gliede ... Er fühlte aber den Marschallstab im Tornister. Und nun war er in die Armee der Streiter zünftig aufgenommen ...

Noch besann er sich. Er zitterte davor, daß sie ihm freundlich und nebensächlich gratulieren könne, nur weil sie, die große, reiche Dame doch unmöglich begreifen konnte, von welcher Tragweite das Erreichte für ihn werden mußte ...

Dies Zögern reizte Olga und sie sagte: „Behalten Sie Ihr Geheimnis für sich. Ich will nicht zudringlich sein."

Er spürte es, daß er sie leiden ließ — litt er nicht selbst? Aber nun sagte er:

„Mir ist an einem der ersten Blätter die Stellung als zweiter politischer Redakteur angeboten worden mit zehntausend Mark Anfangsgehalt ..."

Ein Freudenschrei Olgas unterbrach ihn.

„O," sagte sie, „o ..."

Und mit gefalteten Händen stand sie vor ihm und sah ihn selig an.

„Freut es Sie für mich ... freut es Sie wirklich?" murmelte er.

„Nun sind Sie darin ... nun werden Sie schnell steigen ... o ... alles, alles erreichen Sie ... das ist gewiß ..."

‚Fassung,' dachte er, ‚daß mich der Augenblick nicht weich und feige macht ...'

Olga seufzte auf. Sie trat ihm einen kleinen Schritt näher, und indem sie nach ihrer Gewohnheit ihre Linke in die Rechte nahm und ihre Ringe zu betrachten schien, sprach sie langsam: „Wie sich doch alles ändert ... wie es auf- und absteigt ... Sie sind nun ein gemachter Mann ..."

„Zehntausend Mark und vielleicht noch ein paar dazu durch wissenschaftliche Nebenarbeit ... das ist sehr wenig — in der Großstadt ... in Ihrer Welt ist es nichts. Sie verstehen und ermessen das nicht. Millionärinnen haben kein Urteil in solchen Sachen."

Er sagte das, um sich zu wappnen. Es war ja mehr, als ein vor Sehnsucht fiebernder Mann ertragen konnte — sie so dastehen zu sehen, in glühender Mitfreude und sie nicht an sein Herz reißen zu dürfen.

Aber Olga fuhr fort — immer scheinbar ihre linke Hand betrachtend: „Ja, es ändert sich alles seltsam ... Sie haben nun etwas und ich habe nichts. Ich bin verarmt — ganz und gar ..."

„Sie ... Sie ... arm?" stammelte er. „Hat Ihre Mutter alles verloren? Arm ... arm?"

Da schaute Olga ihn an, und ihr lebensfreudiger Übermut mischte sich leuchtend in die flehende Liebe, die ihm aus ihrem Blicke entgegenstrahlte.

„Mama hat mich enterbt. Ganz ernsthaft."

„Sie sind in Feindschaft mit ihr ... und warum — warum?"

Er griff nach ihrer Hand. Die Antwort — die Antwort ...

„Ich bin ein Herz und eine Seele mit Mama. Aber es ist mir gelungen, sie zu überzeugen, daß ich keinen Reichtum brauchen kann ..."

„Olga ..."

„Ja — und ich bin schon bei Frau Marie Hennegall gewesen und wollte Spitzen waschen lernen, wie sie ..."

„Olga," rief er, „Olga — kann ich glauben — wagen ..."

Sie sah ihn an ...

Da fragte er nicht mehr und schloß sie in seine Arme.

Eine Träne rann aus seinem Auge.

Es war die erste Glücksträne, die er in seinem Leben weinte.

— — — — — — — — —

Als Carolyne kam, fand sie die beiden ihr so teuren Menschen noch in der heiligen Erregung, von Glück fast überwältigt.

Und zum erstenmal, seitdem das schwere Geschick sie betroffen hatte, ging auch durch ihre Brust so hohe Freude, daß sie des eigenen Leides vergaß.

„Meine Kinder," sagte sie, „nicht wahr, meine geliebten Kinder ..."

Olga hing an ihrem Halse und lachte und weinte. Aber das Lachen gewann bald die Oberhand.

„Und Deine Mutter kenn' ich schon — o und Du wußtest von nichts ..."

„Und Du fürchtest Dich nicht ... nicht die Abstände ... meine Mutter ... Deine Mutter ..."

„Wir wollen diese Abstände nicht gewaltsam auszulöschen suchen. Das gäbe nur Leid, nur Unfriede. Sieh, der Weg von mir zu Deiner Mutter ist kürzer," sagte Olga, „es ist der Weg von Frau zu Frau. Von Dir zu meiner Mutter ist er weiter. Das weiß ich wohl. Gib meiner Mutter Respekt. Und Deiner Mutter wollen wir recht das Leben erleichtern. Und lassen wir jede in ihrer Welt, dann werden beide zufrieden sein. Sind wir zusammen nicht ein Neues? Wir gehören uns, und auf uns selbst gestellt, wollen wir wachsen und wachsen — in Glück und Erfolg."

„Olga," rief er, „woher nimmst Du diese sonnenhelle Zuversicht in allen Fragen des Lebens?"

„Das weiß ich nicht," lachte sie, „ich bin einmal so. Aber das steckt an. Du sollst es sehen. Das war's, das Dir fehlte ..."

„Wie konnte ich sie haben ... ein Sklave der Not ... ein Mensch in Ketten."

„Du dachteſt mehr an Deine Ketten als an Deine Ziele — das war Dein Elend,“ ſagte ſie.

„Olga!“ rief er betroffen.

„Sie hat es uns gelehrt,“ ſprach Carolyne und zog das Mädchen innig an ſich, „völligſtes Dienen gibt höchſte Freiheit.“

Er aber dachte jener Stunde voll ſchwerer Seelenkämpfe, wo er geglaubt hatte, niemals einen Ausweg aus dem Labyrinth ſeiner Pflichten und Kämpfe zu finden und wo ihm dann ſo geheimnisvoll tröſtlich das Wort durch den Sinn gezogen:

Du mußt glauben, Du mußt wagen,
Denn die Götter leihn kein Pfand,
Nur ein Wunder kann Dich tragen
In das ſchöne Wunderland.

Er wußte, nun würde der Glaube an ſeinen Stern ihn nie mehr verlaſſen. Denn eine ging jetzt mit ihm als Mitkämpferin, die mit lachendem Mut ihm jeden Tag die Waffen zum Daſeinskampf ſchärfen würde.

Und in ſolchen Gedanken triumphierte einen Herzſchlag lang die heiße Dankbarkeit noch über die heiße Liebe.

Er küßt voll Andacht das junge Weib, das ihm mit ihrem ganzen Daſein ein königliches Geſchenk zu eigen gab.

Die leidvolle Frau aber ſah auf die beiden und dachte: ‚Zwei Sieger! Denn ſie glauben an ſich und ihr Glück.‘

Kleine Legende.

Von

Detlev von Liliencron.

Heut bin ich durch Ried und Rohr gegangen,
Durchs Moor hindurch, ums Moor herum,
Luft und Land waren leer und ſtumm,
Dann hat ein Ziſchelwind angefangen.
Ich nahm, wie man's ſo tut im Schritt,
Ein ausgewachsnes Schilfblatt mit
Und entdeckte auf ihm, auf der innern Seite,
Zwei Vertiefungen in gleicher Weite,
Als hätte dort jemand hineingebiſſen,
Mit ſeinen Zähnen hineingeriſſen.

Ich kenne lange die tiefe Sage,
Das Volk erzählt ſich's noch heutzutage:
Als der Heiland über den Kidron ging,
In der Leidensnacht ihn ein Zittern befing,
Da riſs er aus des Bächleins Rohr
In ſeiner Angſt ein Schilf empor
Und biſs, wie vor Schmerz, in das Blatt hinein
Und prägte die Vorderzähne ihm ein.
Auf jedem Schilfblatt blieb ſeitdem
Der Einbiſs als ein Wunder ſtehn.

Erſt konnt' ich nicht von der Stelle weichen,
Und küſste demütig das heilige Zeichen.
Dann ſtampft' ich wild auf den brüchigen Grund,
Daſs es erbebte im ganzen Torfſtichrund,
Und lief glutrot weg aus Ried und Rohr,
Bis ich mein Moor aus den Augen verlor.

Fort de France.

Meine Reise zum Mont Pelé im März 1903.*)

Von

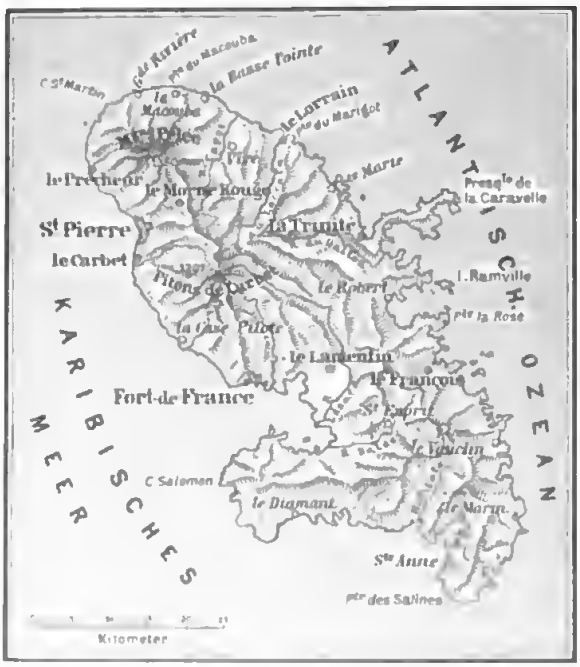
Dr. Georg Wegener.

Mit neun Abbildungen nach Originalaufnahmen des Verfassers u. A.

(Abdruck verboten.)

Eine ununterbrochene Meerfahrt von siebzehn Tagen an Bord des Hamburger Postdampfers „Calabria“ führte mich in der ersten Hälfte des März quer über den Atlantik nach Sankt Thomas, der Schwelle Westindiens.

Hellgolden und ohne besondere Farbenspiele, wie es in den Tropen gewöhnlich geschieht, war die Sonne an den letzten Tagen dieser Reise untergegangen; den Abend vor unserer Ankunft in Sicht des ersten westindischen Landes aber, des Inselchens Sombrero in der Gruppe der Jungferninseln, der auch Sankt Thomas zugehört, sah ich nach Sonnenuntergang ein grandioses, unheimlich prachtvolles Phänomen sich entwickeln. Wie heraufdringend aus den Tiefen des Meeres, übergoß eine flammende gelbrote Glut von brennender Intensität den ganzen westlichen Horizont; sie stieg aufwärts nahezu bis zum Zenit empor und



Kartenskizze von Martinique.

*) Die dem Aufsatz beigegebenen eigenen Aufnahmen des Verfassers sind teils mit einem Eastmanschen Cartridge-Kodak Nr. 4, teils mit einer Klappcamera von Goerz-Anschütz ausgeführt. Ich arbeite mit dem amerikanischen Kodak auf Reisen besonders gern, wo es sich um schwierige, eine

Der Mont Pelé von den Gärten von Usé aus.
Nach Photographie von Dr. Georg Wegener.

ihr feuriger Abglanz umgürtete rings über der rotleuchtenden See noch den Gesichtskreis bis zum äußersten Osten. Unser Schiff schien mitten in einer wallenden Lohe zu schwimmen.

Das war der erste Gruß der großen Antillenvulkane, die ich aufzusuchen gekommen war, denn die Ursache dieser herrlichen Erscheinung war nichts anderes als Brechung der Dämmerungsstrahlen durch die feinsten in der Luft noch schwebend gebliebenen Aschenteilchen, welche die letzten Ausbrüche des Mont Pelé von Martinique und der Soufrière von St. Vincent in die Atmosphäre hinausgeschleudert hatten.

In St. Thomas traf ich mit Professor Karl Sapper, dem berühmten Kenner des mittelamerikanischen Vulkanismus, zusammen, der im Januar schon in Martinique gewesen war, aber wegen schweren Regens sehr wenig hatte ausrichten können und gegenwärtig noch einmal dorthin auf dem Wege war.

Gemeinsam verließen wir am 21. März auf einem Dampfer der französischen Compagnie générale transatlantique den hübschen dänischen Hafen Charlotte-Amalie, um in 48stündiger Fahrt nach Fort de France, der Hauptstadt von Martinique, zu gelangen.

Vor uns hatte seit dem Wiedererwachen des Mont Pelé noch kein deutscher Gelehrter den Berg erstiegen; Amerikanern und Franzosen war im wesentlichen sein Studium überlassen geblieben. Trotz der zahlreichen und vortrefflichen Arbeiten dieser letzteren bot der merkwürdige Gesell noch eine Fülle von Erscheinungen, deren von allem bisher Beobachteten so vielfach abweichende Natur durchaus noch nicht geklärt ist.

Das allerseltsamste Rätsel hatte der Berg aber in den letzten Monaten aufgegeben. Im Schutz der schweren Wolkenmassen, die während der vom Juli bis November dauernden Regenzeit die höheren Berggegenden Martiniques fast unausgesetzt den Blicken entziehen, war aus dem Krater des Mont Pelé langsam ein Gebilde hervorgewachsen, wie man es bisher noch an keinem Vulkan der Erde kennen gelernt hatte, eine Felsennadel von erstaunlicher Gestalt und Höhe. Am 11. August hatte man sie zum erstenmal über den Kraterrand hervorschauen sehen. Seitdem war sie auf geheimnisvolle Weise höher und höher gewachsen, dann zeitweilig wieder niedriger geworden und hierauf von neuem gewachsen. Während dieser Monate und auch in der nachfolgenden Zeit bis März, der sogenannten saison fraîche, war jedoch die Bewölkung fast durchweg so ungünstig gewesen, daß die Beobachtung der Nadel höchst unvollkommen geblieben war. Die Franzosen hatten die fremdartige

möglichst bequeme Handhabung und nicht zu große Subtilität der Camera fordernde Touren handelt, vor allem deswegen, weil der Apparat äußerst einfach ist und alle Teile daran fest mit dem Ganzen verbunden sind, keiner also unterwegs verloren gehen kann. Abgesehen davon, ist ihm allerdings die deutsche Camera weit überlegen. Sie ist noch handlicher als jener und in ihrer Ausführung ein kleines Wunder der mechanischen Arbeit; die geniale Erfindung des Anschützschen Schlitzverschlusses gestattet, das allerbewegteste Leben festzuhalten, und vor allem ist die Goerzsche Linse von einer unvergleichlichen Schärfe.

Wie immer, habe ich auch diesmal Films benutzt. Ihre Vorzüge gegenüber den Platten — Leichtigkeit, geringer Platz, Unzerbrechlichkeit und vor allem rascheste Auswechselbarkeit bei Tageslicht — erscheinen mir auf Reisen absolut ausschlaggebend, und ich habe auch diesmal, obwohl ich monatelang in heißfeuchtem Tropenklima auf See gewesen bin, zum Teil sogar die Regenzeit mitgemacht habe, nur ausnahmsweise schlechte Erfahrungen damit gemacht. Ich nahm die Rollen in einzelnen Blechhülsen mit, durch Heftpflaster geschlossen. In den gleichen Büchsen verwahrte ich ebenso die exponierten Films. Erst in Europa wurden sie entwickelt.

Zacke le cône genannt, und die einzige Erklärung, die man sich von ihrer Entstehung machen konnte, war die etwas abenteuerliche Annahme, daß aus dem Krater ausgeworfene und aus der Luft wieder herabstürzende Blöcke sich hier zu einer senkrechten Säule übereinander türmten, die zeitweilig einstürzte und dann von neuem wuchs.

Der Leser begreift hiernach, mit welcher Spannung wir der Ankunft an unserem Ziel entgegensahen.

Diese Spannung wurde noch vermehrt durch eine Kunde, die wir unterwegs auf der Insel Guadeloupe erhielten. In den beiden Hauptstädten dieser Kolonie, Basseterre und Pointe à Pitre, die wir im Lauf des 22. anliefen, hörten wir übereinstimmend, daß man in den frühen Morgenstunden dieses Tages ein lang andauerndes, dumpfes Donnern von Süden her vernommen habe und daraus schließe, der Mont Pelé sei wieder einmal in Tätigkeit getreten.

Es war zwischen vier und fünf Uhr des nächsten Morgens, als wir endlich auf der Höhe des Nordendes von Martinique eingetroffen waren, wo der Mont Pelé gelegen ist. Die Schiffe der Kompanie haben den gemessenen Befehl, sich in zehn Seemeilen Abstand von der Küste zu halten, um vor einem Überfall durch eine neue Wolke vernichtender Gase sicher zu sein, wie sie sich schon so oft seit der Katastrophe von St. Pierre nach Westen hinab und auf die See hinaus ergossen hat. Noch war es Nacht über dem Meere, kaum glühten im Osten die ersten Vorboten jener feurigen Dämmerung auf, die in dieser Gegend zur Zeit des Morgens ganz ebenso dem Aufgang der Sonne vorherzugehen pflegt, wie sie abends dem Untergang folgt. Unsicher gegen den Himmel abgezeichnet, schwammen in der Ferne die Umrisse des furchtbaren Berges, dessen Name nun schon seit einem Jahre die Welt mit Schrecken erfüllt, über

Der Mont Pelé mit dem Cône.
Nach Photographie von Dr. Georg Wegener.

dem nächtig dunklen Wasser, eine düstere Masse, deren obere Teile ganz in einer schweren Wolkenhülle verschwanden. — Keinerlei Bewegung war in der Gegend des verborgenen Gipfels zu erkennen, kein Laut von dort her unterbrach die nächtliche Stille!

Zwei Stunden später lagen wir in hellem Morgenglanz auf der Reede von Fort de France. Unsere erste Frage, ob der Mont Pelé gestern einen Ausbruch gehabt habe, wurde verwundert verneint. Von den beiden französischen Observatorien, die im Osten und Süden des Berges errichtet sind und tägliche Bulletins über den Berg nach der Hauptstadt senden, war seit dem letzten größeren Ausbruch am 25. Januar keine Eruption von Bedeutung beobachtet worden, und von einem Geräusch der geschilderten Art wie in Guadeloupe hatte man hier nicht das geringste gehört.

Damit standen wir also vor einem neuen Rätsel!

Der Mont Pelé ist von Fort de France aus nicht sichtbar, der dazwischen gelegene zweitgrößte vulkanische Bergstock, die Pitons de Carbet genannt, verdeckt ihn. Überraschend ist deshalb für den Ankömmling der Anblick von Fort de France. Mehr oder weniger bringt doch jeder die Erwartung nach Martinique mit, hier lediglich Bilder einer grausigen Zerstörung zu finden, und vergißt, daß die Insel fast tausend Quadratkilometer groß ist und daß die Verwüstungen rings um den Mont Pelé von diesem Flächenraum kaum mehr als ein Zwanzigstel umfassen. Man kann in Wirklichkeit viele Tage lang auf Martinique herumreisen, ohne das geringste von einer Zerstörung zu bemerken, und die Phantasien von einem bevorstehenden Untergange der ganzen Insel, denen man sich in Europa so gern hingibt, erkennt man im Angesicht der leuchtenden Tropenpracht hier ringsum als eine Absurdität. Fort de France lag mit seinen in der Morgensonne rotglänzenden, um eine stattliche Kathedrale gescharten Dächern vor uns als ein Bild von größter Lieblichkeit. In die See hinaus springt auf einer felsigen Halbinsel mit grünüberwachsenen Wällen das altertümliche Fort, das der Stadt ihren Namen gegeben hat; rings um das Weichbild breiten sich dichtwipfelige Baumgärten und fruchtschwere grüne Gelände, überstreut mit freundlichen Weilern und Einzelhäusern.

Leider verflüchtigt sich im Innern der Stadt ihr angenehmer Eindruck. Die nach einer Orkanverwüstung in Schachbrettlinien wieder aufgebauten Straßen mit ihrem häufig im Negergeschmack grell bunt angemalten Häusern sind ärmlich und nüchtern. Außer den Beamten der Regierung und dem zahlreichen Militär ist ja die Bevölkerung fast ausschließlich farbig und darum kulturell minderwertig; die Blüte der weißen Rasse von Martinique war in dem glänzenden St. Pierre vereinigt gewesen und ist dort in der großen Katastrophe vom 8. Mai in wenigen Sekunden vernichtet worden. Aus diesem Grunde hat auch Fort de France aus der Zerstörung der bevorzugten Rivalin bis zur Stunde noch kaum den sonst naheliegenden Vorteil gezogen.

Nur eine Schönheit besitzt die Stadt; diese ist aber auch überraschend. Es ist das Denkmal der Josephine, der Gemahlin Kaiser Napoleons I., die in Martinique geboren ist. Mit einer Grazie wie sie der französischen Bildhauerkunst besonders eigen, steht die schöne schlanke Kreolin in reicher Directoiretracht in weißem Marmor auf der „Savannah", einem gewaltigen Rasenplan am Hafen; und umkränzt ist ihr Denkmal ebenso herrlich wie sinnvoll von neun Königspalmen des riesigsten und vollendetsten Wuchses, den ich je in den Tropen gesehen habe.

Gleich nach unserer Ankunft erbaten wir eine Audienz beim Gouverneur, denn wir waren für die Durchführung unseres Unternehmens wesentlich auf die Hilfe der Regierung angewiesen. Da der normale öffentliche Verkehr in Nordmartinique seit der Katastrophe unterbrochen ist und die Wege vielfach zerstört, die Brücken weggeschwemmt sein sollten, so konnten wir nur mit den Mitteln des Gouvernements die Insel queren und den Ostfuß des Berges erreichen. Von hier allein aber durften wir wagen, den Berg zu besteigen. Von Westen her, etwa von den Ruinen von St. Pierre aus, wäre das Unternehmen eine selbstmörderische Tollkühnheit gewesen, da nach dieser Seite hinab bei den größeren Eruptionen sowohl wie bei den häufigen kleinen Dampfausströmungen, den sogenannten Puffs, die merkwürdigen Glutwolken des Mont Pelé immer noch abwärts zu wandern pflegen. Von Osten her dagegen, in

der Richtung des Passats ansteigend, konnte man, verhältnismäßig wenigstens und wenn nicht gerade ein größerer Ausbruch eintrat, auf Sicherheit rechnen.

Es hat doch gelegentlich auch sein Gutes, als Spion verhaftet zu werden. Das nämlich war Professor Sapper im Januar in der Tat mitten in Martinique begegnet. Ein farbiger Gensdarm hatte in der steinklopfenden Tätigkeit des blonden Mannes die unheimlichsten Gefahren für Frankreich gewittert und ihn als der Spionage verdächtig genötigt, seine Arbeiten aufzugeben und nach Fort de France zurückzukehren. Hier freilich hatte der lächerliche Übereifer des Polizeisoldaten bei der Regierung keine geringe Verlegenheit hervorgerufen, und der Gouverneur, Herr Lemaire, hatte Professor Sapper für eine Wiederholung seines Besuches sofort all und jede Unterstützung zugesagt, die in seiner Macht stünde.

Waldverwüstung oberhalb Vivé.
Nach Photographie von Dr. Georg Wegener.

So wurden wir denn auf das liebenswürdigste empfangen, Herr Lemaire stellte uns einen vierspännigen Militärwagen nebst zwei begleitenden Soldaten zur Verfügung, ließ die Gendarmerieposten auf unserem Wege telephonisch im voraus anweisen, uns Nahrung und Unterkunft zu gewähren, und bat den Besitzer von Usine Vivé, einer großen Zuckerplantage am Ostfuß des Mont Pelé, in einem eigenhändigen Schreiben, uns Führer, Maultiere und Träger zur Verfügung zu stellen.

* * *

Am nächsten Morgen um sechs Uhr stand pünktlich das Gefährt vor unserer Tür, und wir rollten auf schöner Kunststraße in die Landschaft hinaus.

Ich habe mich von englischen Kolonien her gewöhnt, die Vortrefflichkeit des Straßenbaus als ein besonderes Anzeichen der Sorgfalt und Geschicklichkeit anzusehen, mit der gerade England seine überseeischen Gebiete zu verwalten pflegt; dieser französischen Kolonie hier muß ich aber ganz dieselbe bewundernde Anerkennung in Bezug auf ihre Wege zollen. Bei dem endlosen Auf und Ab, welches wie überall in vulkanischen Gebieten für das Gelände von Martinique charakteristisch ist, müssen die Landstraßen vielfach in kunstvollen Serpentinen geführt werden, und die schweren Güsse der Regenzeit sowie die zahllosen Wildbäche machen eine unablässige Sorgfalt zu ihrer Erhaltung nötig. All diesen Anforderungen ist auf Martinique in glänzender Weise genügt, die Straßen sind sorglich gepflastert, überall mit frisch gehaltenen Gräben eingefaßt und die meist aus schweren Quadern gefügten Brücken über die tiefeingerissenen Wildstromschluchten sind mit bewundernswerter Solidität konstruiert.

So weit das Auge reichte, erkannte es überall die Kulturtätigkeit des Menschen. Martiniques Bevölkerungsdichte übertrifft ja die des Deutschen Reiches um das Doppelte,

und so sieht man das Land mit Äckern und Gärten bedeckt, weitläufige Terrassierungen machen auch die steileren Gehänge dem Bodenbau dienstbar, parkähnlich unterbrechen größere und kleinere Wäldchen von Fruchtbäumen: Mangos, Tamarinden, Brotbäumen, Kakaogebüschen und riesenblättrigen Bananen die Felder, auf denen Taro und Maniok gebaut wird. Viehweiden werden von rechteckigen Baumhecken eingefaßt, und weit hinaus vor allem leuchten die ganz hellgrünen Zuckerrohrpflanzungen, die immer so aussehen, als ob ein besonderer Sonnenschein auf ihnen liege. Kleine saubere Städtchen, Dörfer und Einzelgehöfte mit grasgeflochtenen Dächern sind weithin über das ganze Land verstreut, und den ganzen Tag hindurch begegneten uns dunkelhäutige Männer und Frauen, das große Zuckerrohrmesser in der Hand und Lasten der verschiedensten Art auf dem Kopfe balancierend. Niemand vergaß ein freundliches „bon jour, messieurs“. Einzig in der Häufigkeit der in Negerländern ganz ungewöhnlichen schwarzen Farbe der Kleidung, insbesondere der hemdenartigen Überwürfe der Frauen, die zu den dunklen, schon an sich wenig anmutenden Gesichtern trübselig genug aussahen, verriet sich das Unheil, das Martinique getroffen hat, denn das war Trauerkleidung für Verwandte, die bei den Katastrophen umgekommen sind.

Auf dem Kraterrande des Mont Pelé, links oben zwischen den Wolken der Cône. Nach Photographie von Dr. Georg Wegener.

In den ersten Nachmittagsstunden hatten wir die Ostküste bei dem Städtchen Trinité, der drittbedeutendsten Siedelung Martiniques, erreicht und fuhren nun den Rest des Tages auf der den Ostrand der Insel begleitenden Landstraße nach Norden, durch eine Landschaft von wahrhaft italienischer Schönheit. Unter dem unablässigen Wehen des Passats hat die Meeresbrandung hier seit Jahrtausenden die malerischsten Formen ausgenagt. Trotzige steile Vorgebirge, um deren geröllumlagerten, oft in überhängenden Hohlkehlen ausgefressenen Fuß jahraus jahrein die ruhelose Woge donnert, wechseln mit weiten Buchten, auf deren flachbogig gespannten weißen Sandstrand die Wogen der im Tropenglanz schimmernden See weithin ausrollen. Unter der steten Feuchte sind die Gehänge mit üppigem Busch- und Waldpolster ausgeschlagen, deren Wuchs der stetig gleichgerichtete Wind eigentümlich beeinflußt hat. Stämme und Zweige sind nämlich alle vom Meere weg ins Innere gebogen und sehen nach einem treffenden Ausdruck Sappers so aus, als ob sie aufwärts und landeinwärts „gekämmt“ wären.

Die Dunkelheit war bereits seit einer Stunde hereingebrochen, als wir in dem Flecken Bourg de Lorrain am Ostfuß des Mont Pelé eintrafen, wo wir unser Nachtquartier in dem einfachen, aber sauberen Gastzimmer der dortigen Gendarmerie schon vorbereitet fanden. Vielfach waren wir unterwegs an diesem Tage mit gebildeten Bewohnern der Insel zusammengetroffen, und wenn auch in der Landschaft, die wir heute durchmessen hatten, ein Einfluß des Mont Pelé nicht zu sehen gewesen, in die Gemüter aller Bewohner Martiniques, das war unverkennbar, hatten doch er und seine schrecklichen Taten sich aufs tiefste einge-

graben; wie ein Mensch etwa, der ein Eisenbahnunglück mit erlebt hat, so ist die ganze Bevölkerung von einer Art Nervosität erfüllt, die auf das geringste reagierte, was den Berg anging. Er stand im Mittelpunkt des Interesses, sein Verhalten, seine Erscheinungen, die Frage, ob immer noch neue Ausbrüche oder ein endliches Wiedereinschlummern der vulkanischen Kraft zu erwarten wäre, waren die Hauptgegenstände des Gesprächs. Und vor allem war es der merkwürdige cône, der die Phantasie der Leute beschäftigte. Kein Wunder, daß sich schließlich diese Nervosität fast uns selber mitteilte und wir mit dem erregtesten Interesse dem endlichen Anblick dieses rätselhaften Gebildes entgegensahen. —

Der Cône des Mont Pelé. Nach Photographie von Dr. Georg Wegener.

Am nächsten Morgen war Sapper etwas früher als ich ins Freie gegangen, um nach den Pferden zu sehen. Plötzlich kam er ganz aufgeregt wieder hereingestürmt: Eben habe er den Konus gesehen. Der ganze Berg sei klar, keine einzige Wolke und oben drauf das Ding. Der Anblick sei einfach unglaublich, so was könne es eigentlich gar nicht geben!

Binnen wenigen Minuten rollten wir hinaus auf die Landstraße, und nun sah auch ich den Gegenstand so vielen Erstaunens. — Und wahrhaftig, das war etwas, um den eigenen Augen nicht zu trauen!

In schöner, sanfter Pyramide, fein violett getönt, stieg der gewaltige Berg in der Ferne empor. In der kurzen Frist hatte er zwar schon wieder begonnen, an seinem Gipfel eine leichte weiße Wolkenschicht zu verdichten; über ihr aber ragte ein seltsames Etwas, eine Säule, ein Finger, oder besser ein kantiger Dorn von ganz unwahrscheinlicher Steilheit in die Lüfte, in der Gestalt entfernt dem Matterhorn ähnlich, aber ganz ungleich schmaler und schroffer als dieses. Lichtweiß schien das Gebilde gefärbt, und es mußte, in seinem Verhältnis zu dem Bergsockel gemessen, mehrere hundert Meter hoch sein. Die langsam über dem Gipfel dahinwandernde, vor ihm sich bildende, hinter ihm sich wieder auflösende Passatwolke leckte wie eine langsame Brandung an ihm empor, umwob es mit lichtglänzenden Schleiern, die höher und höher an ihm emporstiegen und zeitweilig von seiner Spitze aus wie Flaggen wagerecht in die Luft hinauswehten; sie verdeckten es auch wohl gelegentlich ganz, aber immer brach die scharfe Klippe siegreich wieder hervor und schwamm wie lebendig durch die weiße Masse. Es hatte direkt etwas Übernatürliches, dieses unerhörte Naturspiel dort oben auf dem furchtbaren Krater emporragen zu sehen, der schon so wie so der Phantasie soviel Seltsamkeiten bot. Noch schwebte es fern und hoch über uns in den Lüften. Sollte es möglich werden, daß wir ihm nahe kämen und einiges von seiner mysteriösen Natur enträtselten? Es war eine Art Fieber, das sich meiner bei diesem Gedanken bemächtigte.

Leider dauerte der fesselnde Anblick nicht lange. In der Station von Affier, die wir unterwegs berührten, dem kleineren von den beiden französischen Pelé-Observatorien, konnten wir den letzten Blick auf den Konus tun; dann verhüllte ihn die wachsende Gipfelwolke völlig. Der die Beobachtungen ausführende Offizier bestätigte uns, daß er unablässig wachse, manchmal zwei, manchmal vier, gelegentlich sogar zehn Meter an einem Tage.

Gegen neun Uhr kamen wir in der Usine Vivé an, von wo wir den Wagen nach Fort de France zurücksendeten. Telephonisch bereits angemeldet, fanden wir auch hier bei den liebenswürdigen Leitern der Zuckerfabrik die denkbar freundlichste Auf-

nahme. Reittiere und Führer standen bereits für uns da, und ohne weitere Zeit zu verlieren, machten wir uns auf den Weg zum Berge, den man von hier aus auf einer der langen strahlenförmig von seinem Gipfel auslaufenden Rippen leicht ersteigen kann.

Die Baulichkeiten und Felder der Zuckerrohrplantage von Vivé sind das am weitesten gegen den Krater des Berges vorgeschobene Etablissement dieser Art, das in den Katastrophen unzerstört geblieben ist. So gewahrten wir denn, obwohl dem Gipfel allmählich bis auf eine deutsche Meile nahe gekommen, noch immer nichts von seinen Zerstörungen. Schön gepflegt, dehnten, sich weithin die üppigen Zuckerrohrfelder aus, deren Halme beim Durchreiten noch über unseren Köpfen zusammenschlugen; Hütten und Häuschen der Neger lagen zwischen bunten Gärten, und die Leute arbeiteten auf ihren Äckern und Pflanzungen, anscheinend ohne dem großen Bergmassiv, das zwischen den Palmen und Bananen sein drohendes Haupt erhob, irgend welche Aufmerksamkeii zu schenken. Eben beugte ich mich vom Saitel, um eine besonders schöne Rose von einem am Wege blühenden Strauch zu pflücken, — als ich unwillkürlich die Hand sinken ließ.

Vor uns in kurzer Entfernung sah ich, wie die Baumreihe, die neben dem Pfade herlief, nach einer Richtung niedergebeugt und zerzaust war, wie eine Hecke, über die eine Jagd dahingebraust ist. Aber eine Jagd von Riesen und auf Rossen von Feuer, denn sie war zugleich völlig entblättert und vollkommen zu iotem, weißen Reisig versengt. Wir eilten hinzu und standen nun wortlos am Rande der Verwüstung.

Ehedem bedeckte prachtvoller tropischer Urwald bis hoch hinauf die Flanken des Mont Pelé; nur seine obersten Teile trugen stait dessen einen dichten Pelz von Büschen und Stauden.*) Jetzt stiegen vor uns die Gehänge grau wie Asche in schauerlicher Nacktheit empor. Jede Runse, jede Rippe des Berges trat kahl und scharf hervor; in dieser Tropenlandschaft, wo die üppige Vegetation sonst jeden, auch den winzigsten Fleck Erde mit drängendem Leben zu erfüllen pflegt, ein unnatürlicher Anblick, einem Körper ähnlich, dem die Haut abgezogen ist und dessen Muskeln und Sehnen nun bloßliegen. Bei der furchtbaren Eruption des 30. August, der die Stadt Morne Rouge auf dem Südhange des Berges mit 2000 Einwohnern zum Opfer fiel, segte die Glutwolke des Berges, die sonst immer nur nach Westen sich hinabgewendet hatte, auch hierher nach Osten den Berg hinunter, und säuberte mit einem einzigen ungeheuerlichen Ruck die Gehänge, wie wenn man mit der Hand die Stäubchen von einem Gewande streift.

Auf den größten Teil der Fläche hin war die Vernichtung des Waldes eine so vollständige, daß nur noch ein riesiges Stoppelfeld von versengten Stümpfen übrig geblieben war. Auf anderen Stellen waren die Stämme noch erhalten, aber sie lagen alle nach einer und derselben Richtung — vom Berge abwärts — niedergestreckt am Boden, aller Äste beraubt und weiß von Farbe. Wo die scharfgeschnittenen Schluchten den Abhang unterbrachen, waren die an ihnen stehenden Bäume von allen Seiten her in die Vertiefung gestürzt. Sie hingen mii halb ausgerissenen Wurzeln über die Ränder hinab, während der Grund von einem Chaos durcheinander gewühlter Zweige, Steine und Erdmassen erfüllt war. Deuilich erkannie man den einer Flüssigkeit ähnlichen Charakter der Glutwolke, die sich, entweder einer Forderung der eigenen Schwere oder explosiver Ausdehnung folgend, wie eine herabstürzende Wasserflut in jede Vertiefung gedrängt hatie.

Fast noch schrecklicher war aber der Anblick, wo, wie wir es zu unserer Rechten sahen, die Kraft der Wolke nicht mehr hingereicht hatte, den Wald niederzustürzen, wohl aber ihre Glui, ihn zu iöien. Hier standen die Bäume noch aufrecht, aber dürr und tot, nicht nur der Blätter und kleineren Zweige, sondern auch der Rinde beraubt und weiß von Farbe, wie eine Armee gebleichter Skelette. Und zwar sah man, daß die Verwüstung nicht streng konzentrisch vom Gipfel abwärts geschritten war, sondern am Rande in langen Feuerzungen hinausgeleckt hatte. So griffen spitzwinklige Halbinseln noch lebenden Waldes zahnartig hinein zwischen vorschießende Keile des vernichteten.

*) Mont Pelé, oder wie man in Martinique selbst meistens sagt: Montagne Pelée, bedeutet enthaarter, d. h. kahler Berg, weil sein Haupt keinen Wald mehr trug.

Die Eruption vom 26. März 1903.
Nach Photographie von Dr. Georg Wegener.

Während ich ganz im Bann dieser titanischen Verwüstung war, gab mein Genosse Sapper ganz umgekehrt dem Gefühle Ausdruck, wie erstaunlich rasch schon seit dem Januar, wo er bereits am Fuß des Pelé geweilt hatte, die Pflanzenwelt den Berg wieder erobert habe. Und in der Tat, wenn man erst über den Eindruck im großen hinausgekommen war, so bemerkte man wohl, wie allenthalben aus dem Boden neues Leben hervorsproß. Die Glutwolke muß sehr rasch vorübergerast sein, so daß sie wohl das Leben über dem Boden ertöten, aber nicht in die Tiefe zu den Wurzeln vordringen konnte. So kam es, daß alle die niederen Gewächse, deren Lebenskraft im wesentlichen in der Wurzel ruht, wieder auszuschlagen begannen. Allenthalben sproßten kleine zierliche Pflänzchen aus dem Boden, die Farne trieben frischgrüne Wedel, wucherndes Schlinggewächs kroch in langen Ranken wie mit Spinnenfüßen über den Boden, und bis auf wenige Kilometer an dem Gipfel hinauf überzog, wenn man genau zusah, bereits wieder ein feiner grüner Schimmer den Berg.

In halber Höhe etwa ließen wir unsere Maultiere mit einem der Neger zurück und setzten zu Fuß den Anstieg fort, der nun allmählich schwieriger wurde, da der Fuß in den weichen, aus sandartiger Vulkanasche bestehenden Boden tief einsank. Die Wolkenhülle des Berges hing wie der Deckel eines riesigen Pilzes scharf abgeschnitten über unseren Häuptern; blieb sie, dann war zweifellos oben nicht das geringste zu sehen. Trotzdem setzten wir unsere Wanderung fort, in der unbestimmten Hoffnung, daß vielleicht die Sonnenwärme in den heißesten Tagesstunden die Nebel lockern werde.

Es war gegen ein Uhr, als wir, hart am Unterrande der Wolke, in welche der Berg, wir wußten nicht, wie weit noch, hineinragte, uns zu einem Imbiß niedersetzten. Noch aber hatten wir ihn nicht völlig beendigt, als wir beide mit einem gleichen Schrei emporsprangen und wie die Schulbuben aufwärts rannten. Ohne es zu ahnen, hatten wir hart unter dem Gipfel gefrühstückt, und wirklich lösten sich zur erwarteten Stunde die Wolken und gaben ihn frei.

Oben angekommen, sahen wir uns auf einer leicht geneigten Ebene aus weißlichgrauen feinkörnigen vulkanischen Auswürflingen, mit gröberen Blöcken untermischt.

Sie endigte vor uns an einem sichelförmig in den Gipfel eingekerbten Graben mit scharfen Rändern, aus dem in dichten Massen weißliche Dämpfe hervorquollen. Glücklicherweise trieb sie der Passat von uns weg. Wurden gelegentlich diese Wolkenmassen etwas gelichtet, so sahen wir den etwa fünfzig Meter tiefen Boden des Kraters mit hellfarbigem Geröll erfüllt, zwischen dem die Dampfwolken hervorschwelten.

All das aber beobachteten wir eigentlich erst später genauer. Was zunächst unsere Aufmerksamkeit einzig in Anspruch nahm, war die Riesengestalt des Konus, der nunmehr plötzlich in fast schreckhafter Nähe und Größe zwischen den Nebeln vor uns stand. Aus den Tiefen des Kratergrabens stieg er empor zu einer Höhe, die mindestens 300 Meter, die Höhe des Eiffelturmes, erreichte, und dabei mit einer Steilheit der Wände, die auf der Rechten siebzig und mehr Grad betrug, zur Linken aber senkrecht, ja stellenweise überhängend erschien. Wir waren jetzt dicht an seinem Fuß, kaum hundert Meter von ihm entfernt, aber rätselhafter, unwahrscheinlicher als je zuvor stand er vor uns und über uns. Man begriff nicht, wie ein steinernes Gebilde von solcher Steilheit und Höhe sich nur halten, geschweige denn, wie es entstanden sein konnte. Das allerdings erkannten wir auf den ersten Blick: die Anschauung, er sei aus übereinander gefallenen Blöcken gebildet, war unrichtig; der Konus war ein einheitliches Gebilde, das mit breiten, glatten Wandflächen aufstieg. Freilich wurde es dadurch nur um so rätselhafter.

Die Grundfarbe war, von hier beobachtet, ein lichtes Lehmgelb, doch bekleideten große, weiße Flecke vielfach die Wände, die wohl Ausblühungen oder Niederschläge irgend welcher Salze waren, denn wir hörten später, daß sie sich nach Regenfällen zeitweilig verkleinerten. Mitten durch die Vorderwand zogen sich von oben nach unten ein paar große Risse, so daß die Solidität des Gefüges nicht übermäßig groß erschien. Es dauerte auch nicht lange, so hörten wir ein lautes Prasseln und Knattern; auf der uns abgewendeten Seite des Felsenturmes stürzte eine Lawine von Steinen herunter; ein Teil davon rollte vom Fuß des Konus auch über den Rand des Kratergrabens in die Tiefe und vermehrte die Schutthalde, aus der er emporstieg. Der Eindruck war unheimlich genug, denn er konnte ein Vorbote für den Einsturz des ganzen Gebildes sein, und dann wären wir wohl zweifellos, mindestens schon durch den Luftdruck, des Todes gewesen.

Noch zweimal unterbrach während der Zeit unserer Anwesenheit auf dem Gipfel ein gleicher Steinschlag die Stille, sonst aber herrschte ein feierliches Todesschweigen über dieser Stätte des Schreckens und der Geheimnisse. Lautlos wanderten die zu einzelnen Wolkenballen aufgelösten Nebel über die Kraterrandfläche dahin, sie mischten sich mit den aus den Tiefen des Vulkans emporquirlenden Dämpfen und leckten wieder wie die Brandung an einer Klippe an den Wänden der Riesensäule empor bis zu ihrer Spitze; sie hingen wieder wie wehende Fahnentücher in die Luft hinaus, verdeckten die Säule auch zeitweilig ganz, bis sie von neuem zwischen ihnen hervortrat, in ihrer zarthellen Farbe mitten im schimmernden Äther mehr wie eine Lichterscheinung als wie ein stoffliches Gebilde anzusehn.

Ein halbe Stunde etwa währte dieses Spiel, und es gelang uns, einige Aufnahmen zu machen, von denen gerade die in Wolken verschwimmenden vielleicht am besten den dämonischen Eindruck des seltsamen Phänomens wiederzugeben vermögen. Dann verdichteten sich die Nebel stärker, die Aussicht schwand, und ein feiner Regen zwang uns, wenn wir die Aufnahmen retten wollten, schleunigst den Gipfel zu verlassen.

Rasch war die Unterkante der Wolkenhaube wieder erreicht, in Sonnenglanz stiegen die Gehänge des Berges unter uns ab bis zum Meere, das sich strahlend und grenzenlos zum Horizont ausdehnte. Nicht lange, so hatten wir auch wieder die Zone der unzerstört gebliebenen Vegetation erreicht, und nun pflückte ich die Rose am Rande des Pelé, um ihre Blätter als Gruß in die Heimat zu senden.

* * *

Das war am 28. März. Am nächsten Tage wanderten wir von Vivé über die Ruinenstätten Morne Rouge und St. Pierre zu dem Hauptobservatorium der Franzosen bei dem Orte Fonds-Saint-Denis. Dies ist mit großem Geschick gewählt. Es liegt auf der Spitze eines steilen Vorberges der

Pitons de Cabet; die Höhe desselben und das tiefe zwischenliegende Tal schützen es nach den bisherigen Erfahrungen vollkommen gegen einen Überfall von seiten des Berges, der eben in ganzer Größe, prachtvoll sichtbar, vor dem Beobachter liegt, mit seinem Gipfel etwa neun Kilometer entfernt.

Wir waren nur noch fünf Minuten unterhalb des Observatoriums, als ganz unleugbar ein dumpfes Dröhnen vom Berge an unser Ohr drang. Erstaunt blieben wir stehen und schauten hinüber. Nichts Verdächtiges war jedoch zu sehen, und so beruhigten wir uns mit der Annahme, daß es wohl ein Steinfall wie die gestern erlebten gewesen sei.

Dann erreichten wir das aus einigen hölzernen Häusern bestehende Observatorium, auf das liebenswürdigste empfangen von seinem ständigen Leiter Kapitän Perney und dem Vertreter des bekannten Organisators des französischen Observationsdienstes am Pelé, des Professors Lacroix, Herrn Giraud. Unter einem hübschen Baume auf einem einfach gezimmerten Holztisch erwartete uns bereits ein Abendessen, im Angesicht einer wahrhaft bezaubernden Aussicht über das im Sonnenuntergang leuchtende Meer und dem gewaltigen Mont Pelé, dessen Gehänge nach Westen hinab bis zum Meeresufer noch heute kahl sind wie eine Mondlandschaft. Unsere Frage, ob der Konus bei seinem merkwürdigen Wachsen seine Gestalt im wesentlichen beibehalte, bejahte Kapitän Perney und machte es uns damit zur Gewißheit, daß der Felsenturm nicht von oben aufgehöht werden konnte, sondern augenscheinlich von unten aufgehoben werden mußte.

Die abwärts jagende Eruptionswolke am Mont Pelé.

Aber wie war das zu denken?

Noch waren wir in der Erörterung dieser Frage begriffen, als ein neues Dröhnen vom Berge her uns unterbrach. Gleichzeitig sahen wir, wie am südwestlichen Fuß des Konus, hart unterhalb der flach tischförmig über dem Gipfel liegenden weißen Passatwolke eine Dampfsäule von graudunkler Farbe aus dem Berge hervorbrach, im Augenblick durch die Wolke hindurchtauchte und mit gewaltiger Schnelle auf ihrer Oberseite darüber emporwuchs.

Wir beide waren natürlich wie elektri-

siert von dem für uns so unerhört günstig eintretenden Ereignis einer Eruption, und sogar, wie es schien, einer größeren; Kapitän Perney aber zog ruhig seine Uhr und konstatierte:

„Zwölf Minuten nach sechs."

Das Geräusch war nicht sehr stark gewesen und dauerte nur wenige Sekunden, die Ausbruchswolke aber wuchs und wuchs zu immer erhabenerer Größe. Nicht schirmförmig, wie die bekannte „Pinie" des Vesuvs entfaltete sie sich — wenigstens schob sie sich nach Osten gegen den Passat verhältnismäßig wenig vor —, sondern mehr geschlossen in die Höhe und mit den blumenkohlartigen Formen wallenden Dampfes. Gerade dies mächtige innere Leben des ganzen Gebildes, dies Wirbeln und Strudeln, dies Herauswachsen immer neuer wulstiger Ansätze gab den besonders fremdartigen und gewaltigen Eindruck, den die den Moment festhaltende Photographie natürlich nicht erreichen kann. In Wirklichkeit gingen alle Bewegungen mit außerordentlicher Raschheit vor sich, denn in etwa fünf Minuten hatte die Wolke bereits eine Höhe von nahezu ebenso vielen Kilometern erreicht; allein auf diese Entfernungen hin erschienen sie langsam und überaus majestätisch.

Flasche aus St. Pierre, vom Gluthauch angeschmolzen. Nach Photographie von Dr. Georg Wegener.

Gleichzeitig aber mit dem Aufwärtssteigen der Eruptionswolke entwickelte sie sich auch — und das war das wissenschaftlich Interessanteste daran — abwärts nach dem Meere zu; vom Fuß des Konus rollte sie mit ähnlicher Schnelle und ähnlicher Wirbelbewegung hinunter an die Talrinne der Rivière Blanche, die vom Krater westwärts hinabführt. So wurden wir also Zeugen desselben rätselvollen Vorganges, der, nur im größeren Maßstabe auftretend, am 8. Mai vorigen Jahres St. Pierre zerstört hatte. Der Anblick der Wolke machte ganz den Eindruck des Fließens einer schweren Masse. Als sie die unteren, sanfter geneigten Teile des Berges erreicht hatte, verwandelte sich ihre Bewegung; sie wurde jetzt ganz langsam, das Wirbeln hörte auf, und nur noch sacht und allmählich schob sie sich nun wie ein grauer Vorhang über dem Talzuge der Rivière Blanche weiter, dem Meere zu, auf das sie im Lauf der Zeit, sich allmählich auflösend, hinauskroch.

Ich versuchte, obwohl die Sonne schon untergegangen war, doch noch eine Aufnahme der Eruption, die auf S. 645 beigefügt wird. In Anbetracht der Umstände darf sie als überraschend gelungen bezeichnet werden. Sie zeigt die flache, hellere Passatwolke über dem Gipfel, die nach oben gerichtete Ausbruchswolke, die sich in der Höhe doch auch ein wenig gegen die Passatrichtung hin ausdehnt, und sie deutet auch die sich abwärts bewegende Wolke an.

Bald nachdem ich die Aufnahme gemacht, brach mit tropischer Raschheit die Nacht herein und entzog uns den Anblick der Wolkengebilde. Dafür aber wurden nun die feurigen Erscheinungen am Krater sichtbar. Am Fuß des Konus, den die Eruptionswolke anfänglich ganz verborgen hatte, der aber in der Dunkelheit wieder frei zu werden schien, glühten ein paar rote Spalten auf, aus denen, wie durch mein schönes Goerzsches Trieder Glas deutlich zu erkennen, unablässig rote Glutbälle, jedenfalls vulkanische Bomben, aufleuchteten und herausgestoßen wurden. Sie stürzten dann in bestimmten Steinschlagrinnen zu Tal, gefolgt von einem Schweife kleinerer, glühender Materie. Wie feurige Schlangen rieselten diese Massen niederwärts ins Tal der Rivière Blanche, wo sie sich unseren Blicken entzogen. Lautlos ging das alles vor sich und mutete dadurch um so fremdartig wunderlicher an.

Allmählich leuchteten aber auch höher hinauf an den Wänden des cône, ja zuletzt bis nahe an seine Spitze, Glühpunkte auf. Diese bewegten sich aber nicht abwärts, sondern erloschen langsam an Ort und Stelle. Für die wissenschaftliche Erkenntnis des Konus war gerade das von größtem

Interesse. Es ließ sich nämlich kaum eine andere Erklärung dafür finden, als daß hier Stücke von seinem Mantel absprangen und nun sein Inneres bloßlegten, daß dies also glühend war.

Damit aber war das letzte Kettenglied zur Befestigung der Ansicht geschmiedet, die uns an diesen beiden Tagen allmählich aufgegangen war. Da der cône eine einheitliche Masse ist, da er von unten her wächst und da er im Innern glühend zu sein scheint, so ist er aller Wahrscheinlichkeit eine Lavamasse von sehr zäher Konsistenz, die unausgesetzt langsam durch einen senkrechten Schlot herausgepreßt wird und beim Austritt an die Luft, außen wenigstens, erstarrt. Also eine Art ungeheuerliche Wurst von Lava.

* * *

Als wir am nächsten Morgen auf der Höhe von Fonds-Saint-Denis wieder erwachten, lag rings die Landschaft in bezaubernd stem Sonnenglanz und völligem Frieden zu unseren Füßen. Die Ausbruchswolke war verschwunden, der Westabhang des Mont Pelé aber war längs dem Zuge der Rivière Blanche mit frischer Asche bedeckt, die weißgrau, etwa in der Farbe chinesischer Rohseide erglänzte. Das war die Ablagerung der vulkanischen Staubmassen, die den Dämpfen gestern ihre graue Farbe gegeben. Der cône ragte, anscheinend unverändert, über der üblichen leichten Passatwolke in die Lüfte; die Winkelmessung Perneys aber ergab, daß er 25 Meter niedriger geworden war.

Der Ausbruch, den wir mit zu erleben das überraschende Glück gehabt haben, ist mit dem vom 25. Januar zusammen der bedeutendste gewesen, der seit dem 30. August vorigen Jahres, seit der Zerstörung von Morne Rouge und der Wälder oberhalb von Vivé, vorgekommen ist.

Reichbeglückt über so wertvolle Ergebnisse, verabschiedeten wir uns von unseren freundlichen Wirten und fuhren in einem uns von der Regierung aus Fort de France entgegengesendeten Wagen durch die wilde Gebirgslandschaft der Pitons de Carbet nach der Hauptstadt zurück.

Hier angekommen, erfuhren wir, daß am 22. März auch die Soufrière von St. Vincent einen ungewöhnlich starken Ausbruch gehabt habe. So bestätigte sich also auch diesmal wieder der geheimnisvolle Zusammenhang zwischen diesen beiden Bergen. Und ferner war damit nun auch die Lösung des Rätsels von Guadeloupe gegeben; das war das Geräusch gewesen, von dem uns in Basseterre und Pointe à Pitre erzählt worden war! Es ergab sich zugleich die akustisch ungemein interessante Tatsache, daß dies Geräusch die dazwischen liegende Insel Martinique völlig übersprungen hatte.

Wieder war es tiefe Dämmerung, abendliche diesmal, als wir am 30. März, nach St. Thomas heimkehrend, zum zweiten Male am Mont Pelé vorüberfuhren. Wieder lag die schwere Bergmasse düster über dem nächtlichen Wasser, das Haupt in Wolken verborgen. Heute aber fuhren wir mit ganz anderen Empfindungen an ihm vorbei, denn wir hatten ja dem Riesen den Fuß auf den Nacken gesetzt und den Schleier der Mysterien, mit denen er sich umhüllt, wenigstens um etwas weiter lüften können.

Sturmnacht.

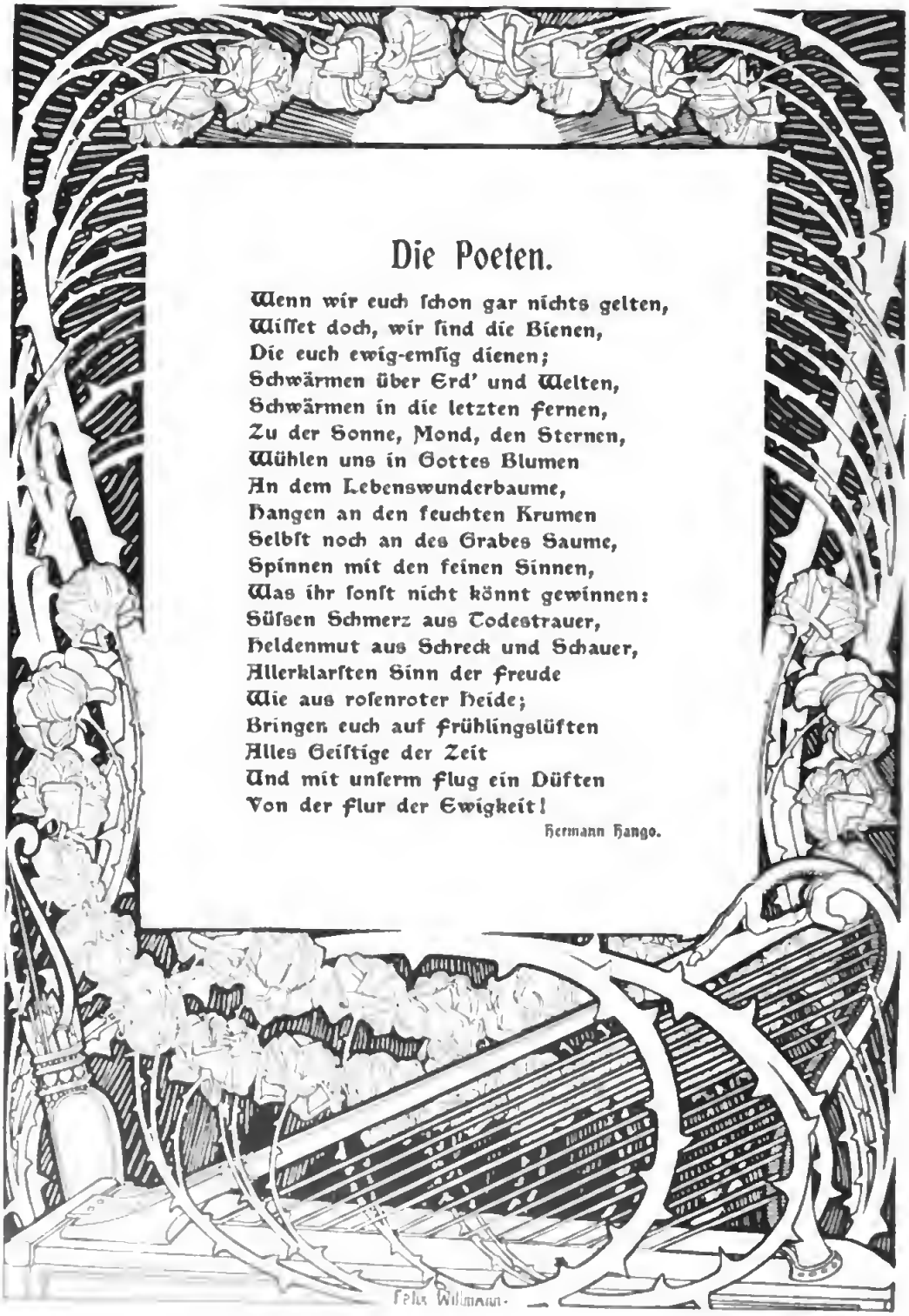
Um die Hütten braust die regenschwere,
Schwüle, wilde Wetternacht am Meere.

Gleich den Wogenmassen auf, die schliefen,
Reisst der heisse Sturm der Seelen Tiefen.

Schifferfraun, des Herdes Hüterinnen,
Schluchzen laut in ihrer Kissen Linnen

Nach den Gatten. — Und die Mütter haben
Leid um ihre fernen jungen Knaben.

Frida Schanz.



Die Poeten.

Wenn wir euch ſchon gar nichts gelten,
Wiſſet doch, wir ſind die Bienen,
Die euch ewig-emſig dienen;
Schwärmen über Erd' und Welten,
Schwärmen in die letzten Fernen,
Zu der Sonne, Mond, den Sternen,
Wühlen uns in Gottes Blumen
An dem Lebenswunderbaume,
Hangen an den feuchten Krumen
Selbſt noch an des Grabes Saume,
Spinnen mit den feinen Sinnen,
Was ihr ſonſt nicht könnt gewinnen:
Süſsen Schmerz aus Todestrauer,
Heldenmut aus Schreck und Schauer,
Allerklarſten Sinn der Freude
Wie aus roſenroter Heide;
Bringen euch auf Frühlingslüften
Alles Geiſtige der Zeit
Und mit unſerm Flug ein Düften
Von der Flur der Ewigkeit!

Hermann Hango.

Felix Willmann.

Vom Schreibtisch und aus dem Atelier.

Erinnerungen an Graf Bismarck und sein Parlament 1867.

Von

Wilhelm Oncken.

(Abdruck verboten.)

Das Winterhalbjahr 1866/1867 war abgelaufen, meine Vorlesungen und Übungen waren geschlossen, und mit dem ersten Nachtschnellzug, der am Abend des 7. März von Heidelberg nach Berlin fuhr, trat ich die Reise nach der Hauptstadt des neuen Deutschland an, um dabei zu sein, wie der Norddeutsche Bund im Schoße eines Parlaments gegründet ward, das so ganz anders war als das vom Jahre 1848/1849. Zunächst war es ein Norddeutsches Parlament, Süddeutsche und Österreicher saßen nicht darin; sodann bezog es keine Tagegelder und sollte den diätenlosen Parlamentarismus überhaupt einbürgern in Deutschland; endlich drittens zweifelte kein vernünftiger Mensch am Gelingen seines Werkes aus dem einfachen Grunde, weil dieses durch Taten der Feder und des Schwertes schon soweit gefördert war, daß es durch Worte höchstens gehemmt, aber nimmermehr umgestoßen werden konnte. Dies war wenigstens die Auffassung, die mich zu meiner Reise veranlaßte; die Auffassung der großen Mehrheit des Lehrkörpers der Universität war es freilich nicht.

Der Bismarckhaß, an dem man vor dem Krieg den deutsch- und freigesinnten Patrioten erkannte, war im akademischen Heidelberg so stark als irgendwo, und die geborenen Preußen unter den Lehrkräften machten davon keine Ausnahme; auch der Schlag von Königgrätz wirkte auf die Stimmung dieser Kreise keineswegs so überwältigend ein, wie man oft angenommen hat, nur der öffentliche Ausdruck derselben erschien merkwürdig gedämpft, wenn er nicht gänzlich unterblieb. Da machte denn die Entschiedenheit Aufsehen, mit der G. G. Gervinus seinem unentwegten Bismarckabscheu nicht bloß treu blieb, sondern auch bei jeder Gelegenheit öffentlich in der Presse teils selber Worte lieh, teils durch einen ganzen Stab jüngerer Freunde Worte leihen ließ. So las man im achten Bande seiner „Geschichte des XIX. Jahrhunderts", der genau am Vorabend des Kriegs erschien, auf S. 367 bis 368 am Schlusse einer Charakteristik des Fürsten Polignac folgende Parallele zwischen seiner Kriegspolitik von 1830 und derjenigen Bismarcks von 1864: „Ein Menschenalter später hat in einem deutschen Staate eine ähnliche junkerhafte Politik, in dem ähnlichen seligen Selbstvertrauen befangen, zu dem gleichen Zwecke einer Ableitung von den ähnlich verfahrenen inneren Verhältnissen, einem Fürsten von ähnlicher privater Ehrlichkeit und häuslichem Wohlwollen (der, in ähnlichem Widerwillen gegen die volkstümlichen Institutionen beirrt war und in ähnlicher Weise seine Person in das konstitutionelle System brachte wie Karl X.) in ähnlicher aber schuldvollerer Art das Gewissen berückt, einen ähnlich kurzen und glänzenden, gegen eine unebenbürtige Macht gerichteten Feldzug, der nicht wegen gekränkten eigenen, sondern fremden, bundesgenössischen Rechts unternommen war, nicht zu einer rechtmäßigen Eroberung auszunutzen, sondern zu einem himmelschreienden Raube zu mißbrauchen; und sie hat dies mit dem Erfolge tun können, eine ganze Presse und ein ganzes intelligentes Volk mit dem wohlfeilsten Ruhme so zu berauschen, daß es dieser Barbareskenpolitik all seinen Beifall zuwandte auf die Gefahr hin, die Sache seiner inneren Freiheit preis zu geben. Das französische Volk aber, zu kriegsstolz um sich von dem selbstverständlichen Siege über einen winzigen Feind, wie gerecht die Sache, wie glücklich ihre Führung, wie aussichtsreich der Ausgang war, die Sinne im geringsten benehmen zu lassen, das französische Volk vergaß damals nicht einen Augenblick seine erste Pflicht, die Verfassungsrechte zu verteidigen, in dem richtigen Gefühle, daß in einem großen Staate der Götzendienst des Kriegsruhms die Macht der willkürfrohen Dynastie oder Regierung zur Gefährdung der Freiheit stärkt, wogegen die Volksfreiheit unter aller Bedingung das kräftigste Bollwerk der Staatsmacht ist."

Diese Parallele zeigt einen solchen Fanatismus der Einseitigkeit, daß niemand, der sie kannte, zwei Äußerungen den Glauben versagte, die Gervinus während des deutschen Krieges von 1866 in den Mund gelegt wurden. Nach der Schlacht bei Königgrätz sollte er — der „Kölnischen Zeitung" zufolge — gesagt haben: „Die Preußen haben Mißbrauch getrieben mit ihrem Zündnadelgewehr", und als gleich darauf die Kunde von der Abtretung Venetiens an Napoleon III. und von des letzteren Friedensvermittelung kam, sagte Gervinus: „Dahin hat es Bismarck gebracht, daß Napoleon der Gustav Adolf unserer politischen Freiheit werden muß." Vom Jahre 1864 an war und blieb das Jahrhundert, dessen Geschichte Gervinus schreiben wollte, in Ungnade bei seiner überlegenen Weisheit. Nachdem sich herausgestellt hatte, daß der Lauf der deutschen Geschichte eine ganz andere Richtung nehmen würde, als Gervinus ihm vor vierzehn Jahren vorgeschrieben hatte, legte er die Feder hin und schrieb an der Geschichte des XIX. Jahrhunderts keine Zeile mehr.

Wie hatte er sich diesen Lauf gedacht? „Wenn sich," so lautete der Orakelspruch, mit dem er im Herbst 1852 seine „Einleitung in die Geschichte des XIX. Jahrhunderts" geschlossen hatte, „wie auf die kaiserliche Periode die aristokratische, so auf die aristokratische Ordnung in Deutschland eine demokratische in derselben reinen Ablösung

und Gestaltung ohne zu große und erschöpfende Zerrüttungen bilden kann, so wird Deutschland seine Geschichte mit neidwürdiger Sicherheit und in einem gleichen Zuge bescheidener Großheit fortsetzen. Dies wird in dem geteilten und der Tätigkeit entwöhnten Volke, wenn es überhaupt möglich ist, nur langsam, unter Rückfällen und Täuschungen, schwerlich ohne fremde Hilfe und nicht ohne äußere Begünstigung der Zeiten und Verhältnisse geschehen. — Das Ziel seiner Staatskunst könnte kein anderes sein, als die gefährlichen einheitlichen Großstaaten überall aufzulösen in Föderationen, welche die Vorteile großer und kleiner Staaten vereinigen und der allgemeinen Freiheit und der friedlichen Ausbreitung aller Art von Bildung sichere Gewähr bieten."

Allseitige Auflösung der gefährlichen Großstaaten in Föderationen —, das war die Lösung, die Gervinus bereit hielt für alle nationalen und internationalen Zukunftsfragen unserer Staatenwelt, und das mußte er auch, wenn er denn doch einmal nicht glaubte an die Wiedergeburt der Monarchie, die mit der nationalen Machtpolitik des Königs Wilhelm und des Grafen Bismarck, mit dem Neubau der Armee, der Befreiung Schleswig-Holsteins und der Erlösung Deutschlands von Österreich ihren Anfang genommen hat.

„Aber diesen Ausgang konnte ja doch niemand voraus wissen" — höre ich einwerfen. Gewiß, aber das Gegenteil auch nicht, und doch hat man dieses vorausgesagt: Staatsstreich und Verfassungsbruch, Bürgerkrieg und Vaterlandsverrat vier Jahre lang Tag für Tag, als unvermeidliche Folge falscher Politik, ja sogar als absichtliche frevelhafte Veranstaltungen Bismarcks mit tödlicher Sicherheit an die Wand gemalt, trotz aller Verwahrungen seinerseits, und trotz aller Taten, die falscher Mißdeutung geradezu ins Gesicht schlugen, denn es ist ja grobe Unwahrheit, daß er seine Endziele in Dunkel gehüllt und dadurch selber unentdeckbar gemacht habe. Das gerade Gegenteil war der Fall. Niemals seit es Parlamente gibt, hat ein Parlamentsminister, der sich mit weltumgestaltenden Plänen trug, offenherziger von seinen Plänen gesprochen als gerade dieser; man hat nur nicht der Mühe wert gefunden zu hören, was er sagte, und zu überdenken, was er meinte, weil ihn niemand ernsthaft nahm.

„Wer hat Bismarck wohl darauf gebracht?" fragte sich die verblüffte öffentliche Meinung, als die Thronrede vom 5. August 1866 in der Bitte um Indemnität den Weg wies, der aus dem Labyrinth des Konfliktes hinausführte. So hätte man niemals fragen können, wenn man die Worte überhaupt nur angehört hätte, mit denen Bismarck die Verwaltung ohne Budget eröffnete und die Tagung des Landtags am 13. Oktober 1862 schloß. In der Schlußrede, die Bismarck bei dieser Gelegenheit verlas und die nachher in die amtlichen Akten des Landtags überging, hieß es beim Rückblick auf die Verhandlungen über das Budget, nachdem der Entwurf des Staatshaushaltsgesetzes für 1862 in der vom Abgeordnetenhause beschlossenen Feststellung wegen seiner Unzulänglichkeit vom Herrenhause verworfen sei, sehe sich die Regierung genötigt, „den Staatshaushalt ohne die in der Verfassung vorausgesetzte Unterlage führen zu müssen". Sie sei sich der Verantwortlichkeit in vollem Maße bewußt, die für sie aus diesem beklagenswerten Zustande erwachse, aber ebenso der Pflichten eingedenk, welche ihr gegen das Land oblägen, und finde darin die Ermächtigung, bis zur gänzlichen Feststellung des Etats die Ausgaben zu bestreiten, welche zur Erhaltung der bestehenden Staatseinrichtungen und zur Förderung der Landeswohlfahrt notwendig seien, indem sie die Zuversicht hege, „daß dieselben seinerzeit die nachträgliche Genehmigung des Landtags erhalten würden". „Nachträgliche Genehmigung des Landtags" ist der deutsche Ausdruck für das, was der aus England stammende Sprachgebrauch mit dem Fremdwort „Indemnität" bezeichnet. Der Gedanke der Thronrede vom 5. August 1866 war also schon am 13. Oktober 1862 vor dem Lande vollkommen klar ausgesprochen, nur daß vier Jahre vergehen mußten, bis Bismarck die „Zeit" zur Ausführung gekommen erachtete, d. h. mit Sicherheit annehmen konnte, daß der Antrag auf Indemnität nicht von der großen Mehrheit durch die Forderung des Widerrufs der Armeereform beantwortet wurde; aber die Rede, in der es geschah, ist damals völlig unbeachtet zur Erde gefallen und erst am 8. August 1866 von der „Provinzialkorrespondenz" aus den Akten herausgegraben worden.

Geradezu unerhört aber war die Offenheit, mit der er erst vor dem Bundestag und nachher vor der gesamten Lesewelt die Karten seiner deutschen Politik auf den Tisch warf. Der 22. Januar 1862 war der denkwürdige Tag, an dem der preußische Bundestagsgesandte v. Savigny gegen den österreichischen Delegiertenplan das schlechthin grundstürzende Votum abgab: „Nur in einer Vertretung, welche nach Maßgabe der Bevölkerung jedes Bundesstaates aus letzterer durch unmittelbare Wahl hervorgeht, kann die deutsche Nation das berechtigte Organ ihrer Einwirkung auf die gemeinsamen Angelegenheiten finden." Das waren zwei Revolutionen in einem Satze. Die eine lag in dem deutschen Parlament an sich, die andere in dem unmittelbaren Wahlrecht; das Ganze war ein Vorstoß voll „Gefahren von unberechenbarer Ausdehnung", wie das Votum Österreichs sich ausdrückte.

Und der 24. Januar 1863 war der nicht minder denkwürdige Tag, an welchem Bismarck Unterredungen mit dem österreichischen Gesandten Grafen Karolyi wörtlich herausgab, deren Veröffentlichung rein an und für sich ein so ernstes Ereignis war, wie es der unmittelbare Vorbote einer Kriegserklärung nur irgend hätte sein können. Der Inhalt besagte kurz und gut: Hier gilt es nur eine Wahl: entweder Verzicht Österreichs auf die ganze Bundespolitik, die es seit 1851 gegen Preußen betrieben hat, oder Krieg mit Preußen bis zum endgültigen Ausscheiden aus dem Deutschen Bunde.

Liest man die Depesche vom 24. Januar mit dem Ernste wieder durch, mit dem sie damals kein Mensch gelesen hat, erinnert man sich eines späteren Ausspruchs im Reichstag von ihm: „Fängt eine Regierung erst an, Depeschen zu

veröffentlichen, dann sucht sie äußere Anlehnung in einer sehr ernsten Lage", so kommt man unwillkürlich zu der Auffassung: damals schon wollte Bismarck den Krieg, und nur durch den Polensturm und den Schleswig-Holsteinischen Zwischenfall ist er um drei Jahre verzögert worden. Diese Betrachtung habe ich hier zur Einleitung für nötig gehalten, weil unserem Volk die Personen- und Gedankenwelt jener Tage zu fremd geworden ist, als daß ich, ohne jede Nachhilfe (zumal bei dem jüngeren Geschlecht) auf Verständnis für meine Erinnerungen rechnen möchte. —

Ich kam in Berlin am 8. März 1867 mit einer überaus liebenswürdigen Einladung und einer sehr wertvollen Empfehlungskarte an.

Die Einladung führte mich in die gastliche Häuslichkeit der verehrungswürdigen Eltern meines lieben Freundes, des Germanisten Ernst Martin, der sich Anfang 1866 als Privatdozent der germanistischen Wissenschaft an der Universität Heidelberg habilitiert hatte und dessen Vater, Dr. Eduard Martin, jetzt ordentlicher Professor der Geburtshilfe und Direktor der Kgl. Frauenklinik an der Universität Berlin war. Die Empfehlungskarte verschaffte mir die Bekanntschaft von Gustav Freytag, der als Abgeordneter für Erfurt-Schleusingen-Ziegenrück Mitglied des hohen Hauses war.

Gustav Freytag war damals der Lieblingsdichter des jungen Deutschland, soweit es glaubte an die Hohenzollern und ihren deutschen Beruf, an den deutschen Staat und den Adel der deutschen Arbeit. In „Soll und Haben" hatte er den deutschen Kaufmann, in den „Journalisten" den deutschen Tagesschriftsteller, in der „Verlorenen Handschrift" den deutschen Professor verherrlicht und in den „Bildern aus der deutschen Vergangenheit" uns die Freude am Vaterlande gelehrt. Ihm selbst hatte die Entscheidung von 1866 die große Genugtuung beschert, die er am 18. Oktober 1866 in der Vorrede zur fünften Auflage seiner „Bilder aus der deutschen Vergangenheit" mit den Worten begrüßte: „Die Ereignisse des Jahres haben dies Buch aufgehalten. In dieser Zeit wurde uns das Glück zuteil, zu erleben, was die Beschäftigung mit deutscher Vergangenheit zu einer sehr frohen Arbeit macht. Seit dem Staufer Friedrich I. haben 19 Generationen unserer Ahnen den Segen eines großen und machtvollen deutschen Reiches entbehrt; im zwanzigsten Menschenalter gewinnen die Deutschen durch Preußen und die Siege der Hohenzollern zurück, was ihnen so fremd geworden ist, wie die Völkerwanderung und die Kreuzzüge, den Staat." Auf diesen „Staat" wollte er nicht bloß mit der Feder vorbereiten; an ihm mit zu bauen als der begeistertsten Werkleute, wenn nicht der Werkmeister selber einer, war der stolze Gedanke, mit dem er klopfenden Herzens ins Haus getreten war.

Der Botaniker Wilhelm Hofmeister, der mir die Empfehlung an ihn geschrieben hatte, war ein alter Leipziger Freund des Dichters. Er gehörte mit Carl Mathy, Salomon Hirzel, Heinrich v. Treitschke zu jener Leipziger Tafelrunde, die zum erstenmal öffentlich genannt worden ist, als Treitschke am Schluß der an Gustav Freytag gerichteten Vorrede des ersten Bandes seiner „Historischen und politischen Aufsätze" mit dem Datum: „Freiburg im Breisgau, 31. Oktober 1864" die Worte schrieb: „Nehmen Sie die Widmung dieser Blätter als ein Zeichen herzlicher Erinnerung an die glücklichen Abende in Leipzig, da die verschworenen Freunde an dem runden Tische zusammen tagten."

Am Morgen des 8. März fragte ich nach dem Reichstagsabgeordneten und Herzogl. Gothaischen Hofrat Dr. Freytag in dem kleinen Hotel an der Ecke der Leipziger- und Friedrich-Straße, wo er Wohnung genommen hatte, gab meine Karte mit der Empfehlung Hofmeisters ab und stand alsbald vor einem etwa fünfzigjährigen Herrn von auffallend schlankem Wuchs, von etwas mehr als Mittelgröße, mit blondem Haupthaar, Schnurr- und Stutzbärtchen von gleicher Farbe, blauen Augen von auffallender Kleinheit, gesunder Gesichtsfarbe, der sich sogleich nach seinem Freunde Hofmeister und mit großer Freundlichkeit nach meinem Begehr erkundigte. Mein Begehr war eine Karte, die mir während der nächsten acht Tage freien Zutritt auf die Zuhörertribüne des Reichstages gewährte, eine jener Karten, die man nur durch die Güte eines Mitgliedes des Hauses erhalten konnte

Der Herr Reichstagsabgeordnete erklärte sogleich: „Mit dem größten Vergnügen, aber nur, wenn Sie mir dafür auch einen Gefallen tun, den nämlich, mir über die bevorstehende Hauptverhandlung über die Verfassung des Norddbundes für die ‚Grenzboten' Bericht zu erstatten. Nur als Journalist können Sie eine Karte bekommen, die Sie von jeder Schwierigkeit bei wiederholtem Zutritt befreit." Mit tausend Freuden sagte ich zu, denn nichts konnte mir mehr willkommen sein als dieser Auftrag, nachdem ich bereits im Jahre 1864 vom 11. Februar bis 16. Juli in Ludwig Haeussers Auftrag in Karlsruhe gewesen war und alle die hochwichtigen Verhandlungen dieser denkwürdigen Tagung nach eigener stenographischer — System Stolze — Aufzeichnung selbständig herausgegeben hatte. So sind die Berichte über die Reichstagssitzungen vom 9., 11., 12., 13. März 1867 entstanden, welche die „Grenzboten" unter der Überschrift: „Kleine Chronik vom Reichstage" S. 477—488 mit dem Namenszuge O. gebracht haben.

Über die Geschichte der Vorlage, welche den ersten Norddeutschen Reichstag beschäftigt hat, sind hier ein paar Mitteilungen am Platze, die infolge einer falschen Angabe der „Augsburger Allgemeinen Zeitung" bekannt geworden sind. Von Heinrich v. Poschinger befragt, ob Bucher wirklich von Bismarck beauftragt worden sei, die später veröffentlichen preußischen Vorschläge für den Bundesreformplan auszuarbeiten, antwortete Lothar Bucher: „Lauter Konfusion. — Nachdem Bismarck sich nach dem Österreichischen Kriege zu seiner Erholung nach Putbus begeben hatte (6. Oktober bis 1. Dezember 1866), legte ihm Herr v. Savigny den Entwurf der Norddeutschen Verfassung nach den ihm dazu gegebenen Materialien vor. Im Dezember 1866 zurückgekehrt, fand Bismarck den Entwurf ungeeignet und

diktierte mir einen anderen, welcher dann mit geringen Abänderungen von Sr. Majestät genehmigt und der am 15. Dezember zusammentretenden Gesandtenkonferenz vorgelegt wurde." *)

Dies also war Buchers, wie man sieht, sehr bescheidener Anteil an der Verfassungsvorlage, die den verbündeten Regierungen gemacht warden ist. In sämtlichen Sitzungen, welche die Gesandtenkonferenz bis zur Feststellung des Entwurfs für den Reichstag gehalten hat, ist der Legationsrat Bucher Protokollführer gewesen, wie sein Name am Schluß sämtlicher Sitzungsprotokolle bezeugt. Darauf aber beschränkt sich auch sein Anteil an den Arbeiten zur Nordbundverfassung, insbesondere ist er völlig unbeteiligt an der Ansprache Bismarcks vom 15. Dezember 1866, sowie an den beiden Thronreden vom 24. Februar und 17. April 1867. Er ist überhaupt an sämtlichen Thronreden seiner ganzen Amtszeit unbeteiligt gewesen. Weshalb? Weil ihm die Sprache fehlte, die in solchen Fällen mit Wärme gesprochen werden muß.

Da ich selber mit sehr vielen Menschen jahrelang hierüber im Irrtum war, da ich erst im Jahre 1891 durch Fürst Bismarck selbst über die Entstehung der Thronreden seiner Zeit die erste Aufklärung empfangen habe, die durch die „Gedanken und Erinnerungen" zum Abschluß gekommen ist, so muß auch an dieser Stelle einiges darüber gesagt werden.

Aus Bismarcks mündlichen und schriftlichen Äußerungen ergibt sich für mich, daß die Thronreden seiner Amtszeit teils von ihm allein, teils von Wilhelm I. und ihm gemeinsam abgefaßt warden sind und daß in dem Anteil, den der letztere persönlich dazu beigesteuert hat, ein gutes Stück dessen lag, was ihren Erfolg ausmachte, weil er eben unmittelbar aus dem Herzen kam. „Seinem redlichen Sinne", sagt Fürst Bismarck **), „und der Aufrichtigkeit seines Wohlwollens für andere, seiner aus dem Herzen kommenden und von hohem Sinne getragenen Liebenswürdigkeit verdankte er es, daß ihm eine gewisse Leistung leicht wurde und gut gelang, die der Verstandestätigkeit konstitutioneller Regenten und Minister von Zeit zu Zeit viel Mühe macht. Mir selbst ist keine Arbeit unbehaglicher und schwieriger gewesen als die Herstellung des nötigen Phrasenbedarfs für Thronreden und ähnliche Äußerungen. Wenn Kaiser Wilhelm selbst Proklamationen redigierte aber wenn er eigenhändig Briefe schrieb, so hatten dieselben, auch wenn sie sprachlich inkorrekt waren, doch immer etwas Gewinnendes, oft Begeisterndes. Sie berührten angenehm durch die Wärme seines Gefühles und die Sicherheit, die aus ihnen sprach, daß er Treue nicht nur verlangte, sondern auch gewährte. Il était de relation sure; eine von den fürstlichen Gestalten, in Seele und Körper, deren Eigenschaften mehr des Herzens als des Verstandes die im germanischen Charakter hin und wieder vorkommende Hingebung ihrer Diener und Anhänger auf Tod und Leben erklären."

Ein Beispiel veranschaulicht besser als die längste Auseinandersetzung, was hier gemeint ist. Weltgeschichtlich ist die Thronrede vom 5. August 1866; herzergreifend ist darin der Rückblick auf den siegreich beendeten Krieg und meisterhaft der Übergang zur Bitte um Indemnität und zum neuen Norddeutschen Bunde. Der Text Bismarcks schließt mit den Worten: „Die Vorlagen, welche in dieser Beziehung behufs Einberufung einer Volksvertretung der Bundesstaaten erforderlich sind, werden dem Landtage unverzüglich zugehen." Jedermann sieht, daß damit die Thronrede nicht schließen konnte und daß ihr der würdigste Schluß gegeben ward, als der König, wie Sybel in der Urschrift entdeckte *), eigenhändig hinzusetzte: „Meine Herren! Mit Mir fühlen Sie, fühlt das ganze Vaterland die große Wichtigkeit des Augenblickes, der Mich in die Heimat zurückführt. Möge die Vorsehung ebenso gnadenreich Preußens Zukunft segnen, wie sie sichtlich die jüngste Vergangenheit segnete. Das walle Gott!"

Eine ganz ähnliche Entstehung vermute ich bei der Thronrede, mit welcher König Wilhelm am 24. Februar 1867 den ersten Reichstag des Norddeutschen Bundes eröffnet hat. Die Schlußsätze derselben lauten: „Meine Herren! Ganz Deutschland, auch über die Grenzen unseres Bundes hinaus, harrt der Entscheidungen, die hier getroffen werden sollen. Möge durch unser gemeinsames Werk der Traum von Jahrhunderten, das Sehnen und Ringen der jüngsten Geschlechter der Erfüllung entgegengeführt werden. Im Namen aller verbündeten Regierungen, im Namen Deutschlands fordere ich Sie vertrauensvoll auf: helfen Sie die große nationale Arbeit rasch und sicher durchführen. Der Segen Gottes aber, an welchem alles gelegen ist, begleite und fördere das vaterländische Werk!"

Diese Worte gemahnen uns ganz und gar wie der persönliche Herzenserguß, mit dem der König selber das politische Werk seines Ministers auslingen lassen wollte. Dieses letztere aber muß im Zusammenhang mit der Ansprache betrachtet werden, durch welche Graf Bismarck am 15. Dezember 1866 die Gesandtenkonferenz der Nordbundstaaten eröffnete. Endlich war ja die Zeit gekommen, da jedes Wort, das dieser Minister sprach, als eine Tat gewürdigt wurde und insbesondere jede Äußerung über die deutsche Frage als ein Beweis dafür, daß er der erste Staatsmann Deutschlands war, für den diese Frage schlechterdings gar kein Geheimnis mehr, der er wie keiner vor ihm auf den Grund gesehen hatte. Da war mit wenigen Sätzen der Umfang des alten und die Aufgabe des neuen Bundes gezeichnet. „Der frühere Deutsche Bund erfüllte in zwei Richtungen die Zwecke nicht, für welche er geschlossen war; er gewährte seinen Mitgliedern die versprochene Sicherheit nicht und er befreite die Entwickelung der nationalen Wohlfahrt des deutschen Volkes nicht von den Fesseln, welche die historische Gestaltung der inneren Grenzen

*) Poschinger, Ein Achtundvierziger. III. 1894. S. 131.

**) „Gedanken und Erinnerungen", II. 290 bis 292.

*) „Begründung des Deutschen Reiches durch Wilhelm I." Bd. V. (1889.) S. 356

Deutschlands ihr anlegten. Soll die neue Verfassung diese Mängel und die Gefahren, welche sie mit sich bringen, vermeiden, so ist es nötig, die verbündeten Staaten durch Herstellung einer einheitlichen Leitung ihres Kriegswesens und ihrer auswärtigen Politik fester zusammenzuschließen und gemeinsame Organe der Gesetzgebung auf dem Gebiete der gemeinsamen Interessen der Nation zu schaffen." Auf dem Wege des Deutschen Bundes also war die Heilung Deutschlands nicht zu suchen. Bei den Versuchen des Neubaus der Nation setzt die Thronrede vom 24. Februar 1867 ein:

„Niemals hat die Sehnsucht des deutschen Volkes nach seinen verlorenen Gütern aufgehört, und die Geschichte unserer Zeit ist erfüllt von den Bestrebungen, Deutschland und dem deutschen Volke die Größe seiner Vergangenheit wieder zu erringen. Wenn diese Bestrebungen bisher nicht zum Ziele geführt, wenn sie die Zerrissenheit, anstatt sie zu heilen, nur gesteigert haben, weil man sich durch Hoffnungen oder Erinnerungen über den Wert der Gegenwart, durch Ideale über die Bedeutung der Tatsachen täuschen ließ, so erkennen wir daraus die Notwendigkeit, die Einigung des deutschen Volks an der Hand der Tatsachen zu suchen und nicht wieder das Erreichbare dem Wünschenswerten zu opfern."

„An der Hand der Tatsachen!" Danach hatten die Regierungen gehandelt, als sie sich im Anschluß an gewohnte frühere Verhältnisse über eine Anzahl bestimmter und begrenzter, aber praktisch bedeutsamer Einrichtungen verständigten, die ebenso möglich als unerläßlich waren. „Der Ihnen vorzulegende Verfassungsentwurf mutet der Selbständigkeit der Einzelstaaten zu Gunsten der Gesamtheit nur diejenigen Opfer zu, welche unentbehrlich sind, um den Frieden zu schützen, die Sicherheit des Bundesgebietes und die Entwickelung der Wohlfahrt seiner Bewohner zu gewährleisten."

Den Ausführungen der Thronrede fügte Bismarck bei seinem ersten Auftreten im Hause am 4. März noch eine Warnung vor dem „Ueberschuß an dem Gefühl männlicher Selbständigkeit" hinzu, welcher „in Deutschland den Einzelnen, die Gemeinde, den Stamm veranlaßt, sich mehr auf die eigenen Kräfte zu verlassen, als auf die der Gesamtheit. Es ist der Mangel jener Gefügigkeit des Einzelnen und des Stammes zu Gunsten des Gemeinwesens, jener Gefügigkeit, welche unsere Nachbarvölker in den Stand gesetzt hat, die Wohltaten, die wir erstreben, sich schon früher zu sichern. Die Regierungen haben Ihnen im jetzigen Falle ein gutes Beispiel gegeben. Es war keine unter ihnen, die nicht sehr erhebliche Bedenken, mehr oder weniger berechtigte Wünsche dem bisher erreichten Ziele hat opfern müssen. Liefern auch wir den Beweis, meine Herren, daß Deutschland in einer sechshundertjährigen Leidensgeschichte Erfahrungen gemacht hat, die es beherzigt, und daß wir — und alle, die wir hier sind, wir haben es selbst erlebt — die Lehren zu Herzen genommen haben, die wir aus den verfehlten Versuchen von Frankfurt und von Erfurt ziehen mußten. Das Mißlingen des damaligen Werkes hat in Deutschland einen Zustand der Unsicherheit, der Unzufriedenheit herbeigeführt, der sechzehn Jahre lang gedauert hat und der schließlich durch eine Katastrophe, wie die des vorigen Jahres — nach irgend einer Seite hin, wie es Gott gefiel — seinen Abschluß finden mußte. Das deutsche Volk hat ein Recht, von uns zu erwarten, daß wir der Wiederkehr einer solchen Katastrophe vorbeugen, und ich bin überzeugt, daß Sie mit den verbündeten Regierungen nichts mehr am Herzen liegen haben, als diese Erwartungen des deutschen Volkes zu erfüllen. — Motive sind nicht vorgelegt; wir sind der Meinung, daß die Motive des Verfassungsentwurfs in der gesamten Lage Deutschlands, in seiner Geschichte des letzten Jahrzehntes und besonders des letzten Jahres zu finden sind."

Unter dem Eindruck solcher Worte befand sich das Haus, als es am Morgen des 8. März in die Hauptberatung der Vorlage eintrat.

Eine Stunde etwa vor Beginn, also um etwas über neun Uhr, fand ich mich auf der Zuhörertribüne des Herrenhauses ein. Hier waren sämtliche Bänke schon besetzt bis auf einige Plätze der vordersten Bank, wo ich zum Sitzen nicht nur, sondern auch zum Schreiben auf den Knieen bequemes Unterkommen fand neben einem älteren gesprächigen Herrn, der meiner sehr unvollkommenen Personenkenntnis freundlich aushalf.

Von den Plätzen unten im Hause ward im Augenblick meines Eintritts nur ein einziger besetzt, der des Präsidenten. Auf dessen Sitz, gerade unter mir, nahm Dr. Eduard Simson Platz, früher Professor von Königsberg, damals Appellations-Vizepräsident zu Frankfurt a. O., im Nebenamt Präsident aller Parlamente, in denen zu Frankfurt, Erfurt und Berlin gebaut worden ist am Kaiser und am Reich. Ich sah und hörte ihn in diesen Märztagen zum erstenmal, hatte aber sofort Gelegenheit genug, die Schilderungen bestätigt zu finden, die schon im Jahre 1848 1849 ihn als den geborenen Meister der Parlamentslenkung bezeichnet haben. Er war (geb. 10. November 1810 zu Königsberg) noch nicht 38 Jahre alt, als er Anfang Oktober 1848 als Vizepräsident der Paulskirche Heinrich v. Gagern an die Seite trat, den er am 19. Dezember ersetzte, als jener Reichsminister wurde. Damals schon hob Robert Heller in seinen „Brustbildern aus der Paulskirche" 1849 hervor, daß Simson in der „Glätte der Geschäftshandhabung" Gagern ganz entschieden überlegen, daß er durch unbedingte Herrschaft über die Form und über das Wort schlechterdings nicht zu übertreffen war. „Er faßt Fragen und Meinungsverwickelungen mit unbeirrbarer Klarheit auf und ist keineswegs zu nachsichtig gegen Störungen und Ungehörigkeiten. Vielmehr weist sie Herr Simson mit einer Schärfe zurück, die nur darum nicht zu weiterem Durcheinander Veranlassung gibt, weil sie durch eine souveräne Herrschaft über die Form gefeit ist. Je selbständiger aber diese Form des Vorsitzes in seinem Präsidium erscheint und je ausschließlicher er überall das verkörperte Gesetz der Versammlung aus sich reden läßt, desto härter war die Probe, auf die ihn gleich der 5. Oktober stellte. Ein Antrag Wiesners und Schmidts aus Löwenberg, der das Parlament beschimpfte, ward

von Herrn v. Gagern von der Tribüne als eine Frechheit bezeichnet. Unermeßlicher Beifall von der Mitte und von der Rechten des Hauses, während die Linke lärmend den Ordnungsruf des Präsidenten für das Wort Gagerns forderte. Wer hätte leugnen wollen, daß Herr v. Gagern nur eben die Wahrheit ausgesprochen? Und doch war sie in solcher Nacktheit durchaus unparlamentarisch und nicht ungerügt zu dulden. Die Art, wie sich Herr Simson aus dem Zwiespalt seiner moralischen Überzeugung und seiner Pflicht zog, mag nicht die einzig richtige oder die erdenkbar beste gewesen sein; jedenfalls war sie von feinster Geistesgegenwärtigkeit: „Ich werde Herrn von Gagern nicht zur Ordnung rufen und erwarte, daß mein Verfahren zum Gegenstand einer Beschwerde erhoben werde, wenn ein Teil des Hauses dasselbe mißbilligt."

Simson war jetzt 57 Jahre alt, in seiner äußeren Erscheinung ein Bild stämmiger Kraft und Gesundheit; auf dem breiten, untersetzten Oberkörper saß ein massiver Kopf mit mächtigem Stirngebälk, unter dem ein Paar große, mit dichten, schwarzen Brauen überschattete Augen hervortraten, und dieser Kopf versenkte sich, sowie er Platz genommen, in einen Berg von Drucksachen und studierte darin bis zu dem Augenblick, da er mit der Glocke das Zeichen des Ansangs gab, mit einem Eifer, als hätte er sie samt und sonders wörtlich auswendig zu lernen. An diesen in Akten vergrabenen Gelehrtenkopf denke ich unwillkürlich, wenn von der beneidenswerten Geistesgegenwart eines Präsidenten die Rede ist. Eine glückliche Begabung ist dazu selbstverständlich sehr wertvoll, wenn nicht unerläßlich; das besondere Talent aber, das von dieser Begabung den für den Laien immer von neuem verblüffenden Gebrauch macht, das ist der hartnäckige Fleiß, der auf den Erwerb überlegener Sachkenntnis verwendet wird. Wer sachlich besser als jeder andere Bescheid weiß, der kann nicht überrascht, nicht überrumpelt werden von denen, die in dem Stoffe nicht zu Hause sind. Durch die unablässige Geistesarbeit, mittels deren er sich auf jede einzelne Debatte vorbereitete, hatte sich Simson eine Wissenschaft angeeignet, durch die er, ohne es zu wissen, ein Vorbild für andere ward. Ich selbst habe in der II. Kammer zu Darmstadt beiläufig ein Jahr unter einem Kammerpräsidenten gedient, der sich in allen Stücken Simson zum Muster nahm, nachdem er ihn im deutschen Reichstag studiert hatte, und dem Präsidenten, der ihn nach seinem frühen Tode ersetzen mußte, ist es immer anzumerken gewesen, daß er solch ein Vorbild nicht gehabt hatte. In akademischem Geiste hat Simson den deutschen Parlamentarismus erzogen; mit attischem Salz und römischer Urbanität hat er die Geschäftsordnung gehandhabt, insbesondere wenn es galt, Anfänger, die am Entgleisen waren, mit sonster Gewalt zur Geschäftsordnung zurückzuführen. Groß aber war er in der Fragestellung, wenn es galt, die Ergebnisse vielstündiger, heftiger Debatten auf die einfachsten Abstimmungsfragen zurückzuführen, und in jener Art repräsentativer Beredsamkeit, wo alles darauf ankommt, mit wenigen, knappen Worten viel zu sagen. ‚Simsan', pflegte Lasker zu sagen, ‚Simson redet Faltenwurf!'" Berühmt als klassisches Beispiel Simsonscher Kürze ist die Ansprache, mit welcher Simson am 18. Dezember 1870 in Versailles die Verlesung von Laskers Kaiseradresse an König Wilhelm eingeleitet und die er so ergreifend vorgetragen hat, daß, wie Kaiser Friedrichs Tagebuch bezeugt, kein Auge ohne Tränen geblieben ist. Berühmt nicht minder ist die Rede, mit der er am 28. März 1849 die Kaiserwahl König Friedrich Wilhelms IV. in der Paulskirche verkündigt, ganz unberühmt und doch höchst erwähnenswert ist die kurze Ansprache, mit der er am 2. März 1867 seine Wahl zum ersten Präsidenten angenommen hat. Er sagte nämlich:

„Meine Herren! Sie berufen mich durch die eben vollzogene Wahl für die nächsten vier Wochen zu der formellen Leitung Ihrer Verhandlungen. In der Überzeugung, dieser Hohen Versammlung für ihren großen Zweck — der nicht unerreicht bleiben darf — an der Stelle mit meinen schwachen Kräften dienen zu müssen, die sie mir zuweist, und in dem vollen Gefühl der Ehre und Auszeichnung, die Sie mir dadurch haben zu teil werden lassen, nehme ich die auf mich gefallene Wahl an und danke für dieselbe in Ehrerbietung. Ich will mich bemühen, nach allen meinen Kräften der Aufgabe, die Sie mir stellen, gerecht zu werden. Begegnen Sie mir, meine Herren, von allen Seiten des Hauses daher mit Wohlwollen und Nachsicht, das ist meine Bitte und meine Hoffnung. Ich weiß sehr gut, in welchem Maße ich dieses Wohlwollens und dieser Nachsicht bedarf!"

— Der nicht unerreicht bleiben darf.

Mit weniger Worten konnte er sich der Rede nicht entschlagen, die mancher andre an seiner Stelle in diesem Augenblick gehalten haben würde und zu der kein Mensch mehr Berechtigung hatte als gerade er. Schon einmal hatte er eine Weissagung mit Bezug auf die Zukunft Deutschlands gewagt. Das war geschehen in der schon erwähnten Rede am 28. März 1849 nach Friedrich Wilhelms IV. Wahl zum „Kaiser der Deutschen", in der er sagte: An unserem edlen Valle aber möge, wenn es auf die Erhebung des Jahres 1848 und ihr nun erreichtes Ziel zurückblickt u. s. w.*)

„Nun erreichtes Ziel"; so hat Simson ohne Zweifel gesagt, denn so hat er geglaubt. Aber wie das Schicksal ihn Lügen gestraft, so hat es auch der Setzer getan, indem er ihn sagen ließ: „ihr unerreichtes Ziel". Jetzt war er seiner Sache sicher, hatte keine Verleugnung durch den Ausgang mehr zu fürchten, und jetzt begnügte er sich mit einer Andeutung, wie sie bescheidener gar nicht gewählt werden konnte.

Inzwischen war es 10 Uhr geworden, und mit militärischer Pünktlichkeit traten die militärischen Mitglieder in das Haus: Prinz Friedrich Karl, General v. Moltke, General v. Steinmetz, General Vogel v. Falkenstein — der General Herwardt v. Bittenfeld, gleichfalls gewählt, war noch nicht eingetreten. Alle vier hatten vorne im rechten Zentrum ihre Plätze genommen. Die blitzenden Degen und Uniformen, die durch un-

*) Vgl. Oncken: Das Zeitalter des Kaisers Wilhelm I. 238.

Einsamkeit. Nach dem Gemälde von Karl Piepho-München.

zählige Abbildungen bekannt gewordenen höchst ausdrucksvollen Charakterköpfe der Helden des siegreichen Krieges, aus dem dies Parlament hervorgegangen war, gaben dem Hause das Gepräge eines geharnischten Reichstages und allem, was beschlossen wurde, ein Ansehen, als ob es geschähe „mit der Hand am Degen", wie der sächsische Abgeordnete Kammerherr v. Zehmen sich ausdrückte. Da aber vor dem 3. April keiner der Generale das Wort ergriff und vor dem 13. März kein Redner des Hauses ihrer gedachte, so kam ihre Anwesenheit auch nur für Anwesende und nicht für die Außenwelt in Betracht.

Erst infolge von ein paar urdemokratischen Äußerungen kamen am vierten Tage der Hauptverhandlung, am 13. März, auch die Helden von 1866 zur Sprache. In einer längern, wahrhaft glänzenden Ansprache, zu der er als „alter Frankfurter und Erfurter mit einem gewissen Gefühl der Wehmut" das Wort ergriff, sagte der Abgeordnete Georg v. Vincke: „Von verschiedenenen Seiten, die dem Werke nicht gerade hold sind, müssen wir uns warnen hören vor der ‚drohenden Haltung des Auslandes', vor ‚schweren Kämpfen', die uns bevorständen, vor der ‚Verschiebung des politischen Gleichgewichts', welches bisher die deutsche Nation — Gott sei es geklagt! — gebildet haben soll in Europa, indem man zugleich uns daran erinnert hat, daß wir nur im Verein mit Süddeutschland stark genug sein würden, diesen Gefahren von außen zu begegnen. Meine Herren! Das sagt uns jemand im deutschen Reichstage! Glauben Sie, daß eine solche Bemerkung auch nur angehört werden würde im englischen Parlament? Im französischen Parlament? In einem russischen Reichstage, wenn jemals einer dort bestehen sollte?

Mit Entrüstung würde das Haus die Worte des Redners aufnehmen — es würde den Redner gar nicht einmal mit Ruhe anhören, wie wir es getan haben — mit Entrüstung würde es seine Rede begleiten! Eine Nation von 30 Millionen Menschen, die soll sich vor dem Ausland fürchten, soll fürchten, daß es sich einmische in seine heiligsten Interessen! Das sagt man uns hier in Berlin, wo wir noch begleitet und umgeben sind von den Trophäen des siebenjährigen Krieges, von den Trophäen der Freiheitskriege?! In dem ersten Kriege hat Preußen fast allein dem gesamten bewaffneten Europa gegenüber gestanden. Und man spricht uns von Furcht vor dem Ausland — im Angesicht der Helden von Gitschin, von Skalitz, von Nachod, von Königsgrätz, von Lausach, von Aschaffenburg und Kissingen, da wagt man solche Sätze hier auszusprechen? (Lebhaftes Bravo.) Mit Recht hat ein Redner aus Sachsen gestern gesagt, der Verfassungsentwurf mache den Eindruck, als ob er mit der Hand am Degen geschrieben wäre; aber ich denke, in anderem Sinne noch würde dieses Wort wahr sein. Ich denke, wenn wir hier den Verfassungsentwurf beschließen, so mag das Ausland wissen, daß wir ihn mit der Hand am Degen zu verteidigen bereit sind! Wir wollen den sehen, der es wagt, uns herauszufordern, er wird erhalten, was sein Verdienst ist: Deutsche Hiebe!" (Lebhaftes Bravo.)

So G. v. Vincke am 13. März. Als ich ihn am 9. in die Versammlung treten sah, nickte, lachte, grüßte er wie immer nach allen Seiten, schlug diesem auf die Schulter, reichte jenem freundlich die Hand. „Sehen Sie," sagte mir mein kundiger Nachbar, „wie er voll Herzlichkeit ist gegen jedermann. Aber warten Sie nur, nachher wenn's losgeht, da schenkt er keinem etwas."

Vincke war (geb. 1811) mit seinen 56 Jahren das Bild eines Jünglings im Silberhaar, dessen kugelrunder Körper mit den zappeligen, immer beweglichen Gliedern, dem kleinen, kurzgeschorenen Kopf, der blühenden Gesichtsfarbe, dem großen, feurigen, unaufhörlich hin- und widerrollenden Augenpaar jedem, der ihn nur einmal gesehen, unvergeßlich ist. Und nun vollends auf der Rednerbühne! Dieses „homerische Schneegestöber" von allen Seiten zuströmender Gedanken, dieses Funkensprühen von Witz und Geist, von Feuer und Leidenschaft in jeder Bewegung und in jedem Wort, dazu inmitten der blendenden Fülle aller nur denkbaren Ausdrucksmittel die nie versagende Gegenwart des wirksamsten Treffers, ein fast unheimlicher Fluß der Sprache und eine Kraft, ein Wohlklang der Stimme, die es begreiflich machen, daß unter all seinen Bewunderern kaum einer gewesen ist, der eine so große Freude daran hatte ihn zu hören, als er selber.

Alles in allem, ein Parlamentarier, ein Streitredner, geschaffen und ausgebildet für den Kampf der Worte und der Gründe, wie es einen größeren in Deutschland nicht gegeben hat; das war er, das war er ganz, aber mehr war er nicht; kein Gesetzgeber, kein Diplomat, kein Feldherr der Fraktions- oder Kammerleitung; nirgends Fachmann, überall nur Dilettant; niemals objektiv, immer Partei; deshalb im Urteil über Menschen und Dinge abhängig von der Meinung des Tages, von Laune und Temperament. Das Schicksal der Heeresvorlage von 1860, d. h. der Heeresreform, hatte Vincke in der Hand, denn im Ministerium wie im Abgeordnetenhaus herrschte seine, die altliberale Partei; die Ablehnung dieser Vorlage*) entschied sich in dem Budgetausschuß, dessen Vorsitzender er war, er gab den Ausschlag gegen die Vorlage, weil er für die sachlichen Fragen kein Verständnis halte, und die Folge davon war der große Konflikt. Wer Wilhelm I. und Bismarck eigentlich waren, hat er nicht früher gewußt, wie jeder andere auch. Im März 1848 ließ er sich, wie wir wissen, durch das blöde Pöbelgeschrei, das hinter dem Prinzen von Preußen einhertobte, derart irre leiten, daß er sehr ernstlich glaubte, die Monarchie sei gerettet, wenn nicht bloß Friedrich Wilhelm IV. seiner Krone, sondern auch sein ritterlicher Bruder, der künftige Heldenkaiser, all seinen Rechten und seiner ganzen Zukunft entsagte. Mit dem Abgeordneten G. v. Vincke hatte der Abgeordnete v. Bismarck oft genug die Klinge gekreuzt, als er nach seiner Berufung an den Bundestag (8. Mai 1851), durch eine glänzende Neuwahl das Mandat für Brandenburg wiedererhielt und in den Märztagen 1852 wieder an einigen Sitzungen teilnahm. Von seiner Wirksamkeit im Bunde war in die Öffentlichkeit bis-

*) Oncken: Das Zeitalter Kaiser Wilhelms I. S. 424 ff.

her nichts weiter gedrungen, als die Geschichte von der „brennenden Cigarre", die übrigens vollkommen ausreichte, um dem jungen Diplomaten eine verheißungsvolle Zukunft zu eröffnen. So wie ich sie selbst in Friedrichsruh habe erzählen hören, findet sie sich im wesentlichen in G. Hesekiels „Buch vom Grafen Bismarck" 1869 wiedergegeben. Bismarck machte dem österreichischen Bundespräsidialgesandten Grafen Thun-Hohenstein seinen Besuch und ward von diesem mit derselben Formlosigkeit empfangen, die er sich, wie wir in Bismarcks Bundesberichten lesen, gegen seine Bundeskollegen zur Gewohnheit gemocht hatte. Er blieb nämlich rauchend und schreibend am Tische sitzen, bot dem Besucher weder einen Stuhl noch eine Cigarre noch Feuer an und ließ diesen so lange stehen, bis er mit Schreiben fertig war; als er sich dann zu ihm wandte, zog Bismarck eine Cigarre hervor mit den Worten: „Darf ich um Feuer bitten, Excellenz?" Ganz verblüfft reichte ihm der Graf seine Cigarre hin, Bismarck zündete die seinige an, nahm Platz und begann zu reden, wie wenn nichts geschehen und nichts unterblieben wäre.

Hierauf bezog sich die persönliche Bemerkung, welche der Abgeordnete Freiherr v. Vincke am 22. März 1852 gegen den Abgeordneten v. Bismarck machte, als er sagte: „Im übrigen kann ich nur annehmen, daß der persönlich gereizte Ton, wozu der Herr Abgeordnete keine Veranlassung hatte, da ich seine Leistungen dankbar anerkannt habe, nur aus verletzter Bescheidenheit herrührt, weil ich ihn einen namhaften Diplomaten geheißen habe. Ich will daher, um ihn zu befriedigen, diese Äußerung hiermit förmlich zurücknehmen, da allerdings, was ich von seinen diplomatischen Leistungen weiß, sich nur auf die bekannte brennende Cigarre beschränkt." Die Antwort Bismarks bestand in einer Herausforderung zu einem Zweikampf, der am 25. März stattfand, im übrigen unblutig ablief.*)

So schneidige Vergeltung beleidigender Formlosigkeit, wie sie hier ein preußischer Bundesgesandter am österreichischen Bundespräsidialgesandten zum erstenmal seit Neuerrichtung des Bundestags geübt hat, hätte bei preußischen Patrioten, unbeschadet ihrer sonstigen Parteistellung, unter allen Umständen Anerkennung finden müssen, nie und nimmermehr aber solch ungerechtem Hohn begegnen dürfen, wie ihn Vincke hier geboten hat, zumal da Bismarck ja bisher ein feuriger Anhänger Österreichs gewesen war und seine Umkehr in der deutschen Politik jedem guten Preußen ein hocherfreuliches Ereignis sein mußte. Es war also eine alte und beträchtliche Schuld, die v. Vincke bei diesem Minister zu tilgen hatte.

Was die Gruppe der Generale für das rechte Zentrum, das war eine Gruppe anderer Art für das linke. Auf der zweiten Sitzreihe des Zentrums, nicht unmittelbar nebeneinander, sondern durch einen allerdings in der Regel leeren Sitz voneinander getrennt, saß ein ganz merkwürdiges Paar, ein Fürst des Geldes und der Börse und ein Fürst des Geistes und der Presse; Freiherr Mayer Karl v. Rothschild, der Abgeordnete für Frankfurt nebst Gebiet, und der Dichter und Hofrat Gustav Freytag aus Leipzig, von dem oben schon die Rede war. Rothschild, auch in seinem Äußeren das, was man in Frankfurt einen „schwer"reichen Mann nennt, einer von denen, bei deren Anblick ein armer Buchhalter sehnsüchtig denkt, wäre ich einer wie dieser da, so würde ich vor mir selber den Hut abziehen und „Sie" zu mir sagen. An dem Umfang seines Leibes, seines Nackens und seiner Wangen erkennbar als eine unbedingt gesättigte Existenz; triefend von Wohlstand, lachend vor Freude am Leben, frisch, blühend wie die Börse in ihrer rosigsten Hausselaune: im Augenblick, da ich ihn zum erstenmale sah, bestrahlt von zweierlei Sonnenschein; der erste hatte ihn gestreift, als er den ihm an Beleibtheit ebenbürtigen Finanzminister v. d. Heydt begrüßte; der zweite hatte ihn mit Wonne berauscht, als Graf Bismarck ihn mit einem Händedruck beehrte. Wie anders Gustav Freytags schlichte, schlanke, schmächtige Gelehrtenerscheinung, genau so aussehend, wie man sich — jetzt ist das so schon ganz anders — vor bald vierzig Jahren den Gelehrten dachte, der in „Einer muß heiraten" das Heiraten erlernt. Der Gegensatz dieser beiden Erscheinungen war so packend, daß ich unwillkürlich bedauerte, selber kein Zeichner zu sein und nachträglich meine herzliche Freude hatte an dem Zeichner, der dies Paar aufnahm und im „Daheim" verewigte. Es war Ludwig Löffler, der mit seinen Federzeichnungen die „Reichstagsbilder aus der Vogelschau" von Otto Glagau illustrierte. Hier hatte er den breiten Rücken Rothschilds mit dem Profil der rechten Wange und der einen Hälfte des kohlpechrabenschwarzen Bartes abgezeichnet und dahinter wie hinter einem Vorgebirge die schlanke Gestalt Freytags mit dem sinnigen Dichterkopf, samt Schnurr- und Stutzbärtchen dem Beschauer ins Gesicht schauen lassen. Darunter aber hatte er gesetzt: „Soll und Haben."*)

Sonnabend den 9. März 1867 morgens 10 Uhr 12 Min. begann die viertägige Hauptverhandlung über den Entwurf einer Verfassung des Norddeutschen Bundes, und wer dieser ganzen Verhandlung zugehört hat, fühlt gewissermaßen, wie bei diesem Werk zwei Zeiten sich trennten, zwei Lebensalter sich ablösten; innerhalb derselben neugegründeten Partei, die sich die nationalliberale nannte, die Neupreußen sich in ihrem Empfinden schieden von den Altpreußen, während sie zum gemeinsamen Handeln sich fest zusammenschlossen. Als die erste der vier Sitzungen vorüber war, schrieb ich an die Grenzboten meinen Bericht, der in seinem ursprünglichen Wortlaut der Verständigung weit zuversichtlicher entgegen sah, als in der Gestalt, welche der Rotstift der Redaktion übrig gelassen hatte. „Am 9. März ist der erste Waffengang der Parteien vor überfüllten Tribünen geschehen. Fünf Stunden etwa dauerte die Verhandlung, ihr Gesamteindruck war für alle Unbefangenen ein günstiger. Dank der Ablehnung eines Antrags, der die Vorberatung des Entwurfs einem Ausschuß überwiesen und damit die Plenarverhandlung um mehrere Wochen

*) Kohl: Die politischen Reden des Fürsten Bismarck. I. 416 17.

*) Daheim III (1867) S. 413.

verschaben haben wallte, kam der Beratung auf seiten der Beteiligten wie der Unbeteiligten eine ungeschwächte Spannung und Teilnahme entgegen; kein Redner, der etwa mit halbfertigen Ansichten in den Ausschuß eingetreten wäre, fühlte sich durch frühere Erklärungen beengt, und kein Hörer wurde ermüdet durch Wiederholungen schon bekannter Programme, wie das sonst infolge des halböffentlichen Charakters der Ausschußverhandlungen unvermeidlich ist. Der Ton der Debatte, das Gepräge der Reden war des Hauses und der Sache würdig. Die Polemik war bestimmt und ehrlich, aber frei von Leidenschaft und persönlicher Gereiztheit, die Haltung der Hörer bei regstem Anteil gemessen und zu stürmischen Affektäußerungen wenig geneigt. In der Verhandlung offenbarte sich bei allen Teilen ein guter Wille zur Verständigung auf annehmbaren Grundlagen und bei den meisten auch guter Glaube an das Gelingen des nationalen Werkes. Es war überraschend, wie prinzipielle Gegner in dem Vertrauen zusammentrafen, daß selbst eine vollständige Ablehnung der Vorlage in der Gestalt, in der sie gemacht worden war, keineswegs das Scheitern der Einheitssache bedeute, daß vielmehr dem ersten mißlungenen Versuche unfehlbar ein zweiter folgen werde, der ganz gewiß gelingen müsse. Sie beide bauten teils auf die Wucht der Lage und den Drang der Nation, teils auf das Ministerium, an dessen Neigung zu Kompromissen die einen, an dessen Energie die anderen apellierten."

Den Gegenstand sämtlicher Reden bildete ein einziger der 71 Paragraphen des Entwurfs, der 56., welcher lautete: „Die Friedenspräsenzstärke des Bundesheeres wird auf ein Prozent der Bevölkerung normiert und pro rata derselben von den einzelnen Bundesstaaten gestellt; bei wachsender Bevölkerung wird nach je zehn Jahren ein anderweitiger Prozentsatz festgesetzt werden." Weniger in dem, was hier gesagt war, als in dem, was der, der die Macht hatte, hineinlegen konnte, wenn mehr nicht gesagt ward, es vielmehr bei dem Wortlaute des Entwurfs sein Bewenden behielt, lag der Grund all der Bedenken, welche mit der Annahme des § 56 verknüpft wurden.

Die Verhandlung ward am 9. März eröffnet durch den Abgeordneten Stadtgerichtsrat Karl Twesten von Berlin (geb. 1820), dem Gründer der neugebildeten nationalliberalen Partei, die in diesem Reichstag zum erstenmal als parlamentarische Macht erschien, insofern, als sie von 297 Mitgliedern des Reichstags 80, darunter die ersten Redner des Hauses, zu den Ihrigen zählte. Bekannt geworden war er im Jahr 1861 durch die Schrift: „Was uns noch retten kann", für die ihn der General v. Manteuffel auf Pistolen forderte. Durch seine ungemein ritterliche Haltung bei diesem Waffengang, in dessen Folge er am Arm verwundet wurde, gewann er das Herz seines Gegners und die unbegrenzte Hochachtung der Fortschrittspartei, unter deren Führern er das Ministerium Bismarck mit außerordentlicher Schärfe bekämpfte. Die Unversöhnlichkeit, die aus seinen Reden in der Polenfrage (Febr. 1863) gegen diesen Mann persönlich sprach, machte um so größeren Eindruck, als er in der Militärfrage als solcher frei war von jedem Fanatismus und vor Bismarcks Ernennung ganz entschieden dem Kompromiß das Wort geredet hatte. Wenn er nun am 28. Februar 1863 aus Anlaß der Polenfrage sagte: „Wir sind eben in einer unglücklichen Lage und können nicht umhin, das bei jeder Gelegenheit wieder und wieder zu konstatieren, daß die Ehre der augenblicklichen Regierung nicht mehr die Ehre des Staates und des Landes ist," so war das wahl das Stärkste, was ein Mann von sonst so gemäßigter Gesinnung einem Minister öffentlich ins Antlitz schleudern konnte. Nichts Geringeres als eine Schlacht bei Königgrätz war nötig, um eine Umkehr herbeizuführen, für die Twesten den zugleich kürzesten und ehrlichsten Ausdruck fand, als er in seinem Indemnitätsbericht gleich zu Anfang die ganze Legende von feudalen Staatsstreichplänen, die mit dem Heeresneubau verfolgt worden wären, ohne weiteres über Bord warf, indem er über den Ursprung des ganzen Konflikts rund heraus sagte, was die Wahrheit war: er wurzelte „lediglich" in der Weigerung des Abgeordnetenhauses, die Mehrforderung für die Reorganisation zu bewilligen.

Gegen den Lindwurm von Konfliktsverbitterung, der mit diesen Worten überwunden ward, war das „Normalbudget" des § 56 dieser Verfassung nur ein Kinderspiel. So faßte auch Twesten die Sache auf. In einer Rede, die über eine Stunde dauerte, sich durch sachliche Klarheit und Schärfe auszeichnete, aber durch matten, farb- und tonlosen Vortrag ganz unendlich verlor, führte er aus: Wir müssen an das Werk des Verfassungsbaus mit der Entsagung herantreten, daß wir zunächst nichts Abschließendes leisten, sondern nur ein Gerüst hinstellen können, dessen innere Vollendung der Folgezeit zu überlassen ist, aber daran müssen wir festhalten, keine Bestimmungen zu treffen oder gut zu heißen, die eben diesem Ausbau den Weg verlegen oder ihn in unheilvolle Bahnen drängen müßten. Neben mancherlei kleineren Mängeln hob er als entscheidenden die Bestimmung des Normalbudgets heraus. Mit dem Rechte der Steuerbewilligung steht und fällt die verfassungsmäßige Freiheit im Staat; nimmt man es hinweg, „so kann man das Ständehaus zuschließen" (Dahlmann). Von dieser ihrer wichtigsten Überlieferung dürfen sich die Liberalen nicht allzuweit entfernen. (Hört!) In Erwägung aber der dringenden sachlichen Gründe, welche für eine Verständigung sprächen, sei er zu einem Kompromiß auf der Grundlage bereit, daß er gegen ausdrückliche prinzipielle Anerkennung des Budgetrechts als Übergangsbestimmung auf eine bestimmte kürzere Zeit ein Pauschquantum für das Bundesheerwesen bewillige, falls die Regierung eine eingehende Vorlage über die Organisation des norddeutschen Heeres und deren Kosten machen würde.

Die darauf folgende Rede des Abg. Dr. Walbeck war belehrend für die Art, wie ein Teil der entschiedensten preußischen Demokratie den deutschen Beruf Preußens anschaute. Seine Ausführungen erinnerten lebhaft an das Wort Rudolf Virchaws: „Unser aller Absicht ist ja doch, die Hohenzollern auf dem Thron der Hohenstaufen zu sehen." Er war Gegner des Entwurfs aber vielmehr des „Vertrages", wie er ihn aus-

drücklich nonnte, nicht etwa um, wie die süddeutschen Rodikolen gesogt haben würden, Deutschlond vor Preußen, sondern um Preußen vor Deutschlond zu retten; nicht ous Liebhoberei für Kleinfürsten, mit denen einen „ewigen" Bund zu schließen die Herren Diplomoten doch wahl im Ernst nicht beobsichtigten, auch nicht aus Schwärmerei für die „provinzielle Selbständigkeit", sondern, weil er nicht wollte, doß Preußen mit seinen vierundzwonzig Millionen durch fünf Millionen Bundesgenossen, die nicht nach dem Wunsche ihres Herzens, sondern durch ein Spiel des Zufolls unter so und so viele kleine Herrscher verteilt worden sind, mojorisiert würde. In dem Bundesrot soh er die künstlichen Mehrheiten des olten Bundestages wieder oufleben zu Ungunsten der gebührenden Geltung des preußischen Staotes. Die Vorloge wolle nicht einen Bundesstoot, sondern einen Großstoot neutralisieren durch den Bundesrot und in dem Bundesfeldherrn gewissermoßen den Beamten dieser Orgonisation. Statt dessen wollte Waldeck den König von Preußen ols konstitutionellen Chef der Zentralgewolt; konstitutionell vor ollem wollte er den neuen Bund sehen, sonst wäre er alle dofür eingesetzte Anstrengung nicht wert, und wenn er ein Parlament besitze, das volles Budgetrecht nicht habe, so werde damit der Nome Porlament mißbroucht.

Der dritte Redner, der nun kam, machte so tiefen Eindruck, daß sein Auftreten gerodezu ols dos Ereignis des 9. März bezeichnet werden konnte.

„Auf der hinterften Bonk des rechten Zentrums," erzählt Otto Glogou*), „erhob sich ein kleiner Mann von so leidenden Gesichtszügen und so schlosser Holtung, ols ob er eben vom Krankenloger sich oufgerofft hätte. Den kleinen länglichen Kopf deckt eine Fülle dunkelbrouner Haare, und die eingefallenen, gelblich bloffen Wangen umwogt ein schworzer Vollbart; fost mehr Hoor und Bart ols Kopf und Gesicht. Wird dieser Monn sich aus seiner Ecke verständlich machen können, wird seine unzweifelhaft schwoche Stimme den Sool zu durchdringen vermögen? Horch! Es ist eine so klare, schorfe und ungebrochene Stimme, doß man wirklich erstaunen muß, wie sie einer so kleinen gebrechlichen Gestolt entströmen mog; schon der erste Satz läßt das gonze Haus sich dem Redner zuwenden: es sind solch kräftige begeisterte Worte, daß ihnen sofort louter Beifoll lohnt. Nur das R wird Herrn Miquel — denn er ist es — etwas schwer, aber selbst dieses Hindernis verleiht seiner sonoren Aussprache einen neuen Reiz; und im übrigen spricht er mit einer Sicherheit und Unbefongenheit, so frisch und morkig, so einschneidend und hinreißend, daß sofort das ollgemeine Urteil über ihn obgeschlossen ist: Dieser do ist ein geborener Redner und ein feuriger Geist. Jedes Wort, das er spricht, ist mit seinem Herzblut gefäugt und dorum kommt es so worm und rot zu Toge, jeder Satz enthält einen Gedonken, der sich mit innerem Drong und unter sichtlicher Erregung seiner Seele entreißt, und darum trifft jeder Sotz, mog mon ihn hier mit Jubel in Empfong nehmen, dort mit Murren und Zischen obwehren wollen."

So hot Johannes Miquel, Bürgermeister und Abgeordneter von Osnobrück, im Reichstag sich eingeführt mit seiner Erstlingsrede am 9. März. Ich habe zur Schilderung seines Auftretens einem Berichterstatter das Wort gelassen, der gleich mir damols ouf der Tribüne soß, ober eines vor mir voraus hatte: er konnte nicht blaß hören, sondern auch sehen, ich ober nur hören und mußte das Gehörte schleunigst niederschreiben. Von dem Bild, das der Sprecher in seiner Erscheinung darbot, habe ich sost nichts gesehen. Bezeugen aber will ich und konn ich die Gewalt, mit der sein Wort ouf die Hörer wirkte noch zwei Reden, die weder gefesselt noch gezündet hatten.

Miquel begonn mit den Worten: „Meine Herren. Die Lage, in der wir sind, endlich eine Verfossung für Deutschland zu beraten, diese Lage ist neu und originell, sie konn nur ous sich selbst begriffen werden. Ich werde daher weniger sprechen vom preußischen Abgeordnetenhaus und von der preußischen Verfossung, ols vom Deutschland und dem deutschen Verfassungsentwurfe." In dem „lebhaften Bravo", das den Redner hier unterbrach, kom das Gefühl zum Durchbruch, dos die Versommlung beiläufig zwei Stunden bei sich selber gewoltsam unterdrückt hotte. Über der Wiege des Norddeutschen Bundes schwebte eine schwer lostende Wolke von Konfliktserinnerungen und Konfliktsverstimmungen, die durch die Reden von Twesten und Woldeck hindurch schien: der Abgeordnete Miquel zerteilte sie mit den Ansongsworten seiner Rede, und die Versammlung donkte ihm durch einen Beifallssturm, den ersten, der dies Haus durchdröhnt hat. Der Redner fuhr fort: „Meine Herren! Der Entwickelungsgong zur deutschen Einheit, in dem wir sind, der hat nicht allen Idealen des Gemüts entsprochen, die in Deutschlond gong und gebe waren. Es hat sich gezeigt, daß nicht mit den ideellen Mitteln der geistigen Überzeugung, sondern mit mochtvoller Anstrengung der Kräfte des preußischen Stootes, durch Gewalt und Krieg der Boden geschaffen werden mußte, ouf welchem das Deutsche Reich aufgebout werden könnte. Viele Ideale sind verletzt, viele Hoffnungen sind zu schanden geworden. Der Entwurf nun, welcher uns vorliegt, entspricht der politischen Basis, ouf der er entstonden ist. Der Entwurf tritt bei der ersten Beschauung uns rouh und eckig entgegen, er befriedigt weder ein politisches Ideal, noch ein theoretisches Ideal, noch entspricht er einem historischen Vorgong; der Entwurf ist nicht zu vergleichen mit der omerikonischen, noch mit der schweizerischen Bundesverfassung, noch auf eine Linie zu stellen mit der Reichsverfassung: der Entwurf gewährt keinen Einheitsstaat, keinen Bundesstoot und keinen Stoatenbund; der Entwurf ist völlig originell, wie die politische Lage neu und originell ist, die er formulieren soll. Große Völker kopieren nicht, große Völker in großen Umständen sind immer neu. (Sehr gut!) Ich lehne doher von vornherein jeden Versuch ob, den Entwurf zu kritisieren aus historischen Reminiszenzen oder theoretischen Idealen. Der

*) „Reichstogsbilder aus der Vogelschau" in „Doheim" III (1867) S. 506.

Entwurf ist ein praktisches Werk und ich für mein Teil will an dem Entwurf nur die Kritik der praktischen Brauchbarkeit legen. Es ist mir gleichgültig, wie er sonst aussieht." (Bravo!)

Ein neues Zeitalter mit einem neuen Maßstab für die Beurteilung politischer Werte kündigte sich an. Es ist derselbe Gedanke, den Thukydides seinem Perikles in den Mund legt, als er ihn in seiner berühmten Leichenrede sagen ließ: „Unser Staat entlehnt nicht bei Nachbarstaaten seine Gesetze; er selbst ist anderen Vorbild, nicht Nachbild."*) Mit eignen Augen will der Deutsche jetzt auch die politische Welt betrachten, wie er die Welt der Natur und der Wissenschaft, des Gewissens und der Sittlichkeit seit lange betrachtet. „Das erste deutsche Parlament, das gänzlich frei ist von Engländerei und Phantasterei," mögen Bismarck und sein Geheimrat Bucher gedacht haben, als sie den Ausspruch Miquels mit den Ideologen von 1848 verglichen. Eine Umwertung der Werte, eine Umprägung der politischen Münzen begann. Das zeigt Miquel an dem Wort nnd Begriff der „Mainlinie" durch die treffende Ausführung: „Uns, wenigstens vielen unter uns, war die Mainlinie immer ein schreckliches Gespenst. Wir fürchteten den Dualismus Deutschlands viel mehr als die Vielheit. Wir wollten lieber den Föderalismus, weil er die Einheit möglich machte für die Zukunft, als den Dualismus, weil wir fürchteten, er werde die wahre Einheit Deutschlands unmöglich machen. Nun, wir haben die Mainlinie, das Gespenst ist Wirklichkeit geworden. Es hat damit aber aufgehört, Gespenst zu sein, es ist eine praktisch politische und — ich wage das ketzerische Wort, selbst auf die Gefahr hin, meinen Freunden zu mißfallen, eine heilsame Notwendigkeit (Bravo!) Die Mainlinie, wie wir sie heute haben, ist nicht die Scheidung zwischen zwei Machtgebieten zweier Großstaaten, nicht die Mainlinie, die wir früher fürchteten, die Scheidelinie zwischen Österreich von Preußen. Die Mainlinie ist, wenn ich den prosaischen Ausdruck gebrauchen darf, gewissermaßen eine Haltestelle für uns, wo wir Kohlen und Wasser einnehmen (Heiterkeit), Atem schöpfen, um nächstens weiter zu gehen." (Bravo! Sehr gut! Zischen links.) Wie aber half er sich über die Befürchtungen wegen des Normalbudgets hinweg? Er nahm sie sehr ernst und bot keineswegs einen Kompromiß an, wie das Twesten getan. Er warnte: „Man kann einen neuen Staat schaffen, ihn auf die Bühne werfen durch siegreiche, glorreiche Schlachten, ihn begründen aber für die Dauer und befestigen ohne die freie Zustimmung und Zufriedenheit des besonnenen Kerns der Nation, das ist heute wie ehedem unmöglich." (Bravo!) Und er schloß: „Aber, meine Herren, wir haben das Vertrauen (Bravo! rechts), wir haben das Vertrauen, daß die Königliche Regierung schließlich nicht so handeln wird. Ich wenigstens kann mir nicht denken, daß Männer, die sich so sehr verdient gemacht haben um die nationale Entwickelung Deutschlands, Männer, die zwar in der Parteien Haß und Gunst heute von verschiedenen Seiten verschieden beurteilt werden, die aber, man mag ihnen nehmen und geben, was man will, immer das Verdienst behalten werden, mit großer Weisheit und mit großer Energie den Boden geschaffen zu haben für die nationale Entwickelung — daß solche Männer diesen Boden wieder preisgeben würden in dem Gefühl, daß, was sie dem Volke entziehen, ihm doch auf die Dauer nun und nimmer entziehen können." (Lebhaftes Bravo und Zischen dagegen. Große und anhaltende Unruhe.)

Das war der Höhepunkt dieser ersten Debatte. Zum erstenmal hatte ein neupreußischer Abgeordneter dem Ministerium Bismarck auf Grund der „Weisheit und Energie", die es im Jahre vorher bewiesen, das „Vertrauen" ausgesprochen, daß es das Programm der Liberalen annehmen werde, und eben dieses Vertrauensvotum wird die tiefgehende Spaltung im Hause ausgelöst haben, von der die im Sitzungsbericht vermerkten Kundgebungen Zeugnis gaben. Dem vorsichtig zugemessenen Lobe war nur ein sehr geteilter Beifall gespendet worden. Die Versammlung war noch nicht warm, sie wurde es erst am Tage darauf, als Graf Bismarck selbst das Wort ergriff.

Er war nahezu 52 Jahre alt, als er dieses, sein Parlament um sich versammelte. Sein Parlament — so hätte er es nennen können, denn was diesen Reichstag von jedem früheren Parlament in Deutschland unterschied, das allgemeine Wahlrecht und die Diätenlosigkeit, das hatte er von ihm. Am 28. März sagte der Abgeordnete v. Below, er freue sich, daß auf Grund des allgemeinen und direkten Wahlrechtes eine „so respektable Versammlung" zustande gekommen sei, „die erste der deutschen Nationalversammlungen, welche bereit sei, ohne deprimierenden Lohn der Diäten dem Wohle des Vaterlandes Opfer darzubringen". Daß er der Schöpfer dieses „respektablen" Parlamentarismus war, ist ihm nicht immer zum Ruhme angerechnet worden, er selbst hat darauf stets den größten Wert gelegt. Im Jahre 1891 sagte er mir: „Mein Denkmal habe ich schon, es ist der Reichstag in Berlin."

Daß er mit diesem seinem Parlament zufrieden war, zeigte die Höflichkeit, mit der er gleich beim Eintritt in den Sitzungssaal erstens den Präsidenten mit einer tadellos formgerechten Verneigung, dann aber die Herzlichkeit, mit der er viele alte Freunde namentlich auf der Rechten und in den Zentren begrüßte; es sah wirklich aus, wie wenn er sich mit ihnen in einem Raum zusammenfände, in dem sie buchstäblich allesamt „zu Hause" wären.

Es verstand sich von selbst, daß vor Beginn der Sitzung die Blicke sämtlicher Tribünenbesucher den Grafen Bismarck suchten, festhielten und verfolgten in jeder Bewegung, jeder Gebärde. Das sah jeder, nur er selber sah das nicht. Keine Spur von Befangenheit und auch keine Spur von Pose und Schauspielerei. Nie im Leben habe ich einen bedeutenden Menschen gesehen, der so gänzlich frei war von allem gemachten und unwahren oder halb wahren Wesen, das sich mit dem Bewußtsein des Beobachtetwerdens so leicht ein-

*) Thuk. II, 37: *χρώμεθα γὰρ πολιτείᾳ οὐ ζηλούσῃ τοὺς τῶν πέλας νόμους, παράδειγμα δὲ μᾶλλον αὐτοὶ ὄντες τινὶ ἢ μιμούμενοι ἑτέρους.*

stellt. Der Kavalier v. Bismarck war wirklich das Urbild einer hinreißend liebenswürdigen, einer in jedem Betracht machtvollen Persönlichkeit. Dieser Hüne von Wuchs, dieser kerzengerade gewachsene Fichtenstamm von fast zwei Meter Höhe, dieser Recke aus der Nibelungenzeit, der bald an den gehörnten Siegfried, bald an den grimmen Hagen, bald an den getreuen Rüdiger von Bechlarn erinnerte, hatte, das sah man, wenn man ihn im Plaudern beobachtete, ein wahres Bedürfnis, der Furchtbarkeit sich zu entkleiden, die ihn als Staatsmann umgab, in zwangloſem Gespräch sich den Berg von Sorgen und Geschäften von der Seele herunterzureden, der den amtlichen Menschen in ihm belastete. Da er nun überdies unmittelbar nach seinen fünf parlamentarischen Anfangsjahren (1848—1852) in den diplomatischen Beruf getreten war, der ihn gezwungen hatte, ein volles Jahrzehnt im gedämpften Ton des Salons zu sprechen und den vollen Brustton des Parlaments zu verlernen, so begreift sich, daß er jedesmal Mühe hatte, beim öffentlichen Sprechen den Ton, den die Tribüne nun einmal verlangt, wenigstens einigermaßen zu treffen und das bequeme Hauskleid, das er gern auch beim Reden so lang als möglich anbehielt, am Ende doch abzustreifen. „Die kavalierartige Persönlichkeit des Grafen Bismarck, sein ungeniertes Sichbewegen, vor allem sein Weltruf als Diplomat und Staatsmann sollten in ihm auch einen glänzenden Redner vermuten lassen, entweder einen solchen, der eine tief durchdachte, wohl ausgearbeitete Rede ohne Stocken und Mühe in elegantem Flusse vorträgt, oder noch mehr, einen Redner von natürlicher Beredsamkeit, dem die Gedanken und Bilder während der Rede aus der Seele quellen, die Wortspiele und rhetorischen Figuren, welche der Augenblick gebaren, im beschwingten Tanze von den Lippen hüpfen, der wie ein Improvisator redend dichtete, dessen Gedankenblitze und Schlagworte fernhin treffen, die Herzen der Hörer erschütternd und entzündend — keines von beiden. Allerdings hat er vorhin mit beflügeltem Gänsekiel einige Noten auf einen schmalen Streifen Papier, wie ein Rezept anzusehen, hingeworfen, worauf er, während er, die Daumen umeinander drehend und den Körper wiegend, jetzt zu dem Hause spricht, von Zeit zu Zeit einen Blick wirft; aber dennoch stockt und zaudert er gar oft, ja er stammelt sogar und verspricht sich nicht selten, er scheint mit dem Gedanken zu ringen, und die Worte klimmen halb widerspenstig über die Lippen; nach zweien oder dreien läßt er jedesmal eine kurze Pause eintreten, und man glaubt dann ein unterdrücktes Schluchzen zu hören; er spricht ohne Gesten, Pathos und Tonfall, indem er, ohne auf eines seiner Worte besonderen Nachdruck zu legen, zuweilen ganz falsch die Endsilben oder das nachhinkende Verbum accentuiert."

Ganz ebenso wie an diesem 11. März 1867 habe ich Bismarck später, als ich für den dritten oberhessischen Wahlkreis im Reichstage saß (1874 bis 1877) noch sehr oft seine Reden beginnen hören; aber an die Verwandlung, die mit dem Redner vor sich ging, sobald er ins Feuer kam, habe ich mich dann derart gewöhnt, daß sich meine Erinnerung an das ganz anders gestaltete Anfangsbild vollständig verloren hat. Daß der Hergang auch an diesem 11. März nicht anders war, würde ich jetzt aus meiner Erinnerung allein nicht mehr wissen, und deshalb habe ich die Schilderung bei Glagau entlehnt, die ich selber beim besten Willen nicht hätte geben können.

Die Stellen, an denen Bismarck aus einem Plauderer unwillkürlich ein Redner ward und nun die bestrickenden Reize der ihm eigenen Beredsamkeit entwickelte, sind im allgemeinen heute noch kenntlich an den Unterbrechungen, welche der stenographische Bericht vermerkt. So empfindlich er, zumal in späterer Zeit, gegen störende, feindselige Zurufe war, namentlich dann, wenn er den Urhebern zutraute, sie handelten mit der Absicht, ihn aus dem Konzept zu bringen, und mit dem Bewußtsein, daß das allerdings eine Schwäche von ihm war, so empfänglich war er doch auch für Zurufe des Beifalls, die ihm im März 1867 noch ein so neues Erlebnis waren nach den Sturmjahren des Konflikts.

Die erste Stelle, wo ihn fünf Bravo! hintereinander unterbrachen, war die, an welcher er sich aufs entschiedenste verwahrte gegen den Hintergedanken einer nachträglichen Mediatisierung der ohnmächtigen Kleinfürsten des Norddeutschen Bundes, den ihm der Abgeordnete Waldeck unterstellt hatte. Sie enthält ein politisches Glaubensbekenntnis, ein Programm, das unverbrüchlich festgehalten, dessen Aussprache und Aufnahme in diesem Hause entscheidend geworden ist für den Abschluß des deutschen Verfassungsbaus. „Diese Mediatisierung, sagte Bismarck, ist von unseren Verbündeten weder bewilligt, noch von uns erstrebt worden. Es ist hier angedeutet worden, man könne sie mit Gewalt erzwingen, von andern, sie werde sich zum Teil von selbst ergeben, und letzteres von einer mir nahestehenden Seite. Wir erwarten dieses nicht in dem Maße und glauben nicht, daß deutsche Fürsten in größerer Zahl bereit sein werden, ihre jetzige Stellung mit der eines englischen Pairs zu vertauschen. Wir haben ihnen diese Zumutung niemals gemacht und beabsichtigen nicht, sie ihnen zu machen (Sehr gut! Hört! Hört!), noch weniger aber kann ich als unsere Aufgabe betrachten, auf die Gewalt, auf die Übermacht Preußens in diesem Bunde sich zu berufen, um eine Konzession zu erzwingen, die nicht freiwillig entgegengetragen wird. Eine solche Gewalt konnten wir am allerwenigsten gegen Bundesgenossen anwenden, die im Augenblick der Gefahr treu zu uns gestanden haben, ebensowenig gegen die, mit denen wir soeben einen völkerrechtlichen Frieden auf ewig, wie wir hoffen — wie man das Wort auf unserer Erde zu gebrauchen pflegt — besiegelt haben. (Bravo!) Die Basis dieses Verhältnisses soll nicht die Gewalt sein, weder den Fürsten noch dem Volke gegenüber. (Bravo!) Die Basis soll das Vertrauen zu der Vertragstreue Preußens sein (Bravo!), und dieses Vertrauen darf nicht erschüttert werden, so lange man uns die Vertragstreue hält." (Sehr gut! Bravo!)

Eine zweite Verwahrung setzte Bismarck den Stimmen entgegen, die wie Twesten von dem Veto des preußischen Landtages die Rettung vor

reaktionären Beschlüssen des Reichstags erwarteten. „Ich habe, als hier vorgestern dies Recht für den preußischen Landtag in Anspruch genommen wurde, in der ganzen Versammlung keinen Ausruf des Erstaunen gehört, außer dem, den ich in meinem Innern unterdrückte. Ich glaube, diejenigen, die dieses Wort aussprachen, unterschätzen denn doch den Ernst der Lage, in der wir uns befinden. Glauben Sie wirklich, daß die gewaltige Bewegung, die im vorigen Jahre die Völker vom Belt bis zur Meerenge Siziliens, vom Rhein bis an den Pruth und den Dniestr zum Kampfe führte, zu dem eisernen Würfelspiele, in dem um Königs- und Kaiserkronen gespielt wurde, daß die Millionen deutscher Krieger, die gegeneinander gekämpft und geblutet haben auf den Schlachtfeldern vom Rhein bis zu den Karpathen, — daß die Tausende und Abertausende von Gebliebenen und der Seuche Erlegenen, die durch ihren Tod diese nationale Entscheidung besiegelt haben, mit einer Landtagsresolution ad acta geschrieben werden können (Bravo!), meine Herren, dann stehen Sie wirklich nicht auf der Höhe der Situation!"

Und eine dritte Verwahrung sprach er aus, die notwendigste und wirksamste von allen, die gegen die fast unausrottbare Meinung, in dem „Normalbudget" laure trotzdem und alledem die hinterlistige Absicht eines verschleierten Verfassungsbruches. Er sagte: „Sie müssen doch die Regierung nicht im Verdacht haben und keine der zweiundzwanzig Bundesregierungen, daß sie sich von der historischen konstitutionellen Entwickelung Deutschlands lossagen wolle, daß sie nun dieses Parlament etwa benutzen wolle, um den Parlamentarismus im Kampf des Parlaments untereinander aufzureiben? Was hätten wir denn davon? Ist denn eine Regierung auf die Dauer denkbar, namentlich eine solche, die sich zur Aufgabe gestellt hat, eine Einheit im Feuer oder gar in kaltem Metall, wenn das Feuer erkaltet sein wird, zu schmieden, eine Einigung, die nicht überall in Europa mit Wohlwollen gesehen wird, daß diese Regierung es sich gewissermaßen zur systematischen Aufgabe stellt, die Rechte der Bevölkerung auf die Teilnahme an ihren eigenen Geschäften zu unterdrücken, abzuschaffen; auf ein wildes Reaktionswesen sich einzulassen, sich in Kämpfen mit der eigenen Bevölkerung aufzuhalten, meine Herren, das können Sie von einer Dynastie, wie sie über Preußen regiert, das können Sie von keiner der Dynastien, die augenblicklich in Deutschland regieren, erwarten, daß sie an ein nationales Werk mit dieser Heuchelei — ich kann es nicht anders nennen — herangeht. (Lebhaftes Bravo!) Wir wollen den Grad von Freiheitsentwickelung, der mit der Sicherheit des Ganzen nur irgend verträglich ist. Es kann sich nur handeln um die Grenze, wie viel, was ist mit dieser Sicherheit auf die Dauer verträglich? Was ist jetzt mit ihr verträglich? Ist ein Übergangsstadium nötig? Wie lange muß dies dauern? (Sehr gut! Bravo!) Es kann nicht in unserer Absicht liegen, das Militärbudget auch für den Zeitraum, wo es von Ihnen als eisernes behandelt werden sollte — und ein solcher Zeitraum ist meines Erachtens unentbehrlich — Ihrer Kenntnis zu entziehen. Wir werden jedenfalls ein Budget vorlegen, welches die Gesamtausgaben des Bundes umfaßt, die militärischen nicht ausgenommen; nur würden wir das auf der Basis des mit der Vertretung für eine gewisse Dauer von Jahren abzuschließenden Vertrages tun, so daß man uns an dem Militärbudget für diese Zeit keine Streichung machen kann, wenigstens keine solche, die nicht mit dem Bundesfeldherrn vereinbart wäre."

Damit waren die Grenzen angegeben, innerhalb deren der Ausgleich gesucht werden sollte, und nachher auch wirklich gefunden worden ist. In all den Ausführungen, aus denen hier nur die Knotenpunkte herausgehoben worden sind, hatte Bismarck mit jedem Satze freier und frischer gesprochen, die natürliche Beredsamkeit, die in ihm war, immer sicherer und kraftvoller entfaltet, bis schließlich der breite Strom seiner Rede über alle Untiefen, Sandbänke und Klippen hinwegging und mit imposantem Gleichmaß majestätischer daher rauschte. An zwei bemerkenswerten Stellen hat er auch von seiner Bilder- und Gleichnissprache Gebrauch gemacht mit Wendungen, deren die eine an den Deichhauptmann v. Bismarck, deren die andere an den Reitersmann v. Bismarck erinnerte. Ein Bundesverband, dessen Armee jedes Jahr durch das Votum einer gewählten Vertreterversammlung in Frage gestellt werden könnte, käme ihm vor wie ein Deichverband, in dem jedes Jahr nach der Kopfzahl auch der Besitzlosen abgestimmt würde über die Frage, ob die Deiche bei Hochwasser durchstochen werden sollten oder nicht: aus solchem Deichverbande würde er einfach ausscheiden; das Wohnen darin wäre ihm zu unsicher, er würde sich der Gefahr nicht aussetzen, daß einmal diejenigen, die die Wirtschaft mit freier Weide wünschen, über diejenigen, die mit bestellten und wasserfreien Äckern die Oberhand gewönnen und alle durch eine Wasserflut zu Grunde gingen. Das berühmteste all seiner Redebilder aber ist dasjenige, mit dem er die große Rede vom 11. März geschlossen hat: „Meine Herren! Arbeiten wir rasch! Setzen wir Deutschland, sozusagen, in den Sattel! Reiten wird es schon können."

Der Glaube an die Nation belebt und trägt die ganze Rede. Ausführlicher ist er vorne im zweiten Anfangsabsatz ausgesprochen worden in den Worten:

„Wir haben uns zur Aufgabe gestellt, in Erinnerung und in richtiger Schätzung, glaube ich, derjenigen Widerstandskräfte, an welchen die früheren Versuche in Frankfurt und Erfurt gescheitert sind, diese Widerstandskräfte, so wenig als es irgend mit dem Zweck verträglich war, herauszufordern. Wir haben es für unsere Aufgabe gehalten, ein Minimum derjenigen Konzessionen zu finden, welche die Sonderexistenzen auf deutschem Gebiete der Allgemeinheit machen müssen, wenn diese Allgemeinheit lebensfähig sein soll, wir mögen das Elaborat, das dadurch zu stande gekommen ist, mit dem Namen einer Verfassung belegen, oder nicht, das tut zur Sache nichts. Wir glauben aber, daß, wenn es hier angenommen wird, für das deutsche Volk die Bahn frei gemacht worden ist und daß wir das

Vertrauen zum Genius unseres eigenen Volkes haben können, daß es auf dieser Bahn den Weg zu finden wissen wird, der zu seinem Ziele führt."

Halten wir diese beiden Stellen zusammen, so ergibt sich, daß Bismarck sich stark, ja unüberwindlich fühlte durch den elementaren Einheitsdrang der Nation, dem nur „die Bahn freigemacht" zu werden brauchte, um sein Werk zu vollenden, daß nur noch über die Form der Einigung ein Einverständnis notwendig war; daß er aber auch bei Auffindung dieser Form dem Naturtrieb des Nennens, deutsche Nation genannt, fast blindlings vertraute.

Beim Aussprechen des Glaubens, mit dem er Berge versetzt hatte, überkam ihn das Vollgefühl seiner Sendung, und wer ihn gerade jetzt zum unmittelbaren Zweikampf herausforderte, der erprobte an ihm den Streitredner von Gottes Gnaden in seiner ganzen Unbezwinglichkeit.

Die drei Stegreifreden, mit denen er am 11. März den Welfen v. Münchhausen, am 12. den Ultramontanen v. Mallinckrodt, am 13. den Demokraten Franz Duncker niederstreckte, wurden mit einem Feuer und mit einem Erfolge vorgetragen, daß alles einstimmig in den jauchzenden Beifall. Jetzt erst hatten die Hörer den Helden der Tribüne kennen gelernt, der er wirklich war, obwohl er mit vollem Bedacht einmal gesagt hat, „ich bin kein Redner", d. h. die Künste der Rede gehen mir ab.

In der dritten Sitzung, der Hauptverhandlung, am 12. März, sah ich den Abgeordneten Rudolf v. Bennigsen zum erstenmal auf der Tribüne. Wie der Sitzungsbericht auswies, entsprach das seiner ursprünglichen Absicht nicht; er wollte, wie ich das später bei ihm regelmäßig bemerkte, auch bei dieser Gelegenheit vom Platze aus sprechen und gab nur einem allseitigen Ruf aus dem Hause nach, als er auf die Tribüne trat. Es erschien ein vornehm aussehender Herr von 43 Jahren (geb. 10. Juli 1824), der seinen schwarzen langen Rock bis zum Halse zugeknöpft trug und, beide Arme auf dem Rücken gekreuzt, unbeweglich dastand wie eine Bildsäule. Dunkler Vollbart, noch dunkles, wenn auch stark gelichtetes Haupthaar, das Gesicht ebenso unbeweglich wie der Körper und eine Redeweise, die der ganzen Erscheinung entsprach, d. h. kühl, gemessen, niemals unruhig, von tadelloser Glätte und Eleganz. In seiner ganzen Partei bekannt als ein Kavalier ohne Furcht und Tadel, als ein durch und durch lauterer, edler Mensch, als ein feuriger, gesinnungstreuer Patriot. Der „Kladderadatsch" hat ihn in einem seiner schönsten Gedichte „des deutschen Volkes unbestechliches Gewissen" genannt und damit den Nagel auf den Kopf getroffen, auch für diesen 12. März, als er zum erstenmal mit Bismarck einen Kompromiß zu schließen sich anschickte und dabei eine Tatsache verwertete, die noch nicht erwähnt worden war, obwohl sie hier, wo sich's um Vertrauen gegen Vertrauen handelte, an erster Stelle betont werden mußte.

In einem Rückblick auf den Krieg des Jahres 1866 sagte er jetzt: „Es hat dem Auslande auch im hohen Maße imponiert, wie die preußische Regierung dem eigenen Lande gegenüber verfahren ist, als sie aus diesem Weltkriege als Sieger hervorgegangen war. Viele Staatsmänner im Auslande, viele Männer, ja ganze Parteien in Deutschland haben ein so maßvolles und patriotisches Verhalten der preußischen Regierung nicht für möglich gehalten. Man hat geglaubt und gefürchtet, daß die militärischen Erfolge zu einer Bewirkung ähnlicher Erfolge der Regierungsgewalt auf dem Gebiet des inneren Staatslebens benutzt werden könnten. Ich persönlich habe diese Auffassung nicht gehabt, aber ich habe mich doch gefreut, damals, wo nach dem Kriege die preußische Regierung das Verfassungsrecht des preußischen Volkes ausdrücklich anerkannte, die Indemnität nachsuchte und erhielt, — zum erstenmal die Überzeugung in Deutschland und Europa vollständig durchschlagen zu sehen, daß die leitenden Männer des preußischen Staates die Regierung nicht vorzugsweise als Parteimänner, sondern als wahre Staatsmänner zu führen suchten."

Ich selber kann mit bezeugen, daß die Befürchtung, von der hier Bennigsen sprach, gerade das gewesen ist, was vor der Entscheidung die ruhigsten Köpfe, die treuesten Anhänger Preußens buchstäblich zur Verzweiflung gebracht hat. Befürchtung ist ein viel zu milder Ausdruck; man glaubte, im Fall des Sieges werde Staatsstreich und Verfassungsbruch die ganz unvermeidliche Entladung des Parteifanatismus sein, den man in der „Junkerpolitik" Bismarcks nun einmal ausschließlich tätig sah. Man war wie aus den Wolken gefallen, als das, was man vier heiße Kampfesjahre hindurch felsenfest geglaubt hatte, nicht geschah und die „Provinzialkorrespondenz" vom 8. August 1866 aus den Reden Bismarcks vom 13. Oktober 1862 und der Minister des Innern und der Finanzen vom 28. Januar 1863 den Beweis antrat, daß es auch nie hatte geschehen sollen, vielmehr von allem Anfang nie anderes beabsichtigt gewesen war, als das, was durch die denkwürdige Thronrede eingeleitet ward.

Aber von dem Pessimismus vergangener Tage waren jetzt alle Parteien zurückgekommen, selbst die Männer der äußersten Linken, wenn auch unbewußt, und im Sinne aller Parteien konnte Vincke am 13. März, von dem Beifall des ganzen Hauses überschüttet, seine glanzvolle Rede mit den Worten schließen: „Mit diesem Vertrauen wollen wir weiter arbeiten und mit deutschem Ernste an das Werk gehen, das wir hier zu treiben haben. Wir wollen uns nach dem Beispiel unserer Armee durch Hindernisse nicht aufhalten lassen und mit möglichster Schnelligkeit über die untergeordneten Klippen hinweg eilen, und das wird uns zum Ziele führen. Der allmächtige Gott, der unsere preußische Fahne auf den Schlachtfeldern nicht hat sinken lassen, wird auch das deutsche Banner hochhalten. Wir, meine Herren, wollen es in beiden Händen tragen, bis zum letzten Atemzuge unseres Lebens."

Das war die Sprache, in der das Parlament des Grafen Bismarck zu sich selber sprach.

Orpheus und Eurydice. Gemälde von Frederic Watts.
(Nach einer Photographie von W. A. Mansell & Co. in London.)

Digitized by Google

Relief vom Titusbogen in Rom.

Carrariſcher Marmor.

Von

W. Hörſtel.

Mit neunzehn Abbildungen nach photographiſchen Aufnahmen von Vittorio Valenti, Gaetano Mario Cavarocchi und Avv. Vico Fiaſchi in Carrara und Anderen.

(Abdruck verboten.)

Bei dem Wort Carrara tauchen ſchimmernde Statuen, ſchneeige Grabdenkmäler, hohe Säulen und weiße Paläſte vor uns auf, die den Apuaniſchen Alpen entſtammen, jenen wunderbaren Bergen zwiſchen Spezia und Piſa, in denen ſich nach Fazio degli Ubertis Ausdruck der glänzende Marmor in ſolcher Fülle findet, daß der ganze Orient damit verſorgt werden könnte. Die ſchier unerſchöpflichen Marmorlager erſtrecken ſich von dem kleinen Aulellafluß im Norden bis Garfagnana im Oſten und Pietraſanta im Süden. Von den 600 zur Zeit im Betriebe befindlichen Brüchen kommen etwa 350 auf Carrara, der Reſt überwiegend auf Maſſa und Serravezza. All dieſer Marmor wird nach Carrara benannt, das viele Jahrhunderte lang der einzige Sitz dieſer Induſtrie in den Apuaniſchen Alpen war und im Jahre 1899 etwa 180000 Tonnen ausführte.

David.
Von Michelangelo.

Der Name Carrara wird zum erſten Male in einem Erlaſſe Ottos des Großen erwähnt. Im Altertum hieß der „carrariſche“ Marmor der „lunenſiſche“ nach der etruskiſchen Stadt Luni, die der Landſchaft den Namen „Lunigiana“ gab, und deren Ruinen, durch eine Hügelkette vom Golfe von Spezia getrennt, etwa zwei Kilometer von der Magramündung entfernt liegen. Weiße Marmormauern ſoll ſie gehabt haben, gegen die das Meer brandete; aber ihr Hafen verſandete infolge der Ablagerungen der Magra, und Barbaren und Malaria verbündeten ſich im Mittelalter zur Vernichtung der einſt blühenden Stadt, die ſchon von Dante als eine untergegangene bezeichnet wird. Ihre Bewohner machten wahrſcheinlich einſtmals einen ebenſo reichen Gebrauch von dem weißen Geſtein ihrer Berge zu ihren Bauten wie heute die Carrarer; im

Sarkophag König Friedrich Wilhelms III. und der Königin Luise im Mauſoleum zu Charlottenburg.

übrigen aber ſcheinen die Etrusker jenen Marmor nicht benutzt zu haben, und ſo ſchlummerte derſelbe der Zeit des Erwachens des Kunſtſinns in Rom oder beſſer der Mode des Protzens mit Kunſtſchätzen entgegen, wo die ſchönen Künſte das öffentliche wie das private Leben mit ihrer Anmut bekränzten, aber nicht mehr der Erhebung eines edlen Geſchlechts, ſondern mehr dem Sinnenreiz und der Prunkſucht dienſtbar wurden. Ein unkünſtleriſcheres Volk als die alten Römer iſt kaum denkbar. Wie anfangs den Etruskern, ſo überließen ſie es ſpäter den Griechen, ihre Stadt zu ſchmücken. Beſonders aber trugen dazu die ſiegreichen Feldherren bei, die aus den eroberten und zerſtörten griechiſchen Städten die Kunſtſchätze nach Rom brachten, wobei ihre Plünderwut zuweilen nur mit ihrer gänzlichen Verſtändnisloſigkeit verglichen werden kann, wie z. B. bei Mummius, der nach der Zerſtörung Korinths die beſten Schöpfungen des griechiſchen Genius verkaufte und den Kapitänen, welche den Reſt nach Rom zu befördern hatten, die Verpflichtung auferlegte, die während des Transports etwa verloren gegangenen oder beſchädigten Standbilder durch neue zu erſetzen. — Klüger ging Verres auf Sizilien vor, indem er alle griechiſchen Kunſtwerke der Inſel durch zwei Künſtler — ſeine Jagdhunde, wie Cicero ſie nannte — zuſammenbringen ließ.

Der beſtändige Anblick der griechiſchen Meiſterwerke mußte naturgemäß den Sinn für die Kunſt auch in den Römern wecken und viele Reiche zu Gönnern der Künſtler machen. Zahlreichen griechiſchen Sklaven war die Kunſtübung ein Troſt in ihrer Knechtſchaft; auch wurden tüchtige Künſtler aus Griechenland nach Rom gelockt, und in den letzten Jahrzehnten der Republik und im erſten Jahrhundert des Kaiſerreichs ward das Sammeln von Kunſtſchätzen zur Mode. Vor keinem Preiſe ſchreckte man zurück, wenn die Statuen nur mit dem Namen eines berühmten Meiſters gezeichnet waren. „Den Männern kann geholfen werden,“ dachten die ſchlauen griechiſchen Händler und verkauften an manchen Kunſtprotzen untergeſchobene Statuen, die in Rom ſelbſt von den mit handwerksmäßiger Meiſterſchaft, aber ohne rechte Begeiſterung arbeitenden Bildhauern angefertigt und mit dem klingenden Namen des Praxiteles geſchmückt waren. Großartig mußte alles ſein, was die alten Römer unternahmen, und ſo können wir uns nicht wundern, daß z. B. ein Marcus Vipſanius Agrippa innerhalb eines einzigen Jahres hundert Brunnen in Rom erbauen und mit 150 Statuen ſchmücken ließ, und daß ein Ämilius Scaurus ſein Theater durch 3000 Statuen verſchönte. Unter Auguſtus blühte die Kunſt in Rom, unter ſeinen Nachfolgern richtete ſie ſich nach dem Geſchmack des jeweiligen Kaiſers. Das Material für ihre Werke aber erhielten die Künſtler größtenteils aus den Bergen Lunis, deſſen Marmor den pariſchen und pentelikiſchen mehr und mehr verdrängte und in ſolchen Mengen nach Rom gebracht wurde, daß ein Satiriker ſich über die ächzenden, mit rieſigen „liguriſchen“ Marmorblöcken beladenen Karren beklagte. Zum erſten Male ſcheint dieſer

weiße Stein von der Grenze Liguriens und Etruriens im Jahre 48 v. Chr. beim Bau des Hauses des Mamurra auf dem Caelius verwendet worden zu sein; die größte Nachfrage nach ihm herrschte in den Jahren 98—180. Der Marmor der Cestius-Pyramide, des Titusbogens, dessen Basreliefs von der Kunstfertigkeit der in Rom schaffenden griechischen Bildhauer zeugen, des Septimius Severus-Bogens wie der „marmornen Ballade" der Trajanssäule, auf der die Römer sich als ebenso ausgezeichnete Geschichtsschreiber auf Stein wie in Büchern ausweisen, wurde bei dem heutigen Carrara gebrochen. Apoll und manche der zu Hadrians Zeiten in großen Mengen hergestellten Antinous-Statuen gingen aus seinem schneeigen Marmor hervor. Von der Arbeit der Römer bei Carrara zeugen gewaltige Aushöhlungen in dem Gestein, eine in den Fels gehauene Bergstraße, Blöcke mit römischen Bruchzeichen, Altäre und Säulenstümpfe, ein Stein mit den Namen der Konsuln aus den Jahren 16—25, sowie der Aufseher der in den Brüchen beschäftigten Sklaven und ein jetzt in der Accademia di Belle Arti befindliches Basrelief mit den Figuren des Zeus, Bacchus und Herkules, den „Fanti scritti", den „dargestellten Knaben" — fanti im Dialekt = fanciulli —, nach denen nun der Berg benannt ist, an dem man jene „Knaben" fand. Noch immer macht man neue Entdeckungen, und es wird erzählt, daß eines Tages einige Arbeiter ein Marmorbruchstück mit lateinischer Inschrift gefunden und einem gerade die Brüche besichtigenden Fremden gezeigt hätten, um über die Bedeutung jener für sie geheimnisvollen Schriftzeichen belehrt zu werden. Sie kamen vor die rechte Schmiede, denn jener Fremdling war — so sagt man — Theodor Mommsen.

Mit dem Verfall des Römerreichs verfiel auch die Marmorindustrie, bis die Pisaner im XII. Jahrhundert mit ihrem Dombau das schlummernde Kunstleben weckten und Nicolò Pisano die Bildhauerkunst wieder zu Ehren brachte. Es war nur natürlich, daß die Pisaner Künstler ihren Marmor aus dem nahen Carrara nahmen und ihn sich persönlich in den Brüchen auswählten. Dem Beispiel Pisas folgten Lucca, Siena, Florenz und andere Städte, und die Chronik Carraras erzählt von dem Besuch zahlreicher Künstler, von denen Nicolò Aretino, Jacopo della Quercia, Filippo Brunelleschi und besonders Michelangelo erwähnt seien. Auf die häufige Anwesen-

Blick auf Carrara.
(Nach einer Aufnahme von A. Noack in Genua.)

heit des letzteren sind die Carrarer besonders stolz; sie betrachten diesen Giganten, diesen „Mann mit den vier Seelen“ gleichsam als ihren Ehrenbürger und brachten an dem Hause, in dem er bei seinem Gastfreunde Pelliccia wohnte, die Inschrift an: „Mehrere Male weilte Michelangelo Buonarroti als Gast in diesen Mauern, wenn er zur Verewigung der Gedanken seines schöpferischen Geistes des Marmors wegen in unsere Berge kam.“ Zum ersten Male geschah das im Jahre 1497, als er den Stein suchte, in dem seine wunderbare Pietà gefangen saß. Bekanntlich betrachtete er den Marmorblock als ein weißes Gefängnis, aus dem seine Künstlerhand die Gefangenen befreite. Nie fühlte er sich so glücklich, wie mit dem Meißel in der Hand; die Bildhauerkunst war seine Leidenschaft, sie gehörte ihm zur Gesundheit, und er hätte ihr ununterbrochen gefrönt, wenn man ihn nicht gezwungen hätte, auch Architekt und Maler zu sein. In einem seiner Sonette sagt er:

„Non ha l'ottimo artista alcun concetto,
Che un solo marmo in se non circoscriva.“

„Es hat der beste Künstler nicht einen Gedanken,
Den ein einziger Marmorblock nicht in sich beschlösse,“

oder nach der bekannten freien Übersetzung:

„Künstler, Dein Bildnis steckt
Fertig im Marmelstein,
Hau nur, was drum ist, weg,
Fertig wird's sein.“

Zuweilen hieb er tatsächlich mit kühnen Schlägen, was drum war, weg ohne vorhergegangenes Messen und Punktieren, wobei er der Gefahr des „Verhauens“ nicht immer entgehen konnte, wie man an dem Kopfe des „Tag“ auf dem Grabe Giulianos de' Medici sieht.

Nach der Befreiung der Pietà aus ihrer schneeigen Steinhülle verließ Michelangelo Rom und nahm seinen Wohnsitz in seiner Vaterstadt Florenz. Hier lag seit etwa 50 Jahren ein gewaltiger Block carrarischen Marmors, aus dem Agostino di Guccio im Auftrage der Wollhändler die Statue eines Propheten für die Kuppel der Kirche S. Maria del Fiore hervorzuholen versucht hatte. Diesen Block hatte inzwischen die Signoria erstanden, zu der undankbaren Aufgabe aber, das schlecht angefangene Werk fortzusetzen, war kein Bildhauer bereit außer Jacopo Sansovino, der jedoch einige andere Marmorstücke zu Hilfe nehmen wollte. Michelangelo kam, sah, übernahm, da es ihn reizte, ein Werk zu vollführen, das anderen unmöglich erschien, den Auftrag mit Freuden und zauberte aus dem alten Block mit seinem wunderwirkenden Meißel seinen David heraus, der im Mai 1504 auf der Piazza della Signoria Aufstellung fand. Seinen ursprünglichen Plan, den Hirtenjüngling einen Fuß auf den Kopf Goliaths setzen zu lassen, hatte das Material nicht zu verwirklichen erlaubt.

Die Kathedrale in Carrara.
(Nach einer Aufnahme von A. Noack in Genua.)

Mehrfach führten ihn später seine Arbeiten für das großartige Mausoleum, das Papst Julius II. sich bei Lebzeiten errichten lassen wollte, nach Carrara. Im Jahre 1505 weilte er etwa acht Monate daselbst, und in dieser Zeit entstand — nach Condivis Bericht — der unausgeführte, bei einem Michelangelo kaum befremdende Gedanke, einen der weißen Marmorgipfel in eine Kolossalstatue zu verwandeln, die den

Marmorbrüche.
(Nach einer Aufnahme von Gaetano Mario Cavarocchi in Carrara.)

Seefahrern als Augenpunkt dienen sollte. Seine aus Carrara eingetroffenen und auf dem Petersplatze ausgebreiteten Marmorblöcke erregten in Rom allgemeines Staunen, aber sie reichten nicht aus, und so kehrte er im Mai 1506 nach Carrara zurück. Diesmal blieb er jedoch nur kurze Zeit, denn er wußte, wie seine Feinde und Neider, Bramante an der Spitze, gegen ihn intriguierten und dem Papste einzureden versuchten, es sei von übler Vorbedeutung, wenn man sich bei Lebzeiten das Grab erbauen ließe. Ihre Bemühungen waren leider nicht fruchtlos geblieben, und so fand Michelangelo bei seiner Rückkehr Julius II. verwandelt vor; der Mausoleumsplan war aufgegeben, und nachdem der Künstler durch einen Lakai, der ihn abwies, dem Papste eine kühne Antwort gesandt hatte, floh er nach Florenz. Von seinen für jenes Mausoleum bereits fertigen Statuen sei nur der gewaltige Moses genannt.

In seinem Testament hatte Julius II. die Ausführung eines weit einfacheren Denkmals angeordnet, aber auch aus diesem erwuchs für Michelangelo eine Reihe von Leiden, eine „zweite Tragödie des Grabes", da er beständig zu anderen Arbeiten gezwungen wurde, die ihn an der Vollendung jenes Werkes hinderten. Für dasselbe wie für die Fassade von San Lorenzo in Florenz sich mit dem nötigen Material zu versehen, kam er 1516 wieder nach Carrara; da man ihm aber dort den Lieferungsvertrag nicht richtig einhielt, begab er sich nach Serravezza, wo vor kurzem im Monte Altissimo wundervoller Statuario-Marmor entdeckt worden war. Nach Perkins geschah diese Übersiedelung indessen auf Veranlassung des Papstes und trägt Bramante ganz besonders die Schuld daran, daß der große Künstler jahrelang in den Brüchen weilen und so viel kostbare Zeit verlieren mußte. Ungeheuer waren die Schwierigkeiten, die seiner in Serravezza warteten. Er hatte eine Bergstraße für den Transport zu bauen, was jeder Ingenieur ebensogut gekonnt hätte, und als dieselbe endlich fertig war und er

begonnen hatte, die sechs gewonnenen großen Säulen nach der Küste zu schaffen, da hielten ihm die Pisaner Kapitäne ihr Wort nicht, und ebenso wie diese wurden von den Carrarern, welche die Konkurrenz Sarravezzas im Keime ersticken wollten, auch die Genuesen bewogen, sich vom Strande fernzuhalten. Darunter litt Michelangelo schwer; er schrieb an seinen Bruder, er wolle nach Carrara zurückkehren, wo man ihn erwarte, als ob er der Herr Jesus Christus selbst wäre. Trotzdem gab er das Spiel noch nicht verloren, und dank seiner eisernen Energie gelang es ihm auch, im folgenden Jahre — 1519 — einige Fahrzeuge zu bekommen. Aber bei der Verladung zerbrach ihm eine seiner Säulen, und aus Rom kam der Befehl, die Arbeit für die Fassade von San Lorenzo einzustellen. Von den mit unsäglicher Mühe erlangten und transportierten Säulen war nur eine nach Florenz gekommen, die übrigen blieben am Strande und an den Berghängen liegen als eine Anklage gegen die Neider des großen Michelangelo. Hinfort aber bezog er das Material für seine weiteren Arbeiten aus Carrara, wohin er bis zum Jahre 1525 noch mehrfach zurückkehrte, namentlich um sich den prachtvollen Statuario für die Mediceergräber zu verschaffen.

Vor der Sprengung.

Der Abbruch des Marmors von Serravezza wurde nach jahrhundertelanger Unterbrechung besonders durch Marco Borrini im Jahre 1820 wieder aufgenommen, der von der Gemeinde einen großen Teil des Monte Altissimo erhielt und mit Unterstützung der Florentiner Regierung die Ausbeute im großen begann, während 1817 nur zehn Brüche dort im Betrieb waren. Heute ist ein Schweizer der Marmorkönig von Serravezza, wo im Monte Altissimo und in der Tacca Bianca zahllose Helden und Berühmtheiten der Zukunft in dem schneeigen, kristallinischen Statuario-Marmor gefangen sind, der sich durch sein feines Korn, seinen warmen Ton und die maßvolle Transparenz auszeichnet. Auf die letztere legen die Bildhauer einen hohen Wert, denn wenn sie zu stark ist, geht das Detail verloren, und es ist dann ein gutes Porträt nicht möglich. Der „carrarische" Statuario kommt heute zum größten Teil aus Serravezza, und da in Carrara nur sechs Statuariobrüche im Betrieb sind, die Nachfrage nach diesem wundervollen Stein aber beständig steigt, ertragen die Carrarer jetzt die gewaltige Konkurrenz ihrer Nachbarn mit mehr Würde, als zu Michelangelos Zeit, zumal infolge des kaufmännischen Betriebs der Preis für I. Qualität Statuario bis zu 1300 Lire für den Kubikmeter beträgt. Bei besonders großen Blöcken sind die Forderungen zuweilen noch höher; so verlangte ein Händler für einen — allerdings prachtvollen — Block 50 000 Lire.

Für die Aufstellung in freier Natur ist dieser feinste Stein der Apuanischen Alpen im Norden leider ungeeignet, da er zu empfindlich gegen atmosphärische Einflüsse ist, wie man an den Statuen von Scharnhorst und Bülow neben der neuen Wache in Berlin sehen kann. Freilich stehen diese bereits etwa achtzig Jahre, doch mußten sie in diesem Zeitraum mehrfach renoviert werden. Rauch war lange Zeit in Carrara gewesen, und da hatte es ihm das wunderbare glänzende Gestein, aus dem er seine Königin Luise und den König Friedrich Wilhelm III. für das Mausoleum zu Charlottenburg schuf, so angetan, daß er es auch für jene beiden Standbilder verwendete. Wollen wir unseren Stein recht würdigen, so müssen wir in die Galerien, Museen und Mausoleen gehen. Merkur und Psyche in der Nationalgalerie, die herrlichen Büsten von Moltke und Menzel, Danneckers Ariadne

Auf dem Beobachtungsposten während der Sprengung.

in Frankfurt am Main und — doch wo soll ich aufhören? — all die Hunderte allbekannter Skulpturen erzählen im Norden von der Schönheit des carrarischen Marmors, des Statuario der Apuanischen Alpen.

Für Standbilder unter freiem nordischem Himmel eignet sich die II. Qualität mit ihrem gröberen Korn weit besser, wie sie namentlich die carrarischen Brüche von Ravaccione liefern. Aus ihnen sind die Säulen des Pantheons und der Basilika di San Paolo bei Rom, die Statuen des Cavourdenkmals in Turin, die Gruppen auf der Schloßbrücke in Berlin, sowie in der Siegesallee, Professor Fritz Schapers Goethe u. a. m. entstanden. Der letztgenannte Künstler bevorzugt neuerdings den Tiroler Marmor, weil dieser an seiner Oberfläche an der Luft eine kalkartige Patina entwickelt, die den Marmor vor weiterem Verwittern schützt und zugleich einen warmgoldigen Ton zeigt. Reinhold Begas dagegen will nichts von Tiroler Marmor wissen. Außer dem Statuario, dem Halbstatuario und dem zu Bauzwecken dienenden Bianco-chiaro, dem Hauptprodukt Carraras, seien von dessen Marmorarten der blaue Bardiglio, der mit bläulichem Netzwerk auf schneeweißem Grunde geäderte Venato, den die Florentiner für die Kirche S. Maria del Fiore von 1333 bis 1440 brechen ließen und heute die Engländer und Holländer besonders lieben, und endlich der kostspielige Paonazzo mit seinen violetten Adern auf dem ins Perlgraue hinüberspielenden Weiß erwähnt. Der letztere beweist, daß die Mode sich auch auf die Marmorarten ausdehnt. War er im kaiserlichen Rom beliebt, wie das die auf dem Esquilin gefundenen Karyatiden und Ornamente bezeugen, so fand er in der Neuzeit trotz des niedrigen Preises jahrzehntelang keinen Käufer, weshalb der Betrieb in jenen Brüchen eingestellt werden mußte; plötzlich aber wollte dann alle Welt Paonazzetto und Paonazzo haben, und so kostet er heute in Carrara pro Kubikmeter 650 Lire, halb so viel wie der feinste Statuario und etwa dreimal so viel wie der gewöhnliche Marmor. Auch in Berlin hat man ihn mehrfach und mit guter Wirkung verwendet. Aus ihm bestehen auch die zehn ganz gleichen Säulen des Museums in Stockholm, die fünf Meter lang sind und aus einem einzigen Block von 80 000 Kilogramm herausgesägt wurden, wie Girolamo Fiaschi mitteilt.

Obgleich die ganze Welt ihre Helden, ihre Siege, ihre Freuden, ihre Schmerzen und ihre Todestrauer in dem weißen carrarischen Stein der Nachwelt überliefert hat und immer noch überliefert, so ist doch an ein Erschöpfen der Marmorschätze Carraras nicht zu denken; ja alles, was die Menschenhand mit Eisen und Pulver im Laufe zweier Jahrtausende an diesen Bergen geschabt, gebrochen und gesprengt hat, das erinnert dem unermeßlichen Reichtum des gewaltigen Marmorgebirges gegenüber an die

Nach der Sprengung.

Sage von dem Vogel, der alle hundert Jahre seinen Schnabel am Eisgebirge wetzt.

Ein großartiger Anblick auf der Fahrt von Pisa nach Spezia sind diese schimmernden Marmorberge, die mit ihren weißen Zinken und Zacken in den blauen italienischen Himmel hineinstreben und wie Gletscherferner über der schmalen, fruchtbaren Ebene zu ihren Füßen und dem weiten, glänzenden Meere emporragen. Ein gewaltiger Kontrast im Winter die verschneiten Berge und die goldenen Orangen im dunklen Laub in der Neustadt Massas, über der die düstere Altstadt auf einem Hügel thront. Ein noch trutzigeres Stück Mittelalter ist die gewaltige Ruine der Castrucci Castracani-Burg in Avenza. Ein schmuckes Städtchen in herrlicher Lage in der Tiefe des Carrionetales ist Carrara am Fuße der Marmorberge, mit seinem verwitterten Marmordom aus dem XIII. Jahrhundert, seiner Handelskammer, seinen Schulpalästen, seinem Hospital, seinem Theater, seiner Accademia di Belle Arti, seinen zahlreichen Bildhauerateliers, seinen prächtigen Anlagen und seinen Marmortrottoirs. Von Jahr zu Jahr dehnen sich seine freundlichen Häuser in den grünen Gärten weiter aus, von lieblichen Hügeln schauen Ölbäume und Reben auf die blühende, fleißige Stadt hernieder, und im Norden ragen über Edelkastanien die weißen Berge auf, denen es sein Brot und seine Blüte verdankt. Wie am Strande und auf dem Bahnhofe von Avenza, — dem ehemaligen Grenzort des Herzogtums Massa, der heutigen Station der Mittelmeerbahn, mit der Carrara durch eine fünf Kilometer lange Zweigbahn verbunden ist, — lagern auf seinem Bahnhofe zersägte Marmorplatten und große weiße Blöcke gleich einer Niederlage von Würfelzucker für ein Riesengeschlecht. Sie stammen aus den drei carrarischen Tälern, aus denen seit den siebziger Jahren eine Bergbahn (ferrovia marmifera) den Marmor nach Carrara und der Küste befördert.

Herablassen eines Blockes aus dem Gebirge.

Der Frühzug führt zwischen der in München gebauten Lokomotive und der langen Reihe der Transportwagen einen Personenwagen (vagoncino) für die Marmorhändler, in dem mir bereitwilligst ein Platz eingeräumt wurde. In Schlangenwindungen durch enge Schluchten hinweg, über hohe Viadukte und kühne Brücken, von denen man über Tal und Hügel, Carrara und die Küstenebene auf das blaue Meer mit seinen Segelschiffen hinabblickt, fuhren wir in die bedeutendsten Brüche. In frisches Grün gebettet, liegen die zu der Gemeinde Carrara gehörenden Dörfchen da, am schönsten das nach den früher dort in großer Zahl gehaltenen Zugochsen (tori) benannte Torano inmitten von Edelkastanien, überragt von den Brüchen von Crestola, die auch wohl mit dem Namen Michelangelos beehrt werden. Um so jäher wirkt der Übergang in die weiße Wunderwelt des Marmors, die den Fremdling wie ein Märchenland umfängt, und in der man durch mehrere Marmortunnels fährt. Inmitten schroff abstürzender weißer Berg-

Marmorbruch in Torrione mit Anwendung des Helicoidaldrahtes zur Lostrennung der Blöcke von der Felswand.

Herablassen von Marmorblöcken im Gebirge.
(Nach einer Aufnahme von Gaetano Mario Cavarocchi in Carrara.)

wände und ungeheurer gletscherartiger Geröllhalden erreicht die Marmifera, 580 Meter über dem Meeresspiegel, ihre Endstation Ravaccione. Ein eigenartiges Schauspiel! Unter weißen Zinken und Hörnern hier und da eine dünne grüne Vegetationsdecke, überwiegend aber Marmorwände ohne einen grünen Halm, dagegen vielfach mit einer gelblichen Patina und großen von Menschenhand ausgegrabenen Höhlen — und darunter bis in die Tiefe des Tales hinab riesige weiße Schotterhaufen. Dazwischen weiße Stufen zum Aufstieg, hier und da kleine Zucker-Verzeihung: Marmorhäuser zum Aufbewahren und einige Schmiedewerkstätten zur Ausbesserung der Geräte. Vor den weißen Wänden sitzen hoch in der Luft, 20—30 Meter über der Erde, einzelne Arbeiter in Stricken, die an eisernen, in der Höhe eingerammten Keilen befestigt sind, an denen die Kühnen sich hinuntergelassen haben zu ihrer Arbeitsstelle zwischen Himmel und Erde. Sie stellen Löcher her für die Eisenstäbe, welche die Bretter tragen sollen, auf denen zwei Arbeiter, sitzend oder stehend, mit eisernen Stangen tiefe Öffnungen für die Pulverminen bohren. Durch kleine Minen werden oftmals größere vorbereitet und die Wege von unnützem Gestein befreit. Zuweilen erreichen die

Das Aufbringen der Hanftaue für den Marmorschlitten.

Marmortransport.
(Nach einer Aufnahme von A. Noack in Genua.)

Bohrlöcher eine Länge von 15 bis 20 Meter. In ihrer Tiefe ſtellt man, um bedeutende Steinmengen loszuſprengen, mit Salzſäure — acqua forte, wie die Carrarer ſagen — eine Höhlung her, ähnlich den mit Recht ſo bekannten und beliebten ſtrohumflochtenen, dickbauchigen, enghalſigen Weinflaſchen Toskanas und deshalb nach dieſen „Fiasco“ benannt. Nach der Austrocknung mit Hede wird die Höhlung mit Pulver angefüllt, kürzlich einmal mit 12000 Kilogramm, womit man 14 Millionen Kilogramm Material — 5000 Kubikmeter — zu Fall brachte. Es ſoll geweſen ſein, als ob das ganze Gebirge einſtürzen wolle. Zu ſolchen Ereigniſſen kommen viele Zuſchauer herbei, wie zu den Wildfütterungen im Harze. Angezündet wurde dieſe Mine durch den elektriſchen Funken. Kleinere Minen werden natürlich alle Augenblicke geſprengt, und beſtändig ertönen Hornſignale und Rufe zur Warnung. Vor jedem Bruch iſt ein breiter ebener Platz hergeſtellt, auf dem der größte Teil des durch das Pulver losgelöſten Geſteins liegen bleibt; bei großen Sprengungen aber rollt oft ein Teil desſelben auf das Gebiet des lieben Nachbars, der gewöhnlich nach vorhergegangener Vereinbarung die Hälfte des ihm in Wahrheit Zugefallenen behält. Den koſtbaren Statuario trennt man ohne Pulver aus den Bergen heraus, oder man ſprengt doch nur die äußeren wertloſeren Schichten ab; denn je tiefer er ſteht, deſto weißer und fleckenloſer iſt er, weshalb die alten Römerbrüche das beſte Material liefern ſollen. Seit einigen Jahren werden auch vielfach mit Helicoidaldraht große Blöcke von der Bergwand abgetrennt und noch häufiger die losgeſprengten Rieſenblöcke zerteilt, wozu man ſich der Dampfkraft und jetzt auch elektriſcher Kraft bedient, die aus dem Tale zu den zum Teil 900 Meter hohen Bergen hinaufgeleitet wird.

Was für Steinungeheuer oft in den Bergen Carraras zu ſehen ſind, davon kann man ſich einen Begriff machen, wenn man hört, daß der Block, dem Canovas Lord Wellington entſtieg, mit ſeinen 60 Tonnen Gewicht noch längſt nicht der größte war. Aus einem noch viel gewaltigeren wurde das Pariſer Reiterſtandbild Heinrichs IV.

gewonnen, und die Statuen des Turiner Cavourdenkmals entnahm Doupré einem Block Ravacciones von 1 200 000 kg Gewicht. Sehen lassen konnte sich auch der Block, aus dem Ammanati seinen unförmigen Neptun — il Biancone, das weiße Ungetüm, wie das Volk ihn treffend genannt hat — für den bekannten Brunnen in Florenz bildete. „Die Geschichte dieses armen unglücklichen Marmors," spottete Cellini, der übergangene Mitbewerber, „ist ein Beispiel für das Geschick dessen, der einem Unglück zu entfliehen sucht und dann oft einem zehnmal schlimmeren anheim fällt; er wollte Bandinelli entwischen und fiel schließlich Ammanati in die Hände." Ersterer soll nämlich jenen Block in der Hoffnung aus Carrara nach Florenz geschafft haben, von dem Herzog den Auftrag zu dem Neptunsbrunnen zu erhalten, und bereits mit Modellieren beschäftigt gewesen sein, als ihn der Tod hinwegraffte. Der Biancone verbarg einst seine kolossale Figur im Polvacciobruch als — trotz seines weißen Riesenleibes — dunkle Folie zu dem ebendort eingeschlossenen und auf seinen Befreier wartenden Moses. Demselben carrarischen Bruche entstammen die angeblich 1 700 000 kg Marmor für die Trajanssäule. In diesem Bruch ist der Statuario in eine Schicht des gewöhnlichen Bianco-chiaro eingewickelt, der die 7—9 m langen Treppenstufen des Königspalastes in Neapel lieferte.

Um den ohnehin unsagbar schwierigen Transport nicht unnützerweise noch mehr zu erschweren, geschieht das Behauen der Marmorblöcke gleich in den Brüchen. Die Abfälle werden von einer besonderen Arbeiterklasse beständig fortgekarrt und ins Tal geschüttet, so daß die Geröllhalden täglich wachsen. Von den Brüchen zu den Ladestellen werden die Blöcke auf zwei an der Spitze wie ein Schlitten zurückgebogenen Baumstämmen — lizze — geschafft, die man an den steilen Höhen auf eingeseiften Hölzern (parati) hinuntergleiten läßt, von denen dann die hinten frei werdenden immer wieder eingeseift und vor diesen Marmorschlitten gelegt werden müssen. Gehalten wird derselbe von riesigen Hanfstricken, die in der Höhe und an den beiden Seiten um je drei eingerammte Holzpfähle (piri) geschlungen sind und auf Befehl des Capolizza langsam hinuntergelassen werden. Diese Stricke sind 50—60 m lang und haben einen Durchmesser von 7 cm. Von ihrer Haltbarkeit hängt das Leben der „Lizzatori" ab, deren 14—16 eine Compagnia bilden. Haben sie den Block glücklich an der Verladungsstelle, so schleppen sie in langen Reihen die hanfenen Riesenschlangen nebst den verschiedenen Bestandteilen des Schlittens und mehreren großen Seifenstücken wieder den Berg hinauf, um ihr gefährliches und mühseliges Werk von neuem zu beginnen.

Ist jemand bei den Sprengungen oder beim Transport verunglückt, so wird in den benachbarten Brüchen nach alter Sitte für den ganzen Tag die Arbeit eingestellt; die Unternehmer aber haben den vollen Lohn zu zahlen. Verletzungen erregen dagegen weiter kein Aufsehen, denn sie kommen alle Tage vor. Nach der Revolution in den neunziger Jahren wurden in einigen Zentren

Ein Märtyrerpaar.

der Brüche Unfallstationen eingerichtet, in denen jährlich etwa 400 Arbeiter die erste Hilfe empfangen. Neuerdings haben die Unternehmer ihre Arbeiter gegen Unfälle zu versichern. Sie zahlen für jeden Arbeitnehmer 15—18 Lire jährlich — $2^1/_2$ bis 3 v. H. des Lohnes — an eine der großen Versicherungsgesellschaften, wogegen diese den Hinterbliebenen des Verunglückten oder dem Invaliden den fünfzehnhundertfachen Betrag des Tagelohnes, jedoch nicht über 10 000 Lire, dem Verletzten aber nach Ablauf einer Woche für längstens drei Monate den halben Tagelohn auszuzahlen haben. Die Löhne betragen bei achtstündiger Arbeitszeit 2—3,50 Lire, also nach italienischen Verhältnissen keineswegs wenig; doch herrscht unter der heißblütigen Arbeiterbevölkerung viel Unzufriedenheit. Geschicktere Steinarbeiter findet man aber in ganz Italien nicht, und man wird an die Titanen erinnert, wenn man staunend zusieht, wie diese sehnigen bronzefarbenen Männer mit den marmornen Ungeheuern umspringen.*)

Der Transport des Marmors nach den Sägemühlen, nach Carrara und dem Meere geschieht außer durch die Marmifera leider noch immer durch die plumpen Ochsenkarren, den zweirädrigen, die Carretta, und den vierrädrigen, den Carro. Vor den ersteren spannt man zwei Ochsen und zuweilen auch noch einen unglücklichen Esel, vor den Carro aber je nach dem Gewicht des Blockes bis zu zwanzig Paar Ochsen. Mitten auf dem hölzernen Joche, das jedem Paare auf den Nacken gelegt wird, sitzt auf einem Polster aus Hanfstricken rittlings ein Treiber, drückt durch sein Gewicht das schwere Joch noch tiefer in den wundgescheuerten Nacken, schüttelt denselben aus Leibeskräften, sticht die armen Tiere unbarmherzig mit dem Stachel und prügelt sie jämmerlich mit dem Stachelstecken. So werden die Unglücksgeschöpfe zu einer über ihre Kräfte hinausgehenden Anstrengung gezwungen, und wenn sie nicht zu ihrem Glück verunglücken, sind sie vielfach nach einem, höchstens aber nach drei Jahren trotz aller Grausamkeit nicht mehr zu gebrauchen und kommen nach Toskana auf die Weide, um vor dem Abschlachten noch etwas Fleisch anzusetzen. Die lange Reihe dieser Karren, hinter denen als Bremse oft ein großer Marmorblock hergeschleift wird, mit den vielen schöngehörnten Ochsen, die sich in regelmäßigen Absätzen ruckweise unter gräßlichem Geschrei ihrer Peiniger — der Bovattieri — auf der grauenhaften Straße zwischen den weißen Gerölhalden und in dem grünen Tale abwärts schlängeln, gewährt einen ganz eigenartigen Anblick; aber der Tierfreund wendet sich schaudernd ab, und man kann nur wünschen, daß diese entsetzliche Tierquälerei, die selbst im Neapolitanischen nicht übertroffen wird, ein schleuniges Ende finde.

Für 1000 kg betragen die Transportkosten von Ravaccione nach Carrara 6 Lire, von hier nach der Marina weitere 2,25 Lire. Hier wird der Marmor auf Segelschiffe geladen, die ihn nach den benachbarten großen Hafenstädten, namentlich nach Livorno und Genua, bringen, von wo aus er seine weiten Seereisen antritt. Nach der Krisis der Jahre 1894—1898 ist die Ausfuhr beständig gewachsen, besonders nach England und seinen Kolonien; dann folgen Nordamerika, Frankreich, Belgien, Deutschland, Rußland, Spanien, Südamerika, und neuerdings sind auch Australien und Südafrika unter die Zahl der Abnehmer getreten.

Die Eigentümerin der meisten Brüche in ihrem Gebiete ist die Gemeinde Carrara, doch betreibt sie den Abbruch nicht auf eigene Rechnung, sondern überläßt ihn gegen Zahlung des lächerlichen Betrages von etwa 3 Lire an genau festgesetzten Stellen den Unternehmern, den Coltivatori. Sie behält sich das „dominio diretto“ vor und überträgt jenen nur das „dominio utile“, das aber doch ungefähr dasselbe ist wie Privateigentum, denn der Coltivatore kann seinen Bruch nach Belieben verkaufen und vererben. Und doch fließt jährlich ein ganz nettes Sümmchen aus den Brüchen in den Säckel der Gemeinde, denn sie erhebt für die Tonne Statuario einen Zoll von 5, für den geäderten Marmor 2 Lire, für eine Carretta Marmorplatten 1 Lira, und erzielt auf diese Weise jährlich 220 000 Lire. Diese Steingruben sind also auch für sie eine bedeutende Einnahmequelle, obwohl es auffällig ist, daß sie keinen größeren Anteil an ihrem Ertrage hat.

Die erwähnten Platten werden teils im Freien nach uralter Weise mit Hand-

*) Erwähnt sei übrigens, daß in einem Bruche eine Drahtseilbahn Blöcke und Abfälle zu Tal befördert.

sägen und vereinzelt nach moderner mit Sägen, die durch Petroleum getrieben werden, überwiegend aber in den z. T. höchst malerisch gelegenen Sägemühlen in den Tälern hergestellt. Von den Griechen lernten einst die Italiener die Kunst, den Marmorblock, wie einen Baumstamm in Bretter, in beliebig viele Platten zu zersägen. Plinius nennt Eisen und Sand als die Mittel dazu. Er vergaß den dritten im Bunde zu erwähnen: das Wasser, durch welches das Eisen kühl und die Schnittfläche rein erhalten wird. Man drehte und dreht noch heute bei der Handsäge den Block um, wenn man in der Mitte angekommen ist, und da die beiden Schnitte nicht immer zusammentreffen, zeigen die auseinander gesägten Teile in der Mitte oft eine Erhöhung oder Vertiefung. Die gezähnte Säge, die man nach Plinius bei feineren Marmorarten anwendete, hat man in Carrara schwerlich jemals benutzt. In den Mühlen treibt das Wasser eine Reihe von Telai — Webstühlen — mit einer Länge von 3—5½ und einer Breite von 1—2 m. In das webstuhlartige Gestell sind gewöhnlich 12, höchstens 45 Eisenbänder gespannt, die allmählich feuchten Quarzsand vom Lago di Massaciuccoli in den Stein hineindrücken und in vierundzwanzig Stunden etwa 16 Zentimeter tief einschneiden. Mit Sand besorgt man nachher auch das Polieren der Platten; vielfach geschieht es durch sogenannte „Frulloni," die mit Wasserkraft getrieben werden. — In Carrara soll es zur Zeit 34 Wassermühlen mit 333 Telai und 32 Frulloni geben.

Eine Marmorsägemühle.
(Nach einer Aufnahme von A. Noack in Genua.)

Von besonderem Interesse sind in der Stadt Carrara die zahlreichen Bildhauerwerkstätten und die Studi der Punktierer. An dem Material und aus der Berührung mit den häufig in Carrara weilenden Künstlern — von denen noch Canova und Thorwaldsen genannt seien, der seinen Christus und die Apostel aus dem Marmor Carraras erstehen ließ — hat sich dort eine große Kunstfertigkeit entwickelt, und die Geschichte der Skulptur erzählt von Maffioli, Danese Cataneo, Pietro Tacca, Francesco Baratta, Tenerani und anderen carrarischen Künstlern. Mit ciceronianischer Beredsamkeit hat Gioberti bei einem Besuche im Jahre 1848 Carrara gepriesen: „Carrara, an Einwohnerzahl eine der letzten Städte Italiens, steht unter den ersten an Wert, ja, es ist heute die allererste wegen des Ruhms des Genies, welcher der höchste menschliche Ruhm ist. Glaubt nicht, daß ich übertreibe oder Euch schmeichle, wenn ich frage: Wo ist die Stadt in Italien, ja in der Welt, die sich eines so hervorragenden Triumvirats rühmen kann, wie des von Tenerani, Finelli und Rossi? . . . Das kleine Carrara brachte zwei Bildhauer hervor, die genügen, Italien den ersten Platz in der Skulptur zu sichern und zu bewirken, daß es das alte Griechenland und seine berühmten Jahrhunderte des Perikles und Alexander nicht zu beneiden

braucht ... Iſt es zu kühn, wenn ich behaupte, daß Carrara heute das Vaterland der Bildhauerkunſt iſt? Nein, denn es bietet ihr gleichzeitig den Stoff und die Form und iſt eine reiche Fundgrube koſtbaren Marmors und bewunderungswürdiger Künſtler. Nicht zufällig fügte es der Himmel, daß die Natur an jenem Material, welches die Ideen der Menſchen verewigt, hier ſo reich iſt, wo die geeignetſten Talente blühen, demſelben die göttlichen Züge des Schönen einzuprägen.“ Man ſieht es den Carrarern an, daß derartige Hymnen einen guten Reſonanzboden bei ihnen gefunden haben.

Sägewerk mit Handbetrieb.

Im XVIII. Jahrhundert gründete die Herzogin Maria Tereſa von Maſſa, die ſpätere Gemahlin des Herzogs Herkules III. von Eſte, die carrariſche Accademia di Belle Arti, an deren hervorragendſten Schüler alle drei Jahre ein Stipendium zum Zweck ſeiner Weiterbildung in Rom oder Florenz gegeben wird, wodurch manchem Talent der Weg zu ſeiner Entwicklung gebahnt wurde. Aber nicht nur für dieſe Wenigen, ſondern auch für die übrigen Schüler, ja für die ganze Stadt erwies ſich die Akademie als eine Wohltat. Manchem eröffnete ſie die Bahn zu „Ruhm und Reichtum“ im Ausland, und an den meiſten Denkmälern und Statuen haben die geſchickten Hände der Carrarer die Vorarbeiten ausgeführt. Die Künſtler ſenden ihre Gipsmodelle den carrariſchen Punktierern, den Smodellatori, und dieſe holen nach Meſſungen an dem Modelle mit Meißel und Hammer erſt einmal durch Abritzen und Abboſſieren die Umriſſe des Kunſtwerks in großen Zügen aus dem Block heraus. Dann wird der Marmor in vertikale Lage gebracht, und es werden nach mechaniſchen Meſſungen die ſogenannten Capipunti, die Hauptpunkte, geſetzt, die als Ausgangspunkte für die vielen mittleren dienen. Zwiſchen dieſen ſtellt der Punktierer allmählich die Formen des Modells her. Nicht immer hat er eine Statue genau in der Größe desſelben zu liefern, aber mit Hilfe ſeines Zirkels führt er den Auftrag des Künſtlers auf das genaueſte aus. Dieſe Smodellatori, die außer Carrara namentlich Mailand aufweiſt, beſitzen in ihrem Fach eine unerreichte Meiſterſchaft, wie ſie ſich nur aus der langen Tradition und der Vertrautheit mit Hammer und Meißel von Jugend an erklärt. Die Baſis liefert ein anderer Arbeiter, auf Wunſch poliert der Luſtratore ſie ſpiegelblank und ſchmückt der Ornatiſta ſie mit den vorgeſchriebenen Or-

Zerſägen von Marmorblöcken vermittelſt einer Petroleum-Maſchine.

namenten. Die Teilung der Arbeit ist auf diesem Gebiet so weit vorgeschritten, daß in einem Mailänder Atelier ein Spezialist für die Haare der Statuen, also ein Marmorhaarkünstler, ein Statuenfriseur tätig ist.

Es muß ein wunderbarer Augenblick sein, wenn zu dem Bildhauer seine Gedanken, die er in Gips formte, in schneeigem Marmor zurückkehren. Das ist doch etwas anderes, als wenn der Schriftsteller die seinen statt im Tintenkleide in Druckerfarbe vor sich sieht; aber so etwa wie ein Korrekturbogen ist die Statue, wenn sie aus Carrara kommt. Hier gibt es zu streichen und zu ändern, dort zu feilen und zu glätten, damit die Statue ganz dem Plane des Künstlers entspricht. Treffend nennen daher die Italiener den Scultore auch wohl den Finitore, denn die Vollendung seines Werks vollzieht trotz all der geschickten Punktierer doch der Künstler, der die Statue erdachte und schuf.

Verladen des Marmors an der „Marina" Carraras.

Die Waise.

Von

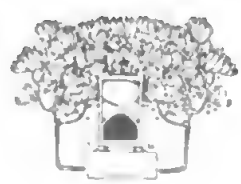
Börries, Freiherr von Münchhausen.

Ich weiss eine Sanduhr stehen,
Die zeigt meines Lebens Fall,
Die Körnlein, die darin gehen,
Das sind meine Tränen all.

Ich hab' an Glück und Segen
Mein Lebtag nit geglaubt, —
Wenn sich mir nun wollt' legen
Eine Mutterhand aufs Haupt,

Und ich einmal dürft' klagen,
Was meine Sorgen sind,
Und hört es einmal sagen:
„Mein Kind, mein liebstes Kind!"

Wenn das letzte Körnlein liesset
Und die letzte Träne fällt,
Meiner Mutter Mund mich grüsset,
Meiner Mutter Hand sich schliesset
Und führt mich aus der Welt.



Der Knirps.

Von

Anna Sommer.

(Abdruck verboten.)

Der Knirps spielte im heißen Sonnenbrande auf der Chaussee im Staube, während seine blonde Mama unter den Kiefern in einem Triumphstuhl lag. Sie trug ein weißwollenes Kleid, über die Schultern hatte sie einen feinen Florschal gebunden, aus dessen Falten sich der blonde Kopf mit den hochgesteckten krausen Haaren zierlich heraushob. Unter dem schmutzigen Saum des Kleides waren die Füße in vertretenen Lackschuhen sichtbar. Damit schlenkerte sie hin und her, verschränkte sie um die Fußleiste des Stuhles und ließ sie gleich wieder weiter baumeln.

Es war nachmittags um drei. Die Badegäste hatten sich nach dem Essen in ihre Zimmer zurückgezogen, um in Ruhe und ohne Toilettenzwang die heißen Nachmittagsstunden zu überstehen. Überall hinter den geschlossenen Fenstern waren die Vorhänge herunter gelassen, nur unten im Erdgeschoß stand noch eine Tür offen. Sie mündete auf die Galerie, die zu beiden Seiten der großen Veranda um die Front des Hauses lief. Das Zimmer war schmal, nur ein Bett stand darin und sonst die allernotwendigsten Schlafzimmermöbel. Der Tisch, auf dem Skizzenbücher und Zeichenkohle, Malkasten, Flaschen und Tuben bunt durcheinander lagen, versperrte fast den Durchgang. Unterm Tisch und in der Ecke lehnten Papierrollen und Stöcke, ein Feldstuhl und eine leichte Staffelei. Der Bewohner dieses Zimmers lag mit geschlossenen Augen lang ausgestreckt auf dem Bett. Ein paar Mücken, die aufdringlich sein Gesicht umschwirrten, wollten sich nicht von seinen ungeduldig nach ihnen greifenden Händen fangen lassen.

„Zieh, zieh“ rollte draußen langsam Knirps' Rollwagen vorüber. Gereizt richtete sich der Maler auf und spähte durch das spärliche Rankwerk des Balkons auf die grellweiße Landstraße. Durch zwei der Gitterstäbe sah er Knirps im braunen Samtkittel und roten Filzhut.

„Wieder irgend so'n Bengel,“ sagte der Maler schwer geärgert, „wenn ihm doch die alte Postkutsche den Rollwagen in Grus und Mus führe — ekelhaftes Geräusch.“

Das aufreizende „zieh, zieh“ verlor sich in der Entfernung; der im Bett legte sich aufatmend wieder zurück. Die ihm vergönnte Ruhe war jedoch nur kurz, denn langsam kam das Gequiek wieder näher. Jetzt sprang er auf und lief auf die Galerie.

„Junge, fahr Deinen Marterkasten vor Deiner Mutter Fenster auf und ab und verschon mich damit!“

Der Kleine, der in der Glut über den Weg gezogen kam, fuhr erschrocken zusammen und blieb stehen. Seine Augen trafen die des erbosten Kurgastes, der durch etwas in ihrem Ausdrucke bewogen ward, in ruhigerem Tone hinzuzufügen: „Du kannst ja drüben unter den Kiefern fahren, da ist es auch schattig, hier in der Gluthitze holst Du Dir nur Kopfweh.“

Damit zog er sich wieder in sein Zimmer zurück, legte sich aufs Bett und schloß die Augen. Er horchte auf das Schreien der Räder und auf den Schritt des Kleinen, aber weder der trippelnde Kinderschritt, noch das Gepieps der Räder ließen sich hören. Er wartete und wünschte, der blasse kleine Balg möge sich etwas schleuniger spedieren. Als noch immer nichts seine Ruhe störte, sprang er auf.

„Jung, wird's nun bald, daß Du mit Deinem Wagen hinüber kommst?“ fragte er.

Die ersten Worte flogen ungeduldig und gereizt auf die Straße, zögernd folgten die letzten. Wie sah denn dies kleine Menschenkind da aus! Auf dem selben Fleck stand es noch und regte sich nicht. Die

eine Hand lag auf der Deichsel des corpus delicti, die andere hing schlaff herunter.

Was hat er denn? Wie ein gescholtener Hund steht er da und läßt die Ohren hängen. Wenn er einen Schwanz hätte, würde er den auch einklemmen.

„Magst Du da drüben nicht fahren?" Der Armsündermiene des Kleinen gegenüber verflog die gereizte Laune des Malers.

Ein Nicken folgte als Antwort.

„Na also, dann geh nur, da ist es auch viel hübscher, mein Kleiner."

Wahrscheinlich waren die heftigen Worte von vorhin ihm nur so in die Glieder gefahren, man mußte ihn wieder ermuntern.

Das Kind schüttelte den Kopf und legte aufseufzend den Arm um die Hutkrempe, um sich besser gegen die sengenden Sonnenstrahlen zu schützen. Jetzt stutzte der Maler. Was war das mit dem Jungen? Eigensinn nicht, dazu waren alle Bewegungen viel zu matt. Weshalb blieb er da mitten in der Sonne stehen, von der er sich offenbar gepeinigt fühlte? Der Maler beugte sich über die Brüstung und beobachtete das Kind mit Spannung. Es sah so müde aus. Wo wohl die Mutter steckte? Der hätte er gern mal seine Meinung gesagt. Unverantwortlich, den Kleinen bei der mörderlichen Hitze draußen zu lassen! Aber die schlief natürlich und hatte, um nicht gestört zu werden, den Sprossen hinaus geschickt. Er rief den Kleinen heran. Müde die kleinen Beinchen nach sich ziehend, kam er über die Straße. Hart unter der Balustrade blieb er stehen und hob die Augen zu Günther auf. Der blickte erstaunt in das Kindergesicht, das durch den Ausdruck von Hilflosigkeit, dem noch die Zeichen körperlichen Unbehagens beigemischt waren, ihn wunderbar anzog.

„Hab' nur keine Angst, mein Kerlchen, gegen Dich persönlich richtete sich mein Wutschrei vorhin gar nicht, der galt nur Deinem musikalischen Spielzeug."

Die Miene des Kleinen veränderte sich nicht bei diesen Worten, die er nicht verstand. Seine Augen sahen mit gleicher Trostlosigkeit in das Gesicht, das sich zu ihm herab beugte.

Der Maler wußte nicht, was er mit diesem ernsthaften kleinen Menschenexemplar anfangen sollte. Das einfachste ist, man stellt zuerst mal die Personalien fest, dachte er, und frug den Kleinen nach seinem Namen. „Ich heiße Knirps," sagten die feuchten roten Lippen und schlossen sich wieder.

„Das ist ja gar kein Name. Du mußt doch wissen, wie Du heißt. Wie alt sind wir denn?"

„Im nächsten Mai werde ich fünf, sagt Mama."

„Siehst Du, dann mußt Du auch wissen, wie Du heißt."

„Knirps," sagte das Kind und nickte mit dem Kopf, auf dem der rote Filz saß.

„Na denn meinetwegen, wenn Du es so bestimmt weißt. Und nun sag' mal, Knirps, weshalb läufst Du hier auf der staubigen Straße herum? Ist Dir nicht heiß?"

„Sehr!" Ein tiefer Seufzer hob die kleine Brust.

„Ja, warum in aller Welt läufst Du denn nicht drüben in den Wald hinein oder bleibst bei Deiner Mama im Zimmer, wo es kühl ist? Willst Du nicht zu ihr gehen?"

Stummes Kopfschütteln.

„Nicht? Weshalb nicht?"

„Mama ist gar nicht in einem Zimmer, da ist sie." Er hob den Arm und zeigte an der vorspringenden Veranda vorüber nach der gegenüber liegenden Seite der Straße, wo unter den Kiefern Bänke und Tische für die Kurgäste aufgestellt waren.

„Dann lauf Du auch dorthin, kühler als im Mehlstaub der Straße ist es jedenfalls."

Wieder das Kopfschütteln, dem ein halblautes „ich darf nicht" folgte.

„Du darfst nicht?" fragte Günther erstaunt, und in dieses Erstaunen mischte sich ein gut Teil Empörung. „Weshalb darfst Du es denn nicht, mein Kleiner?"

„Ich stör' Mama."

„So, Du störst sie, — ja dann ist Dir nicht zu helfen, dann mußt Du wohl auf der Straße bleiben!"

Das Kind nickte. Natürlich mußte es das, daher schickte es sich an, wieder aus dem kleinen Schatteneckchen herauszutreten, zurück zu gehen zu dem Wägelchen auf dem grellweißen Wege. Da rief der Maler es wieder an.

„Möchtest Du vielleicht zu mir hereinkommen, Knirps?"

Ich möchte wohl, sagten die großen blauen Kinderaugen, aber Du neckst mich nur.

„Hier ist es ganz hübsch kühl, und Kir-

schen kannst Du auch haben. Willst Du kommen?"

‚Ob ich möchte!' flackerte das Freudenflämmchen in den Augen des Kleinen. Dann hob er die Arme empor, noch immer an dem Ernst der Einladung zweifelnd.

Der Maler lachte. „Ja so geht das nicht, kleiner Mann, bis da hinunter reiche ich nicht mit den Armen, wenn sie auch lang sind. Und dann mußt Du auch erst Deine Mama fragen, ob Du zu mir kommen darfst, sonst schilt sie mich hinterher aus."

Da sanken die kleinen Arme wieder schlaff herunter. Er hatte es wohl gewußt, der Herr machte nur Spaß mit allem, auch mit den Kirschen, sonst würde er ihn nicht schicken, seine Mama um Erlaubnis zu fragen. Er hatte ihm doch gesagt, daß er nicht hinüber dürfe zu ihr. Das Kind wandte sich fort und wischte sich dabei mit den braunen kleinen Fäusten die Tränen aus den Augen.

‚Aha, er weiß, daß er die Erlaubnis nicht bekommen würde, und sucht die Enttäuschung zu ertragen, der brave kleine Kerl,' dachte der Maler.

„Komm mal heran, kleiner Mann, — so, und nun steig mal die Treppe da herauf, noch weiter, noch eine Stufe, so, und jetzt komm ganz nah heran." Der Maler beugte sich über die Balustrade fort und schob das Kind zu sich herüber, stellte es auf den Boden und schob es vor sich in das Zimmer hinein. Hier packte er eiligst Skizzenbücher und Leinwand, die auf dem Tische lagen, beiseite, setzte den Kleinen auf den frei gewordenen Fleck und zog sich selber einen Stuhl heran.

„So, das wäre Numero eins des verheißenen Programmes, und nun kommen die Kirschen. Nicht wahr?"

„Ja, bitte," sagte der Kleine und blickte erwartungsvoll und suchend umher.

„Hier im Zimmer habe ich keine, mein Junge, die muß uns August erst bringen." Er stand auf und klingelte.

Es waren große schöne Kirschen, die August brachte, mit roten und gelben Backen. Der Kleine sah strahlend darauf hin und griff mit einem hellen Lächeln danach, als der Maler sie ihm näher rückte.

‚Er kann also lächeln,' konstatierte der, ‚hätte ich nicht mehr erwartet.' Dann strich er seinem kleinen Gast mit einem Finger über die zarte, flaumige Wange. Dies trug ihm einen schüchtern freundlichen Blick ein, der wie ein Funke ins Gemüt des Mannes übersprang. Er stand auf, nahm ein Kissen aus seinem Bett, rückte den Kleinen näher an die Wand und schob ihm das Kissen in den Rücken.

„Nicht wahr, so sitzen wir famos, Jüngelchen. Und nun den Filz vom Kopf, der ist ja so heiß. Wollen wir den Samtkragen da auch runterziehen? — — Aber, Junge, Du mußt doch einen Namen haben," unterbrach er seine Bemühungen, es dem Kleinen bequem zu machen; er konnte ihn doch nicht immerwährend mit ‚Kleiner' anreden.

Der Knabe sah ihn beschämt an und ließ die Hand, mit der er eben eine Kirsche zum Munde führen wollte, sinken. „Ich heiße bloß Knirps," sagte er leise.

„Aber das ist ja gar kein Name," entgegnete der Maler etwas erregt, fügte aber beschwichtigend hinzu: „Das schadet aber nichts, iß nur Deine Kirschen, einen Namen finden wir hinterher schon."

Und nun sah er schweigend dem Knirps zu und dachte darüber nach, was ihm diese Bezeichnung zugezogen haben mochte, die ihn in der Seele des Kleinen verletzte.

‚Er ist gar nicht so klein für sein Alter, aber zart, wie mir scheinen will. Der müßte von rechtswegen so braun gebrannt sein, wie ein kleiner Zulu, denn er und seine Mutter sind nun schon so ungefähr vier Wochen hier, und in der freien Luft ist er genug. Hat auch so tiefe Ringeln um die Blauaugen, das macht sie noch größer, als sie ohnehin sind. So ein gerades kleines Näschen, und darüber die feinen Brauen wie mit Tusche gezogen, schwarz wie die Wimpern. Je und wie die gewachsen sind! Wie seine Strahlen, die aus dem dunklen Rand der Iris hervorbrechen.'

„Bist ein hübsches, kleines Kerlchen. Sagt das Mama auch?"

„Nein."

„Nicht? Na was sagt sie denn zu Dir?"

„Knirps."

Dunkle Glut floß über das Gesichtchen bis hinauf unter die feinen, lockigen Haare, die an der heißen Stirn klebten, als er wieder den beargwohnten Namen aussprechen mußte.

Günther schob ihm die Hand unters Kinn und richtete das geknickte, kleine Menschenknöspchen wieder auf. Da waren

die großen Augen ganz von Tränen verschleiert, und die Lippen zitterten traurig.

„Hallo, was ist denn das, Regen? Du dummer, kleiner Kerl, der kann uns hier drinnen ja gar nichts nützen, den brauchen wir nur draußen für den Staub, also weg damit. Paß auf, jetzt helf' ich Dir bei den Kirschen, damit der Berg, den uns August gebracht hat, zusammenschmilzt. Oder wirst Du allein damit fertig?"

Statt der Antwort hielt ihm die kleine Hand, auf deren Rücken noch ein paar Tränen glänzten, eine Kirsche entgegen. „Mußt aber die Steine nicht mit essen, sonst stirbst Du," sagte das Kind ermahnend.

„Gleich sterben, da muß ich aber aufpassen!"

In Eintracht verzehrten sie die Kirschen und prüften sich dabei gegenseitig mit Blicken. Sehr bald vergaß der Maler die Früchte und lehnte sich sinnend in den Stuhl zurück. Er saß lange so und wurde erst von einem Geräusch aus seinen Träumen geweckt. Der Kleine war eingeschlafen und hatte, schlafschwer zur Seite sinkend, ein paar Sachen vom Tische geschoben.

Günther stand vorsichtig auf, jedes Stuhlschurren vermeidend, und legte den kleinen Schläfer auf sein Bett. Die Glieder schoben sich wohlig auf den Kissen zurecht. Er setzte sich auf die Bettkante und zog dem Kind die staubigen kleinen Stiefel aus, dann die dünnen Söckchen mit den roten Ringeln und strich behutsam über die bloßen Füße. Als er ihm dann leicht die Decke übergebreitet hatte, setzte er den Stuhl neben das Bett und bewachte den Schlummer des Kleinen. Der Mensch in ihm ward jedoch bald durch den Maler verdrängt, und seine Gedanken, die eben noch über das Milieu nachsannen, dem dieser melancholische kleine Erdensohn entsprungen sein möchte, verschwanden vor dem Interesse, das ihm die äußeren Formen und Linien, in denen dieses Seelchen lebte, einflößte. Nach einer Weile befestigte er mit ein paar Reißnägeln einen Bogen grobkörniges Papier auf seinem Zeichenbrett und begann sehr eifrig die Konturen des Schlafenden mit Kohle auf das Papier zu werfen. Er arbeitete unaufhaltsam, ohne aufzublicken, und merkte daher nicht, wie draußen das Sonnenlicht schwand. Erst als es wirklich dämmerig ward im Zimmer, blickte er erstaunt auf.

„Ja zum Henker was ist denn das? Ägyptische Finsternis! Was ist denn los?"

Die Antwort gab ihm ein Windstoß, der plötzlich von irgendwo daher gefahren kam. Er glich einem Trompetensignal, das den Kriegssturm verkündet, oder dem Präludium, das ein großes Tonwerk einleitet.

Der Maler sah hastig nach der Uhr. Anderthalb Stunden waren vergangen, seitdem er den Kleinen zu sich herein genommen hatte. Er machte sich Vorwürfe. Die Mutter hatte sich inzwischen gewiß sehr geängstigt. Vielleicht rief sie draußen nach ihm.

Er trat auf die Galerie und horchte hinaus, aber nichts ward hörbar, außer dem näherkommenden Donner und den unruhigen Windstößen.

‚Dann muß ich sie aufsuchen und sie beruhigen. Wahrscheinlich sucht sie ihn im Walde, und wenn das Gewitter sie dort überrascht, so ist es meine Schuld!'

Hastig Kohle und Brett beiseite legend, ging er auf den Korridor. In der Tür wandte er sich nach dem kleinen Schläfer um.

‚Ob der sich ängstigen wird, wenn er, vom Donner geweckt, sich im fremden Zimmer findet?'

Er wollte eins der Stubenmädchen zur Bewachung schicken. Vorsichtig schloß er die Tür. Draußen im Korridor war es fast dunkel. Durch die große Haustür, auf die der Gang mündete, fiel nur ein fahler Lichtschein, der wenig Leuchtkraft hatte. Im Büffetzimmer fand er weder Kellner noch Stubenmädchen. Er trat vors Haus, überflog mit den Augen die Landstraße nach beiden Richtungen. Die Kurgäste strebten in Hast und unter ständigem Grollen des Donners den Hotels zu. Knirps' Mutter war nicht zwischen ihnen. Jetzt kam die russische Dame, sein Gegenüber bei Tisch, vielleicht hatte die sie gesehen. Er wollte sie fragen, da fiel es ihm ein, daß er ihren Namen nicht wußte. Wie hieß sie? Man hatte den Namen genannt, aber er entsann sich seiner nicht mehr.

Die ersten Tropfen fielen, er ging ratlos die Treppe wieder hinauf. Oben stand jetzt August.

„Sagen Sie mal, wie heißt die Dame mit dem kleinen Jungen, die unten am Tischende sitzt?"

„Frau .....", der Kellner vergaß vor Schreck über den grellen Blitz, dem sekundenschnell der Donner folgte, die Antwort.

Der Regen stürzte mit furchtbarer Gewalt hernieder und überschwemmte in wenigen Minuten den breiten, steinernen Treppenabsatz vor der Haustür.

Günther starrte in den Sturm hinaus, der den Bäumen unter die Kronen fuhr, ihnen das Laub gegen den Strich segend, so daß die silbrigen Unterseiten fahl aufglänzten. Die Äste stöhnten vor Wut über die Kraft, unter der sie, sich vergebens entgegenstemmend, zusammen brachen. Dazwischen peitschte der Regen seine tausendendige Geißel ihnen um die Glieder und riß die Blätter herab, wühlte das Erdreich auf und riß es in schnell anwachsenden Strömen mit sich fort. Alles zitterte und bebte und beugte sich vor der furchtbaren Gewalt, welche die lähmende Stille des Tages urplötzlich verjagt hatte.

Günther fuhr sich durch sein dichtes Haar und trat noch einen Schritt weiter zur Tür hinaus.

„Mehr noch, mehr noch," rief er ganz laut und schaute zu dem Toben hinauf. Dabei strahlten seine Augen und lachte sein Mund wie der eines Knaben.

„Wie kann man so etwas sagen!"

„Was denn?" fragte er ohne sich umzuwenden.

„Sie sagten: ‚Mehr noch!' und man kann doch froh sein, wenn es erst glücklich vorüber ist."

„Ach so, Sie haben wohl Angst, es könnt einmal auf uns herunter knattern! Daran denk' ich nie, oder fürchte es nie. Ich bin nur so außer mir vor Freude über die Wucht und die alles zwingende Macht, die in so einem Donnerwetter steckt. So urgesund ist das und so göttlich, kein Mensch — — — — Herrgott, das sind Sie ja!"

„Ja warum nicht? Ich wollte eigentlich meinen Jungen suchen, es regnet aber so furchtbar; er wird wohl unter die Veranda gekrochen sein, und da sitzt er ja auch im Trocknen."

Günther starrte sie mit aufgerissenen Augen an. Er hatte nie mit ihr gesprochen, daher war ihm die Stimme unbekannt gewesen. Jetzt, nachdem er sich umgewandt hatte, erkannte er sie an den blonden Haaren und dem schmutzigen, weißen Wollkleid. Mitten in das rotweiße Gesicht starrend, dem der Kleine manchen Zug entlehnte, versuchte er in ihren graublauen Augen einen Schimmer von Sorge zu entdecken.

„Sie wissen, daß der Kleine in diesem Unwetter, vor dem Sie solche Angst haben, draußen ist, und sind nicht längst gelaufen, um ihn hereinzuholen?"

Diese Worte schleuderte er ihr wie eine körperliche Züchtigung ins Gesicht, ihrer Kraft haftete etwas von der Gewalt des Unwetters draußen an.

„Gott, ich ängstige mich ja auch furchtbar, aber ich weiß doch nicht, wo er ist," entschuldigte sie sich weinerlich und ärgerlich zugleich.

„So, das wissen Sie nicht? Eine Mutter hat das aber zu wissen. Wenn er nun in seiner dummen Angst — — —" er unterbrach sich und ging hastig über den Gang — „mein Gott, ich bin ja eben so, am Ende ängstigt sich der Kleine halbtot inzwischen!"

Sie sah ihm mürrisch und verständnislos nach.

„So kommen Sie doch," rief er sich umwendend, „der Junge ist bei mir."

Ohne ihr eine weitere Erklärung zu geben, eilte er seinem Zimmer zu. Vor der Tür machte er lauschend halt. Es war nichts zu hören, er öffnete leise. Der Kleine saß im Bett; den Kopf nach der Balkontür gewandt, sah er ohne Zeichen von Angst in das Unwetter hinaus, das den spärlichen wilden Wein des Balkons wie Spinnweben zerfetzt hatte. Der Sturm peitschte die Ranken um die Holzstäbe des Geländers. Als Günther eintrat, wandte der Kleine den Kopf und lächelte ihn an.

„Was sagst Du zu dem Spektakel, Kerlchen?"

Das Kerlchen sagte nichts, und als Günther, der für einen Augenblick auf den Balkon getreten war, sich zurück wandte, saß der Knirps aufrecht im Bett und fingerte an den kleinen, rotgeränderten Socken. In der Tür stand seine Mutter.

„Was tust Du hier?"

Günther wartete auf die Antwort des Kleinen, der ein Söckchen über den rotsohligen Fuß zog. Dabei hielt er den Kopf so tief gesenkt, daß sein Gesicht unsichtbar blieb.

„Knirps, was tust Du hier?"

Der Kopf sank noch tiefer, und die Finger zerrten heftiger an dem Sockenrand.

„Knirps hat hier geschlafen, weil er müde war, meine Gnädigste."

„Dann hätte er zu mir kommen können."

„Das hatten Sie ihm aber verboten, und deshalb zog er mit seinem musikalischen Wagen in der Bruthitze auf die Straße"

„Ich habe ihn nicht dahin geschickt, und wenn ich es auch getan hätte, so ginge es Sie doch gar nichts an!"

„Das stimmt, das heißt nur so lange ich nichts davon wußte; nachdem ich das arme Würmchen draußen entdeckt, dem man verboten hatte, drüben im Schatten zu spielen, mußte ich es zu mir herein nehmen."

„So, das mußten Sie?"

Sie wußte sowohl seinen geraden Worten wie seinen offnen Blicken nichts mehr zu erwidern, daher half sie dem Kleinen mit einigen unfreundlichen Griffen. Mit hängendem Köpfchen ließ er sich anziehen. Günther sah den beiden schweigend zu. Gern hätte er seinen kleinen Freund aus diesen unmütterlichen Händen befreit, die sicher, sobald seine Gegenwart ihr keine Zurückhaltung mehr auferlegte, noch viel rauher und härter zupacken würden.

„Armer Knirps."

Das Bürschchen sah scheu von der Seite auf mit seinen ernsthaften, bangen Augen; es drehte aber gleich den Kopf wieder fort, denn seine Mutter gab ihm durch einen kräftigen Ruck beim Binden des roten Schlipses zu verstehen, daß jede Gemeinschaft mit dem da seine Strafe nur noch erhöhen würde.

Knirps seufzte und erschrak darüber so sehr, daß sein Gesichtchen so rot anlief, wie der Filzhut, den seine Mutter ihm ungeduldig auf den Kopf drückte. „Komm!"

„Meine Stiefel," flüsterte er beschämt.

„Was willst Du?" herrschte sie ihn an.

Der Kleine zeigte auf die Füße, von denen einer mit einer Socke bekleidet, der andere ganz nackt war.

„Wo hast Du sie?"

Er suchte mit den Augen auf dem Boden, legte sich auf die Erde und sah unterm Bett nach, tauchte mit zitternden Lippen wieder auf und sagte: „Sind gar nicht da, Mama."

„Wo hast Du sie ausgezogen?" Ihre Augen bohrten sich unbarmherzig in die seinen. „Wo hast Du sie ausgezogen?"

„Weiß nicht, — ich hatte sie noch auf der Straße."

Günther achtete nicht auf die Not des Kleinen, so sehr beschäftigte ihn die Frage, wie diese Frau solch ein Kind haben könne.

„Sind Sie eigentlich die Mutter des Kleinen?" frug er und setzte, ehe sie antworten konnte, etwas verlegen hinzu, „ich glaubte, Sie seien vielleicht die Tante, weil Sie so jung sind."

Mit diesem Zusatz wollte er die Anklage in seiner Frage mildern. Sie nahm seine Frage jedoch für einfache Wißbegierde und faßte den Zusatz als eine Liebenswürdigkeit auf, die sie nach dem Vorangegangenen nicht mehr erwartet hatte.

„Ach, so sehr jung bin ich nicht mehr," sagte sie lächelnd. Es war ein Kammermädchen-Lächeln von der Bühne; aller Ärger über die eingeheimsten Wahrheiten verschwand dabei aus ihrem Gesicht, und ihre Bewegungen, ebenso wie ihre Worte, wurden sanfter.

„Such' die Stiefel, mein Knirps, barfuß kannst Du doch nicht laufen," sagte sie und sandte Günther einen liebenswürdigen Blick zu.

Günther trat ans Geländer und spie in weitem Bogen über die Straße, dann kam er zurück, schüttelte die Steppdecke aus, auf der vermutlich die Stiefelchen vorhin liegen geblieben waren, und gab sie dem Kinde. — — —

Am anderen Tage regnete es bis zum späten Nachmittag, dann klärte sich der Himmel auf und ließ die Sonne für ein paar Stunden auf den feuchten, schweren Sand scheinen. Ihre Strahlen fielen jedoch schon zu schräge und streiften bald den Sand nicht mehr. Nur die Stämme der Kiefern, hinter der niedrigen Düne, schimmerten rot in ihren Strahlen. Auf einem der Fischerboote, die auf den Strand gezogen waren, saß Günther. Vor ihm die kleine Feldstaffelei mit einer angefangenen Aquarellskizze, ein Stück des Strandes mit der Düne und den Kiefern dahinter. Ohne Übergang, ohne Linien, ein Farbenfleck neben dem anderen, so stand es da. Hinter ihm hockten auf den Bootsbänken eine Anzahl Fischerkinder, die mit ihren, wie verwaschenen, blauen Augen unter den weißblonden Haaren auf die Farbenflecke starrten.

Günther pfiff und ließ seine Blicke zwischen der Skizze und der Kiefernpartie hin und her wandern. Seine Augen blieben häufiger und immer häufiger an der Zeich-

nung in der Rinde und der knorrigen Verästung der Zweige hängen. Mit einem Stück Kohle suchte er die Äste, die die Krone in scharfer Silhouette über sich emporhoben, auf dem Rande des Aquarells festzuhalten.

„Nur des Juxes halber," murmelte er.

Nach einer Weile riß er ein Blatt aus seiner Brieftasche, drehte die Aquarellskizze um und befestigte mit einem Reißnagel das Blatt darauf.

‚Mit Kohle geht's natürlich nicht auf dem Lappen, also Blei.'

Ehe er begann, warf er einen Blick nach einem Strandkorb, der, den Rücken dem Boot zugewandt, in zwanzig Schritt Entfernung stand. Die runde Korbwand sah harmlos und unbeweglich herüber.

Er zeichnete mit Hast, aber jeder Strich gelang. Jede Feinheit in den Linien, die Abstufung der Schattenmassen und selbst die kaum merkliche Zeichnung im Sande kam sicher und mit der ganzen Stimmung, die über dem Strande lag, in der kleinen Bleistiftskizze heraus. Er war noch nicht fertig damit, als hinter dem Strandkorb eine Stimme nach ihm rief. Er schrak leicht zusammen, legte die Hand über das Papier, löste vorsichtig den Nagel und legte es behutsam in die Brieftasche zurück.

„Mensch, sitzen Sie denn auf Ihren Ohren?" rief der andere nun noch einmal und kam hinter dem Korb hervor. Langsam bewegte er sich durch den feuchten Sand.

„Was wollen Sie eigentlich?" frug Günther gereizt.

„Essen will ich. Sie scheinen keine Ahnung von der Zeit zu haben. Sonst brauchte man Sie doch nicht zu mahnen, Ihrem Leibe zur rechten Zeit das gebührende Quantum zuzuführen. Haben Sie denn nun die Skizze fertig?"

„Nee."

„Nein?" — er trat vor die Staffelei — „Mensch, soweit waren Sie ja vor zwei Stunden, als Sie mich mit zum Strand schleppten; was haben Sie nun eigentlich gemacht? Und immer wieder versuchen Sie mit dem Pinsel zu zeichnen, anstatt einfach einen Farbenton neben den anderen zu setzen, wie Sie es da vor sich sehen."

„Wo?" warf Günther dazwischen.

„Da, da — da," zeigte der andere, den Arm ausstreckend.

„Dort sehe ich nur große Linien und Farbentöne, die unmerklich ineinander übergehen. Was Sie sagen, sehe ich nicht, absolut nicht."

Meißner wandte sich achselzuckend ab.

„Möchte wissen, was Sie dann bei uns wollen!"

Er gehörte einer kleinen Gruppe von Pointillisten an, denen auch Günther sich angeschlossen, nachdem er seine Beamtenkarriere der Malerei zuliebe aufgegeben hatte.

Er packte seine Sachen zusammen und ging langsam dem Vorangegangenen nach. Oben auf der Düne blieb er stehen. Das Meer schlug mit langen Wellen auf den Sand, zog sich seufzend wieder zurück und schlug klatschend wieder auf. Dort, wo vor einer Weile die Sonne ins Meer geglitten, lagerte jetzt eine tiefviolette Wolke. Wie ein Fittichpaar spannte es sich über den Meeresstreifen, der draußen hart unter dem Horizonte wie mattes Silber glänzte; der vordere Teil lag lichtlos und tot da.

Im Walde unter den Kiefern war es schon Nacht. Über den Weg schienen sich die Baumwurzeln in verdoppelter Anzahl hinzuziehen. Er ging langsamer und tastete mit den Füßen voraus; hierbei verlor er den Weg und stand plötzlich zehn Schritt vor dem Ausgang des Waldes. Als er das letzte Hindernis, einen Graben, der sich zwischen ihn und die Chaussee drängte, überwunden hatte, betrachtete er sich bei dem spärlichen Reste des Abendlichtes. Er hatte nichts von seinen Siebensachen auf diesem unfreiwilligen Richteweg verloren. Nun strebte er eilend dem Hotel zu.

Meißner saß schon am anderen Ende der Tafel, als Günther seinen Platz einnahm. Heute war es ihm besonders lieb, daß Meißner seit Ankunft der Berlinerinnen nicht mehr seinen Platz neben ihm hatte. Er wollte ungestört an die Stimmung draußen am Strande denken und sich die Wolkenschichtungen, die Farben, die dunkle, feste Kontur der Kiefernkronen und ihre narbigen, rötlich leuchtenden Stämme noch fester ins Gedächtnis einprägen. Er sah alles klar, fein in den Übergängen, wenn auch zuweilen nur in verklingenden Linien, nie so verschwommen wie Meißner, Dunkelgold, Herrich und die anderen es zu sehen behaupteten, und auf ihren Bildern in zahllosen Pünktchen wiederzugeben trachteten. Er hatte ihnen geglaubt und darauf ge-

wartet, daß auch seine Augen lernen würden, so zu sehen. Meißners Einfluß war es zuzuschreiben, daß er vor zwei Jahren endgültig seinem Beruf den Rücken gewandt hatte. Als er den Schritt getan, im Innern doch nicht vollkommen von der Größe seines Talentes überzeugt, hatte er bei Meißner und seinen Glaubensgenossen in der Kunst die Stütze gefunden, deren sein schwankendes Zuversichtsgefühl bedurft hatte. Nun, nach einer Zeit unausgesetzten, eigenen Schaffens und Sehens, während der er sich vergeblich gemüht hatte, zu der Anschauung der anderen zu gelangen, meldete sich immer unabweisbarer und sicherer sein eigenes Urteil zum Worte.

„Zeichnung und Linien! Das ist alles Jux.“ Meißners stehende Rede reizte ihn heute besonders, und daher war es gut, daß er unten bei den Berlinern saß und auch nach Tische mit ihnen zusammen blieb. Die Gäste gingen auf die Veranda hinaus, Günther zündete sich eine Zigarette an, und es fiel ihm plötzlich ein, daß er Knirps' Mutter nicht an ihrem gewohnten Platze gesehen hatte. Er suchte auf der Veranda, sie war nicht zwischen den Anwesenden. Heute früh hatte der Knirps ihm von weitem zugelächelt, sich aber nicht aus dem Bannkreis des mütterlichen Strandkorbes gewagt. Vermutlich war ihm jeglicher Umgang mit Günther verboten. Armer kleiner Kerl!

Es ward ihm, der den ganzen Tag an der See verbracht hatte, hier drinnen zu beengend. Jetzt hob ein leichter Windstoß die Vorhänge, als wollte er die Menschen einladen hinaus zu kommen in die feuchtwarme Sommernacht. Niemand außer Günther folgte seinem Ruf. Drüben unter den Kiefern lag schwarze Nacht und drängte zwischen den Stämmen auf den Weg hinaus. Ueber den scharfzackigen Baumkronen wölbte sich der blasse Himmel, an dem die Sterne schwach blinzelten.

Günther schlenderte langsam, die Augen gen Himmel gewandt, den schmalen Weg neben den Kiefern entlang. Je weiter er sich vom Hotel entfernte, um so deutlicher konnte er das Rauschen des Meeres hören. Er stand still und lauschte, gleichmäßig und tief atmete es draußen. Günther kehrte um, er wollte seine Laterne holen und noch einmal zum Strand gehen.

Dem Hotel gegenüber standen Bänke auf dem Wege vor dem Walde; es lockte ihn, sich einen Augenblick hinzusetzen. Er war ein wenig müde, behaglich schlang er die Arme um die Lehne und sah träumend auf das Haus. Noch war alles dunkel, nur im ersten Stock zeigten sich ein paar erleuchtete Fenster. Die Holzstäbe der Galerie, die sich auch hier wie im Erdgeschoß vor den Fenstern hinzog, hoben sich gegen das Licht ab. Die übrigen Fensteraugen sahen schwarz in die helle Sommernacht hinein. Zuweilen wehte ein Vorhang auf, dann sah es aus, als winke eine unsichtbare Hand einen Gruß in die Ferne. Er vergaß seinen Spaziergang zum Strand, der laue Wind strich mit leisem Flügelschlag über ihn hin und kühlte seine heiße Stirn. So saß er eine Weile in stummem Behagen, bis seine rastenden Gedanken plötzlich etwas zu umflattern begannen, auf dem seine Augen schon seit einigen Minuten geruht hatten.

‚Da oben steht der Knirps auf der Galerie.‘ — ‚Unsinn, das sieht nur so aus.‘ — ‚Das ist der Knirps und mich starrt er an.‘ — ‚Blödsinn, jetzt um halb zehn sollte der da stehen.‘

Trotzdem stand er auf und stellte sich in die Mitte des Weges. Der helle Fleck oben hinter der Galerie bewegte sich nicht. Günther bezweifelte stark, was seine Augen ihn glauben machen wollten. Endlich rief er halblaut und fragend: „Knirps?“

„Ja,“ kam es leiser noch zurück. Tränen erstickten den Ton, nun fiel auch ein unterdrücktes Schluchzen in die Stille hinein. Wie glühende Metalltropfen fiel es in Günthers Herz und lähmte ihm die Stimme für einen Augenblick, so kraß erschien ihm der Unterschied zwischen dem wohligen Behagen, das er selber auf der Bank empfunden, und dem Leid, das zur gleichen Zeit da oben den Knirps gequält hatte.

„Was machst Du da?“

„Ich warte auf Mama.“

„Bist Du denn ganz allein?“

„Ja.“

Dieses ‚Ja‘ konnte sich schwerer als alles andere durch die Tränen hindurchringen. Günther stampfte mit dem Fuß auf. „Wart', ich komme zu Dir,“ rief er hinauf.

Auf der Treppe fiel ihm ein, daß er weder die Zimmernummer, noch den Namen kannte. Wieder schalt er laut vor sich hin,

Digitized by Google

während er die Treppe hinab ging, um sich unten vom Kellner Auskunft zu holen.

„Die Dame heißt Zahrenthin, Frau Olga Zahrenthin," sagte der Oberkellner mit einem vorsichtig vertraulichen Lächeln.

„Welche Zimmernummer?"

Friedrichs Lächeln verschwand, er mußte sich wirklich über den Herrn wundern.

„Nummer siebenunddreißig," sagte er und sah kopfschüttelnd hinter ihm her, der nun rasch die Treppe hinauf stieg.

Oben im schmalen Gang, der zwischen den Zimmern hinlief, fand Günther nur mit Mühe die richtige Nummer. Er drückte die Türklinke herab, sie gab aber seinem Drucke nicht nach.

„Das Kerlchen hat sich eingeschlossen," murmelte er. „Mach auf, Knirps," rief er laut, weil er den Kleinen noch auf dem Balkon vermutete; der stand jedoch schon hinter der Tür und flüsterte unter verhaltenem Schluchzen: „Mama hat mich eingeschlossen."

Günther starrte auf den Fleck in der Tür, hinter dem er ungefähr den Kopf des Kleinen vermutete. Er meinte die zitternden Lippen und die traurigen Augen deutlich vor sich zu sehen. Was konnte der kleine Unglückswurm verbrochen haben? Auf seine Frage hiernach, antwortete das zitternde Stimmchen: „Nichts."

Der Maler sah sich ratlos um. Was konnte er jetzt tun? Gewaltsam die Tür erbrechen, das ging nicht. Erstens war's eine fremde Tür, und dann hatte er ja auch keine Werkzeuge. Und doch wollte er seinen Schützling nicht mit dem kummerschweren Herzen in dem dunklen Zimmer allein lassen.

„Wie kann ich nur zu Dir kommen, Knirps?"

„Weiß nicht," antwortete der, in sein Schicksal ergeben. Nach einer Weile fügte er zögernd hinzu: „Bleib klein bißchen vor der Tür."

Günther versprach es. „Wäre es nicht besser, Du legtest Dich ins Bett und schliefest?" frug er nach kurzem Stillschweigen.

„Ich hab' doch noch gar kein Abendbrot."

„Junge, dann mußt Du doch etwas angestellt haben," rief jetzt Günther rauher.

„Nein, gar nichts," sagte der Knirps traurig. Wie oft war er eingesperrt worden, ohne die geringste Ungezogenheit begangen zu haben. Nein, sicher zur Strafe war er nicht hier eingeschlossen, er wiederholte es nochmals seinem Freunde, sonst hätte seine Mama doch nicht beim Fortgehen gesagt: „Wenn Du hier artig allein bleibst, bringe ich Dir etwas Schönes von Onkel Mucki mit."

„Wer ist Onkel Mucki?" unterbrach Günther diesen Bericht; ihm schien ein Lichtschimmer in dieses Gewirr von Unerklärlichkeiten zu fallen. „Knirps, wer ist Onkel Mucki?" wiederholte er ungeduldig, als des Kleinen Antwort nicht gleich kam.

„Onkel Mucki ist — ist ein Herr."

Der Ton, in dem diese Antwort gegeben wurde, verriet deutlich, daß Knirps selbst sie etwas mangelhaft fand. Aber er wußte sich wirklich nicht zu helfen. Onkel Mucki war Onkel Mucki und ein Herr, sonst gar nichts.

„So," lachte Günther, „unter Onkel Mucki stellte ich mir auch so etwas ähnliches vor. Aber zuerst sag mal, wo Onkel Mucki ist?"

In diesem Augenblick merkte er, daß jemand hinter ihm stand. In der Vermutung, daß es die Mutter sei, wandte er sich um, mit einem Ausdruck von Empörung in den Zügen. Es war jedoch nicht die Mutter, sondern die Russin. Er erzählte ihr von des Kleinen Kummer, von der verschlossenen Tür und seiner eigenen Ratlosigkeit.

„Gehen Sie, bitte, durch mein Zimmer. Der Balkon ist nicht durch Zwischenbarrieren getrennt." Sie schloß die Tür ihres eigenen Zimmers auf und führte ihn auf den Balkon. Dort blieb sie stehen und ließ ihn allein zu dem Kinde gehen. Günther rief den Knirps, der sich wie ein dunkler Fleck von der hellen Zimmertür abhob. Das Kind lief ihm in die Arme, und Günther trug es rasch hinaus. Auf dem Balkon konnte er im Schimmer der hellen Sommernacht ganz deutlich die großen traurigen Augen erkennen.

Jetzt drängte er den Kleinen, noch einmal seinen Bericht zu wiederholen. Er erfuhr jedoch nichts weiter, als daß die Mama fortgegangen sei, als die Sonne noch schien, und versprochen habe, etwas Schönes von Onkel Mucki mitzubringen.

„Das tut sie dann vermutlich auch," sagte Günther und stellte den Knirps wieder auf die Erde, „für kleine Jungen ist es aber längst Schlafenszeit. Ach so, das

Die Schachſpieler. Nach dem Gemälde von Prof. Friedrich Fehr-Karlsruhe.
(Aus Eduard Schulte's Kunſtſalon in Berlin.)

Digitized by Google

Abendbrot!“ unterbrach er sich selber. Er sann einen Augenblick nach. „Warte, ich hole Dir etwas.“

Des Kleinen Finger schlossen sich fester um seine Hand. Zu sagen wagte er nichts, nur seine Augen hob er zu dem Freunde auf, und der verstand ihn. „Du scheinst kein Vertrauen mehr in Versprechungen zu haben, mein armes Würmchen. Also komm mit, Du kannst Dir selber Dein Abendbrot bestellen.“

Vor der Balkontür des Nebenzimmers frug er: „Dürfen wir noch einmal um freien Durchzug bitten?“

„So oft Sie wollen in der nächsten Stunde,“ antwortete die ruhige Stimme.

„Dieser kleine Mann hat solchen Hunger,“ erklärte Günther, während er den Knaben über die Schwelle schob.

„Armes Kind,“ sagte sie.

Im Ton der Stimme und in den grauen Augen dieses blassen, nicht mehr jungen Frauengesichtes zeigte sich ein Mitleid, das kaum nur der augenblicklichen Lage des Kleinen gelten konnte. Günther frug halblaut: „Kennen Sie ihn?“

„Nicht besser, als Sie ihn kennen. Ich habe den Knaben und seine Mutter nur beobachtet.“

Günther strich dem Knirps über das Haar, nahm ihn wieder an die Hand und sagte im Hinausgehen: „In einer halben Stunde werden wir Sie noch einmal stören müssen, bis dahin kommt vielleicht auch seine Mutter zurück.“

Nach einer halben Stunde trat Günther wieder bei der Russin ein, aber ohne den Knirps. „Ich behalte den Kleinen unten bei mir, bis seine Mutter zurück kommt. Wir werden Sie daher nicht mehr stören.“

„Die Dame ist, glaube ich, späte Stunden gewöhnt,“ sagte sie, auf die Uhr blickend.

„Jedenfalls möchte ich den Kleinen, der ohnehin verängstigt ist, nicht wieder hier oben allein lassen, und ungebeten kann ich mich der Dame nicht als Kindermädchen ins Zimmer setzen.“

„Ich würde sehr gern dann und wann nach ihm sehen. Der Knabe wird aber lieber unten bei Ihnen bleiben, er scheint Sie sehr zu lieben.“

Günther ward rot und kam sich plötzlich sentimental vor mit seiner Sorge um das Kind; er empfahl sich rasch und beauftragte den Kellner unten, der Mutter bei ihrer Rückkehr sofort zu sagen, daß der Kleine bei ihm sei. Dann wandte er sich seinem Zimmer zu. An Meißners Tür schlich er sich auf den Zehen vorüber; seine Phantasie zeigte ihm ganz deutlich die Miene geringschätzigen Staunens, die jener aufsetzen würde, wenn er von seinem Tun erführe.

In seinem Zimmer vergaß er jedoch alles andere über dem Lächeln, das noch einmal die müden Augen seines kleinen Gastes durchhellte. Er warf den Rock ab, vertauschte die Stiefel schnell mit leichten Juchtenschuhen und streckte sich neben dem entkleideten Knirps aufs Bett. Die Decke zog er sorglich über die runden kleinen Glieder, und dann löschte er das Licht. So wollte er die Rückkehr der Mutter erwarten.

* * *

Am andern Morgen schien die Sonne durch die dichten Kiefernkronen auf die Frühstückstische herunter, blinkte auf den plattierten Kaffeekannen und glitt über die schillernden Deckflügel der Käfer, die über die trocknen Kiefernnadeln am Boden hinkrochen. Günther kam sehr viel später als sonst zu seinem Frühstück. Hieran trug der Knirps die Schuld, dessen Anzug soviel Kopfzerbrechen und Zeit gekostet hatte. Jetzt kamen die Beiden Hand in Hand über den Fahrweg. Der Kleine sah an seinen Kleidern herunter und zog an den Pumphöschen, als dächte er, sie säßen nicht in der gewohnten Weise. Es beunruhigte ihn jedoch nicht genug, um deshalb beide Hände frei zu machen; die eine schmiegte er fest in die seines Freundes, um dieses Glück bis zum letzten Augenblick nach Möglichkeit auszukosten. Die Zukunft jenseits dieses Augenblickes wollte ansaugen, ihn zu beunruhigen, als August ihnen einen Brief überbrachte.

„Den hat Frau Zahrenthin für Sie abgegeben, als sie abgefahren ist.“

„Abgefahren?“ fuhr Günther in die gemächliche Rede. „Wohin gefahren? Wann denn überhaupt?“

„Heut morgen Uhr fünf, mit die Fidelitas.“

Fidelitas hieß der kleine Schraubendampfer, der einmal wöchentlich den Verkehr zwischen Denhoop und Warnemünde vermittelte. Er wurde der langwierigen Fahrt halber, die schon zu so früher Morgenstunde begonnen werden mußte wenig benutzt.

„Sind Sie denn verrückt, Kerl? Warum

haben Sie mich nicht geweckt? Und was haben Sie denn gestern Frau Zahrenthin gesagt? Der Kleine war doch bei mir, warum hat sie ihn nicht geholt?"

„Je, da konnt' ich nichts 'zu sagen. Mir kam es auch komisch vor, daß ich Ihnen nicht wecken sollte gestern Abend. Aber Frau Zahrenthin wollte es pertuh nich haben, daß Sie gestört wurn. Der Kleine konnt' grad so gut bei Sie sein."

„So? War ja sehr freundlich!" warf Günther wütend dazwischen.

„Un heut morgen war ich je gar nich da, der Hausknecht hat ihr den Koffer an das Schiff getragen."

Günther mußte sich setzen, das Wort Handkoffer hatte ihm die letzte Kraft genommen.

„Mit 'nem Handkoffer!" Er schnellte aber gleich wieder auf: „Mich geht die Sache übrigens nichts an — haben Sie Herrn Dreves schon darüber berichtet?"

Herr Dreves kam, in frisch frisierter Wohlwollenheit strahlend, eben zur Begrüßung seiner Gäste die Hoteltreppe herunter und steuerte auf die Gruppe der drei zu. Der dritte stand in seiner dreikäsehohen Größe mit erschrockenen, weit geöffneten Augen dabei. Er begriff nicht, weshalb sein großer Freund böse war und ihn nicht mehr an der Hand hielt; und seine Mama wäre mit dem Schiffe abgefahren, sagte August. Knirps war diesmal nicht traurig, daß er nicht mitgenommen worden war, aber der Zorn seines Freundes quälte ihn um so mehr. Mit schwerem Herzen stand er neben dem stotternden August, der nun seinen Bericht dem Wirt wiederholte. Das wohlwollende Lächeln für die Gäste ließ Dreves sofort verschwinden, er übersah die Tragweite des Gehörten: „Herrgott, und keinen Pfennig für die letzten Wochen bezahlt! Und was soll ich mit dem Bengel machen?"

‚Bengel' verletzte Günthers Gefühl für den Knirps. Er streckte ihm wie zum Schutze die Hand hin. Dann fiel sein Blick auf den Brief. „Frau Zahrenthin kann ja einen kleinen Ausflug machen, hierdrin wird wohl eine Aufklärung sein."

Herr Dreves' Züge hellten sich wenig auf.

Günther erbrach das Kuvert und las halblaut:

„Geehrter Herr!

Nehmen Sie es nicht übel, wenn ich meinen Jungen ein paar Tage bei Ihnen lasse. Er ist uns so im Wege. Mein Cousin sagte auch, ich sollte ihn doch hier lassen, bis wir aus Kopenhagen zurück kämen. Als der Kellner mir gestern abend sagte, daß der Junge bei Ihnen wäre, dachte ich gleich, daß es so am besten sei.

Mit freundlichem Gruß

Ihre Olga Zahrenthin."

„Nach Kopenhagen! Und das beste, wenn der Jung' bei mir wär'! Nein, die Frechheit ist bodenlos; und dann noch mit freundlichem Gruß!" So höhnte Günther und rannte in seiner Verzweiflung vor den Frühstückstischen auf und ab. Was konnte er tun? Nichts, gar nichts, als ruhig warten. Er blieb stehen und sah den Wirt abweisend an: „Mich geht die ganze Sache weiter nichts an, und Sie müssen sehen, wie Sie zu Ihrem Recht kommen." Dann ging er an seinen gewohnten Tisch.

Der Knirps blieb auf dem Wege stehen und bemerkte nicht den geärgerten Blick, den Herr Dreves, von schweren Ahnungen bedrückt, auf ihn warf. Nach einer Weile sah Günther auf; da stand der Junge noch immer am selben Fleck. „Ich kann ihn doch nicht hungern lassen — August, bringen Sie dem Kleinen sein Frühstück, so wie er es jeden Morgen bekommt!" sagte er ingrimmig über die Zwangslage, in die er gebracht war. Als der Knirps ihm dann gegenüber saß, breitete er die Zeitung in ihrer vollen Größe auseinander, gleichsam als Scheidewand zwischen ihnen, und um damit anzudeuten, daß er jede Verantwortung für die Manieren des Kleinen ablehne. Ähnlich verhielt er sich den ganzen Morgen; der Knirps schlich ihm wie ein gescholtenes Hündchen nach und bemühte sich ängstlich, im Rücken seines Freundes zu bleiben. Weder durch Fragen, noch durch Wünsche suchte er seine Aufmerksamkeit auf sich zu lenken.

So verstrich der heiße, windstille Morgen. Günthers Zorn ward durch die Hitze nur noch gesteigert. Der Zorn galt der Mutter, er erstreckte ihn aber auch auf den Knirps und kümmerte sich nicht um den kleinen Schatten, der über den weißen Sand und durch den Kiefernwald ihm stumm nachschlich, stehen blieb, wenn er den Schritt hemmte, und weiter ging, wenn er seinen Weg fortsetzte. Zuletzt vergaß er ihn wirklich, so still verhielt sich der Kleine.

Die letzte Stunde vor dem Mittagessen

verbrachte Günther wieder am Strande. Dort war um diese Zeit niemand. Aus seinem Strandstuhl sah er müde auf das Meer hinaus, das hinten unter der Horizontlinie weiß glühte wie Metall. Auf den Sand hinauf leckten die kleinen Wellen wie Flammen eines verlöschenden Feuers. Die Sonne brannte knisternd auf die Weiden des Korbgeflechts. Günther schob die Mütze auf den Hinterkopf und drückte sich in die Ecke des Stuhles. Der Knirps hockte im kurzen Mittagsschatten des Korbes.

Etwas störte Günther in seinem Halbschlaf, er ward wach und horchte, hörte aber nichts. Jetzt — da war wieder der Ton. Er sprang auf und sah den Knirps im Sande neben dem Korbe. Auf die kleinen Beine mit den Ringelsöckchen fiel noch der kurze bläuliche Schatten des Stuhles, auf den Oberkörper aber und vor allem auf dem Gesicht unter den blonden Ringelhärchen glühte die Sonne. Von Zeit zu Zeit hob ein Schluchzen die kleine Brust des Schläfers. Günther fühlte einen stechenden Vorwurf. Hastig und doch behutsam, um ihn nicht zu wecken, hob er ihn auf.

„Armes Kerlchen, armes Tierchen," murmelte er und machte sich schleunig mit ihm auf den Weg. Der Kleine schluchzte wieder im Schlafe auf, Günther sah voll Sorge auf das glühende Gesicht.

‚Er hat sich in den Schlaf geweint und ist dabei so mäuschenstill gewesen, um mich nicht zu stören — ist mir den ganzen Morgen nachgetrabt, ohne einen Mucks von sich zu geben. Und hungrig muß er auch sein, denn seit heute morgen hat er nichts bekommen, mein leichtes kleines Tierchen!'

Als er durch die Ortsstraße ging, erwachte der Kleine von dem Lärm, den zwei sich beißende Hunde auf der Fahrstraße vollführten. Knirps sah auf und dabei begegnete er Günthers Augen. Schnell kniff er die seinen wieder zusammen, riß sie jedoch gleich wieder auf, als er das helle Lachen seines Freundes hörte. Tief beschämt strebte er sich frei zu machen und an Günther herabzugleiten. Dieser hielt ihn aber lachend fest. „Also das gefällt Dir? Und nun willst Du Schlingel mir vormachen, Du schliefst noch."

Er trug ihn bis zum Hotel. Dort nahm er ihn an die Hand und ging mit ihm in sein Zimmer. Als er mit seiner eigenen Toilette fertig war, fuhr er auch mit ein paar Bürstenstrichen über des Kleinen zerzaustes Haar und schlug ihm mit einem Tuche den Staub von den Schuhen.

„— — fehlt nur noch, daß ich ihm die Nase putze," sagte er lächelnd.

„Nein, das kann ich schon ganz allein," versicherte der Knirps und förderte einen kleinen Ballen zu Tage, der sich als ein Taschentuch entpuppte. Da hinein vergrub er sein Gesicht und tauchte nach ein paar gewaltsamen Trompetenstößen krebsrot wieder daraus empor. „Siehst Du," sagte er in schüchternem Triumph.

Günther belobte diese Leistung durch einen neckenden Klaps auf den Kopf.

In der Tür zum Eßsaal stießen sie fast mit August zusammen, der eine Tellerstapel hinaus trug. Man war schon beim zweiten Gang.

„Der Kleine kann neben mir sitzen."

„Hab' ich mir all gedacht, sein Brötchen liegt schon neben Herr Günthers Platz."

Günther ärgerte sich, daß August den Knirps schon ganz als zu ihm gehörig betrachtete, und beobachtete deshalb während der ersten Minuten den Kleinen an seiner Seite nicht, bis er merkte, daß das Geschöpfchen noch immer nicht zur Ruhe gekommen war. Als er hinsah, wickelte der Knirps emsig hinten am Genick die Bänder seiner Serviette umeinander in der Erwartung, daß sie sich so zu der gewohnten Schleife verknüpfen würden. ‚Die reine Kinderfrau,' höhnte Günther im stillen, während er ihm half.

Dann wandte er sich mit einem ergebenen Seufzer ab und sah musternd die Reihe der Gäste hinauf und hinunter. Überall begegnete er Blicken, die entweder mit ganz offener Neugier auf ihm und seinem Schützling ruhten oder gerade fort irrten, um ihn nicht zu belästigen. Daraus sah er, daß sie beide der frische Zucker für all die neugierigkeitslüsternen Fliegenaugen waren. Die Männer lächelten ihm zu mit so einem leichten Zwinkern der Augen, die Damen machten den Rücken steif.

Günther lächelte und strich dem Knirps die Haare aus der Stirn, als ob er allen noch einmal zeigen wollte, daß sie zusammen gehörten. Dann schnitt er ihm das Fleisch und schob ihm ein Stück Brot zwischen die Finger, um damit die widerspenstigen Bissen auf die Gabel zu bringen. Während er

ihm alle diese kleinen Liebesdienste tat, wetterleuchtete das Lächeln in seinen Zügen.

Nach Tisch legte er den müden Knirps auf sein Bett. Er schlief sehr bald ein. Günther zog sich einen Stuhl heran und betrachtete das Kind, dem er wieder den Samtkittel ausgezogen hatte. So war es vor zwei Tagen gewesen. Begonnen hatte es mit dem Augenblick, wo das jämmerliche Gequicke der Räder ihn in seiner Ruhe gestört hatte. Weshalb hatte er es nicht ebenso wie das Gesumm der Mücken über sich ergehen lassen, die ihn zur selben Zeit gequält hatten? Ja weshalb nicht? Nun war es geschehen, alles andere hatte sich daran gereiht, wie die aneinanderfolgenden Seiten eines Buches. Und wie wird der Schluß sein? Wenn nun die Mutter wochenlang fortbleibt, wenn sie gar nicht wiederkommt? Er würde den Jungen dem Wirt übergeben und fortreisen. Was würde der dann wohl mit ihm machen? Ihn den Behörden ausliefern? Günther mußte aufstehen. Wie ihn diese Fragen und Vorstellungen peinigten. Was in aller Welt hatte er mit diesem wildfremden Jungen zu tun? Er jedenfalls würde seinethalben keinen Tag länger in Denhoop bleiben, für den Kleinen sollte dann sorgen, wer mochte. ‚Die Mutter kommt auch zurück.'

Damit schien er der Gedanken und Sorgen des Knirpses wegen ledig zu sein. Leise wanderte er zwischen den beiden Türen auf und ab, beim Bett blieb er jedesmal stehen und betrachtete die roten Wangen und die runden Glieder des Knaben. Er beugte sich tief über ihn und studierte aufmerksam die feinen Äderchen, die sich über den Hals schlängelten. Dann nahm er die angefangene Skizze hervor und arbeitete erst nachlässig, spielend Strich für Strich setzend, bis er es aufgab, sich die Komödie vorzuspielen, die Arbeit interessiere ihn nicht. Im Gegenteil, sie beschlagnahmte ihn weit mehr als seine Strandskizzen, bei denen ihn die ständige Kontrolle Meißners und seine enge Auffassung so gepeinigt hatten. Jetzt arbeitete er wieder mit der Freudigkeit, die ihn früher beseelt hatte, als er die Malerei nur als Freundin seiner Mußestunden betrachtet hatte. Inzwischen war sein Verhältnis zur Kunst äußerlich ein viel geregelteres geworden, aber die alte Innigkeit war nach und nach verschwunden. Erst jetzt glühte sie wieder auf.

Der Kleine erwachte endlich und setzte sich aufrecht hin. Auf den Backen leuchtete ein helles Rot, und die Augen schimmerten wie feuchte Bachkiesel. An dem nackten Hals klebten ein paar Ringel des blonden Haares. Dieser Hals war so schlank, Günther mußte versuchen, ob er ihn mit einer Hand umspannen könne. Der Knirps preßte diese Hand zärtlich zwischen Wange und Schulter und sah dankbar auf. Darüber vergaß Günther seine Bewunderung für die Schönheit des Bürschchens. Ihn, der seit Jahren ohne nahe Angehörige in der Welt stand, berührte diese zutrauliche Zärtlichkeit wie ein Gruß aus weit entlegenen Zeiten.

„Solch gutes, kleines Tierchen, wenn man ihn daheim haben könnte in dem alten Gartenhaus," sagte er leise. Laut setzte er hinzu: „Willst Du mich 'mal besuchen?"

Der Kleine sah ihn fragend an.

„Ich meine, ob Du mich in meinem Hause in Berlin einmal besuchen willst? Hier im Hotel bin ich ebenso wie Du und Deine Mutter, nur für einige Zeit. Ihr wohnt doch sonst auch irgendwo anders?"

Der Kleine nickte.

„Wo wohnt Ihr denn, weißt Du das?"

„In Göttingen."

„So, weißt Du denn auch die Straße?"

„Kohlmarkt vierzehn, dritte Etage," sagte der Knirps mit großer Genauigkeit.

„Ist es da hübsch auf dem Kohlmarkt?"

„Wir haben ein Klavier und ich einen Krämerladen."

Günther hätte sehr gern sein Verhör fortgesetzt, um mehr über den Boden zu erfahren, dem sein Schützling in solcher Lieblichkeit entsprossen war, aber die großen, reinen Kinderaugen hielten ihn von seinem Vorhaben zurück.

„Willst Du mich also in Berlin besuchen?" frug er wieder. „Berlin ist eine große Stadt, viel größer als Göttingen, und dort wohne ich in einem Haus, das mitten in einem Garten liegt, und in dem sind viele Äpfelbäume. In die klettern wir hinein und holen uns soviel wir wollen. Und dann sind da Stachelbeeren, und ein großer Walnußbaum, und ...."

Günther mußte sich erst auf weitere Reize seines Gartens besinnen.

„Hast Du auch ein Kreuz?" frug der Knirps.

„Ein Kreuz? Nein, mein Junge, aber

wir können ja eins aufstellen, wenn Du Wert darauf legst. Willst Du kommen?"

Und ob er wollte! Er nickte so heftig, daß das zarte Genick in Gefahr kam auszusetzen. Dann zog er mit seines Freundes Hilfe den Samtkittel und die Strümpfe wieder an. Als sie damit fertig waren, sagte Günther: „Was tun wir nun?" Er wehrte sich nicht mehr gegen die Zusammengehörigkeit. In diesem Augenblick war ihm die Gewißheit, daß die Mutter nicht in der Nähe war, eine stille Befriedigung. Diese junge, blonde Person hinderte ihn in seinen Gefühlen für den Knirps. Sobald sie in ihrer oberflächlichen Niedlichkeit ihm in Erinnerung kam, betrachtete er prüfend den kleinen Mann und horchte auf seine Fragen mit argwöhnischer Aufmerksamkeit, denn immer fürchtete er irgendwo darin die Mutter wiederzuerkennen, die er für so wertlos hielt wie den Schmuck, den sie trug.

Einmal hob er den Kleinen zu sich hinauf, daß ihre Augen, die nun in gleicher Höhen waren, sich ineinander versenken konnten.

‚Wie kommt sie zu Dir?' frug er sich und sah forschend in das kleine Gesicht. Sollte doch nicht irgendwo die Mutter herausschauen?

‚Ihre Haare hat er und auch die bräunliche Tönung der Haut, aber die Augen und das andere, die kleine Nase und der Mund, ist viel feiner. Sag' 'mal, Knirps, wo ist denn der Papa?'

Er hatte bisher nie danach gefragt, aus einer Scheu, dem Kleinen mit dieser Frage weh zu tun. Nun sahen ihn die Kinderaugen hell an, und das weiche Kinderstimmchen sagte: „In seinem Garten ist Papa."

Günther setzte den Kleinen auf die Erde, die Antwort klang wunderlich.

„Wo ist denn Deines Vaters Garten, mein Knirps?"

„In Göttingen."

„Ist dort auch Obst?"

Der Knirps schüttelte den Kopf.

„Aber Blumen wohl?" Günther wollte ihn veranlassen, weiter von dem Vater zu erzählen.

„Ja, Rosen und ein Kreuz und ein Kranz hängt daran von Glas und Perlen."

Günther zog bestürzt den Kleinen zwischen seine Kniee.

„Gehst Du oft zu Deinem Vater, mein armes Kerlchen?" frug er behutsam.

„Nein, aber wenn ich groß bin, geh ich immer hin, und vielleicht steht er dann auf aus seinem Bett und läßt mich wieder reiten. In unserm Hof hab' ich auch Papas Garten gemacht und mit Schwefelhölzern das Gitter rumgesteckt."

Ein Grab. Die leichtsinnige, junge Person und dieser schwermütige, kleine Erdensohn, wo war da der Zusammenhang?

In Olga Zahrenthins Zügen, die er sich ins Gedächtnis zurückrief, konnte er nichts von einem großen Schmerz, nichts von Sehnsucht nach Unwiederbringlichem lesen. Langeweile sprachen daraus und Ungeduld, die zuweilen gedankenloser Freude wichen, wenn sich jemand mit ihr beschäftigte; besonders, wenn dieser jemand ein männliches Wesen war.

Wieder drängte es Günther durch Fragen sich ein besseres Bild von den Verhältnissen zu verschaffen, in denen der Kleine emporgewachsen war. Nach Verwandten zum Beispiel wollte er fragen, vor allem aber nach diesem Onkel Mucki.

„Knirps, wo wohnt denn Onkel Mucki?"

„Ich weiß nicht."

Also das wußte er nicht.

„Hast Du vielleicht eine Großmama?"

„Nein, aber ein Klavier haben wir," sagte der Knirps, als ob er hoffte, das könnte den Mangel an einer Großmama, von der er sich offenbar keinen ganz klaren Begriff machen konnte, auswetzen.

Günther frug nicht mehr, mochten des Knirps' Angehörige sein wer sie wollten. Er nahm sich auch vor, später, wenn er den Kleinen seiner Mutter wieder zurückgegeben haben würde, keine Nachforschungen über sie anzustellen, damit nicht sorgendes Mitleid um den Kleinen ihm die Erinnerung an diese Tage stören könne.

Das Wetter blieb klar und heiter, so daß sie immer am Strande sein konnten. Günther spielte fast den ganzen Tag mit dem Knirps und sann unablässig über kleine Überraschungen nach, mit denen er ihm eine Freude machen könnte. Oft segelten sie mit den Fischern hinaus. Dann saß der Knirps auf dem Bootsgrunde und schmiegte den Kopf gegen die Kniee seines Freundes. Wenn die Möven schreiend an ihnen vorüber flogen, so ahmte er leise ihren Schrei nach, und sah Günther ihn ermunternd an, so wiederholte er ihn noch einmal laut und jauchzend.

Digitized by Google

Wenn Günther malte, so saß er im Sande und sah ihm zu

„Weißt Du, was das ist?“ frug Günther ihn einmal.

Der Knirps schüttelte den Kopf und ward rot. Kein Gesichtsausdruck war ihm eigen, wie diese verschüchterte Verlegenheit. Günther hatte etwas ähnliches bei keinem anderen Kinde wahrgenommen.

„Erkennst Du dies?“ frug er wieder und nahm die Bleistiftskizze aus seiner Brieftasche. Freudig nickte der Knirps und streckte die Hand gegen die Kiefern. „Das sind die Bäume und der Sand.“

Günther sah nachdenklich auf die Zeichnung, die er langsam wieder zwischen die Blätter legte. Als er aufblickte, entdeckte er in der Ferne Meißner. Nur dem jetzt ausweichen. Er war nicht in der Stimmung, Bemerkungen über seine Arbeit und noch weniger über den Knirps zu hören. Schnell packte er zusammen, der Knirps durfte ihm dabei helfen, und dann gingen sie in den Wald. Knirps trug vorsichtig und glücklich den Feldstuhl in seinen Armen.

* * *

An einem Nachmittag, zehn Tage nach Frau Zahrenthins Verschwinden, saßen Günther und der Knirps in ihrer Strandburg, die sie am Morgen gegraben hatten. Am Nachmittag war sie mit Kiefernzweigen und großen Miesmuscheln ausgeschmückt worden, und nun ruhten sie von der Arbeit. Es war heute heiß und windstill, nachdem es zwei Tage aus Westen gestürmt hatte. Der Sturm hatte das Meer weit zurückgetrieben und den Strand bis tief hinein bloßgelegt. Deshalb mußte der Warnemünder Dampfer weit draußen liegen bleiben, während die Passagiere in Booten herangerudert wurden. Aber auch diese konnten nicht ganz bis zur Landungsbrücke kommen, das Wasser war zu seicht, und so hoben die stämmigen Fischer die Leute auf ihre Arme und trugen sie bis zum Strand. Dabei kreischten die Damen laut auf und klammerten sich um den braunen Nacken ihres Trägers.

Günther sah dem Treiben von weitem zu. Der Dampfer rief ihm Knirps' Mutter ins Gedächtnis. Er versuchte, sich in eine gereizte Stimmung zu bringen, und betrachtete daher seine Lage, um wieder das Lächerliche darin zu sehen, wie in den ersten Tagen, aber es wollte ihm nicht gelingen. Selbst die Vorstellung, was seine Kollegen oder seine Haushälterin dazu sagen könnten, wenn sie ihn den Kleinen waschen und ankleiden sehen würden, hatte ihre aufreizende Wirkung verloren. Ach, dies Anziehen! Günther lächelte in Gedanken daran. Allmählich waren sie beide aber doch dahinter gekommen, wozu jeder einzelne Haken und jedes Bändchen diente; nur Mühe hatte es ihnen gekostet, und im Anfang saß offenbar manches verkehrt, aber sie hatten nicht herausgebracht, wo der Fehler gemacht war. Doch in dieser Not war ihnen Hilfe gekommen.

Eines Tages rief die Russin den Knirps zu sich, zog ihm den Kittel aus und dann wieder an. Erstaunt sah Günther aus der Entfernung zu. Er wurde aber durch den Kleinen aufgeklärt, der mit der Meldung, der Blusenschlitz gehöre nach vorne, zu ihm kam. Mittags dankte Günther für den Wink und erzählte dann, welche Schwierigkeiten ihnen jedesmal der Akt des Anziehens mache.

„Ich werde Ihnen helfen, wenn Sie wollen. Haben Sie sich seine Sachen von oben geholt? Vielleicht hat er noch andere Stiefel, denn diese sind zerrissen.“

Günther sah verlegen auf Knirps' Füße. Die Dame hatte recht, die Stiefel waren zerrissen.

Sie beschlossen gleich nachzusehen und verlangten daher vom Wirt die Schlüssel.

Oben fanden sich auch etwas Wäsche und ein Paar Stiefel, die freilich noch zerrissener waren als die, welche der Kleine trug. Sonst stand nur der kleine Rollwagen in einer Ecke.

„Frau Zahrenthin scheint alle ihre Sachen für diesen Ausflug mitgenommen zu haben,“ sagte die Russin, und ihm entging nicht der Zweifel, der in ihren Worten lag.

„Sie scheinen nicht an diesen Ausflug zu glauben?“

„O, an dem Ausflug ist nicht zu zweifeln, nur an den Heimflug glaube ich nicht.“

Im geheimen glaubte er ja auch nicht mehr daran. Die ruhige Art und Weise aber, mit der sie den Gedanken aussprach, als bedeute es weiter nichts, drängte ihm die heftige Frage auf die Lippen: „Was wird dann aus dem Knirps?“

Er hatte sie sich freilich im Herzen schon lange beantwortet.

Die Russin legte glättend die Leibwäsche

des Kleinen zusammen; erst nach einer Weile antwortete sie: „Man wird die Mutter wohl gerichtlich verfolgen können, und sie, wenn man ihrer habhaft wird, dazu zwingen zu dem Kinde zurück zu kommen."

Es lag in dem Ton ihrer Worte eine scharfe Mißbilligung, die Günther reizte, obwohl er sie sich nicht gleich erklären konnte.

„Eine Mutter, die man von Gerichts wegen zu ihrer Pflicht zwingen muß, wäre eine traurige Sache für den Knirps."

„Und doch scheinen Sie in ntcht geringer Sorge um die Wiederkehr dieser Mutter zu sein."

Jetzt flammte er auf, denn dieses Mal war der Vorwurf ein offener.

„Ja, zum Kuckuck noch 'mal, meine Gnädige, wollen Ste sich bttte in metne Lage versetzen. Da sitze ich mit dem Würmchen, zu dem ich gekommen bin, ich weiß nicht wie, und im Grunde geht es mich doch gar nichts an."

„Doch nur im Grunde nicht!" unterbrach sie thn rasch mit einem zufriedenen Blick ihr klugen Augen.

„Na ja, natürlich tut mir das weichherzige Bürschchen leid, und es wäre mtr schwer, ihn wildfremden Menschen übergeben zu müssen, wenn seine Mutter wtrklich nicht wiederkäme."

„In dem Falle würden Sie ihn anderen überlassen?" frug sie mit Spannung.

„Ja! Ich als Junggeselle kann ihn wohl nicht behalten."

„Dann werde ich ihn erziehen," sagte sie mit Bestimmtheit.

An diese Worte und an ihre kühlen, ruhigen Augen mußte er denken, während er nach dem Dampfer hinüberschaute und es zerstreut lächelnd sich gefallen ließ, daß der Knirps ihm Hand und Arm im Sand begrub. Würde er ihr den Kleinen geben können? Kntrps beugte sich über ihn und tippte mit den Fingern auf Günthers halbgeschlossene Augenlider. So begann er auch morgens seine schüchternen Annäherungsversuche, wenn Günther sich noch schlafend stellte. Nein, nein, der Russin konnte er ihn nicht geben! Er selber fürchtete sich vor den kalten Augen, wie sollte da der Knirps sich ein Herz fassen können. Und wenn nicht der Russin, wem dann? ....

„Guck 'mal, Toni, ist das nicht der Knirps!"

Günther sprang auf. Er glaubte, es sei der Onkel Mucki, und sie kämen nun schon und nähmen ihm den Kleinen. Es war aber nicht die Mutter.

In einiger Entfernung von der Burg standen drei Menschen, aus deren Äußeren Günther schloß, daß sie der Bühne angehörten. Sie kamen jetzt langsam näher. Voran ging ein dicker Herr, der eine Dame am Arm führte. Sie winkte mit ihrem roten Sonnenschirm und rief: „Knirpschen, kennst Du uns denn nicht mehr?"

‚Zu kennen scheint er sie', dachte Günther, der den Kleinen beobachtete, ‚aber das Wiedersehen scheint ihm keine Freude zu machen.'

Der Knirps stand stumm da und ließ die drei an sich herankommen. Nun umringten sie ihn. Auch Günther musterten sie flüchtig, und gelegentliche Seitenblicke deuteten an, daß er sich zum Worte melden könne, falls er auf eine ihrer Fragen eine Antwort wisse. Es war ein ziemlich ergebnisloses Fragen.

„Wo ist denn die Mama?" sagte endlich die Dame etwas ungeduldig.

„Bei Onkel Mucki."

„Bei Onkel Mucki! Siehst Du, Dicker!"

Der Dicke nickte, und der lange Herr hinter ihm sagte: „Aha."

Alle drei schienen völlig die Sachlage zu überschauen. Für Günther hatte das etwas Aufreizendes, denn für ihn blieben es noch immer unzusammenhängende Steine, was sich für jene zu einem lückenlosen Gebäude gefügt hatte. Er fühlte nun aber auch keine Lust mehr, an dem Rebus weiter herum zu raten. „Kennen Sie Frau Zahrenthin?" frug er den Langen, weil der ihm den ruhtgsten Eindruck machte.

„Na, so'n bißchen," antwortete statt seiner der Dicke und zwinkerte mit den Augen, „mein Name ist Seidlmeyr, Hofschauspteler, meine Frau, und hier Herr Müller-Lehfeldt, auch etn Kollege."

Müller-Lehfeldt quittterte für dies „auch" mit einem Blick aus dem Augenwinkel über die Nasenwurzel herüber. Das war einem Mann wie ihm genug, um zu zeigen, welche Wirkung so ein „auch" im Munde eines Seidlmeyrs auf ihn habe; es weckte wirklich nur sein Mitleid. Nun, nachdem dies mimisch klargestellt war, wandte er sich Günther zu, der inzwtschen seine Mütze gelüftet und seinen Namen gemurmelt hatte.

„Ich kenne Frau Zahrenthin," sagte Müller-Lehfeldt mit kühler Höflichkeit, „wir sind alle am Göttinger Theater engagiert, wo die Dame, wie Ihnen bekannt sein dürfte, als Liebhaberin wirkt."

„Liebhaberin? Na ja, Apothekerstochter in Krieg und Frieden, und das Dienstmädel, das sich im Doktor Klaus den Finger schneiden läßt, darin ist sie nett. Die Mütze steht ihr famos und die kurzen Ärmel, na überhaupt hübsch ist sie ja. Sie kennen sie wohl sehr gut?"

„Nicht sehr gut, aber ich wüßte gern mehr von ihr und dem Kleinen" — er beugte sich zu dem Knirps hinab — „lauf und hol uns noch Muscheln für unsere Burg."

Der Kleine lief zum Wasser, und Günther wandte sich wieder an Herrn Seidlmeyr.

„Ist Frau Zahrenthin Witwe?"

„Ja," dieses Mal ergriff Frau Seidlmeyr das Wort, „im letzten Herbst ist der Mann gestorben."

„Haben Sie ihn gekannt?"

„Gewiß. Gott, meine Frau war noch den letzten Abend mit der Olga bei ihm im Krankenhaus. Er war ein genialer Mensch — das müssen Sie zugeben, Müller."

Müller zuckte die Achseln.

„Genial," wiederholte Seidlmeyr, „und ein Organ hatte der, eh die Geschichte hier losging," er fägte mit dem Zeigefinger über seine Gurgel. „Zahrenthin war als Wallenstein oder Egmont, und dann als Rosmer wunderbar!" er schüttelte wehmütig sein Haupt. „Den Rektor gebe ich natürlich, es ist eine gute Rolle von mir, meine Frau spielt die Haushälterin — —"

„Das heißt eigentlich die Rebekka," unterbrach seine Frau ihn.

„Er war wohl ein hübscher Mann?" frug Günther, dem daran lag, mehr von Knirps' Vater zu hören.

„Bildschön, bildschön," sagte Frau Seidlmeyr mit Rührung.

„Bildschön, nein, liebe Freundin, dazu fehlte ihm die imponierende Größe."

„Na ja, so lang wie Sie war er freilich nicht, auch nicht so dürr, wenigstens damals noch nicht, als er mit seinen flotten Schmissen zu uns kam. Zahrenthin hatte nämlich studiert und war schon angestellt. Was war er doch, Toni? Aber die Liebe zur Kunst war so mächtig in ihm, er ließ alles im Stich um bei uns Ruhm und Glück und Liebe — aber auch ein frühes Ende zu finden."

Herr Seidlmeyr ward pathetisch und ließ sein Bühnen-„R" rollen.

Günther lenkte das Gespräch von dem Verstorbenen ab. Ihm war, als sähe er sein Gesicht: die traurigen, blauen Augen von Knirps schauten ihn daraus an.

„Und wer ist dieser Onkel Mucki?"

„Das ist der Herr von der Plenitz," antwortete der Dicke.

„Baron von der Plenitz," vervollständigte seine Frau die Aussage.

„Baron? Das glaube ich nicht," sagte Müller-Lehfeldt.

„Ein Verehrer der Kunst!"

„Hauptsächlich der jungen Künstlerinnen," unterbrach wieder der Lange.

„Ein Verehrer der Kunst," begann Seidlmeyer noch einmal. Seine Frau hatte dem Langen einen empörten Blick zugeworfen. „Und außerdem Korpsstudent in höheren Semestern. Netter Mann, hat uns im Winter scharmante kleine Abendessen gegeben."

„Ja, und der Frau Zahrenthin hat er immer Blumen werfen lassen, und die Olga hat mir erzählt, er wollte sie heiraten, wenn nur nicht der Knips da wäre."

„So," sagte Günther und sah auf das Meer. Hinten am Horizont zog ein großes Segelschiff vorüber.

„Wo ist denn Frau Zahrenthin mit dem Herrn Baron?" frug Seidlmeyr.

„Ich weiß es nicht," antwortete Günther und ging grüßend fort. Jetzt glaubte er nicht mehr an die Rückkehr von Olga Zahrenthin. Er ging über den Strand nach den Dünen, hinter denen die Kiefern aufragten. Von dort leuchtete auch der rote Filz des Knirps herüber.

* * *

Die Mitglieder der kleinen Pointillistengemeinde sprachen von Günther wie von einem sittlich Gesunkenen. Meißner hatte schon von seinem Abfall berichtet, aber trotzdem hatte man erwartet, er würde den Bruch allmählicher herbeiführen. Als Wochen darüber vergingen, ohne daß Günther sich zeigte, sagte Meißner: „Der hat Angst, daß wir ihn zu sehr mit seiner Vaterwürde aufziehen würden."

Zum Teil hatte er mit dieser Bemerkung recht. Nur war es keine Furcht, sondern

Die alte Geige. Skulptur von W. Hantelmann-Paris.

Digitized by Google

Scheu, sich mit unsauberen Scherzen seine warmen Empfindungen für den Knirps beschmutzen zu lassen. Er hatte noch sehr gut Meißners nüchternen Ratschlag in Erinnerung, den der ihm in Denhoop gegeben: „Pack Deine Sachen und laß den Bengel, wo Du ihn gefunden hast; was geht er Dich an, seine Mutter macht sich ja auch keine Sorge um ihn."

Mit diesen letzten Worten hatte Meißner freilich recht gehabt. Bis Mitte November sah Günther mit geheimem Bangen jedem Tag entgegen, wenn er des Morgens erwachte und in dem Bett an der gegenüberliegenden Wand den Kopf des schlafenden Knirps' betrachtete. Wenn sie nun doch nicht auf seinen Vorschlag einging? Er saß wie in einem Hause ohne Tür, jeden Augenblick konnte sie eintreten und den Jungen zurückfordern, und er hatte keine Macht, ihn zu halten.

An einem windigen Novembertag kam der Postbote über den aufgeweichten Gartenweg, den die roten und gelben Blätter fast begraben hatten. Dieses Mal brachte er den Brief. Auf einem elenden grauweißen Bogen schrieb sie es:

„. . . . . blutenden Herzens trete ich meine Rechte an Sie ab. Der Rechtsanwalt hat mir gestern gesagt, was für Papiere ich bringen muß. Sobald ich die bekomme, will ich dann alles in Ordnung bringen.

Der Kleine heißt Joachim, wie sein Vater, grüßen Sie ihn, bitte, von mir.

Hochachtungsvoll

Olga Zahrenthin."

Er schloß den Brief sinnend in seinen Schreibtisch. Wohin würden die Wellen die unglückliche, leichtsinnige Frau nun treiben? Mußte er sich Vorwürfe machen, ihr den letzten Halt genommen zu haben? Er sah zu dem Knirps hinüber, der sein Holzpferdchen mit einem Wolllappen zudeckte, wie er es die Droschkenkutscher auf dem Halteplatz an der Straßenecke tun sah.

‚Sie hat Dich ja selber über Bord geworfen, mein Junge, um besser vorwärts zu kommen. Ich hab' Dich aufgefischt, und mir scheint, seit der Zeit ist meine Fahrt eine bessere geworden.'

Er richtete seine Augen auf das Bild, das über dem Divan hing. Heute erst hatte er es hierher gebracht, um zu probieren, wie man das Licht am günstigsten darauf fallen lassen müsse. In der nächsten Woche sollte es in die Ausstellung.

Es war der Knirps im braunen Samtkittel, mit nackten, sonnenverbrannten Beinchen, an denen die weißen Socken mit den roten Ringeln kaum zollbreit über die verstaubten braunen Stiefel herausschauten. Seitwärts auf dem grellweißen Weg, über den die kleine Figur einen kurzen blauen Schatten wirft, steht ein kleiner rot und blau bemalter Rollwagen. Die Deichsel hält der Knirps in der Hand, den anderen Arm hat er um den Rand des roten Filzhutes gelegt, auf dem volles Sonnenlicht glüht. Erschrocken und traurig sehen die Augen aus dem Bilde heraus, und die Lippen leuchten in dem blaßbraunen Gesicht.

Das ist Günthers diesjähriges Ausstellungsbild. Keiner von den Freunden wird kommen und ihm raten, es nach Paris zu senden. Er weiß auch nicht, was die anderen, die Nichtpointillisten, und das große Publikum zu dem Bilde sagen werden. Er selbst glaubt aber, daß es sein bestes Bild ist.

Hochgebirgsabend.

(An meine Mutter.)

Ein seliger Tag, die Alpen flammen rot . . .
Nun möcht' ich Dir die lichte Weite zeigen
Und stille stehn und lange mit Dir schweigen
Vor tiefer Lust — O warum bist Du tot!

Und aus den Talen wandert feierlich
Die Nacht empor mit der umwölkten Stirn,
Löscht leisen Ganges Flühe, Alm und Firn;
Ich schaue zu — was ist es ohne Dich?

Nun Finsternis und Stille weit umher;
Mein Herz verdunkelt sich und trauert mit.
Da geht es neben mir wie leiser Schritt:
„Ich bin's! Ich bin's! Kind, kennst Du mich nicht mehr?

Der lichten Tage freue Dich allein!
Doch wenn die sternelosen Nächte kommen,
Da Deine Seele dunkel und beklommen
Nach mir begehrt, muss ich Dir nahe sein."

Hermann Hesse.

Maria von Medici.

Von

Professor Dr. Ed. Heyck.

Mit neun Gemälden von Peter Paul Rubens.

(Abdruck verboten.)

Zu den bekanntesten Gemälden des Louvre gehört die machtvolle Reihe von 21 Bildern, womit Peter Paul Rubens das Leben der Gemahlin König Heinrichs IV. von Frankreich, der Florentiner Großherzogstochter Maria von Medici verherrlicht hat. Der einzelne Besucher der Seinestadt hat sich vielleicht gar nicht viel mit diesen Gemälden eingelassen, denn die Galerie des Louvre bietet so überaus viel und köstliches, um ein Studium von Wochen schon anderweitig aufs intensivste zu fesseln. Es ist mit jener malerisch-biographischen Epopoe ein wenig ähnlich, wie mit der Siegesallee zu Berlin. Der eine vertieft sich liebevoll in das Stoffliche der historischen Kunstschöpfung, macht sich Porträts, Ereignisse und Kostüme klar und erfüllt damit den beabsichtigten Hauptzweck. Dem anderen genügt es, die Front der langen Bilderreihe abzuschreiten, Art und Gestalten des Rubens wie gute Bekannte, die man oft trifft, flüchtig zu begrüßen, hier und da ein wenig zu verweilen und bald zu etwas anderem sorgfältiger überzugehen. Zweierlei Menschen rennen bekanntlich durch ganze Säle der Kunstsammlungen flüchtig hindurch, die ehrlich Gleichgültigen und die, die hier schon zu Hause sind. Auf alle Fälle bleibt die Monumentalität des malerischen Riesenaufwandes, welchen Rubens für die Königin Maria aufgeboten hat, im Gedächtnisse jeglichen Besuchers haften. Und noch ein anderer Eindruck. Nämlich die Vorstellung, daß hier, was weder vorher noch nachher in Frankreich war, der harmonische Herzensbund sowie das gleichgestimmte politische Zusammenwirken eines verehrungswürdigen Königs und einer starken, bedeutenden Frau, die sein Werk fortsetzte, ihren gewissermaßen natürlichen Niederschlag im zeitgenössischen Kunstwerk gefunden hätten. Ach nein, dem allen ist nicht so. Auch Heinrichs und Marias Ehe ist verpfuscht gewesen und nimmt daher weder im geschichtlichen Leben der Königin, noch in der prunkvollen Bilderreihe den Vorrang ein. Kein liebender Gatte oder Sohn hat den berühmten flandrischen Meister beauftragt, sondern die Königin-Witwe hat sich ihre Apotheose selber bestellt, und die übrigen haben die Achsel gezuckt. Mag ein Etwas von mediceischer Tradition und Verpflichtung in ihr gewesen sein, wirklich getrieben haben sie doch nur der Ehrgeiz und die Triumphsucht weiblicher Eitelkeit. Diese haben den Bilderstoff im ganzen und im

Die Parzen bestimmen das Lebensschicksal der Maria von Medici.

König Heinrich IV. erblickt das Bildnis der Maria von Medici.

einzelnen bestimmt. Maria von Medici hat sich in diesen Kolossalgemälden entschädigen wollen für ein in seltenen Augenblicken glückliches, niemals harmonisches, niemals der Beeinträchtigungen entlastetes Leben. Weder ihre Ehe noch ihre Regentschaft ist ihr zum Segen geworden. Das Gemälde, das aus der ganzen halballegorischen Triumphallee den unmittelbarsten Eindruck zu üben, am häufigsten wiedergegeben zu werden pflegt, zeigt wie Pallas hoch zu Roß in den Bürgerkrieg zieht — gegen den königlichen Nachfolger Heinrichs IV., Marias eigenen Sohn Das Scheitern dieses Lebens auf sie allein zu bürden, hat die Geschichte kein Recht. Wie immer ver-

teilt sich die Schuld, Heinrich IV. und andere Personen tragen deren genug, und ebenso fällt ein Teil der Last auf große und kleine Verhältnisse, welche älter waren und stärker als Heinrich und Maria, als Ludwig XIII. und selbst als Richelieu.

Heinrich IV. ist bis auf den heutigen Tag der volkstümlichste König von Frankreich oder vielmehr der einzig volkstümliche geblieben. Das Volk von Paris würde nicht dulden und ertragen, wollte republikanischer Doktrinarismus ihm das Reiterstandbild des Henri quatre auf jener meistbegangenen Seinebrücke nehmen, die unter Heinrich die neuerbaute, der Pont neuf war. Die große Revolution hat das alte Denkmal in eherne Kanonen umgegossen, nachmals hat man es aus der Bronze umgeworfener Napoleonstatuen erneuert und wieder auf der Brücke aufgestellt. Ein König, der wie Heinrich IV. im Herzen seines Volkes haftet, ist niemals ein verächtlicher und geringer. Aber er kann sehr wohl ein solcher sein, dessen fürstliche Bedeutung und Größe sich mit menschlichen Irrungen und Schwächen vermengt. Ja es ist, als werde ein in der Hauptsache als gesund und gut empfundener Herrscher seinen Untertanen durch derlei noch näher gerückt und leichter zur Popularität bestimmt. Ein Theoderich, ein Karl der Große, ein salischer Heinrich IV., ein Maximilian haben gleichfalls die Nachsicht der Zeitgenossen und der Geschichte mehr oder minder erheblich in Anspruch genommen. Womit nicht gesagt sein soll, daß dauernder Nachruhm und volkstümliche Empfindung für Größe und Bedeutung in allen Fällen solcher Beimengung des Allzumenschlichen bedürfen.

Die höfische Unbekümmertheit um charaktervolle Festigkeit und um das Sittengesetz rührt nicht erst aus den Zeiten der späteren Ludwige her, sie ist in Frankreich auch dem XVI. Jahrhundert zu eigen. Von der durchgängigen Ehrbarkeit, welche der große Pulsschlag der Reformation in die deutsche Fürstenwelt, evangelische wie gegenreformatorische Kreise, gebracht hatte, ist weder am Pariser Hofe viel zu gewahren, noch bei denen, auf die er, wie auf Maria Stuart, seinen Einfluß übt. Die physische Degeneration und Schwäche, worin die regierende Capetingerlinie der Valois schließlich ausstirbt, werden wir als ein Verdienst nicht anzuerkennen vermögen. Anders dagegen ist es mit der Königin des Pyrenäenreiches von Navarra und Bearn, Johanna von Albret, der Mutter und Erzieherin des bourbonischen Heinrich IV. Ihr, der grundtüchtigen, calvinisch strengen Frau, die man zutreffend das weibliche Gegenstück zu Calvin genannt hat, verdankt es Heinrich, daß er in der Frugalität seiner Jugend aufwuchs zu einem an Körper und Geist gestreckten und gesunden, kraftgeschwellten, von keiner Strapaze zu ermüdenden Manne, zu einem König, der jeden Tag das Zepter mit der Muskete des Landsknechts, das sammetbehangene Himmelbett mit der Lagerstatt am Wachtfeuer hätte vertauschen können und noch nicht unglücklich dabei gewesen wäre. In der Bürgerlichkeit dieser Erziehung wuchs kein künftiger Pfründner des Königsamtes, kein Despot und Verächter der Menschen heran, lernte nicht nur die Privilegierten und die Schranzenwelt kennen und zum Maßstab nehmen. Sondern ein Fürst erwuchs mit dem redlichen Willen zur Förderung des Ganzen, zu monarchisch ausgleichender Fürsorge, zu Wohlfahrt und Wohlstand der Seinen, zu Ordnung und Sparsamkeit. Sie auch gab ihm den Willen zur redlichen Pazifikation und zur nationalen Erhebung Frankreichs, dessen größere Krone zu dem kleinen Muttererbe von Navarra und Bearn hinzu dem Bourbonen nach Erbrecht, aber gänzlich unvermutet in den Schoß fiel. In der Schule seiner spartanischen Jugend ward er der Mann, der später allem Königspomp aus dem Wege ging, dem sein Minister auch sein Freund sein sollte und der mit dem geringsten Untertan so rückhaltlos wie mit den höchsten Würdenträgern in offener Aussprache verkehrte. Sie erwarb ihm jenen Überschuß von Kraft und Lust, der ihn jeden Formalismus, jede Zugeknöpftheit als Zwang empfinden ließ, der ihn mit Witz und hellem Frohsinn ins Leben stellte und ihm das heiter-überlegene Behagen gab, als Bonhomme unter Bürgern und Volk zu verkehren. Hier mengen sich nun schon Züge und Neigungen ein, die er von der strengen Johanna nicht geerbt haben konnte. Aber in derlei Dingen waltet ja offenbar eine Art genealogische Regel. Richtungen und Eigenschaften, die sich in einer Generation aufs stärkste ausleben, erschöpfen oder ermüden sich auch in ihr, und umgekehrt wächst die Neusaat derjenigen Impulse, die

in der älteren Generation gefehlt oder geſchlummert haben, in der jüngeren wie auf ausgeruhtem Brachfeld empor. Die herbe Charakterſtärke, der Puritanismus der Mutter fehlen dem jungen Bearner, desgleichen ihre vertiefte Religioſität und konfeſſionelle Treue. An die Stelle ihrer gradlinigen und ausgeprägten Einſeitigkeit tritt die Beweglichkeit einer reicheren Natur. Politiſches Denken und Wollen verdrängen das ſpezifiſch Hugenottiſch-Religiöſe, eine raſche, ja ſcherzende Entſchlußfähigkeit entſchlägt ſich der unverbrüchlichen Selbſttreue. Zweimal wird Heinrich IV. — inmitten einer Zeit, da Tauſende lieber in den Tod gehen, als ihren Glauben verleugnen — ohne viel Skrupeln zum katholiſchen Konvertiten. Das eine Mal, um ſein Leben zu ſalvieren, als man während der Bartholomäusnacht von 1572 den König von Navarra aus dem jungen Hochzeitsbett holt und ihn ohne Degen vor den fanatiſchen Knaben, vor König Karl IX. ſchleppt. Bei guter Gelegenheit kehrt er alsbald zu den Hugenotten zurück. Das zweite Mal iſt ihm 1593, nachdem er als Bourbon und Erbe der Valois 1589 König von Frankreich geworden, ſeine Lebensaufgabe „eine Meſſe wert“. Weil er erkennt, daß er als Hugenotte ſich der im Kampf gegen ſeine Erbfolge verharrenden Ligiſten und ihrer ſpaniſchen Verbündeten allenfalls erwehren kann, daß er aber nur als hugenottenfreundlicher katholiſcher Kögin alle nationalen und loyalen Elemente im Lande auf ſich vereinigen, die unverſöhnlichſten der Ligiſten iſolieren, Frankreich nach den jahrzehntelangen Religions- und Bürgerkriegen den inneren Frieden bringen, die auswärtige Stellung der Monarchie verbeſſern kann und nur auf dieſem Wege Frankreich eine weltgeſchichtliche Zukunft geben wird: als nächſtes die Kraft und den Beruf, die Alleinherrſchaft Habsburgs, des verwandtſchaftlichen Bündniſſes von Öſterreich und Spanien in den großen Angelegenheiten Europas zu brechen.

Andere Vorgänge in ihm, die man niemals zu pardonnieren, die man aber zu erklären ſuchen mag, liegen auf einem ganz perſönlichen Gebiet. Der Sohn Johannens von Navarra wird zu einem Liebhaber der Frauen, der ſelbſt auf dem Throne von Frankreich ſeinesgleichen nicht hat. Es iſt, als ob ſeine abgeſchloſſene Jugend, wie er dann ins Leben und in die Leichtfertigkeit ſeiner Zeit hinaustritt, plötzlich ein Entbehrthaben empfinde, das er als ein höheres Gut, als eine glückliche Bewahrung zu betrachten, nicht die ſittliche Reife beſitzt.

Trauung Marias durch Prokuration zu Florenz.

Als ob er, der als Jüngling nur in ihrer edelsten Gestalt und in Scheu von ferne die Liebe geahnt hat, jetzt, nachdem ihm der Aufenthalt am Pariser Hofe offenbart, wie feil und sirenenhaft diese französische Welt ist, ein aufgestautes, geheimnisvolles Verlangen nach dem Weibe nachholen wolle in der Anziehungskraft seiner schönen Männlichkeit, in der leeren Freiheit seines Herzens und in der Souveränität des Königtums. Innere Religion, Gewissen, Charakter hätten ihn hindern können, die landläufige Zeitanschauung nicht. Er ist bloß ebenso wie Alle oder nahezu Alle, nur ist er der unersättlichere und der — naivere, der jugendlichere in all seinen Verirrungen. Seine Vermählung mit Margarete von Valois, die das Signal zu der Bartholomäusnacht gab, hat den Durchbruch dieser Neigung nicht gehemmt, vielmehr seiner Schwäche erst freie Bahn gegeben. Denn die Tochter des verstorbenen Königs Heinrich II. und der Katharina von Medici, reizvoll und lebhaft, war in den jungen Heinrich von Guise verliebt, haßte Heinrich von Navarra als den fremden Gemahl, den ihr ein politischer Schachzug aufzwang, und war überdies, wie ihr Leben zeigte, viel grundverdorbener als er. Zudem zerrissen die Bartholomäusnacht und die Ereignisse danach auf Jahre hinaus das eheliche Zusammenleben der Gatten, erst 1678 ging sie zu ihm nach seiner schönen Pyrenäenresidenz Pau. Aber damals war es schon verspielt, und beider Lebenswege irrten rasch wieder auseinander in die Willkür ihrer Neigungen.

Bei alledem geht in Heinrich ein edlerer Anteil nicht vollkommen unter. Es bleibt in all seinen Verirrungen der Grundzug eines seelischen Verlangens nach Herzenskameradschaft und weiblicher Freundschaft, ein Sehnen, an Weibesliebe noch ein intimes Glück zu finden, das jedem Geringsten beschert werden kann und dessen der König nicht darben mag, ein Sehnen, das sich doch in fast keinem Falle stillt. Da hat er denn förmlich gejagt, und Königsgenuß von Frauengunst wird ihm zu einer Art von Sportzweck und Sammlerwut. Wir wollen nicht aufzählen, denn wir kennen, wenn nicht alle diese Frauen, so doch viele, recht viele, aus seinen immer rückhaltlosen, vom Moment bestimmten, nichts verbergenden Briefen und aus den kommentierenden Memoiren. Wir wollen abermals hervorheben, wie er, wenn er einmal in gefundener wirklicher Liebe zur Ruhe kommt, auch heiraten und noch ein legitimes Glück begründen möchte. So hat er mit der von Geburt und Wesen vornehmen Gabriele d'Estrées sich vermählen wollen, dem „bel ange" seiner zartesten Liebesbriefe: dieser eigenartigen Erscheinung einer königlichen Geliebten, die natürlich und herzlich war, wie er, seine Liebe teilte und nichts weiter begehrte; die ihren Einfluß auf ihn niemals mißbrauchte, die in ihrer Lieblichkeit und Bescheidenheit von niemandem gehaßt ward. Aber auch die, welche nach Gabrielens plötzlichem Tode (April 1599) ihm zugeführt wurde, und die der oft unbegreifliche und schreckliche Mann mitten im vibrierenden Schmerz sich als „Trost" und Ablenkung hat gefallen lassen, um sich um das letzte Gut der Trauer zu bringen, die Mlle. Henriette d'Entragues und spätere Marquise von Verneuil, hat er heiraten wollen, wenn sie einem Kinde das Leben gebe, hat der ganz systematischen Person und ihrer Familie das Versprechen schriftlich ausgeliefert. In dieser Affaire bemerken wir auch sonst die Empfindungen des sechsundvierzigjährigen Königs verwirrt; er gibt jene Zusage derselben Maitresse, deren „Ehre" er mit den 100 000 Talern, die ihre Familie verlangt, kompensiert. Zu anderen Malen hat Sully, der Jugendkamerad und ständige Vertraute des Königs, sein Minister und großer Helfer bei der finanziellen und wirtschaftlichen Erneuerung Frankreichs, die königlichen Heiratserbietungen keck zerrissen.

In diese Situation hinein tritt Maria von Medici. Gabriele ist gestorben, von Margarete kein Sohn vorhanden und zu erhoffen; die Entragues und das Versprechen an sie taucht auf, Heinrich denkt an eine zweite Ehe, worauf viele um der Thronfolge willen drängen, Margarete ist logisch genug, in eine Trennung zu willigen. Die Kirche kennt keine Scheidung, aber unter den Lösungsbefugnissen der Nachfolger Petri befindet sich die unzähligemal angewandte Nichtigkeitserklärung geschlossener Ehen aus irgend welchen, wenn auch noch so veralteten Gründen kanonischer Inkorrektheit. Seit 1598 herrscht Friede in Frankreich und mit

Landung Marias in Marſeille.

Frankreich, der König hat dem Katholizismus ſein Bekenntnis geopfert, den Hugenotten das Edikt von Nantes gegeben; daß auch der Papſt dieſe Wendungen gutheißt, vermittelt die Politik des Hofes zu Florenz und namentlich ein Kardinal des Hauſes Medici. Dem Friedensſchluſſe mit der römiſchen Kurie folgt die vorher nicht mögliche Auflöſung der Ehe des katholiſchen Königs. Mit aller Entſchiedenheit ſteht Sully gegen jede illegitime Neuehe, und die Marquiſe von Verneuil wird bereits von Heinrich ſelber mit veränderten Augen angeſehen, ganz abgeſehen von der Notwendigkeit eines Thronerben. Seine Brautwerber fahren nach Florenz und freien für den

König von Frankreich um Maria von Medici.

Maria war damals sechsundzwanzig Jahre alt, zwanzig Jahre jünger als der König. Sie war die Nichte des regierenden, Tochter des früheren Großherzogs, während die Königin Katharina aus der über Lorenzo Magnifico führenden, ausgestorbenen Linie gestammt hatte, die den Namen Medici groß gemacht. Sie war dunkeläugig, stattlich und wohlgebildet, besaß viel Würde; von hervorragender Schönheit hatte man dem freienden König nichts berichten können. Die Werbung ward angenommen, und beide waren etliche Zeit verlobt. Seine ganze Auffassung dieser Verlobung spricht der offenherzige König in Briefen an Maria aus. Er sei wohl und gesund, empfehle auch ihr, recht für ihr Wohlbefinden zu sorgen, weil er auf Nachkommenschaft brenne, „damit unsere Freunde lachen und unsere Feinde sich ärgern". In einem unendlich naiven Ausdruck, den wir nicht wiedergeben konnten, erschöpft er seine Zuversicht und den Zweck seiner Werbung, und setzt hinzu: ich fange an, Euch etwas frei zu schreiben, tut es nur auch!

Am 5. Oktober 1600 wurde die Trauung durch Prokuration in Florenz vollzogen, den König vertrat der alte Großherzog Ferdinand. Etliche Zeit nach den mehrtägigen Hoffestlichkeiten fuhr Maria auf des Großherzogs Prunkgaleere von Livorno aus über Portofino nach Marseille, wo sie landete; bis Lyon reiste ihr Heinrich entgegen und hielt abermalige Hochzeit. Inzwischen hatte er vergeblich von den Entrague sein Heiratsversprechen zurückbegehrt und viel Verdruß mit ihnen gehabt. Trotzdem hatte seine lässige Gewöhnung, die jetzt schon pure Schwäche ist, die Verneuil in der Nähe behalten. In denselben Tagen, da er die Ehe in Florenz formell vollzogen weiß, schreibt er der Maitresse, er liebe sie mehr als alles in der Welt. Ganz ebenso wie die Ausdrücke seiner Briefe, die Millionen Grüße, die hunderttausendmale, die er die Hände der Frauen küßt ꝛc., sind auch das Wollen seiner Liebe, das Rückgrat seiner Entschlüsse abgenutzt, gelockert, alle Regungen des Herzens verbraucht und von wertloser Momentanität. Wenn einst Margarete von Valois es am bequemsten gefunden hatte, daß er sich ihre Hofdamen erkor, weil sie auf diesem Wege wenigstens das oder jenes erreichen konnte, so ähnlich, meinte Heinrich, werde sich auch wohl Maria mit der Anwesenheit der Verneuil zufrieden geben.

Das ist der üble Beginn dieser Ehe, von der Heinrich später gern erklärt oder sich eingeredet hat: hätte Maria ihn nur geliebt, so hätte noch alles schön werden und er mit ihr allein glücklich sein können. Er wagt es, ihr die Verneuil vorzustellen. Maria entstammt selber einer (durch Bianca Cappello) zerrütteten Ehe, findet sich auch noch nicht in Frankreich zurecht, und äußerlich geht diese Vorstellung ohne Zwischenfall hin. Heinrich beginnt, in Maria seine Frau zu sehen und nach seiner raschen Gewöhnung auch gern zu haben; aber er möchte deshalb die bisherige Inhaberin seines Herzens nicht entbehren, deren Witz und Bonmots ihn festhalten. Er fährt fort, sich in der sorglosen Hoffnung zu wiegen, die beiden werden sich wohl ineinander schicken. Und inzwischen kochen in der Medicerin weniger eine verletzte Liebe oder das Sittengefühl, als die mit Füßen getretene Selbstliebe und Eitelkeit, der Hochmut der auf ihre Abkunft überstolzen, mit größter Meinung von sich selbst durchdrungenen Frau. Den Versuch, sich Heinrich zu erobern, hat sie nicht gemacht. Heftig und jähzornig, eine Frau von schwachem Charakter, aber starken Leidenschaften, dabei zänkisch, beginnt sie, Heinrich Szenen zu machen, die sich immer häufiger wiederholen, beginnt ihre Aktion, die Feinde des gewesenen Hugenotten offen zu unterstützen und eine Art Gegenhof und politischen Zirkel gegen ihn zu bilden.

Dies war der Ausgang für die Kräfte, denen es galt, die Emanzipation Frankreichs von jener Politik zu durchkreuzen, welche an allen wichtigen katholischen Höfen von der Gesellschaft Jesu gemacht wurde, und Heinrichs königliches Ziel, den entschlossenen Wettbewerb Frankreichs mit den habsburgischen Mächten, lahm zu legen. Diese Bestrebungen suchten und erhielten in der Königin, deren Frömmigkeit ohnedies in Ceremonienkult und Priesterverehrung ihren Inhalt fand, ein gefügiges Werkzeug, und da dieses Werkzeug nicht in vertrautem Verkehr mit dem König zu arbeiten vermochte, arbeitete es durch die Opposition. Mariens persönliche Vertraute übrigens, die

niemand anderem eine größere Intimität erlaubt hätten und solche stets nur durch sich hindurch ermöglichten, waren zwei Florentiner Landsleute ihrer nächsten Umgebung, ihre Kammerfrau Leonore Galligai und ihr Sekretär Concini, die sich auf der Überfahrt von Livorno nach Marseille gefunden und seitdem, ehelich verbunden, ihre Interessen aneinander gehängt hatten. Die Galligai, eine häßliche Frau von ungebildeter, aber praktischer Gescheitheit, hatte die Königin bis zur Willenlosigkeit in ihrer Gewalt und suchte schon, so lange Heinrich lebte, das Möglichste für sich und Concini herauszuschlagen. Jedes Mittel war ihr recht, Schmeichelei und Schmollen, Religion so gut wie Aberglaube und Hexenkram — der ja keineswegs bloß in der Einbildung der Gerichtshöfe jener Jahrhunderte existiert hat. Als man sie aber später im Prozeß befragte, durch welche Hexereimittel sie ihre Gewalt über die Königin geübt habe, erklärte sie nicht ohne eine gewisse Großartigkeit dieser höhnenden Offenheit: „Meine Hexerei war das Übergewicht bewußter Stärke über eine schwache Seele." Dies war die Königin, welche auf Winkelwegen in Frankreichs Diplomatie einzugreifen suchte und von der bedeutenden Rolle träumte, die sie als verantwortliche Politikerin zu spielen berufen sein würde. Wie ihre Stellung als Gemahlin des Königs, so sind ihr auch Politik, Herrschaft und spätere Regentschaft wesentlich eine Betätigung empfindlicher Eitelkeit gewesen.

Heinrichs weiche Natur fuhr fort, ihr Herz durch angetragene Liebe zu suchen, deren Kraft wir freilich nur als ein Produkt des Entbehrens bemessen dürfen. Sie bleibt hart, systematisch kühl, Herrin ihrer selbst vor dem gegenüber Frauen weibisch gewordenen Gatten. Dann zieht er sich verstimmt, mehr traurig als zornig, zurück; er habe es gut gemeint und alles getan — meint er, und klagt sein Leid der Verneuil. Er lacht auch immer noch so gerne, König Heinrich IV. von Frankreich und Navarra, und lachen, scherzen, sich selbst vergessen kann man mit Maria von Medici nicht. Die Königin und die Frau, die er nicht gewinnen kann, beschäftigt ihn, und der Maitresse sagt er es! Seine Briefe an sie erzählen, wie wenig er daheim fröhlich sein könne, «ne recevant de ma femme ni compagnie ni réjouissance ni consolation, ne pouvant ou ne voulant (auf Maria bezogen) se rendre complaisante et de douce conver-

Allegorie auf die Hochzeit Heinrichs und Marias zu Lyon.

sation, ni s'accommoder en aucune façon à mes honneurs et complexions, faisant une mine si froide et si dédaigneuse, lorsqu'arrivant de dehors je viens pour la baiser, caresser et rire avec elle, que je suis contraint de la quitter là de dépit...

Einmal aber fallen selbst in diese Ehe die Tage einer Annäherung und einer gewissen Harmonie, etwa durch anderthalb Jahre. Maria hatte im Spätjahre 1601 prompt den ersehnten Thronerben — Ludwig XIII. — geboren. Bald danach zeigte die Enthüllung der Bironschen Verschwörung ihr die Gefahr, daß ihr Knabe um sein Erbrecht, sie selbst, die viel jüngere gegenüber dem Gemahl, um eine dereinstige bestimmende Rolle als Königinmutter gebracht werden könne. Zudem hatte die Verneuil eine zweideutige Rolle bei jenem Komplott gespielt. Die beiden Gatten sahen sich mehr aufeinander angewiesen; jetzt, angesichts der Schuld der Verneuil, erzwang Heinrich von ihrem Vater, daß er sein Heiratsversprechen ausgeliefert erhielt, und verstieß sie. Aber auch der leidliche Friede dieser Monate von 1603 bis ins Jahr 1605 erstarkte nicht mehr für ein Glück und für eine Dauer. Maria begann Heinrich wieder schlecht zu behandeln und trieb den vor nichts als vor Herzenseinsamkeit bangenden Mann aufs neue der Marquise zu. Peinlichste Szenen lernen wir dadurch kennen, daß Sully zuweilen anwesend war; seine Denkwürdigkeiten erzählen, wie er der Königin in den Arm gefallen sei, den sie gegen das Gesicht des Königs erhoben.

Jahre vergehen. Da bringt gerade die Politik, welche von Maria seit je nach Kräften durchkreuzt worden war, ihr die ersehnte politische Rolle. Der Entscheidungskampf gegen Habsburg soll beginnen. In der Nähe der spanischen Niederlande, am Niederrhein, wo der Kaiser die Hand auf Jülich und Kleve zu legen sucht, steht der Waffentanz bevor; mit dem bedrohten Brandenburger, Pfalzneuburger und anderen deutschen Fürsten verbündet will Heinrich IV., der aus den alten Hugenotten- und Ligistenkriegen bewährte Kriegsmann und Feldherr, die Heere Frankreichs persönlich führen. Der Krieg, der kommen muß, der „dreißigjährige", den Europa auf deutschen Schlachtfeldern schlägt, scheint somit schon 1610 seinen Anfang nehmen zu wollen. Maria aber darf unterdessen die Regierung von Frankreich führen. Sie erfaßt die Aufgabe mit allem innerlichen Jubel einer erfüllten Sehnsucht. Aber nun sie will zuvor, nach zehnjährigem Königtum, noch feierlich gekrönt werden, um vollkommener und prunkender an der Spitze von Frankreich zu stehen. Heinrich, obwohl er den Riesenaufwand der Krönungsfeste scheut und das Geld lieber für den politisch-militärischen Zweck mitverwandt hätte, gibt diesem Willen nach. Am 12. Mai 1610 wird die Krönung zu St. Dénis vollzogen. Für den 16. Mai steht der glanzvolle Einzug der Regentin zu Paris im Programm, und dann will Heinrich nach dem Niederrhein eilen. So fällt ein Schimmer von Verständigung und Einklang auf diese letzten Tage vor voraussichtlich langer Trennung. Kurz zuvor freilich hatte noch wieder des Königs letzte Leidenschaft die alten Schatten heraufbeschworen: zu der jungen Gemahlin Condés, der schönen Montmoreney, der der grauköpfige Monarch kläglich in Verkleidungen nachstellte und deren Gefallsucht noch kläglicher durch Mauern und Riegel vor der Sünde bewahrt werden mußte. — Am 14. besichtigte Heinrich die für den Einzug seiner Gemahlin vorbereiteten Dekorationen und zugleich wollte er Sully, der erkrankt daheim lag, besuchen. Durch die Straße de la Ferronnerie (in der Nähe der heutigen großen Markthallen) fährt sein Wagen; die kurze Gasse, ohnedies durch vorspringende Krämerbuden verengt, wird durch die Begegnung eines Heuwagens und eines Frachtfuhrwerks mit Weinfässern gesperrt, der Hofwagen muß halten, die Eskorte reitet durch die umliegenden Straßen, im Wagen liest der Herzog von Epernon dem König gerade ein Schriftstück vor — da steigt Ravaillac auf das Hinterrad und stößt zweimal dem König das Messer ins Herz.

Maria hat mit diesem Morde eines fanatischen Papisten nichts zu tun. Die Frevlerlist einer Katharina fehlt der zweiten Mediceerin auf dem französischen Throne. Die Tat überrascht sie, ohne sie in schnellen Maßnahmen aufzuhalten. Ihre Zeit ist gekommen. Mit Epernons Hilfe, der neben ihr die Lage ausnutzen will, übernimmt sie noch am selben Tage die Regentschaft für den neunjährigen König. Die alten gesetz-

lichen Bestimmungen fordern zwar die Vormundschaft männlicher Agnaten, aber es liegt bereits der Präzedenzfall der Katharina von Medici vor, welche nach Heinrichs II. Tode Regentin geworden.

Am 14. Mai 1610 beginnt diese Regierung der Königin, deren Verherrlichung den Schwerpunkt der Rubensschen Gemäldereihe bildet. Als ihr bauliches Monument aber steigt seit 1612 jener große Palast empor, welchem von dem vorhergehenden Besitzer des Grundstücks, dem Herzog von Luxemburg-Piney, bis auf den heutigen Tag trotz aller älteren und neueren amtlichen Benennungen der Name des „Luxembourg" geblieben ist. Auf der (kleineren) Stadtseite am linken Ufer, an der Ringmauer, mit großem Fontänenpark im steifen Spätrenaissanceestil — also durch Zufall und Absicht alles so, wie es beim Palazzo Pitti, der Großherzogsresidenz zu Florenz der Fall ist. Brunelleschische Rustica und Fassadengliederung vom Pitti ist es auch, welche der Architekt Jakob de Brosse mit jüngerer Formengebung französischer Renaissance verschmolzen hat.

Geburt Ludwigs XIII.

Die Kunstdenkmäler, welche von dieser Regierung übrig geblieben sind, haben bis zur Gegenwart das Andenken der wirren und zerstörenden Zeit, welche sie über Frankreich gebracht hat, nicht vergessen gemacht. Aufs neue geht die Stetigkeit der äußeren und inneren Politik, welche Heinrich IV. mühsam errungen, geht die Tüchtigkeit in Verwaltung, Finanzen, Wohlfahrtspflege im Strudel eines ehrgeizigen und habsüchtigen Strebens aller gegen alle, die sich um Hof und Regierung gruppieren, in Parteiungen, Aufständen, Bürgerkriegen, Verschleuderung von Autorität und Mitteln zu Grunde. Die Einnahmenüberschüsse, welche Sully trotz verminderter, besser verteilter Steuern erzielt hat, die 41 Millionen Livres Barschatz, welche Heinrich erspart, zerflattern in alle Winde. Hoffnungslos legt Sully mit einem kurzen, stolzen Abschiedsbrief an die Königin seine Ämter nieder (1611) und geht auf seine Güter in Poitou. Die Bahn für die Höflinge und Kriecher, die die Stellung jenes redlichen Mannes unmöglich gemacht, ist frei geworden. Aber sie alle läßt Concini weit dahinten, der ganze Reihen von großbesoldeten hohen Ämtern (30 an der Zahl), von Palästen, Häusern, Besitzun-

gen, ein Riesenvermögen, Kostbarkeiten, Kunstschätze — die ja auch Kapitalwert haben — an sich bringt, mit dem Gelde der Königin das Marquisat (die Markgrafschaft) von Ancre in der Picardie kauft und schließlich, der einstige Federfuchser, der nie den Degen geführt, Marschall von Frankreich wird. Mit ihm und der Galligai zusammen regieren der Nuntius, der spanische Gesandte und der Beichtvater Père Cotton von der Gesellschaft Jesu nicht nur tatsächlich das Land, wo sie Gastrecht genießen, sondern haben zugestandenen Anteil an den Geschäften. Die verbrieften Rechte der Hugenotten, aber auch die gallikanischen Freiheiten der katholischen französischen Kirche kommen ins Wanken durch die bewußt römische Politik der Regentschaft, welche lediglich die Interessen des habsburgischen Erbgegners mittelbar fördert. Ihrem Sohne gibt Maria die Spanierin Anna d'Autriche zur Gemahlin, vermählt ihre Tochter dem Infanten Philipp. Allerorten in Frankreich, namentlich unter dem selbstsüchtigen Hochadel, ist Unzufriedenheit des Entbehrens oder des ungestillten Appetits, welche Maria vergeblich durch weitere Machtzugeständnisse zu beschwichtigen sucht. Immer aufs neue schließen die Condé, die Bouillon, Mayenne, Nevers, Longueville, Vendôme sich in Verschwörungen und offen feindseligen Koalitionen zusammen. Diese und die ganz zerfahrene Verwaltung, die Not und die Beschwerden des „dritten Standes", des tiers état, erzwingen, daß Maria 1614 die Generalstände, Adel, Klerus und dritten Stand von Frankreich beruft und vor ihnen ihren Sohn, Ludwig XIII., für vollmündig erklären läßt — dies freilich nur in der Absicht, um besser gedeckt durch das offizielle Königtum des apathischen Knaben die Regentin zu bleiben.

Die Stände von 1614 haben viel deliberiert und dadurch jene momentane Beschwichtigung und Blitzableitung hervorgebracht, welche zu den Werten parlamentarischer Einrichtungen in normalen und oft auch in unnormalen Zeitläuften gehört. Die Geschicke Frankreichs meistern, in neue Bahnen des Vorwärts bringen konnte keine konstitutionelle Mitwirkung: nie sah man deutlicher, das konnte nur die große einzelne Persönlichkeit. Sie war nirgends vorhanden, aber sie kündigte sich von ferne an in der Stellung, welche unter den Vertretern des Klerus der junge Edelmann Armand Johann du Plessis, durch Familienpfründe Bischof von Luçon, errang — Richelieu.

Bald waren wieder alle Bewegungen und Verschwörungen im Gange. Dazwischen ward Ludwig XIII. zu einer Regung von Selbständigkeit gegen die Mutter aufgestachelt, dem fielen Concini-d'Ancre und die Galligai in Greuelszenen zum Opfer. Maria ward durch ein Abkommen nach Blois entfernt, dort überwacht, aber nach Epernons Vorbereitungen, der wieder einmal ihr Helfer werden wollte, durch einen Italiener Rucellai mittels Strickleiter befreit und nach Angoulême geschafft. Gegen Luynes, den Günstling Ludwigs XIII., der in Paris herrschte, spielten die Aristokraten nun wieder die Mutter aus; beide Teile sammelten Truppen, und bei Pont de Cé kam es zu einem Gefecht. Dann aber ward Friede vermittelt: durch Richelieu, welchen Concini und Maria gleich nach jener Ständeversammlung in ihre Nähe gezogen hatten und der Maria ins Exil gefolgt war, anstatt sich für Luynes nach dessen Wunsch zu verbrauchen. Maria kehrte nach Paris, in den Luxemburgpalast zurück und erhielt wieder Anteil an den Regierungsgeschäften. Neben ihr steht Richelieu, sich zurückhaltend, jede Übereilung vermeidend.

Dies ist die Zeit, da Rubens auf der Höhe seines internationalen Ruhmes zu den einleitenden Besprechungen nach Paris berufen wird, worauf der große Porträtist und Schwelger in reichlicher Weiblichkeit die für die Säle des Luxembourg bestimmten, aus Porträt und Allegorien durcheinandergemengten Triumphgemälde mit seinen Schülern in Antwerpen ausgeführt hat: die Bestimmung von Marias großem Lebenslauf durch die Göttinnen des Schicksals, Geburt, Erziehung unter Assistenz der Grazien, Werbung Heinrichs, stellvertretende Hochzeit in Florenz, Landung in Frankreich, Hochzeit mit dem Jupiter von Frankreich, Einklang der Königin mit allen olympischen Göttern, Geburt Ludwigs XIII., Betrauung mit der Regentschaft, Krönung, Tod Heinrichs, auf welchem Bilde ganz richtig ihr Regierungsantritt die Hauptsache ist, die Segnungen ihres Regiments, die spanische Doppelvermählung, die Regierungsübergabe an den

mündigen Ludwig, die Überſiedlung nach Blois, der Aufbruch der modernen Pallas nach Pont de Cé, ihr Entſchluß zum Frieden, die Schlichtung des Haders, die Verſöhnung mit Ludwig, die Enthüllung ihres wahrhaften Charakterbildes durch die Gerechtigkeit der Zeit.

Als Rubens 1625 die großen Leinwandflächen ablieferte, war Luynes, dem nur dieſer Schickſalsſchluß eine Kataſtrophe erſparte, geſtorben und Richelieu hatte etappenweiſe und zögernd, ſcheinbar nur auf Ludwigs Befehl, die Regierung übernommen. Von dem Anſchluß an Maria emporgetragen, ohne ſich ihr ganz zu verſchreiben, griff er, als alles erreicht war, auf die monarchiſchen und franzöſiſch-nationalen, antihabsburgiſchen Ziele Heinrichs IV. zurück. Marias Triumphe waren abermals am Ende. Durch ihn hatte ſie zu herrſchen gehofft, aber der Mann, dem ſie das Amt und den römiſchen Kardinalshut verſchafft, erhob gegen ſie die legitime Autorität des Königs, den er vorſichtig und überlegen leitete, und verfolgte in allem das Widerſpiel ihrer beſchränkten, jeſuitiſch beeinflußten politiſchen Ideale. Ludwig XIII. mußte regiert werden, aber Richelieu verſtand dies ſelbſtloſer und ſelbſtändiger als ſie. Maria hat nicht gezögert, ihre Intriguen und ihre erneuerten Verbindungen mit der ariſtokratiſchen Oppoſition, ihre Konſpirationen mit dem Auslande gegen den Kardinal ins Werk zu ſetzen. Aber ſeit dem Tage, wo ſie ihn faſt niedergeſtreckt hätte, ſeit der berühmten journée des dupes von 1630, befreite er ſich vollends von ihr. Sie ward nach Compiègne verbannt und entfloh von da an den ſpaniſch-niederländiſchen Hof der Infantin Iſabella zu Brüſſel. Nichts Beſſeres wünſchte ſich Richelieu. Höchſtens ihre unſchädliche Heimkehr nach Toskana, die ihr öfter nahegelegt und durch Anerbietungen erleichtert worden iſt. Aber wie hätte die ſtolze Frau ertragen, gerade ihre Heimat und ihre Landsleute zu Zeugen ihrer Niederlage, ihres geſcheiterten Lebenswerkes zu machen! So hat ſie von Brüſſel aus, von London, wo ihre Tochter Henriette die Gemahlin Karls I. war, ihre Rückkehr nach Paris betrieben und durch Ränke aller Art zu erzwingen geſucht. Die Ereigniſſe der großen Politik und die über Karl I. von England hereinbrechenden Schwierigkeiten haben ihr ſchließlich auch Brüſſel und London verlegt. So iſt ſie zuletzt nach derjenigen Stadt gegangen, die diesſeits der Alpen die Hochburg des Klerikalismus war, dem kurfürſtlichen Köln am Rhein. Dort iſt ſie am 3. Juli 1642 ge-

Heinrich IV. übergibt Maria die Regentſchaft.

Das Glück der Regentschaft Marias.

ſtorben. Auf dem Sterbebett hat ſie allen verziehen, auch Richelieu, den ſie im letzten halben Menſchenalter ihres Lebens am heißeſten gehaßt hatte. Diejenige politiſche Berichterſtattung, der es niemals für die Großen reicht, die aber von ihnen doch auch erzählen möchte und die alle Sachlichkeit, alle Gegenſätze und Widerſtände in perſönliche Feindſchaften umzuſetzen pflegt, hat über Richelieus und Marias Verhältnis reichlich zu klatſchen gehabt und noch durch ihr Sterben Gelegenheit erhalten. Seine Undankbarkeit verziehen hatte Maria ihm auf die Frage des in Köln reſidierenden päpſtlichen Nuntius;

Maria zieht in den Krieg nach Pont de Cé.

aber als dieſer weiter frug, ob ſie dem Kardinal nicht das Armband mit ihrem eigenen Bilde, das ſie ſtändig getragen, zum Verſöhnungszeichen ſenden wolle, drehte ſie ſich um und ſagte: Non, ce serait trop.

Sie wurde eine Woche lang im Kölner Dom, der ſeit dem Mittelalter halbvollendet ſtand, aufgebahrt und dann nach St. Denis gebracht. Richelieu hat ihr ein prächtiges Traueramt veranſtaltet. Er hat die Lebende mit voller Abſicht aus Frankreich ausgeſchloſſen, jedoch niemals reſpektlos über ſie geſprochen. Nur wenige Monate haben Richelieu und Ludwig XIII. die Königin Maria überlebt. Aber das Werk des Kardinals, das die politiſche Vorarbeit Heinrichs IV. zur Größe erhob, fand nun ohne neue Unterbrechungen Nachfolger: Mazarin, Ludwig XIV.

Spielerballade.

Ich hatt' im Spiele heut ein ſeltſam Glück.
Nun zwingt es jäh mich aut vom Kartentiſche.
Ich berg mich ſchaudernd in der dunklen Niſche,
Und in die Ferne ſpäht mein heisser Blick.

Ich weiss, mein Mädel ward mir ungetreu.
Als hier die Blätter keck und luſtig flogen,
Hat ſie ein andrer an die Brust gezogen —
Ich kenn' den Hund und ſchlug noch nie vorbei!

Er pflückte Küsse, blaue Blumen auch.
Sie brach die Treue und dazu ein Leben.
Ein junger Stieglitz sass im Weissdornstrauch;
Mein altes Bangen grau und stumm daneben.

Bringt mir den Gaul! Bald springt die rote Glut
Aus seinem Huf, und warm klirrt sich mein Messer.
Herz war Atout, der Bube trumpfte besser! —
Der Abend naht, und vor der Nacht liegt Blut — —

Georg Buſſe-Palma.

Neues vom Büchertisch.

Von

Heinrich Hart.

(Abdruck verboten.)

Jedes Buch ist ein Spiegel. Ein Wunderspiegel, der nicht das äußere Bild, sondern das innere Wesen des Verfassers reflektiert. Nur selten ist allerdings der Spiegel ganz eben und makellos, nur selten ohne Trübung, ohne Staub und blinde Stellen. Trotzdem enthüllt das Buch im allgemeinen mehr vom eigentlichen Sein und Sinnen des Verfassers, als er im alltäglichen Umgang durch Wort und Benehmen preiszugeben pflegt. Je klarer aber der Spiegel, desto vollkommener ist er, je wahrer das Buch, desto bedeutungsvoller ist, desto anregender wirkt es. Je weniger ein Buch in Form und Inhalt gemacht, frisiert, geschminkt erscheint, je mehr es von dem Menschen, der es schrieb, von dem ganzen Menschen verrät, als um so wertvolleres Schmuckstück fügt es sich ein in den Kronschatz der Literatur. Alles das, was unter den Begriff romanhaft fällt, all das Erfundene, Ausgetistelte, auf Effekt Gerichtete, das mag für den Augenblick fesseln und reizen, aber zu inneren und bleibenden Wirkungen führt nur die Wahrheit.

Vor mir liegt ein Buch, das überall den ästhetischen Reiz einer Dichtung atmet und doch sein Bestes darin besitzt, daß es nicht Dichtung ist, kein Erfindungsroman, sondern ein Lebensroman. Ein Buch, das wie ein Bekenntnis, eine Lebens- und Seelenbeichte wirkt, obwohl es ganz absichts- und tendenzlos hingeschrieben erscheint. Ein Buch, in dem sich ein so reicher und feiner Mensch offenbart, daß immer wieder das Lesen lebendigste Freude entfesselt, aber auch immer wieder in seltsame Wehmut versenkt. Diese Wehmut hat nur zum Teil in dem Inhalt, in dem was die Schreiberin durchlebt und durchfühlt, ihren Grund, sondern wohl mehr noch in jener Reflexion, wie sie jedes Dokument tieferer Menschlichkeit so leicht erregt. In dem Empfinden: Es gibt also Menschen von jener berückenden Art, die ganz wie köstliche Blumen sind; sie leben vielleicht mit uns, wir plaudern mit ihnen, wir beschäftigen uns mit ihnen. Aber sie enthüllen sich nicht, sie können es wohl gar nicht, und wir ahnen so gut wie nichts von den Schätzen, die ihr Inneres birgt. Erst wenn sie von uns gegangen sind, hinterlassen sie vielleicht ein paar Briefe, einige Tagebuchblätter, einige Erinnerungszeilen, und jetzt erst sehen wir, was sie waren, was wir an ihnen hätten haben können. Nur in der Stille, in der Einsamkeit, nicht im Verkehr gewinnen sie es über sich, den Schleier ihres Inneren zu lüften.

Ich spreche von dem Buch: „Briefe, die ihn nicht erreichten“ (Berlin, Gebr. Paetel). Eine Frau, vornehm im höchsten Sinne des Worts, schreibt Brief auf Brief an einen Freund, der weitab im Innern Chinas weilt, als Entdecker und Forscher. Es ist keine Aussicht, daß die Briefe ihn erreichen, und sie erreichen ihn nie. Aber das Schreiben ist eine Notwendigkeit für die Frau, ihr steht der geliebte Freund, so körperlich fern er ist, immer in lebendiger Gestalt vor Augen; sie unterhält sich mit ihm, sie bekennt ihm, sie gibt ihm Anteil an allem, was sie erlebt und erfährt, denkt und hofft, träumt und sinnt. Und sie hat ihm so viel zu sagen, zu erzählen, zu beichten. Denn sie ist eine Frau, eine moderne Frau, die wie nur irgend einer das Wissen und Fühlen unsrer Zeit in sich faßt, die die Welt auf ihren Höhen, in ihren Niederungen kennen gelernt hat, die auf der Erde Bescheid weiß und mit hellen Augen um sich geschaut hat, überall in Europa, in Asien, in Amerika. Eine globe trotter, die sich stets über den Dingen und Menschen zu halten weiß, mit einem tiefen Sinn für alles Große und Herrliche, mit feinem Verständnis für alle Torheit und Kleinheit, die sich diesseits und jenseits der Wasser breit macht. Wenn sie einen Beruf hatte, so bestand er im Studium der Welt, der Menschen, der Natur, der Geschichte. Modern in jedem Zuge findet sie doch überall den Zusammenhang mit dem Ewigen, und gerade dieser sichere Einklang zwischen Gegenwart- und Ewigkeitsempfinden gibt dem Buche seine — ich will nicht sagen Größe, das wäre wohl zu viel, — aber seinen eigensten Zauber. Was man so treffende Bemerkungen nennt, feinsinnige Aperçus, liebevolle Naturbetrachtung, — mit all dem ist das Buch durchblüht, wie eine Wiese mit Blumen. Jedes Erlebnis, jedes Erfahrnis setzt sich für die Verfasserin in Empfindung, in ein Phantasiebild um. Sie fährt über den Ozean und denkt nach über die schroffen Gegensätze der ringenden Nationen, die sich um jedes Stück Land, um jeden wirtschaftlichen Vorteil lauernd gegenüberstehen wie Tiere, die auf dasselbe Beutestück erpicht sind. „Der Nebel war dichter als je zuvor, die sichtbare Welt schien auf ein paar Fuß zusammengeschrumpft zu sein, drüber hinaus war alles ein unheimliches Grau, das lautlos hin und her wogte. Zentnerschwer fühlte ich eine Last, die sich mir aufs Herz legte, so daß ich kaum zu atmen wagte — und diese Last war eine namenlose Angst vor dem grauen Etwas, das die ganze Welt um mich her erfüllte. Ich kam mir so einsam vor wie noch nie im Leben, als sei ich ganz allein, als letztes Lebewesen, und als schwebte ich angstvoll suchend durch den endlos leeren Weltenraum. Und wie ich so hinausstarrte, begann es in dem Grau zu wogen, zu steigen und zu sinken; es war, als wehe der Wind dicke, schwere Schleier hinweg, und plötzlich lag klar und dicht vor mir ein Stück kalte, dunkle, nordische See. Ein Felsen erhob sich daraus, schneebedeckt und an all seinen Zacken Eiszapfen tragend, die bis zu dem schaurigen Wasser herabhingen. Oben aber auf dem Felsen saß ein riesiger Eisbär, in den Tatzen das Gerippe des letzten Tieres haltend, das er in der Einöde gefunden. Er schaute sich um, als wollte er sagen: ‚Nun bin ich Alleinherrscher der Welt‘. Aber da tat sich das schwarze Wasser auf, und heraus tauchte ein Ungeheuer mit Schlangenleib, Fischflossen und rotbemähntem

Walroßhaupt; Seetang hing ihm am nassen Maule und Reste kleiner Fische, — die letzten, die es nach in der See gefunden; auch seine grünlich glasigen Augen schienen zu sagen: ‚Nun bin ich ganz allein Herr der Welt.‘ Da aber erblickten sich die beiden, der riesige Eisbär und das Seeungetüm. Die Flossen peitschten die Wogen, die Tatzen umkrallten den Felsen. Noch waren beide gesättigt, aber schon maßen sie sich mit feindlichen Blicken als künftige Gegner. Sie hatten die ganze Welt entvölkert und trafen sich nun hier in der Einöde zu letztem Kampfe. Der würde entscheiden, wer Herr der Welt blieb ... Ich aber hatte die Empfindung, als hätten sich die Wolken, die uns umgaben, einen Augenblick geteilt, und ich hätte einen Blick getan in die Geschichte der Welt, die ja oft eine Geschichte wilder Tiere ist“ ... Nach ihrer Fahrt über den Stillen Ozean landet die Verfasserin in Vancouver. „Inmitten der wohlgepflegten Gärtchen stehen kleine Landhäuser; sie alle sehen behaglich und behäbig aus. Bei ihrem Anblick denkt man unwillkürlich an jene Gattung englischer Romane, die junge Mädchen lesen dürfen und in denen alle Menschen täglich nicht nur drei tüchtige Mahlzeiten einnehmen, sondern auch noch gemütliche Nachmittagstees mit Kuchen und Sahne.“ Weiterhin durchfährt die Verfasserin Amerika und hält sich längere Zeit in New York auf. In lebendigen Bildern zeichnet sie das Leben und Treiben der oberen Zehntausend. Dazwischen aber immer wieder Erinnerungen an China, wo die Verfasserin die entscheidungsreichsten Jahre ihres Lebens zugebracht hat; eine leise Neigung, ein freundliches Verständnis für die gelbe Rasse und ihre uralte Kultur tritt in anziehender Weise zu Tage. Auf kurze Zeit siedelt die Verfasserin nach Deutschland über; sie sieht die Heimat wieder, aber es regt sich in ihr kein rechtes Heimgefühl mehr, vergebens sucht sie den letzten glimmenden Funken neu anzufachen. Es hat sich zwischen ihr und der Heimat eine Trennungsatmosphäre gebildet, das Kosmopolitische hat in ihr die Oberhand gewonnen, sie fühlt nur noch menschlich, nicht mehr national. Nach kurzem Aufenthalt kehrt sie nach Amerika zurück. Zugleich aber endet das Idyll und das epische Gleichmaß ihres Lebensromans, in die Briefe kommt ein dramatischer, ein leidenschaftlich lyrischer Zug; der Gatte der Briefschreiberin, der seit langem im Irrenhaus vegetierte, eben so weit getrennt von ihr, wie der geliebte Freund, findet endlich im Tode Erlösung. Nun hat die Schreibende nicht länger Grund, ihre Gefühle zu dämpfen und zurückzuhalten, nun darf die Glut ihres Liebesempfindens frei und ungezähmt emporschlagen. Um so leidenschaftlicher wird Gruß und Sehnsucht, als der Freund mittlerweile nach Peking zurückgekehrt ist und nun wieder für Liebesbotschaften erreichbar wird. Aber sie erreichen ihn auch jetzt nicht. Der Boxeraufstand bricht los und unter den Belagerten, vom Feinde Eingeschlossenen, täglich Bedrohten ist auch der Geliebte. In qualvoller Spannung harrt die Briefschreiberin des Ausgangs, der Entscheidung, die das Schicksal fällen wird. Einen Augenblick lang darf sie freudig aufatmen, die Nachricht kommt, daß die Belagerten entsetzt, befreit sind. Auf dem Fuße jedoch folgt die Botschaft, daß der Freund als einer der Letzten im Kampfe tödlich getroffen ist. Da bricht auch die Liebende zusammen, jetzt erst empfindet sie klar, daß ihr der Freund alles, die ganze Welt, das ganze Sein bedeutete, daß mit dem seinen auch ihr Leben erloschen ist. „Hätte ich ihn doch nur ein einziges Mal noch sehen können. Wär' ich doch wenigstens zu allerletzt bei ihm gewesen, daß er da allein sein, allein sterben mußte! ... Was sollen Welt und Leben ohne Dich? Und wenn Du es tausendmal nicht willst — Du ziehst mich Dir doch nach ... Ich kann die Feder kaum halten ... alles verwirrt sich und alles schmerzt immer ärger. Kälte, Finsternis. Ich kämpfe gegen das Dunkel, das Grauen. Ich will, will, will — bei klarem Bewußtsein sterben. Keine Angst, keine Verzerrungen ... der Abgrund ... das Entsetzen! ... aber doch ... Freude! ... Freude! ... zu Dir! Warum haben sie mich noch einmal geweckt? Warum die Qual noch verlängert? Ist es denn noch nicht genug? Ich schlief schon ... hielt Deine Hand ... es schien ... vollbracht ... und nun? Ich finde Dich nicht mehr ... wo, wo war es doch? Warten ... immer wieder warten ... und dann? ... nichts?“

In einer Nachschrift teilt der Bruder der Briefschreiberin mit: „Meine Schwester, die die vorstehenden Briefe geschrieben, unser Freund, der sie empfangen sollte, ruhen nun beide. Sie hier am Strande des Atlantischen Ozeans, er in der fernen chinesischen Erde ... Als die Nachricht vom Tode des Freundes eintraf, nachdem wir schon alles für gerettet und gewonnen gehalten hatten, erlosch ihr Leben nach wenigen Tagen. Ich bin dann später nach China gereist. In Peking wurden mir die Briefe meiner Schwester ausgehändigt“ ... Nach längerem Zaudern hat sich der Bruder entschlossen, diese Briefe herauszugeben. Ich muß gestehen, daß mich ein leiser Zweifel beschleicht, ob die Nachschrift Wirklichkeit gibt oder nur ein literarisches Rahmenstück bildet. Handelt es sich in der Tat um Briefe, die so, wie sie hier vorliegen, als Postsendung nach Peking gegangen sind? Oder sind sie vielleicht auf Grund von Tagebuchnotizen als literarisches Erzeugnis aufgefaßt, von vornherein als Buch gedacht worden? Hat die Verfasserin vielleicht selbst, um dem Ganzen einen im literarischen Sinne passenden Schluß zu geben, die Nachschrift hinzugefügt, sich selbst tot gemeldet? Es sind allerhand kleine Einzelheiten, die diesen Zweifel in mir erregen. In den Briefen ist von einem Tagebuch die Rede, das die Verfasserin führt. An und für sich lag es doch wohl näher, dies Tagebuch herauszugeben, als private Briefe, jedenfalls sehr nahe, dies Tagebuch mit den Briefen zusammen zu veröffentlichen. Weiterhin ist es auch kaum anzunehmen, daß die Verfasserin den Schluß ihrer Ergießungen, in denen sie ihrer Todessehnsucht Ausdruck gibt, ebenfalls nach Peking gesandt habe. Abgesandt, nachdem bereits die Botschaft vom Tode des Freundes eingetroffen war. Dieser Brief kann also nicht gut in Peking dem Bruder ausgeliefert worden sein. Am stärksten aber bestimmt mich die Tatsache, daß die Nachschrift den Briefen in Form, Stil und

Digitized by Google

Empfindungsausdruck so ähnlich ist wie nur eben möglich. Allerdings, nur ein leiser Zweifel ist es, der mich beschleicht. Erklärbar wären ja all die Umstände, auch die Stilverwandtschaft, auch die künstlerische Steigerung von Brief zu Brief, immerhin. Und für den Wert des Buches kommt es nicht allzuviel darauf an, ob die Briefe gleich von vornherein von der Schwester als Literaturwerk kanzipiert oder erst vom Bruder dazu bestimmt sind. Das Wahrheits- und Wirklichkeitsgepräge bleibt in beiden Fällen dasselbe. Und der geistige, ästhetische, seelische Wert erst recht. Der Nachhall, den diese Geistes- und Empfindungsimpressionen im Leser wecken, verklingt nicht so leicht; der Eindruck dieser Lebensbeichte mit ihrer Laune und ihrer Wehmut, mit ihrer Weltlichkeit und Überweltlichkeit, mit ihrer Alltäglichkeit und Höhensehnsucht, mit ihrem Glückbegehren und ihrer Resignation, mit ihrer Ironie und ihrer Inbrunst — so leicht erlischt er nicht wieder.

Von einsamer Höhe, die weite Fernsicht bietet, aber kein Heim, — hinab ins Tal, das eng umschlossen, aber auch mit gesundem, kräftigem Wachstum erfüllt ist. So ungefähr nimmt sich der Gegensatz aus zwischen dem Buch der Ungenannten und dem Buch einer zweiten Frau, das den Titel führt: „Eine deutsche Frau im Innern Deutsch-Ostafrikas." — Nach Tagebuchblättern von Magdalene Prince geb. v. Massaw (Berlin, E. S. Mittler & Sohn). So ungefähr auch der Gegensatz zwischen den beiden Frauencharakteren selbst. Magdalene Prince ist offenbar eine tapfere Frau, aber geistig und seelisch unterscheidet sie sich kaum von dem „oberen Durchschnitt" ihres Geschlechts; dem Geliebten ist sie willig und freudig als Weib in die Ferne gefolgt, und den neuen Aufgaben, die ihr in fremder Welt erwachsen, unterzieht sie sich mit Einsicht und Energie. Nicht ohne Stolz fühlt sie sich als Pionierin, die anderen deutschen Hausfrauen den Weg zeigt und ihnen als Führerin dienen kann. Die echte, die typische deutsche Hausfrau aber bleibt sie auch am Ruaha, im Empfinden und Denken, im Wallen und Handeln. Eine Höhenwanderin wie die Ungenannte ist sie nicht. Und so ist auch ihr Buch nicht als Dokument eigenartigen Menschentums wertvoll und bemerkenswert, nicht als Zeugnis einer literarischen Individualität, nicht als ästhetisches Kunstwerk, sondern fast ausschließlich durch das Tatsächliche, das sie mitzuteilen hat. Um dieses Tatsächlichen willen aber, dessen Darstellung überdies von literarischer Gewandtheit, von klarer Verständigkeit und anziehendem Gemütsempfinden zeugt, ist das Buch ebenso lesenswert wie lehrreich. Es fehlt den Schilderungen nicht an eigenartiger Auffassung; das Auge der Frau sieht manche Dinge anders, als das des Mannes, und es hat seinen Reiz, afrikanisches Leben einmal auch unter dem Gesichtspunkt der schaffenden, sorgenden, in alle Einzelheiten des Alltags dringenden Hausfrau zu betrachten. Besonders, wenn diese Frau nicht ganz im Alltäglichen aufgeht, sondern auch für weitere Interessen Sinn, für die Besonderheit der fremden Natur und Kultur eine lebendige Anteilnahme zeigt. Hauptmann Prince, der Gatte der Verfasserin, erhielt im Jahre 1896 den Befehl, die Station Peronda zu übernehmen, die an der Grenze von Uhehe neu gegründet war. Von dort aus sollte er die friedliche Unterwerfung des Volkes der Wahehe weiter fördern. Mit 130 Askaris und mehr als 500 Trägern brach er von Dar-es-Salaam auf, begleitet von der Frau, mit der er wenige Monate zuvor in Deutschland den Ehebund geschlossen. Vom 28. Mai bis zum 7. Juli dauerte der Marsch. Ein Marsch, auf dem die Verfasserin Gelegenheit hatte, alle Strapazen, aber auch alle Genüsse und Erregungen, die eine Wanderung durch die Tropen mit sich bringt, ausgiebig kennen zu lernen. Da sich Peronda als ein Fieberneſt erwies, so wurde die neue Station mehr nördlich im Gebirge bei Iringa errichtet. In kürzester Frist entstand um die Station herum eine ganze Stadt; Eingeborene und Händler wetteiferten, sich an einer Stelle festzusetzen, die ihnen Sicherheit für Leben und Gut versprach. Mit dieser Sicherheit aber war es längere Zeit hindurch nur schwach bestellt. Quawa, der Sultan der Wahehe, hatte sich nur scheinbar in die deutsche Oberhoheit gefügt; gerade jetzt hielt er die Gelegenheit für günstig, durch offenen und heimlichen Krieg die alte Alleinherrschaft zurückzugewinnen. Hauptmann Prince mußte beständig auf der Wacht sein; Überfälle seiner Leute und Bundesgenossen waren an der Tagesordnung, und immer wieder mußte er ausziehen, um zu strafen, zu rächen und weiteren Boden zu gewinnen. Trotz aller Anstrengungen war der Urheber der ganzen Verwirrungen nirgends zu erwischen; er wußte sich geschickt allen Verfolgungen zu entziehen und tauchte stets von neuem kampflustig auf. Infolgedessen war auch das Leben der Frau Prince ein beständiges Sorgen und Ängsten; öfteres Kranksein vermehrte die Bedrängnis. Trotzdem hielt die tapfere Frau wacker aus und tat ihre Pflicht nach jeder Seite hin. Ebensowenig erlahmte Hauptmann Prince. Es gelang ihm nach und nach, den Sultan in die äußerste Bedrängnis zu treiben, ihm alle Zufuhr abzuschneiden und schließlich auch den Zuzug von Mitkämpfern. Die Erzählung, wie der alte Recke, der wie ein Verzweifelter die ererbte Macht, den heimatlichen Boden gegen die fremden Eindringlinge verteidigt, als ein Gehetzter von Busch zu Busch sich durchschleicht, wie er zuletzt von den eigenen Leuten, auch den treuesten, verlassen wird, wie er auch als Einsamer noch fortkämpft bis zum letzten Atemzuge, — das gemahnt an alte Heldenlieder, gemahnt an die Geschichten, wie sie Cooper vom letzten Mohikaner und seinesgleichen erzählt. Das heroisch Epische dieser Kämpfe empfindet auch die Frau, und in ihrer Darstellung kommt es dann und wann packend zum Ausdruck. Als Quawa von allen Seiten sich umstellt sieht, erschießt er sich selbst. Sein Tod bedeutet nicht nur Ruhe für den Kämpfer, sondern auch Ruhe für das Land. Hauptmann Prince hat die Aufgabe, die ihm gestellt ist, gelöst, und er geht mit seiner Frau zur Küste zurück. Erholung tut beiden not. Aber was sie auch erlitten haben mögen, sie empfinden sie doch das afrikanische Hochland als neue Heimat, als einen Boden, auf dem sie als Pioniere deutscher Kultur weitere Aufgaben zu er-

füllen haben, die im Stiche zu lassen, ihnen wie eine Fahnenflucht erscheinen würde. Nach einer Ruhepause vertauscht der Hauptmann den Degen mit dem Pflug und erwirbt in dem Lande, das er miterobern holf, eine Pflonzung, die er mit seinem Weibe bewirtschaftet. Sie aber schreibt: „Noch stehen wir am Anfang dieser (neuen) Kultur; möchte deutscher Unternehmungsgeist sich mehr und mehr auf diesem neuen Gebiete betätigen, der Lohn wird nicht ausbleiben. Möchten vor allem auch die deutschen Frauen regen Anteil nehmen an der friedlichen Eroberung des herrlichen, zukunftsreichen Landes. Der Mann gründet das Haus, die Frau hält es. Der Satz gilt heute mehr wie je auch für unsere Kolonien." Frau Prince erzählt ebenso schlicht wie klar und bestimmt; ihr liebevolles Eingehen auch auf das Kleine und Kleinste ist ganz dazu angetan, ihren Schilderungen einen besonderen Reiz zu verleihen.

Es wird nicht leicht, unter den Büchern, die Besprechung heischen, ein Werk zu finden, das ich den Büchern der beiden Frauen zugesellen kann, ohne den einheitlichen Charakter der Bücherschau zu zerstören. Am ehesten kommt mir noch Wilhelm Jensen zu poß, nicht etwa, weil irgendwelche Unmännlichkeit in seinem Wesen steckte, sondern weil er durch seine Geistigkeit, durch Empfindung und das Intime seines Schaffens der Ungenannten sich menschlich verwandt zeigt. Jensen, der unermüdlich Schaffende, hat in diesem Jahre schon wieder zwei Erzählungen seinen Freunden zum Geschenk gegeben. Beide zwei echte Jensen, anziehend und stimmungszart in jedem Zuge; daß sie dem literorischen Bilde des Dichters keine neue Linie hinzufügen, das ist im Grunde selbstverständlich. Wenn ein Schoffender in weißem Haar sich auf der Höhe hält, die er einmal erreicht hat, so bedeutet das Kroft genug; es ist nicht gut zu verlangen, doß er noch höher hinan klettert oder neue Gipfel sucht. Beide Werke zeigen die alte Eigenart Jensens. Mit scharfen, kraftvollen Strichen zeichnet er die reale Alltagswirklichkeit; in diese Realität hinein aber schlägt eine ideale, erhöhte Wirklichkeit, die goldsonnig und sonnengoldig auch auf das Alltägliche ihren verklärenden Schein und Glanz wirft. Mit dem „Mettengespinst" (München, Eduord Koch) führt der Dichter an die geliebte Ostsee, in einen Erdwinkel, wo schon mehr als einmal seine Phantasie Entdeckungen gemacht hat. Ein abseits gelegener Winkel, den der große Strom der Kulturentwickelung in weitem Bogen umzieht, der ober doch auch einmal, wenn auch nur für einen Augenblick, etwos vom Anprall der Weltgeschichte verspürt hat. Und zwar anno 1627, als der große Krieg eben on seiner ersten großen Wende angelangt ist. Christian, der Dänenkönig, ist bei Lutter am Barenberge entscheidend geschlagen worden. Tilly und Wollenstein bedrängen ihn aufs äußerste; sie haben den Übergong über die Elbe erzwungen, und das dänische Heer löst sich in verschiedene Teile ouf. Der rechte Flügel geht an die Eider zurück und setzt sich in Rendsburg fest. Der linke Flügel unter dem Morkgrafen von Boden-Durlach wird von der Übermacht Wallensteins bis an die Ostseeküste gedrängt und kann sich, auf 8000 Mann zusammengeschmolzen, nur dadurch retten, daß er sich auf englischen und holländischen Fahrzeugen einschifft und nach der Insel Poel hinüberfährt. Von hier aus hofft der Morkgraf Anschluß an den rechten Flügel in Rendsburg finden zu können. Aber Wind und Welle treiben das Heer zunächst nach Heiligenhafen, und hier würde es dem Feinde direkt ins Netz gehen, wenn nicht der junge Bernhard von Weimar als Unterführer beim Heere wäre und alles daran setzte, Klorheit über die Lage zu gewinnen. Dos Glück führt ihm eine junge Maid, eine Tochter des Londes, zu, die dem werdenden Fetdherrn all die Hilfe gewährt, deren er bedarf. Zwischen Jura und dem Fürsten entspinnt sich ein Verhältnis, wie es so duftig kaum ein anderer, wie Jensen, zu gestalten vermag. Aber das Verhältnis ist nicht nur so zart, sondern auch so flüchtig wie die Sommerfäden, die die Luft durchziehen, wie das „Mettengespinst", dos der Sage nach die Nornen weben.

„Kennst Du die Metten?
Sie ruhen dort oben auf schimmernden Betten —
Und wägen und sinnen,
Und messen und spinnen,
Drei Metten, drei Schwestern,
Die heißen Heute, Morgen und Gestern."

Bernhard und Jura genießen das Heute, das die zweite der Schwestern webt. Sie

. . spinnt ihren Faden aus Duft,
Aus Sonnenstrahlen der goldenen Luft,
Nur für einen Tag,
Einen Herzensschlag,
Für ein Morgenrot, einen jubelnden Ton, —
Dann spinnt auch die dritte, die schweigende, schon.

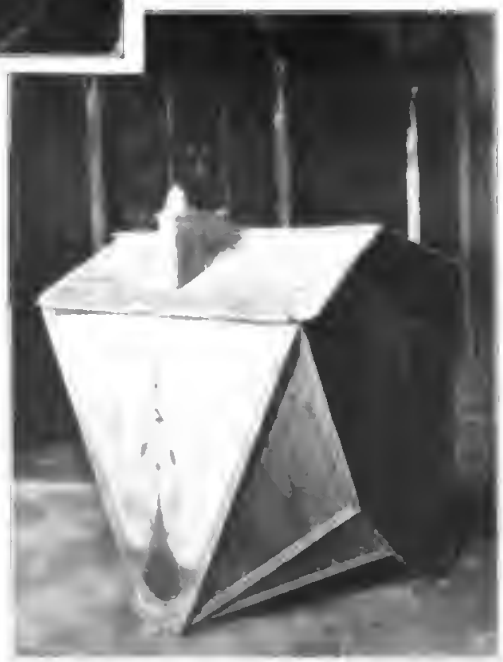
Die Liebenden genießen beglückt das Heute und kümmern sich nicht um dos Morgen; die Erinnerung aber wird ihnen bleiben wie ein goldener Traum . . . In Empfindung und Stimmung sehr ähnlich, inholtlich aber ganz verschieden erscheint die zweite Erzählung „Gradiva" (Dresden, C. Reißner). Ein junger Gelehrter, der in seinen archäologischen Forschungen lebt und webt und für nichts anderes Sinn und Auge hat, am wenigsten für den Zauber lebendiger Weiblichkeit, entdeckt irgendwo in Rom das Reliefbild einer Frauengestalt. Sie entzückt ihn vor allem durch die Anmut ihrer schreitenden Bewegung, und er nennt sie daher „Gradiva", die Vorwärtsschreitende. Die Art dieser Bewegung erscheint ihm so einzig, daß er glaubt, nur den Frauen der Antike sei eine solche Grazie beschieden gewesen. Erst unwillkürlich, dann bewußt achtet er von nun an darauf, ob auch unter den lebenden Damen eine sei, die so den Fuß zu heben und setzen „begnadet" sei . . . Lange sucht er vergebens. Eines Toges aber entdeckt er in der Tot ein junges Mädchen, das der gepriesenen Reliefgestalt im Gange gleicht. Das Weitere kann man sich vorstellen. Der listige Eros erreicht sein Ziel; er hot den Lebensblinden auf archäologischem Umweg ins Lond der Liebe gelockt . . . Auch in dieser Erzählung ist alles Duft und Zartheit, verklärte Wirklichkeit.

Illustrierte Rundschau.

Die Standesamtszimmer zu Dessau von B. Pankok. — Constantin Meunier in seinem Atelier. — Die neue Bronzetür am Dom zu Florenz. — Von der Künstlerfamilie von Heider. — Neue Porzellane von Bing & Gröndahl in Kopenhagen. — Zu unsern Bildern.

Aus dem Eheschließungszimmer in Dessau
Von Prof. B. Pankok

Die Mehrzahl der deutschen Standesämter ist mit dem denkbar höchsten Maß nüchterner Einfachheit ausgestattet; ich kenne einige, deren Einrichtung kaum der Würde der in ihnen abzuschließenden Handlungen entspricht. Allmählich aber tritt doch auch hier ein Wandel ein. Wenn ich nicht irre, war es zuerst Hamburg, das in seinem köstlichen neuen Rathaus ein besonderes, künstlerisch ausgestattetes Brautzimmer für das Standesamt schuf. Andere Städte folgten, je nach Maßgabe ihrer Mittel, je nach Maßgabe der künstlerischen Initiative, die ihre leitenden Persönlichkeiten besaßen. Vor kurzem schloß sich Dessau an, auf Veranlassung, wenn ich recht unterrichtet bin, und mit Unterstützung des Kommerzienrats Krüger. Hier faßte man den nachahmungswerten, glücklichen Gedanken, die ganze Ausstattung der zwei Zimmer des Standesamts in die Hand eines Künstlers zu legen, und erkor sich Professor Bernhard Pankok [illegible]. Der Münchener Meister, der [illegible] gewerblichen Bewegung der letzten Jahre in der ersten Reihe der Mitschaffenden stand, hat auch bei dieser Aufgabe sein starkes Können betätigt. Ganz leicht ist ja gerade diese Aufgabe nicht: denn es kommt bei ihr darauf an, ohne ausgesprochen kirchliche Motive einen ernsten, feierlichen Eindruck zu erzielen. Die Anwendung reicher Holzvertäfelung und von Holzschnitzereien, von Glasmalerei und Mosaiken gab Pankok die Mittel dazu an die Hand; zweckmäßige Auswahl in den einfachen, harmonisch abgetönten Farben (bei der Täfelung vorherrschend braun und grau mit einzelnen gelblichen Nuancen) halfen weiter. In der Ornamentik lehnte sich Pankok, seiner ganzen Veranlagung entsprechend, vielfach an altnordische Motive an. Die Einrichtungsstücke im engeren Sinne sind schlicht in der Form gehalten, straff modelliert; einiges Bizarre muß man dabei allerdings in den Kauf nehmen, so z. B. die von allen Vorbildern abweichende Gestalt des Pultes für den Standesbeamten. Am wenigsten gut wird man sich wohl mit einigen der Fresken abzufinden vermögen, mit denen



Pult des Standesbeamten im Eheschließungszimmer in Dessau. Von Prof. B. Pankok.

Fensterecke aus dem Eheschließungszimmer in Dessau. Von Prof. B. Pankok.

der Künstler den Warteraum schmückte; er hat meines Erachtens in ihnen sogar gegen die Bestimmung des Ortes verstoßen und ist auch in der Durchführung nicht recht glücklich gewesen. Sehr schön sind die Beleuchtungskörper, mustergültig die von den Vereinigten Werkstätten für Kunst im Handwerk (in München) ausgeführten Schreinerarbeiten.

Wir bringen weiter eine kleine Photographie, die Meunier, den großen belgischen Bildhauer, dem wir erst kürzlich einen ausführlichen Artikel widmeten, in seinem Atelier darstellt; das Bildchen gewinnt besonderes Interesse dadurch, daß es den Meister vor seinem neuen Entwurf eines Zola-Denkmals wiedergibt, mit ihm Alex. Charpentier, den er sich selbst zum Mitarbeiter erkor. Auf dem Sockel des Denkmals steht Zola, neben ihm die majestätische Gestalt einer Frau, die die Gerechtigkeit oder die Wahrheit allegorisieren soll. Das Denkmal wird in Paris auf Anregung der Ligue de la Droit de l'Homme errichtet werden. Jedenfalls haben deren Mitglieder sich in Meunier eine Kraft allerersten Ranges zu gewinnen gewußt, dessen Kunst und dessen Eigenart sich grade für diese Aufgabe ganz besonders eignen dürfte, denn zwischen ihm, dem herben ernsten Wirklichkeitsschilderer, und Zola bestehen unleugbar vielfache Beziehungen. —

Wer Florenz besuchte, stand bewundernd vor den herrlichen Bronzetüren des Baptisteriums, deren schönste (von Lorenzo Ghiberti zwischen 1402 und 1421 ausgeführt) wohl überhaupt eines der edelsten Bronzewerke aller Zeiten ist. Jetzt hat die dem Baptisterium gegenüberliegende Hauptpforte des Domes einen ähnlichen Schmuck erhalten: eine mittlere Bronzetür von fast 8 m Höhe, fast 4 m Breite. Ihr Schöpfer ist der Bildhauer Augusto Passaglia aus Lucca, und ihre reichen Bildnereien sind der Verherrlichung der Jungfrau Maria gewidmet. Der von uns im Ausschnitt wiedergegebene rechte Torflügel speziell stellt die Krönung der Himmelsgöttin dar. Steht die mächtige Tür, die nicht

Constantin Meunier mit seinem Entwurf für das Zola-Denkmal.

Digitized by Google

weniger als 14000 Kilogramm wiegt, auch in ihrer künstlerischen Durchbildung nicht auf der Höhe von Ghibertis unvergleichlichem Meisterwerk, so ist sie doch ein schöner Beweis von dem Können unserer Zeit. —

Die Familie von Heider bildet eine interessante Künstlergenossenschaft, die sich besonders auf dem Gebiet der Keramik lebhaft betätigt und starke Erfolge errungen hat. Auch wir brachten in diesen Heften bereits wiederholt Proben ihrer Kunst, die sich vielfach als Volkskunst im besten Sinne charakterisiert. Der Vater, Chemiker und ein vortrefflicher, feinsinniger Gefäßbildner, wirkt noch im bayerischen Heimatsort Schongau; zwei der Söhne wurden vor Jahresfrist an die kräftig aufblühende Kunstgewerbeschule nach Magdeburg berufen, wo sie eine rege Lehrtätigkeit entfalten. Der Hinweis auf letztere dürfte gewiß manche unserer Leserinnen interessieren. Die Keramik ist ja ganz besonders für die Ausführung durch Frauenhand und, man darf wohl sagen, auch für den Frauensinn geeignet. Das beweisen u. a. auch die, allerdings noch vereinzelten Erfolge, die z. B. Mitglieder des Berliner Künstlerinnen-Vereins auf diesem Gebiet erzielten. Ich erinnere mich wenigstens, auf der letzten Weihnachtsmesse des Vereins einige Stücke gesehen zu haben, die entschieden weit über dem Durchschnitt des Dilettantismus standen — vor dem freilich auch hier nicht genug gewarnt werden kann. —

Krönung der Maria.
Mittelteil vom rechten Bronzeturflügel des Domes Santa Maria del Fiore zu Florenz.
Von Augusto Passaglia.

Unsere letzten Abbildungen geben neuere Arbeiten der dänischen Porzellanfabrik von Bing & Gröndahl wieder, die in der Technik erfolgreich mit den großen staatlichen Anstalten zu Sèvres, Meißen und Berlin wetteifert, deren Bildner aber an Erfindungsgabe nicht selten übertrifft. All die anmutigen Sachen, die sie hervorbringt, zeichnen sich durch schöne, matte Farbengebung, durch anspruchslose Muster, durch feines Verständnis für die rechte Naturnachahmung in der Ornamentik aus. Schlanke Blumen oder Blüten, junger Frühling in zarten Farben, kleine reizende Kindergestalten, allerliebste Tiere, mit gutem Humor aufgefaßt — das sind die beliebtesten Motive der Fabrik. Leider hält diese ihre Waren recht hoch

Ausschnitt aus der Bronzetür von Santa Maria del Fiore.

Ausschnitt aus der Bronzetür von Santa Maria del Fiore.

im Preise; sie würden sich sonst unbedingt stärker auch bei uns einbürgern und dem faden, geschmacklosen, ewig dieselben abgetretenen Muster repetierenden Zeug, den schlechten Rokokopüppchen, den geschniegelten und gebügelten Hündchen und Kätzchen den Garaus machen, mit denen einzelne Fabriken, nicht zuletzt Thüringens, den Markt noch immer überschwemmen. —

Der farbige Bilderschmuck des Heftes stammt mit nicht weniger als fünf ganzseitigen Blättern von Hans von Bartels in München. Wir haben dem ausgezeichneten Meister, der

Fritz v. Heider mit seiner Damenklasse.

Biedermeierbüste von Rudolf von Heider.

Rudolf v. Heider, Bildhauer und Keramiker in Schongau am Lech.

entschieden zur Zeit der erste deutsche Aquarellist ist, schon früher in diesen Heften (im Jahrgang 1896/97; Text von Fritz von Ostini) eine ausführliche Würdigung zu teil werden lassen, der kaum etwas hinzuzufügen bleibt. Seine so erstaunlich treffsichere Kunst hält sich immer auf gleicher Höhe; spielend überwindet

Ägyptische Priesterin von Rudolf v. Heider.

Martin Lauer, Keramiker und Bildhauer in Schongau.

er alle Schwierigkeiten der Aquarelltechnik, die in seinen Händen voll auf gleichberechtigt neben der Ölmalerei erscheint. Vielseitig wie wenige in der Auswahl seiner Motive, liegen ihm Landschaft und Figur gleich gut; mit Vorliebe aber wandert er immer noch nach seiner geliebten holländischen Küste, um dort neue Stoffe zu suchen und zu finden. Ob nicht die Zeit kommen wird, wo auch er, dessen Fühlen und Denken doch so deutsch ist, wie im Grunde seine ganze Kunst, mehr Heimatskunst treiben wird? —

Wir bringen weiter zw. S. 656 u. 657 eine Wiedergabe des stim-

Hans von Heider mit seiner Landschaftsklasse.

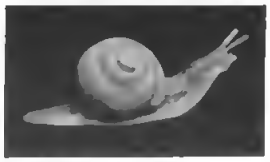
Digitized by Google

mungsvollen Gemäldes „Einsamkeit“ van Karl Piepho-München, das jüngst in Wien mit der Goldenen Medaille ausgezeichnet wurde. — Zwischen Seite 664 u. 665 ist das lebhaft bewegte Blatt „Orpheus und Eurydice“ des großen Briten Frederic Watts eingeschaltet, den man nach der Art seiner Kompositionen wohl den englischen Giorgione nennen könnte. Geboren 1820, ist er, sagt Muther von ihm, eine jener Erscheinungen, wie sie nur in England vorkommen können, ein Künstler, der von Jugend auf in der Lage war, nur seiner Kunst, ohne Rücksicht auf den Erwerb zu leben. Einer der ersten Porträtisten unserer Zeit, hat er doch in den großartigen Allegorien, die er als Ölbilder schuf, am meisten den Ausdruck seiner Individualität gefunden. Wir können es nach unseren kontinentalen Begriffen kaum begreifen: von diesen Werken, an 250, hat er nicht eines verkauft, sie vielmehr sämtlich im eigenen Besitz behalten; nur leihweise, als Beispiele gleichsam seiner Kunst, überließ er das eine oder andere einer öffentlichen Sammlung. Dann und wann aber veranstaltete er doch große Sonderausstellungen auch außerhalb Englands, so 1884 in New-York, 1893 in München; sonst kannte man seine wunderbaren Schöpfungen nur in seiner fürstlichen Villa in Kensingtan bewundern, die ein Museum für sich war, und erst neuerdings wurde eine Anzahl seiner Gemälde in die Landaner National-Porträt-Galerie überführt. Wenn nun auch manche kritische Lanze gegen ihn eingelegt wurde, wenn man ihm vor allem nicht ganz mit Unrecht einen gewissen Mangel an Temperament vorwarf, Nüchternheit und Kälte, so scheint es doch — ich zitiere wiederum Muther —, daß er von allen Malern unserer Zeit, nächst Böcklin, die meiste Aussicht hat, dereinst als klassischer Meister angesehen zu werden, zur Unsterblichkeit zu gelangen. „Alles hat Stil bei Watts, keinen äußerlich nachempfundenen, sondern einen eigenen, einen Stil, den ein bedeutender Mensch, ein Denker und Dichter sich selbst zum Ausdruck seiner Gedanken formte. Das wird ihn späteren Generationen vielleicht als den größten Meister unserer Tage erscheinen lassen.“ — „Orpheus und Eurydice“ ist eines seiner berühmtesten Gemälde; es schildert den Augenblick, in dem Orpheus, sich umschauend, gewahrt, wie Eurydice erbleichend zu Boden sinken will, um wieder vom Hades verschlungen zu werden — und wie er nun in einer letzten verzweifelten Umarmung sie noch einmal an sein Herz reißt. — Prof. Fr. Fehr-Karlsruhe gibt auf seinem hübschen Bilde „Die Schachspieler“ eine Szene im jetzt so beliebten Biedermeierkostüm wieder (zwischen Seite 688 u. 689) — wie doch die Moden wechseln, nicht nur im Leben, sondern auch auf Bildern; augenblicklich ist das Bietermeiertum ganz entschieden Trumpf in den Ateliers der Genrekünstler. — Von dem in Paris lebenden Bildhauer Hantelmann endlich geben wir, zwischen Seite 696 u. 697, eine Abbildung seines Werkes „Der alte Geiger“ — eine charakteristische, eigenartige Gestalt, die mit viel Liebe und feinem Verständnis durchgebildet ist. H. v. S.

Schale von Bing & Gröndahl.

Porzellanfigürchen von Bing & Gröndahl.

Blumenvasen von Bing & Gröndahl.



Porzellanschnecke von Bing & Gröndahl.

Nachdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten.

Zuschriften sind zu richten an die Redaktion von Velhagen & Klasings Monatsheften in Berlin W, Steglitzerstr. 53.

Für die Redaktion verantwortlich: Theodor Hermann Paulenius in Berlin.

Verlag von Velhagen & Klasing in Berlin, Bielefeld und Leipzig. Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.

YD 26450